

42. Jahrgang Band 2





Velhagen & Klasings Monatshefte

42. Jahrgang 1927/1928

2. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

42. Jahrgang 1927/1928. Zweiter Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Gedichte, Sprüche

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Kunst und Literatur

Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes





Freundin des Hafis. Gemälde von Ivo Saliger-Wien



Der Zinsgroschen

Roman von Wilhelm Hegeler

(Schluß)

Das kleine Gelächter, das Christa im Krankenhaus angestimmt hatte, dies gedämpfte Gelächter mit aufgelegter Sordine, stimmte sie auch später noch manchmal an, damit es wie eine Friedensglocke aufgrollende Stimmen in ihr beschwichtigte. Aber Glockengeläut kann den Frieden verkünden, doch nimmermehr ihn herbeiführen. Nein, die Maxime, daß man die Menschen nur von ihrer komischen Seite nehmen müsse, bot keine endgültige Lösung.

Wenn sie der eifersüchtigen Frau Wiedemann auch ihren unbeherrschten Angriff verzieh, denn die Frau war offenbar nicht recht bei Besinnung gewesen, so hatte er in ihr doch Wunden hinterlassen, die sich nicht schließen wollten. Und Wiedemann selbst — die Enttäuschung, in die er sie gestürzt, hatte etwas in ihr zerbrochen; sie fühlte sich flügellahm. Und ihr inneres Widerstreben, ihre Furcht vor dem Piloten übertrug sie auf die Höhen selbst. Nichts mehr von Träumen und Schwärmen also, es hieß sich resolut mit der Wirklichkeit abfinden. Und die Wirklichkeit war in diesem Fall die enge Welt ihrer Häuslichkeit.

Daß sie diese auch früher weder vernachlässigt, noch geringgeschätzt hatte, dessen war Christa sich in ihrer verdüsterten Gemütsverfassung nicht mehr bewußt. Jedenfalls hielt sie es für ihre Pflicht, das Wohnungsreich in eben dem blitzblanken, gescheuerten, gebohnerten, polierten Zustand zu halten, den Ohmi als Ergebnis ihrer kurzen Regierung hergestellt hatte. Und das nahm sie von früh bis spät in Anspruch.

Es nahm sie so sehr in Anspruch, daß darüber die Kinder ein wenig zu kurz kamen. Wenigstens stellte Christa selbst mit verwundertem Bedauern fest, daß zwischen ihr und den Kleinen trotz aller Herzlichkeit nicht ganz mehr jener innige geistige Austausch bestand wie einstmals mit den Großen. Vielleicht lag der Grund an dem erheblicheren Unterschied der Jahre, und die Kinder selbst schienen eine Veränderung nicht zu spüren.

Annemarie war ohnehin den ganzen Tag auf dem Büro, und die beiden Kleinen — nun sie hießen zwar noch so, waren es aber eigentlich nicht mehr. Die weichherzige Susi hatte sich unmerklich in einen reizenden, übermütigen Backfisch verwandelt, der sich mit tapferen Schnabelhieben jeden Angriffs zu wehren wußte. Sie und Erich bildeten noch immer ein unzertrennliches Paar, und wenn sie sich manchmal kabbelten, wobei der größere Bruder trotz seines lauteren Organs gewöhnlich den kürzeren zog, kamen sie ihrer Mutter vor wie ein kleines Ehepärchen. Erich schien in Statur und seelischer Haltung seinem Großvater nacharten zu wollen. Ohne die geistige Energie des älteren Bruders zu zeigen, war er ein schöner, stattlicher Junge geworden, von ritterlichem Wesen, dem es genügte, auf der Schule guter Durchschnitt zu sein. In der letzten Zeit bekundete der ehemalige Weltreisende lebhaftes Interesse für Architektur, bemalte alles erreichbare Papier mit Entwürfen und baute aus Holz, Blech und Pappe Modell über Modell, wobei es wegen der ewig herumliegenden Abfälle manchmal zu kleinen Konflikten mit seiner Mutter kam.

Natürlich stand er ganz auf der Höhe seiner Zeit. Würfelform war sein oberster Glaubenssatz, und abgeschrägte Dächer unmöglicher Greuel. Was er in einem einzigen Raum an eingebauten Wandschränken,

herunterklappbaren Betten, versenkbaren Badewannen und verwandelbaren Möbeln vereinigte — dagegen war Christas Wohnung eine unübersehbare Zimmerflucht.

So wuchsen die beiden heran, gebildet und geleitet mehr durch den häuslichen Geist, als daß es großer erzieherischer Maßnahmen von seiten der Mutter bedurft hätte. Dafür bildete seit einiger Zeit Annemarie den Gegenstand ihrer Sorge. Im ersten Jahr hatte sie sich wacker mit ihrer beruflichen Tätigkeit bei der Landespolizei abgefunden, erklärte zwar auf Befragen jedesmal, es sei unmenschlich viel zu tun und die Arbeit brächte sie noch um, aber aus ihren munteren Erzählungen gewann Christa den Eindruck, daß es auch manchmal Ruhepausen gab, die zum Einkauf und Vertilgen von Leckereien und zu harmlosem Klatsch unter den Beamten und Beamtinnen verwandt wurden.

In letzter Zeit aber zeigte Annemarie ein so verändertes Wesen, daß Christa sich ernstlichen Befürchtungen hingab. Was ging in ihr vor? Sie wollte nicht mit der Sprache heraus. Als ihre Mutter jedoch sie eines Nachts im Schlaf stöhnen und aufschreien hörte, setzte sie sich an ihr Bett und bat sie flehentlich, sich ihr doch anzuvertrauen. Da warf das verängstigte Mädchen sich ihr schluchzend in die Arme: sie könne es nicht länger in ihrer Tätigkeit aushalten. Was man von ihr verlange, sei zu furchtbar. Näheres könne sie des Dienstgeheimnisses wegen nicht angeben.

Christa erklärte, der Mutter gegenüber gäbe es kein Dienstgeheimnis, und entlockte ihr nach und nach die Ursache ihrer Verstörtheit. Man hatte gerade ihr die Abschrift gewisser Geheimberichte über die Zunahme der Unsittlichkeit in der Stadt anvertraut, wie sie durch Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und dergleichen eingetreten war. Seit Wochen mußte das harmlose Mädchen tagaus, tagein sich mit diesem Schmutz beschäftigen. Sie versuche, sich innerlich abzusperren. Vergeblich! Sie könne kein Gesicht mehr sehen, ohne die Spuren von Lastern darin zu erblicken. Empört ging Christa zu Annemaries Vorgesetztem, um ihn zur Rede zu stellen. Dieser gab alles zu, erklärte aber, sich in einem unlösbaren Dilemma zu befinden. Abgeschrieben müßten die Berichte werden, männliche Hilfskräfte habe er nicht.

Unter diesen Umständen hielt Christa einen Berufswechsel Annemaries für notwendig. Diese erklärte, am liebsten würde sie in der benachbarten Universitätsstadt Säuglingspflege lernen. So fuhr Christa denn mit ihr dorthin.

Während sie selbst beim Anblick all der zu früh geborenen, rachitischen, kranken Kinder ein mit Grauen vermischtes Mitleid empfand, schien sich im Herzen ihrer Tochter ein vielleicht schon lange keimendes Muttergefühl zu regen. Und wie sie als Kind schon die ramponiertesten Puppen am zärtlichsten geliebt hatte, geriet sie auch jetzt vor jedem der Bettchen in neues Entzücken, hätte am liebsten eins der kleinen Wesen nach dem andern in ihre Arme geschlossen und wünschte sich kein größeres Glück, als sie gesund zu pflegen.

Ihrer Aufnahme stand nur der Umstand entgegen, daß die Ausbildung zwei Jahre dauerte und Geld kostete. In dieser Not wandte Christa sich an ihre Eltern, und die erfinderische Ohmi wußte wieder Rat.

So verließ denn auch Annemarie das Haus. Es wurde noch stiller, und eigentlich hätte auch die Arbeit weniger werden sollen. Aber die Dinge benehmen sich nicht anders als Menschen: hat man sie einmal verwöhnt, dann werden sie immer anspruchsvoller.

Eines Nachmittags war es zwischen Erich und seiner Mutter wieder zu einem kleinen Konflikt gekommen, da Christa verschiedene Drahtgeflechte und Blechhülsen weggeworfen hatte. Als er sich darüber beschwerte, denn das Umherliegende war nichts anderes gewesen als die noch nicht vollendete Anlage einer Zentralheizung, hatte er von der verärgerten Mutter auch noch Schelte besehen. Jetzt saßen beide Parteien in den nebeneinanderliegenden Zimmern, zwischen denen die Tür offen stand.

Christa hatte sich hinter einen Haufen ungestopfter Strümpfe verschanzt. In ihr gewitterte es noch leise fort, nur traf die grollende Stimme jetzt ihr eigenes Ohr: sie hatte das Gefühl, ihrem Jungen unrecht getan zu haben. Dieser war offenbar von demselben Gedanken beseelt, denn er beklagte sich mit dem Schmerz eines Erfinders, dem man eine neue Idee im Keime erstickt hat, bei seiner Schwester und sagte schließlich: „Überhaupt ist es längst nicht mehr so gemütlich bei uns wie früher. Ich möchte nur wissen, woran das liegt."

„Bei uns geht eben Ohmis Geist um."

„Was soll denn das wieder heißen?"

„Wir führen eine Musterwirtschaft, und da sollen wir zwei die Musterkinder spielen."

„Musterkinder? Pfui Deubel!"

„Du sollst doch nicht fluchen, hat Boehle gesagt."

Herr Boehle war der Pastor, dessen Konfirmationsunterricht die beiden besuchten.

„Dann meinetwegen, pfui Spucke! Aber ein Musterknabe werde ich nicht. Einen von

der Sorte haben wir in der Klasse. Der kriegt alle Tage Dresche. Was hat der Boehle uns aufgegeben?“

Susi schob ihrem Bruder die Bibel hin und tippte mit dem Finger auf eine Seite. „Lies nur vor. Ich lerne dann schon mit.“

Erich begann zu lesen mit einer Stimme, deren Dröhnen darauf berechnet schien, seinen gänzlich abwesenden Geist zu erreichen: „Da gingen die Pharisäer — schon wieder diese kaffrigen Pharisäer — hin und hielten einen Rat, wie sie ihn fingen in seiner Rede, und sandten zu ihm ihre Jünger, samt Herodis Dienern, und sprachen: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen. — Sehr vernünftig! — Darum sage uns, was dünkt dich? Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? — Paßt eigentlich nicht, da wir keinen Kaiser mehr haben.“

„Aber ein Finanzamt,“ warf Susi dazwischen.

Noch lauter dröhnte die Stimme: „Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach er: Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? Weiset mir die Zinsmünze! Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Wes ist das Bild und die Überschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

„Was ist denn Gottes?“

„Keine Ahnung. Wie soll ich das wissen?“ antwortete Erich und wollte gerade seine Vorlesung von neuem beginnen, als mit heiß erregtem Gesicht Christa vor ihnen stand und sagte: „Kinder, wie könnt ihr diese herrliche Stelle nur so schimpfieren! Das ist ja das schönste und tiefste Gleichnis, das in der Bibel — ach, überhaupt in irgendeinem Buch vorkommt. Wie oberflächlich ist es, zu glauben, mit dem Kaiser sei irgendein zeitlicher Potentat oder eine vorübergehende Staatseinrichtung gemeint. Was gemeint ist, das ist der ewige und unabsetzbare, uns alle regierende Alltag. Das Leben mit seinen täglichen Nöten, Forderungen und Wünschen, die in tausenderlei Gestalt an uns herantreten. Dem sollen wir uns nicht entziehen. Wir sollen ihm sein Recht lassen. Das ist Christi tiefe und menschliche Weisheit, daß er nichts Unmögliches verlangt, keine Askese und Weltflucht. Nur sollen wir dem Irdischen mit seinem eigenen Wesen dienen, mit unserm irdischen Teil. Aber leider“ — Christas erregter Ausdruck vertiefte sich jetzt in schuldbewußten Ernst — „sind wir Menschen allzu geneigt, uns dem irdischen Wesen ganz zu verschreiben, den Alltag als unsern einzigen Herrn anzuerkennen und das Göttliche in uns zu vergessen. Was ist denn Gottes? Das ist nicht bloß Gottesdienst im buchstäblichen Sinn, sondern wie der Alltag offenbart sich auch Gott uns in tausend Gestalten. Gottes ist alles, was uns über unsere Gewöhnlichkeit erhebt. Er steht hinter jedem reinen Gedanken, hinter jeder Tat, die wir nicht aus egoistischen Gründen, sondern um ihrer selbst willen tun. Er steht auch hinter den Werken der Kunst wie der Dichtung. Für mich wenigstens sind diese Werke göttlichen Ursprungs, und Dienst an der Kunst und Gottesdienst sind nahe verwandt. Darum ist es auch kein Zufall, daß gerade dies Wort vom Zinsgroschen die Anregung gegeben hat zu einem der schönsten Bilder.“

Und als Christa nun mit den beiden über dem mit Bildwerken geschmückten Buch saß, da wurde aus dieser Stegreifermahnung seit langer Zeit wieder eine wirkliche Gemeinschaftsstunde, und die Mutter fühlte, daß ihre Kinder nicht nur Schulter und Wange so eng und zärtlich an sie schmiegten. Sie selbst aber saß noch spät am Abend vor dem Buch, dessen Seite mit dem Tizianschen Gemälde sie wieder aufgeschlagen hatte.

Nichts von äußerer Ähnlichkeit der Züge dieses Meisters mit denen ihres Dichters, und doch sah sie hinter diesen immer seine Züge. Sie hatte durch ihren Sohn so mancherlei von Wiedemanns veränderter Lebensführung erfahren, was sie mit tiefem Unmut erfüllt hatte, daß sie ihn eine Zeitlang ganz aus ihren Gedanken verbannt hatte.

Nun aber war er wieder da, nicht mehr als der verhaßte kleine Herr Wiedemann, sondern als jener andere, Wahre. Und während sie jetzt seiner gedachte, geschah es nicht mit Bitterkeit, sondern mit der mütterlichen Besorgnis einer Frau, die einen geliebten Menschen in Gefahr weiß. Auch er hatte ja sein irdisches Teil über sich Herr werden lassen, hatte seiner Majestät dem Alltag nicht nur den schuldigen Zinsgroschen, sondern sein bestes Teil geopfert. Aber der kleine Alltagsherr Wiedemann mochte sich noch so sehr als Alleinherrscher fühlen, mochte als Filmschreiber noch soviel Geld scheffeln und in Luxus schwelgen — die Stunde würde kommen, wo der andere seine Stimme erhob und ihn von seinem angemaßten Platze verdrängte. Und es war ihr wie eine tröstliche Verheißung, als sie

sich eines Spruchs erinnerte, den ihr der Freund in eins seiner Bücher geschrieben:

Runde auf Runde
Ziehen die Wochen träge.
Plötzlich am Wege
Steht deine Stunde.

Bis zu dieser Stunde aber wollte sie dem Freund bei sich ein Obdach und eine Zufluchtsstätte bereiten. Sein zwiespältiges Gesicht sollte sie erinnern an des Lebens doppeltes Gesicht, an seine Werkeltags- und seine göttlichen Züge. So hatte die langweilig dröhnende Stimme ihres Jungen lang in ihr aufgestaute Eismassen in Fluß gebracht. Als Christa einige Tage später die muntere Frau Schreier wieder traf, fragte sie, ob sie schon eine neue Stellung hätte.

„Ne," sagte Frau Schreier, „aber was Feines in Aussicht."

„Wenn Sie Lust haben, können Sie wieder zu mir kommen."

„Woll'n mal sehn."

Am nächsten Morgen erschien sie, band stumm die Schürze um, nahm den Besen zur Hand und machte sich an ihre Arbeit, ein bißchen huschlig, ein bißchen obenhin und mit der Geringschätzung einer echten Stundenfrau für ihr ephemeres Reich.

Christa aber machte sich frei von der Übermacht der Dinge, denen sie ihren gebührenden Platz einräumte, wenn auch nicht den ersten, und die Bücher waren nicht nur Gegenstände des Staubwischens für sie.

Und dann kam auch die Zeit, wo sie sich wieder ihren Träumen überließ, hinabschaute zu dem arabesken Gerank der Bilder auf ihrem Seelengrund, die, unwirklich, heller waren als alle Wirklichkeit.

★

Eines Abends besuchten Herr und Frau Wiedemann das Theater. Es wurde ein historisches Schauspiel gegeben, das großen Beifall fand. Während des zweiten Aktes sagte Frau Wiedemann zu ihrem Mann: „Das ist ja dein Stück!"

„Merkst du das jetzt erst?" antwortete er.

In der Tat, es war so gut wie sein Stück. Er hatte es zu Hause in der Mappe seiner Entwürfe liegen. Das ganze Szenarium war fertig, und nur die Ausführung fehlte. Nun heimste ein anderer seinen Erfolg ein. Ursprünglich hatte er vorgehabt, mit dem Autor, der ein Bekannter von ihm war, den Erfolg zu feiern, aber im letzten Augenblick änderte er seine Absicht und fuhr mit seiner Frau nach Hause.

Während die beiden sich auskleideten, äußerte Frau Wiedemann nachdenklich: „Ja, wenn du bei der Literatur geblieben wärest —" Da fuhr er sie an: „Wer hat mich denn davon abgebracht? Wer hat mir immer vorgeklagt, daß ich nicht genug Geld verdiente? Wenn ich dich und die Kinder nicht hätte —" Blaß vor Zorn legte er sich ins Bett und drehte ihr den Rücken. Er kam sich schmählich betrogen vor. Vom Schicksal natürlich. Denn sich selbst nennt man ungern einen Betrüger.

Es kam eine Krisis. Dies war nur der Anfang davon. Am nächsten Tage gab es eine noch heftigere Szene.

Kaspar hatte zum Geburtstag von seinem Vater ein Zweirad bekommen. Ein solides, feines Rad. Er bedankte sich auch pflichtschuldig, strahlte aber doch nicht so recht vor Freude, wie das die Pflicht eines Geburtstagskindes ist.

„Spaß!" sagte Hellmut, als sein Vater sich darüber aufhielt, „wo er sich doch ein Motorrad gewünscht hat!"

„Ich hätte mir als Junge nur mal ein Motorrad wünschen sollen. Mein Vater hätte mir was anderes gesagt."

„Als du Junge warst, gab's ja noch gar keine Motorräder."

„Ganz egal! Der Bengel soll dankbar sein."

„Wenn sich jemand ein Motorrad wünscht, und er bekommt nur ein einfaches Rad, dann kann er sich nicht so recht freuen. Das mußt du doch einsehen, Papa."

„Das sehe ich durchaus nicht ein."

„Dann bist du eben rückständig."

Das hätte der Sohn seinem Vater nicht sagen dürfen, diesem Vater, der immer so eifrig und besorgt umherwitterte, was etwa Neues in der Luft läge, und der so stolz darauf war, modern zu sein. Wiedemann blieb denn auch die Antwort nicht schuldig, und sie richtete sich an die ganze Familie. Seinem Ältesten warf er vor, warum er sich nicht schon längst um eine Stellung als Buchhandlungsgehilfe bemüht hätte. Und Kaspar sollte sich gefälligst in die Schule scheren. Ein Geburtstag sei kein Grund zum Schwänzen. Und Bella möge ihrer Mutter im Haushalt helfen, statt heimlich Kinovorstellungen zu besuchen. Sie sollten sich an geordnete Arbeit gewöhnen. Er war es satt, sich andauernd aufzuopfern und dafür noch Undank zu ernten. Er war überhaupt, das sollten sie sich nur merken, die ganze Wirtschaft hier satt. Und um zu zeigen, wie satt er's hatte, ging er wütend weg.

Unterwegs wollte es das Schicksal, daß er einem Filmphotographen begegnete, der ihm erzählte, er mache in den nächsten Tagen eine Kampagne nach Spanien und suche jemand, der ihm für einige Monate sein Atelier abnehme. Das Atelier lag in einer Neben-

straße des Kurfürstendammes, unweit von Halensee. Es war die ruhigste Gegend von Berlin, wie der Photograph sagte.

Ruhe, Einsamkeit, Selbstbesinnung aber war gerade das, was Wiedemann brauchte. Er mietete das Atelier und verbrachte von nun ab die Arbeitsstunden fern vom Schoß seiner liebenden Familie. Das ging natürlich ohne Kampf nicht ab, und Frau Wiedemann erklärte diesen Schritt als eine Flucht aus der Ehe ins Junggesellenabenteuer hinein, doch gab er ihr eine so nachdrückliche und von seiner tiefen Verzweiflung zeugende Antwort, daß sie bestürzt nachgab.

Das Atelier hatte wirklich den Vorzug der Stille. Es lag hoch über den menschlichen Behausungen. Durch das breite, oben sich rundende Fenster, das einen Teil des Daches einnahm, sah man auf eine Art Laubenkolonie, wo zwischen dem sprießenden Grün einige alte Männlein und Weiblein herumwirtschafteten. Wenn man aber auf dem Diwan lag, eine Stellung, die Wiedemann während des ersten Tages als die ihm gemäßeste empfand, blickte man geradeswegs in den Himmel hinein, in einen unendlich tiefen, blauen Frühsommerhimmel, über den nur selten ein blasses Wölkchen hinglitt. Kein Lärm drang einem ins Ohr, kein Tuten, kein Geklingel, keine Menschenstimme, nur, wenn man aufhorchte, ein unbestimmtes Brausen wie von einer fernen Brandung. Man konnte sich vorstellen, man wäre auf einem Schiff, über sich den Himmel und unter sich ein unabsehbares Meer.

Und das war gerade die Vorstellung, welche Wiedemann in diesen Tagen beherrschte. Fern vom festen Gestade, auf der Fahrt — wohin? Aber war sein Schiff denn eigentlich in Fahrt, dampfte es einem Ziele zu?

Wenn er in diesen Tagen, nachdem die erste Bitterkeit sich gelegt hatte, die alten dichterischen Pläne in sich aufsteigen ließ, dann spürte er mit nagender Ungeduld, wie sie nach flüchtiger Lockung zerflatterten. Und es überkam ihn tödliche Angst, alles sei zu Ende mit ihm, er stände vor der Leere, vor dem Nichts. Aber manchmal wehte aus dieser Stille, die so jäh der geräuschvollen Jagd hinter dem Wild des Erfolges her gefolgt war, eine andere, noch sonderbarere Angst ihn an. Dann war ihm zumute, als stiege von irgendwoher ein Unglück herauf; er wußte nicht, in welcher Gestalt, und eben diese Unbestimmtheit machte es so unheimlich. Er fühlte fern und leise murrende Wellen höher steigen und sein Lebensschiff darin versinken.

Das Atelier war mit behaglichem Wohlstand eingerichtet. Er hatte seine Schreibmaschine, einige Bücher und Mappen hereinschaffen lassen, auch Bilder von Frau und Kindern aufgestellt, damit der Raum nicht ganz fremd wirkte. Äußerlich fehlte nichts zur Arbeit. An diesem Morgen hatte er sich auch tapfer an den Schreibtisch gesetzt und sich vorgenommen, einige Seiten zu füllen, nach dem Rezept: man muß nur Stroh zusammentragen, einmal wird schon der Funke hineinfallen.

Da schellte es draußen an dem drehbaren Knopf, dessen Messingglocke einen unangenehmen, schrillen Ton von sich gab. Wiedemann rührte sich nicht. Da er sich Besuch seitens seiner Familie streng verbeten hatte, konnte kein Mensch in ganz Berlin hier etwas von ihm wollen.

Die Glocke klirrte zum zweitenmal. ‚Meinetwegen noch zwanzigmal,‘ dachte er. Im Augenblick aber, als der eigensinnige Besucher zum drittenmal den schrillen Alarmton von sich gab, schritt Wiedemann mit geneigtem Haupt der Tür entgegen.

Draußen stand ein zierliches junges Mädchen, nannte ihren Namen und fragte, ob er sie nicht wiedererkenne. Nein, er kenne sie nicht. Sie müsse ihn wohl mit einem anderen Herrn verwechseln. Er wohne hier nur als Interimsmieter.

„Ich verwechsele Sie nicht. Sie werden mich gewiß wieder erkennen, wenn Sie sich erinnern, daß ich mit meiner Kusine Annemarie an Ihrem Geburtstage getanzt habe, als weiße Wolke.“

„Treten Sie ein!“ antwortete seine Stimme.

„Mein Vetter Klaus von Immhof schickt mich her. Er sagte mir, daß Sie eine Sekretärin suchen.“

„Eine Sekretärin suchen —?“ wiederholte seine Stimme.

Er folgte ihr ins Atelier, aber anstatt ihr Platz anzubieten, blieb er vor ihr stehen, betrachtete sie in einem Zustand halber Geistesabwesenheit. Er sah sie nicht in ihrer augenblicklichen Gestalt, mit dem runden Hut, der den oberen Teil ihres Gesichtes beschattete, in dem hellen zugeknöpften Sommermantel. Er sah sie als weiße Schleierwolke, fühlte sich taumelnd umwogt von weichen, wattigen Nebelwellen.

Aber es mußte etwas geschehen. Er bot der Besucherin einen Stuhl, sagte: „Also Sekretärin. — Sind Sie denn ohne Stellung nach Berlin gekommen?“

Etwas befangen und atemlos begann Tinette ihm alles das, was sie sich vorher zurechtgelegt hatte, auseinanderzusetzen. Er hörte nur mit halbem Ohr zu, dachte plötzlich

an seine Tochter, dachte, daß diese eines Tages auch leichtsinnig zum ersten besten Unbekannten hinlaufen könnte.

„So, so, eine Stellung, wo Sie Ihre Fähigkeiten ausnutzen können? Das sind Sie sich schuldig? Das ist Ihre Pflicht gegen sich? So spricht der Teufel von der Pflicht. Seien Sie froh, daß Sie eine Stellung haben. Es laufen ja tausende junger Mädchen beschäftigungslos herum. — Zum Film wollen Sie? Sie haben ja keine Ahnung, welchen Gefahren Sie sich da aussetzen, Gefahren für Ihren Ruf, in gesellschaftlicher, in sittlicher Beziehung. Was verstehn Sie überhaupt? Können Sie perfekt schreiben?"

„Ich hoffe, daß ich Ihren Ansprüchen genügen werde. Sollen wir's mal probieren?" Und ohne seine Antwort abzuwarten, zog sie ihren weichen Filzhut vom Kopf und legte ihren Sommermantel ab.

‚Das ist ja nicht zum Aushalten!' dachte er ganz benommen von ihrem Liebreiz.

„Sind das die richtigen Bogen? Wollen Sie eine Kopie, ja?"

„Sehr geehrter Herr!" polterte er los, mit großen Schritten den Raum durchmessend. „Der unqualifizierbare Ton —

„Halt! Halt!" unterbrach sie ihn. „Die Herren vergessen immer, daß man erst einspannen und das Datum schreiben muß. So! — Der unqualifizierbare Ton Ihres —"

„Schreibens von gestern hätte mich veranlaßt, den Brief ungelesen in den Papierkorb zu stecken —" Eine ganze Weile diktierte er so fort und sah dem wirbelnden Tanz ihrer Finger zu.

„Schreiben können Sie. — Den Brief schicke ich natürlich nicht ab."

„Aha! Es ist auch besser."

„Aber was verstehen Sie sonst noch? Mit dem Schreiben allein ist mir nicht gedient. Ich brauche einen reiferen Menschen, mit dem ich meine Pläne durchsprechen kann. Jemand, der selber Ideen hat."

„Filmideen?"

„Natürlich. Offen gestanden, Sie sind mir zu jung."

„Schade!"

„Wie alt sind Sie?"

„Wenn ich sagte fünfundzwanzig, würden Sie's mir glauben?"

„Unsinn! Sie sind höchstens neunzehn."

„Leider. — Ein paar Monate drüber."

‚Ein Jahr älter als Bella,' dachte Wiedemann und spürte Angst und Zorn sieden. „Also eigentlich ist das unerhört leichtsinnig von Ihnen, hierher zu kommen. Wissen Sie das auch?"

„Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen."

„So?"

„Sie sind doch verheiratet."

„Als wenn das ein Grund wäre! Ich sage Ihnen, die Verheirateten sind die schlimmsten. Wenn ich nun zudringlich würde?"

„Aber das wäre doch gräßlich geschmacklos. Ich habe Vertrauen. Ich finde immer, mit Vertrauen kommt man am weitesten. Bis jetzt waren die Menschen auch alle sehr nett zu mir."

„So, das ist ja sehr erfreulich. Hoffentlich machen Sie nicht mal die gegenteilige Erfahrung."

Er sah sie an. Sie blickte zwischen Lächeln und Ernst, zutraulich versonnen — oder gedankenlos unschuldig — oder verrucht — wer konnte in solch einem Gesicht lesen, über das die Empfindungen, die Gedanken hingeglitten waren, spurlos wie Wolken über den Himmel? Ach, alle Jugend stieg wohl irgendwie vom Himmel nieder, und erst hier unten fuhr der Schicksalskarren drüber hin, machte sie mit seinen Furchen zur Landstraße der Leidenschaften, Laster, Sorgen, Enttäuschungen. Er wollte nicht dieser Karren sein. Unter seine Räder sollte sie nicht kommen.

Plötzlich sprang er auf, sagte händereibend, in gänzlich verändertem Ton, sie wollten es miteinander versuchen. Besprach mit ihr Arbeitsstunden, Geschäftliches, riß die Fenster auf und machte ihr den Vorschlag, spazieren zu gehen.

Tinette schien überrascht, war aber sogleich mit Freuden bereit.

Sie gingen den Kurfürstendamm hinunter, Tinette vergnügt, wie am ersten Ferientag, er stolz geschwellt neben dieser reizenden Begleiterin.

Sie war niedlich angezogen, aber nicht kostbar. Ihr Schuhwerk war nicht ganz neu, und er wußte nicht einmal, ob ihre Strümpfe Seide waren. Doch nach ihrer schlanken Jugend blickten alle Herren sich um. Wiedemann brüstete sich ein bißchen, erzählte von Paris, dem Bois, dem Rennen in Longchamps. Aber Berlin konnte sich auch sehen lassen. Die Frauen hatten in den letzten Jahren etwas gelernt. Man sah doch eine Menge eleganter Erscheinungen.

„Finden Sie?"

„Sie nicht? — Zum Beispiel" — er wies mit seiner Stockspitze auf eine vor ihnen Gehende — „die da!"

„Die Strümpfe!" hauchte Tinette.

„Erlauben Sie, das sind echte Seidenstrümpfe."

„Aber die Nähte."

„Was ist mit den Nähten?"

„Schief."

„Schadet das was?"
„Das ist unmöglich!"
Sie schien ja für eine Provinzlerin recht anspruchsvoll. Er zeigte ihr eine andere, die an ihnen vorbeikam. Aber da lachte Tinette ihn einfach aus. Die sei ja über und über bemalt.
„Aber wie! Wunderbar gemalt!" versetzte er.
„Ich finde das gräßlich. Möchten Sie in einen bemalten Apfel beißen?"
‚Provinz!' dachte er und sagte, nun sollte sie ihm eine Dame nach ihrem Geschmack zeigen.
Sie waren inzwischen bis in die Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gelangt, als Tinette mit einem kleinen Ruck ihres Kopfes auf eine Dame wies, die eben aus einem Laden trat. „Die ist gut angezogen."
‚Was war an der nur zu sehen? Provinz! Liebe kleine Provinz,' dachte Wiedemann. Aber im selben Augenblick schritt die Dame auf ein elegantes Privatauto zu, dessen Chauffeur ihr den Schlag öffnete.
„Pfeil," sagte Tinette.
„Wie?"
„Die Automarke."
„Sie kennen wohl alle Automarken?"
„Längst nicht alle. Nur die anständigen."
In der Nacht hatte Wiedemann Verschanzungen aufgeworfen, empfing am nächsten Morgen den Feind mit größerer Ruhe. Er war der Arbeitgeber, höflich, korrekt, sonst nichts als sachlicher Ernst.
Stundenlang diktierte er ihr ein Filmexposee. Es war zum Glück ein neutraler Stoff. Natürlich kamen immer wieder etwas unheimliche Augenblicke. Aber es war etwas in Tinette selbst, das ihm darüber weghalf. Einem fliehenden Wild jagt man nach, doch wenn ein Vöglein sich einem so zutraulich auf die Hand setzt, kann man dann roh zupacken?
Wurde seine Unruhe zu groß, so floh er mit ihr ins Freie, in den Tiergarten. Das war der Ort, wo Tinettens Jugend sich erst wahrhaft entfaltete. Ein ganzes Jahr lang hatte man sie in den Käfig muffiger Geschäftszimmer eingesperrt, und Frühling, Sommer und Herbst hatte sie nur durch die armseligen, langsam welkenden Sträußchen erlebt, die sie sich heimlich neben ihrer Maschine aufstellte. Nun blühte sie auf, lachte, schwärmte, sprang umher und erweckte auch in dem „älteren Herrn" die größte Lust, wie ein Junge zu tollen. Einmal stellte Tinette ihn an. Er mußte aufpassen, ob nicht ein Parkwächter käme, während sie auf die Wiese lief, um Blumen zu pflücken.

Zu seiner Überraschung machte er die Entdeckung, daß Tinette noch nie einen Film von ihm gesehen hatte. Um dieser Bildungslücke abzuhelfen, nahm er sie mit ins Kino. Aber was erlebte er dort für eine Enttäuschung! Sie gähnte bei den packendsten Szenen. Er war wirklich gekränkt. Aber dann kam die entgegengesetzte Überraschung, als sie zusammen im Theater waren, in „Richard II.". Da erlebte er eine ganz neue, eine gelöste, hingerissene, begeisterte Tinette. Sie konnte sich nicht äußern, mußte nach der Vorstellung auch gleich nach Hause. Es waren wohl nur die Schauspieler, die ihr kleines Herz in Aufruhr versetzt hatten, redete er sich ein. Aber am nächsten Morgen sprach sie gleich wieder von dem Stück, konnte auch jetzt nichts recht Gescheites herausbringen, doch ihr ungeschickt stammelndes Suchen genügte, um ihm die Zunge zu lösen. Und nun fand er wieder die Tinette vom Abend zuvor, die gelöste und großäugig Lauschende. Und als sie, von ihm beschwingt, dann selbst etwas äußerte, merkte er, daß sie mehr, als er geahnt, begriff, entdeckte hinter ihrem engen Gehäuse tiefere Gründe. Er aber hatte, ohne es zu ahnen, vom dürren, fremden Gestade sich wieder in sein eigentliches Element gestürzt: das Wort. War der alte Zauberer wieder, der trunkne Rauschspender, der geistergriffne Bezwinger. Wie er sie, erlebte auch sie ihn in neuer Gestalt.
Längst waren sie von Shakespeare abgekommen, er las ihr seine Verse vor, sprach von seinen Entwürfen. Eine vergessene Welt erschuf sich neu. Wundervolle Wandlung! Verlassen von sich selbst, überdrüssig aller Welt, war todessüchtige Müdigkeit sein Teil gewesen. Nun machte sie das zerborstene Holz wieder zum tönenden Instrument.
Er konnte sich von Tinette nicht mehr trennen, mußte sie immer um sich haben, auch nachmittags. Sie unternahmen nichts Besonderes. Das Nichtigste war ihnen genug. An diesem Nachmittag gingen sie eine Tasse Tee trinken. Als sie Platz nahmen, ergriff Wiedemann eine Zeitung.
„Einen Augenblick, bitte. Nur einen kurzen Blick!"
Aber er hatte tagelang keine Zeitung angerührt, und da waren allerlei Notizen. Als er das Blatt aus der Hand legte, hatte sich in der Konditorei ein kleines Unglück zugetragen, war eine Feuersbrunst im Gange, wie sie ausbricht, wenn der Blick eines hübschen Mädchens auf einen feuergefährlichen Gegenstand fällt.
Gerade das bewunderte er so an Tinette, daß sie nirgendwo mit ihm so allein war

wie in einem öffentlichen Lokal. Das Publikum existierte nicht für sie. Ganz anders als seine Frau, die sich neugierig nach rechts und links wandte, ihn manchmal anstieß: „Sieh mal dorthin — aber nicht so auffallend.“ Tinette sah nirgendwohin, hinterher aber hatte sie alles gesehen. Heute aber, — solche Glitzeraugen macht ein junger Mann nur, wenn ihn von der andern Seite ein Blick getroffen hat. Tinette verzehrte artig ihren Kuchen, der ihr besonders gut zu schmecken schien. Wiedemann schleuderte nach dem blonden Inhalt des Plüschsessels so etwas wie ein geschliffenes Messer, rief „Zahlen!“ und stemmte dabei seinen Stock gegen die Erde, als wollte er dem Fußboden ein Auge ausbohren. Sobald sie draußen waren, fragte er: „Tinette, hast du diesem jungen Menschen einen Blick zugeworfen?“

Sie legte den Kopf auf die Seite und zirpte: „Nur einen ganz kleinen, wie du in die Zeitung.“

Er schluckte die Antwort hinunter, und sie setzten ihren Spaziergang fort.

Aber seit dieser Stunde hatte sein Himmel ein Loch bekommen.

Er war in fremdes Gebiet eingebrochen, in Jugendland, und alle Jugend war jetzt sein Feind. Jeder Laffe, der auf der Straße Tinette einen Blick zuwarf, brachte ihn in zitternde Wut, jeder Name aus gegenwärtiger oder ferner Zeit, den sie erwähnte, setzte das Räderwerk seiner argwöhnischen Einbildungskraft in Gang. Er lernte nun auch die Eifersucht kennen. Und das Schlimmste war, daß er dies bissige Ungetüm hübsch versteckt mit sich herumtragen mußte. Tinette durfte ja nicht wissen, wie es um ihn stand.

Freilich sich wirklich zu verstellen, seine Liebe zu verbergen, das war einem Menschen wie ihm völlig unmöglich. So elektrisiert springt auch der ungeduldigste Arbeitgeber nicht von seinem Stuhl, wenn seine Sekretärin klingelt. So strahlend begrüßt er sie nicht, erkundigt sich niemals so besorgt nach ihrem Befinden, geleitet sie nimmermehr so triumphierend vor Stolz und Glück in sein Zimmer.

*

Wiedemann hätte nicht der Doppelmensch sein müssen, der er war, Akteur und Zuschauer in eigner Person, wenn er nicht sein ärgster Spötter, sein eiferndster Unterwühler, sein gewissenhaftester Zerfleischer gewesen wäre. Gewiß, er saß gefangen im brennenden Haus, fühlte sich todessüchtig verlodern. Aber draußen saß gleichzeitig sein anderes Ich, reichte ihm kalte Wassereimer und rief ihm zu, doch herauszukommen, die Tür stände ja auf. Wahnsinn das Ganze. Niemand wußte das besser als er.

Und Tinette? Sie war das zutrauliche Vöglein nicht mehr, wie seine Hand der schützende Hort nicht mehr war. Seit einiger Zeit gab es Verstecke in ihr, Hinterhalte. Irgend etwas mußte geschehen sein, das sie ihm gegenüber verändert hatte. Er spürte das, obwohl sie es ihm verschwieg.

Sie hatte ihm nichts davon erzählt, daß Klaus, der seit einigen Tagen wieder bei Borsig arbeitete, sie mehrfach in ihrer Pension aufgesucht hatte. Da er sie nicht angetroffen hatte, war es zu einer telephonischen Auseinandersetzung gekommen. Er hatte ihr heftige Vorwürfe gemacht, gegen die sie sich nicht minder erregt verteidigte. Das Gespräch war in Unfrieden abgebrochen. Nun plagte sie ihr Gewissen, sie hatte Sehnsucht nach Klaus, nach ihrem eigenen leichten, ungetrübten Seelenzustand von einst.

Sie rächte sich an dem Störenfried. Sie konnte unschuldig lächelnd ihn durch eine geschliffene Bosheit verwunden, daß er im ersten Schmerz am liebsten aufgesprungen und davongerannt wäre. Aber er beachtete den Giftpfeil nicht, dachte, wohl nicht mit Unrecht, daß sie die Tiefe ihrer Grausamkeit nicht ahnte, und zahlte mit einem matten Witz zurück. Doch manchmal sehnte auch er ein Ende herbei. Wenn nur dies Ende nicht so furchtbar gewesen wäre! Ein schwarzes Loch, ein unvorstellbares Nichts.

Sie hatten einen Ausflug verabredet. Sie waren draußen im Wald und brauchten nur wenige Schritte die Straße hinunterzugehn, so erhoben sich rechts und links von ihnen silberrindige Stämme, zu ihren Füßen aber senkte sich der Blick in brunnenkühle Fichtengründe, stieg geruhsam wieder empor, um auf dem Abendsonnenglanz gewölbter Kuppen zu verweilen, schwang sich weiter zu ferneren Gipfeln und wurde, wenn das Auge sich schon am grünen Wohlsein satt getrunken hatte, noch einmal sehnsüchtig fortgerissen zu den blauen Unendlichkeiten der Wälder am Horizont.

Sie atmeten nicht nur, sie tranken die Luft, die sie durchströmte wie rieselndes Wasser. Das sanfte Rauschen, in das sich doch mancherlei irdische Stimmen mischten wie Vogelgezwitscher, Gänseschnattern und Peitschenknallen, klang ihnen wie eine große fromme Stille, die an ihr Inneres rührte mit sanfter Hand und die überspannten schrillen Saiten beruhigte und zum Wohlklang brachte.

Sie gingen auf tannenbestreuten Pfaden, die so weich waren, daß ihre Füße sie kaum fühlten. Aber sie selbst waren so unirdisch

Der Ausritt. Gemälde von G. Spencer-Watson

leicht, als wären sie ihrer Körperlast entglitten. Tinette sah ihn lächelnd an, und dieser kleine, zutraulich dankbare Blick war wie ein Kuß, den seine Augen zurückgaben.

Abends waren sie todmüde. Er saß noch eine Weile bei seiner Zigarre, Tinette aber lief bald nach dem Essen die Treppe hinauf in ihr Zimmerchen. Dann machte sie mit dem Schlüssel ritsch und mit dem Riegel ratsch und schlief wie in Gottes Schoß.

War es unter diesen Umständen ein Wunder, daß dem weltentlaufenen Dichter erst nach zwei Tagen der Gedanke kam, er habe zu Haus eine Familie, die vielleicht über sein plötzliches Verschwinden beunruhigt sein könne? Sobald aber diese Gewissensmahnung eingetroffen war, lief er zur Post und schickte seiner Frau einen Kartengruß.

Als er zurückkam, waren die Korbstühle im Hotelvestibül durch einige junge Herren in Pullovers und Knickers geziert, die eben dabei waren, Tinette den Gebrauch einer exotischen Keule zu erklären. Und Tinette schien diese Waffe keineswegs zur Abwehr gegen die Eindringlinge zu benutzen. Im Gegenteil! Jetzt erhob sie sich sogar, der eine, der Längste und Blondeste, umspannte ihr Handgelenk und zeigte ihr, wie sie zum Schlag ausholen müsse.

Als Wiedemann hinzutrat, stellten die Herren sich vor, und Tinette sagte, sie wären Golfspieler und sie selbst möchte furchtbar gern auch einmal Golf spielen.

„Aber doch wohl nicht heute?" erwiderte Wiedemann. „Übrigens hat es schon gegongt."

Das habe nichts zu bedeuten, dann dauere es immer noch eine Viertelstunde, erklärte der Blonde und wandte sich wieder an Tinette: sie möge ihren Papa doch bitten. Sie hätte ganz das Zeug zu einem Crack.

Wiedemann versteinerte geradezu. Doch das machte auf die Gesellschaft nicht den geringsten Eindruck. Ohne sich um das Petrefakt zu kümmern, fuhren sie fort, Tinette den Hof zu machen, bis man zum Essen ging. Zum Schluß hörte Wiedemann noch etwas von einer Tanzreunion im Burghotel.

Nachmittags bei ihrem Spaziergang machte Tinette vor einem Wiesengrund halt.

„Das sind die Golfplätze. Laß uns wenigstens mal einen Moment zusehn," sagte sie in herzbrechendem Tone.

Er begriff nicht recht, was es da eigentlich zu sehen gäbe. Ganz in der Ferne gewahrte er einen Herrn, der zu einem Schlag ausholte, sich dann aber eines Besseren besann und die Keule sinken ließ. Nach einer Weile raffte er nochmals alle Kraft zusammen und wurde abermals in seinem Entschluß irre. Offenbar mußte etwas ganz Bedeutendes geschehen, wenn er zuschlug. Als er es aber tat, sprang nur ein kleiner Ball in die Höhe und verschwand. Wohin, war nicht zu sehen.

„Glänzend!" sagte Tinette und stieß den Atem aus. „Furchtbar aufregendes Spiel."

Was für eine Veränderung war nur mit dem Wald vorgegangen? Das Dasein gewisser Fremdkörper, ihre sozusagen in der Idee vorhandene Nähe schien seine reine, klare Luft verdorben zu haben. Es roch brandig unter den Bäumen, und die Mücken stachen auf eine unverschämte Weise.

„Autsch!" schrie Tinette und machte einen kleinen Satz. „Jetzt hat so ein Biest mich doch gerade in den Knöchel gestochen. Ach, das brennt aber scheußlich," stöhnte sie und rieb die Stelle.

„Wie unangenehm! Wollen wir umkehren?"

„Das hat auch keinen Zweck."

Sie hatte seinen Stock genommen und stützte sich darauf.

„Weißt du, wo das Burghotel liegt?" fragte sie nach einer Weile gedankenvoll.

„Das Burghotel?"

„Wo die Reunion stattfindet."

„Du möchtest wohl sehr gern hin?"

„Nur wenn du Lust hast. Ich denke es mir ja sehr interessant für dich. Du könntest den Eindruck gewiß mal verwerten."

„Und dein Fuß?"

Sie brauchte etwas Zeit zum Nachdenken. „Ich würde da natürlich nur zusehn."

Sein „Aha!" klang nicht sehr überzeugt. Ihr Fuß wurde beinahe mit jedem Schritt schlimmer. Es war wohl nicht der Stich allein, sondern sie hatte ihn sich verknaxt, wie sie meinte. Sie hing schwer in seinem Arm und humpelte mitleiderregend. Sie waren froh, als sie vor einer Waldwiese an eine Bank gelangten. Da ließen sie sich nieder, und Wiedemann steckte eine Zigarre an. Längere Zeit saßen sie und zankten sich stillschweigend.

„Du brauchst mir den Dampf nicht gerade immer ins Gesicht zu blasen," sagte Tinette endlich.

„Aber Liebling, ich tue das doch nur, um die Mücken zu vertreiben."

„Ich glaube, da hinten am Bach stehen Vergißmeinnicht."

Anfangs humpelte sie noch bedeutend, auf der Wiese aber wurde ihr Gang etwas gleichmäßiger, und nach einer Weile war sie im hohen Gras seinen Blicken halb entschwunden.

Dieser blonde Bengel — Vergißmeinnicht — Tinette — Wiedemann machte eine lange Pause und dachte dann an sich.

In den Bäumen sangen allerhand Vögel, Amseln und Buchfinken. Am Himmel schwebte eine zierliche Wolke, wenn er nur einen Moment seine Augen schloß, hatte sie schon ihre Form verändert, war noch leichter und durchsichtiger geworden. ‚Freu' dich doch ihrer wie der Wolke,' dachte er.

Während er dasaß, zurückgelehnt, halb liegend, fühlte er einen Teil seines Wesens entströmen ins Leichte, Überirdische, in beglückende Wunschlosigkeit, aber in seiner Tiefe brannte und nagte etwas, war nicht zu stillen in seiner dumpfen Gefräßigkeit!

Wiedemann erhob sich, machte einige Schritte, als wollte er allein den Heimweg antreten, und ließ sich dann, wie von der Gewalt eines Unsichtbaren zu Boden gezwungen, rücklings ins Gras sinken.

Er hatte geglaubt, geheilt zu sein, hatte sich eingebildet, diese schwelende Leidenschaft sei etwas, das an die schwüle Stickluft und den giftigen Boden Berlins gebunden war. Mit jedem Atemzug hier oben hatte er Genesung und das Glück leichter Wunschlosigkeit getrunken — und nun war alles wieder da, tobte in ihm mit unverminderter Heftigkeit, die ganze Schar der alten Gedanken hatte ihn wieder umstellt, dieser Gedanken, die Erwägungen seines Verstandes schienen und in Wirklichkeit doch lebendige Wesen waren, die ihn umklammerten mit den Armen seiner Frau und ihn umdrängten als seine Kinder und die er fortstieß, gegen die er Auge und Ohr verschloß, wenn eine andere Erscheinung heranschwebte.

Und doch hatte er gestern sich schon befreit gefühlt. Während er mit Tinette auf dem abendlichen Heimweg über den samtnen Boden dahinschritt, hatte sie, die ihren Arm in dem seinen ruhn ließ, ihm ein ganz zartes, unwirkliches Glücksgefühl eingeflößt, wie das Wölkchen am Himmel, auf dem sein Auge ruhte. Und als zufällig im selben Augenblick die kleine Federwolke im tiefen Blau zerstäubte und Tinettens Hand seinem Arm entglitt, hatte das Bewußtsein, daß er sie verlieren würde, die reine Schönheit des Abends nicht trüben können.

Er mußte sich losreißen von dieser unsinnigen Leidenschaft und würde es können, wenn er nur wollte, so gut wie er sich erheben konnte, nachdem er soeben in einem unbewachten Schwächegefühl sich hatte niederwerfen lassen. Aber ohne sich zu rühren, blieb er liegen, als wenn er wüßte, daß dies Aufstehn ohne Bedeutung sei.

Da hörte er Tinettens Hilferufe.

„Oskar! Oskar!" schrie sie. „Ein Stier!"

Er sah sie mit großen Sprüngen im Gras auf- und niedertauchen, und um sie herum tollte mit täppischen Sätzen — nein, es war wohl nicht gerade ein Stier, schlimmstenfalls ein Bullenkalb, vielleicht auch nur eine Färse. Jedenfalls eilte er Tinette entgegen und schleuderte seinen Spazierstock nach dem Vieh, daß es kehrtum davongaloppierte. Atemlos flog Tinette in seine Arme.

„Nur schnell! Nur schnell! — Ach, meine Vergißmeinnicht!"

Er konnte den Strauß gerade noch retten vor dem gefräßigen Öchslein, das sich schon darüber hermachen wollte. Dann rannte sie mit ihm, Hand in Hand, spornstreichs zur Bank und erzählte, an ihn geschmiegt, blaß und aufgelöst, ihr Abenteuer, wie sie, nichts Böses ahnend, am Rand des Baches gesessen hatte, als plötzlich der Stier hinter ihr stand und sie auf seine Hörner nehmen wollte.

„Ich glaube, er wollte dir nur das Gesicht ablecken und das kann ich ihm nicht übelnehmen," scherzte Wiedemann. „Aber für deinen Fuß war's eine glänzende Kur. Gesprungen bist du!"

„Ach, du bist frech!" Sie gab ihm einen Klaps. „Aber ein Glück, daß du da warst. Allein wäre ich gestorben vor Schreck."

Sie war auf einmal so zärtlich. Der Stier hatte wirklich ein kleines Wunder bewirkt, hatte auch ihn aufgerüttelt.

Tinette holte aus seiner Tasche das Schreibbuch, worin er Einfälle und Entwürfe notierte, und sagte, während sie zwischen die leeren Seiten jedesmal ein Vergißmeinnicht legte: „Nun mußt du bald etwas Schönes schreiben. Und bei jeder Seite mußt du ein bißchen gut an mich denken. Versprichst du's?"

In ihrem warmen Blick lag das kindliche Vertrauen der ersten Tage. Und wie ein Schiffbrüchiger, den eine Welle ans Land wirft, überließ er sich dem aufflutenden Gefühl, sagte, ihre Hand haltend, er wollte es tun, und fuhr dann, ohne sich zu besinnen, fort: „Ich glaube, wir sollten morgen abreisen. Und wenn es dir Freude macht, könnten wir ja die Reunion besuchen."

Sie schien im ersten Augenblick sich wirklich zu freuen, aber der aufleuchtende Schein verschwand im nächsten unter einem besinnlichen Zug.

„Ich habe dir doch versprochen, dir meinen Tanz zu zeigen. Willst du ihn sehn?"

Er mußte jetzt nein sagen und konnte in diesem Augenblick der rauschenden Woge doch nicht Einhalt gebieten.

Arm in Arm gingen sie heim, harmlos plaudernd, im leichten Gleichschritt. Er würde sie tanzen sehn, und nichts würde geschehn. Er würde sich in der Gewalt haben, würde nicht den Halt verlieren.

Aber während sein Fuß den weichen, nadelbestreuten Sandboden berührte, hatte er das Gefühl, mit Tinette über Meeresgrund zu schreiten, der tiefer und tiefer wurde, bis sie unter den Wellen versanken.

Gleich nach dem Essen gingen sie auf ihre Zimmer. Tinette mußte noch einige Vorbereitungen treffen, mußte die Möbel beiseite rücken, um in dem engen Raum Platz zu schaffen, und sich umkleiden. Durch ein Klopfen an der Wand wollte sie ihn rufen.

Wiedemann stand im Dunkel am Fenster. In grauer Wolkenfeuchte schwamm trüb und zerflossen der Mond. Aber zusehends tauchte er klarer aus diesem Grunde hervor und lag nun, dunkel umrändert, wie eine silberne Blume auf der Oberfläche eines nebelumwallten Gewässers. Kühl und rein strich es über den schwarzen Rücken des Waldes, ein Luftstrom aus großen Höhen, der das Gesicht des Harrenden leise umfächelte und ihm die dumpfe Beklommenheit seiner Tiefe noch fühlbarer machte.

Warum schleppte sein Herz sich so schwer unter der Last von Bangigkeit und geheimnisvoller Lust? Warum dies wahnsinnig erregte Vorgefühl eines entscheidungsvollen Augenblicks, als müßte es in den nächsten Minuten zu einem Kampf kommen, der entweder mit der beschämendsten Niederlage endete oder mit einem Sieg, der — vielleicht noch schändlicher war?

Nichts! Nichts von alledem würde geschehn! Sie würde tanzen, und er würde in der Ecke ihres Zimmers als ein regungsloser Zuschauer stehn und sie ansehn wie ein Gemälde — das reizende und reines Wohlgefallen erweckende Bild einer Tänzerin. Aber dies Bild lebte, und es glich jenem, das einen unstillbaren Durst in ihm hinterlassen hatte. Würde er regungslos verharren? Gehn, wie er gekommen war? Sein Versprechen halten?

Er war ein Schuft, wenn er es nicht tat, und sein eigener schlimmster Feind obendrein, wenn er sein holdestes Glück, ihre vertrauensvolle Liebe beschützen zu dürfen, zerstörte.

Mit begierigen Atemzügen sog er die klare Nachtluft ein, als müßte ihre Flut die Feuersbrunst seiner Tiefe löschen. Aber im Augenblick, als er sich weiter aus dem Fenster beugte, stieg aus dem Souterrain ein übler Brodem von Küchendunst und Spülicht in seine Lungen, daß er entsetzt zurückfuhr.

Er machte Licht, und in der Helligkeit über seinen Zustand blitzartig aufgeklärt, stand er einige Augenblicke in Nachdenken. Wer ihn in diesem Augenblick beobachtet hätte, wäre erschrocken gewesen über den wüsten Ausdruck seines Gesichts.

Aus seinem Notizbuch eine leere Seite reißend, wobei eins der Vergißmeinnicht zu Boden fiel, ohne daß er es merkte, schrieb er einige Zeilen und drehte das Licht aus.

‚Schwarz!‘ dachte er. ‚Habe mich selbst ausgelöscht mitsamt meiner Leidenschaft. Was jetzt kommt, ist alles hoffnungslos dunkel. Was liegt daran! Verzweiflung gibt einem nicht das Recht, andere mit ins Unglück zu reißen.‘

Er steckte den Zettel in eine Spalte von Tinettens Tür und klopfte hart einige Male an. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er die Treppe hinunter.

Auf dem letzten Absatz aber hielt er inne. Das Automobil hatte eben neue Gäste gebracht, die, von dem Portier abgefertigt, sich vor dem Lift zusammendrängten. Etwas abseits von ihnen stand eine Dame und las, ihm ihr Profil zukehrend, die Namen auf der Fremdentafel.

Im Augenblick, als Wiedemann sie erkannte, war seine erste Feststellung, daß er sich noch vor kurzem mit ihr in seinen Gedanken beschäftigt, sie nicht gerade herbeigewünscht, aber doch herbeigedacht hatte. Als er sich nun aber vergewisserte, daß nicht irgendeine trügerische Ähnlichkeit vorlag, sondern daß die Dame in der Tat Christa war, machte er sich in wenigen Sekunden den ganzen Zusammenhang klar, daß sie offenbar von seiner und Tinettens Anwesenheit wußte, daß sie geschickt war entweder von seiner Frau oder von Tinettens Vater, geschickt, um von ihm Rechenschaft zu fordern als die Vertreterin der beleidigten Moral. Und ihm war in diesem Augenblick zumute, als wenn auf seiner Seelenbühne der schwarz umhüllte Schmerz verjagt würde von den kreischenden Figuren eines grotesken Satyrspiels.

Während er langsam die Treppe vollends hinunterging, begegneten seinem höhnischen Lächeln Christas Augen — Augen, die sich nur unnatürlich groß und stark öffneten. Sonst verriet ihr Gesicht, über das Qual, Angst und tiefe Abspannung etwas wie eine Maske gelegt hatten, keine Regung. Mit einigen Worten ihre Handtasche dem Liftjungen übergebend, trat sie durch den Flur ins Freie, während ihr Blick ihn aufforderte, ihm zu folgen.

„Wo ist Tinette?“ fragte sie.

„In ihrem Zimmer. Ich vermute, daß sie sich schlafen gelegt hat. Aber wollen Sie sich nicht setzen?“

Er ging mit ihr zu einer Bank. Doch nach einigen Schritten blieb Christa stehen.

„Was haben Sie getan?"

„Darf ich Sie vielleicht fragen, warum Sie uns nachgereist sind? Geschah das etwa auf Veranlassung meiner Frau?"

„Allerdings. Sie wußte sich ja nicht zu helfen. Plötzlich sind Sie fort, ohne eine Zeile zu hinterlassen. Sie wollte schon die Polizei alarmieren."

„Hat es aber vorgezogen, Sie zu schicken. Da muß ich ja noch dankbar sein."

„Wie konnten Sie das tun? So Tinettens guten Ruf zu zerstören —"

„Verzeihung!" unterbrach er sie. „Sie wissen doch wohl, daß Fräulein von Emingen meine Sekretärin ist. Ich bin hierher gefahren, um zu arbeiten, und habe meine Sekretärin mitgenommen."

„Das ist nicht wahr! Ich weiß ja, wie sich alles verhält."

„Wenn Sie alles wissen, um so besser. Dann sind meine Erklärungen ja überflüssig."

Und mit demselben höhnischen Lächeln, das er ihr die ganze Zeit gezeigt hatte, machte Wiedemann eine Verbeugung und verschwand im Garten.

In ihren schlimmsten Befürchtungen hatte Christa sich vorgestellt, der Freund werde sich durch seine schuldbewußte Miene verraten. Was er in Wirklichkeit gezeigt hatte, war aber weit schlimmer. Die Furcht, die bis zu diesem Augenblick vor ihrem Herzen gelauert, hatte jetzt die Pforte weit aufgerissen. Mit dem Gefühl, entweder ein zerbrochenes, unglückliches Wesen mit nach Hause nehmen oder von einer Widerspenstigen sich lossagen zu müssen, klopfte Christa an Tinettens Tür.

„Wer ist denn da?" klang es zögernd von drinnen.

„Ich bin es, Christa."

„Tante Christa!!"

Ein heller Schrei. Ein Willkomm der Überraschung und Freude. Ratsch ging es und ritsch. Zwei Arme flogen um Christas Hals, prallten aber zurück, als hätten sie in einen Dornbusch gegriffen.

„Komm doch herein!" sagte Tinette in sehr kläglichem Ton.

Wie sie dastand, den Mund ratlos ein wenig geöffnet und die Augen so verwundert und betroffen auf das todtraurige Gesicht gerichtet, vollzog sich auf ihren eigenen Zügen der seltsamste Kampf zwischen aufdämmerndem Schuldgefühl und kindlichtrotziger Unschuld, so daß Christa, die in einem Augenblick die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen ahnte, von dieser plötzlichen Erleichterung geradezu wie von einem Schwindel erfaßt kein Wort sagen konnte.

„Hast du schon mit Herrn Wiedemann gesprochen?" fragte Tinette schließlich. „Du weißt doch, daß ich seine Sekretärin bin."

„Erzähle mir nur nicht, daß du mit ihm hierher gereist bist, um ihm bei seiner Arbeit zu helfen. Tinette, du hast dich abscheulich benommen. Einem Menschen, der eine wirkliche, große Leidenschaft hat, könnte ich alles verzeihen. Aber so wie du!"

Tinette warf den Kopf zurück, schluckte und rang heftig nach Luft.

„Nun was denn? Du willst doch nicht behaupten, daß du ihn liebst?"

„Doch! Ich liebe ihn. Nicht als Mann. Er steht für mich viel höher. O Tante Christa, ich dachte, gerade du würdest das verstehn."

Sie warf sich schluchzend aufs Bett und während sie ihr Gesicht zwischen Arm und Kopfkissen verbarg, klang ihr Schluchzen der nun ratlosen Christa wie eine empörte Abwehr gegen alle Anklagen, die sie laut oder unausgesprochen erhoben hatte.

Erst nach und nach gelang es ihr, sie zum Reden zu bringen. Als Tinette Szene für Szene dies Drama zwischen dem alternden Pierrot und der leichtbeschwingten Kolombine wieder abrollen ließ, an dem sie beide Anteil hatten, wie zwei Schauspieler, die so in ihrer Rolle leben, daß sie ihnen zur wirklichen Gestalt und daß aus dem Spiel Wahrheit wird, da entdeckte Christa in Tinettens Empfindungen so viele ihrem eigenen, nun zwar überwundenen Gemütszustand verwandte Züge, daß ihr Groll sich immer mehr besänftigte und sie ihr beinahe verzieh.

Tinette wiederholte Wiedemanns Versicherung, er habe diese Reise unternommen in der Hoffnung, hier Klarheit und Ruhe zur Arbeit zu finden. Und in dem Gefühl, nichts verschweigen zu müssen, erzählte sie auch von ihrer Absicht, ihm ihren Tanz zu zeigen und daß er im letzten Augenblick darauf verzichtet. Das war der Zettel, den er ihr durch die Tür gesteckt hatte.

Mit bewegtem Herzen las Christa diese kurzen Zeilen, die das höhnische Gesicht eines Verführers wieder in das wahre ihres Freundes verwandelten: ‚Du weißt, was ich Dir versprochen habe. Aber ich weiß nicht, ob ich mein Versprechen halten kann. Mein einziger Wunsch ist, daß Du gut an mich denkst. Leb' wohl!'

Als wäre Christas Herz eine Wage, deren eine Schale sich nur entleerte, damit die andere unter ihrem Gewicht tiefer sank, fühlte sie sich wie unter der Last eines begangenen Unrechts erdrückt, während sie hinunterging, um ihren Freund zu suchen.

Er hatte sich zu der Bank zurückgefunden. Ihm war durchaus nicht so erhaben und er-

leichtert zumute, wie das bei einem Mann, der sich soeben selbst überwunden hat, eigentlich der Fall sein sollte. Den Arm auf das übergeschlagene Knie gestützt, während seine Hand die Augen beschattete, saß er förmlich zusammengekrümmt vor Schmerz und dunkler Verzweiflung.

Bei seinem Anblick regte sich in Christa zugleich mit dem Mitgefühl wieder der Groll gegen die Urheberin dieses Leids. Nein, ganz verzeihen konnte sie der leichtsinnigen Tinette nicht.

Da sie nicht wagte, ihn in diesem Augenblick anzusprechen, blieb sie stehen, als er sie bemerkte und sich erhob.

„Gut, daß ich Sie noch sehe. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß diese plötzliche Abreise natürlich wahnsinnig war. Ich hatte mir die Folgen nicht überlegt."

„Aber nun ist ja alles gut," erwiderte Christa und ließ sich neben ihm nieder.

„In der Tat, alles gut. Und das alte Lied kann von neuem beginnen."

Er schien in seinen alten Zustand zurücksinken zu wollen, aber sich aufraffend, fragte er sie nochmals, auf welche Weise sie von dieser Reise erfahren habe, und Christa erzählte ihm, daß ihr Sohn an sie telegraphiert habe, ebenso wie an Tinettens Vater.

„So. Auch der ist unterrichtet. Dann habe ich nur die eine Bitte, gnädige Frau: sorgen Sie dafür, daß Tinette unnötige Vorwürfe erspart bleiben. Sie hat doch wirklich keine Schuld. Wollen Sie das übernehmen?"

„Gewiß. Aber — vor allem hoffe ich, daß Sie darüber wegkommen."

„Ich —"

Seine Hand machte eine kurze, ungeduldige Bewegung, die ungefähr wirkte, als wenn er die Asche von seiner Zigarre abstieße. „Man muß sich nur nicht so wichtig nehmen."

„Nein!" erwiderte Christa heftig. „Ihr ganzer Fehler war ja, daß Sie sich nicht wichtig genug nahmen. Ach, wenn ich doch nur Worte zur Verfügung hätte wie Sie. Ich habe soviel auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen möchte."

„So sprechen Sie doch!"

„Ich habe so oft an den Beginn unserer Freundschaft zurückdenken müssen, als Sie mir geholfen haben, mit der Vergangenheit fertig zu werden. Von dem Tage an, das muß ich Ihnen einmal sagen, habe ich immer einen neuen Lebensabschnitt datiert. Nun wäre ja die Gelegenheit gekommen, Ihnen den Freundschaftsdienst zu vergelten. Aber" — Christa holte tief Atem und fuhr mit einem ganz leisen Lächeln in der Stimme fort — „wissen Sie, wie ich mir vorkomme? Wie ein kleiner Dorfbader, den ein großer Arzt wegen seiner Krankheit konsultiert. Was kann der arme Dorfbader nur sagen? Nichts als: Lieber, großer, weiser Mann, Sie wissen ja über Ihre Krankheit zehnmal besser Bescheid als ich und kennen auch die Mittel, um sich zu kurieren. Oskar, Sie hätten sich ja niemals an diese unsinnige Leidenschaft so verlieren können, wenn Sie sich nicht vorher selbst verloren hätten. Sie waren krank. Ihr selbstmörderisches Leben in Berlin hat Sie krank gemacht."

„Was wissen Sie von meinem Leben?"

„Klaus hat mir davon geschrieben, und Ihre Frau mir so mancherlei erzählt. Sie werden sagen: ‚Ich muß leben, und mit meiner Kunst verdiene ich nichts.' Schön! Kein Mensch könnte Ihnen einen Vorwurf daraus machen, wenn Sie dann und wann einen Film schrieben. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Aber Sie haben ihm Ihren ganzen Menschen ausgeliefert und den Dichter in sich zum Teufel gejagt. Auf Ihre beste Kraft haben Sie verzichtet. Wenn Tinettens kleines Herz jetzt glüht, für wen glüht es denn? Für dasselbe in Ihnen, was auch mich gewonnen hat und womit Sie die Menschen bezwingen werden, wenn Sie nur wollen. Werden Sie doch wieder Sie selbst! Glauben Sie an sich und haben Sie Geduld! Einmal wird auch Ihr Tag kommen."

Wiedemann war ans Fenster getreten, blickte hinaus. Als er sich endlich umwandte, zeigte er ein tief verfallenes Gesicht.

„Sehr schön das alles — aber es kommt zu spät. Wenn ich selbst auch auf alles verzichten könnte, meine Frau und meine Kinder können sich nicht mehr in ihr altes Dasein zurückfinden."

„Wie wenig Sie die kennen! Ich bin wirklich nicht mit sehr guten Gefühlen zu Ihrer Frau gekommen. Aber wie sie sich in dieser Katastrophe benommen hat, das zeigte mir ihr gütiges Herz. Nicht ein Vorwurf gegen Sie. Nur Besorgnis für Ihr Wohl. Und sie hat mir ausdrücklich aufgetragen, Sie sollten sich ihretwegen keine Sorgen machen. Wenn Sie glauben, daß Ihnen die Einsamkeit gut tut und daß Sie hier arbeiten können, sollen Sie hier bleiben, solange Sie wollen. Sie würde sich mit den Kindern schon durchschlagen."

Das war der Abschied gewesen. Der Abschied auch von Tinette. Denn am nächsten Morgen reiste sie mit Christa ab.

Es hatte angefangen zu regnen. Die blauen Höhenzüge waren nebelhaft geschlossen, grüne Kälte hauchte aus den Tannen und drang in Wiedemanns Zimmer.

Das Auto, das die Gäste zum Bahnhof

befördern sollte, hielt schon auf der Straße. Einige Gäste standen im Schutz ihrer Regenschirme davor und sahen zu, wie die Plane über das aufgestapelte Gepäck gebreitet wurde. Andere waren bereits eingestiegen. Unter diesen befand sich wohl auch Tinette. Durch die beschlagenen Scheiben ließ sich nichts erkennen, und ihr schien an einem letzten Abschiedsblick nichts zu liegen. ‚Wer weiß, wie bald sie mich vergessen hat,‘ dachte Wiedemann bitter. ‚Wer weiß, ob das, was sie jetzt für mich empfindet, nicht vielleicht nur Groll ist, wegen des Ungemachs, dem sie um meinetwillen ausgesetzt ist.‘

Da wurde die Tür geöffnet, fast lautlos, so daß er es nicht hörte. Erst als Tinette leise seinen Namen rief, wandte er sich rasch um, mit einem Ausdruck zwischen Schmerz und jäher Hoffnung.

Sie hauchte einen Kuß auf seinen Mund.

„Hab' Dank für alles, Oskar, und denke gut an mich, wie ich an dich.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, umspannte sie mit wildem Krampf, und es konnte wohl einen Augenblick so scheinen, als wenn nur dieser furchtbare Druck ihrem blassen Gesicht Tränen entpreßte. Aber noch ehe die Umklammerung nachgelassen hatte, wurde die leise Zerrung ihrer Züge von Lächeln überglänzt, und während sie die Hand seinem Herzen näherte, flüsterte sie: „Nicht so — da halt mich fest!“

★

Es war ein sehr schweigsames Paar, das der Zug zurücktrug. Längst hatte sich der schwingende Rhythmus der Höhenzüge im märkischen Flachland verlaufen, und schon tauchten die zahnstocherähnlichen Kiefern der Umgegend Berlins auf, als Christa sich endlich entschloß, die gedankenbeladene Stille zu unterbrechen.

„Nachdem ich den Brief von Klaus erhalten hatte, ich möchte sofort herkommen, habe ich auch an deinen Vater telegraphiert,“ sagte sie zu Tinette. „Ich habe ihn noch kurz gesprochen. Er ist“ — Christa hatte sich verschluckt und mußte sich räuspern — „in Begleitung von Fräulein von Hüneberg.“

„Von Tante Regina,“ sagte Tinette sanft.

„Er sagte mir, daß er recht krank gewesen ist und daß Tante — Fräulein von Hüneberg ihn so ausgezeichnet gepflegt hat und daß sie — daß er — sich entschlossen hat“ — schon wieder hatte Christa sich verschluckt, und es war nur ein recht kläglicher Rest von Stimme, womit sie fortfuhr — „daß er sich entschlossen hat, nochmals zu heiraten.“

„Tante Regina?“

„Ja.“

„Das habe ich mir schon gedacht. Ich glaube, sie paßt ganz gut für ihn,“ sagte Tinette sanft.

Auf dem Bahnhof wurden die beiden von Frau Wiedemann, Helmut und Klaus erwartet. Etwas abseits von dieser Gruppe stand eine andere: Herr von Emingen, elegant wie immer, wenn auch etwas abgemagert, doch ungebeugt, schlank und gerade wie ein Pfeil. Aber der schlankste Pfeil wirkt ein wenig unscheinbar, wenn er sich an ein Kanonenrohr lehnt. Und dieses schwarze Kanonenrohr war Fräulein von Hüneberg.

Mit einer instinktiven Bewegung war Tinette auf Klaus zugeeilt, aber ehe sie dessen Hand ergreifen konnte, hatte Tante Regina die ihre erfaßt, zwängte sie in den Schraubstock ihres Arms und sagte: „Nun komm mal mit mir!“

Die beiden gingen voran, Christa folgte mit Frau Wiedemann und dem Kammerherrn, und Helmut und Klaus machten den Schluß.

Christa gab ihren so ungleichen Zuhörern wahrheitsgetreuen Bericht, nur von dem geplanten Tanz erzählte sie nichts. Wiedemann hatte sich ihr so rückhaltlos enthüllt, daß sie glaubte, ihn schonen zu müssen, aber sie wollte auch den beiden nicht unnötig wehe tun. Diese begleiteten ihre Erzählung hin und wieder mit einer Zwischenbemerkung, die aber, wohl mit Rücksicht auf die Gegenpartei, so leise ausfiel, daß Christa keine Notiz davon nahm. Als sie geendet hatte, tat der Kammerherr einen tiefen Seufzer und sagte: „Also noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen! Gott sei Dank! Aber was für Gefahren die jungen Mädchen in diesem heillosen Berlin ausgesetzt sind! Wir nehmen Tinette jetzt mit nach Hause und lassen sie nicht aus den Augen, damit ihr so was nicht wieder passiert.“

„Sehr richtig!“ sagte Frau Wiedemann. „Es ist das einzige Mittel, um zu verhüten, daß Ihre Tochter wieder solches Unheil anrichtet.“

Man trennte sich. Christa begab sich mit Klaus zu ihrem Hotel.

Sie wußte, nun stand ihr das Schwerste bevor. Und ihr im Sohn getroffenes Mutterherz grollte wieder zornig auf. Sie konnte Tinette alles verzeihen, aber was das leichtsinnige Mädchen in ihrem Sohn zerbrochen hatte, das verzieh sie ihr nicht.

Während sie nach Worten suchte, die möglichst schonend an seine Wunde rührten, kam Klaus ihr zuvor: „Wie hat sich der Schuft denn herausgeredet?“

„Nein,“ sagte seine Mutter, „so darfst du

die Sache nicht ansehen, und dies Wort verdient Wiedemann wirklich nicht."

Sie versuchte ihm alles zu erklären und fühlte doch, wie ihre Worte an seinem empörten Herzen abprallten.

Schließlich sagte sie: „Ich möchte Tinette nicht unrecht tun. Sie ist noch so jung, und es wird ihr hoffentlich eine Lehre sein. Aber so reizend sie ist und so sicher ihr Urteil in allen kleinen Äußerlichkeiten, in dem einen, was für die Frau entscheidend ist, hat sie versagt. Es fehlt ihr doch wohl an Herzenstiefe. Sonst hätte ihr Gefühl für dich sie vor diesem Spiel bewahren müssen. Es ist ein großer Schmerz für dich, Klaus. Aber du wirst drüber wegkommen."

Er schwieg, starrte hartäugig in irgendwelche Fernen. Sie hatten das Hotel erreicht. Klaus reichte ihr seine Hand, die seine Mutter umschmiegt hielt, während ihr banger Blick ihn um eine Antwort bat.

„Ich hab' zu viel andere Sorgen, um mich mit Liebeskummer abzugeben," sagte er endlich.

Sie schüttelte leise den Kopf. „Nicht so, mein Junge. Nicht dich verhärten! Gib deinem Schmerz sein Recht."

Sie zog ihn an sich, ihr Mund lag lindernd auf seiner heißen Stirn, doch zugleich fühlte sie, wie kein noch so inbrünstiger Wunsch ihm das Schwere abnehmen konnte. Aber sie erinnerte sich auch, wie seine stille Gegenwart einst ihr zum Trost geworden war. Die schon beschlossene Abreise umstoßend, sagte sie: „Ich bleibe noch eine Woche. Wir müssen oft zusammen sein. Wenn du willst, hole ich dich morgen von Borsig ab."

Klaus ging. Zu Hause warf er sich ins Bett. Schlafen! Morgen mußte er frisch sein. Aber die Nacht war drückend schwül, und brennender als die trockene Glut war das Brennen in seinem Herzen. Er mußte sich immer wieder erheben und von dem lauen Wasser trinken, das doch nicht kühlte. Daß es solche Schmerzen gab! So würgendes Leid, so tobenden Haß! Im Morgengrauen sprang er aufs Rad. Er hatte sich um zehn Minuten verspätet.

Wie die Lenkstange knirschte und nicht parierte! Wie die Pedale widerstrebten! Als säße noch jemand anders auf der Maschine. Wenn er ihm doch einmal begegnete! Diesem Schuft mit grauen Haaren. Jedem hätte Klaus verziehen, aber ihm nicht.

Da kam ihm im schnellsten Tempo ein Radfahrer entgegen. In seinem gewitterdunklen Zorn, der Anprall, Entladung, Streit begehrte, dachte Klaus: ‚Warum fährt der Kerl auf der falschen Seite? Ich weiche ihm nicht aus. Und wenn wir in Stücke fliegen.'

Sie rasten einander entgegen wie zwei Züge auf demselben Gleis.

Aber im letzten Augenblick bog der andere haarscharf um einen den Fußweg abgrenzenden Baum und schrie Klaus an: „Fahren Sie Esel doch rechts!"

Das wirkte wie ein Faustschlag in das Gesicht eines Träumenden. ‚Bin ich des Teufels? Ich will nicht mehr dran denken,' sagte Klaus sich. ‚Weder an ihn noch an Tinette.'

Schwere Arbeit an diesem Morgen in der Gießerei. Klaus mußte abschlacken helfen. Glühender Schwaden wehte ihn erstickend an aus dem in Weißgluthitze brodelnden Eisen und konnte doch die giftig glühende Lohe, die Schmerz und Haß aus seinem Herzen aufdampfen ließen, nicht ersticken. ‚Zum Teufel mit euch!' dachte Klaus und fühlte sich erleichtert, wenn er mit seiner Stange die feurigen Schlackenkrusten aus der Pfanne stieß.

Dann beorderte der Vorarbeiter ihn, die Drahtzüge eines Laufkranes zu bedienen, der die mit dem kochenden Eisen gefüllte Gießpfanne von dem Kessel in einen Nebenraum der Gießerei nach den zu füllenden Formkästen trug. Schon hatte Klaus den Kran dorthin dirigiert und sein Arbeitskollege am Handrad hatte einen der Formkästen ausgegossen, als Klaus aus den spritzenden Sternen das Gesicht Tinettens hervorlächeln sah.

War es ein unglücklicher Zufall, war es seine Schuld: in diesem Augenblick stieß die Pfanne gegen einen Formkastenstachel und etwas von ihrem Inhalt schwappte über. Sofort sprühte, zischend und knisternd, ein Schwarm weißglühender Sterne vom Boden auf, wie der Sternenregen aus einer platzenden Rakete.

Der Arbeiter am Formkasten, den ein Funke verletzt haben mochte, sprang schreiend zurück, der andere ließ das Handrad fahren, und im ersten Schreck rannte auch Klaus den beiden nach.

Die Kette, nicht mehr gehalten, schnurrte ab, und während die Pfanne sich langsam vornüber neigte, streckte sich aus ihrer Schnauze etwas wie eine Feuerzunge aus einem glühenden Maul, die immer länger und dicker wurde und sich als prasselnder Strahl auf den Boden ergoß. Knatternde, knallende Blitze, Garben von Funken, die grelles Flammenlicht verbreiten, Durcheinanderschreien der geflüchteten Arbeiter — am Boden die kriechende Schlange, die immer mehr Köpfe bekommt, die jetzt an-

schwillt zum purpurn glühenden Polypen — alle fühlen, wenn die Pfanne ganz umkippt, sind wir verloren, aber keiner wagt, den vielleicht nur wenige Augenblicke schützenden Platz zu verlassen — da springt Klaus durch Lohe, Glut und Feuergarben ans Rad und beginnt, es rückwärtszudrehen. Eisen tropft ihm auf Nacken, Kopf und Arme, verbrennt seine Kleider, dringt in sein Fleisch. Wütende Schmerzen, heilende Schmerzen! Weiße Sterne umsprühen ihn, jeder Stern Tinette — verzischt, verloht. Klaus dreht, dreht immer schneller — mit jeder Armschwingung schwingt ein Wille: ‚Nicht mehr dran denken! — Meine Aufgabe — mein Ziel! — Tempo! — Tempo! — Tempo!' — Mit wahnsinniger Kraft dreht er, ein Brennender er selbst. Da fällt ihm ein Arbeiter in den Arm: „Mensch, det haste jut jemacht! Mensch, det hätte vielleicht wat jeben können!"

Von allen Seiten waren Arbeiter herbeigelaufen, welche rissen ihm die rauchende Jacke herunter, welche schüttelten ihm die Hände. Einer sagte: „Junge, hast du dir aber die Tapete anjegokelt! Loof man schnell zum Sanitäter."

Davon wollte Klaus nichts wissen, meinte, nun könne die Arbeit weitergehn, aber ein Ingenieur brachte ihn zum Sanitäter, der nach kurzer Besichtigung riet, er solle sich lieber im Krankenhaus verbinden lassen.

*

Nach seinem kurzen Gastspiel im Berliner Westen war Alfred in einer Straße des fernen Nordens gelandet und trottete noch immer durch die Nacht. Stunde um Stunde trottete er. Windstöße und Regengüsse verrichteten gleichmäßig ihre Arbeit, durchweichten, durchschauerten ihn, bliesen ein Licht nach dem andern in seinem Innern aus, zerhackten, zerfetzten seine Eleganz, machten ihn dem lumpigsten Bewohner dieses Armeleutviertels immer ähnlicher, aber gänzlich vernichten konnten sie ihn nicht, denn Alfred gehörte zu den Menschen, die hinter ihren großen Dummheiten immer noch ein bißchen Schlauheit in Reserve haben. Und gerade jetzt geisterte um das verbissene Gesicht dieses Traumwandlers auf der Elendstraße so etwas wie ein pfiffiges Lächeln. Er hatte nämlich die gute Idee gehabt, Überzieher, Smoking und Lackschuhe auszuziehn und in einem Bündelchen unter den Arm zu nehmen. Was machte es ihm aus, daß sein klapperndes Gebein dem Unwetter preisgegeben war? Fassade gerettet, alles gerettet! Er fror allerdings zum Gotterbarmen. Denn nun war er auf freiem Felde angelangt, stand auf dem Bahnsteig, vor einer Lokomotive. Sie schnaufte und keuchte in abfahrtbereiter Ungeduld. Ein Zug — was lag da näher, als heimzufahren zu Vater und Mutter? Wenn er nur ein Billett gehabt hätte! Aber Tinette rannte ja schon nach dem Fahrkartenschalter. Warum kam sie nur nicht zurück? Immer ungeduldiger schnaufte und keuchte das Ungetüm. Er mußte es mit seiner ganzen Willenskraft, mit dem übermenschlichen Aufgebot von Energie aufhalten. Es läutete, Schaffner schrien, Leute rannten, da rasselten die Räder — und er wachte auf.

Eine ganze Weile mußte er sich besinnen, ehe ihm zum Bewußtsein kam, daß er in seinem Bett lag und daß nicht die Räder einer Lokomotive rasselten, sondern seine eigenen Knochen. Sie klapperten wie die Würfel in einem Knobelbecher, und er war so klamm und kalt, daß er in diesem Leben bestimmt nicht wieder auftauen würde. Aber wann denn wohl?

Doch ehe er diese Frage beantworten konnte, stand er schon wieder in einer neuen, schwierigen Unternehmung. Es war unglaublich, was alles in dieser Nacht von ihm verlangt wurde, und kein Wunder, daß er am nächsten Morgen ganz vergeblich zu erraten versuchte, wem diese doch nicht unbekannte Stimme gehörte und was sie von ihm wollte.

Endlich schien ihm so, als wenn die zerfließende Erscheinung seine Wirtin sei, und gleichzeitig fiel ihm ein, daß er ihr etwas sehr Wichtiges und Erfreuliches mitzuteilen habe. Er wußte genau was, nur saß es etwas versteckt, trieb sich irgendwo im Umkreis seines Gehirns herum. Aber schließlich hatte er es doch gehascht und rief: „Brieftasche!"

„Was?" fragte das über ihn gebeugte Gesicht.

„Brieftasche!" schrie er aus Leibeskräften.

„Sprechen Sie doch deutlich. Ihr Flüstern kann man ja nicht verstehn," murrte die alte Frau. „Na, Ihren neuen Anzug haben Sie ja nett zugerichtet. — Hier ist die Brieftasche."

Alfred fingerte damit herum, hatte aber das Gefühl, ein zweites Paar Hände nötig zu haben, um seine zu gebrauchen. Dann war die Tasche unversehens auf, er schüttete den ganzen Haufen Geld heraus.

Die Wirtin machte jedoch durchaus nicht den erwarteten Freudensprung, sondern schrie: „Was soll ich denn damit? Das sind ja lauter Pfandscheine! Schämen Sie sich was. Ein besserer Herr wollen Sie sein? Sie sind ja total betrunken."



Das rauchende Chemnitz. Gemälde von Alfred Kunze

Da Alfred bereits wieder in einer dringlichen Angelegenheit abberufen war, traf dieser Entrüstungsausbruch ihn nicht.

Die Wirtin wogte hinaus, wollte die Tür zuschmettern, fing im letzten Augenblick die Klinke aber noch auf und schloß sie ganz manierlich. Doch in der Küche ließ sie sich krachend auf einen Stuhl fallen und schlug die Hände über ihrem gewölbten Schoß zusammen. „Lore, sei froh, det du keene Stuben vermietest. Da lernt man die Menschheit kennen!" rief sie.

„Raus mit der Maus!" antwortete Lore.

„Lore, weißt du wohl noch, der Herr Pracht? Ach, was waren das für Zeiten!"

Ja, der Herr Pracht, ihr erster Mieter! Was war das für ein Mann gewesen! Ein solider, gediegener Mann. Ein historischer Mann, wie er sagte. Der letzte Maurer von Berlin. Achtzig Millionen Wochenverdienst, und ein pünktlicher Zahler. Wenn er sich nur nicht immer mit den Stiefeln aufs Sofa gelegt hätte! Aber das war nun mal seine gottgewollte Eigenart. Von früh bis spät kletterte er in Holzpantinen Leiter rauf, Leiter ab. Gewichste Schuhe bedeuteten für ihn Feierabendglanz. Er trennte sich nicht davon. — „Wir wollen doch keine Redensarten machen, Frau Raufeisen, am Ersten ziehe ich," hatte er gesagt.

Ein Nachfolger kam: still, bescheiden, ein bißchen durchsichtig, was vielleicht mit seinem Glaserberuf zusammenhing, aber sonst hochanständig. Nach einem Vierteljahr hatte er gekündigt, da ihn seine Kasse in ein Erholungsheim schickte, und von dort geschrieben: weil's ihm so gut gefallen hätte, wollte er gleiches mit gleichem vergelten und riete, das Zimmer ein bißchen desinfizieren zu lassen, er sei nämlich tuberkulös. In ihrer Bazillenangst hatte Frau Raufeisen nicht schlecht geräuchert und die Wände neu tapezieren lassen.

Dann saß ein neuer Mieter darin, ein Friseurgehilfe. Tuberkulös war er nicht, das merkte man an seinem Organ. Anfangs hatte Frau Raufeisen geglaubt, er empfinge Mädelbesuch. Aber das Geschnatter kam nur daher, weil er in seinem Theaterverein „Terpsichore" die Hauptrollen spielte und die seiner Partnerinnen gleich dazu übte. War das ein Lärm gewesen! Lore hatte sich heiser geschrien, um dagegen aufzukommen. Im Herbst war der Windhund mit der Miete im Rückstand geblieben und eines Tages verschwunden, unter Hinterlassung eines Zettels. Frau Raufeisen hatte den Wisch nicht angerührt, so gemein und unanständig war sein Inhalt. Worte in fremder Sprache standen darauf: „Lex mihi ars!" Sie wußte schon Bescheid. O Gott, wenn sie den nichtsnutzigen Lümmel doch einmal erwischte!

Nach all diesen trüben Erfahrungen nun der Maler. Anfangs war alles gut gegangen, aber dann hatte auch er die Mieterkrankheit bekommen und das Bezahlen vergessen. Und nun kam er auch noch betrunken nach Haus. Sobald er nüchtern war, mußte er 'raus. Aber dieser Zustand trat nicht ein, heute wenigstens nicht. Nachts wachte Frau Raufeisen auf und dachte, was denn das sei? Bellte ein Hund? Als der Lärm sich gar nicht legen wollte, ging sie an ihres Mieters Tür, und da sah sie die Bescherung. Der junge Mann lag mit feuerrotem Kopf im Bett und hustete und röchelte, als wollte er in Stücke springen. Was blieb der armen Frau übrig, als ihm einen nassen Wickel zu machen und Fliedertee zu kochen?

Es kamen fürchterliche Tage für die Witwe Raufeisen.

Alle Augenblicke wollte er aus dem Bett, beschimpfte und bedrohte sie, verlangte von ihr Geld, dann wieder nannte er sie „Mama" und erzählte ihr im Flüsterton die unheimlichsten Dinge. Dabei hustete er und rang nach Luft — nein, das konnte nicht gut gehn, das hielt die stärkste Lunge nicht aus.

Aber gerade, als er es am tollsten trieb und sie dachte, nun würde er abschnappen, gerade da besann Alfred sich und wurde ganz artig und still.

Für den jungen Mann kamen nun sehr merkwürdige Tage. Nach den herkulischen Anstrengungen der letzten Zeit war sein Hirn gänzlich erschöpft und leer. Was an Gedanken und Erinnerungen noch vorhanden war, erreichte kaum die Stärke des schwachen Duftes, der einem sauber gereinigten Kochtopf anhaftet. Er mußte einfach wieder von vorn anfangen, befand sich sozusagen im Babyzustand.

Jeden Morgen wachte er mit schrecklicher Ungeduld auf und konstatierte, daß es noch nicht sieben Uhr sei. Solange mußte er warten. Sobald es aber nur eine Minute drüber war, begann er mit leiser Stimme zu rufen: „Frau Raufeisen! — Ach, Frau Raufeisen! — Liebe Frau Raufeisen, Sie vergessen mich doch nicht?"

Es wurde höchstens einmal fünf Minuten über sieben, bis die Witwe erschien, mit einem großen Teller voll Grießbrei. Dann nahm sein Gesicht einen sehr wenig geistvollen Ausdruck an, und er sperrte den Schnabel auf wie ein hungriger Spatz.

Danach mußte er bis zehn warten und dann bis zwölf und so fort, indem der Tag wieder seine regelmäßige Ordnung hatte, zu beider großer Zufriedenheit.

Eines Morgens aber erschien der junge Mensch in der Küche, stand da, gegen die Wand gelehnt, nacktbeinig, krumm, hager und langhaarig wie Johannes der Täufer in der Wüste.

„Raus!" schrie Lore. „Raus mit der Maus!"

Frau Raufeisen war nicht wenig erschrocken, da sie dachte, jetzt finge das Phantasieren wieder an. Aber Alfred bat nur, die Küchenwage benutzen zu dürfen. Er wollte sehen, wieviel von ihm noch übrig sei. Mit Hilfe der Witwe konstatierte er, daß es immerhin noch 46 Kilo waren. Dann wurde er ins Bett zurückspediert.

Einige Tage darauf gab es eine neue Überraschung. Alfred hatte aus seinem Schrank seine guten Anzüge, Hemden, Lackschuhe und was er sonst noch an Veräußerungsfähigem besaß, hervorgekramt und bat seine Wirtin, „den ganzen Schwung" zu verkaufen. Ein paar Groschen kämen immerhin heraus.

„Na," sagte sie, „das wollen wir doch lieber bleiben lassen. Es wäre ja das erstemal, daß ich solche Wege gehe. Sie werden es schon noch in Richtigkeit bringen." Und da fing dieser große Mensch an zu weinen, weinte in seinen langen Bart, wie ein Kind. Frau Raufeisen verzog sich schleunigst in die Küche.

„Raus!" schrie Lore. „Raus mit der Maus!"

„Ne, ne. Nun nich mehr!" antwortete die Witwe.

Nach einiger Zeit erschien Alfred wieder, diesmal rasiert und ordentlich angezogen, und fragte seine Wirtin, ob sie nicht etwas zu lesen hätte, ganz egal was, aber sein leeres Hirn verlangte nach Futter.

Mit Frau Raufeisens geistigem Speiseschrank war es nicht gerade zum Besten bestellt. Immerhin besaß sie einige Bände der „Bibliothek des Lebens und des Wissens", und in der nächsten Zeit informierte Alfred sich über Termitenbauten, interessante Fälle von Scheintod und dergleichen.

Aber es genügte auf die Dauer nicht, er stöberte weiter, und da er nichts Besseres fand, holte er die alten Schulbücher der Witwe hervor, darunter auch ein Religionsgeschichtsbuch. Es war vielleicht nicht gerade Erbauung im Sinn der „ernsten Bibelforscher", die ihm diese Lektüre bot, immerhin, wenn er nach dem Lesen den Kopf zurücksinken ließ, konstatierte er, es sei verdammt gute Literatur.

Frau Raufeisen hatte nach langem Suchen ein grobgemahlenes Landbrot nach Art des früheren Kommißbrotes für ihn entdeckt, von dem er unzählige dick bestrichene Schnitten — nach seiner Überzeugung war es unverfälschte Butter, womit sie bestrichen waren — in seinen ewig leeren Magen hinunterrutschen ließ. Und ebenso köstlich wie dieses Brot schmeckten ihm die alten Weisheiten der biblischen Geschichte.

So wurde denn mit Hilfe dieser kernigen Nahrung nach und nach wieder ein Mensch aus Alfred, und es war vielleicht nicht weiter verwunderlich, daß er ein ziemlich neuer Mensch wurde.

Eines Tages ging er auch wieder spazieren. Sein Ziel war nicht weit. Auf der andern Seite der Straße lag in einem Keller die Werkstatt des Meisters Hendrich: „Feine Herrengarderoben."

Alfred hatte da Beziehungen. Herr Hendrich war ein Verwandter der Frau Raufeisen. Seine Tochter kam manchmal ihre Tante besuchen. Durch ihre Reden wußte er, daß die Saison wieder im Gange war. Der Vater arbeitete fünf Tage in der Woche als Zuschneider in einem Konfektionshaus. Seine Privatkundschaft mußte sich gedulden. „Die Reparaturen liegen bergehoch, wir wissen uns nicht zu lassen," hatte die Tochter erzählt.

Der Meister, ein kahlköpfiger, untersetzter Mann mit einem Kartoffelbauch, hockte auf seinem Tisch und trennte gerade einen alten Überzieher auf. Seine noch korpulentere Tochter saß an der Nähmaschine.

„Tag," sagte Alfred. „Das Geschäft scheint ja zu gehen."

„Na ja, was wünschen Sie denn?"

„Ich wollte mal fragen, ob Sie mich nicht beschäftigen könnten. Ich bin nämlich gelernter Schneider. Tag!" nickte er der Tochter zu. „Wir kennen uns ja schon von Frau Raufeisen. — Bei der wohne ich nämlich. Ich war ein bißchen krank, aber nun geht's wieder."

„So?" brummte der Meister und warf ihm einen kleinen Blick zu, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

„Das Dumme ist nur, daß ich kein Arbeitsbuch habe," schwatzte Alfred weiter.

„Das müssen Sie mit Ihren Arbeitskollegen abmachen. Mir wäre das egal."

„Vielleicht könnten Sie mich probeweise ein paar Tage beschäftigen."

„Ob Sie was verstehen, das sehe ich schon nach einer Stunde."

„Wollen Sie's mal probieren?"

Der Meister wechselte einen Blick mit seiner Tochter, die beifällig mit einem Auge ihn und mit dem andern Alfred ansah.

„Na ja, Sie können hier ja mal die Heftfäden herausziehen."

Nachdem das geschehen war, mußte Alfred Futter staffieren. Darüber wurde es Mittag, und im Handumdrehn war es Feierabend geworden. Der Meister sagte, wenn Alfred Lust hätte, könnte er morgen früh ein paar Stunden wiederkommen, aber durch die Wohnung, weil Sonntag war.

So hatte denn Alfreds haltloses Lebensschiff auf einmal Ballast bekommen und ging in ruhiger Fahrt. An jedem Wochenende setzte er sich mit der Witwe Raufeisen zusammen und zahlte von den unzähligen Posten, die sie in einem Schulheft für ihn zusammengeschrieben hatte, ihr eine oder auch zwei Kolonnen ab.

„Es wird immer weniger," sagte er.

„Bald hat es seine Richtigkeit," bestätigte die Witwe.

Und beide freuten sich.

Ja, dieser so verwöhnte und hochbegabte junge Mensch, vor noch nicht allzulanger Zeit die Hoffnung der jungen Künstlerschaft, der geglaubt hatte, Berlin mit einem Handstreich zu erobern und über Nacht ein berühmter Mann zu werden, ließ jetzt seinen Ehrgeiz sich damit begnügen, Läpperschulden abzuarbeiten. So tief war er gesunken, hatte alle Bedürfnisse seines verfeinerten Geschmacks, überhaupt alle Maßstäbe menschlichen Strebens so gänzlich vergessen, daß er seine Tage in dieser muffigen Werkstatt verbrachte und nicht einmal aufbegehrte.

Völlig verschwunden freilich war ihm seine Vergangenheit nicht. Sie lag hinter ihm wie ein sehr lebhafter und deutlicher Traum, wie ein Traum voll abscheulicher Bilder, denen er fahl und finster entgegenstarrte, aber auch mit manchen liebkosenden Erinnerungen, bei deren Nahen er so zärtlich lächelte, daß das dicke Mädchen an ihrer Nähmaschine jedesmal furchtbar zu schielen begann.

Und wenn er in einer Art monomanischen Eigensinns sich darauf versteift hatte, mit Hilfe von Nadel und Zwirn das Konto Raufeisen zu begleichen und den armen Schneidergesellen zu spielen: so kamen immer wieder Augenblicke, wo ihm sein jetziger Zustand wie ein Traum, wie ein Spiel zu eigener Kurzweil erschien, das er nach Belieben endigen könnte, wie sein Kollege Aladin, durch eine einzige Geste, ein kleines Telegramm. Und manchmal bei den Wutausbrüchen des Meisters und den Zärtlichkeitsanfällen der Tochter schüttelte ihn die Ungeduld, und er mußte diese Vorstellung zu Hilfe rufen, um seine Ruhe wieder zu gewinnen.

Zehn Worte — und dieser ganze Kellerspuk hatte ein Ende. Er schrieb es nie, dies Telegramm. Hatte er deshalb soviel Schweres durchgemacht, um kurz vor dem Ende zusammenzuklappen? Das Ende — das war nun nicht mehr ein Sieg über seine Eltern, sondern ein Sieg schlechthin, der Sieg eines Menschen, der die Suppe, die er sich eingebrockt hatte, auch ausessen will.

Wenn er aber jetzt seine Eltern zu Hilfe herbeirief, verdarb er sich dann nicht die vielleicht schönste, überraschendste und komischste Szene seines ganzen Lebens? Ausfindig machen würden sie ja einmal seinen Aufenthalt und wahrscheinlich schon in der nächsten Zeit, da sie erfahren haben mußten, daß er in Berlin steckte. Ja, in den letzten Tagen plagte ihn sogar etwas wie Unruhe, sie könnten vielleicht zu früh auftauchen. Er war nämlich dabei, sich eigenhändig einen Anzug zu schneidern und wünschte — wie es in der Sprache seiner augenblicklichen Umgebung hieß — neu eingekluftet vor seinen Eltern zu erscheinen.

Immer wieder malte er sich die Szene aus, wie sein alter Herr plötzlich in der Werkstatt stand: den Ausdruck auf seinem gelben, zerknitterten Gesicht, diesen Ausdruck völliger Fassungslosigkeit einige Sekunden lang. Aber hinterher würde er etwas Stolz und Genugtuung doch wohl nicht ganz verbergen können.

Alfred hatte auch die passenden Begrüßungsworte schon auf der Zunge: „Na Papa, das hättest du dir auch nicht träumen lassen? Was sagst du zu der Konkurrenz?"

Oder: „Tag, willst du dir einen neuen Anzug anmessen lassen? Kannst du ruhig tun. Wir sind hier ganz auf der Höhe. Ist übrigens ein Kollege von dir, der Herr Hendrich. Auch ein ehemaliger Uniformschneider."

Nun — wahrscheinlich würden diese hübschen Sprüche ungesagt bleiben, denn seine Mutter würde ihm wohl mit ihren Freudentränen den Text verderben.

Aber jemand anders verdarb ihm den Text. Eines Morgens hielt wirklich ein Auto vor der Tür, ein Chauffeur kam die Holzstiege hinunter und sagte: wenn Herr Meisel hier wäre, möchte er sofort heraufkommen. Aus dem Wagenschlag beugte seine Mutter ihr Gesicht, dessen gramgefurchtes Grau kein Schminkstift lügnerisch übermalt hatte. Da Alfred nicht wagte, diese anklägerische Zerfallenheit zu berühren, drückte er nur ihre Hand an seine Lippen und sagte: „Da bist du ja, Mutter. Wo ist Papa?"

„Gestorben diese Nacht. Komm mit!"

Während der Fahrt, die einer seiner Krankheitsnächte glich, mit roten Fieberschauern und schwarzem Verlorensein, gab

Frau Meisel ihrem Sohn Bericht, in brockenhaften Sätzen, entpreßt einem Herzen, das der Schmerz verschlossen zu haben schien.

Sein Name hatte nicht mehr genannt werden dürfen von ihr. Der Sohn war für den Vater tot. Insgeheim aber betrieb er, wie seine Frau wußte, die Nachforschungen mit ruheloser Ungeduld weiter, ließ bei allen Konsulaten und Behörden nachfragen und war selbst nach Italien gereist. Gestern abend hatte sie ihn tot in seinem Stuhl vorgefunden. Der Brief mit der Nachricht über Alfreds Verbleib lag vor ihm auf dem Tisch. ‚So war ich also doch der Nagel zu seinem Sarge' — dieser Gedanke drang mit einem einzigen Hammerschlag in Alfreds Hirn.

Dann führte seine Mutter ihn in das verdunkelte Schlafzimmer der Berliner Wohnung und zog die Vorhänge einen Spalt weit auseinander, so daß ein schmaler Lichtstreif auf den Toten im Bett fiel, von dessen Gesicht sie das Tuch entfernte. Darauf ließ sie Alfred allein.

Angesichts dieser Züge, deren Charaktersumme er einmal mit der ganzen schonungslosen Sachlichkeit eines Unbeteiligten dem Gelächter der Beschauer preisgegeben hatte, erinnerte Alfred sich zum erstenmal wieder, daß er Maler sei. Nun hatte ein anderer Meister die Bilanz dieses Lebens gezogen.

Von Frieden und Verklärung war auf dem geierähnlichen Gesicht, dessen spitzes Oval man mit der hohlen Hand hätte bedecken können, nicht das geringste zu sehen, sondern ein furchtbar erbitterter Gram lag auf der gerunzelten Stirn und den schief gegeneinander gepreßten Lippen. Unzählige Härchen sprießten aus der eingeschrumpften Haut, und alle Unruhe, Angst und Sorge, die noch im Innern vorhanden gewesen, schienen in diesem weißen Gewimmel zum Vorschein zu kommen. Das mit einem schmalen Tuch hochgebundene Kinn hatte die bläulichgrauen Lippen geschlossen, doch nicht ganz, so daß es aussah, als bräche aus den bleich bleckenden Zähnen etwas wie eine letzte Verwünschung gegen den, der ihn um den Lohn seines mühseligen Lebens betrogen hatte.

Da hatte Alfred sich soviel Liebes und Nettes für seinen Vater ausgedacht, hatte über die sentimentale Rührung dieses Wiedersehens mit leichtem Scherz weghuschen wollen, und nun machte der alte Mann so unheimlichen Ernst aus der Sache, weigerte sich, auch nur das mindeste von ihm hinzunehmen, versperrte sich gegen jede Art von Annäherung, würde sich in alle Ewigkeit vor ihm verschließen. Das war, um wahnsinnig zu werden.

Während Alfred das Gesicht anstarrte, bis es vor seinen aus den Höhlen springenden Augen in schaurig-gespenstischem Hohn sich zu regen begann, ballte sich, all seiner Vernunft zum Trotz, in ihm etwas wie ein Schrei zusammen, stark und laut genug, das verriegelte Tor zu sprengen. Aber die Stummheit des Toten war lauter als seine Verzweiflung, und sein Vater behielt das letzte unversöhnliche Wort.

Unwirkliche und unheimliche Tage, die nun kamen, in ihrer geräuschvollen Geschäftigkeit und ihrem stummen Zusammensein mit seiner Mutter, die ihm kaum weniger fremd und unnahbar erschien als der Tote, der sie beide umschlich und zwischen ihnen stand, wo immer sie sich befanden. Erst als sie von der Einäscherungsfeierlichkeit zurückkehrten, gab Frau Meisel als die Mitarbeiterin ihres Mannes dem Sohn eine Art Rechenschaftsbericht. Sie stellte ihm anheim, ob er das Geschäft fortsetzen oder bei der Malerei bleiben wollte.

Es war das erstemal, daß Dinge, die ihn selbst betrafen, von ihr erwähnt wurden. Bis dahin hatte seine Mutter ihn weder über die Vergangenheit ausgefragt, noch über seine Zukunft mit ihm gesprochen.

Nun glaubte auch er, ihr Rechenschaft ablegen zu sollen, und bemühte sich, ebenso sachlich zu sein wie sie. Er wollte seines Vaters Geschäft fortsetzen. Dieser Entschluß war in ihm gereift, während er sich mit Hilfe der vom Vater erlernten Fertigkeiten sein Brot verdiente. Was die Malerei betraf, so war seine Überzeugung, daß er den Gaul am verkehrten Ende aufgezäumt hatte, oder, richtiger gesagt, er hatte mit der Kunst Schindluder getrieben und sich den Weg dahin verschüttet.

Später gab seine Muter ihm einen hinterlassenen Brief seines Vaters, ohne sich zu äußern, ob sie schon früher von ihm gewußt oder ihn erst soeben gefunden hatte. Es war ein langer Brief in flüchtiger, gegen das Ende hin sich immer mehr verflüchtigender Schrift, voll kaufmännischer Ratschläge, für den Fall, daß das Geschäft liquidiert werden sollte, ein Brief mehr an den Erben als an den Sohn gerichtet, und nur in den letzten Zeilen hatte der Geschäftsmann dem Vater das Wort gegönnt, indem er schrieb: „Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß Du noch einmal zur Vernunft kommst. Wenn Du nach meinem Ableben Deiner Mutter als ein verständiger und treuer Sohn zur Seite stehen willst, dann sollen Dir die unzähligen Sorgen, die Du uns gemacht hast, vergeben sein."

★

Villa Felicitas hieß das Haus, aus dem Alfred sein Glück holen wollte, und es war ihm gesagt worden, es läge auf der Straße nach Schwarzburg. Da Ungeduld die Gangart seines Wagens bestimmt hatte, war er früher eingetroffen, als er geplant.

Nachdem er das Auto im Hotel gelassen, machte er sich auf den Weg und erkannte das Haus auch gleich an seinen goldenen Buchstaben vor der Front.

Er wollte gerade die Tür öffnen, als er vor einem Turnreck auf dem Hof jemanden bemerkte, den er auf den ersten Blick für den Diener des Herrn von Emingen hielt. Die etwas eingeschrumpfte Gestalt in blauweiß gestreifter Leinenjacke trug auf dem Kopf ein altmodisches, recht zerdelltes Hütchen und schwang in der mit einem zerfransten Waschlederhandschuh bekleideten Rechten einen Klopfer, daß aus dem Teppich der Staub nur so flog.

Diese Beschäftigung wurde mit zornigen, halblauten Ausrufen begleitet, wie: „O Gott, o Gott, o Gott! Teufel! Teufel! Teufel!"

Sein Diener war es nicht, sagte Alfred sich, denn Herr von Emingen hielt keinen. Sollte etwa der elegante Kammerherr in eigener Person?

Alfred lüftete seinen Hut.

„Verzeihung —"

„O Gott, o Gott, o Gott, in den Teppich meiner Frau sind die Motten gekommen. Teufel! Teufel! Teufel!"

Und die Schläge hagelten noch dichter auf den Teppich.

„Verzeihung, Herr von Emingen — kennen Sie mich wieder? Meisel."

Der Kammerherr ließ den Klopfer fallen, sagte: „Herrjeh!" und dann: „Fabelhaft!" und schüttelte dem Besucher die Hand.

Man habe ihn erst zu Mittag erwartet, aber nun wollten sie gleich seine Frau benachrichtigen.

„Mein lieber Schatz, da bringe ich dir unsern Gast, Herrn Meisel," stellte der Kammerherr Alfred einer majestätischen Erscheinung auf einem erhöhten Tritt am Fenster vor. Ein schwarz glänzendes, bis auf den Boden reichendes Kleid umschloß eng und prall ihre volle Figur, und der ziemlich strenge Ausdruck ihres Gesichts wurde noch verschärft durch einen goldenen Zwicker auf ihrer Stumpfnase.

Sie ließ ihre Näharbeit sinken, steckte pitsch! die Nadel in ihre Busenwölbung und stieg, Alfred aufmerksam musternd, von ihrem Thron herab.

Alfred bezeugte ihr seinen Respekt durch einen Handkuß und begann, sich seines zu frühen Kommens wegen zu entschuldigen, worauf sie lächelnd erklärte, von acht Uhr morgens ab sei alles bei ihr in Ordnung und sie sei empfangsbereit.

Dann stieg sie wieder ihre drei Stufen hinauf.

Der Kammerherr, der inzwischen Toilette gemacht hatte, trat händereibend aus dem Nebenzimmer und sagte: „Mein lieber Schatz, gib mir doch, bitte, mal den Büfettschlüssel. Ich möchte unserm lieben Gast einen kleinen Likör —"

„Schnaps — so früh am Morgen?"

„Schnaps ist doch wohl nicht der richtige Name für unsern guten Klosterlikör. Ich möchte ihn eher eine alkoholhaltige Medizin nennnen."

Er schenkte ein, erhob, was Alfred ihm nachmachte, huldigend das Glas zu seiner neuen Gestrengen, und wuppdich, waren zwei kleine Klosterliköre in der Versenkung verschwunden.

„Ah!" sagte er mit einem kleinen Schnalzer, „solch einen Klosterbruder lasse ich mir gefallen."

„Wenn er nur deinem Herzen nicht schadet!"

„Wird schon nicht. Wird schon nicht. Wie sollte einer wohl schaden?"

Da Alfred es für höflich hielt, sich nach dem Zustand dieses Herzens zu erkundigen, drehte das Gespräch sich eine Zeitlang um die Krankheiten des Kammerherrn. Sie waren zahlreich und ernst, aber sein lieber Schatz sorgte durch aufmerksame Behandlung und strenge Diät dafür, daß sie in erträglichen Grenzen blieben.

„Aber nun, lieber, junger Freund, erzählen Sie mal ein bißchen von sich. Sie kommen aus Berlin?" fragte der Kammerherr munter.

Ja, sagte Alfred, er käme aus Berlin.

„Wie sieht's denn da aus? Was machen die Geschäfte?"

Während Alfred einen kleinen Bericht über die augenblickliche Lage des Tuchhandels abstattete, warf er von Zeit zu Zeit einen unruhigen Blick auf die Dame am Fenster, die ihre Aufmerksamkeit zwischen seiner Erzählung und den Vorgängen auf der Straße teilte. Und wenn sie, sich aufrichtend, den Kopf zum Fenster hinwandte, ließ sie die Näharbeit sinken und steckte, ohne eine Miene zu verziehen, die Nadel, pitsch! in ihre Busenwölbung. Alfred zuckte unwillkürlich jedesmal zusammen. Er hatte wohl auf der Leinwand heilige Sebastiane gesehen, die mit eisengespickter Brust ein lächelndes Gesicht zeigten, aber in lebendigem Zustand war ihm dergleichen noch

nicht vorgekommen. Die Dame mußte völlig unempfindlich sein.

„Also Sie sind viel auf Reisen? Und in der Zeit wacht Ihre Frau Mutter über das das Geschäft?“ sagte der Kammerherr.

Alfred wollte gerade von seiner Mutter beginnen, als Frau von Emingen ihn unterbrach: „Sieh mal einer an, das Fräulein Lohse hat ja neue Pensionärinnen bekommen.“

„Was du nicht sagst, mein Schatz! Wieviel denn?“

Während seine Frau aus dem Fenster schaute, knipste der Kammerherr Alfred mit dem Auge zu, füllte schnell die Gläser, legte bedeutsam den Finger auf den Mund, und wuppdich, hatten sich wieder zwei Kleine zu ihren Brüdern versammelt.

„Nun, Schatz, wieviel sind's?“

„Ich habe zwei neue gezählt.“

„Stimmt!“ sagte der Kammerherr vergnügt. Und händereibend seinem Gast sich zuwendend, fuhr er fort: „Also Ihre Frau Mutter befindet sich wohlauf, und Sie leben mit ihr noch immer allein in der großen Berliner Wohnung. Ist das auf die Dauer nicht etwas einsam?“

Es sei allerdings recht einsam. Er, sowohl wie seine Mutter hätten den innigen Wunsch, daß bald neues Leben — erwiderte Alfred und stellte dann unvermutet die Frage, wann Fräulein Tinette —?

Ja, das dauere noch ein Weilchen, bis sie käme, wurde ihm erwidert. Tinette hätte bis zwölf Uhr Dienst.

Darauf erhob Alfred sich und brachte, zuerst an den Vater, dann aber an die richtige Instanz sich wendend, etwas verlegen und stotternd, seinen Antrag vor.

Frau von Emingen hatte sich ebenfalls erhoben und, gerührt, die Nadel besonders tief in ihren Busen gebohrt. Während Alfred ihr die Hand küßte, fuhr ihre Rechte leicht segnend über sein Haar, und sie sagte: da der Eindruck, den sie durch ihren Mann und Tinette von ihm bekommen habe, durch seine persönliche Bekanntschaft so wohltuend ergänzt worden sei, gebe sie ihm von Herzen ihr Jawort. Und fügte hinzu: er werde sich freuen, wie sehr Tinette sich zu ihrem Vorteil verändert hätte. Mit ihren zu kurzen Röcken hätte sie auch ihren früheren Leichtsinn abgestreift und sei ein fleißiges, pflichttreues, ernstes Mädchen geworden.

Fabelhaft ernst, bestätigte der Kammerherr. Auf ihrem Grammophon spiele sie nur noch traurige Sachen. Aber das werde sich schon wieder geben.

„Na, mein lieber Alfred, freut mich riesig, daß es doch noch geklappt hat. Darauf müssen wir entschieden anstoßen.“

„Noch einen?“ fragte die Stimme von oben.

„Lieber Schatz, zwei ist gerade die richtige Zahl. Ich wollte ja nichts sagen, wenn's drei wären. Das wäre entschieden zu viel.“

Dabei blinzelte der Kammerherr Alfred schalkhaft an. Nach einiger Zeit erhielt dieser die Erlaubnis, Tinette aus dem Büro der „Jugendfürsorge“, in dem sie beschäftigt war, abzuholen. Obwohl das Büro höchstens fünf Minuten entfernt und noch eine gute halbe Stunde Zeit war, ging der junge Mann doch mit auffallend raschen Schritten die Straße hinunter, und als er um die Ecke bog, begann er sogar etwas zu laufen.

*

Und hier muß ich ihn laufen lassen. Muß von ihm scheiden, von ihm wie von den andern Personen meines Romans. Nicht weil ich dächte, daß ihre Schicksale schon zu Ende seien, sondern einfach aus dem Grunde, weil ich nichts mehr von ihnen weiß.

Denn alle diese Menschen habe ich nicht erfunden, sondern sie haben sich zu mir gefunden, und ich konnte weiter nichts tun, als sie auf ihren Wegen und Irrwegen zu begleiten bis auf den heutigen Tag. Was in Zukunft aus ihnen wird, wer weiß? Glatt und eben wird ihre Straße wohl nicht immer sein. Christa wird wohl noch manchen Strauß ausfechten müssen mit der Schlange Welt und Seiner Majestät dem Alltag. Aber ich hoffe, daß sie ihn besiegen wird, ebenso wie ich hoffe, daß Wiedemann von nun an seinem wahren Selbst dienen wird. Was aber Klaus angeht, so liegen bei ihm wohl die weitesten Möglichkeiten, doch auch die größten Gefahren. Sein Schicksal ist, will mir scheinen, das Schicksal der deutschen Jugend selbst, die heute vor der Entscheidung steht, ob sie sich mit den Kräften, die das Irdische gestalten, begnügen, oder ob sie auch den göttlichen Kräften in sich Raum geben soll.

Und wie wird die Ehe zwischen Alfred und Tinette verlaufen? Auch das möchte ich noch erleben. Ja, darauf bin ich wirklich gespannt.

Gedichte von Johann Friedrich

Das Flußrauschen

Ich höre Tag und Nacht in meine Kammer herauf
Den Fluß talab sich stürzen, Bach und Wasserwehre
Der Tiefe zu, den selbstverständlichen Weltverlauf
Der Schwere nach, der Schwere.
Und immer wieder, beschämt und aufgebracht
Von dieser Melodie des willenlosen Falles,
Ruft mein Verlangen in den Tag, die Nacht:
Nein, dieses Niederstürzen in die Schwere ist nicht alles.
Und leise jubelt's durch meiner Innenwelt
Geheime Wundergründe: Und ob auch alles fiele,
Ich falle nicht wie Fluß und Regen fällt,
Ich bin ganz leicht und frei und fliege, spiele, spiele . . .

Das leidenschaftliche Buch

Buch, ich habe dich gelesen,
Dichter, Mensch, ich kenne dich.
Lesend bin ich du gewesen,
Du, Gelesner, du warst ich.
Erst wie im Entgegeneilen
Fernher, immer näher dann
Sahn wir zwischen engen Zeilen
Uns mit großen Augen an.
Bald begannen wir zu ringen
Bis zur Selbstvergessenheit.
Schien dein Wort mich zu bezwingen,
Hab' ich zornig mich befreit.
Blieb ich kühl und spottbeflissen,
Schlug dein Atem mir wie Brand
Ins Gesicht und ins Gewissen,
Bis ich selbst in Flammen stand.
Im erpichten Widersprechen
Drängten wir uns Herz an Herz
Und des einen Niederbrechen
Hob den andern sternenwärts.
Suchten wir uns dann zu lösen,
Wie der Feind sich löst vom Feind,
Fanden wir im Gut' und Bösen
Uns verwachsen und vereint. —
Nun im lässigen Rückwärtsblättern,
Da der Kampf doch stillesteht,
Scheinen mir die armen Lettern
Noch von unsrem Sturm durchweht.

Mumienbildnisse im Fajum

Von Hans Rosenhagen

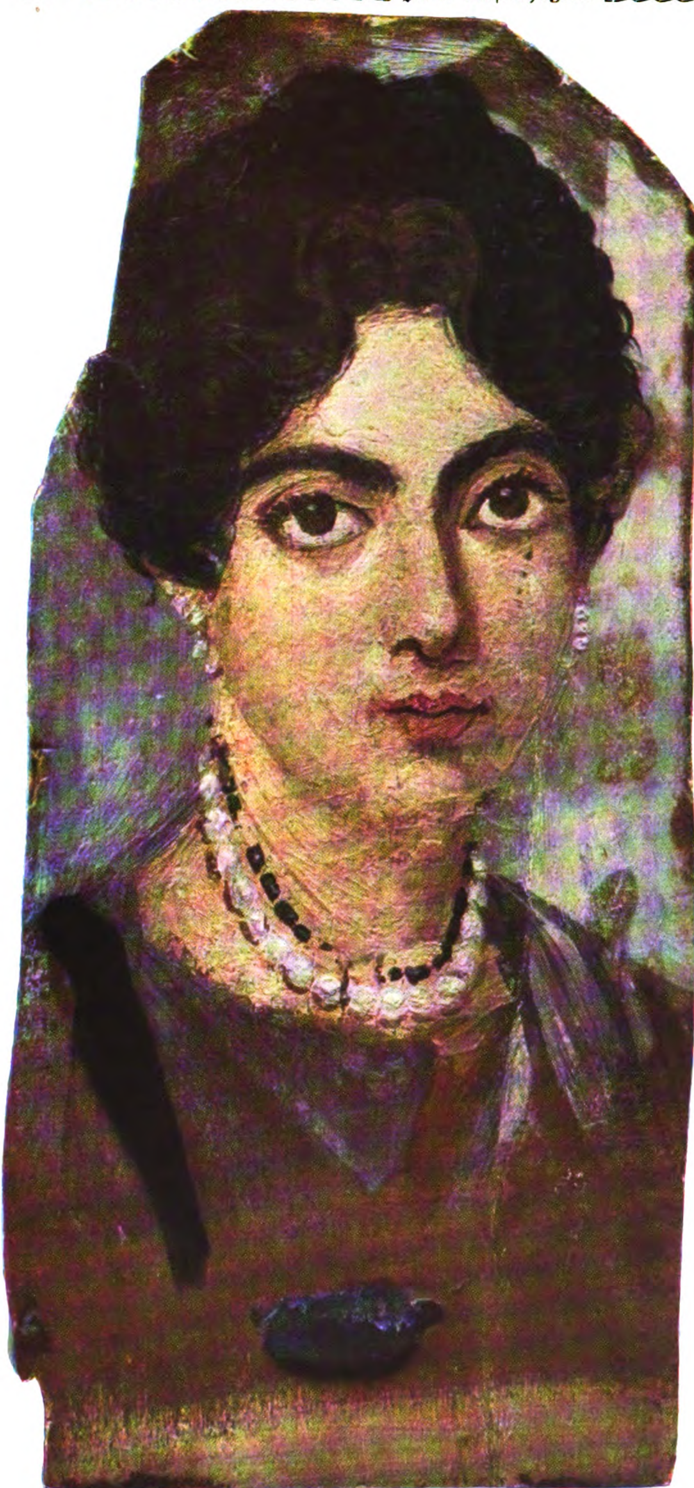
Was wissen wir von der Malerei der Alten? Kunstgeschichtlich eine ganze Menge; denn durch Aristoteles, Plinius, Pausanias u. a. sind wir über die wichtigsten Künstler auf diesem Gebiete und ihre Werke ziemlich genau unterrichtet. Von ihren Schöpfungen ist jedoch nichts mehr vorhanden. Allerdings ist eine stattliche Zahl von Wandgemälden erhalten, die uns eine gewisse Vorstellung von der Wesensart der antiken Malerei vermitteln; es handelt sich jedoch bei ihnen in der Hauptsache um die Erzeugnisse provinzieller Künstler, wenn nicht gar um rein handwerkliche Arbeiten, bei denen vielfach Motive aus berühmten oder auch nur beliebten Bildern Verwendung fanden. Schon dieser Umstand spricht dagegen, daß namhafte Meister jene Wandgemälde schufen, denn solche haben auch damals nicht daran gedacht, die Malereien anderer zu wiederholen, weil sie selbstverständlich Eigenes zu sagen hatten. Ohne die außerordentliche Bedeutung des an der Spitze der griechischen Malerei stehenden im fünften Jahrhundert v. Chr. tätig gewesenen Polygnot, dessen Wandmalereien in den Tempeln und in der Stoa poikile als die hervorragendsten Schöpfungen des großen monumentalen Stils gelten und auch die Plastik der Griechen im stärksten Maße beeinflußt haben, in Frage zu stellen, darf man mit Sicherheit annehmen, daß die höchsten Leistungen der griechischen Malerei auf dem Gebiete des Tafelbildes gelegen haben. Nach den uns erhaltenen Berichten ist die griechische Malerei nach Erfindung der Wachstechnik im vierten Jahrhundert gerade im Tafelbild auf eine Höhe gelangt, die uns vermuten läßt, daß ihre Leistungen in nichts zurückgestanden haben gegen die uns bekannten bedeutendsten Schöpfungen der europäischen Malerei in den letzten fünfhundert Jahren. Leider ist von all diesen herrlichen Werken nicht eines auf uns gekommen. Der Strom der Zeiten hat sie hinweggeschwemmt. Es kann keinem Zweifel begegnen, daß die Bilder der großen griechischen Maler von reichen Sammlern ebenso lebhaft geschätzt und gesucht wurden wie heut die Malwerke der alten Meister, und daß besonders Rom nach der Eroberung Griechenlands alles an sich gezogen hat, was von den Meisterwerken der griechischen Kunst nur irgend erreichbar war. Der Ruhm Griechenlands als des Landes, wo die herrlichsten Bildwerke und die beste Malerei gemacht wurden, kann im Altertum nicht geringer gewesen sein als der Italiens im 16. und 17. und Frankreichs im 18. und 19. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Kein Wunder also, daß griechische Maler überall begehrt und tätig waren, und diesen das Evangelium der als unübertrefflich anerkannten Kunst ihres Heimatlandes verbreitenden Jüngern verdankt man nicht allein wohl manche der uns erhaltenen Wandbilder, sondern auch die Kenntnis von der Technik der enkaustischen Malerei und eine sehr hohe Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der griechischen Tafelbildmaler überhaupt. Diese allerdings erst seit noch nicht einem halben Jahrhundert.

Wer erinnert sich nicht noch des gewaltigen Aufsehens, das die Ausstellung von zahlreichen Mumienporträts in Berlin und anderen Städten machte, die ein Herr Theodor Graf aus Wien Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts veranstaltete? Der Besitzer gab an, daß diese Bildnisse aus dem Fajum, einer etwa 300 Kilometer von Alexandria entfernten Oase im fruchtbarsten Niltale stammten und von einem griechischen Antiquitätenhändler erworben seien. Man war sich anfangs nicht sicher, ob die ganze Sache nicht ein Bluff sei. Einige namhafte Archäologen erklärten die Bildnisse kurzerhand für Fälschungen, andere verteidigten lebhaft die Echtheit. Der Streit wäre vielleicht noch nicht entschieden, wenn nicht gleich darauf der Engländer Flinders Petrie ähnliche Funde in der Nachbarschaft des Fajum bei dem Dorfe Hawara gemacht hätte. Nun konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß hier eine bisher nicht gekannte Art der Mumienbehandlung vorlag. Bis dahin hatte man Mumien nur in äußeren Stein- und inneren Holzsärgen gefunden, von denen diese die menschliche Gestalt in typischer Bildung nachahmten und bemalt waren. Jetzt galt es zu entscheiden, zu welcher Zeit man die Köpfe der Mumien einfach mit gemalten Porträts bedeckt hat. Der Augenschein lehrte, daß es sich nicht um die Mumien eingeborener Ägypter handeln könne. Man wußte zudem, daß die ersten Ptolemäer das Fajum mit Griechen besiedelt hatten und daß dort zahlreiche Kolonistenstädte entstanden waren, deren wichtigste und größte Arsinoë, das ehemalige Schetet = Krokodilopolis war. Diese Kolonien befanden sich selbst noch während der römischen Kaiserzeit in voller Blüte und

behaupteten sich sogar noch unter den Arabern. Wie die angesiedelten Griechen die ägyptischen Gottheiten mit denen ihrer Heimat identifiziert hatten, in Ammon ihren Zeus, in Isis ihre Demeter verehrten, so befreundeten sie sich auch mit der Totenbestattungsweise des neuen Heimatlandes, ließen ihre Verstorbenen einbalsamieren und in Mumienbinden einhüllen. Stellenweise legten sie sie sogar einzeln in Sarkophage; als dann die Nekropolen — die fern von den Städten, an trockenen und unfruchtbaren Orten angelegten Totenstädte — aufkamen, wurden die also präparierten Toten dorthin übergeführt. Es gab dafür besondere Transporteure, und damit keine Verwechslung vorkam, wurden den Mumien Holztäfelchen angeheftet, die den — fast stets griechischen — Namen des Verstorbenen und das irdische Reiseziel angaben. Unter der Römerherrschaft erst begann sich der Gebrauch einzubürgern, diese Mumien mit realistisch aufgefaßten Porträtmasken in plastischer Form zu versehen, die vergoldet oder bemalt wurden, oder aber über den Kopf des Toten sein auf Holz gemaltes Bildnis in die Mumienhülle einzubinden oder einzustecken. Die so kenntlich gemachten Mumien wurden in einzelnen Grabkammern zu 30 bis 50 in großen, für einzelne Familien oder Geschlechter hergerichteten Gräbern beigesetzt. Aus solchen stammen die Grafschen Bildnisse. Hatte der Romanschriftsteller Georg Ebers im Jahre 1893 die Entstehungszeit dieser Mumienporträts auf die Zeit von der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. bis zum Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. angenommen, so unterliegt es jetzt



Sogenannter Philosoph; Ende des 1. Jahrh. v. Chr. (Franz Lenbach)



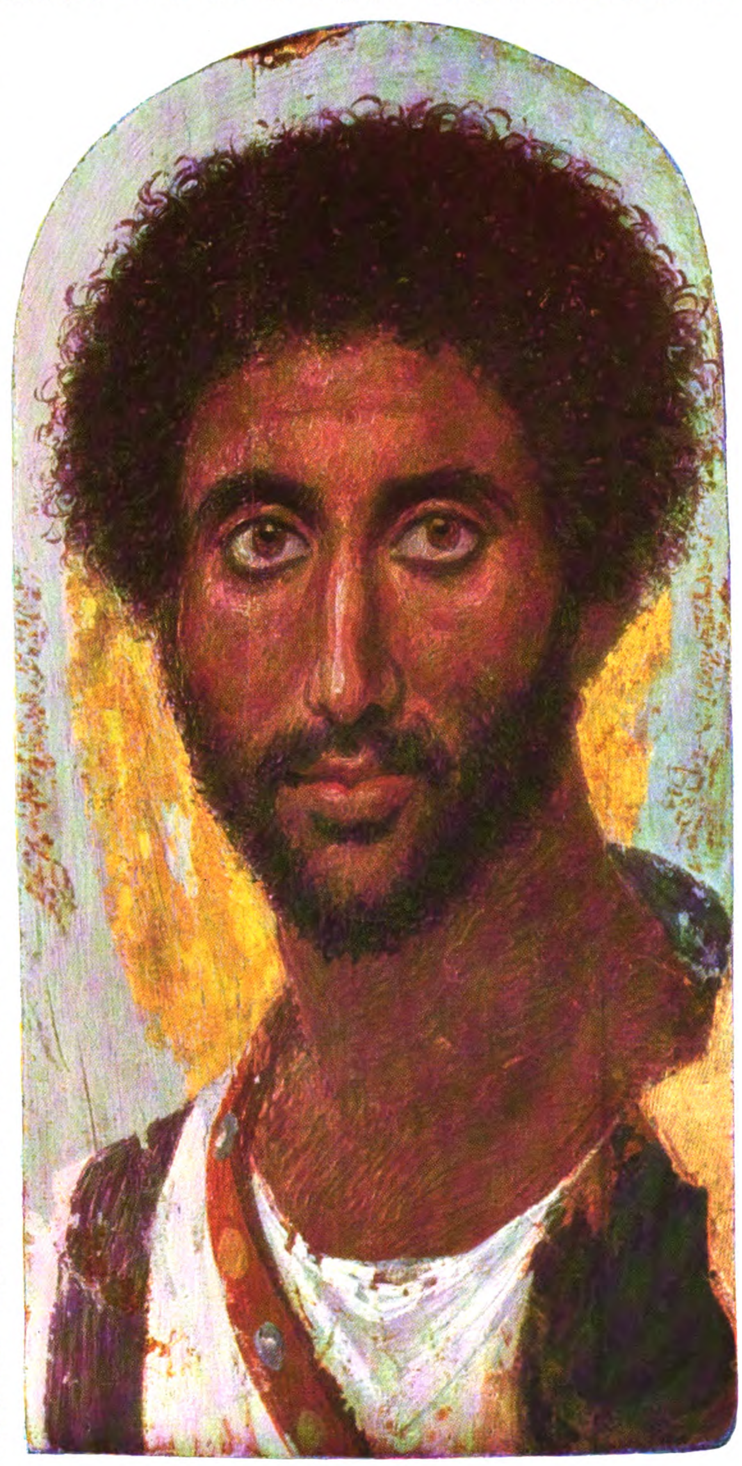
Junge Griechin; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Edouard Manet)

keinem Zweifel mehr, daß alle diese auf Holztafeln gemalten Bildnisse ausnahmslos aus der Zeit der Römerherrschaft stammen, also unter Vespasian bis zu Diocletian gemalt worden sind, jedoch nicht dem römischen, sondern dem griechischen Kulturkreis angehören. Daß sich darunter auch mehrere Judenporträts befinden, ändert an der Sachlage nichts. Ist es doch bekannt, daß schon im dritten Jahrhundert v. Chr. im Fajum eine jüdische Gemeinde bestand, und daß nach der Eroberung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 zahlreiche Juden nach Ägypten auswanderten. Bei dem bemerkenswerten Anpassungsvermögen der Juden werden diese, ebenso wie die Griechen, keine Bedenken getragen haben, die in Ägypten allgemein üblichen Bestattungsweisen der bevorzugten Klassen zu übernehmen. Neben den rein griechischen und jüdischen Typen finden sich unter diesen Mumienbildnissen allerdings auch die Porträts von Mischlingen — ägyptische, arabische, römische und sogar äthiopische. — Die Mehrzahl der Bildnisse ist in der sogenannten enkaustischen Technik gemalt. Diese besteht darin, daß die verschiedenen Farbstoffe mit einem durch Balsam und Öl erweichten oder auch durch Zusatz von Soda gebleichten Wachs gemischt und vermittels einer Art Spachtel,

dem bronzenen, lanzettförmigen und langstieligen, mit einem gezähnten Rand versehenen Kestron, nach Bedarf auf dünne, aus Sykomoren-, Eichen- oder Zedernholz bestehende Tafeln aufgetragen wurden. War der beabsichtigte Eindruck erreicht, so hielt der Maler über sein Werk einen erhitzten Metallstab. Die einzelnen Farbflecke flossen dabei leicht ineinander, erhielten die gewünschte Harmonie und zugleich einen Glanz, als ob das Bild gefirnißt worden wäre. Andere Bildnisse wieder wurden mit dem Pinsel und Tempera-, also Wasserfarben gemalt, denen, um sie geschmeidiger und haltbarer zu machen, eine Ei-Emulsion zugesetzt wurde. Hierbei war eine Grundierung der Holztafeln oder der darauf geleimten Leinwand mit einem Auftrag von Kreide erforderlich.

Ein Verfahren übrigens, das noch im Mittelalter angewendet wurde bis zur Erfindung der Ölmalerei. Gelegentlich finden sich auch beide Techniken kombiniert.

Theodor Graf hat damals alle Kaufangebote für seine Sammlung als zu niedrig abgelehnt. Erst später, als die Museen mit den Petrieschen



Junger Krieger
Erste Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Hans v. Marées)



Alte Frau; Anfang des 2. Jahrh. v. Chr.
(Käthe Kollwitz)

Vor allem haben wir auf unsere künstlerischen Leistungen uns gar nichts einzubilden. Das gilt nicht nur für Architektur und Plastik, sondern, wie nunmehr feststeht, in besonderem Maße grade auch für die Malerei. Haben doch, nach diesen Mumienbildnissen zu urteilen, die Griechen alles, was wir als Entwicklung an unserer Malerei beobachten können, vorweggenommen, von der klassischen Formulierung bis zum Impressionismus und Expressionismus. Man muß sich freilich gegenwärtig halten, daß die Maler dieser Mumienporträts mit ein paar Ausnahmen nicht einmal Künstler ersten Ranges waren, sondern vielleicht nur auf der Stufe jener Maler der Biedermeierzeit standen, die von Stadt zu Stadt, von Gut zu Gut zogen, um die Leute, die es wünschten, zu porträtieren, und wenn sie sich an ein gutes Vorbild hielten, oft ganz annehmbare Leistungen zustandebrachten. Auf wel-

Funden sich zu versorgen begannen, gab er diese Zurückhaltung auf und verkaufte aus seiner Sammlung die ihm entbehrlich dünkenden Stücke. Dann starb er, sein Nachlaß wurde geteilt, und man hörte nichts mehr von seiner einst so berühmten Sammlung. Allgemein wurde angenommen, sie sei in alle Winde zerstreut. Das war indessen nicht der Fall. Die besten Stücke der Sammlung — etwa 50 — sind in einer Hand geblieben und jetzt durch das Verdienst des Geh. Rats Dr. Theodor Wiegand mit Unterstützung mehrerer Freunde der antiken Kunst in den Besitz des Berliner Antiken-Museums gelangt. Damit erhält dieses, nachdem das Ägyptische Museum seinen früher erworbenen Bestand an Mumienporträts — darunter das berühmte Bildnis der Aline — hinzugefügt, eine ganz stattliche Galerie antiker Bildnisse, die dem Museum eine neue Anziehungskraft sichert.

Je mehr unser Wissen um die antike Kultur sich erweitert, um so deutlicher erkennen wir, wie wenig Ursache wir haben, der unserigen uns zu rühmen; denn wir sind kaum weiter gekommen, ja stehen in vielem weit hinter den Alten noch zurück.



Junger Jude; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Arnold Böcklin)

cher Höhe müssen die Vorbilder dieser griechischen Provinzmaler gewesen sein! Ewig schade, daß uns nicht ein einziges Bild von Apelles, dem Hofmaler Alexanders des Großen, erhalten geblieben ist, mit dem die griechische Porträtmalerei bekanntlich beginnt!

Die künstlerische Qualität der Mumienbildnisse ist freilich ziemlich ungleich. Von den besten ist anzunehmen, daß sie zu Lebzeiten der Verstorbenen gemalt wurden, also sozusagen als Familienporträts zu betrachten sind, die man den Mumien mit ins Grab gab. Andere wieder lassen vermuten, daß sie mit schneller Hand unmittelbar nach dem Tode des Dargestellten gemalt wurden, ehe der Verfall der Züge eintrat, damit der Schein des Lebens leidlich erhalten blieb. Auf jeden Fall muß die Handfertigkeit der Künstler außerordentlich entwickelt gewesen sein. Sie gibt einen sehr hohen Begriff von der griechischen Malerei vom Ende des ersten Jahrhunderts bis zum Schlusse des dritten der nachchristlichen Zeit. Ziemlich deutlich tritt der Unterschied der Stände bei den einzelnen Bildnissen hervor, nicht nur in dem Äußeren der Dargestellten, also in den feineren oder gröberen Gesichtszügen, dem geistvolleren oder stumpferen Ausdruck, in Kleidung und Schmuck, sondern auch in der Ausführung und dem künstlerischen Grad der Malerei; denn die Vornehmen konnten natürlich die besseren Künstler bezahlen, während die ärmere Bevölkerung sich mit geringeren Kräften begnügen mußte. Überraschend bei fast allen diesen Bildnissen ist die Lebendigkeit der Auffassung, die zum Teil wohl darauf beruht, daß die Personen, Männer, Frauen, Greise, Kinder en face, die Augen voll auf den Betrachtenden gerichtet, dargestellt sind, und auf der Frische der Farben. Große Augen müssen im dritten Jahrhundert für eine besondere Schönheit gegolten haben; denn sie werden in dieser Zeit von den Künstlern übergroß wiedergegeben, was den Bildnissen etwas Manieriertes gibt. Trotzdem wird das Individuelle meist sehr fein herausgebracht. Und Menzel, der die Bilder vor vierzig Jahren im Berliner Akademiegebäude ausgestellt sah, hatte gewiß recht, als er beim Anblick des sogenannten Philosophen-Bildnisses (Seite 25) den Ausspruch tat: „Hier können wir wahrhaftig noch lernen.“

In der Tat ist der „Philosoph“, obschon nicht das wirkungsvollste der Bildnisse, doch dasjenige, das als Malwerk, als überragende Wiedergabe einer Persönlichkeit die höchsten Ansprüche erfüllt, die an ein Porträt gestellt werden können. Bei uns hat nur Lenbach in besonders glücklichen Stunden soviel von der Eigenart und Bedeutung eines Menschen in ein Auge hineinzulegen gewußt. Man denke etwa an die guten seiner Bismarckbildnisse. Mit welchem verständnisvollen Aus-



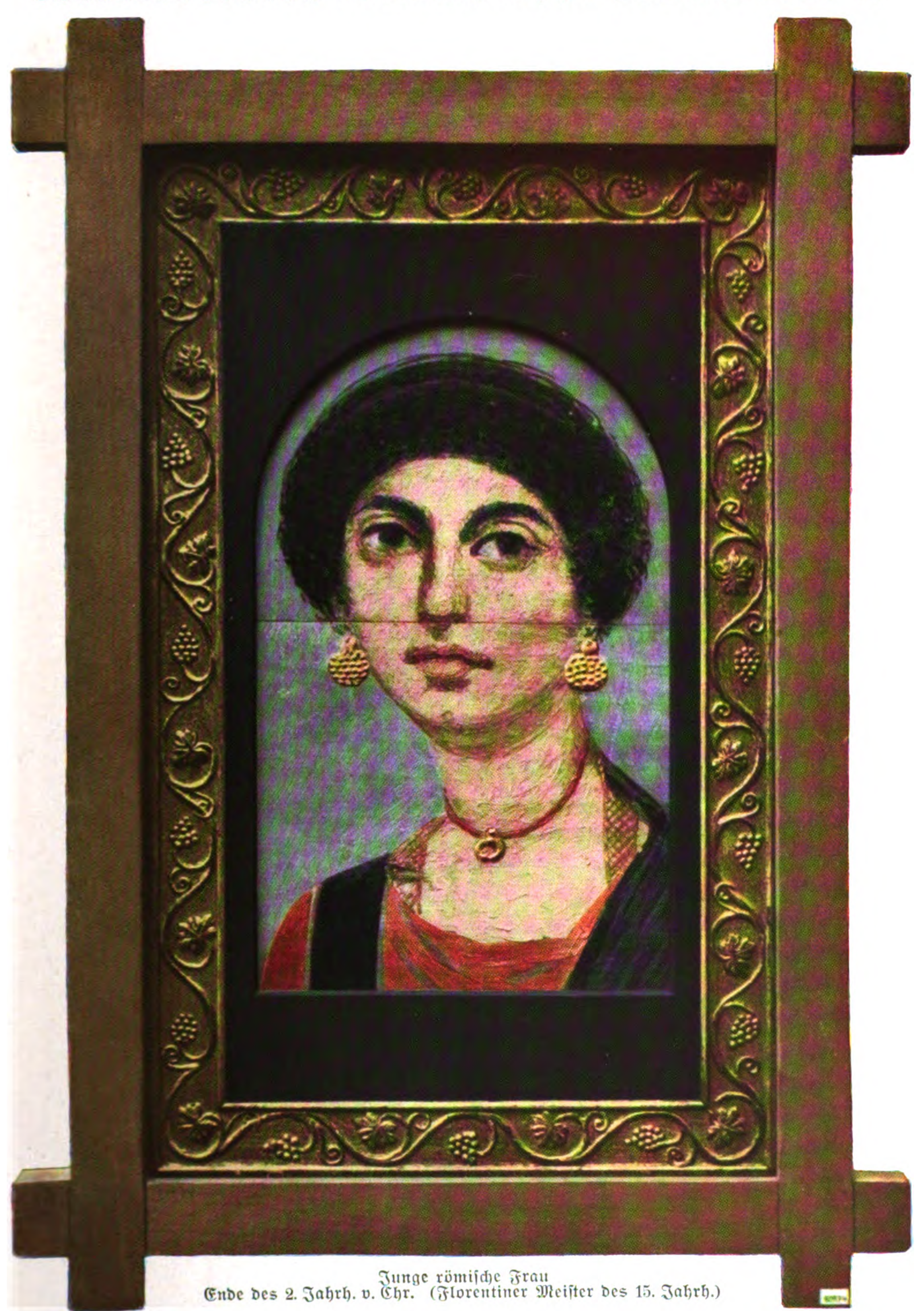
Mumie
mit dem Bildnis der Verstorbenen

druck blicken die Augen dieses Philosophen aus dem bräunlichen, auf einen Mischling aus griechischem und ägyptischem Blut schließen lassenden Gesicht, das von dürftigen grauen Haaren und einem spärlichen Bart umrahmt ist! Und wie meisterhaft die Technik der ganz mit dem Spachtel ausgeführten Wachsmalerei! Jeder Zoll Haut in dem Gesicht schimmert und lebt. Das Bild gehört zu den ältesten der Sammlung und hat sicher einmal in einem Hause an der Wand gehangen, ist also nach dem Leben gemalt worden. Das gleiche gilt von dem einen halb griechischen, halb arabischen Typus zeigenden jungen Krieger, der eine unbestreitbare Ähnlichkeit mit dem Philosophen besitzt. Es handelt sich offenbar um einen eleganten Offizier, wie das rotbraune, mit Gold- und Silberknöpfen verzierte Wehrgehänge auf der rechten Schulter bezeugt. Der dunkle Kopf wird wirkungsvoll hervorgehoben durch einen goldenen Hintergrund. Auch hier muß ein guter, mit der Wachsfarbentechnik vertrauter Maler am Werke gewesen sein, dessen Art an Hans von Marées erinnert. Die ältere Dame mit dem vollen Gesicht und dem grauen Haar wieder hat etwas von den Bildnissen der Käthe Kollwitz (Seite 28). Der gouvernantenhafte Typus läßt vermuten, daß sie Erzieherin in einem reichen Hause oder gar Priesterin gewesen ist. Nur mit Schöpfungen von Frans Hals kann das so temperamentvoll gemalte Bildnis des jungen bärtigen Juden mit dem tief in die Stirn fallenden Haar und dem zusammengekniffenen, hervorstehende Zähne verratenden Munde verglichen werden (Seite 30). Der Ausdruck des Lebens ist unübertrefflich. Diese Sicherheit der Zeichnung, die Beschränkung auf wenige Farben lassen auf einen Meister ersten Ranges, auf einen Realisten vom Schlage des großen Harlemer Malers schließen.



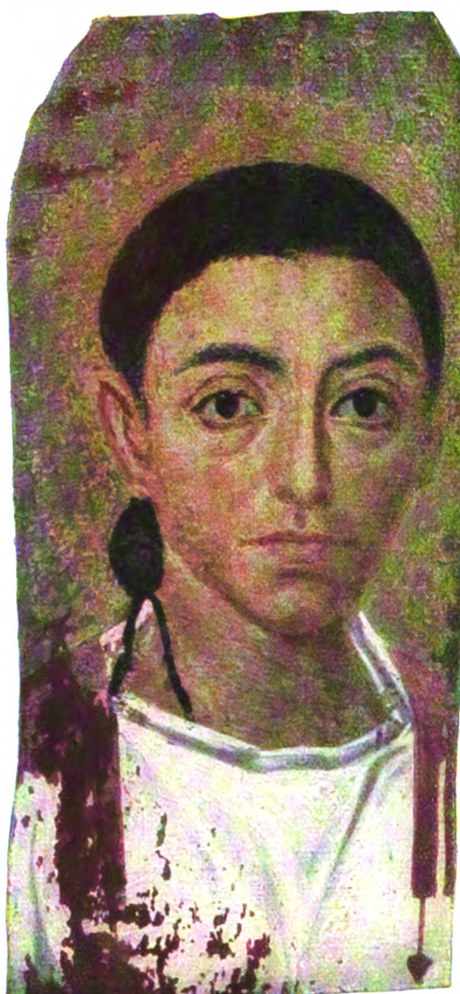
Bärtiger junger Mann; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. (Frans Hals)

Auch den Typus der Mimi Pinson hat es bei den ägyptischen Griechen bereits gegeben, wie das an Porträts von Edouard Manet gemahnende Bildnis der jungen, schönen Griechin mit den großen, sehnsüchtigen schwarzen Augen und dem hochtoupierten, lockigen Haar beweist (Seite 26). Aber es muß dieser kleinen Midinette besser gegangen sein als der armen Mimi; denn sie trägt nicht allein Perlen in den Ohren, sondern auch um den Hals, und zu diesen sogar noch eine zweite Kette aus Smaragden. Vielleicht war ihr Liebhaber der vornehme, glattrasierte, mit einem goldenen Kranz gezierte jüdische Jüngling, dessen Bildnis freilich nicht aus den Gräbern des Fajum stammt (Seite 28). Ein sehr sorgsam ausgeführtes Porträt, das selbst die feinen Linien um die Augen und den dunklen Schimmer des rasierten Schnurrbartes wiedergibt und auf Goldgrund gemalt ist. Arnold Böcklin könnte sein Autor sein. Die volle üppige Italienerin mit den prangenden, plastisch aufgetragenen Goldgehängen in den Ohren sieht aus, als wäre sie aus dem Bilde eines Altflorentiners geschnitten und lebte heute noch in Frascati (Seite 31). Ihr Porträt wird von einem Holzrahmen umschlossen, der einem antiken genau nachgebildet ist. Dann sind da noch die Bildnisse von zwei Jünglingen (Seite 32), zeitlich durch ein Jahrhundert getrennt, beide jedoch Söhne aus vornehmem Hause, worauf die über das rechte Ohr fallende, zu einem Zöpfchen zusammengeflochtene „Jugendlocke“ deutet, die von



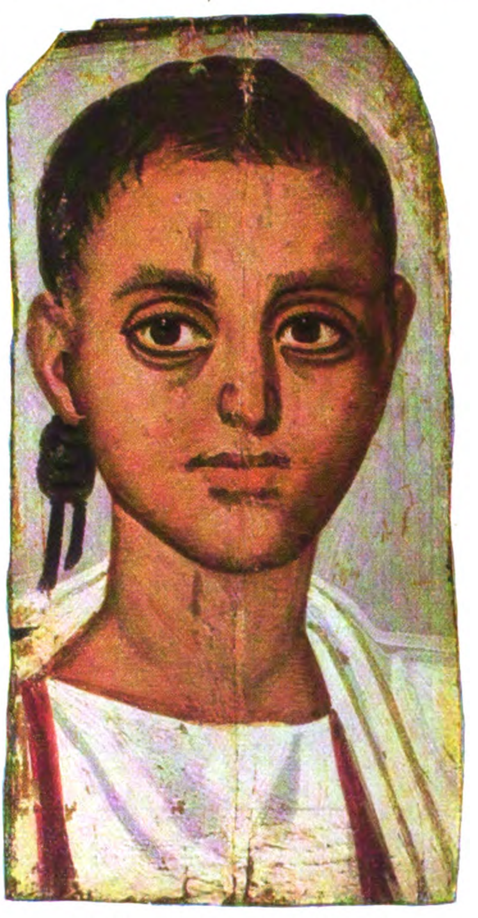
Junge römische Frau
Ende des 2. Jahrh. v. Chr. (Florentiner Meister des 15. Jahrh.)

Georg Ebers fälschlicherweise als ein prinz-liches Abzeichen gedeutet worden ist. Doch welch ein Unterschied in der künstlerischen Wiedergabe! Der eine junge Mann mit dichtem, schwarzem Haar, ernsten Augen, energischem Kinn und von gelblich bleicher



Jüngling; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Francisco Goya)

Gesichtsfarbe, könnte, wenn er anstatt der weißen Tunika ein spanisches Jäckchen trüge, von Goya porträtiert worden sein. Er mag in seinen griechischen Adern vielleicht einen Tropfen ägyptischen Blutes führen. Sein Bildnis dürfte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gemalt sein, während das des zweiten Jünglings aus der Mitte des dritten stammt. Die Kunst ist gesunken, an Stelle von Goya erscheint Gauguin, an Stelle eines noch von den alten Meistern beherrschten Impressionismus macht sich eine expressionistische, mehr zeichnerische Malweise bemerkbar. Auch ist dieser zweite junge Mann kein Grieche mehr, sondern ein rötlicher Vollblutägypter, nicht unähnlich den Menschen, die der französische Maler in Tahiti fand. Mit dem Eindringen des Christentums in Ägypten verfällt die Kunst der Bildnismalerei immer mehr. Die Porträts werden ständig konventioneller und manierierter, starr mit übergroßen Augen, wie sie uns in der frühchristlichen Kunst und später bis ins zwölfte Jahrhundert hinein in der byzantinischen Malerei begegnen. Nach dem dritten Jahrhundert gibt es diese Mumienbildnisse überhaupt nicht mehr. Das Christentum hat auch mit der alten Totenbestattung ein Ende gemacht. Erst tausend Jahre danach wagt die Kunst in Europa, aufs neue Blüten zu treiben, und es scheint immerhin zweifelhaft, ob sie bereits wieder auf die Höhe gelangt ist, auf der sie während der besten Zeiten des Altertums gestanden hat. Vielleicht ist es ein heimliches Gesetz des Weltenschöpfers, daß hoher Blüte stets der Verfall folgt, und da die Griechen in ihren höchsten Kunstäußerungen von der Gegenwart noch nicht erreicht wurden, dürfen wir am Ende von der Kunst unserer Tage noch Großes erwarten.



Jüngling; Mitte des 3. Jahrh. v. Chr.
(Paul Gauguin)

Die Erforschung des Menschen

Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik

Von Dr. Eugen Fischer

Universitäts-Professor, Direktor des Institutes

Die am 15. September v. J. erfolgte Eröffnung des jüngsten der Kaiser-Wilhelm-Institute bedeutet in der Geschichte der Anthropologie einen ganz besonderen Markstein. Viele Jahrzehnte haben deutsche Gelehrte in Wort und Schrift, in der Presse, wie in Eingaben an die zuständigen Ministerien Klage geführt, daß an den deutschen Universitäten, landwirtschaftlichen und tierärztlichen Hochschulen und an Forschungsinstituten an Tier und Pflanze gearbeitet und geforscht werde, aber eine Stätte, wo die Natur des Menschen untersucht, die tausend Fragen nach seiner Herkunft, nach den ausgestorbenen Formen, nach seinen Rassen, seiner Vererbung, nach Umweltwirkungen auf ihn und Veränderlichkeiten an ihm geprüft und der Lösung nähergebracht werden könnten, vollkommen fehle. Die klangvollsten Namen haben sich darum bemüht, Institute oder mindestens akademische Lehrstühle zu schaffen, Waldeyer, Gustav Schwalbe, von Luschan, Thilenius, Martin, die Deutsche anthropologische Gesellschaft und viele andere, bisher vergeblich. Von den älteren anthropologischen Instituten und Sammlungen abgesehen, wie sie viele italienische Hochschulen in Verbindung mit entsprechenden Professuren haben, wie sie Frankreich in seiner Ecole d'Anthropologie besitzt oder England und Amerika an mehreren Universitäten, endlich auch die Universitäten Zürich, Wien und bei uns München mit dem alten Lehrstuhl Rankes muß als modernes Institut in dieser Beziehung genannt werden das Statens Institut for Rasbiologi in Uppsala, also das staatliche Institut zur Untersuchung rassenbiologischer Fragen, das unter der Leitung Professor Lundborgs steht, der berühmt geworden ist durch seine grundlegenden riesigen Untersuchungen über die Vererbungsverhältnisse in einem zweitausendköpfigen Bauerngeschlecht. Das ist ein ganz modernes anthropologisch-erbbiologisches Institut. Wie gesagt, all demgegenüber hatte Deutschland so gut wie nichts. Luschans Lehrkanzel in Berlin blieb unbesetzt nach seinem Tod; der alte erwähnte Lehrstuhl in München (Professor Mollison als Nachfolger Martins), ein vor wenigen Jahren durch die Tatkraft Otto Aichels erreichter Lehrstuhl in Kiel, ein inzwischen leider wieder eingegangenes Extraordinariat in Breslau und eine vom Verfasser ausgeübte unbesoldete anthropologische Lehrtätigkeit in der Anatomie in Freiburg im Breisgau waren die einzigen Vertretungen der Anthropologie an Deutschlands Hohen Schulen.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften hat mit weitem Blick die Bedeutung anthropologischer Forschung gerade heute erkannt und in großzügiger Weise ihr in Dahlem ein neues, gut ausgestattetes Forschungsinstitut errichtet, gleichzeitig durch das einsichtsvolle Entgegenkommen des preußischen Kultusministers Professor Dr. Becker die Neuerrichtung eines planmäßigen Ordinariates für Anthropologie an unserer größten Universität erreicht.

★

Das neue Institut, ein schlichter, zweigeschossiger Bau mit ausgebautem Keller- und Dachgeschoß, enthält für den Direktor, zwei Abteilungsleiter und zwei Assistenten modern eingerichtete Laboratorien, in denen mikroskopische, experimentelle und andere Arbeiten vorgenommen werden können. Ein größeres Laboratorium enthält eine gute Zahl Arbeitsplätze für wissenschaftliche Mitarbeiter und Schüler. Ein kleiner Operationsraum mit entsprechender Einrichtung ist für Tierexperimente vorgesehen, ein hübscher Tierstall im Garten beherbergt die Versuchstiere. So manche Erbfrage beim Menschen, aber auch Fragen auf sonstigem rassenbiologischen Gebiet des Menschen können nur durch Tierversuche der Lösung nähergebracht werden.

Daß in einem anthropologischen Institut die nötige Einrichtung für photographische Aufnahmen nicht fehlt, ist fast selbstverständlich, sie besteht in einem geräumigen Atelier mit Auskleidekabinen, mit guter optischer Einrichtung, Drehstuhl für die Aufnahmen, künstlichem Licht, technisch vorzüglicher Dunkelkammer und Terrasse für Freilichtaufnahme. Reisekameras dienen für anthropologische und erbbiologische Forschungen draußen im Land. Ein großer Archivraum harrt der Aufnahme des statistischen Materials. Eine kleine Bücherei mit Lesezimmer und endlich Sammlungsräume schließen sich an, während im Kellergeschoß technische Einrichtungen, eine kleine Schlosser- und Schreinerwerkstätte, ein Raum für Gipsabgüsse, für Chemikalien, Wäsche- und Blätteraum und Bäder untergebracht sind. Ein schöner Kurssaal soll angehenden Ärzten, Sportlehrern und anderen in abendlichen Kursen die Möglichkeit geben, sich meßtechnisch und erbtheoretisch auszubilden.

★

Was sind nun die Aufgaben eines solchen Institutes? Hat die Öffentlichkeit wirkliches Interesse daran und ist man berechtigt, heute so große Mittel für ein derartiges Forschungsinstitut aufzuwenden?

Die Arbeiten gliedern sich nach drei Richtungen, und entsprechend hat das Institut, wie im Namen angedeutet, drei Abteilungen, eine für Anthropologie, die vom gegenwärtigen Direktor gleichzeitig geführt wird, dann eine Abteilung für menschliche Erblehre, die unter Leitung des Privatdozenten Freiherrn Dr. v. Verschuer steht, und endlich die Abteilung für Eugenik oder Rassenhygiene, deren Leitung Dr. Hermann Muckermann übertragen worden ist.

Es ist das ungeheure Verdienst der Güntherschen Bücher, in weiten Kreisen das Bewußtsein geweckt zu haben, daß jeder Mensch einer Rasse, bzw. einem Rassengemisch angehört. Was uns bei Haustieren und Kulturpflanzen eine Selbstverständlichkeit geworden ist, erscheint uns immer noch bei uns selbst als Problem. Bei jedem Ankauf eines Hundes oder Pferdes fragt man nach der Rasse oder stellt irgendeine, oft mehrfache Rassenkreuzung fest und man wertet nach der Zugehörigkeit zu bestimmten Rassen, weil man als ganz selbstverständlich voraussetzt, daß die Herkunft aus bestimmten Rassen eine gewisse Garantie bietet für das Vorhandensein bestimmter körperlicher und geistiger Eigenschaften (Jagdhunde, Pferde). Wir setzen also aus vielhundertjähriger Erfahrung Vererbung solcher rassenmäßiger Dinge als sichergestellt voraus. Beim Menschen gilt, wie gesagt, all das noch als Problem. Und daß man gegen zahllose Schriften, die sich mit der Rassenfrage beim Menschen beschäftigen, außerordentlich skeptisch ist (auch von bestimmten Teilen des erwähnten Güntherschen Buches gilt das bei aller hohen Anerkennung der anderen Teile), das ist leider nur zu berechtigt. Es fehlt noch sehr viel an einwandfreien anthropologischen Feststellungen über unser eigenes Volk. Leider muß zugegeben werden, daß unsere Kenntnisse über die Verteilung der Rassenmerkmale und damit über die Anteile, die die nordische, alpine, dinarische und etwaige andere Rassen am deutschen Volke haben, noch auf recht dünner Unterlage beruhen. Es sei ehrlich eingestanden, daß die diesbezüglichen Angaben in meinen eigenen Werken (Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre) genau so provisorisch sind, wie die in Günthers Rassenkunde. Die Darstellungen benützen alles vorliegende Material, es ist aber zu wenig. Hier muß Arbeit einsetzen. Vor dem Krieg war beabsichtigt, das gesamte deutsche Heer und die Marine anthropologisch durchzuuntersuchen und auf diese Weise sozusagen einen Querschnitt durch unser Volk zu bekommen. Heute, wo wir uns nicht mehr mit der messenden früheren Anthropologie begnügen, sondern die große Befruchtung der Anthropologie eingetreten ist durch die Ergebnisse der experimentellen Vererbungslehre (an Pflanze und Tier), will man natürlich auch bei solcher Erhebung erbbiologische Forschung mit der im engeren Sinne des Wortes anthropologischen verbinden. Eine vorbildliche solche Arbeit haben Scheidt und Wriede durch die Untersuchung der Elbinsel Finkenwärder geleistet. Die Aufgabe ist, nicht nur die anthropologischen Merkmale zu verfolgen, sondern Kenntnis zu gewinnen über die Verteilung möglichst vieler günstiger und ungünstiger Erbanlagen im deutschen Volk.

Man macht sich von der Wichtigkeit solcher Kenntnisse im allgemeinen gar keine Vorstellung. Noch so oft hört man etwa die Bemerkung, es könne uns doch wirklich gleichgültig sein, wieviel Blonde und Braune unser Volk hat, und dergleichen mehr. Abgesehen davon, daß auch rein theoretisch die Erforschung solcher Dinge doch mindestens so wichtig ist wie die Untersuchung römischer Bodenfunde oder indogermanischer Sprachen oder vieler zoologischer oder botanischer Dinge. Wir würden unbedingt eine gute, gründliche, mit modernen Gesichtspunkten durchgeführte rassenmäßige Durcharbeitung unseres Volkes haben, Hand in Hand mit entsprechenden geplanten Unternehmungen des Auslandes. Aber die Sache hat auch ihre eminent praktische Seite. Wir wissen noch nichts Sicheres darüber, ob etwa solche Rassenmerkmale irgendwelche Beziehungen haben z. B. zur Neigung zu Krebs oder zu Tuberkulose oder zu Alkoholmißbrauch u. a. Und wie vorhin bemerkt, sollen eben nicht nur Schädelform und Haarfarbe untersucht werden, sondern möglichst viele Erbverhältnisse. Wir haben in Irren- und Pflegeanstalten etwa 180 000 Geisteskranke und Epileptiker, in Wirklichkeit also ganz erheblich mehr. Nach der Überzeugung der Erbforschung stammen davon die ganz erdrückende Mehrzahl aus Stämmen mit entsprechender Erbanlage. Aber eine Übersicht, wie sich diese Erbanlagen, ebenso zahlreiche andere z. B. von Farbenblindheit, von Bluterkrankheit, von Kurzsichtigkeit oder sonstigen Augenstörungen und viele, viele andere verteilen, ob sie zu- oder abnehmen, fehlt noch vollständig. Wenn man daran denkt, welche ungeheure Lasten die gesamte Bevölkerung für diese Unglücklichen tragen muß, aber noch mehr, wieviel Leiden durch Fortpflanzung solcher Menschen immer wieder auf neue Generationen herabkommen, muß einem vor der unheilvollen Macht der Vererbung grauen. Aber man muß sich auch sagen, daß hier nicht Vogel-Strauß-Politik am Platze ist, sondern möglichste Klarheit! Und solche Kenntnisse zu erarbeiten ist wahrlich eine Aufgabe, für die keinerlei Mittel einer Forschungsanstalt zu groß sind. Die sogenannte Eugenik oder Rassenhygiene versucht dann, solche Angaben, die ihr anthropologische und erbbiologische Forschung liefern, so zu verarbeiten, daß positive Vorschläge bezüglich Fortpflanzung und Eheschließung, Erbgesetzgebung und andere, soziale, charitative, auch Verwaltungs- und Gesetzesmaßregeln

daraus resultieren. Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Es kann nur angedeutet werden, daß z. B. die Frage nach der Sterilisierung erblich belasteter Verbrecher und anderer Minderwertigen nach der ethischen, rechtlichen, medizinischen und eugenischen Seite noch gründlichster Bearbeitung bedarf. Wir sind weder über die Frage der physiologischen und pathologischen Folgen eines solchen Eingriffes auf den Einzelmenschen vollkommen unterrichtet, noch herrscht Einigkeit darüber, wie die Einführung des Eingriffs in großem Maße in rassenhygienischer Beziehung wirken würde. Man sieht aus dem Angegebenen, wie eng die vorhin als drei Abteilungen bezeichneten Arbeitsrichtungen, Anthropologie, Erblehre und Eugenik, zusammenhängen, Grenzen gibt es da nicht.

★

Auf einem anderen Gebiet reichen Anthropologie und Erblehre der praktischen Medizin die Hand. Das ist das Gebiet der Lehre von der Konstitution. Ohne hier irgendwelchen Anspruch auf Vollständigkeit und Exaktheit zu erheben, sei nur angegeben, daß man unter der Konstitution eines Menschen die Art und Weise versteht, wie er anatomisch, physiologisch und pathologisch auf Umwelteinflüsse reagiert. Die einzelnen Menschen zeigen schon in ihrer Erscheinung außerordentlich starke Verschiedenheiten, im Gesamtbau, in der Derbheit oder Zartheit der Knochen, des Bindegewebes und Fettes, in der Mächtigkeit wie in der Spannung der Muskulatur, in Form, Wölbung und Fassungskraft des Brustkorbs, in der Länge oder Gedrungenheit von Hals und Rumpf, der Größe von Kopf und Bauch, Hand und Fuß und vielen anderen Dingen bis zu unscheinbaren Kleinigkeiten. Dazu kommt vielleicht noch größere Verschiedenheit in der Art, wie der einzelne auf bestimmte Schädigungen reagiert, etwa auf Rauschgifte, auf gesteigerte Ansprüche ans Nervensystem, auf Infektion, etwa Tuberkulose, auf die Abnützung der Gewebe (Verkalkung und anderes). Sehr deutlich kann man dabei bemerken, daß in außerordentlich vielen Fällen jeweils bestimmte Prägungen aller dieser Dinge sich in bestimmter Weise kombinieren, so daß man einzelne konstitutionelle Typen sieht. Auch das Volk schließt von bestimmten körperlichen Typen auf größere Neigung zu bestimmten Erkrankungen, es prophezeit z. B. dem stiernackigen, untersetzt gebauten, dicken älteren Herrn eher einen Schlaganfall als einem hageren, langaufgeschossenen, spitzgesichtigen Hagestolz. Und noch eines hat die Medizin heute aufgenommen und stellt es zurzeit in den Vordergrund der Forschung, einen Zusammenhang zwischen Konstitutionstypus, also jenen körperlichen Merkmalen und einer bestimmten seelischen Veranlagung. Wenn Shakespeare Julius Cäsar sagen läßt: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen," so spricht er damit eine allgemeine Volkserfahrung aus, die Medizin hat sie heute ihrerseits gemacht. Der bekannte Psychiater Kretschmar hat in einem vielgelesenen Buch „Körperbau und Charakter" drei körperliche Typen aufgestellt, den leptosomen oder schmalwüchsigen, dünn aufgeschossenen, den pyknischen, derb, fett, untersetzt und den athletischen, groß und breit und derb, und hat den Nachweis gebracht, daß der sogenannte schizophrene Formenkreis der Geisteskranken (Jugend-Irresein, einfache schleichende Verblödung, Wahnsinn u. a.) in rund zwei Drittel bis drei Viertel dem leptosomen und athletischen Typus angehört, während umgekehrt ebensoviele von den zirkulär Geisteskranken (Melancholie, Tobsucht usw.) pyknisch sind. Wenn auch diese Grundlage richtig zu sein scheint, wissen wir doch über Einzelheiten und andere Zusammenhänge noch sehr wenig. Mit den drei Konstitutionstypen Kretschmars sind jedenfalls die körperlichen Typen des Menschen lange nicht erschöpft, hier bedarf es noch vieler Forschung. Und nun erhebt sich insonderheit für die Anthropologie und damit auch für das Institut die Frage nach dem etwaigen Zusammenhang von konstitutionellen Typen mit bestimmten Rassen. Einigkeit darüber ist noch auf keine Weise erzielt, und keine der zahlreichen vorliegenden Veröffentlichungen erschöpft die Frage auch nur einigermaßen. Über die Häufigkeit solcher Typen bei nichteuropäischen Rassen liegt noch fast nichts vor. Immerhin hat schon vor über 40 Jahren der gute Blick des Klinikers Erwin Bälz, damals Leibarzt am Kaiserlich Japanischen Hof und Professor in Tokio, einen feinen schmalen und einen groben untersetzten Typus bei Japanern unterschieden und beschrieben.

Lenz betont eine gewisse Neigung der nordischen Rasse zum leptosomen Typus und eine gewisse Wesensverwandtschaft mancher für diese Rasse charakteristischer seelischer Züge mit deren geistig gestörtem Auftreten bei Schizoiden. Und entsprechend soll es mit der alpinen Rasse, dem pyknischen Habitus und den bezüglichen Mentalitäten sein. Aber es läßt sich recht viel dagegen sagen, was hier unmöglich ausgeführt werden kann. Das Problem Rasse und Konstitution wird zu seiner Lösung noch viel Kraft und Zeit verlangen.

Wenn diese letzten Ausführungen die Frage auch nach geistigen und seelischen Eigenschaften von Rassen berührten, darf hier erwähnt werden, daß die Erforschung dieses vielleicht allerschwierigsten Kapitels der Anthropologie in den Aufgabenbereich einer anthropologischen Forschungsanstalt gehört. Es handelt sich um die Feststellung der erblichen Unterlagen der menschlichen geistigen Leistungen. Daß diese rassenmäßig verschieden sind, kann ja wohl keinem Zweifel unterliegen. Es wird niemand

leugnen, daß z. B. die Phantasiebegabung von Negern und Südsee-Insulanern oder die angeborene Intelligenz und Denkfähigkeit etwa zwischen auserlesen klugen Europäern und dem Durchschnitt von Australiern und Eskimos recht erheblich verschieden sind. Auch wird kein Urteilsfähiger bei uns in Abrede stellen wollen, daß es nach Intelligenz, Phantasie, Temperament, Energie, Gefühlsreichtum, um nur einiges zu nennen, außerordentlich starke Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen gibt, die keinerlei Erziehung, keine Übung, kein Willensaufwand, grundsätzlich ändern kann. Die Erblichkeit all dieser Eigenschaften (d. h. ihrer Unterlage) ist sicher, aber über zahlreiche Einzelheiten brauchen wir noch eine ungeheure Menge von Untersuchungen. Wenn auch noch so viele Angaben, die von den verschiedensten Autoren über Rassenunterschiede geistiger Eigenschaften bei unseren eigenen Rassen, der nordischen, der alpinen, dinarischen usw. gemacht worden sind, teils als unsicher, teils als unrichtig bezeichnet werden müssen, an der Tatsache, daß gewisse Züge erbmäßig verschieden sind, ist für ruhiges Urteil keinerlei Zweifel. Wir haben heute und geschichtlich jene Rassen nur in Mischung zu beobachten die Möglichkeit, das erschwert das Urteil außerordentlich. Aber unmöglich gemacht wird es dadurch nicht und so manche treffende Beobachtung liegt vor. Hier muß also jedenfalls noch Forschung einsetzen.

★

Endlich ein letztes. Wenn die geistigen Kräfte der menschlichen Rassen verschieden sind, muß sich das in den kulturellen Leistungen und damit in der Geschichte der von verschiedenen Rassen und Rassengemischen zusammengesetzten Völker und Staaten geltend machen. Die Ergebnisse von Forschungen und die Deutungen dieser Beziehungen von Anthropologie und Geschichte, auch Anthropologie und Soziologie d. h. Untersuchung der sozialen Gruppen (Volk, soziale Klasse, Kaste, Sippe und Familie) nennt man Sozial-Anthropologie, Woltmann hat von politischer Anthropologie gesprochen, häufig sagt man auch kurzweg Rassetheorien. Kaum ein Gebiet ist so umstritten, kaum irgendwo wird dem einen so oft nordische, dem andern semitische Tendenz vorgeworfen wie hier, und tatsächlich sind die überwiegende Mehrzahl der einschlägigen Schriften von tendenziösen Übertreibungen nicht freizusprechen. Aber daß hier gründliche und objektive Forschung ein zwar schwieriges, doch interessantes Arbeitsfeld hat und daß gesicherte Ergebnisse darauf von unmittelbarstem Nutzen für den Volkswirt, für den Gesetzgeber und Staatsmann wären, bedarf keiner Ausführung.

★

Die Bearbeitung der gesamten anthropologischen, erbbiologischen und rassenhygienischen Aufgaben übersteigt nicht nur die Kraft eines einzelnen, sondern auch die einer kleinen Arbeitsgemeinschaft. Aber die Möglichkeit, die Probleme — und es sind hier lange nicht alle genannt — wenigstens anzupacken und da der Lösung näher zu führen, wo den einzelnen Forscher Neigung und Begabung hinführen, ist von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft durch die Schaffung dieses Institutes gegeben worden. Möge reiche Arbeit und mögen streng wissenschaftliche Resultate aus dieser Forschungsstätte hervorgehen und den Beweis erbringen, daß das, was die verantwortlichen Leiter der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gewollt und geschaffen haben, ein gutes Werk gewesen ist, zum Wohle unserer Wissenschaft und zum Segen des deutschen Volkes.

Der Große

Der große Vater ist der Tod,
Die große Mutter ist die Not.
Die große Mutter ist die Angst,
Mit der auch du, auch du schon rangst.

Und wie er sie im Arme hält,
Wird und vergeht die Wandelwelt.
Er möchte gern sie ganz befrein,
Sie aber ruft ihr wildes Nein.

Es ist die Angst vor ewiger Ruh.
Sie weckt das Leben immerzu.
Der Tod faßt sie in starken Arm
Und hält sie auf ein Stündlein warm.

Und wirft sich an sein großes Herz.
Da klingt es, wie der Sturm im März.
In tiefem Sinnen steht der Held.
Dann schafft er weiter Welt um Welt.

Hans Much

Gouvernantennovelle

Von Ernst Lothar

Gast hieß sie, Hedwig Gast, vierunddreißig Jahre alt. Klein, von schmalem, leichtem Körper und einem dunkeläugigen Gesicht mit vielem braunem Haar. Keine Spur von der Tochter eines Subalternbeamten. Eher glich sie einem Stiftsfräulein. Allerdings, sie war frühzeitig von den längst verstorbenen Eltern weg und zu fremden Menschen gekommen, die an ihr Gefallen fanden, sie ausbilden und Manieren lernen ließen. Dann ging sie in Stellung, wie man es ja wohl nennt. Im Hause des Professors Grögerlein hatte sie durch fünf, bei Baronin Heydenreich in Steiermark durch nahezu sieben Jahre Kinder erzogen, einen Knaben und drei Mädchen. — Jetzt hatte sie keinen Posten.

*

Sie hatte keinen Posten, sie suchte ihn bei Herrn Himmel zu finden. „Oh," sagte Herr Himmel und glitt mit einem kurzen Blick über Hedwigs Gestalt, „schon wieder?"

„Wieder?" entgegnete Hedwig, mit den Praktiken des Geschäftsmannes vertraut. „Sie irren sich. Das letztemal war ich vor sieben Jahren bei Ihnen!"

„Nun," machte Herr Himmel, „was sind sieben Jahre? Ist das auch etwas? Meine Placierten bleiben fünfzehn, ja zwanzig Jahre und darüber. Was sind sieben Jahre?" Hedwig wies ihre Zeugnisse vor. „Kann sie daher jedermann nur aufs wärmste..." überflog Herr Himmel, laut lesend, „...von einer außerordentlichen Selbstlosigkeit und Hingebung an ihren Beruf... größten Zuneigung für ihre Zöglinge — Elogen!" schnitt er ab. „Papier ist geduldig. Und wer schreibt das schon? Die Baronin Heydenreich... zweitrangig, sage ich Ihnen. Aber gut. Sie wollen eine Stelle. Ich habe keine Stelle. Kommen Sie her, ich werd' Ihnen ins Ohr sagen — Nicht? Sind Sie noch immer die fade Person, wie damals, wo ich Sie zu dem Halsprofessor gebracht hab'? So werden Sie Ihren Weg nicht machen, so nicht! Kommen Sie morgen wieder. Vielleicht geschieht ein Wunder." Hedwig ging.

*

Als sie nochmals vorsprach, hatte Herr Himmel mit Rosemarie Dara schon alles abgeredet. Es ist gar nicht zu sagen, wie gelegen ihm Fräulein Gast kam! Bei seiner ausgesuchten Klientel bevorzugte Herr Himmel die Damen vom Theater ja gerade nicht, allein in diesem Falle konnte er ein übriges vor sich verantworten. Denn Rosemarie Dara war eine Ausnahme. Wiewohl Schauspielerin, noch dazu Soubrette am Carltheater, hatte sie in jenen Kreisen, die sich die „erste Gesellschaft" nannten und seit der Abschaffung des Adels nur noch fester zusammenhielten, Gunst erlangt. Man sah sie bei sich, ließ sich bei ihr sehen. Rosemarie Dara war nicht nur eine anerkannte Operettendiva, sondern galt auch als Dame von Welt. Diese Pardonierung rührte daher, daß sie mit dem beim Preisreiten tödlich gestürzten Grafen Nikolaus Einsperg verheiratet und als Tochter des Rennstallbesitzers Dartusch von je mit Adel und reichem Bürgertum in Beziehung gewesen war. Bereits vor ihrer Heirat bei der Bühne hatte sie nach dem Tode ihres Gatten ihren Schauspielernamen wieder angenommen, was ihre Bekannten nicht an der Erklärung hinderte, sie frühstückten heute bei der Gräfin Einsperg oder: „Dann is' noch die Gräfin Ros' da, du weißt, die Witwe vom Niki Einsperg, was beim Preisreiten mit der Nelly g'stürzt is... eine geborene Dartusch, vom Joschie Dartusch die Tochter, der mit Advent die Trialstakes g'wonnen hat. Dieselbe, was im Carltheater spielt. Aber, weißt du, sie is schon sehr eine nette Frau und dann... also nicht... sie braucht's halt. Der Niki hat nie was g'habt, der Vater, erinnerst dich, hat bei der G'schicht mit dem Ißnitzer G'stüt damisch draufgezahlt — also nicht... leben muß man. Und ein Bub ist auch da, vom Niki..."

Rosemarie Dara, oder wie ihre Bekannten sagten, die Gräfin Einsperg, zählte zur „ersten Gesellschaft". Grund genug für Herrn Himmel, sie mit dem maßvollen Enthusiasmus zu bedienen, den er für diese Klasse seiner Kundschaft bereithielt.

Es sei ein Glück, sagte er, eine solche Stelle finde sich, und wenn man Wien mit Fackeln absuchte, nicht wieder. Bitte: ein einziges Kind. Eine entzückende Mutter. Ein erstklassiges Haus, splendid, nobel... Hedwig hörte die Bedingungen, entrichtete ihre Gebühr und nahm die Adresse des Hauses entgegen, das ihr als das Glück bezeichnet worden war.

*

In Herrn Himmels Vorzimmer wartete ein altes, grauhaariges Fräulein mit schwarzer Spitzenmantille und schwarzen abgeschnittenen Zwirnhandschuhen, aus denen

die bloßen Finger schauten... „Nichts," sagte der mit Hedwig aus der Tür tretende Vermittler, als ihn der ängstlich aufschauende Blick der alten Gouvernante traf. „Wie oft soll ich es Ihnen denn noch sagen? Ich habe nichts für Sie und werde nichts für Sie haben! Wer soll, bitte Sie, eine siebzigjährige Person ins Haus nehmen!"

„Ich bin erst einundsechzig, mein Herr," sagte die Stellensuchende gekränkt, „das ist doch für den Unterricht und die Beaufsichtigung kein zu hohes Alter!"

„Ansichtssache... Also ich hab' nichts!" schrie Herr Himmel und ließ sie stehen.

Hedwig ging mit dem alten Fräulein die Stiegen hinab. „Das ist ein sehr rohes, ungebührliches Benehmen," sagte die Abgewiesene zitternd und in derselben Weise, in welcher sie einen ihrer Zöglinge gerügt haben mochte. „Das ist wirklich genant, sich so von jemand behandeln lassen zu müssen, der keine Bildung besitzt! Und weswegen?" fuhr sie fort, stehenbleibend und Hedwigs Hand fassend. „Weswegen? Ich vermute, daß auch Sie denselben Beruf haben, wie ich, so werden Sie mich ja begreifen. Ist es nicht der grausamste Beruf, den es gibt?"

Sie gingen, ein kleiner gelber Hund bellte.

„Nichts als ein ununterbrochenes, quälendes Abschiednehmen," sagte das alte Fräulein. „Was hat denn unsereiner? Wir sind mit den Kindern, fortwährend sind wir bei ihnen, wir sehen sie wachsen, wir hören sie reden, wir spüren, wie sie denken — ganz anders als die Eltern! Und tausendmal mehr als die Eltern hängen wir unser Herz an diese fremden Kinder, die nicht ein Teil unsrer Leiber, aber einer unsres Wesens sind. Jahr und Tag geben wir ihnen, was wir haben, und für jedes Wort haben wir sie lieb, das sie uns nachsprechen, für jede Bewegung, die sie uns nachmachen!"

Sie gingen. Der kleine gelbe Hund lief ihnen nach.

„Und wir haben die Verantwortung!" sagte das alte Fräulein. „Wenn sie krank werden, wenn sie fiebern... wir haben die Verantwortung. Dann sind sie eines Tages erwachsen. Oder unser Englisch ist nicht rein genug. Oder wir sind zu nachsichtig. So heißt es: aus dem Hause. Und wieder in ein fremdes Haus. Wieder die Marter des Sicheingewöhnens, die entsetzliche Scham, fremde Gebräuche, falsche Meinungen gutheißen zu müssen, bis dann die Kinder uns wieder zuwachsen und man sie uns irgendeinmal wieder raubt. Immer verlieren. Nie ein Erlebnis sehen. Und das ganze Leben Adieu sagen...! Ist es nicht so?"

„Ja!" antwortete Hedwig, die es hundertmal brennend empfunden hatte. „So furchtbar wahr ist es!"

Sie reichten sich die Hand. Der kleine gelbe Hund lief der alten Gouvernante nach, als sie ihren Weg nahm. Hedwig aber stellte sich in dem fremden Hause vor, das ein Glück für sie sein sollte.

★

Kleine Zeremonie des Türöffnens. Ein Diener im Frack stand da und sprach leise. Er schritt ohne Devotion voraus, durch ein paar Zimmer in einen Salon; er bat, zu warten. Aus den Dingen, die Hedwigs Blick traf, sprach Wohlhabenheit. Nichts Vordringliches, nichts, was an den Bühnenberuf der Hausfrau erinnerte. Sie trat bald ein, Rosemarie Dara, und Hedwigs erster Eindruck war: Nein! Eine kaum mehr junge, hübsche, ausgezeichnet gekleidete, nicht sympathische Frau. Nicht sympathisch — weshalb? Vielleicht mißfiel dem Fräulein aus der Provinz die betonte Noblesse, das betonte Aristokratendeutsch, das Frau Dara sprach, vielleicht der schnelle, abschätzende Blick, den sie ihr zugeworfen hatte, vielleicht die Spur von Herablassung, die in der Frage lag: „Sie sind das Fräulein, das mir Herr Himmel so begeistert annonciert?"

Hedwig bejahte mit einem leichten Gefühl des Widerstrebens. Je länger indes sie mit der Schauspielerin sprach, desto mehr verflüchtigte sich diese Empfindung und wich einer Art von Mitleid.

„Sehen S', Fräulein," sagte Rosemarie Dara und erhob ihr volles, gepudertes Gesicht, „mit dem Helly is das nicht leicht. Er war vier, wie der selige Graf g'storben is, und die sechs Jahr' seitdem hab' ich ihn beinah' allein g'habt. Die Nurse und dann die Fräul'n Auer, was bis zuletzt bei ihm waren, die waren ja doch... wenn ich sagen soll... ein bißl untergeordnet. Der Helly is nämlich ein sehr entêtierter Bub ... aber das is auch sein ganzer Fehler. Sie sehn schon, Fräulein — Gast, nicht? — wir haben uns furchtbar lieb, der Bub und ich, gräßlich lieb. Der Bub hängt so an mir, daß er sich von keinem was sagen lassen will... nur von mir. Also nicht wahr, bis jetzt is das ja comme ci, comme ça gegangen. Aber er wird jetzt zehn und soll im Herbst ins Theresianum... extern, seit dem Umsturz nehmen s' es ja nur extern, die Bolschewiken... und da braucht er wen, der ihn ein bißl an die Kandar' nimmt. Ich hab' ja gedacht, ein Hofmeister... der Baron Kari war auch der Meinung... aber schaun S', Fräulein, dann war mir doch zu leid um den Buben. Es is ja wahr, er hat

ein bißl einen Dickschädel, und ich hab' ihn dezidiert verzogen... was kann man dafür, wenn man sich so lieb hat? Ich, nicht wahr, Fräulein, hab' niemand außer ihm, er niemand außer mir. Und ich denk' mir, jemand, der kinderlieb is und doch, wann's sein muß, seinen eigenen Kopf aufsetzt, wär' grad recht für ihn. Ich selbst... nicht... kann mich ihm nicht immer so widmen, wie er's jetzt in den Jahren brauchen möcht'... so hätt' ich halt gern wen, der den Helly lieb hat und nicht so schwach is wie ich."

Pause. Rosemarie Dara schaute an Hedwig vorbei, dann sah sie sie an. ‚Es kommt noch etwas,' dachte Hedwig, ‚es kommt das, wofür man mich braucht.' Und dann dachte sie: ‚Bin ich nicht zu mißtrauisch?'

Rosemarie Dara lächelte. „Übrigens," sagte sie und zögerte ein bißchen, „der Helly weiß nichts von meinem Beruf. Was? Sie wissen auch nichts? Aber... wieso? Leben S' denn außer der Welt, Fräulein? Faktisch? Und bis nach Steiermark dringt so etwas nicht? Schauspielerin bin ich, Fräulein Gast. Sogar keine gar so unbekannte! Ich geb' Ihnen nächstens einmal Karten... zur Première vom ‚Magyarenmädel'... da können S' mich sehn. Ich glaub', ein noch größerer Erfolg als die ‚Veilchenbraut'!"

Rosemarie Dara klopfte mit dem Knöchel des rechten Zeigefingers unter den Tisch, vor dem sie saß. Es war ihr noch nicht vorgekommen, daß ein erwachsener Mensch nichts von ihrer Existenz wußte. „Was ich hab' sagen wollen," äußerte sie dann und kam zur Sache: „Der Helly weiß nichts. Er is so wahnsüchtig eifersüchtig auf alles, was die Mama aus seiner Näh' bringt — wann er's wüßt', daß ich jeden Abend ins Theater muß, vor die fremden Leut' Komödie spielen — es wär' nicht zum Aushalten mit ihm! — Außerdem... der Baron Kari meint auch... es möcht' ihm den Respekt vor mir nehmen. So... nicht wahr... is halt die Mama der Stellvertreter vom lieben Gott und — wann er's wüßt', wär' gleich was vom Glorienschein weg. Meinen S' nicht, Fräulein?"

„Ich weiß nicht, gnädige Frau," entgegnete Hedwig. „Ich glaube, daß sich mit keiner Art von Verbergen schließlich viel ausrichten läßt. Aber gnädige Frau werden es gewiß richtiger beurteilen, da Sie das Kind ja genau kennen."

„Ja, ich denk' auch." Abermals war eine Spur Herrendistanz in den Worten. „Möchten S' mir jetzt die Zeugnisse für einen Moment —? Danke sehr. Das sind ja exzellente Beschreibungen... wirklich. Wann's Ihnen also paßt... morgen vielleicht? Das Fräulein Auer geht nämlich heut. Sonst hätt' ich Sie auch jetzt zum Buben hineing'führt, aber er regt sich gleich so schrecklich auf, nicht... Schaun S', da is ein Bildl von ihm... o ja, hübsch is er schon... Also morgen, Fräulein Gast!"

Aufstehen. Sesselrücken. Kleine Entlassungszeremonie des Dieners im Frack. „Hier, bitte. Dort ist die Herrschaftsstiege."

*

Der kleine Hellmuth war ein schmächtiger, hochaufgeschossener Junge, dessen weiches Gesicht von den übergroßen hellgrauen Augen und den schönen blonden Locken viel Licht erhielt. Es hieß, daß er sehr an seinen Vater erinnere, von dem er auch die für seine Jugend erstaunlich sichere Art des Redens und Auftretens haben mochte. Er empfing Hedwig, die mit seiner Mutter bei ihm eintrat, wie etwa der Herr vom Hause eine Dame empfangen hätte, indem er aufstand, sich verbeugte und sagte: „Hoffentlich werden Sie sich bei uns wohlfühlen, Fräulein Hedwig. Ich will bestimmt alles dazu tun. Erlauben Sie, daß ich ‚Fräulein Hedwig' zu Ihnen sage? Ich kann Zunamen nicht leiden. Sie hören sich so fremd an. Das Fräulein Auer hab' ich immer Anny gerufen — Mama," wandte er sich unvermittelt an seine Mutter, „ist die Anny gut abgereist? Was hat der Friedrich gemeldet?"

„Friedrich war nicht mit," antwortete Rosemarie Dara, „Fräulein Auer wollte lieber allein —"

„Wieso?" fiel der Knabe ihr mit Heftigkeit ins Wort, „ich habe Friedrich doch ausdrücklich befohlen, Anny an die Bahn zu bringen! Jetzt hat sie sich sicher wieder aus lauter Bescheidenheit Unbequemlichkeiten gemacht und muß bis Wels stehen! Das hättest du doch nicht zugeben dürfen, Mama!"

Die Schauspielerin wechselte einen Blick mit Hedwig und antwortete: „Mir scheint, Er will sich gleich von seiner angenehmsten Seite zeigen, Helly! Schickt sich denn das? Macht man der Mama eine Reprimande?"

Der Knabe schwieg. Dann sagte er mit einem reizend weltmännischen Lächeln: „Gegen einen, den man so lieb hat, schickt sich alles! Nicht, Fräulein Hedwig?" Und sein Herrentum vergessend, warf er sich mit einem jubelnden Ruf der Mutter in die Arme.

„Pardon, Fräulein Hedwig!" äußerte er gleich darauf, noch atemlos, „aber ich muß! Ist die Mutti nicht die schönste Frau der Welt? Warum sagen Sie denn nicht Ja?"

„Ich sage es ja schon," erwiderte Hedwig. „Du hast wirklich eine außerordentliche Mutter, Helly." Dann blieb sie mit dem Knaben allein.

Er schloß sich Hedwig bald mit dem Freimut an, der in seiner Art lag. Ein wenig zurückhaltend, mit einer durch das Mißverhältnis des Alters manchmal komisch wirkenden Absicht, „der junge Herr Graf“ zu sein, wie er von der Dienerschaft genannt wurde, warf er in kurzem alles Unnatürliche ab und zeigte sich, wie er war: ein leicht erregbares, überempfindliches, leidenschaftliches, reingebliebenes und seiner Mutter bis zur Vergötterung anhängendes Kind. Er hatte bisher niemanden gehabt, der sich seiner Eigenwilligkeit entgegengestellt hätte. Hedwig begann, was seine Mutter aus Schwäche, seine Erzieherinnen aus Unvermögen versäumt hatten: sie lehrte ihn, daß Instinkte nur entschuldbar sind, wenn das Herz sie verantwortet. Und je länger und überzeugender der Knabe Hedwigs Wahrhaftigkeit als Triebfeder ihres Wesens begriff, desto williger ließ er von den Unbesonnenheiten ab, die seine Umgebung früher in Besorgnis versetzt hatten. Doch so sehr er der neuen Erzieherin anhing, sein Gefühl bewahrte er in eifersüchtiger Ausschließlichkeit der Mutter. Von ihr zu reden, sie zu rühmen, wurde er nicht müde. Nicht die leiseste Trübung, nicht den mindesten Makel duldete er an dem Bild, das ihm seit je im Blute stand. Einmal hatte der Diener, so daß Hellmuth es hören konnte, einen Auftrag seiner Mutter überflüssig genannt. Weiß vor Wut stürzte der Knabe sich auf ihn, und wenn Hedwig nicht vorgebeugt hätte, wäre es zu einem bösen Auftritt gekommen.

*

Den Sommer und den ersten Herbstmonat war sie schon im Hause, und es ließ sich erträglich an. Ohne Neigung für die Schauspielerin, doch auch ohne Widerstand lebte sie mit ihr zusammen, und da sich ihr Einfluß auf den Knaben bald aufs günstigste erkennen ließ, befestigte sich ihre Stellung zusehends. Sogar Baron Czatkay trat für sie ein. Baron Czatkay, von Rosemarie Dara „Baron Kari“ genannt, spielte, um es gleich zu sagen, im Hauswesen eine ziemlich eindeutige Rolle. Bis zum Umsturz Dragonermajor, hatte er seither seine Einkünfte aus mancherlei Quellen bezogen — mein Gott, man konnte nicht wählerisch sein und, was das Geld betraf, es roch nicht, sofern man es hatte. Es zu haben, — dafür opferte Baron Kari Nächte ohne Schlaf. Er trieb dies, er trieb das. Er machte, was man in seinen Kreisen „Bassessen“ nannte: es glückte nicht. Und dann, mit einem Schlage, kam er in die Höhe. Rosemarie — ein offenes Geheimnis — wußte, wie ihm das gelungen war.

„Das is g'scheit, daß du deiner neuen Fräul'n so folgst, Helly. Sonst wär' dir das Internat g'wiß nicht erspart geblieben!“ bemerkte er zu dem Knaben und dressierte mit der Daumen- und Zeigefingerspitze seinen gestutzten Schnurrbart.

Erbittert antwortete das Kind: „Ich danke. Aber Sie haben bei uns gar nichts dreinzureden, Baron Czatkay! Gar nichts! Nicht wahr, Mutti?“ Er sah seine Mutter mit funkelnden Augen an.

Rosemarie Dara lachte verlegen. „Produzier' Er sich doch nicht! Ich kann wirklich nicht annehmen, daß Er diese Impertinenz im Ernst gesagt hat! Aber auch im Spaß möcht' ich mir's verbeten haben! Er weiß, daß der Baron Czatkay Sein bester Freund ist und daß er sich wie ein Vater um Ihn kümmert! Geh Er und entschuldig' Er sich!“

Da machte der gewesene Dragonermajor eine schnelle Bewegung. „Lassen S' ihm, Frau Ros',“ sagte er. „Er hat's ja nicht schlecht g'meint! Was?“ Pfeifend ging er durch die Portiere und schaute im Vorbeigehen die neue Erzieherin an, diese merkwürdige kleine Person da, die den Satan von Buben so zu nehmen wußte... nicht übel übrigens, das Mädel! Ob sie einen Geliebten hatte? Sah nicht danach aus. Diese Mädel sind anständig, wirklich... arme Mädeln! Er ließ sich Sherry bringen, Baron Kari.

In Hellmuths Zimmer aber kam es zwischen Hedwig und dem Knaben zu einer Aussprache. Wer hätte das geglaubt? Hedwig sagte: „In der Form hast du unrecht gehabt. Aber was du gesagt hast, das war richtig!“ Für diese Antwort küßte er sie, so lange, so wild, bis sie böse wurde. Ah, er haßte diesen Kerl! Er hätte ihn ermorden können.

*

Es ließ sich, nach Hedwigs Meinung, nicht länger verheimlichen. Hellmuth, der bisher die Normalklassen als Privatschüler zurückgelegt hatte, befand sich zum erstenmal in einer öffentlichen Schule unter gleichalterigen Kameraden. Bei seinem Eintritt in die theresianische Akademie sagte Hedwig zu Rosemarie Dara: „Wenn er es durch Dritte erfährt, wird es ihn bei seiner Veranlagung ganz anders treffen, als wenn Sie selbst es ihm sagen, gnädige Frau. Und daß es sich in der Schule geheimhalten läßt, das halte ich für ausgeschlossen. Sagen Sie es ihm doch ruhig! Er ist viel zu vernünftig, als daß er an Ihrem Berufe etwas Befremdendes finden könnte. Nicht das wird ihm zu denken geben, bestimmt nicht. Ihn wird nur kränken, daß man ihm etwas verschwiegen hat, was er — seiner Meinung nach, gnä-



Marschenlandschaft. Gemälde von Prof. Max Clarenbach
(Berlin, Kunstausstellung Flechtheim)

dige Frau — hätte wissen müssen. Wie oft, wenn Sie ins Theater gefahren sind, hat er mich gefragt: ‚Warum muß denn die Mutti jeden Abend weg? Kann sie diese dummen Gesellschaften nicht absagen?‘ Und als ich meinte, gnädige Frau wären vielleicht nicht in Gesellschaft, sondern ins Theater gefahren, antwortete er mir empört: ‚Nein, die Mutti hat mir gesagt, sie geht in Gesellschaft! Die Mutti schwindelt mich nicht an!‘“

Rosemarie Dara schüttelte den Kopf. Nein, liebes Fräulein, nein. Sie wolle es lieber nicht tun. An die Möglichkeit, daß er es in der Schule erfahre, habe sie natürlich auch gedacht, allein der Ordinarius und der Präfekt hätten sich für die Geheimhaltung verbürgt. Und je länger er es nicht wisse, je mehr er Zeit gewinne, über diese Dinge unbefangener und erwachsener zu urteilen, desto besser. Ein Irrtum, Fräulein Gast. Wenn er es jetzt erfahre, sei er in seinem ganzen Vertrauen zu ihr wankend gemacht, das Verhältnis zwischen Mutter und Kind verdorben. Man müsse abwarten, bis Hellmuth gelernt habe, das eiserne Muß der materiellen Fragen zu würdigen. Dann würde es ihn weniger chokieren.

‚Wirklich?‘ dachte Hedwig. Was da sprach, hatte den Ton der Fürsorge, nahm die Haltung einer Mutter an... „Nein, gnädige Frau,“ sagte die Erzieherin, „ich kann da nicht folgen. Meiner bescheidenen Meinung nach kann es gerade ein aristokratisches Empfinden nicht nur nicht abstoßen, sondern müßte es im Gegenteil anziehen, wenn es erkennt, wie ihm zuliebe Opfer gebracht werden. Hellmuth wäre ja einfach schlecht, wenn er —“

Kleine, erstaunte Geste. Wie beliebt? Aber, Fräulein!

Rosemarie Dara erhob sich. Das Gespräch war zu Ende. Was diese Leute sich herausnahmen! Das hatte man davon, wenn man Dienstboten behandelte wie seinesgleichen.

*

Es kam von einer Seite Sukkurs, von der Hedwig es nicht erwartet hätte. Baron Czatkay pflichtete der Erzieherin bei, ja er sagte es ihr auf den Kopf zu, daß sie recht habe. „Ich unterschreibe jedes Wort, mein gnädiges Fräulein!“ Fände Hedwig es nicht opportun, die Sache mit ihm, Baron Czatkay, genau zu besprechen? Zu diesem Zwecke könnten sie ja einmal miteinander spazieren gehen... in den Schwarzenberggarten... nicht? Hedwig fand das nicht notwendig. Doch sei es ihr lieb, daß der Herr Baron ihre Ansicht teile, und sie bitte ihn, dies auch der gnädigen Frau nachdrücklich zu sagen. Das wolle er, Baron Kari, das wolle er. Und das werde schon Eindruck machen... auf die gnädige Frau.

‚Gar nicht übel,‘ dachte der gewesene Major, ‚bißchen ungeschickt, aber gar nicht übel. Man sollte das kultivieren.‘ Und er verabredete mit Rosemarie Dara eine Praterfahrt, zwei Tage nach Schulbeginn.

Hellmuth saß auf dem Bänkchen, seiner Mutter und dem Baron gegenüber. Er strahlte vor Freude, unter den noch vollbelaubten Bäumen hinsausen und für die vielen Grüße, die Rosemarie Dara galten, mit stolzer Höflichkeit danken zu können. „Also,“ sagte der Baron Czatkay beim zweiten Rondeau und klopfte ihm auf die Schulter. „Was machst denn, Bubi? Wie g'fallt's dir in der Schul'?“

„Gut, danke,“ antwortete Hellmuth und der verschlossene, gegnerische Ausdruck trat in seine Augen wie immer, wenn sein Feind das Wort an ihn richtete.

„So. Das ist schön... Sag' du mir einmal... gehst du eigentlich gern ins Theater?“

Hellmuth blickte auf. Er war bisher drei- oder viermal in der Oper gewesen, einmal beim „Verschwender“ im Burgtheater. „O ja...!“ sagte er zögernd.

„No, ich glaub's,“ bemerkte der andere und fuhr, Rosemarie Dara einen Wink gebend, fort: „Möchtest nicht auch einmal so Theater spielen? Was?“ Hellmuth sah ihn betroffen an. „No ja, weißt, so ein Schauspieler sein... ein Akteur...?“

„Aber,“ erklärte der Knabe eifrig und vergaß, daß er sich vorgenommen hatte, kein Wort mit dem Baron zu reden, „das geht doch nicht! Ich komm' doch dann in die Konsularakademie und nach Rom, wo der Papa war?“

„Geh, geh!“ machte der Major, „wer kann denn das heut so vorauswissen! Heut ist das nicht mehr so. Außerdem, ich frag' dich ja nur. Ob's dich freuen tät'... Natürlich tät's dich freuen... Wen freuet' denn so was nicht? So ein Künstler sein, ein Akteur ... der, was die Triumphe erlebt und den Applaus und die Lorbeerkränz'... fein wär' das, großartig, was?...“

Stillschweigen. Hin und Her von Blicken.

„Fabelhaft wär' das!“ wiederholte der Major. „No und... die Mama, also siehst du... die ist zum Beispiel gleich so eine beneidenswerte Künstlerin. Du warst, weißt, bis jetzt noch nicht so groß, daß du das hätt'st verstehn können, was für eine Ehr' das ist, weißt... wie das einen Menschen so g'wiß hinaushebt aus diese täglichen Existenzen... das hast du ja bis jetzt noch

nicht so verstanden ... aber jetzt, wo du schon so g'wiß ins Theresianum gehst und ein junger Herr bist — jetzt kann man's dir ja sagen und dir die Freud' machen ... daß die Mama also eine der ersten Theaterkünstlerinnen von Wien is! Was, da freust dich?"

Hellmuth verwandte keinen Blick von dem angestrengt Redenden. Was für eine freundliche Stimme der annahm! Wie er alles aufbot, sich angenehm zu machen! Was sagte er? Die Mama war eine Künstlerin?

Der Knabe sah der Mutter ins Gesicht. Sie hatte ein krampfhaftes Lächeln auf den Lippen. Sie griff nach seiner Hand. „Da freust dich..." sagte der Baron, „... eine der ersten Theaterkünstlerinnen..." sagte der Baron... Und die Mutti machte eine abwehrende Bewegung, hielt streichelnd seine Hand.

Angst war in ihren Zügen, Angst vor dem Gerede, vor diesem —

„Ja, ich freu' mich!" rief der Knabe mit einer durchdringenden Stimme. „Aber, bitte, nehmen Sie doch Rücksicht auf die Mutti! Sehen Sie denn nicht, wie sie sich aufregt!"

Hin und Her von Blicken. Es wurde von anderem gesprochen. Man stieg in der Krieau aus, Baron Kari bestellte für Hellmuth ein großes Erdbeereis mit Schlagobers, der Knabe aß. Einmal berührte er unterm Tisch die Hand seiner Mutter mit einer heftigen Liebkosung.

„Gut is 'gangen, nix is g'schehn!" sagte der Major, als er sich verabschiedete, leise zu Rosemarie Dara. „Hab' ich's dir nicht vorausg'sagt? Er is ja noch so ein Tschaperl!" Und er grüßte: „Also auf Wiederschaun, Gräfin Ros'... wenn S' mich wieder einmal rufen...? Servus, Helly... hoffentlich sekkieren 's dich nicht zu viel in deiner Schul'...!"

Dann fuhren sie nach Hause. Im Fahren fragte Rosemarie Dara hastig: „Helly, hat Er das verstanden, was der Baron Kari Ihm erzählt hat?"

Schnell, zärtlich, ihren Blick erwidernd, antwortete der Knabe: „Aber ja, Mutti! Da ist doch nichts dabei. Deswegen mußt du dich doch nicht aufregen! Mutti!" Und er küßte sie im offenen Wagen, während sie in die Ringstraße einbogen.

„Geh Er!" machte Rosemarie Dara. „Vor die Leut'..."

★

Als ihn Hedwig beim Zubettgehen fragte, was es auf der Ausfahrt Neues gegeben habe, dachte er nach und sagte: „Nichts. Schön war's. Eis hab' ich gegessen."

Ganz klar, daß man Mamas Geheimnis nicht preisgeben durfte. Mamas Geheimnis... Was bedeutete das eigentlich? Sie war so ängstlich, so traurig gewesen, daß man an gar nichts hatte denken können, als sie wieder lustig zu machen. Warum aber... warum kränkte sie das so? War denn das nicht wirklich schön ... eine Schauspielerin? Wie die Fee Cheristane im „Verschwender"? Feen und Königinnen und Prinzessinnen spielen... die Ritterstücke aus dem blauen Buch... das war doch schön! Merkwürdig. Warum war die Mutti darüber so aufgeregt? Vielleicht weil sie selbst es ihm hätte allein sagen wollen und der Baron Czatkay ihr die ganze Freude verdorben hatte mit seiner ekelhaften Art? Wie die Mutti einen solchen Menschen nur anschauen konnte... O ja, das war schon schön. Wunderschön. Die Mutti war eine berühmte Schauspielerin! Gleich in der Früh mußte er sie bitten, daß sie ihn schon morgen ins Burgtheater mitnahm!

„Schläfst du schon?" fragte Hedwig.

Da faltete der Knabe die Stirn und gab keine Antwort. Von diesen Sachen brauchte sie nichts zu wissen. Das ging ihn und die Mutti allein an. Mit gefalteter Stirn schlief er ein.

Herzklopfen beim Erwachen. Es war strenge verboten, zu Mama ins Schlafzimmer zu kommen, da sie selten vor elf wach zu werden pflegte und nichts mehr haßte, als vorzeitig geweckt zu werden. Diesmal aber ließ sie Hellmuth rufen und empfing ihn mit einem Regen von Küssen. Es sei so nett von ihm, daß er guten Morgen sagen komme. Das Kind schluckte ein bißchen, wurde blaß und bat: „Möchtest du mich nicht heute ins Burgtheater mitnehmen, wenn du spielst!"

Rosemarie Dara schüttelte heftig den Kopf. Was denn? Was denn? Es gehe absolut nicht. Nein. Nein! Es gehe nicht, weil... weil es ein zu trauriges Stück sei, heute, entsetzlich traurig! Also morgen? Auch morgen nicht... da werde dasselbe Stück gespielt. Es sei ein Stück, das gar nicht für ihn passe. Wenn man einmal etwas gebe, was er sehen könne, würde sie ihn mitnehmen. Ja?

Hellmuth blieb am Bettrande stehen. „Mutti... was bist du denn in dem traurigen Stück heute?"

„Ah," sagte Rosemarie Dara, „nichts Besonderes. Eine unglückliche Komteß ..."

So. Einen Kuß. Noch einen. Und nachmittag kam die Gräfin Fanny mit der kleinen Clair'... da konnten die Kinder in den Garten, wenn sie wollten. Nicht? Noch einen Kuß.

Vier Tage darauf, Samstags, sagte Hellmuths Sitznachbar, Fritz Bonner, vor der Mathematikstunde zu ihm: „Du, Einsperg, gestern hab' ich deine Mama gesehn! Sie spielt großartig!" Er wollte weiterreden, doch Professor Risch trat ein, und so flüsterte er nur, während der Professor die Fehlenden einschrieb: „Einzig spielt sie!"

Hellmuth saß wie betäubt. Der Bonner hatte die Mutti im Theater gesehen? Dann war es ja kein Geheimnis mehr, wenn der Bonner es wußte? Er war dort gewesen, hatte sie spielen sehen? Aus der nebelhaften, wirklichkeitsbaren Vorstellung, die er von Czatkays Eröffnungen bisher hatte, kam plötzlich das nüchtern Wahre auf ihn zu ... Was denn für ein Geheimnis? Die Mutti war eine Schauspielerin wie die andern Schauspielerinnen am Burgtheater. Wenn einer hinging, konnte er sie spielen sehen. Genau so wie er selbst beim „Verschwender" gewesen war, und diese schöne Schauspielerin gesehen hatte, die Fee... Merkwürdig. Daß der Bonner da neben ihm seine Mutter von der Bühne kannte und alles das, was er, Hellmuth, erst jetzt als etwas ungeheuer Neues erfahren hatte, wie das Selbstverständlichste hinnahm... war das nicht aufregend? Er brannte vor Begier, ihn auszufragen, über jede Einzelheit, vielleicht hatte er sie gar schon öfter —

„Und das gibt zusammen, Einsperg?" schrie Professor Risch. Hellmuth sah aus dem Leeren auf. „Ja, das geht nicht, Einsperg!" ereiferte sich der Professor. „Sie müssen aufmerken! Ich habe Sie jetzt das drittemal gefragt, wieviel das gibt, wenn ich eine zweistellige Zahl mit der Ziffernsumme..." Endlos, endlos schleppte sich die Stunde. Hörte denn das nie auf ...

Glockenzeichen!

Er stürzte aus der Bank, den Nachbar hinter sich herziehend. Auf dem Gang blieb er stehen, wollte fragen. Doch als er den Mund zu den Worten „Meine Mama" öffnete, brachte er keine Silbe hervor. Es kam ihm maßlos unpassend vor, mit dem fremden Buben über seine Mutter zu reden. Was konnte denn der Bonner über seine Mutti wissen, was er nicht tausendmal besser wußte! Was wußte denn überhaupt so ein fremder Bub von ihr!

„Ich hab' dich bitten wollen, Bonner," sagte Hellmuth, „mir nicht so etwas von meiner Mama zu erzählen!"

Zwei Stunden später, während des Zeichnens machte ein Zettel die Runde, auf dem „Weitergeben!" stand. Auch Hellmuth erhielt ihn: Es war die ungelenke, obszöne Zeichnung eines nahezu nackten Frauenkörpers. Darunter stand: „Photographie der hochgeborenen Gräfin Einsperg-Dara."

Der Knabe las den Namen, zitterte, sah sich um. Den Zettel zerriß er. Rechts, links kicherte es. Er rührte sich nicht. Nach der Stunde stand er auf, sagte laut: „Ich weiß nicht, wer von euch die Gemeinheit begangen hat. Er soll sich freiwillig melden. Wenn er dazu zu feig ist, dann schwöre ich, daß ich nicht früher aufhören werde, bis ich ihn gefunden und durchgepeitscht habe! Hört ihr!"

Die Knaben lachten. Was er denn glaube? Maul halten überhaupt! Er möge sich nicht so groß machen. Seine Mutter war eine Soubrette, hat mein Papa gesagt! Und halb nackt war sie jeden Abend! Hellmuth warf sich auf den, der sprach, schlug ihm die Faust ins Gesicht, fiel selbst unter Schlägen zu Boden, sprang auf, packte den andern abermals, preßte seine beiden Hände in seine eine zusammen, stieß ihn, biß ihn, während dieser, ein Baron Hardenstein, schwächer als Hellmuth, gellend um Hilfe zu schreien begann. Aber Hellmuth ließ nicht eher nach, bis sein Widersacher ihm Wort für Wort nachgesprochen hatte: „Ich bin ein ganz gemeiner Verleumder und bitte dich um Verzeihung!" Kaum hatte er diese Abbitte geleistet, als er aus der Tür schoß und vom Gange her rief: „Und es ist doch wahr! Seine Mutter ist jeden Abend halb nackt!"

Da sagte der kleine Aup: „Einsperg, laß ihn! Er zieht dich ja nur auf!" Und Binderer, Felsherr, Antonovich und Litti umringten ihn und erklärten: „Der Hardenstein lügt eh' immer! Laß ihn laufen, Einsperg, seine Dresch' hat er so!"

Dann ging Hellmuth mit Aup und Antonovich nach Hause. Er redete kein Wort, plötzlich blieb er stehen und fragte: „Wißt ihr, was das ist, eine Soubrette?"

Die Knaben schauten sich an. „Ich glaub', das ist eine, die tanzt...?" sagte der kleine Aup, Sohn eines Sektionschefs.

„Ja," bestätigte Antonovich.

Hellmuth schöpfte tief Atem. „Habt ihr meine Mama vielleicht schon auf dem Theater gesehn?" fragte er und schickte den Worten einen flehenden Blick nach.

„Ich," sagte der kleine Aup. „An meinem Geburtstag war die ‚Fledermaus', da hat deine Mama gespielt. Sehr schön, sag' ich dir, Einsperg. Und gestern war der Bonner heimlich mit seinem großen Bruder drin... Ich weiß nicht, wie's heißt... warte... Da können wir's gleich sehn..."

Sie blieben vor einer Plakatsäule stehen, die mit Theaterzetteln überklebt war.

„Carltheater," las Aup. „Siehst du,

Einsperg, da... Das Magyarenmädel. Operette in drei Akten... Ilonka, Zigeunermädchen... Rosemarie Dara."

Rosemarie Dara...

„Da war der Bonner dabei! Fein soll es gewesen sein. Aber du, Einsperg," unterbrach sich der kleine Aup, „gehst du eigentlich nie, wenn deine Mutter spielt...?"

„O ja," sagte Hellmuth, das Weinen brannte ihm im Hals, „immer geh' ich!" Dann schwieg er, die andern erzählten von Professor Zelenkas Bärenmütze. Gleich darauf war er zu Hause.

Er habe Kopfschmerzen, sagte er. „Was hat er denn zum Gabelfrühstück mitg'habt?" fragte Rosemarie Dara die Erzieherin. „Sehn S', Fräulein, immer geben S' ihm so kopiose Sachen! Da muß er ja krank werden!" Hellmuth wurde zu Bett gebracht. Er legte sich mit dem Gesicht gegen die Wand, als ob er schlafe. Da Hedwig ihn mit offenen Augen liegen sah und fragte, was ihm fehle, erwiderte er mit einer von Vorwürfen erstickten Stimme: „Nichts."

★

Der nächste Tag war ein Sonntag. Hedwig hatte ihren Ausgang und Hellmuth bestürmte sie gleich beim Erwachen mit Bitten, seinen Schulkameraden Aup, der ihn für heute nachmittag eingeladen habe, besuchen zu dürfen.

„Wer kommt denn noch hin?" fragte sie.

„Niemand," antwortete er. „Nicht wahr, Sie lassen mich zum Aup gehen, Fräulein Hedwig? Der Aup hat eine Hochbahn zum Geburtstag bekommen, die wollen wir ausprobieren!"

Sie werde Mama fragen. Da zuckte er zusammen.

Rosemarie Dara war zum Dejeuner eingeladen; nachmittags und abends spielte sie. Sie entschied auf Hedwigs Frage: „Ja natürlich darf er hingehen. Aber was fragt er denn nicht mich? Neue Moden, Fräulein?" Manöver mit der Puderquaste. „Geht's ihm also schon gut, Fräulein ...? Schaun S' nur, daß er keine Sachen ißt, die er nicht vertragt!"

Ehe sie ging, kam sie in Hellmuths Zimmer, küßte ihn, umarmte ihn, bat ihn, nur ja achtzugeben. „Und um sieben holt Ihn das Fräulein ab, Helly! Leb' Er wohl derweil, unterhalt' Er sich gut und erhitz' Er sich nicht! Adieu, Bubi!" Draußen sagte sie zu Hedwig: „Messen S' ihn vielleicht, Fräulein! Er is so weiß im G'sicht! Und so heiße Händ' hat er!" Doch das Thermometer zeigte kein Fieber. Hellmuth durfte gehen.

Nein, gleich nach dem Mittagessen müsse er weg, erklärte er der Erzieherin bündig. Sie machte zur Bedingung, daß sie ihn begleite, was der Knabe mit allen Kräften zu verhindern suchte. Schließlich fügte er sich. Denn sie versprach, ihn an der Haustür zu verlassen und davon abzusehen, ihn wie ein „kleines Buberl" bis in die Wohnung zu führen.

Welche Ungeduld, während sie gingen! „Kommen Sie doch schneller!" sagte das Kind. Dann waren sie da. Hellmuth verabschiedete sich und verschwand in dem hohen Hause, das er als Wohnung seines Schulfreundes bezeichnet hatte. Gleich darauf spähte er aus dem Tor. Gott sei Dank, das Fräulein war weg! Man sah sie noch, dort ging sie das kurze Stück über den Michaeler Platz — So! Gehetzt lief Hellmuth aus dem Tor. Er mußte einigemal nach dem Wege fragen, doch es hatte eben erst dreiviertel drei geschlagen, als er vor dem Carltheater stand. Ging man da hinein? Nein hier. Und da stand ein Diener. Der Knabe bat ihn, die Karte zu besorgen. „Was denn für eine?" fragte der blaubefrackte Mensch erstaunt und besah das heiße Goldstück, das er erhalten hatte.

„Ich... ich weiß nicht genau..." stammelte das Kind, „einen Platz, wo man über Stiegen hinaufgeht, in so ein kleines rotes Zimmer..."

„Eine Log' willst haben? Du allein?" sagte der Diener kopfschüttelnd.

Hellmuth saß in seiner Loge. Der Schließer hatte ihm einen Zettel auf die Brüstung gelegt, doch er traute sich nicht vorzutreten. Als wolle es die Brust durchstoßen, so schlug ihm das Herz. Wenn es nur erst finster würde! Zitternd überschaute er aus dem Hintergrund den Saal. Viele Menschen kamen, klappten ihre Sessel auf, kauften Zettel, redeten gedämpft und sonderbar brausend. Und so eine verdorbene, kühldumpfe Luft. „Der Grohmann spielt nicht?" sagte jemand daneben. „Das ist ein Pech! Wer spielt denn statt ihm? Noch ein Glück, daß die Dara spielt! Hervorragend soll sie sein, hat Max erzählt, Max hat sie schon ixmal in dem Stück gesehn. Was willst du, Max is ein Narr! Möchst bißl Tschokolad'? Wart', ich brech' dir ab ein Stückl..."

Der Raum wurde verfinstert, Hellmuth wagte es, einen Schritt nach vorn zu kommen und einen Blick auf das Orchester zu werfen, wo eben die Musik begann. Jetzt ging der alte, verblaßte Vorhang auf. Ein Dorfwirtshaus. Frisch angeworbene Rekruten feiern ihren Einstand beim Militär. Sie sitzen an rotgeblumten Tischen und hören Zigeunern zu. „Wartet," rufen die

Zigeuner, „jetzt wird getanzt! Jetzt kommt unsere Ilonka! So ein Mädel habt ihr noch nicht gesehn! Sie hat euch Beine wie ein Engel! Und tanzen kann sie wie die Primaballerina! Und küssen... küssen, wie ein Teufel!" Ob er denn erlaube, daß man seine Tochter küsse, fragt ein Rekrut den Zigeuner, der den Zimbal spielt. „Ah," antwortet dieser und fletscht das Gebiß, „das habe ich nicht zu entscheiden, das mußt du mit ihr selbst ausmachen, wenn du Kurage hast!"

Tusch im Orchester. Zimbalschläge. Aller Augen nach der niederen Tür gerichtet. Sie ist da. Sie trägt die ungarische Nationaltracht, hohe, glänzende Schaftstiefel, gefältelten Rock, Schürze, rotverschnürtes Hemd und Silberketten im tiefschwarzen, geflochtenen Haar. Während sie tanzend und in die Hände schlagend zwischen die Soldaten stürmt, spricht sie etwas, singt sie etwas, der Knabe versteht es nicht. Starr hängt sein Blick an der Tänzerin im kurzen Rock und in den hohen Reiterstiefeln. Sie singt, setzt sich einem der Rekruten auf den Schoß, küßt ihn, tanzt mit ihm, Leute eilen herein, Gendarmen, scheint es, sie wollen den Rekruten verhaften oder ihm sonst etwas zu leide tun, aber die Zigeunerin schmeichelt dem Anführer, schlingt ihm die Arme um den Hals, streichelt sein Haar, trinkt mit ihm aus demselben Glas, immer wieder... immer wieder..., bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig ist. Da verlangt er, daß das Zigeunermädchen tanze. Nicht so, mit all den Kleidern, sondern anders. Weg mit diesen Fetzen, weg damit und so getanzt, schön getanzt...! Die Zigeunerin sträubt sich, weigert sich so lange, bis der Anführer den Befehl gibt, ihren Geliebten abzuführen. Da reißt sie mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Kleider vom Leibe und tanzt, tanzt nahezu nackt vor den grölenden Menschen, während die Scham ihr im Gesicht brennt und jedes tänzerische Sichwenden ein Sichbäumen ist. In rasender Drehung endet sie den Tanz, reißt ihren Geliebten an sich und stürzt flüchtend mit ihm aus dem Zimmer; die Gendarmen und ihr Anführer lassen es mit blödem Lachen geschehen.

Lichter im Saal. Händeklatschen. Der Vorhang hebt sich. Inmitten der Schauspieler verbeugt sich die Zigeunerin, deren Name von den Zuschauern immer wieder gerufen wird: „Dara... bravo, Dara!" — „No, is sie nicht brillant?" sagt es nebenan. „Und was sie für Füß' hat... wer mir Gut's gönnt!"

Dem Knaben, der im Hintergrund der Loge mit weit offenen Augen die Zigeunerin sich verbeugen sah, war es, als höre plötzlich etwas auf, als sei mit einem einzigen, fürchterlichen, unabwendbaren Schlage das Bisherige ausgetilgt und an die Stelle eines ebenmäßigen Gesichtes eine Fratze getreten, deren verzerrte Züge nicht zu deuten waren. Das dort, die Zigeunerin, die fast nackt vor den Betrunkenen tanzte, das war die Mutti. Wie er es dachte, zerschnitt es ihn so, daß er leise zu schluchzen begann. ‚Sie haben mich ja alle angeschwindelt,' dachte er. ‚Das dort, das ist ja die Mutti... die eigentliche .... nicht die; die ich kenne. Immerfort haben sie mich angelogen Die Mutti spielt gar nicht im Burgtheater... sie ist gar keine unglückliche Komtesse... eine Zigeunerin ist sie, die betrunkene Männer küßt und mit ihnen tanzt... halb nackt... eine Soubrette ... der Hardenstein hat also recht... Alle haben sie recht, die mich ausgelacht haben ... Wenn einer eine Mama hat, die so... eine Soubrette... ich kann ja gar nicht mehr in die Schule gehen, wie soll ich denn unter den Buben sitzen, die alle wissen, wie meine Mama ausschaut? Die wissen ja alle mehr von ihr als ich...!'

„Wart'," sagt die Stimme daneben, „weint da nicht wer? Faktisch, mir kommt's vor, daß da — oder... wart'. Jetzt hör' ich nichts. Was sagst du, wie lang die zu dem zweiten Akt brauchen? Eine Viertelstund' beinah' dauert schon der Zwischenakt...!"

★

Der Zwischenakt zog sich wirklich in die Länge. Er zog sich in die Länge, weil Hedwig den kleinen Hellmuth aus dem Hause hatte laufen sehen, in das er eben erst eingetreten war. Mißtrauisch wegen der plötzlichen Neigung des Kindes zu einem ihm bis dahin fremden Knaben, mißtrauisch wegen seiner Eile, war sie plötzlich umgekehrt, um in das Haus zu gehen und nachzufragen. Da sah sie ihren Zögling. Er stürzte aus dem Tor, schaute sich um, lief. Sie versuchte ihm zu folgen, war aber bald außerstande, mit dem gehetzt laufenden Knaben Schritt zu halten. In der Richtung zum Kai lief er. Wohin? Sie nahm ein Taxi, dem sie dem Entlaufenden so schnell als möglich nachzufahren befahl. Mit dem Ankurbeln verlor der Chauffeur Zeit; bei der Überquerung der Ringstraße verlor er Zeit. Verzweifelt vor Unruhe, aufrecht im Wagen stehend, vermochte Hedwig nur noch auszunehmen, wie der Knabe im Portal des Carltheaters verschwand. Sie erreichte ihn dort nicht mehr. Die Vorstellung hatte begonnen. Niemand erteilte Auskunft. So blieb nichts übrig, als zu Rosemarie Dara zu gehen. Schon gestern mußte das Kind den Plan gefaßt haben, das Theater zu be-

suchen, in einem Hedwig noch unbekannten, doch ohne Zweifel gefährlichen Entschluß, dessen Folgen man um jeden Preis abzuwenden hatte!

Sie fragte sich bis zur Garderobe ihrer Herrin vor. ‚Beschäftigt. Auf der Bühne!' bedeutete man ihr und hieß sie in einem kleinen, finsteren Vorraum warten. Singen drang her, Musik. Angstvoll schritt die Erzieherin in dem dumpfen Gelaß auf und ab. Choristen, grell und nachlässig geschminkt, gingen in abgerissenen Kostümen an ihr vorbei. Der Komiker, der erst im zweiten Akt beschäftigt war, schaute aus dem Gang und rief geärgert: „Schirmel! Wo haben S' mir denn das Sechsuhrblatt hingelegt?" Jemand schrie: „War die Jung schon beim Direktor? Jung, der Direktor will Sie sprechen!" Ein Lakai trat zu der Dienerin, die Hedwig eingelassen hatte, begrüßte sie und wortwechselte mit ihr. „Aber ja," sagte diese, eine ältere, unsauber gekleidete Frau und nahm etwas in Empfang, worauf der Lakai sich entfernte. Wartend ging Hedwig auf und ab. Mit einem lastenden Gefühl von Verantwortung für das, was sich jetzt dumpf und grausam vollzog. Sie liebte den warmherzigen, schönen Knaben. Sie empfand wie er.

Die Musik brach ab. Applaus. Die Dienerin sagte: „Jetzt müssen S' noch einen Moment warten, bis die Frau Gräfin Sie rufen laßt."

Sie habe dringend mit ihr zu reden, wendete Hedwig ein, warum sie nicht sofort eintreten könne? Erbost schnitt ihr die Dienerin das Wort ab: „Hier därf überhaupts niemand herein! Sein S' froh, daß ich Ihnen überhaupts eing'lassen hab'. Wann's der Inspizient erfahrt, kost's mich die Stell'!" Und sie aus dem finstern Vorraum in den Korridor schiebend, rief sie in die Kulisse: „Komm schon, bin schon da ...!" Eine Tür ging, man hörte Rosemarie Daras Stimme, dann das Flüstern der Dienerin. Abermals Öffnen und Schließen einer Tür. Außer sich stand Hedwig vor der Visitenkarte: „Rosemarie Gräfin Einsperg-Dara." Minute um Minute verstrich, ohne daß sich jemand zeigte. Unfähig, ihre Geduld länger zu bemeistern, klopfte die Erzieherin an die Garderobentür und trat ein.

★

Rosemarie Dara stand vor dem hohen, dreiteiligen Spiegel, der die Hauptwand des schmutzigweißen, von prachtvollen Rosen duftenden Kabinetts einnahm, in einem lose umgehängten Pudermantel, der Brust, Arme und Beine sehen ließ und zog mit dem Schminkstift ihre Lippen nach. Auf die Einfassung des Spiegels, ihrer Schulter nahe, stützte sich ein kaum mehr als zwanzigjähriger junger Mann, der bei Hedwigs Erscheinen einen jähen Schritt zur Seite machte. Auch die Schauspielerin drehte sich heftig um und rief, Hedwigs ansichtig, empört: „Sie ...? Was wollen denn Sie hier ...?" Gleich darauf beherrscht: „Also ja, ... in Gottes Namen, Herr Regisseur ... ich werde in der Wohltätigkeitsvorstellung mitwirken. Auf Wiedersehen ..."

Der junge Mann blickte sie unsicher an, lachte, äußerte etwas, verneigte sich und ging. „Ja," sagte die Schauspielerin in nachzitterndem Ärger, „was ist denn? Was wünschen Sie? Und, Fräulein, was für eine sonderbare Art ist das, unangemeldet — oder ist etwas mit dem Helly, Fräulein?!"

Hedwig stand da. Namenloser Widerwille gegen diese Frau, gegen diese ganze Atmosphäre stieg in ihr auf, ihre Worte waren wie ebensoviele Vorwürfe. Doch Rosemarie Dara hatte kaum gehört, worum es sich handle, als sie schreiend auf Hedwig zulief: „Der Helly ... Fräulein, um Gottes willen — im Theater? Der Helly im Theater ...!"

Im selben Augenblick drängte sie die Erzieherin zur Seite und riß an dem Klingelzug oberhalb des Schminktisches, einmal, zweimal, dreimal, bis die Dienerin hereinstürzte. „Den Regisseur!" schrie Rosemarie Dara. „Sofort den Regisseur! Ich spiel' nicht! Ich spiel' den zweiten Akt nicht! Ich spiel' überhaupt nicht mehr ...!" Sie verfiel in ein schreiendes Schluchzen, während ihr Hedwig klarzumachen versuchte, man müsse vor allem feststellen, wo der Knabe sich befände. Sie schrie ohne Unterlaß: „Den Regisseur ... den Regisseur, sag' ich ...!"

Der Regisseur, den man aus dem gegenüberliegenden Kaffeehaus von einer Tarockpartie geholt hatte, kam. Er war ein dicker, salopper Mann mit rotem Gesicht, einem Tennisanzug und einem Zwicker und sagte: „Was denn? Was denn, Dara? Was hast denn? Was regst di denn auf, an an Sonntagnachmittag?"

„Ich spiel' nicht mehr!" schrie die Schauspielerin. „Daß du's weißt! Heut nicht ... morgen nicht ... nie mehr! Sag's dem Direktor!"

„Geh, red' nicht ..." gab der andere vollkommen ruhig zurück, „was mach'st denn für G'schpaß ... nonono, friß mi nur net ... wir wern das schon wieder — gehn S', Schirmel!" unterbrach er sich, einen der vielen Menschen anredend, die sich in der offenen Tür und auf dem Korridor drängten, „erstens machen S' die Tür zu. Zweitens

soll der Hermanotti hinausgehn und 'n Publikum sagen, daß beim Umbau was passiert is und die Leut' sich etwas gedulden soll'n... und drittens soll der Ondrhal zur Rillé laufen, sie möcht' gleich für die Frau Dara einspringen...!" Dann wandte sich der Regisseur, Punkl hieß er, wieder an Rosemarie Dara und sagte: „Na so siehst, Dara, brauchst dich gar net echauffier'n! Aber was hast denn eigentlich?"

Sie schluchzte schon leiser. Sie war schon imstande, dem Regisseur den Grund ihrer Alteration zu erklären. „Wenn 's weiter nix is ..." meinte dieser, „geh, Dara, bist a Hascherl! Den Buben willst außakitzeln? No, das wern mir doch in einer Minuten — gehn S', Peterka!" rief er in den Gang, „der Herr Flesch möcht' sofort heraufkommen! Weißt, Dara, wegen so an Unsinn — Sie, Flesch!" redete er den atemlos erschienenen blaubefrackten Kassendiener an, „haben S' net an klan' Buben allein in die Vorstellung gehn g'sehn, mit an — Dara, was hat er denn ang'habt? Mit an Matrosenanzug und blonde Haar und... was... aufgezogene weiße Handschuh' ...?" Der Blaubefrackte erinnerte sich ungern. Er habe sich gleich gedacht, daß da etwas nicht ganz in Ordnung — Darüber würde man später reden, mein lieber Flesch. Wo befinde sich das Kind? „Erste Ranglog' links, Nummer vier, Herr Punkl," sagte der Diener kleinlaut.

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft und jemand erschien mit der Meldung, daß Fräulein Rillé bereits im Hause sei und um die Kostüme für den zweiten Akt bitten lasse. Rosemarie Dara machte eine heftige Bewegung. Sie schluchzte nicht mehr. „Geh, Dara," bat der Regisseur, „jetzt wo'st weißt, wo der Bub is und deine Fräul'n da sich sicher großartig um ihn kümmern wird — jetzt brauchst doch net ausspringen! Geh, wirst doch net mitten in so an Erfolg die Rillé... wo ganz Wien kopfsteht... was...?"

Pause.

„Nein," sprach Herr Punkl zur Tür hinaus, „es is nicht mehr notwendig. Ich lass' der Fräul'n Rillé danken. Die Frau Gräfin hat sich schon wieder erholt." Und ins Zimmer gewendet: „Aber jetzt, bitt' dich, mach' schnell, Dara, der Umbau dauert eh schon eine halbe Stund'!"

Pause.

Rosemarie Dara antwortete: „Du weißt ja gar nicht, was ich für ein Opfer bring'! Wenn's nicht wegen der Roll' wär, die die Rillé euch todsicher zugrund richten tät' —" Man sei ihr riesig dankbar, erwiderte Herr Punkl. Ein lieber Kerl sei sie. Er lasse also läuten? Ja? Und er entfernte sich, während Rosemarie Dara voller Hast ein brandrotes Samtkostüm überwarf. „Fräulein," sagte sie hin und her laufend, „Sie suchen den Helly gleich und bringen ihn nach Haus, nicht wahr? Ich kann mich verlassen? Daß er sofort nach Haus geht! Im zweiten Akt kommen die ganzen Sachen, die nicht für ihn passen! Also nicht wahr, Fräulein? Und tun Sie ihn nicht strafen, ja? Er war halt bißl neugierig. Gegen sechs komm' ich nach Haus..." Wo war die Schärpe? Herrgott, wo war die Schärpe?

*

Hedwig öffnete leise die Logentür, nahm den weinenden Knaben an der Hand und führte ihn fort. Er ließ es geschehen. Alles ließ er geschehen. Daß sie ihm leicht das Haar aus der heißen Stirn strich; daß sie ihm die Matrosenkappe aufsetzte; daß sie ihm die Handschuhe anzog. Er wehrte sich nicht, erschrak nicht, redete nicht. Als die Logentür sich hinter ihm schloß, flammte auf der Bühne eben der brandrote Samt Rosemarie Daras auf und ihre Stimme klang: „Ich hab' dir's angetan... du schlanker Reitersmann...?"

Schweigend ging der Knabe die Treppe hinab, trat in das schneidende Taglicht, ging mit Hedwig durch die Gassen. Auch sie redete nicht. Sie wußte ja so gut, was in diesem schlagenden kleinen Herzen geschah, so schmerzhaft wußte sie es. Sie gingen miteinander, sie redeten nicht.

„Was soll denn jetzt sein, Fräulein...? Wie ist das alles... jetzt...?" Das Kind fragte. Da redete sie. Alles war in ihren Worten, was die vielen, vielen Jahre, die sie sich an Fremde verschwendet hatte, in ihr aufgespart war, alle Liebe. Mit allem Willen sprach sie, mit dem Willen, Trost zu geben, dessen sie selbst nie hatte teilhaft werden können. „Weißt du," sagte sie und hielt seine Hand, „du glaubst jetzt, enttäuscht worden zu sein, um ein tiefes Gefühl betrogen? Denke nur darüber nach, was dich jetzt so kränkt! Deine Mutter ist Schauspielerin. Und sie hat dir diesen Beruf verschwiegen. Aber konnte sie denn anders handeln, wenn sie dir die heutige Erfahrung ersparen wollte, von der sie geglaubt hat, sie würde dich später, wenn du den Zusammenhang verstehst, überhaupt nicht mehr kränken? Deine Mutter ist Schauspielerin. Warum? Weil sie Mittel erwerben muß, die ihr für euer Leben braucht. Verstehst du, Hellmuth? Gibt es etwas Schöneres als eine Mutter, die

vor nichts zurückscheut, vor keiner Mühe, vor keiner Mißdeutung, vor keiner häßlichen Nachrede — nur zu dem einzigen Zweck, um ihrem Kind eine glückliche Jugend zu verschaffen? Das tut deine Mutter. Glaubst du nicht, daß sie, die dich so lieb hat, am bittersten darunter leidet, du könntest ihr statt des Dankes, den sie verdient, einmal mit ungerechten Vorwürfen gegenübertreten? Siehst du, Hellmuth, um das zu verhindern, um dich ihr Opfer nicht einmal ahnen zu lassen, um nicht auch dich noch mit der ganzen Last zu beschweren, die sie selbst drückt, hat sie es dir verborgen. Das ist sehr schön, mein Kind. Und was du heute im Theater gesehen hast, und was dir mißfallen haben mag, ist ja nicht sie, deine Mutter... es ist irgendeine einfältige Rolle, die sie zu spielen gezwungen ist, wenn sie sich in der Gunst der Zuschauer und in der Lage erhalten will, so viel zu erwerben, wie sie für euch braucht. Beginnst du einzusehen, wie ungerecht du gegen sie bist? Als ich deiner Mutter sagte, du seist im Theater, da litt sie so um dich, daß ich, die Fremde, nicht anders konnte, als diese Frau für ihr großes, reines Muttergefühl, für ihr Verantwortungsbewußtsein zu verehren. Hättest du sie weinen gesehen, dir wäre für dein ganzes Leben nie mehr ein Zweifel gekommen! Siehst du, Hellmuth. Das ist die Wahrheit. Und wenn du deine Mutter bisher nur geliebt hast, so wirst du sie jetzt nicht nur lieben, sondern aus ganzer, überzeugter Seele stolz auf sie sein! ... Du weißt, daß ich dir nicht etwas Unwahres sagen würde, mein Kind, nicht wahr...?"

Da leuchteten die Augen des Knaben, der gebannt an ihren Lippen hing, strahlend auf und er sagte ein stilles, inbrünstiges, erlöstes: „Ja!"

Sie nickte, sie freute sich, gelogen zu haben.

Um halb sieben aber kam Rosemarie Dara für ein paar Augenblicke vor der Abendvorstellung nach Hause. Als sie ins Zimmer trat, flog der Knabe an ihren Hals und stammelte unter Lachen und Weinen: „Mutti... Mutti... ich hab' dich ja so... so lieb...!"

*

Kleine Dienerzeremonie. Frau Gräfin lasse das Fräulein bitte. Nein. Sofort! Rosemarie Dara sagte: „Fräulein Gast, ich muß Sie leider bitten, mein Haus zu verlassen. Der Helly hat mir von Ihrer gestrigen Auseinandersetzung erzählt. Er hat Sie dabei ja in alle Tonarten g'lobt, aber schließlich... nicht wahr... Sie werden einsehn, Fräulein, Sie haben da über Sachen mit dem Buben g'sprochen, die Sie — also sind wir höflich — nichts angehn. Und ihm noch dazu alles aus einer Perspektiv' darg'stellt... also das geht wirklich nicht! Daß ich wegen 'n Geld Theater spiel', daß ich mich selber am meisten über die Rollen schäm', die ich geb' und so... Sie haben's ja vielleicht ganz gut g'meint, Fräulein, aber... nicht wahr, das überschreitet doch enorm die Grenzen, in die Sie sich bewegen sollten! Schließlich, nicht wahr... Wann S' auch nix vom Theater verstehn: daß eine Künstlerin eine Künstlerin is... das hätten S' doch spüren können! Sagen S' gar nix. Ganz abg'sehn davon, daß, wann S' besser auf ihn auf'paßt hätten, er natürlich nie ins Theater kommen wär'...! Ah nein, mein Bub hat mich viel zu lieb, als daß er sich von einer Gouvernant' müßt' sagen lassen, wer ich bin... Sie verstehn, Fräulein?"

„Vollkommen," sagte Hedwig. „Vollkommen, gnädige Frau."

Sie lächelte nicht einmal.

*

Ob er ihr behilflich sein könne... sie werde ja jetzt ein bißchen verwöhnt sein? Und er habe glänzende Konnexionen. Baron Czatkay gab sich ganz als Menschenfreund. Wenn sie für die nächste Zeit nichts Passendes finden sollte: Brandtstätte 14, dritter Stock, Tür 12... es sei eine nette kleine Wohnung, er räume sie ihr mit Vergnügen ein. Tagsüber sei er beinahe nie zu Hause, und nachts... sie würden einander schon nicht stören, Fräulein Hedy...

Hellmuth fand seine Offenheit der Erzieherin gegenüber nicht mehr. Er empfand, daß die Rechnung nicht stimme, klammerte sich instinktiv an den alten Glauben an seine Mutter. Ängstlich vermied er jede Aussprache mit Hedwig, deren Wahrheit man ihn hatte bezweifeln lassen ... bitter bezweifeln. Daß sie so falsch hatte sein können, Hedwig... Schade! Nur gut, daß die Mutti sie durchschaut hatte.

Hedwig ging. Sie ging die Treppe hinab, sie hielt einen Strauß in der Hand, einen Zettel: „Gute Reise! Hellmuth." Was für ein komischer kleiner Hund da lief! Komischer kleiner Hund. Wo hatte sie nur solch einen kleinen Hund gesehen?

Komischer, kleiner, gelber Hund.

Er bellte, er lief fort. Jetzt war niemand mehr da... Aber wenigstens hatte ein Kind den Glauben an seine Mutter behalten.

Sie ging. Sie ging weiter.

Ehrlichkeit und Unehrlichkeit in der Handschrift

Eine graphologische Studie von Robert Saudek, London

Vorläufig hat die graphologische Forschung ihre deutliche Begrenzung. Sie ist an ein Feld gebunden, dessen Grenzpfähle von den Ergebnissen planmäßig durchgeführter Experimente bestimmt werden.

Worin bestehen diese Experimente und welches sind die Methoden und Beweise der graphologischen Disziplin?

Die Voraussetzung, von der die ersten Graphologen ausgingen, jene Graphologen, die das Charakterlesen aus der Schrift nicht als pure Kunst ansehen, sondern zur Wissenschaft ausbilden wollten, war die Erwägung, daß man charakterologische Schlußfolgerungen nur aus der Abweichung einer individuellen Schrift von der Schulvorlage ziehen kann.

Wer im Leben nichts zugelernt, von seinen Schulregeln nicht viel vergessen hat, wessen Seele auf die Außenwelt kaum reagiert, wer keinen starken inneren Impulsen folgt und an kleinlichen Äußerlichkeiten haftet, wer bar jeder Eigenart ist, der schreibt auch als Erwachsener so, wie er es in der Schule gelernt hat: pedantisch genau.

Wer gefallsüchtig ist und dabei einen schlechten Geschmack hat, der „verziert“ und verschnörkelt seine Schrift, überladet seine Züge mit Schleifen und Locken und Häkchen, durch die die Schrift nur häßlich, anmaßend und schwer lesbar gemacht wird.

Wer intelligent, schnell und sachlich denkt und sich natürlich benimmt, der denkt nicht lange, wenn überhaupt, darüber nach, wie seine Handschrift aussieht, der will durch den Inhalt des Geschriebenen wirken und nicht durch die Formen seiner Buchstaben. Seine Schrift hat einen natürlichen Rhythmus, dient nur dazu, seine Gedanken festzuhalten oder zu übermitteln und ist nicht Selbstzweck. Sie zeigt jene Vereinfachung der Züge, die die natürliche Folge eines schnellen Schreibaktes und einer ungezwungenen Bewegung ist. Ist er außerdem ästhetisch begabt, dann wird er, ohne diese Wirkung besonders anzustreben, auch schöne Formen erzeugen, liegt seine Begabung auf ganz anderem Gebiete, dann wird das Ganze weniger geraten, aber ein natürliches und ungezwungenes Aussehen wird die Schrift in beiden Fällen aufweisen.

Der tatkräftige, unternehmungslustige und energische Mensch schreibt schnell mit verstärktem Druck; der Verschüchterte gleichsam ängstlich, seiner selbst nicht sicher, zaghaft und unter steten Nachverbesserungen.

Diese und viele ähnliche Erwägungen der Schriftbeobachter und -beurteiler sind theoretisch richtig, aber sie bewähren sich in der Praxis in kaum mehr als der Hälfte der Fälle.

Es kommt nämlich nicht so sehr darauf an, ob eine Schrift druckstark oder druckschwach, groß oder klein, selbstsicher oder zaghaft ist, sondern darauf, ob die einzelnen Merkmale, also die Druckstärke, die Größe, der Schriftwinkel, die Zaghaftigkeit echt sind, oder nur vorgespiegelt werden usw.

Sobald die Menschen erst einmal darüber nachzudenken beginnen, welchen Eindruck ihre Schrift beim Leser hervorrufen dürfte, beginnen die meisten an dem Erfolg ihrer Schreibleistung zu zweifeln. Unter hundert Menschen erklären neunzig ihre eigene Handschrift für scheußlich und siebzig meinen diese Selbstkritik ernst. Kein Wunder, daß jene Menschen, denen ihre eigene Schrift mißfällt, sorgfältiger und „schöner“ zu schreiben beginnen, sobald sie ihre Zeilen an einen Leser richten, an dem ihnen liegt.

Wir müssen daher annehmen, daß ein gewisser Teil der uns vorgelegten Schriftstücke sorgfältig geschrieben worden ist und daß sie uns ihre Urheber sozusagen in Feiertagsausgabe und nicht in Werktagskleidung zeigen, und wir haben daher erst einmal festzustellen, ob dies der Fall ist oder nicht, ob wir es mit einer natürlichen oder mit einer Paradeschrift zu tun haben.

Wer sich verstellt, um einen möglichst günstigen Eindruck zu machen, wählt dazu eine Rolle, die seiner eigenen Natur entgegengesetzt ist. Wer durch Erfahrung gelernt hat oder sich einbildet, daß er im Leben nicht vorwärtskommt, weil die Menschen seinem verschüchterten Wesen kein Vertrauen entgegenbringen, der versucht nun, den Energischen zu spielen. Anfangs mag ihm das einer neuen Bekanntschaft gegenüber gelingen. Je länger er in der seinem Wesen widersprechenden Rolle beharren muß, um so häufiger wird er aber in seine ursprüngliche Art zurückfallen und Schnitzer machen. Ein anderer, der dahintergekommen ist, daß seine allzu lebhafte, energische und beharrliche Art die Leute abschreckt, beginnt die Rolle des Be-

scheidenen, Ruhigen und Bedächtigen zu spielen, trägt aber zu stark auf, so daß dadurch sein beharrlich aufdringliches Wesen dem Beobachter klar wird.

Genau dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Schrift. Wer im Leben Ausdrucksformen anstrebt, die seiner wahren Natur widersprechen, vermag die Rolle auch in der Schrift nicht folgerichtig durchzuführen. Und es ist die Aufgabe der Wissenschaft, diese theoretisch einleuchtende Erkenntnis durch systematische Experimente als richtig zu beweisen und in allen ihren Einzelheiten differenziert zu belegen.

Die Durchführung eines solchen Versuches ist so einfach und sein Ergebnis so beweiskräftig, daß sich ein jeder meiner Leser an einen solchen Versuch selbst wagen mag.

Bitte, sehen Sie sich Ihre eigene Handschrift daraufhin an, ob sie klein oder groß, steil oder schräg, druckbetont oder druckschwach, in den Buchstabenformen durch Schlingen und Hinzufügungen verziert oder vereinfacht ist, ob die Buchstaben innerhalb der Worte getrennt oder verbunden sind, und versuchen Sie nun bei einer schnellen Niederschrift von, sagen wir, zehn Zeilen, das Gegenteil Ihrer natürlichen Schriftmerkmale zu erzeugen. Wenn Sie also sonst mittelgroß, druckbetont, schräg, vereinfacht und verbunden schreiben, so versuchen Sie nun klein, druckschwach, steil und getrennt zu schreiben. Es ist vollständig ausgeschlossen, daß auch nur einem einzigen von Ihnen diese Aufgabe vollständig gelingt, aber einige Leser werden es immerhin fertigbringen, einzelne dieser, ihrer Wesensart widersprechende Schriftmerkmale zu erzeugen. So wenigstens wird es Ihnen auf den ersten Blick erscheinen. Wenn Sie aber gründlich nachsehen, werden Sie bemerken, daß Ihnen auch jene Teile nur zu Beginn des Schreibaktes gelungen sind und daß Sie, je länger und schneller Sie schrieben, desto mehr in Ihre alten Schreibgewohnheiten zurückgefallen sind.

Eine willkürliche Schriftveränderung kann nur eine Zeitlang durchgeführt werden, bei längerem Schreiben (ja häufig schon am Ende der ersten Zeile und später sogar gegen Ende der einzelnen Worte) fällt der Schreibende in seine ursprüngliche Schreibart zurück.

Auf Grund dieses Gesetzes kann der Graphologe zwischen Sein und Scheinen unterscheiden. Nur wenn Beginn und Ende des Schreibaktes einheitlich sind, haben wir es mit einem durchaus aufrichtigen, natürlichen und dabei auch in seinen Handlungen konsequenten Menschen zu tun. Diese Konsequenz kann in der bürgerlichen Bewertung als tugendhaft oder als lasterhaft angesehen werden, aber sie ist jedenfalls echt, ist nicht gespielt.

Treffen wir in der Schrift stete Gegensätze in den Merkmalen zu Beginn und zu Ende der Seite, der Abschnitte der Sätze, Zeilen, ja selbst Worte, so zeigen uns die Merkmale zu Beginn, welche Rolle der Schreibende im Leben anstrebt, und die Merkmale, die gegen Ende zu sichtbar werden, sein wahres Wesen.

Drei kleine Beispiele mögen dies veranschaulichen.

Schriftprobe 1: H (im Worte Herrn) ist in alberner, prätentiöser, unnatürlicher Weise verschnörkelt. Der Druck schwillt im ersten Abstrich stark an, aber schon der

Schriftprobe 1

Herrn Saudek, Schöneberg Hibbinfstr. 13.

Sehr gern hätte ich mich auch ... Ihr ... heutigen

vom 3 Masken-Verlag in Kenntnis
Ihrer Anschrift gelangt, ersuche ich Sie freund-
lich, mir einige Zeilen von Ihrer Hand zu
senden, da ich mich für Ihre Schrift schon
nach nur flüchtiger Durchsicht Ihrer Bücher
ernstlich interessiere; das aufmerksame

Schriftprobe 2

zweite Abstrich desselben Buchstabens zeigt einen natürlich durchlaufenden und schwächeren Druck. Dieser Rückfall zur Natürlichkeit wird von der Schreiberin als kalligraphischer Fehler empfunden und sie fügt demselben Buchstaben deshalb innerhalb der Schleife noch einen überflüssigen dritten kräftigen Abstrich hinzu. Der Rest des Wortes ist klein und schulmäßig geschrieben. Im ersten Buchstaben des Wortes Saudek wird im S noch eine Anstrengung zur anschwellenden Druckbetonung unternommen. Damit ist aber die Energie schon so verbraucht, daß die Schreiberin nicht einmal mehr in der Lage ist, den Normaldruck in den Kleinbuchstaben au einzuhalten. Im Worte „Schöneberg" ist wiederum nur der erste Buchstabe druckbetont, und die Energie ist so schnell verflogen, daß der erste Abstrich des n überhaupt keinen Druck mehr erhielt, und die Straßenanschrift darunter schon unansehnlich schulmäßig geschrieben wurde. Noch einmal wird ein Anlauf zur Verschnörkelung und Vergrößerung des ersten Wortes des ersten Absatzes (S in Sehr) unternommen. Aber der ganze Rest verläuft dann bis zum Schlusse des Briefes schwach, zaghaft und energielos.

Schriftprobe 2: Gleichmäßiger Druck, schöne, harmonisch abgerundete, vereinfachte, natürliche, von Beginn bis zu Ende folgerichtig durchgeführte Schrift.

Schriftprobe 3 stellt die Unterschrift eines berühmten englischen Essayisten dar. Die Verschnörkelung hat einen bestimmten Stil. Sie ist zwar folgerichtig im ganzen Wort als archaistische Zierform festgehalten, aber es ist klar, daß solche verwickelten Windungen nur bedächtig und langsam in wohlgezügelter Raumdisposition durchgeführt werden können und daß es sich um einen langsamen Schreibakt handelt. Chesterton selbst war jedenfalls das ästhetische Ergebnis der Mühe wert. Er gibt sich hier ein ästhetisches Ansehen, das zu gewollt zur Schau getragen ist, als daß es echt sein könnte.



Schriftprobe 3

Und dieses dritte Beispiel bringt uns denn auch zu dem wichtigsten Abschnitt einer jeden graphologischen Untersuchung: Zum Feststellen des Schnelligkeitsgrades, in dem geschrieben worden ist.

Je schneller wir schreiben, desto deutlicher spiegelt sich unsere Eigenart in der Schrift wider, je langsamer wir schreiben, desto leichter fällt es uns, unsere Schrift willkürlich zu beeinflussen.

Schon aus diesem Grunde (aber auch wegen einer ganzen Reihe anderer Argumente) ist es in jedem Falle notwendig, das Tempo einer Schrift sehr genau festzustellen. Eine Analyse, die auf diese Untersuchung verzichten würde, kann heute kaum mehr als wissenschaftlich angesehen werden.

Zur zuverlässigen Feststellung des Schreibtempos sind denn auch in verschiedenen Ländern sehr umfangreiche, systematische Experimente mit über 100 000 Versuchspersonen durchgeführt worden. Wir sind heute so weit, daß wir bei einigermaßen gleichmäßigem Schreibtempo mit ziemlicher Genauigkeit feststellen können, wieviel Buchstaben in einer Minute geschrieben wurden; wir können aber außerdem mit völliger Bestimmtheit sagen, welche Partien eines Textes schneller (infolge eines plötzlich einsetzenden Antriebes) und welche langsamer (infolge plötzlich einsetzender Hemmungen) geschrieben worden sind, und schließlich, welches das allgemeine Tempo des Schreibenden war.

Zu dieser Feststellung dienen Tabellen mit primären und sekundären und dop-

Sir
In reply to your advert. for Senior Sales-man to take lead in School Outfitting Section, I beg to offer my services as having held similar positions in this depart. I am, and have held for the last two years the position of 1st han in a West End House. and have had similar berths

Schriftprobe 4

peldeutigen Merkmalen der Schnelligkeit und Langsamkeit, die hier darzulegen ich mir versagen muß. Sie spielen aber eine wesentliche Rolle bei der Feststellung, ob wir es mit einer „natürlichen" oder einer „künstlichen" Handschrift zu tun haben, und bilden eines der acht Merkmalgruppen, auf Grund deren wir mit Zuverlässigkeit die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit des Schreibenden aus seinen Schriftzügen zu erkennen vermögen.

Die Worte fliegen uns schneller zu, als wir sie niederzuschreiben vermögen, ein Satz ist in unserm Hirn geformt, bevor unsere Hand das erste Wort zu Papier gebracht hat. Wenn wir nun mit unserer Feder hinter unseren Gedanken herlaufen und es, des Schreibens gewandt, normalerweise eilig haben, so müssen ganz besondere Gründe vorliegen, wenn wir entgegen diesem Bedürfnis nicht schnell, sondern langsam schreiben.

Diese Verzögerung unseres Tempos kann sehr verschiedene Ursachen haben, sie kann auf schlechtes Schreibmaterial zurückzuführen sein oder mit dem Augenblickszweck des Schreibens zusammenhängen (Bewerbungsschreiben, offizielle Schriftstücke usw.), oder mit vorübergehender körperlicher oder geistiger Erschöpfung, oder mit dauernden physischen Hemmungen (Zittern der Hand, steif gewordene Gelenke, ein Leiden, das unsere körperlichen Funktionen überhaupt herabsetzt) usw. Wenn aber keiner dieser Gründe vorhanden ist, muß die Verlangsamung eine psychische Ursache haben und irgendwie direkt oder indirekt entweder mit dem Inhalt des Geschriebenen zusammenhängen oder mit einem allgemeinen Angstgefühl davor, überhaupt etwas schriftlich von sich zu geben, und auf diese Weise sich festzulegen und dauernde Spuren seiner Worte zu hinterlassen.

Haben wir es daher mit einer langsamen Schrift einer dem Bildungsgrade nach schreibgewandten Person zu tun, so müssen wir vorerst die Ursachen ermitteln, derentwegen die Schriftzüge langsam erzeugt wurden.

Schlechtes Schreibmaterial (Feder, Tinte, Papier, Unterlage) wird dem Fachmann bei einer Betrachtung durchs Vergrößerungsglas offenbar, die Merkmale vorübergehender körperlicher Ermattung oder geistiger Niedergeschlagenheit sind von der Forschung endgültig erkannt und festgelegt, die ästhetische Sorgfalt des Schreibaktes ist an der gezügelten Schreibart ersichtlich und die dauernde Lähmung der schreibenden Organe verrät sich ebenfalls unmißverständlich durch den unsicheren Verlauf der Schriftzüge. (Einzelheiten über alle jene Fragen, die hier nur gestreift werden konnten, findet der Leser in meiner „Wissenschaftlichen Graphologie". Drei Masken Verlag, München.)

Erst wenn keines dieser vielen Anzeichen vorhanden ist, beginnt unsere eigentliche seelenforschende Arbeit, nämlich die Untersuchung, welche psychischen Ursachen für das langsame Tempo der Schrift verantwortlich sind.

Vorerst die harmloseren Fälle: die Menschen, die kein allzuschlechtes Gewissen haben, wenn sie an der Wahrheit vorbeisprechen, aber immerhin mit ihrer Feder stocken und stolpern, wenn sie an der Wahrheit vorbeischreiben.

Ich wähle zur Illustration ein Beispiel aus meiner amerikanischen Praxis: ein Bewerbungsschreiben, um einen höheren Posten, also eines, bei dem der Schreiber nicht etwa, wie dies Bewerber um kleine Büroposten tun, auf den kalligraphischen Teil Wert legte, sondern bei der Niederschrift nur an den Inhalt des Briefes dachte. Der Mann bewarb sich um den Posten eines Abteilungs-

vorstandes in einem sehr großen Warenhaus. Schriftprobe 4 zeigt die erste Seite seines Bewerbungsschreibens. Es ist eine natürlich schnelle Handschrift, deren gleichmäßig rhythmischer Verlauf nur an vier Stellen unterbrochen wird. In der dritten Zeile ist das Wort lead im l nachträglich verbessert, nicht etwa weil es undeutlich war oder weil irrtümlich erst ein anderer Buchstabe gestanden hätte, sondern „grundlos", in der Tat aber, wie wir sehen werden, weil der Schreiber bei seiner Niederschrift aus einer inneren Hemmung heraus mit der Feder stolperte. Die zweite Unterbrechung eines natürlichen Rhythmus finden wir in der sechsten Textzeile, in einem Worte, das dem Sinne nach nur similar heißen kann, aber in der Tat als simular geschrieben wurde. Die sonst runde Schrift wird in der Silbe . . . im . . . eckig und beide Buchstaben sind viel enger geschrieben als in andern Teilen des Manuskriptes. Wir finden dieselbe Eckigkeit und Enge im selben Wort in der letzten hier wiedergegebenen Zeile und auch hier ist das Wort unrichtig als simular geschrieben. Das dicht davorstehende Wort had ist mit starker innerer Hemmung geschrieben und nachverbessert.

Wir fragen uns: ist es ein Zufall, daß die sonst natürliche Flüssigkeit der Schrift gerade an diesen vier Stellen und an keinen anderen abgebrochen wurde, oder besteht ein gedanklicher Zusammenhang zwischen diesen vier Worten? Weisen sie etwa alle nach derselben Richtung?

Wir erkennen bei der Lektüre des Briefes, daß das letztere der Fall ist. Der Bewerber behauptet, daß er genau wie dies in der Zeitungsanzeige, auf die er sich beruft, verlangt wurde, eine leitende (to take lead) Stellung in einem andern großen Warenhaus in der Stadt innehatte. Er stolpert zweimal bei der Behauptung, daß er eine ähnliche (similar) Position bekleidet hat, und stolpert ein viertes Mal bei der Behauptung, daß er diese ähnliche Stellung bekleidet hat (had), d. h. bei der nachdrücklichen Wiederholung einer Unwahrheit. Wir wissen aus Freuds „Psychopathologie des Alltagslebens", wie Menschen durch Versprechen, Vergreifen oder Verschreiben ihre geheimen Gedanken verraten. Hier sehen wir ein typisches Beispiel davon in der Tatsache, daß statt similar zweimal simular geschrieben wurde und daß in beiden Fällen das Bewußtsein des Simulierens (Vorspiegelns) beim Schreiber vorhanden war.

Ich nenne den Fall harmlos, weil Angestellte zu derartigen Behauptungen oft durch das Vorurteil der Arbeitgeber beinahe gezwungen werden, wenn sie ihren Leistungen entsprechend schnell aufsteigen wollen.

Viel weniger harmlos sind Nachverbesserungen von Ziffern, wenn sie nicht durch Rechenfehler verursacht sind. Ein Buchhalter, der gewohnt sein müßte, flott Ziffern zu schreiben, ist immer verdächtig, wenn wir in seiner Schrift wiederholt Verbesserungen in den Ziffernformen finden. So etwas zeigt immer eine Neigung zum „Nachfrisieren" von Rechnungen oder Belegen.

Zahlkellner begehen bekanntlich häufig Additionsfehler zu unsern Ungunsten. Hier aber zeigt sich der Unterschied zwischen einem unschuldigen und einem gewollten Rechenfehler nicht in der Nachverbesserung der Ziffernformen. Der harmlose Rechenfehler ist in derselben rhythmischen Flüssigkeit geschrieben, wie der übrige Teil der Rechnung; der gewollte Fehler aber zeigt immer einen anderen Rhythmus. Er zeigt an der entscheidenden Stelle entweder ein Zögern, eine Unsicherheit, eine Umbiegung oder gar ein Zittern der Form. Oder aber er weist das genaue Gegenteil davon auf, nämlich eine viel flottere, energischere, größere, mehr druckbetonte Schreibtätigkeit, eine Übertreibung, an der wir erkennen, wie der Schreibende eine innere Hemmung zu überwinden hatte und er dabei übers Ziel schoß.

Ob diese Hemmung auf schlechtes Ge-

the Sum of Three pounds. £3.
Received of 13th Decr. 1924.
for two Tables.

Schriftprobe 5

wissen zurückzuführen ist oder auf den Zweifel darüber, ob wohl der Gast dumm genug sein würde, nicht nachzuprüfen, können wir freilich aus den hingeworfenen paar Ziffern nicht erkennen, aber das Vorhandensein der Hemmung ist in einem solchen Falle unverkennbar.

Manchmal werden nicht nur Ziffern, sondern auch die in Buchstaben geschriebenen Zahlen nachverbessert oder sonst markant mit besonderer Sorgfalt vom übrigen Text hervorgehoben.

'Die Gestalt dieser Welt vergeht und ich möchte mich nur mit dem beschäftigen was bleibende Verhältnisse sind.' This, from Goethe, is the expression of a principle to which I have always attached much importance.

Haldane

Schriftprobe 6

Schriftprobe 5 ist ein sehr typisches Beispiel dafür. Es ist eine dreizeilige Quittung über drei englische Pfunde, die als Zahlung für zwei Tische empfangen wurde. Aus begreiflichen Gründen kann nur jener Teil der Quittung hier wiedergegeben werden, der keinen Namen enthält. Hier liegt ein pathologischer Fall vor, eine Zwangsvorstellung, eine in der Seele des Mannes tief wurzelnde Liebe, ja Zärtlichkeit zu Geld. Er spielt mit den englischen Geldsymbolen £ (Pfund Sterling) und s (Schilling) etwa wie ein Verliebter mit den Initialen der geliebten Frau. Der Text lautet oder soll lauten: Received the sum of three pounds for two tables. Was uns zuerst auffällt, sind die beiden t in two tables. Sie sind nicht als t geschrieben, sondern in Form von durchstrichenen großen £, die nur für das Geldzeichen „Pfund" gebraucht werden. Weiter sehen wir, daß das £ in der zweiten Zeile, da wo es in der Tat Pfund bedeutet, nachverbessert ist, und zwar ganz „sinnlos" durch Hinzufügung eines kleinen Kreises, oben an der Spitze, da wo bereits so etwas wie ein kleiner Kreis bei der ersten Niederschrift in Form eines dicken Punktes stand. Außerdem ist s, das klein geschrieben werden mußte, im Wort sum als Großbuchstabe geschrieben. Schließlich ist die Ziffer 3 zaghaft geschrieben, denn der sonst gewandte Schreiber unterbrach seine Bewegungen nach dem ersten Halbbogen, oder genauer ausgedrückt, er schrieb erst so etwas wie eine 2 in halber Größe und fügte dann den unteren Halbbogen hinzu, um die 2 in eine 3 zu verwandeln. (Dadurch bekam der untere Halbbogen einen deutlich erkennbaren Knick.) Das Zögern bei dem Begriff 3 ist weiterhin ersichtlich aus der Tatsache, daß das Wort three, das sich darauf bezieht, mit einem andern Buchstaben, nämlich mit einem I statt T geschrieben wurde.

Ich schloß aus allen diesen Merkmalen und einer Reihe anderer (die meinen „Acht Merkmalgruppen der Unehrlichkeit" entnommen sind), daß der Mann ein Dieb sei, und die Firma, der ich diese Mitteilung machte, bestätigte mir, daß er wegen Unterschlagung vom Gericht verurteilt worden ist.

Es kann nicht deutlich genug betont werden, daß so weitgehende Schlußfolgerungen aus vorhandenen Nachverbesserungen von einzelnen Buchstaben- und Ziffernformen oder aus der Ersetzung einer Form durch eine andere unrichtige und dadurch gewisse Gedankenkomplexe verratende nur dann zulässig sind, wenn im ersteren Falle weder eine textliche noch orthographische Verbesserung geplant sein konnte, und wenn außerdem durch die Verbesserung eine erhöhte Lesbarkeit oder Schönheit des Schriftzeichens gar nicht beabsichtigt sein konnte; — und im zweiten Falle nur, wenn feststeht, daß die anderen Schriftformen der Buchstaben nicht eine allgemeine Marotte des Schreibenden und auf seine Sucht nach Originalität zurückzuführen sind.

In beiden Fällen müssen außerdem noch sämtliche Abweichungen und Unterbrechungen der natürlichen Schreibbewegung in-

Schriftprobe 7

haltlich in dieselbe Gedankenrichtung weisen, wie dies in beiden uns hier als Beispiel dienenden Fällen geschieht.

Wie leicht in dieser Beziehung einem in der graphologischen Disziplin ungeschulten Beobachter Irrtümer unterlaufen können, möge die Schriftprobe veranschaulichen, die scheinbar gleichartig ist, in der Tat aber ganz anders geartete innere Hemmungen widerspiegelt.

Schriftprobe 6 stammt von dem englischen Staatsmann Haldane und besteht aus einem Goetheschen Zitat in deutscher und aus einer daran geknüpften Bemerkung in englischer Sprache. Für das ungeschulte Auge scheinen beide Teile, der englische und der deutsche, denselben Bewegungsrhythmus aufzuweisen. Daß dem nicht so ist, wird klar, wenn wir sehen, daß im englischen Text verschiedene Wortgruppen in einem Zuge geschrieben

Schriftprobe 8

sind (towhich, Jhave), während alle Worte des deutschen Textes voneinander getrennt sind. Verkoppelungen mehrerer Worte zu einem Zuge sind eines der Kennzeichen eines schnellen Schreibaktes, weil der Schreibende durch das Nichtabheben der Feder am Schluß des Wortes und durch das Nicht-neu-Ansetzen zu Beginn des nächsten mehrere Tempi spart und seinem Trieb nach einem schnellen Fixieren seines Gedankenfluges nachgibt. Die Nachverbesserungen im deutschen Teil sind viel häufiger, als im englischen. Im letzteren sind nur die Schleifen im h (attached, much) nachgezogen, eine Verbesserungsart, wie wir sie in 20 Prozent aller Schriften finden, während im deutschen Text sehr viele Verbesserungen an verschiedenartigen Stellen stattfinden, einzelne Buchstaben gebrochen sind, die Doppelstriche über dem ö schwer, plump und weit auseinander liegen, einzelne Buchstaben doppelt geschrieben sind (vergeht) usw. Hier ist der langsame Schreibakt und die zahlreichen Unsicherheiten, die brüchigen Formen und die zaghafte Schreibbewegung auf die Unsicherheit bei Niederschrift des fremdsprachigen Textes zurückzuführen, während anderseits die mustergültige Raumverteilung (in wagerechter und senkrechter Richtung) und zahlreiche andere Schriftmerkmale die Ehrlichkeit des Schreibenden verbürgen.

Schriftprobe 7 stammt von Thomas Mann. Auch sie fällt durch eine Fülle von Korrekturen auf, aber diese sind alle textlicher Art und wo Einflickungen an den ursprünglichen Buchstabenformen stattfinden, erhöhen sie die Lesbarkeit und sind also zweckmäßig. Anderseits sieht die Schrift zaghaft und zerstückelt aus. Die Züge sind vielfach abgehackt und brüchig und wir schließen wegen dieses mangelnden Rhythmus auf innere Unsicherheit. Dieser Eindruck wird noch wesentlich verstärkt durch die Tatsache, daß beinahe jedes einzelne Wort in einer sinkenden Richtung geschrieben wurde. (Man beachte z. B. jedesmal die letzten paar Worte am Ende der 4., 5., 6., 7. Zeile.) Der Dichter hat starke innere Widerstände zu überwinden, wenn er seine Worte wählt und seine Sätze bildet. Es liegt hier ein ins äußerste gesteigerter Skeptizismus gegenüber der eigenen Leistung vor, eine Eigenschaft, der Thomas Mann außer Zweifel seinen wohlgepflegten Stil zu danken hat.

Aber die scharfe Trennung von Worten und Zeilen untereinander und die markant herausgearbeiteten Größenverhältnisse der einzelnen Buchstaben-Kategorien beweisen einen tief in der Seele des Dichters wurzelnden Drang nach Klarheit und Deutlichkeit, die die Möglichkeit einer Verstellung oder Verheimlichungssucht ausschließt.

Auch hier beweist uns der langsame Schreibakt, die Zerstückelung der Buchstaben, der unterbrochene Ablauf der Schreibbewegung ein „schlechtes Gewissen", aber wir sehen klar, daß es sich nur um ein „schlechtes ästhetisches Gewissen" handeln kann.

Die Vorstellung dessen, was wir unter einem natürlichen, ungehemmt drauflosstürenden, spontanen Schreibrhythmus verstehen, könnte kaum besser verstärkt werden, als durch den Anblick der Handschrift Mussolinis.

Schriftprobe 8 enthält ungefähr alle primären und sekundären Merkmale der Schnelligkeit. Mit schneidiger, scharfer Bewegung, die an Peitschenhiebe erinnert, sind die Züge aufs Papier geworfen, während das einzige Langsamkeitsmerkmal, nämlich die Enge der Schrift, keine psychischen, sondern nur mechanische Ursachen hat. Sie ist die natürliche Folge der Steilschrift. Das rasende, ungehemmte Tempo dieses Schreibaktes schließt Nachverbesserungen von Buchstabenformen aus. (Wir sehen nur Textänderungen.)

Die Schrift ist in doppelter Beziehung bemerkenswert. Einerseits hat sie ein ganz außerordentliches geistiges Niveau, ist schnell, natürlich, äußerst originell in der Form und glänzend, ja geradezu künstlerisch in ihrer Raumverteilung. Anderseits ist sie in ihrem Charakter stark „arkadenhaft" d. h. unaufrichtig und hat scharfe, plötzlich abgebrochene, rücksichtslos heftige Züge, die ein grausames Gemüt verraten.

Worauf es uns aber hier ankommt, ist, den äußerst natürlichen und äußerst schnellen Rhythmus zu zeigen, jene markante Grundeigenschaft, die die Möglichkeit irgendwelcher Inferioritätsgefühle beim Schrifturheber ausschließt, und uns klar zeigt, wie völlig sicher Mussolini seiner selbst ist und wie gleichgültig, weil seelisch unverletzbar, er seinen Kritikern gegenübersteht.

Weder Zaghaftigkeit noch Zweifel noch Regungen eines „schlechten Gewissens" nagen an der Seele des italienischen Staatsmannes.



Bö. Bildwerk von Mathias Gasteiger

Der Steingarten der sieben Jahreszeiten

Von Karl Foerster-Bornim

Geburt des Steingartens in Ostasien — Einzug in England, Siegeszug durch Europa und nach Amerika — Steingärten nach Wildnisgesetzen und solche im regelmäßigen und architektonischen Stil für Sonne oder Schatten, eine oder mehrere Jahreszeiten — Gezeiten des Steingartens — Alpinums, Heidegärten, Strandgärten, Sandgärten, Steppengärten, Laubwaldrand-, Sumpf-, Bach- oder Ufergärtchen — Sondersteingärten für bestimmte Pflanzen — Der März als voller Blumengartenmonat

Bilder aus dem Bornimer Schau- und Versuchsgarten

Große Insel- und Reisevölker sind vorbestimmt zu führenden Gartenvölkern. Jahrhunderte nach seiner Geburt im fernen Osten ward das Steingartenwesen aus Japan nach England verpflanzt. Dort ist es schon fast eine Volksangelegenheit geworden, wenn auch wieder in ganz anderem Sinne als in Japan. Neulich sah ich in einem englischen Witzblatt ein Bild, in dem ein junger Mann seiner Dame nicht etwa einen Blütenstrauß, sondern einen Tropfstein überreichte, der mit kleinen Pflanzen bewachsen war. Dies ist ein kleines Flutzeichen, ebenso wie die Tatsache, daß die englischen Gefangenen im Kriege in Ruhleben sich sofort Steingärten anlegten. Bei uns in Deutschland bricht sich das Steingartenwesen langsam auch in allen Kreisen Bahn und wird sich hier vielleicht zu seiner allergrößten Vielseitigkeit entfalten. Dieser Siegeszug durch Europa und durch die Neue Welt ist nun nicht mehr aufzuhalten. Es handelt sich um keine Mode, sondern um eine Angelegenheit von ewiger Zukunft, denn es liegen hier neugeschaffene Bahnen für das Walten eines Urdranges der Menschenseele. Entwicklungen von innen her und von außen reichen einander die Hände zu einem neuen Glücksbunde.

Jahrtausendelang hat sich die Menschheit mit der Nachbildung der wilden Natur in totem Stoff abgegeben. Wir stehen an der geheimnisvollen Weltwende, in der immer reicher und vielartiger begonnen wird, das Leben selber im Leben nachzubilden und vorwärtszubilden, worauf die



Ein 80 m langer Terrassenhohlweg im Schatten bietet vielen hundert Arten von Frühblühern der Zeit von Ende Februar bis nach Mitte April Raum zu jahrzehntelangem Gedeihen. Farbenaufnahme

Natur solange schon hellhörig gewartet hat. Unsere Steingärten, Ufergärten und modernen Naturgärten bilden ungeheure Züge der wilden Natur im Garten nach, mit denen sich der Gartenkünstler und Gartenfreund früher niemals ernsthaft auseinandergesetzt hat. Man hat früher in den kleinen Räumen der Gärten nur mit verhältnismäßig großer, wuchtiger Pflanzenwelt gearbeitet und sozusagen die halbe Tonleiter weggelassen. Diese halbe Tonleiter besteht nun gerade aus der Unermeßlichkeit kleinen und kleinsten Pflanzenlebens, was jahrhundertelang den Gärten vorenthalten war und doch gerade in kleine Gärten hineinpaßt. Wo steht eigentlich geschrieben, daß unsere Gartenfreude nicht ebensogut der kleinsten wie der großen Pflanzen bedarf? Wir freuen uns doch an Gold und Edelgestein, Schmetterlingen und Vögeln? Es wird nun Zeit, daß die kleinen Edelsteine der Wildnis und Gartenpflanzenwelt in Gärten und in unserem ganzen Leben zu ihrem Rechte kommen. Wie konnte man nur diese Tausende von Arten umfassende Kleinwelt zuverlässigster und zutraulichster Pflanzen bisher von den Millionen kleiner Gärten fernhalten, die nach ihnen dürsten und ihren vollen Sinn gar nicht ohne sie entfalten können! Nun ist die neue große Möglichkeit dem Garten gesichert, auf kleinen Räumen mannigfaltigeren Lebensreichtum zu entfalten, als überhaupt je mit großen Pflanzen möglich ist. Kann man doch selbst, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in mäßigen Steingartenräumen eines kleineren Hausgartens nebenbei noch fast alle großen Nadelholzarten in Taschenformat um sich versammeln, wo sie jahrzehntelang nicht eine Handreichung beanspruchen, sondern einfach nur zur Freude und zum Bestaunen da sind. Wie spät hat man doch all die kleinen Leute aus ihren Wildnissen geholt und wie zögernd begonnen, sie zu veredeln und gartenfreundlicher zu gestalten! Eine neue Hemisphäre des Gartenpflanzenlebens, ein ganz neues Zauberreich des Raumes, ein nie geahntes Instrument des Lichtes ist in unseren Zeitläuften entdeckt, entfaltet und ohne Unterschied kleinen und großen Gärten bequem zugänglich geworden.

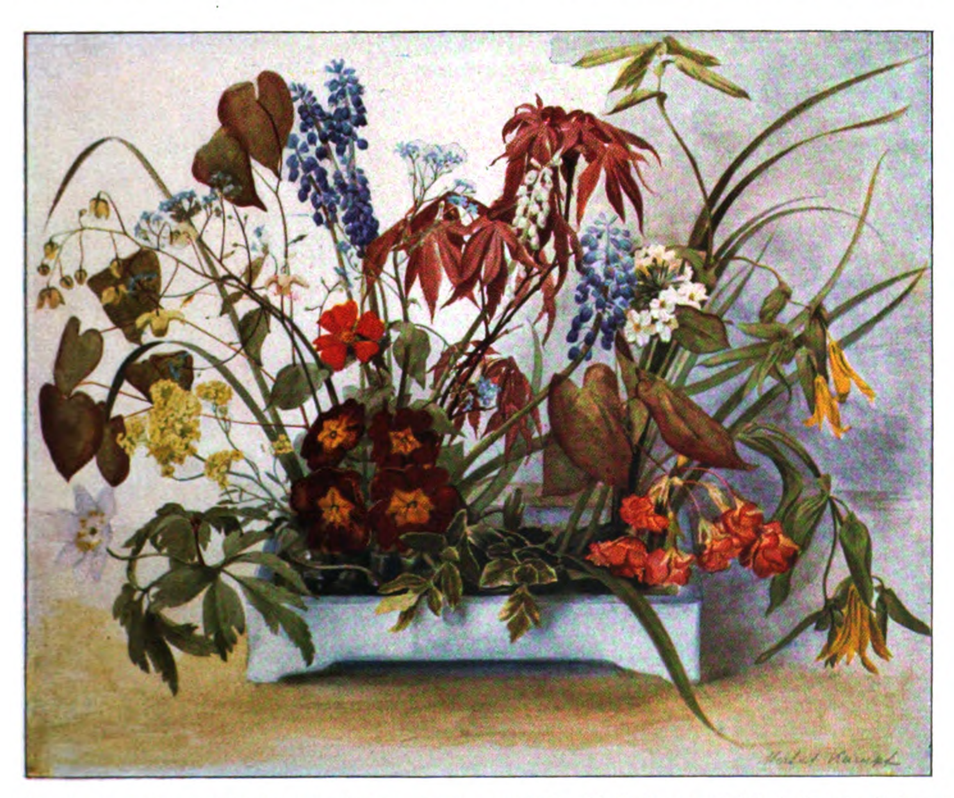
Steingartenfreude ist ein Trank vom frischesten Born der Erde, eine neue, reizende Versöhnung zwischen Garten und Wildnis, zwischen hier und dort! Sie ist der Ausdruck ganz neuer, großer Formen des Heimatgefühls und des Reisegefühls. Diese kleinen himmlischen Lebens- und Festgestalten, die da in Heerscharen von Arten und Gattungen und Spielarten auf unseren Wink warten, um ihre Schönheit, Frische und Treue an uns auszulassen, helfen mit ihren tausend Wurzeln unser Leben in Fels und Erde, Klima und Licht unseres Wohnplatzes und Gartens zu verwurzeln. Was ist die Rolle und der bleibende Sinn des Steingartens im Gesamtorganismus des Gartenwesens? Ist er eine liebenswürdige, romantische Spielerei, wie so viele noch ahnungslos denken, oder bleibendes Feld künstlerischer Gestaltungskraft ebenbürtig den Hochgebieten der Kunst? Die meisten kennen nicht die volle Musik des Steingartens, sondern nur tastende Töne des Kindes auf einer Pansflöte. Diese Begleitmusik des Mißverständnisses hat noch alle schönen und heilbringenden Dinge der Entwicklung umspielt und wird wohl ihre musikalische Funktion behalten. Wir müssen den Begriff einer ganz neuen Romantik des Gartens fassen, entgegen allen Abirrungen dieses krankhaft nach rückwärts gewandten Triebes, wenn wir überhaupt den ungeheuren Lebensreichtum der Pflanzenwelt auf die meist zu wenig möblierten Räume der Gärten loslassen wollen. Die Räume des Gartens sind doch nicht um ihrer selbst willen da, sondern damit alle Jahreszeiten hindurch sich etwas in ihnen begibt. Ich denke doch, die Sendung des Gartens ist es, ein festlicher, feingeschliffener Spiegel des großen Naturlebens unserer Zone zu werden. Wie bedeutsam ist die Rolle des Steingartens in dieser Sendung, der im Begriff ist, jetzt nachträglich unserem schon so alten abendländischen Gartenwesen ein breiteres, kosmisches Gleichgewicht, einen ganz neuen, ungeahnten Unterbau zu verleihen.

Steingärten bilden einen der verbreitetsten Zauber der Blumen- und Pflanzennatur, nämlich den siegreichen Kampf edler Kleingewächse mit den Gewalten der Felsen,

Aus den „Himmelsschlüsselchen“ sind mächtige Hausschlüssel für den Himmel geworden. Das Primelreich ist für seine Kenner in spannendster Entwicklung unabsehbaren neuen Reichtums. Aquarell von Herbert Kampf. Zeichnung unten links von U. Bartning



Steppen, Moore, Wälder und Strande, dem Schnee, der Kälte, Sturm, Dürre und Nässe im Garten, sie nehmen die heroischen Eigenschaften jener kleinen Heldenorganismen an schwierigen Gartenplätzen in Dienst, bauen eine bisher vernachlässigte Dimension des Gartens, nämlich das Oben und Unten mit Mitteln aus, welche deren Raumzauber und Naturzauber am stärksten unterstreichen. In den Winter tragen sie den Vorfrühling, in den Vorfrühling vollen Frühlingsreichtum, ja schon Sommervorspiele, in den Sommer bringen sie Frühlings- und Bergfrische und in den Herbst und Spätherbst bis zum letzten Atemzuge reiches, heiteres und aufsteigendes Leben, in den Spätherbst und Vorwinter den Oasenfrieden grünenden frischen Weiterlebens, und in den Winter neue tausendfältige intime Verbundenheit mit den übrigen Jahreszeiten und neues Ausschöpfen des Wintersonnenzaubers, des Rauhreifs und Schneefalls durch eine unendlich vieltönige, immergrüne Welt. Der neue Steingarten trägt an unser Leben eine neue, unbekannte Welt von räumlichen und maßstäblichen Reizen heran, deren Reichtum an Beziehungen und Stockwerken in sich ebenso groß ist, wie die Welt der bisherigen Maßstäbe des Gartens. Was will dieser seltsame Lebensstrom, der da unaufhaltsam in unser Leben und an unsere Gärten herandringt? Er will ein neues Unendlichkeitsgefühl in unser Gartenleben tragen, eine neue Verfeinerung und Erwärmung unseres Gefühls für Raum und Maßstab im Garten vorbereiten, die unwiderstehlich auch unsere Beziehungen zur übrigen Pflanzenwelt durchdringt, unserem täglichen Leben ganz neue Naturhintergründe verleihen, die der Überwindung unserer falschen Übersichtigkeit über nahe und tägliche Freuden, ja unserer ganzen Glückseinstellung, zugute kommt. Am Ende solcher Beeinflussung stünde etwa das Gefühl: Es gibt keine kleinen Freuden; die kleinen Dinge des Lebens sind den großen ebenbürtig. In dieser Pflanzenwelt mit ihren unergründlichen Schatzkammern liegt ein neuer Hort der Befriedigung unseres Lebens- und Heimatgefühls, der früheren Gartenzeiten verschlossen war. Es handelt sich um ganz neue, zarte Dosierungen des Naturerlebnisses, welche in ihrer unbegreiflichen Wirkung an die Gesetze der Ho-



Die Schale ergänzt die Funktion der Vasen. Geräte zum steilen Aufstellen der Stiele in Schalen sind von größter Bedeutung. Dieser Strauß besteht aus Anemonen, Elfenblumen, Vorfrühlingsvergißmeinnicht, Perlhyazinthen, Primeln, Zwergspindeln, Primeln Steinrich, Erdwurz, japanischen Ahornzweigen und gelben Vorfrühlings-Trauerglocken. Aquarell von Herbert Kampf



möopathie erinnern und an die neue Welt von Erfahrungen, daß weniger viel gewaltiger wirken kann, als mehr. Neue Etappen des Erkenntnisweges werden mit dem reifen Steingartenwesen erreicht, auf dem wir immer tiefer die stille Pflanzenwelt nicht nur als physische Nährmutter des bewegten Lebens und Heilmutter körperlicher Störungen, sondern als große seelische Nährmutter der feinsten Kräfte unseres erwachenden inneren Menschen begreifen.

Tiefer und leidenschaftlicher Pflanzen- und Gartenkultus entwickelt geheime und feine Geflechte von Wechselströmen zwischen Seele und Kosmos, die durch nichts zu ersetzen sind und ohne welche unser Geist nicht genug Weltleib hat. Von einem besonderen Frohgefühl ist die Hinneigung zu dieser endlosen Zwergpflanzenwelt der kommenden Gärten umwittert. Jeder kleine halbwegs gesunde Garten vermag Ströme dieses neuen Reichtums zu fassen. Wir spüren ganz leise die schicksalausgleichende wunderbare Versöhnungskraft.

Möchten nun bald die Schulen unter Benutzung heller Plätzchen auf den Schulhöfen, die Kleingärtnerverbände, die doch zu den größten Gartenverbänden der Welt gehören, die Redaktionen der Zeitungen mit der Riesenverbreitung unter kleinen Lesern, und die Vorstände der Siedlungen großer Industrie-Konzerne mithelfen, dem Kleingartenwesen diese neuen, raumgemäßen Erfüllungen zuzuführen. Garten- und Landleben ward hier um eine neue Lockung reicher, und gerade kleinen Gärten ward ein gut Teil ihrer Beengtheit genommen. Es gibt nur ein Zukunftsmittel gegen Bolschewismus: Gärtchen- und Häuschenbesitz des kleinen Mannes! Tatsächlich bedeutet der Steingarten die größte und die leichteste Möglichkeit,



Scilla campanulata, die Glockenscilla, entfaltet im Mai bis 40 cm hohe Blütenstiele in lila-blau, weiß und rosa. Sie paßt überall in Steingärten, Naturgartenpartien, Staudenrabatten und Schnittblumengärten. Aquarell von Herbert Kampf

eine unermeßlich reiche Naturfülle lebendig wachsend in unserem täglichen Wohnbereich zu haben, und unmittelbarste Fühlung mit den unendlichen Fernen des Erdballs durch lebendige Sendlinge jener Welten zu nehmen.

Dieses Pflanzenreich der Steingärten bleibt schließlich für den Kenner ebenso unabsehbar, wie für den Anfänger. Die Menschenseele braucht überall Unendlichkeiten und findet sie. Was nicht unendlich ist, ist nicht groß genug für sie, sagt Maeterlinck. Jüngst erlebte ich in einer ausländischen Gärtnerei wieder einige Hundert neuer, noch zu erprobender Steingartengewächse, die größtenteils noch Seltenheiten in europäischen Gärten sind. An einer langen Mauer wuchsen neue, allerkleinste Sächelchen. Einer der großen Lenker des englischen Weltreichs war zufällig in der Gärtnerei und strich an der Neuheitenmauer entlang. Nach einstündigem Rundgang kam ich wieder dort vorbei und sah ihn noch um die Mauer geistern. Es gibt gar nicht so sehr viel Dinge, die geschaffen sind, sich an Menschen so verschiedener Art zu wenden und sie dauernd und leidenschaftlich zu fesseln, wie das moderne Steingartenwesen. Könige und Kärrner, Weltreisende und eng an die Heimat Gefesselte, Kinder und Greise, nicht minder auch Greisinnen, geraten alle gleich unter diesen stillen Bann; hier liegt sozusagen ein neuer raum- und zeitweitender Erker des Lebens. Immer mehr Menschen reden jetzt von Blumen, wie früher nur Sonderlinge, und immer tiefer hört man heraus, daß sie fühlen, Blume ist mehr als Blume.

Wir haben einen alten König in Europa, der auf jeder Reise botanische Steingärten und Züchtereien auf neue Dinge hin besichtigt. Der Besuch dieser hohen Dinge geht ihm, wie bekannt, dem der allerhöchsten Herrschaften vor. Er besuchte auch meine Pflanzen. Die Größe des Gefühls, völlig frei von schwärmerischer oder wissenschaftlicher Klangfarbe, das ruhevolle Feuer, womit dieser bejahrte Weltmann all den Lebensjuwelen der Steingärten zugewandt war, machte



Kanadische Teppichfloxe hängen mit ihren rosa, lila und weißen Kissen in zweiter Aprilhälfte über Steine und Böschungen. Der Flor dauert Wochen. Farbenaufnahme

diese Stunden unvergeßbar. Die weltweite, königliche Lebendigkeit seiner Beziehungen zur Kleinpflanzenwelt kam auch in prachtvollen Schilderungen des wilden südeuropäischen Vorkommens einzelner Gewächse zum Ausdruck. Unterschiede zwischen Geum sibiricum und Borisi schienen hier das Zentrum seines Wesens zu interessieren. Wie ein Mythos klingt, was von ihm erzählt wird. Während des Krieges sah er mal auf dem Wege zur Front vom Kupeefenster aus einen seltenen Schmetterling. Der Königszug hielt, und der Herrscher mit Paladin folgte dem Sommervogel ins Gefild hinaus, wo seltene Pflanzen weiter lockten.

Mit jedem Jahre werden die Steingartenfreuden nicht nur reicher, sondern auch immer leichter und lockender. Die Ertüchtigung der Pflanzen nimmt zu durch Umzüchtung, ihre Dienstbereitschaft in Dürre, Schatten, Nässe und Stadtluft ist im Wachsen und der Radius der Verwendungsfähigkeit jeder Einzelart ist so im Zunehmen, daß Zugänglichkeit auch für Anfänger beständig Fortschritte macht. In früheren Büchern gab's noch verwickelte Vorschriften für Erdmischung und Bodenunterschotterung. Heute ist das alles unsäglich vereinfacht. Man versteht aber auch einer Menge früherer Schwierigkeiten durch sehr einfache Maßnahmen vorzubeugen, vermeidet schräge Erdflächen und modelliert das Gelände so, daß das Wasser sich in Nischen und Terrassen allerart fängt. Das gilt auch von der künstlichen Bewässerung. Flacher Belag mit mittleren Steinen macht viel Erdflächen für Unkrautwuchs unempfindlich. In der Einpassung der Steingartenpartien in den jeweiligen Gartenstil ist man geschmeidig geworden und kann nun durch Anwendung des natürlichen Stils oder des architektonischen, manchmal auch durch Kreuzungen der beiden, unzähligen Gartengesetzen gerecht werden, ohne Opfer an künstlerischer Einheit. In naturgewachsenen Steingärten, von denen Skandinavien und europäisches Hochgebirge voll ist, vermitteln neue Zwerggehölze zwischen Kraft und Wuchs der wilden Naturzüge und der Zwergwelt der Stauden. Der Blütenstrom dringt auch immer reicher in Schattengärten, wobei wieder sowohl der Zuzug der Wildpflanzen aus allen Waldfernen der Erde als auch ihre Verwandlung in den Züchterstätten beteiligt ist. Früher gab's Primelflor nur während einiger April—Mai-Wochen; jetzt dauert er von Ende Februar, oft von Mitte Februar, bis in den Juli hinein. Dazu gesellen sich als Schattennachbarn immer neue, wetterfeste Farngestalten.

U. Bartning

Früher waren Steingärten und auch solche



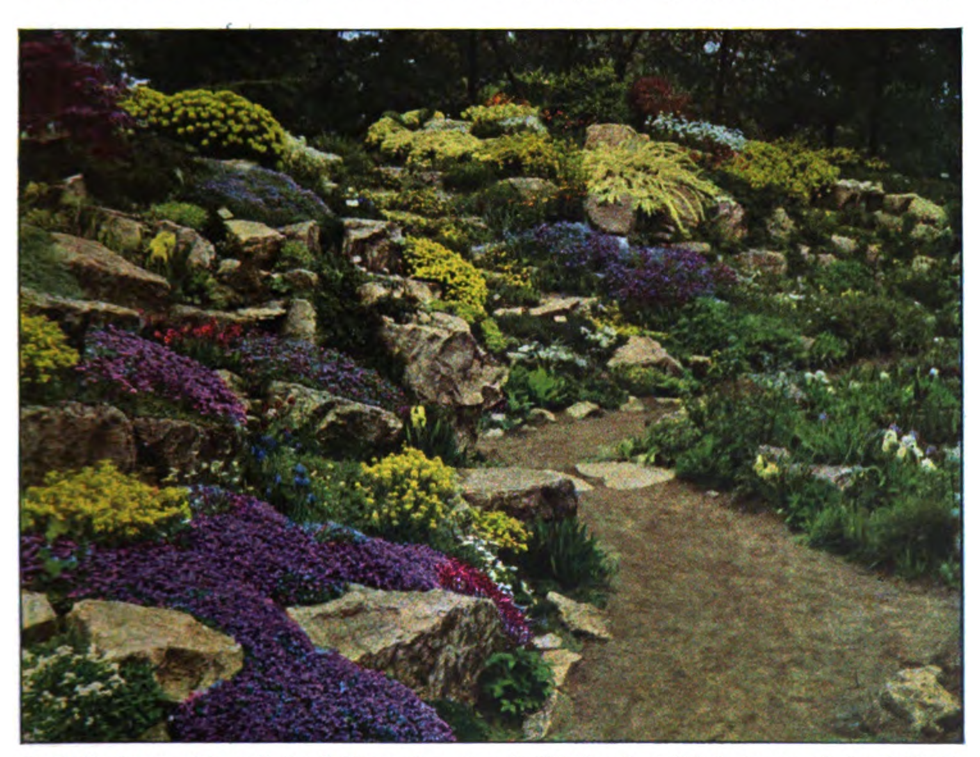
Steingartenböschung für Frühling, besetzt mit bulgarischer Wolfsmilch, blaßgelbem und goldgelbem Steinrich, rotem Steinbrech, Viola gracilis in sammetdunkellila, Aubrietia in hellem und dunklem Lila und weißer Iberis. Farbenaufnahme

in botanischen Gärten — was der Berliner etwa eine „Irotte" nannte — nur Träger eines kurzen Frühlingsflors. Jetzt hat die Fülle der Gewächse den Steingarten der sieben Jahreszeiten heraufgeführt. Wir sind nun dabei, den Jahreskalender des Steingartens aufzustellen und ihn als Grundlage der feinsten räumlichen Benachbarung der Farben zu erkennen. Auch im Steingarten ist es Verschwendung, irgendeine Pflanze ohne feinberechneten Bezug auf das Nachbargewächs zu pflanzen. Es ergeben sich zwanglos sieben Hauptgezeiten des Steingartenlebens. Der Winter: Mitte November — Mitte Februar; Vorfrühling: — Mitte April; Frühling: — Ende Mai; Frühsommer: — Anfang Juli; Sommer — Ende August; Herbst — Mitte Oktober; Spätherbst — Mitte November. Nur die Zusammenfassung solcher Zeiträume in einzelne Steingartenpartien bringt die stärksten Wirkungen hervor, deren dieser stille Schönheitsstoff fähig ist. Um aber den einzelnen Steingartengruppen oder Terrassen, Mauer- und Ufergärtchen über farbenstillere Zeiten hinwegzuhelfen, müssen einzelne Pflanzen anderer Blütezeit eingefügt werden, vor allem aber die ausgesprochensten Dauerblüher des Steingartens, die lange blühenden Fingerkräuter, Lerchensporne, bunten Sonnenröschen, die Zwergnachtkerzen vom Missouri, die gefüllten Steinnelken und die lange blühenden Erikaarten. Das moderne Steingartenwesen ist am Werke, die intimsten Kammern des Jahreszeitenglücks auszubauen, die der Garten uns zu eröffnen vermag. Hier werden die verstreuten und verzettelten Strahlen unzähliger Blumen in Brennspiegeln vereinigt, so daß hier auf kleinen Räumen weltweite Erlebnisse der Jahreszeit und Natur möglich werden, welche die großen Gartengewächse allein gar nicht so hervorbringen können. Edelsteine wollen eben gefaßt, geschliffen und mit anderen Edelstoffen zu Schmuckgebilden vereinigt werden. Wir fangen an zu entdecken, was aus einem Gartenwinkel werden kann, und gestalten auf einem Quadratmeter eine ganze kleine Welt, die oft aus Wildnisschätzen mehrerer Erdteile besteht. Gefahren des Sammelsuriums begegnen wir bei dieser universalen Nacherschaffung wildgewachsener Naturbilder im Garten mit einiger Übung leicht. Gesetze dauerhaften Gedeihens und innere, über allen Wagnissen wachende Gefühlsgesetze bewahren uns vor Fehlern, Verstöße machen sich bemerkbar dadurch, daß sie das Zaubergeflecht der einzelnen Bilder und deren Stimmungseinheiten gefährden. Der Vorfrühling faßt alle kleinen Zwiebelstauden zusammen und entrollt im Steingarten schon von Mitte Februar ab bis Mitte April einen wechseln-

den Reigen von Blütenbildern. Der Monat März ist so im Steingarten zu einem vollen Blumengartenmonat geworden!

Im Frühling schäumt der Steingarten so von Blüten, daß man seine Mannigfaltigkeit kaum im Gedächtnis halten kann, wenn man den Steingarten eben verlassen hat. Im Sommer wird's stiller und ernster, aber die Überraschungen hören nicht auf. Ich kann hier nicht Hunderte von Einzelheiten aufführen und nun schildern, wie sie zu Bildern und Beleuchtungswirkungen zusammentreten. Unvergeßlich, wie solche Steingartenlehne, bepflanzt mit chinesischen Zwergwacholdern, sammetroten Fingerkräutern vom Himalaja, Alpenglockenblumen, roten Sonnenröschen vom Mittelmeer, enzianblauen Zwergrittersspornen von der chinesischen Mauer, duftenden Wildnelkenpolstern von den Seealpen, nordamerikanischem Feinstrahl, Zwergberberitzen aus Feuerland, südeuropäischer Waldsalbei und blauen Staudengeranien wer weiß woher, im schrägen Nachmittagssonnenlicht stundenlang ihren stillen Zauber entfaltet, und die Schönheit eines deutschen Sommernachmittags im Garten ausschöpfen hilft. — Es ist nicht nur bloße Gartenfreude oder Wildnisfreude. Neuland des Glückes steigt da aus den Fluten der Entwicklung empor. Die Rückwirkungen auf das ganze Lebens- und Naturgefühl der Menschen sind unabsehbar. — Auch der Herbst bis in die letzten Oktobertage hat im Steingarten immer neue Einfälle. Zehn Herbstkrokus- und zwanzig Herbstzeitlosenarten, zu denen immer neue Gartenformen hinzutreten, wechseln mit ihrem frühlingshaften Flor zwischen vielen Heidekrautarten, südeuropäischen Bergastern und japanischen Berganemonen, zwischen gelben Krokusblüten der Sternbergia, blaublühender Bleiwurz und japanischem Oktobersedum. All diese Fremdlinge sind in den großen Tabellen nur insoweit aufgeführt, als sie von kinderleichter Kultur sind, fest und dauernd Herberge in unserem deutschen Steingarten nehmen und von unverwüstlicher Wachstums- und Blühfähigkeit sind. Auf das empfindsame Volk habe ich nie was gehalten.

Neben der Gruppierung nach Jahreszeiten haben wir viele Motive der Zusammenfassung nach Standortgenossenschaften und Gesetzen feinster Geselligkeit der natürlichen Pflanzenwildnisse. An manchem Gartenplatz paßt ein Heidegarten mit Heidewacholder, Zwergbirke, Zwergtannen, Glockenblumen, Thymian, Ginster, Schlehdorn, wilden Polyantharosen. Solch Heidegärtchen kann jetzt beinahe zehn Monate in Blüte stehen. Andere solcher Genossenschaf-



Durch Ausheben größerer flacher Hohlwege kann man ein Stückchen Kartoffelacker in einen flachen Schluchtgarten verwandeln, besetzt mit tausenden edler, kleiner, unverwüstlicher Pflanzenarten
Farbenaufnahme vom 12. Mai

ten sind Gewächse des deutschen Frühlingswaldrandes, Primeln, Farne, Leberblümchen, Veilchen, Maiglöckchen, Immergrün, Haselnuß, Hartriegel, Gedenkemein, Waldglockenblumen, Walderdbeeren, Amstel, Akelei. Unglaubliches kann man jetzt aus Sand- und Steppengärtchen machen, aus felsigen Bachufern, alpinen Pflanzungen oder kleinen Strandgärtchen. Wenn der Anfänger die zugehörigen Pflanzentabellen bekommt, so hilft ihm diese Partitur schon zwangsläufig in die Musik hinein. Wenn



Roter Steinbrech, Saxifraga d. hybr., Juwel, Blütenteppich, Schöne von Ronsdorf tragen in den April und Mai des Steingartens rote Farben, die sonst in diesen Zeiten fast fehlen bis auf die Farben von Zwergtulpen, Bellis und Primeln. Farbenaufnahme

wir einmal ganz wissen werden, wie groß und vielartig die Pflanzennatur ist, die unserer Gärten wartet, dann erst werden die Gärten zu ihrer natürlichen Verschiedenheit erlöst werden. Der Nachbargarten muß eine Welt sein, die uns immer hinüberlockt, und ihm muß es mit unserem Garten ebenso gehen. Gartengespräche am Nachbarzaun und Austausch von Pflanzenteilen, Wettlauf des Frühblühens und des Spätblühens: dies alles wird in der Zukunft zu seinem Rechte kommen. — Wenn du einen Garten anlegst, mache ihn um Gottes willen nicht flach, sondern nütze alle Vorwände und alle Möglichkeiten für ein Oben und Unten des Gartens aus. Laß dir den Kelleraushub deines Hauses nicht wegfahren, benutze die Erde, die du aus künftigen Wasserbecken hebst, setze deine Pergolas nicht auf flache Streifen, sondern führe den Weg unter ihnen als flachen Hohlweg, wie das die Antike schon tat. Baue Gartenhäuschen oder Gartenlauben nicht zu ebener Erde, sondern auf halbmeterhohem Terrain mit flacher Treppe aus rohen Hausteinen mit eingesenkten Treppenwangen. Wenn dein Nachbar schon vom modernen Gartengefühl gebeizt ist, so könnt ihr statt eures Gartenzaunes einen hohen, schmalen Erddamm, als Steingarten gestaltet, aufführen und schafft euch eine Schönheitswelt für Jahrzehnte, die sonst vielleicht keinen ebensoguten Lichtplatz in euren Gärten findet. An einer Ecke deines geschniegelten Rasenplatzes stehen fünf Birken. Du kannst die ganze Ecke beinahe fußhoch beschütten, mit rohen Hausteinen gegen den Weg und den Rasenplatz selber in gutem Umriß abstützen und mit ein paar halbvergrabenen Steinen durchsetzen. Du hast nur einen Platz für einen flachen Steingarten von doppelter Zimmergröße, der in deinem trockenen Garten und in der Birkennachbarschaft folgenden Pflanzen eine gute Dauerstätte bietet: Veilchen, gelbe Kissenprimeln, Perlhyazinthen in zehn Arten, Buschwindröschen in drei Farben, auch in den noch früheren südlichen Sorten Anemone blanda und apennina, Leberblümchen, Heidekraut, Schneeheide, Edelginster; in die Birke läßt man die einfach blühende

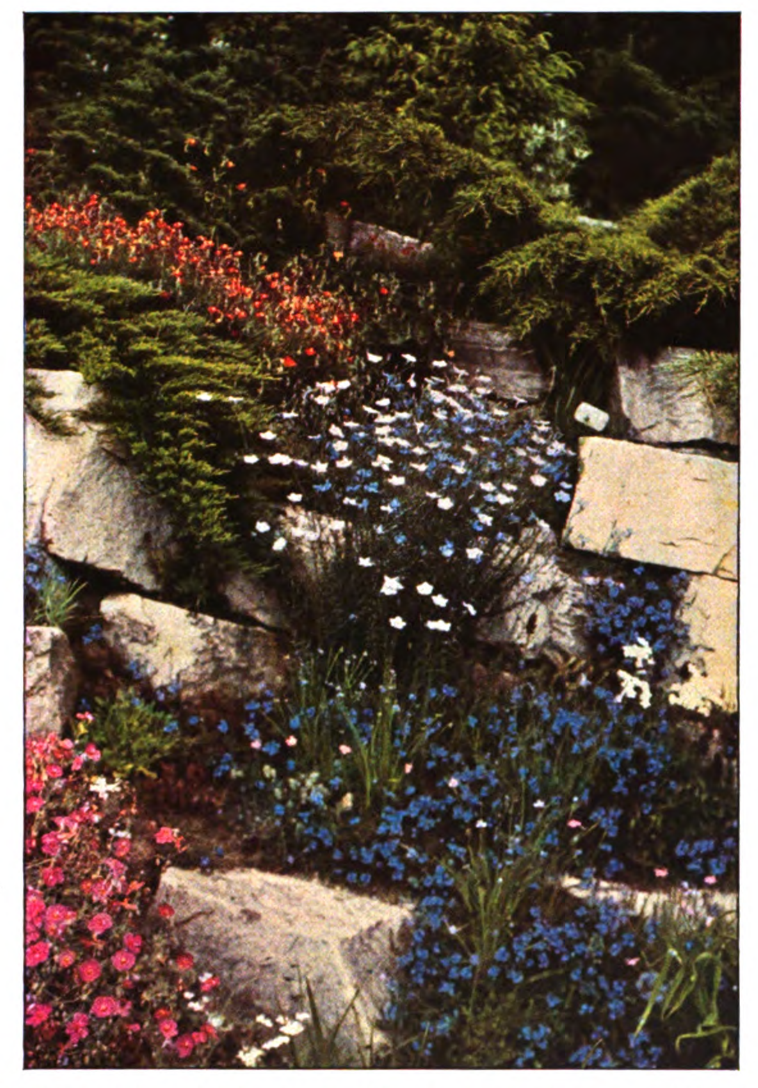


U. Bartning

Rose Leuchtstern ranken, auch ein paar Zwergkiefern und Säulenwacholder sind noch zu verstreuen. In den Böschungen des Hohlweges deiner 50 Meter langen Pergola kann sich fast das ganze kleine Theaterpersonal des Vorfrühlings austoben. Die Böschung muß etwas schräg und mit Steinen durchsetzt sein. Der weggenommene Boden, mit dem der Hohlweg erzielt ward, reicht für die Erdwand als Nachbarzaunersatz. Die Zahl der Motive zur Herstellung von Gartenplätzen für die Kleinpflanzenwelt ist unendlich. —

Schöne Steine gehören ebensogut in den Garten, wie schöne Pflanzen. Dies fangen wir endlich an einzusehen und finden aber erst im Steingarten und im Naturgarten die Möglichkeit der wirksamen und natürlichen Aufstellung von Steinen. In Japan werden für einzelne schöne, wilde Steine, in denen ja oft ganze Welten von malerischer und architektonischer Schönheit beisammen sind, phantastische Summen gezahlt. In die Steine werden schöne Inschriften gegraben. Diese auf schönen Steinen zu sehen, ist man in Gärten so gewohnt, daß man in den japanischen Wildnissen beim Anblick schöner Steine oft unwillkürlich auch nach Inschriften sucht, erzählt Lafcadio Hearn.

Vor mir im Glase steht ein Strauß von Vorfrühlingsblumen, alle von Pflanzen ge-



In der Mitte der veredelte, unsterblich gewordene Flachs, unten Veronica rupestris, links oben über dem Zwergwacholderzweig rotes, einfach blühendes Sonnenröschen, unten links Helianthemum polifolium
Farbenaufnahme

pflückt, die vor 10 bis 15 Jahren gesetzt wurden. Bücher, in denen ich schon vor langen Jahren Bilder dieser Pflanzen brachte, sind inzwischen aus dem Einband gegangen, die Pflanzen aber keinesfalls.

Von der Treue und Lebensdauer dieser Zwergwelt haben die Gärtner noch nicht annähernd volle Begriffe, wir sind alle noch zu sehr Neulinge des Zusammenlebens mit diesem Teil der Pflanzenwelt. Von einem Jahrzehnt zum nächsten bestaunt man dieses treue Mitunsweiterleben der kleinen Lebensgenossen. Ein Jahrzehnt ist wie ein Hauch für sie. Gerade dieses jahrzehntelange Leben mit der einzelnen Pflanze am gleichen unberührten Standort steigert das Gefühl für die Würde und das Geheimnis dieses kleinen Lebens unbeschreiblich. Für die Kleinheit der Organismen sind es Giganten der Lebenskraft. Die enge Verbundenheit mit all diesen tausend Gestalten und ihren Methusalemskräften bereichert uns sozusagen um neue Organe des Zeitgefühls.

Der März als voller Blumengartenmonat

Es ist bald nach Mitte März und, wie so oft um diese Zeit, im Schatten 20 Grad warm. Im Steingarten und in den kleinen Steinterrassenbeeten blüht schon lange eine unabsehbare Mannigfaltigkeit von Blüten-



Links oben unverwüstlicher Edelflachs in reinem Blau mit reiner blauer Veronica. Vorn rosa Sonnenröschen, oben chinesischer Zwergwacholder. Die reinblauen Farben breiten sich in immer größerem Reichtum und immer mehr Wochen des Gartenjahres auch im Steingarten aus. Kein Jahr ohne blaue Fortschritte. Aquarell von Herbert Kampf



Felshohlwegtreppe mit rotem Zwergahorn und Berg-Anchusa mit tiefblauen, vergißmeinnichtähnlichen Blüten, unzerstörbar harten Stauden von größter Widerstandskraft gegen Dürre. Von dem Zauber des Lichtwechsels auf solchen kleinen Gartenszenen starker, wechselnder Blumenentfaltungen während eines Tages oder einer Woche könnten nur unzählige Farbenphotos Begriffe geben. Aquarell von Herbert Kampf

gewächsen, zwischen denen von früh bis spät Bienen und Hummeln und mehrere Schmetterlingsarten beschäftigt sind.

Der Wind weht warm durch den Märzgarten, scheint etwas erregt von all den frühen neuen Blumendingen und weht doch auch wieder so sanft und eingelebt, ja fast schon ein wenig angesommert durch die kleinen Märzblumenparadiese, als wenn er in alter Gewohnheit seinem reichen Maiengeblühe durchs Haar striche. Manchmal ist das Bienengebrumm um die blühende Schneeheide so stark, als hörte man fern im Nachbargarten Leute in tiefem Baß lange über eine Sache hin und her reden.

Drüben in dem von Rosenprimeln umblühten Goldfischteich knurren die Kröten mit Geräuschen wie Motorräder am Horizont.

Wer Mitte März aus Oberitalien zurückkommt, hat dort die bunten Anemonen in Grasrändern und Olivenschatten noch nicht gesehen, findet aber jetzt schon in seinem Heimgarten Massen von mancherlei unverwüstlichen Anemonenarten in voller Blüte.

Wenn ich halbwegs erzählen wollte, was man so in Frühlingswochen an all diesen kleinen weißen und blauen Anemonenarten, an der Blume und Pflanze und ihrer Verflechtung mit gleichzeitig blühenden andern Frühlingsblumenarten erlebt, so wäre schnell das ganze Heft damit erfüllt. Aber die Menschen sind mehr auf den breiten Reichtum, als auf den tiefen Reichtum eingestellt. Sie mögen nicht verweilen und huschen gleich zu anderen Dingen weiter. In den Zoologischen Garten kann man sich auch nur bestimmte Menschen mitnehmen. Alle wollen immer zuviel sehen und können einfach nicht solange vor den Eulenkäfigen stehen, wie sich das gehört. Die 15 bis 20 im März blühenden Anemonen-Arten und -Sorten lernt man nämlich auch als sogenannter Kenner nie auskennen. Es ist kein Ende des überraschten Aufmerkens und Hinblickens.

Die Hauptarten, wie A. blanda vom Balkan, A. hepatica und A. nemorosa, denen etwas später A. apennina folgt, werden in Rosa, Weiß und Blau abgewandelt. Aber jede hat sich unbezeichenbare Stufun-

gen der Farbe vorbehalten. Sogar das Weiß wirkt ganz verschieden. Sie liegen untereinander beständig in unerwarteten Farbengesprächen. Jede einzelne Pflanze baut sich wieder wie bei der Primula veris, der niedrigen Kissenprimel, in Blumengestalt und Gesamtpflanze und Farbenfeinheit; das steigert und ändert sich mit jedem Jahr ruhigen Verbleibens an ihrem Gartenplatze. Die blaue Kuckucksanemone, die an warmen, sonnigen Plätzen schon wach ist, gibt es jetzt auch in seltsamem Rosa, schrägen Lichtes und seiner Schatten springen mit all den hingehauchten Blütengebilden des März so um, daß man sagen kann, sie lehren uns erst das Licht kennen.

Und rührend schläft die kleine geschlossene Lebenswelt, taufunkelnd dem feierlichen Farbenerblühen der frühen Sonnenstunden beim ersten Vogelsang entgegen. Man steckt also schon im März so voll sättigender Gartenerlebnisse, als wenn es schon monatelang Frühling wäre, und merkt so recht, daß uns Tag und Stunde und Woche



Die Zwergahorne müssen aus Ablegern erzogen sein, um Hitze und Lufttrockenheit trockener deutscher Gärten ertragen zu können. Farbenaufnahme

während die riesige A. patens mit ihren großen Büschen nicht vom dunklen Blau abzubringen ist. An sehr schlechten Plätzen verändern sie zehn, fünfzehn Jahre lang ihre Pflanzengröße nicht sehr stark. An sehr schönen Plätzen bilden 15- bis 20jährige Pflanzen von A. hepatica Kissen von Bratpfannengröße. Eine neuere weiße Spielart einer Blume kann zum Beispiel bei dem herrlichen weißen Leberblümchen uns plötzlich ein ganz neues Gefühl für die weiße Farbe geben und uns ganz neu zu schaffen machen, ja, uns wie eine Farbenleistung stärker und festlicher als bunte Farben anmuten. Wer all diese Anemonen und niedrigen Primeln nicht an schönen Plätzen seines Gartens auf die Dauer stehen hat, der ahnt kaum den Reichtum des Wechsels, der himmlischen Morgen-, Nachmittag- und Abendbeleuchtungen und Abendschatten dieser Märzwochen, die erst die eigentliche Musik aus den Instrumenten hervorholen. Die Wunderkräfte des frühe verklärten und Monat, wie Jerichorosen ohne Wasser, zu täuschend kleinen Maßen und Räumen zusammenschrumpfen, wenn sie sich nicht an der Frische und Fülle wechselnden Gartenlebens vollsaugen können. Man müßte wirklich von einem einzigen Tage in seinem Garten viele Hunderte von Farbenaufnahmen machen, um bloß einen Begriff vom Wandel der Beleuchtungsreize zu geben, die all diese Blumensterne im zarten Fiederlaub, diese Trupps weißer, übereinander gebauter Krokusflammen, von schwarzblauen Irisflammen überragt, diese Nester farbig platzender Knospen und moosgebetteter Sterne, von morgens bis abends durchmachen. Immer wieder trifft man sein Auge bei Empfänglichkeiten für Seltsamkeiten und Feierlichkeiten der Farbe, bei Antworten auf Lichter und Schatten, die noch kein Schilderer mit Wort oder Pinsel unterschied.

Eine zehn Jahre alte Prachtpflanze blüht aus graugrünem Saginateppich eines

flachen Hohlwegrandes neben Heckenbuche und Stacheleiche hervor. Sie ist strahlend schön — und es ist ganz wunderlich, wenn man in Berlin über den Kurfürstendamm geht oder in einem snobbistischen Theaterstück sitzt, ihrer ruhevollen, entrückenden Lockung zu gedenken. Dicht daneben steht ein rotes Leberblümchen, das dort auch schon seit langen Jahren blüht, aber ganz plötzlich hat in diesem Jahre in der Nähe, schon mit ziemlich reichem Flor, ein Kind dieser beiden Frühlingsgeschöpfe weiße Blüten mit unglaublich zartem Rosaschimmer geöffnet. Ich kann sie im vorigen Jahr eigentlich nicht übersehen haben, sondern muß sie vergessen haben. Das Wissen um die Grenzen unseres Gedächtnisses ist sehr bedeutsam für das Blühen unseres Lebens. Es gibt aber ein Gedächtnis des Oberbewußtseins und eines des Unterbewußtseins. Über mancher Gartenstelle liegt das ganze Jahr hindurch irgendein Reiz der Erinnerung an Vorfrühlingsblumenerlebnisse. Ein Büschel Anemonensterne in unerhörtem Abendlicht. Ein dichtes Krokusgedränge am Wegrand hervorquellend, mit Orangeflammen aus jedem Kelch feuernd, in selig reiner Neugeborenheit einen Platz erfüllend, den man sechs, acht Tage vorher noch für unbenutzt und für unbesetzt hielt, — Eindrücke, die der Erinnerung kaum geglaubt oder vom Getümmel nachfolgender



Der steingefaßte Senkgarten unterm Hause mit Steingartenböschungen unter einer Rosenpergola und einem ufergartenumgebenen Wasserrosenbecken entfaltet von Ende Mai bis tief in den Oktober beständig wechselnde Bilder. Aquarell von Herbert Kampf

Frühlingsblumen überwachsen wurden. Dennoch hinterlassen sie an ihren Erd- und Steinplätzen, nach ihrem Blättervergilben und Zurruhegehen in still wartende, unterirdische Wurzelstock- und Knollengebilde, etwas wie ein halbgläubiges, erregendes Erinnern und Erwarten, das von einem gerührten Traumglanz umwittert ist. Und wenn dann wieder im neuen Frühling die kleinen Wunder irgendeinem unnennbaren Licht entgegenflammen, dann merkt man, daß es eigentlich das Übermaß der Schönheit und Verklärung ist, was Erinnerung unglaubhaft und entgleitend macht. Mitten in die Freude über die prachtvolle Auferstehung von Blütengebilden, deren Platz man halb vergessen hatte und deren ungebrochene Frische unser gebrechliches Gedächtnis überrascht, fällt leiser Freudenschreck über blaugrünes, knospentragendes Blattwerk einer anderen Pflanze, die man auf den ersten Blick nicht erkennt und auf den zweiten Blick als die weiße Kiebitzblume begrüßt. Stand die wirklich hier an dieser Stelle? Und wie merkwürdig ist das Bogengehänge ihrer kleinen blaugrünen Zweiglein und wie üppig und stark hat Zelle und Sonne und Erdreich all diese kleinen Welten durch all die Kriegs- und Nachkriegszeiten lebendig erhalten.

Fünf neue verschiedenfarbige Lerchenspornarten, fünf Wochen vor unserm wilden Lerchensporn erblühend, sind von blauer Scylla umdrängt, daneben keimen Massen von Scyllakindern grasähnlich, und der Boden dazwischen ist von irgend etwas Unbekannten, Unerwartetem geplatzt. Vorgestern war hier der Boden noch ringsherum gedrängt und gespannt und geladen mit dem flaumigen, silbergrauen, flachen Gesprosse der Elfenblumendickichte. Heute nach Regen hat sich diese Kraftansammlung schon zu rosa getönten, dichten, 15 Zentimeter hohen Trieben, mit hängenden Knospenglokken, entladen. Diese Elfenblumen überdauern Menschen. Ich kenne nichts als Lebenskraft und Liebenswürdigkeit an ihnen und sah noch keine mit etwas anderem als Weiterleben beschäftigt, gleich ob sie unseren Alpen oder japanischen Bergen entstammen. Dicht über dieser Stelle, anderthalb Fuß durch eine Steinböschung gehoben, aber auch von ihr



Sonnenröschenböschung viele Jahre nach Pflanzung. Je mehr diese Helianthemum in der Prallsonne braten, desto schöner bleiben sie auf die Dauer. Kein anderes Gewächs des Steingartens hat so lange Blütezeiten. Farbenaufnahme



Herbstliche Steingartenpartie mit Bergastern (Aster amellus „Kobold") und ausländischen frühen sowie späten Herbstzeitlosen und Herbstkrokus. Links in der Mitte knospende Dreihöckerblumen, rechts daneben oberhalb der Herbstzeitlose Blauhafer. Im Vordergrund Polygonum affine. Aquarell von Herbert Kampf

ausgetrocknet und mit dem Wurzelfilz der dahinter wachsenden Lebensbaumhecke kämpfend, blauen die breiten Polster des Kaukasusvergißmeinnicht in schönster Indigofarbe. Sie haben sich da seit zwölf Jahren behauptet, werden immer schöner und kräftiger und senden durch die Hecke hin an Schattenplätze oder auch an sonnig glühende Terrassen und Treppenplätze immer mehr Sämlinge. Ich habe nicht den Mut, solchen Sämling zu entfernen.

Wir gehen nun mit den unendlich vielen neuen Pflanzen des Vorfrühlings etwa seit anderthalb bis zwei Jahrzehnten im Garten um und wundern uns bereits, wenn diese scheinbar zarten Dinge spielend die Lebensdauer starker Organismen und hundert anderer langatmiger Dinge der Welt überdauern. Aber wieviel deutsches Gartenleben muß erst noch gelebt werden, um das volle Ausmaß der Ausdauer, Treue und Dienstbereitschaft dieser unzähligen neuen Fremdlinge zu ermessen. In jedem Jahre erlebt man stärker, wie sehr sie das Zeug zu Allerweltspflanzen haben. Kein Mensch beunruhigt sich so, wie sich das eigentlich ge-

hörte, über die Langsamkeit der Weltverbreitung all dieses Volksgutes.

Auf flachem, totem Beerengeäst einer immergrünen Hängefelsenmispel leuchten neben Zwergtannen handhohe Massen kleiner Azurhyazinthen, eine Perlhyazinthenart, die schon vor Karneval erblüht, also sieben Wochen vor Einsetzen der offiziellen Perlhyazinthenzeit. Ich habe in düstern Nachkriegszeiten dort einmal eine kleine Handvoll Knollen gelegt. Jetzt haben die hellblauen Zuckerhütchen schon einen Quadratmeter überzogen. Eine kleine braune Primel hat sich auf eigene Faust daneben angesiedelt. Es sieht nach feinster Berechnung aus, wie so oft bei wilder Ansamung. Die kleinen Kissenprimeln erobern sich immer neue Farben, vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Samtlila, vom Schwefelgelb zum Goldbraun des schönsten Bernsteins, und kämpfen sich in immer frühere Vorfrühlingswochen hinein. Man wüßte gar nicht, wie man ohne sie im März auskommen sollte, hörte ich neulich einen vielbeschäftigten Weltmann, der große Dinge unter sich hat, sagen. Menschen, denen man es gar nicht zutraut und die in ungeheuersten Lebensaufgaben stehen, hört man mit einer Hingenommenheit, Ausdauer und Leidenschaft über neue Blumen ihres Gartens reden, die früheren Zeiten unverständlich gewesen wäre.

So etwas gab es früher nur bei beschaulichen Sonderlingen oder den Berufsgärtnern.

Ein großer Reiz dieser Primel ist ihre Weiterverbreitung durch Saat. Am schönsten und schnellsten erfolgt die Ansamung. Primel und Chionodoxa und Leberblümchen in flachen Sternmoosteppich, Sagina sabulata. Die sardinische Chionodoxa, auf deutsch Schneestolz, ist eigentlich schöner als alle Scyllas. Aber nirgends entfaltet sie sich eindrucksvoller als im Saginateppich, weil hier die Sämlingsbildung unterhalb der Mutterpflanze, geschützt vor Wind und Vogelauge, zehnmal so schnell vor sich geht wie auf bloßem, unbedecktem Boden. Es bilden sich ganz prachtvolle Clusters dieser blauweißen Sternblumendickichte, dicht umgeben vom grünen Nachwuchs weiterer Sämlingsmassen und in schönster Nachbarwirkung zu der einfach bezaubernden Farbenstickerei von weißen Buschwindröschen und blauem Gedenkemein, Omphalodes verna, die sich im Sternmoosteppich und auch gegeneinander nun schon im sechsten Jahre behaupten. Den Hintergrund bilden starke Büschlein der zweitfrühesten, seit Anfang März blühenden veredelten Lungenkrautart Pulmonaria saccharata Miss Moon. Ihre Doppelwirkung von Rot und Blau bringt viel Kraft in zarte Frühlingsfarben. Auch wenn man jede Pflanze seines Vorfrühlingsgartens selber mitpflanzte, bei der Lagerung jedes Steins mitwirkte, so geht man viele Jahre später, wenn alle Blumen erstarkt sind und die Steine moosig werden, an den Beeten oder Steingartenwildnissen vorbei mit dem Gefühl: diese bunten Pflanzenwirrnisse sind vor undenklichen Zeiten von wer weiß wem gepflanzt worden, und die Steine haben sich da halb hingeträumt. Man wandert die Wege auf und ab, sieht beständig Neues und Altes auf neue Weise, macht Entdeckungen, die morgens noch nicht möglich waren, weil die Dinge verwandlungsreicher als jemals beobachtet werden konnten. Was eigentlich in uns entsteht, dadurch, daß wir immer tiefer mit Blumen und Pflanzen zusammenleben, vermag ich nicht zu sagen. Aber es ist, als ob uns die Minuten wie Goldmünzen durch die Hände gingen.



Der Steingartenstrauß wurde in den ersten Novembertagen 1927 gepflückt: Campanula Portenschlagiana, rosa und blaue Bergastern, rotorangefarbene Erdwurz, Geum Borisi und Heracium rubrum, Karpathen-Glockenblumen, Missouri-Nachtkerzen, Crocus speciosus, Bergminze, Herbstzeitlose, Alpenveilchen spätester Blütezeit, nämlich Cyclamen hederaefolium, Dreihöckerblumen, Kerzenknöterich, rotbeerige Felsenmispel. Aquarell von Herbert Kampf

Der Teufel und sein Hofstaat

Von Dr. Georg Giesecke

Immer wieder taucht vor dem forschenden Menschengeist die Frage nach dem Ursprung des Bösen auf. Ist das Böse ein Begriff, der nur dann Sinn hat, wenn wir ihn auf den Menschen als das Maß aller Dinge beziehen? Oder ist es eine Macht, die auch ohne Beziehung auf den Menschen, das derzeitige Hauptobjekt ihrer Wirkung, bestehen würde? Gibt es ein böses Prinzip? Steht es gar, wie die Perser tiefsinnig glaubten, in ständigem Kampf gegen den guten Gott und bildet dieser Kampf den Inhalt der Weltgeschichte? Eine solche Auffassung widersprach dem Judentum wie dem Christentum. Beide Religionen hielten es für unvereinbar mit der Würde ihres einen allmächtigen Gottes, ihm einen ebenbürtigen Gegner zu gesellen, wie der Tag sich die Nacht gefallen lassen muß. Wenn derartige Anschauungen ketzerisch auftauchten, wurden sie verdammt. Wohl aber ließ man Gott nicht in erhabener Einsamkeit thronen. Er hatte sich Geister zu seinen Diensten geschaffen, und den gläubigen Israeliten bereits war es ganz geläufig, daß es neben den guten auch böse Geister gab, die das sittliche Handeln ins Böse verkehrten und allerlei Unheil anzustiften suchten, nicht in Gottes Auftrag, nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern mit Gottes Zulassung. Wie waren diese bösen Geister entstanden? Hatte sie etwa Gott von vornherein geschaffen und zu ihrem Dienste bestimmt, auf daß die Güte seiner sonstigen Schöpfung im Gegensatz zum Bösen dem Auge des Menschen um so klarer werde?

★

Die Legende antwortet: ein Teil der Engel hat sich gegen Gott empört und so das Böse in die Welt gebracht. Wohl waren die Engel vortreffliche Wesen, mit höchsten Gnaden begabt. Nur eines fehlte zu ihrer gottgleichen Vollendung: sie hatten die Möglichkeit zu sündigen. Ihre Aufgabe war, Gottes Oberhoheit freiwillig anzuerkennen und in freiwillig vollzogener Unterordnung ihren Schöpfer zu verherrlichen, sich in Liebe mit ihm zu vereinigen und in dieser Vereinigung Seligkeit zu finden. Die große Mehrzahl der Engel hat die Prüfung bestanden. Ein Teil, nach manchen Quellen der dritte Teil, empörte sich in Hochmut wider den Allmächtigen. Als Führer wird Luzifer genannt, der Sohn der Morgenröte, der Vornehmste unter den himmlischen Heerscharen. Er wollte nicht Gott dienen, sondern Gott gleichen. Dieser Aufruhr der Engel hat den Riß ins Universum gebracht. Er hat auch den Zwiespalt in unser Herz getragen und das Reich der Bosheit ins Sein gerufen. Nach Ansicht mancher Kirchenväter hat auf den Entschluß Luzifers neben dem Stolz der Neid gewirkt. Er mit seinem Gefolge ertrug es nicht, daß Gott als Krone seiner Schöpfung den Menschen schuf und in seinem ewigen Rat beschloß, den eingeborenen Sohn einst menschliche Natur annehmen zu lassen. Irrig wird eine Stelle aus der Genesis auf den Abfall der Engel gedeutet. Dort heißt es, daß die Söhne Gottes sich mit den Töchtern der Menschen vermischten. Die Sünde Luzifers ist nicht in diesen Niederungen zu suchen, und man begreift unter den Söhnen Gottes die Frommen, die im Umgang mit heidnischen Weibern zu Kindern der Welt geworden sind.

Die Heilige Schrift spricht nicht im Zusammenhang von dem Abfall Luzifers. Manches dunkle prophetische, apostolische apokalyptische Wort ist auf ihn gedeutet worden. So bezieht man namentlich zwei Stellen aus dem Jesaias und dem Hesekiel nicht nur auf die weltlichen Feinde Israels, die die Strafe Gottes ereilt, sondern auf die himmlische Tragödie zu Beginn der Universalgeschichte. Da heißt es bei Jesaias: „Wie bist du doch vom Himmel herabgestürzt, Luzifer! Du sprachst in deinem Herzen: Zum Himmel will ich emporsteigen und über die Gestirne Gottes meinen Thron erheben ... hinaufsteigend über die Höhe der Wolken will ich dem Allerhöchsten gleichen. In die Hölle wirst du hinabgezogen, in die Tiefe der Grube.“ Und bei Hesekiel: „Weil dein Herz sich überhoben hat und du sagtest: Gott bin ich und sitze auf dem Thron Gottes inmitten des Ozeans, da ich Gott bin und nicht Mensch... du warst ein Cherub ausbreitend (die Flügel) und bedeckend (die Bundeslade), auf Gottes heiligen Berg hatte ich dich gestellt... bis die Bosheit an dir erfunden ward ... du hast gesündigt, und ich habe dich vom Berge Gottes hinabgeworfen und dich zugrunde gerichtet, o Cherub mit ausgebreiteten Flügeln.“ Die ehemalige Herrlichkeit Luzifers erwähnt auch Paulus, nach dem es selbst dem Gefallenen noch möglich ist, sich als Engel des Lichts zu verstellen.

Die mittelalterliche Legende berichtet, wie Luzifer von Michael, dem Bannerträger des himmlischen Heeres, aus dem Himmel verstoßen und bis zum Tage auch seines letzten Gerichts in die „finstere Luft“ verbannt worden sei. Denn die Aufrührer dürfen ebensowenig wie im Himmel im oberen Teil der Luft wohnen, wo sie nach damaliger Vorstellung hell und lieblich ist. Aber auch die Erde ist ihnen verschlossen, wo sie die Menschen zu sehr schädigen würden, und die Hölle öffnet sich ihnen erst am Ende der Dinge. Zwischen Himmel und

Erde hausen sie. Hier blicken sie zu ihrer Qual in die Herrlichkeit, die sie verloren, sehen die Menschen, die sie beneidet, wie sie hinaufsteigen in Gottes Reich. Manchmal ist es ihnen mit Gottes Einwilligung erlaubt, sich uns zu unserer Prüfung zu nahen. „Da fliegen sie," heißt es in der weitverbreiteten Legende aurea des neapolitanischen Bischofs Jakob de Voragine, „um uns wie Mücken, als etlichen heiligen Männern gezeigt ward, denn sie sind ohne Zahl und erfüllen die Luft wie Mücken." Ein Glück ist, kein böser Geist darf uns zum zweitenmal zur gleichen Sünde versuchen, wenn wir ihm einmal widerstanden haben. Da hilft uns Michael, wie er ehedem Luzifer gestürzt und einst den Antichrist in die Tiefe der Hölle stürzen wird. Das Feuer, das dort brennt, wird ewig gnadenlos lodern, denn für Satan und sein Gefolge gibt es keine Möglichkeit der Buße und Erlösung.

★

Viele Namen hat Luzifer, wie das Böse in vielfacher Gestalt sich offenbart. Nach dem Aufenthaltsort der Abgeschiedenen heißt er Abaddon, der Engel des Abgrunds. Klopstock hat im „Messias" diesen Namen geadelt. Aus Tobias kennen wir Asmodi, einen unsauberen Geist der Unzucht; nach jüdischer Sage ist er ein König der Dämonen. Salomon fordert von ihm das von einem Auerhahn bewachte Würmlein Schamir, um mit dessen Hilfe die Steine zum Tempelbau zu spalten. Bei dieser Gelegenheit gelingt es Asmodi, den zauberkundigen König zu überlisten und eine Weile an seiner Statt zu regieren. In Beelzebub ist ein phönizischer Gott eingegangen, wie auch sonst heidnische Götzen zu bösen Geistern geworden sind. Es ist der Fliegenbaal, der Gott des Sommers, der die giftigen Fliegen abwehrt und selbst in Fliegengestalt zu Akkaron, der Philisterstadt, verehrt wurde. Er wird auch Beelzebub genannt, um eine besonders verächtliche Deutung zu ermöglichen, denn dieses Wort heißt Mistgott. In Belial tritt er als Dämon der Nichtsnutzigkeit auf. Im Neuen Testament heißt Luzifer schlechtweg der Böse. Ihn meint vielleicht die vierte Bitte des Vaterunsers. Vorzugsweise wird er Satan, Verderber genannt. Er ist es, der den Herrn versucht und mit dem in Wein getauchten Bissen des letzten Abendmahls in den Verräter fährt. Aus dem griechischen Wort, das Lügner und Verleumder heißt (latein. diabolus), ist unser deutsches Wort Teufel geworden; es ist in verwandten Formen auch in vielen andern abendländischen Sprachen zu finden. Griechisch klingt auch der Verführer unseres Doktor Faust, Mephistophilus, wie er im Volksbuch genannt wird. Man hat das Wort erklärt: der das Licht nicht Liebende; oder: der die höllischen Dünste liebt. In Wahrheit ist es wohl eine Zusammensetzung hebräischer Wortstämme, die ihn als Verderber und Lügner kennzeichnen.

Daß der Vater der Lüge Macht über uns hat, ist nicht etwa sein gutes Recht, sondern eine Folge des Sündenfalls, den er in der Gestalt der Schlange herbeigeführt hat. Manche Theologen haben mit dem Volk und dem altchristlichen Hermas, dem Verfasser des „Hirten", geglaubt, daß Gott jedem Menschen einen guten und einen bösen Engel beigegeben habe. Die Kirche hat diese Anschauung als heidnisch verworfen. Der Zusammenhang z. B. mit dem schwarzen und weißen Genius der Römer lag zu nahe. Richtig ist, daß das Böse in und außer uns mit unserem Guten kämpft, und wer in Sünde willigt, unterwirft sich ihm, tritt in Luzifers Gefolgschaft. Das erhöht dessen Stolz, denn er will sein finsteres Reich groß und mächtig auf Erden errichten und den Heilsplan Gottes erschweren, wenn er ihn schon nicht zerstören kann. Wie er zu Beginn unserer Zeit uns den Verlust des Paradieses und den Tod als der Sünde Sold gebracht hat, so naht er sich noch heute jedem mit groß Macht und viel List.

Aber der Teufel versucht nicht bloß, er quält auch die Menschen, und die Kirche konnte und kann sich auf apostolische und evangelische Zeugnisse berufen, wenn sie Wahnsinn und sonstige Krankheiten von dem Zustand dämonischer Besessenheit scheidet. Sie wendet dagegen die Beschwörung, den Exorzismus, an. Die Dämonen zittern vor dem Anblick des Kreuzes. Aber auch Schimpf und Beschämung können sie nicht vertragen. War doch die Eitelkeit Ursache ihres Falles. Von Gregor von Nazianz, dem großen Verfechter der Dreifaltigkeitslehre (330—389), ist uns eine Beschwörung erhalten. In ihr heißt es: „Fliehe schnell, Betrüger, aus meinem Herzen, meinen Gliedern, meinem Leben, Räuber, Schlange, Belial, Gottloser, Tod, Dieb, Bestie, Mörder, der du den Stammeltern den Tod gebracht hast. Jesus, dein Gebieter, befiehlt dir zu fliehen, in das Meer, in die Felsen, in die Schweineherden. Weiche also, damit ich dich nicht mit dem Kreuze schlage, vor dem alles zittert." Görres hat in seiner Christlichen Mystik eine fast ermüdende Fülle von Besessenheitszuständen aufgezeichnet und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit untersucht.

Talmud und Kabbala haben das Reich Luzifers in einer Weise ausgebildet, die noch für Dantes Schilderung seines Inferno entscheidend gewesen ist. In sieben Stufen ist die Hölle pyramidenförmig ausgetieft, von sieben Feuerströmen durchbraust, von sieben Engeln des Verderbens gehütet. Hier heißt der Fürst Samiel, sein Weib ist Lilith, Adams erste Frau, oder es ist gar die Schlange selbst. Die Herrschaft von Tod und Teufel währt, bis der Messias erscheint.

Auch der Teufelssabbat, der sich mit deutscher Mythologie zu unserer Walpurgis-

nacht gewandelt hat, stammt aus diesen hebräischen Vorstellungen. Noch Goethes „Faust“ und Webers „Freischütz“ sind ihnen verpflichtet. Der Satan erscheint als Bock — ein Zusammenhang mit dem in die Wüste gesandten Sündenbock der Juden ist wohl anzunehmen — oder als langer, schwarzer Mann, rotflammend wie Feuer. Seine Stimme ist gebrochen, klingt aber furchtbar. Sein Sessel sieht aus wie glühendes Gold. Ihm zur Seite thront die Sabbatkönigin. Alles um ihn erscheint in einem falschen Licht. Alle Formen sind ins Riesige oder Zwergenhafte verzerrt. Satans Äußeres wird geschildert: er hat sechs oder gar acht Hörner, ein Doppelgesicht, einen langen Schweif. Das sind Phantasien, die sich zu scheußlichen Huldigungszeremonien, zu abstoßenden Parodien namentlich der Messe auswuchsen. Die Inquisitoren der Hexenprozesse wurden von ihnen beherrscht. Tausende von unschuldigen Frauen und Mädchen bestätigten sie unter der Qual der Folter mit häßlichen Einzelheiten, während sich das Gericht an männliche Teufelsbündner nicht wagte. Theophilus, der erste Faust, der berühmteste dieser Art, wurde nicht vom Gericht, sondern vom Satan selber geholt.

★

Aus dem furchtbaren Kind Gottes, das noch einmal als Antichrist aufstehen und die Welt beherrschen wird, bevor ihn Michael kettet und in den Schwefelsee wirft, wird im Lauf der Jahrhunderte der ständige Begleiter des Menschen, und wie man sich leicht an das Böse gewöhnt, so kam man auch zu dem Bösen in ein — fast möchte man sagen: trauliches Verhältnis. Dürers Ritter reitet trotz Tod und Teufel durch den Wald. Hans Sachs freut sich, wenn der dumme Teufel schwankweis geprellt wird, und noch in die Erhabenheit des zweiten Teiles „Fausts“ dröhnt das Lachen über Mephisto, der seiner Beute verlustig geht. Der deutsche Humor erfindet zu den Teufelsszenen der Mysterienspiele Namen, die sich von den fremd und unheimlich klingenden alten und neuen wesentlich unterscheiden. Neben phantastisch-pathetischen wie Astaroth, Titinel, Ancon, tauchen lustige deutsche auf und behaupten das Feld: Fürsthetzer, Lügentrichter, Blutdurstmacher, Blendelust, Leutschender usw. Im Jahrhundert der Reformation wird die ganze Welt verteufelt. Jedes Laster, jeder Fehler, ja jede Narrheit hat einen besonderen Teufel, und der Unterschied zwischen Teufeln und Narren beginnt sich zu verwischen. Der Tintenklecks auf der Wartburg ist anekdotisch. Aber denkbar wäre schon, daß Martin Luther so handgreiflich mit dem Bösen gerungen hat. Für ihn war Satan der Fürst dieser Welt, der ein gewaltiges Kaisertum beherrschte. So hatte er sich Jesus auf der Zinne des Tempels gezeigt und verlangte noch heute, daß man niederfiel und ihn anbetete.

Unter dem Satan standen, wie die Fürsten unter dem Kaiser im Römischen Reich, mächtige Potentaten mit unübersehbarem Hofgesinde. Sie alle waren los und ledig, um unsere arme Seele zu fangen. Ja, nicht bloß die einzelnen und die Stände, sogar die Nationen hatten ihre Teufel, und bekannt ist Luthers derbhumoristisches und doch sehr ernst gemeintes Wort: „Unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauf heißen.“ Seine Anschauung, die die volkstümliche war, wirkte mächtig auf die protestantischen, aber auch auf die katholischen Theologen und Schriftsteller der Zeit. Mit der ganzen Gründlichkeit des Jahrhunderts ging man dieser Riesenschar von Teufeln literarisch zu Leibe. Mit Spott und Schelte suchte man den frommen Christen den Hofteufel, den Eheteufel, den Buhlteufel, den Saufteufel, den Jagdteufel, sogar den Hosen- und den Kragenteufel zu verleiden und auszutreiben, denn selbst die verhältnismäßig unschuldigen Sünden der Mode wurden als Teufelswerk verschrien. Was so geschrieben und gedruckt wurde, sammelte der Frankfurter Verleger Feyrabend 1578 zu einem Theatrum diabolorum und hat damit ein gutes Geschäft gemacht. Uns erscheint dieses Schrifttum nur noch kurios. Wir erkennen in der weitaus eindringlicheren Fassung der bildenden Kunst, wie unsere Ahnen unter dem Teufel litten und über ihn triumphierten: aus den Grotesken an Domen und in Miniaturen, aus den Gemälden von Meistern wie Pacher bis hin zu Brueghel und Teniers.

Luther, der wußte, was Kämpfen heißt, empfahl im Streit mit dem Bösen weder Gewalt noch Beschwörung. „Das Wort der Wahrheit,“ so schrieb er, „ist unser Schwert und Faust, der niemand widerstehen kann.“ Ihm war Gott die feste Burg in dieser Welt voll Teufeln, und erst einer späteren, aufgeklärten, aber auch selbstklugen Zeit blieb es vorbehalten, mit der vieltausendjährigen Überlieferung der Schrift, der Legende, des Glaubens und Aberglaubens den Bösen wegzudisputieren, während das Böse blieb, wie es uns, unheimlich drohend, im Aufruhr der Engel zuerst entgegentritt.

Die uralte Kornfeldlinde

Von Arno Holz

Aus einem Kornfeld, schräg zum See,
schattend, uralt, rindenrissig, knorrig, breitästig, blitzdurchspalten,
bröckelnd voll Lehm,
hob sich die
Linde.

Auf
schmalem Fußweg
plauschplappernd, schlendernd, frohlässig
an ihr vorbei,
zwischen
Raden, Klatschmohn, bunten Wicken,
Zyanen, Thymian,
Löwenmaul und Kamillen,
jeden Nachmittag durch die Juliglut,
zum
Baden ... wir ... Jungens!

Der
strahlend
reine, hohe, blaue
Himmel;
die
hundert-, hundert-
und
aberhunderttausend
kleinen, süßduftend zarten,
klöppelig, lichtgelblich, fädchenfein
hangenden
Blütenglöckchen;
das
Bienengesumm!

Und
noch immer,
wenn die anderen alle
längst
unten waren,
aus dem Wasser klang ihr
Lachen,
Plätschern und Geschrei,
stand ich.

Und
sah den Himmel ... und ... hörte die Bienen
und
sog ... den ... Duft!

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Friedrich Huch in seinem Dichterdachsbau

Von Grete Gulbransson

Die ganze weitläufige Familie Huch besteht aus äußerst merkwürdigen, leidenschaftlichen und oftmals hochbegabten Menschen. Hochbegabt hauptsächlich für Schriftstellerei. Ich glaube, daß in der ganzen Familie nicht ein Normalmensch existiert. Man könnte zwei Gruppen unterscheiden: die einen vom Sturm ihrer brausenden Persönlichkeiten herumgetrieben und mehr oder weniger in Schicksalsstrudel gerissen, die anderen tief einsiedlerisch, beschaulich und ihrer eigenen Fülle im stillen frohwerdend.

Diese, die Stillen, stammen von einem berühmten Sängerpaar des frühen 19. Jahrhunderts ab, von Friedrich und Friederike Gerstäcker (den Eltern des Schriftstellers Friedrich Gerstäcker). Dieses Paar hat ihnen auch allen durch die Bank ihre schauspielerische Begabung vererbt.

Man sagt ja von Friedrich Huch, dem Vetter der Ricarda, daß sein ganz höchst persönlicher Stil als Schriftsteller aus dem Mimischen abzuleiten sei und daß deshalb seine Figuren so blutvoll lebenswahr seien, weil er sich, indem er sie schuf, mit ihnen ganz identifizierte, weil sie als Seiten, Wesenheiten seines Ich mimisch aus ihm hervortraten. Dazu kommt aber sein geheimnisvoller Zusammenhang mit dem, was keine Worte aussprechen können und was doch das Hauptelement des Lebens, besonders des künstlerischen und poetischen Lebens ist. Welches Glück, daß er zu der stillen Sorte der Huchs gehörte, also imstande war, den kaum vernehmbaren Stimmen aus Tiefen zu lauschen; und daß in seiner Stille und seinem unantastbaren Frieden einmal ein Huchscher Dichterbaum seine Früchte zur Reife bringen konnte, ohne von Wetterstürzen zerzaust und von Sonnenbrand verzehrt zu werden.

Sobald Friedrich Huch, durch Zufall darauf gestoßen und von Freunden ermutigt, seiner schriftstellerischen Begabung völlig sicher war, zog er sich noch tiefer in den innersten Ring seines Wesens zurück und ging bedachtsam seinem Ziele entgegen, gar nicht besonders eilig. O nein. Sein Rhythmus trug ihn in sicherem, schönem Gleichmaß dahin, und er frönte sogar nicht allzu selten der wahren, echt-poetischen Faulheit, die jeden wirklichen Dichter kennzeichnet und die bei Mörike so traumselig schwingt:

„Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel,
Die Wolke wird mein Flügel —"

Dieses ist die Muße des Dichters. Und Huch war ein Dichter, wenn er auch in seinem Leben nur zwei Versgedichte schrieb. Aber er war ein Kind der Phantasie und der Träume, die in seinem Dasein eine weit größere Rolle spielen als die realen Geschehnisse. Ihm ist das geheimnisvollste Dichterglück beschieden: ein Schicksal und eigenstes Dasein, abgewandt der Oberfläche, tief im Seelischen allein zu erleben, das er mit manchem seiner Brüder, so mit J. P. Jacobsen, mit Novalis gemein hat.

Ich durfte seine Tagebücher in der Hand haben, ich weiß es. Die engbeschriebenen Seiten mit den aufwärtsstrebenden Zeilen erzählten mir von seinem heimlichen, dem eigenen und dem Weltgemüt hingegebenen Leben, von einem Leben, fremd dem häßlichen Daseinskampf und der äußeren Wirklichkeit der Zeit. Wie gingen seine Tage still mit ihm, und nichts geschah, wochenlang sah er keinen Menschen. Und doch, wie erfüllt von Wesenhaftigkeit waren diese Tage!

Ich lernte Huch kennen, als er ungefähr dreißig Jahre alt war. Schon damals hatte Huch sich die wahre Einsiedelei gebaut, die wohlverborgene Dichterhöhle. Diese Dichterhöhle hat uns auch zusammengeführt, denn er bat mich um einen guten Rat für ihre Ausgestaltung. Es handelte sich um einen Balkon, den er sich auf eigene Rechnung an seine zwei gemieteten Stübchen in dem kleinen Haus der vielgeschäftigen, sorgsamen Frau Theobald bauen lassen wollte, damit er auch im Freien, im Grün der großen Baumkronen vor seinen Fenstern arbeiten könnte. Und da ihm das Aussehen unseres Hauses, das in seiner nächsten Nachbarschaft lag, Zutrauen einflößte, wagte er sich heraus und bat um die Adresse unseres Baumeisters.

Ja, wer war der eigentlich? Die Umstände, das Schicksal hatten es gebaut, das „Käfernest", dieses einzig geliebte Haus in der Keferstraße am Schwabinger Bach. Einmal war das Käfernest nichts anderes, als das armselige kleine Quartier vieler bedürftiger Mietsparteien, ein weißes, schlichtes Kästchen, unter einem sehr bescheidenen, bald hundertjährigen Dach. Seine Besitzerin war die alte Tischingerin, eine veritable Hexe von über 70, die da eine Schreckensherrschaft führte, vor allem über den Herrn „Vetter", der so etwa wie der Hänsel im Zuckerhäuschen von ihr gehalten wurde, und dann über die anderen Parteien, die alle vor ihr zitterten. Im untersten Stock-

werk wohnte die „g'wampete Wildsau“ mit ihren neun Kindern, im Dachgeschoß ein Steinklopfer mit einem Glasaug'. Die Tischingerin ging gern mit Röcken bis an die Knie zum kleinen Steg hinunter, um zu waschen und die langen, verdächtigen Fetzen in dem grünlichen Isarwasser des Schwabinger Bachs auszuschlenkern. Jedermann ergriff die Flucht, wenn sie sich unter der Haustür zeigte, besonders die Gassenbuben, denen ihre Hexengestalt ein angenehmes Gruseln verursachte und die deshalb mit Vorliebe ihren Garten verwüsteten. Im Bogen schwangen sie sich über den morschen Zaun, nicht ohne sich noch schnell umzudrehen und die Zunge lang herauszustrecken. Nur einer ließ sich nicht verscheuchen, sondern blieb unbeirrt auf seinem luftigen Sitz im Gezweig des Zwetschgenbaums hocken, das war der Aff', ein echter, regelrechter Affe. Dieser Aff' gehörte einem Nachbar, und das Gezänk mit ihm füllte der Tischingerin ein gut Teil ihrer Tage aus. Es war schwer zu entscheiden, wer abscheulichere Grimassen schnitt und lauter zeterte, die Alte auf dem Rasen unten oder der Aff' auf seinem Ast. Aber dann nahm der Aff' einen Blütenzweig und streifte mit seiner kleinen schwarzen Hand alle Blüten in einem Ruck herunter und nieder auf die Tischingerin, daß ihre Wut keine Grenzen mehr kannte. Blütenübersät ballte sie die alten knochigen Fäuste und schrie in die Luft. Jetzt ginge sie zu Gericht! Und sie tat es.

Als wir wegen des Hauskaufs mit ihr in Unterhandlungen traten, dauerte der Affenprozeß gegen den Nachbar schon mehrere Jahre. Zu den Terminen erschien die Tischingerin in alten Blumenhüten mit nickenden Rosen darauf. Aber als sie mich kennenlernte, mußten die Richter erst staunen über den abgelegten bunten Backfischtand, den sie nun zu sehen bekamen.

Wir kauften die alte Spelunke zum Entsetzen aller guten Tanten und weisen Vormünder. Und siehe da, das Haus gab sich uns hin, als hätt' es nur auf uns gewartet. Und es ging diesem Haus am Schwabinger Bach, wie es manchem Menschen geht, der erst zu sich selber kommt, wenn er berührt und erweckt wird von der einzigen Hand, die es vermag. Und Tausende von Existenzen — seien es nun Menschen, Tiere, Häuser oder Länder — gehen dahin, ohne daß ihnen dies Wunder geschieht.

Seine äußere, schlichte, ja ärmliche Gestalt behielt es, und dennoch war es im Nu ein kleiner Edelsitz, lag's stolz und weiß und geheimnisvoll in seinem verträumten Watteaugarten, in den sich die Krautbeete des Herrn Vetters schier wie von selbst verwandelt hatten. Weidenzweige wehten über dem Dach, eine weiße Brücke führte auf die romantische Insel hinüber, und der alte Wasserturm aus einem früheren Jahrhundert, der zu dem Haus gehörte, ließ sein tropfensprühendes Rad nur noch zum Zeitvertreib rauschen. Und immer war's, als wollten sich die Wände weiten, um den beseelten Hausrat von Generationen aufzunehmen, das Himmelbett, in dem schon Ahn' und Urahn' den letzten Seufzer ausgestoßen, und allerlei verschwommene Raritäten aus fernen und doch unsterblichen Zeiten. Alle diese Dinge glühten heimlich auf, als Friedrich Huch das Haus betrat, denn sie waren ihm und seiner Art tief verwandt. Und alles, was durch Hunderte der Jahre von Leben und Schicksal an ihnen haften geblieben war, wurde wach, wehte ihm entgegen.

Denn kam er nicht selber aus dem mystischen Zauber eines Schicksalshauses her? Nach dem er sich nun in Heimweh verzehrte? Und das ihm jetzt hell gegenwärtig wurde beim Anblick des unseren? Schon am nächsten Tag kam er wieder, beladen mit Bildern und Erinnerungen von seinem alten Kindheitshaus. Es hatte feierliche Gewalt über ihn, lebenbestimmende, und sein Geist war unlöslich mit ihm verwoben. So sehr, daß er oft glaubte, er müsse bei lebendigem Leibe dort schon umgehen: denn seit er es hatte verlassen müssen als Kind, war's schier Nacht um Nacht in seinen Träumen. Und in dem Bestreben, daß ihm nicht die kleinste Bewegung aus diesem mystischen und symbolischen Träumen entfallen möge, hatte er sich eine große Fähigkeit angeeignet, die Träume gleich nach dem Erwachen festzuhalten. Und mit pedantischer Genauigkeit und holdester Poesie schrieb er alle nieder, die unerhörten, unfaßbaren Geschehnisse unter der Oberfläche.

Es fiel ihm dies nicht schwer, da seine Träume und sein Dichterleben sich ihm fortwährend ineinander woben. In dem seltsam schönen Buche „Mao“ hat er diesem tiefsten Zuge seines Wesens ein unvergängliches Denkmal errichtet. Und Mao, der er selber war, blieb zeitlebens in Träumen die wichtigste Gestalt.

Daß er sich in diesen mystischen Kreisen so verstanden und erkannt fühlte, mußte ihn ja beglücken. Aber es war noch mehr. Alle Dichter gehören mehr oder weniger den Elementen, hängen ewig mit ihnen zusammen. Deshalb leiden sie so, wenn sie das Schicksal fern den Elementen in öde, trostlose Steinhäuser der Großstadt einsperrt. Deshalb flammen sie auf, wenn sie nahe mit ihnen in Berührung kommen.

Das Käfernest nun ist das Haus der reinen Elemente: Feuer, Wasser, Erde und Luft führen da das Regiment, und ich kenne keinen Menschen so tief mit den Elementen verbunden wie Huch. Wenn Huch abends nach der Arbeit mit wirrem blondem Haar und ganz verträumten Augen zu uns herüber kam, empfing ihn vor dem Kamin, und wenn's auch Sommer war, die hohe, reine Flamme. Und die großen Glastüren zum dämmernden Garten standen offen. Da

sandte die tauerfrischte Erde ihren Hauch mit dem Atem der Abendlandschaft herein. Und das Wasser rauschte kühl unter den Weiden hin. Da war es ihm wohl. Und stundenlang konnte das Lohen des Feuers, das Rauschen des Wassers und das Wehen der grünenden Natur unsere einzige Unterhaltung sein. Mit kaum müder, großer Empfänglichkeit genoß Huch dann aber nachher den wohlbestellten kleinen Abendtisch, der unter flackernden Kerzen und Blumen, Kristall und Silber einladend funkelte. Jedes edle alte Stück des Tafelschmucks nahm er liebend in seine braunen Hände und fragte ihm sein Geheimnis ab. Und nie werde ich sein Entzücken vergessen, als ich ihm einmal eine große, runde alte Salatschüssel, die er bewunderte, vom Tisch weg und noch halb voll von Salat, schenkte. Er trug sie zärtlich in sein Haus hinüber und hat seither den Salat in keinem anderen Gefäß mehr angemacht.

Salat war seine Leibspeise. Und oft bestand sein ganzes Abendessen nur aus fünf Köpfen Salat, die er sich selbst vom Gärtner holte, selbst unter dem Wasserstrahl des Brunnens wusch und dann zubereitete. Das Öl mußte von Griechenland sein und in schön geschliffener Flasche wie Bernstein leuchten. So waren die wenigen Gegenstände, die zu seinem einfachen, einsiedlerischen Leben gehörten, von edelster Art. Seine Stühle bezog er mit köstlichsten Stoffen, und von mancher Reise brachte er irgendein gutes Bild mit oder sonst eine Rarität. Tausendmal mehr aber als das Selbsterworbene galt ihm, was er noch von seiner Kinderzeit und von seinem alten Haus in Braunschweig besaß.

Vom Geist der wahren Kultur wie umschwebt, führte er ein Leben geläuterter Bescheidenheit und schuf sich so triebhaft den Boden für sein dichterisches Schaffen. Triebhaft auch war der eiserne Egoismus, mit dem er sich alles vom Halse hielt, was ihn in seinem dichterischen Dachsbau hätte stören können. Wohl hatte er manchmal Sehnsucht nach wahrer Häuslichkeit und nach dem Glück des Familienlebens, jedoch war ihm um keinen Preis seine Freiheit feil, da er wohl wußte, daß kein Glück für den Schaffenden das Glück der Einsamkeit und Ungeschorenheit aufzuwiegen vermag. Ruhe und Stille, diese beiden köstlichen Güter, wußte er sich zu erhalten. Friede war die Essenz seines Wesens; es ist sogar mehr als wörtlich zu nehmen, denn sein Leben traf gerade in die kurze Friedensperiode, die zwischen den zwei letzten Kriegen Deutschlands liegt. Drei Jahre nach dem siebziger Krieg geboren, starb er ein Jahr vor Beginn des Weltkrieges.

Das unschuldige, selbstverständliche Verhältnis zur Natur, das ihm die Kindheit glücklich machte, machte ihn noch sein ganzes weiteres Leben glücklich. Er führte ein gehaltenes, unbedrängtes Dasein, schier ahnungslos über sich selbst, eine wahre Kreatur des Schöpfers. Seine Schwester hat mir erzählt, wie er einmal nackt in der verschwiegenen grünen Einsamkeit eines polnischen Waldes herumlief, da sei ein Reh ganz zahm und furchtlos in seine nächste Nähe gekommen und habe ihn beschnuppert. Die Schwester belauschte die beiden aus dem Gebüsch und hörte, wie er das zutrauliche Reh zutraulich und spaßhaft anredete: „Tust du mir nichts, tu' ich dir auch nichts!"

Monatelang war es ihm möglich, dahinzuleben, ohne zu arbeiten. Das liebe Leben war ihm genug. Ich sah ihn einmal in dem bescheidenen kleinen Bad in Krailling, das an der fließenden Würm errichtet ist, viele Stunden regungslos auf einem großen Ast liegen, der über das Wasser niederhing. Seine dunkelgebräunte Haut schimmerte leise atmend in der Sonnenglut wie die Haut einer südländischen Eidechse. Er wurde zum Dichter, ohne es zu ahnen. Aus der Hingabe an das Leben schufen sich seine Kunstwerke. Ungewollt erkeimt, erst später sorglich und behutsam gepflegt und in Form gebracht. Ja, hingebend war er, ruhig sich hingebend an sein stilles, äußeres Schicksal, an sein Leben, so schließlich an sein Werk, seine Figuren, die er handeln ließ, wie sie mußten, nicht, wie er es ihnen vorschrieb. Er „ließ sie machen", so wie er alles geschehen, gleiten ließ. In dieser himmlischen Indolenz war er schier den Orientalen gleich.

Man muß in seinem Tagebuch die Notizen über seine Arbeit an den Romanen lesen, wie etwa: „Ich glaube, die Sache kann kein gutes Ende nehmen" oder: „Es könnte sein, daß Peter nachgibt" —, um sein naturhaftes, sinnenhaft-gefühlsmäßiges, vom reinen Instinkt geleitetes Schaffen zu erkennen, das allem Konstruieren des Verstandes fernab vor sich geht. Er hatte einen Respekt vor dem Gesetzmäßigen in der Natur, das den elementaren Tiefen seines Wesens entsprang.

Nur einmal in seinen jungen Jahren scheint er gegen sein Wesen gehandelt zu haben. Das war, als er aus seinem Identifizierungsdrang heraus sich einbildete, Schauspieler werden zu sollen. Und er reiste sogar in ein Engagement nach Prenzlau. Als aber am ersten Tage dort eine Kollegin mit ihrem kleinen Finger in seinen einhakte, und ihn fragte, ob er nicht mit zum Essen kommen wollte, wurde er von so einem tödlichen Schrecken befallen vor dieser Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit, daß er zurückfloh in seine „Heimat Einsamkeit".

Es war ein Glück für ihn, die traulichen kleinen Zimmer in dem Theobaldschen Häuschen an der Gohrenwiese zu finden und so in das Herz von Alt-Schwabing zu geraten, in einer Zeit, wo es noch ganz unverdorben vom neuen Geiste war. Wie empfand er alsbald die unvergleichliche Atmosphäre dieses verträumten Rests einer ge-

ruhsamen Vergangenheit, die leise, leise am Versinken lag. Einer Welt, in der ihm Friedrich Hebbel begegnen mochte, von dem es hieß, er hätte in dem kleinen, morschen Gartenhäuschen auf der hohen Wirtshausmauer neben der alten Kirche so manches Stück geschrieben. Da standen in der Nachbarschaft des graugrünen Bachs und der vielmannsdicken Weidenstämme noch Hütten und Stadel, wie man sie im weltverlorensten Erdenwinkel kaum mehr finden kann.

Dort herumzuirren, so ganz versponnen und beschaulich in gottseliger Unbehelligtheit, als ob die Großstadt hundert Meilen weit weg läge, war Huchs Vergnügen. Er tat's am Tag und in der Nacht. Ja, einmal, während eines tobenden Nachtgewitters, lief er sogar splitternackt durch dieses abgelegene Traumrevier. Ein Wolkenbruch prasselte auf seinen Körper nieder, die Blitze zuckten, und Huch war ein Teil der Elemente. Und er konnte beruhigt sein, daß ihm bei diesem fürchterlichen Ungewitter nicht einmal ein Dieb begegnen würde. Aber die Frau Theobald hörte ihn doch, als er spät in der Nacht leise die Haustür aufsperrte. Erschrocken rief die gute Person vom oberen Treppenabsatz ins dunkle Haus hinunter: „Wer ist da? — „Nur der Doktor Huch," antwortete der Dichterschelm mit einer harmlosen Stimme, die bewirkte, daß seine Wirtin sich getrost zurückzog und ihr ein kurioser Schreck erspart blieb, ihren ordentlichen und bescheidenen Mieter einmal in seiner wahren Gestalt zu schauen.

Meine Dichternase hingegen hatte alsbald dies sein wahres Wesen erkannt, wenn ich selber ihm auch nur in der biedersten Verkleidung, Gemüse oder Blumen heimtragend, ab und zu in der Nachbarschaft begegnete, da ich ein ähnliches Leben führte wie er und wir ja beide Bewohner und Liebende dieser stillen, ländlichen Welt waren. Man ging da, wie auf dem Dorfe, nach Feierabend aus dem eigenen Garten heraus und zu den Zäunen der Nachbarn und hauptsächlich der Nachbarinnen, wo man gemächlich von hüben und drüben die Ellenbogen aufstützte und sich über den Lauf der Zeiten, die damals noch keine so schlechten waren, des langen und breiten unterhielt, oder über die jungen Katzen der Frau Störlein und die Gänseeier der Frau Port, die größer waren als irgend andere Gänseeier.

In Huchs Tagebuch sind solche Tatsachen mit peinlichster Gewissenhaftigkeit notiert. Es steht da einmal der Satz: „Ein mittelgroßer Hund lebt in meiner Nachbarschaft." Und alsbald hat sich der Dichter mit dem sensitiven Seelenleben dieses guten Hundes identifiziert. Ein anderer inniggeliebter und oft erwähnter Freund war ihm der alte, knorrige Akazienbaum am Rand der Gohrenwiese. Als die Rede davon ist, er solle gefällt werden, gerät unser Dichter außer sich, und eine wahre Verzweiflung erfaßt ihn bei der Möglichkeit, die Gohrenwiese, dieser große, grüne Plan vor seinem Fenster, könne bebaut werden. Da sind die Seiten des Tagebuchs von Lamentationen und Ausrufen des Schmerzes erfüllt. Es ergreift „die innersten Schichten seiner Seele", es „durchfährt ihn wie ein Reißen"! — „Alles wird fallen! Was soll denn da werden?"

Er nimmt sich vor, durch Frau Theobald, Frau Port, Frau Strasser und andere Nachbarn mehr von dem drohenden Unheil zu erfahren. Die Gohrenwiese ist doch, seit man denken kann, den Kindern zum Spielplatz geweiht, und deren harmlos-vergnügtes Geschrei zur Sommerzeit die Melodie, bei welcher Huch, auf seinem geliebten Balkone sitzend, so gut arbeiten konnte. Und nun sollte ihm und den Kindern womöglich dies alles vergällt werden. „Wo soll denn das hinaus?" jammert er mit den Nachbarinnen. „Was dann aus mir werden soll, weiß ich nicht!"

Zum Glück ist es nicht geschehen. Und es war ihm vergönnt, sein heimlich beschauliches, wahrhaft glückseliges Dichterleben abseits von Gesellschaft, Politik und sozialem Rangstreit, was ihm alles gleich Null galt, bis zu seinem frühen, allzu frühen Tode unbehelligt fortzuführen.

Jedoch nicht vergönnt war es ihm, in seiner kleinen Klause zu sterben, die er so unendlich liebte. Denn er mußte einer verschleppten Ohrenentzündung wegen in einer Privatklinik in Schwabing operiert werden, wo er auch verschied. Kaum aber war es geschehen und das herrliche Element seines Geistes frei, als es auch schon zurückbrauste zu dem Ort, der ihm nun die Heimat war. Und da empfanden und empfingen ihn zur Stunde die verwandten Elemente. Das Wasser in seinem Brunnen fing an, von selber zu strömen und zu strömen, undämmbar, und gleichzeitig läutete es Sturm an der elektrischen Glocke, die von der Haustüre zu Huchs Wohnung führte. Die Frau Theobald eilte zur Hilfe herbei, aber sie fand keinen Menschen, der geläutet hätte. Nur die Elemente rasten weiter. Huchs elektrischer Klingelknopf, mit den beiden anderen an einem starken Eisenplättchen befestigt, war verschwunden, und die Drähte hingen verworren zum Loch heraus.

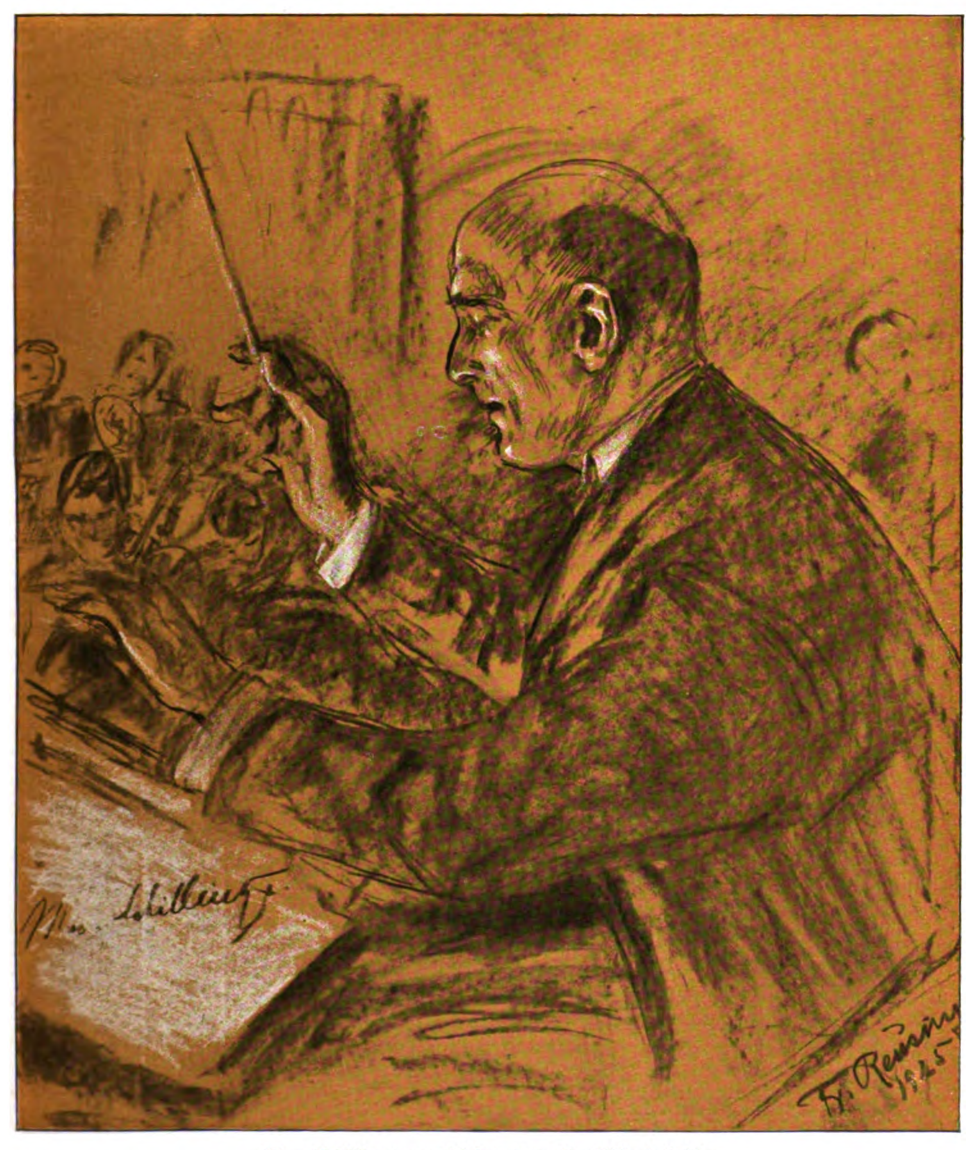
Der Monteur, der gerufen wurde, erklärte, das könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, denn diesen Knopf könne keine Macht der Welt entfernen, ohne die Eisenplatte wegzureißen. Die jedoch war unversehrt.

Frau Theobald wußte, wie das zugegangen war, doch sagte sie nichts. Ich aber kann den Mund nicht halten und muß alles ausschwätzen, denn es zeugt von den Dingen zwischen Himmel und Erde...

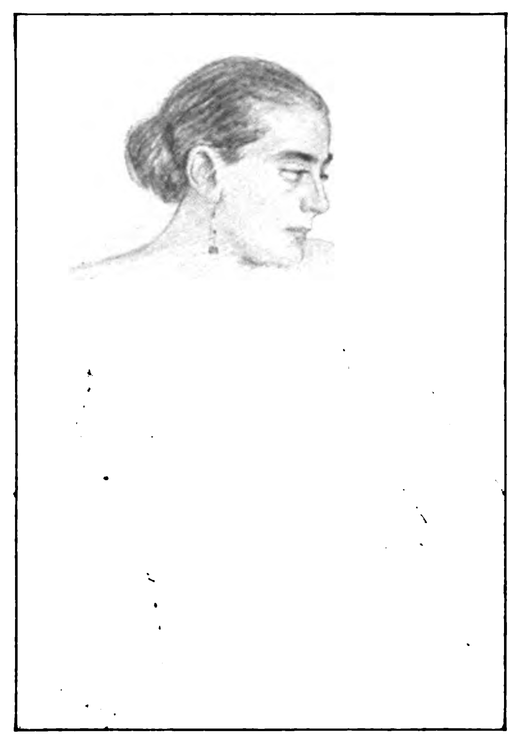
Fritz Reusing

Von Dr. Oskar Schürer

Reusing ist Rheinländer. Am 25. Dezember 1874 wurde er in Mühlheim am Rhein geboren. Manches in seinen Werken erklärt sich aus dieser Heimat: ein lebensfroher Zug seiner Malerei, eine auf äußere Reize gern antwortende Sinnlichkeit. Und doch: seiner Farbe fehlt der leichte Wohllaut, wie ihn die Atmosphäre des Rheins sonst verleiht. Statt dessen drückt sich unter der Farbe eine erstaunliche Sicherheit der Zeichnung durch, eine Schärfe im Erfassen formaler Einzelheiten, wie sie im melodisch schwingenden Westen kaum gedeiht, wie sie der sachliche Nordosten Deutschlands mit seiner auf Tat und Leistung gestellten Kolonisatorennatur viel eher aufweist. Auch das ist Erbe: Reusings Eltern entstammen jener Landschaft, sie sind nicht Einheimische am Rhein, wohl aber in vielem Wahlverwandte rheinischer Lebenslust. Und so konnte Reusings Wesen dann doch ganz aufgehen im Rheinischen, so daß er



Max Schillings am Dirigentenpult. Bildnisstudie

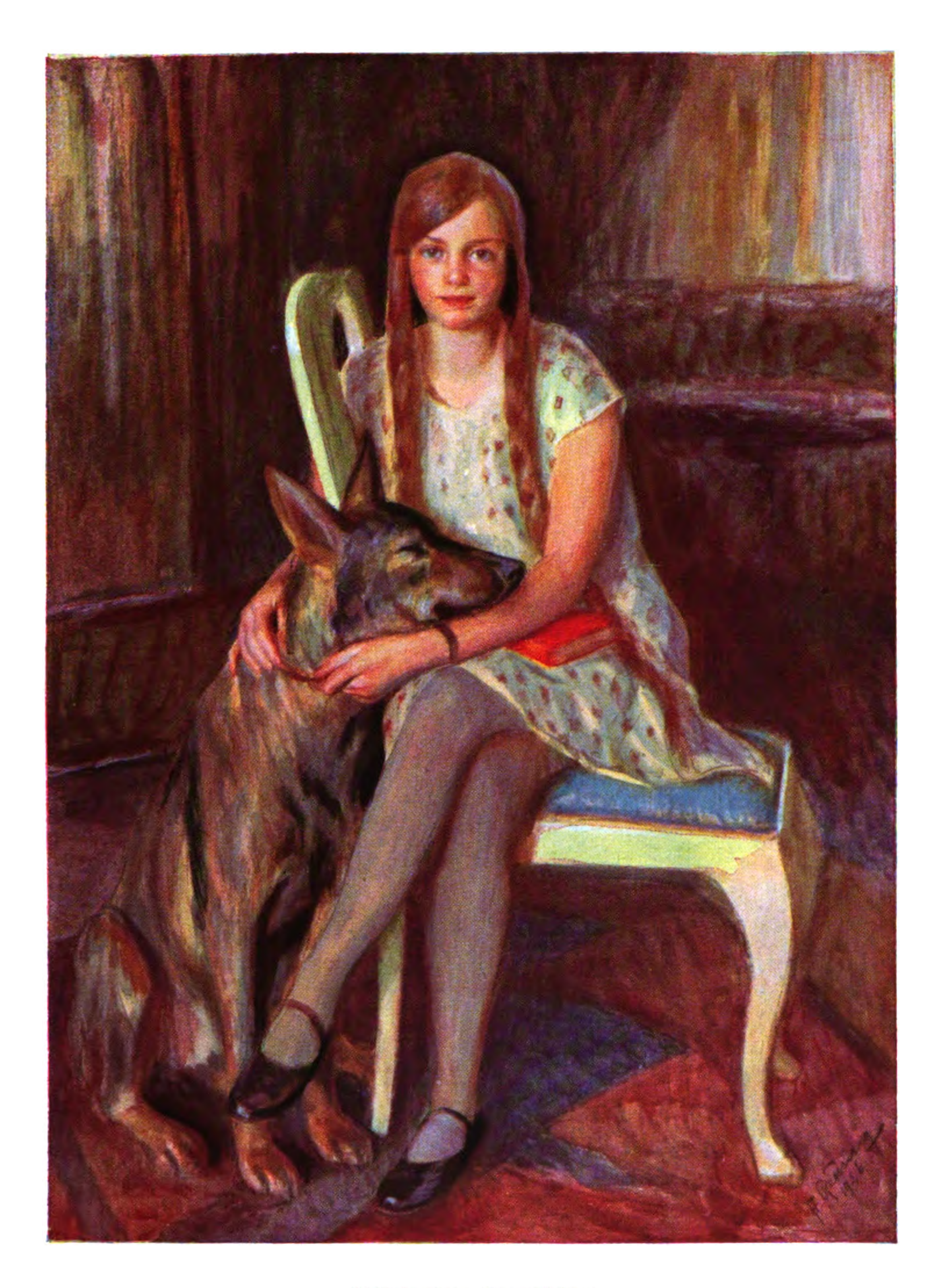

Pastellbildnis

heute eben nur dort denkbar ist. — Sehr früh erwachte in dem Kinde die Bildnerlust. Aber bezeichnenderweise nicht freies Bilden, Schaffen aus einer inneren Vorstellung, wie wir sie sonst bei Kindern finden und wie wir sie heute auch bewußt im Unterricht anregen, sondern Abbilden, Nachzeichnen. Schon im ersten Schuljahr zeichnet er Arbeiten älterer Schüler nach, und als der Achtjährige ein langes Krankenlager durchmachen muß — zwei Jahre im Streckbett —, da wird alles Erfaßbare im Elternhaus, Bilder, Gegenstände, auch einige Köpfe nach der Natur mit dem Bleistift festgehalten. Später regt dann der kunstverständige Zeichenlehrer zu Landschafts- und Kopfzeichnen an. Aber die heimliche Liebe geht auf historische Vorwürfe. Römische Geschichte wird eifrig studiert, römische Münzen werden gesammelt, um die Köpfe der Kaiser, deren Taten dargestellt werden sollen, vor Augen zu haben. Kostümwerke werden nach Vorbildern für zeitentsprechende Kleidung durchsucht. Der Vater muß in seinen Freistunden mit Armen und Beinen und allerlei Stellungen Modell sitzen zu den Kompositionsversuchen in weltbewegender Historie. Immer war es also das Inhaltliche, was diese junge Bildnerlust reizte.

Ansonsten war die Schule ein unerfreuliches Kapitel. Erlösung war der Übertritt auf die Düsseldorfer Kunstakademie. Das ausgesprochene Zeichentalent hatte den Eltern die Entscheidung leicht gemacht, Professoren hatten übrigens lange schon dazu geraten. Ein Künstlerleben lag eindeutig vor dem Jüngling. Konnte die ganze Veranlagung darein münden? Viel Lust zur Bastelei, zur Technik blieb unerfaßt. Und so war schon hier ein Problem für das ganze spätere Schaffen festgelegt: wie wird dieser Hang praktischer Betätigung einbezogen in die freie Kunst?

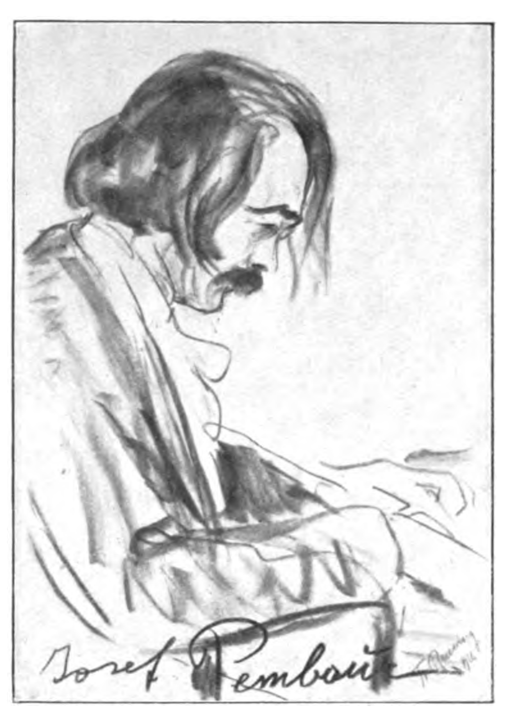
Frohe Studienjahre auf der Akademie. Wir wundern uns zu hören, daß die beiden ersten Jahre ganz dem Streben um römische Geschichtskompositionen gewidmet werden durften. Das war in den ersten neunziger Jahren, zu einer Zeit also, als in Frankreich längst der Impressionismus gesiegt hatte, als auch in Deutschland aller Historienstaub weggeweht wurde von frischem Sehen der natürlichen Dinge. Es ist hier nicht der Ort, über die damalige Düsseldorfer Akademie zu urteilen. Immerhin glauben wir, daß die Kunstschule die Pflicht hat, — heute und immer! — dem Jünger eine breite Basis des Sehens und des Könnens zu schaffen, daß sie ihm den Schatz innerer Vorstellungen auflockern soll, damit sich darauf das freie Schaffen


Bildnisstudie



Bildnis. Gemälde

des Gereiften entfalten könnte. — In gewisser Hinsicht erfüllte Arthur Kampf, der Klassenlehrer, diese Forderung seines Lehrberufs an dem jungen Reusing: nach Durchsicht vieler Skizzen und vor allem von Porträtzeichnungen und Ölstudien riet er ihm, seinem hervorstechenden Talent zur Porträtmalerei nachzugeben, nur darin zu arbeiten. Ein guter Rat war das, weil er von der theaterhaften Historienmalerei, dem Erbgut damaligen Akademiebetriebs, abriet. Ein schlechter Rat aber, weil er alle Anschauung freier Natur einerseits, alle Regung zu freiem Gestalten anderseits, unbeachtet ließ. Und aus diesen beiden Komponenten des Schauens soll sich doch erst Bildnismalerei emporheben, nach Wilhelm Trübners Wort der „Parademarsch der Malerei". Immerhin: die lebendigsten Impulse des jungen Künstlers hatte dieser Rat befreit, das zeigte sich an den Früchten: noch als Meisterschüler der Akademie — in der Klasse Klaus Meyers — malte er das Bildnis eines jungen Mädchens „Mira", das ihm auf der Internationalen Ausstellung des Münchner Glaspalastes die Goldene Medaille eintrug. Das Gesellenstück war geliefert, die Wanderjahre konnten beginnen.



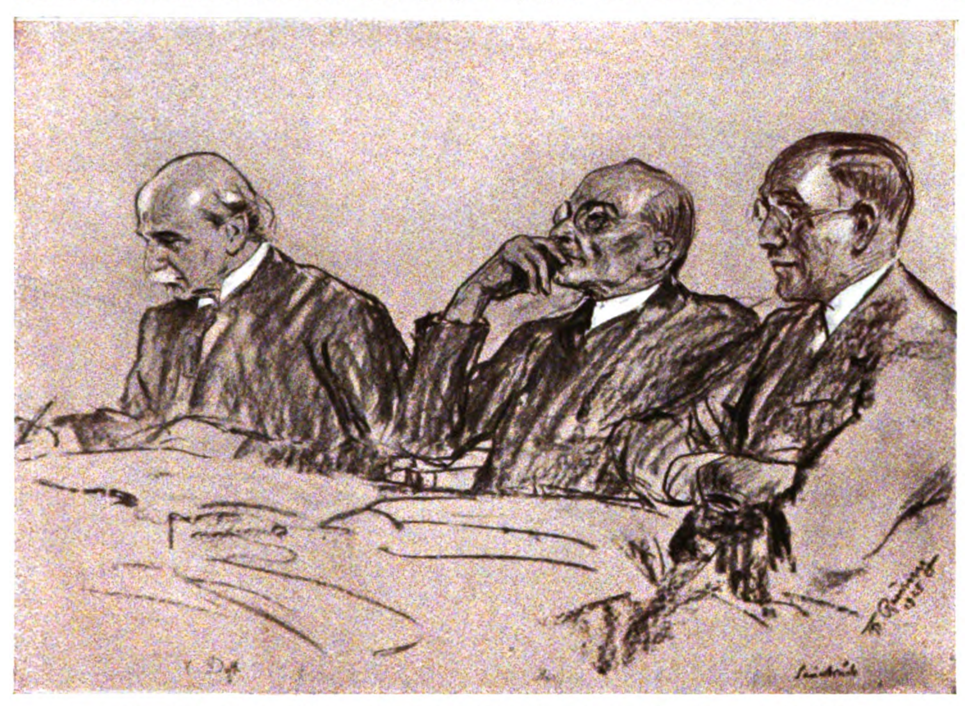
Josef Pembaur am Klavier. Kohlestudie

Aber neidische Gestirne schienen immer über den kritischen Fragen dieser Entwicklung zu stehen: auch die reiche Wanderschaft blieb Reusing versagt. Und sie hätte doch die Enge der Schulung nachträglich noch zu weiten vermocht! Dem frühen Erfolg des preisgekrönten Bildes waren schnell zahlreiche Aufträge gefolgt. Der Wunsch, von des Vaters Taschen möglichst bald loszukommen, trieb zur Übernahme des Gebotenen. Der Kampf zwischen Auftrag und freier Lösung begann: das typische Schicksal des Porträtmalers.

Besuch einer Münchner Malschule war zu kurz, um nachhaltig zu wirken. Flüchtige Reisen nach Paris, Holland und Belgien waren ganz auf das Studium der großen holländischen Porträtisten abgestellt, deren Seelenkunst wahlverwandt anzog. Das Problem des großen Bildnisses in Öl zeichnete die künftige Schaffensbahn des jungen Künstlers eindeutig in die Zukunft.

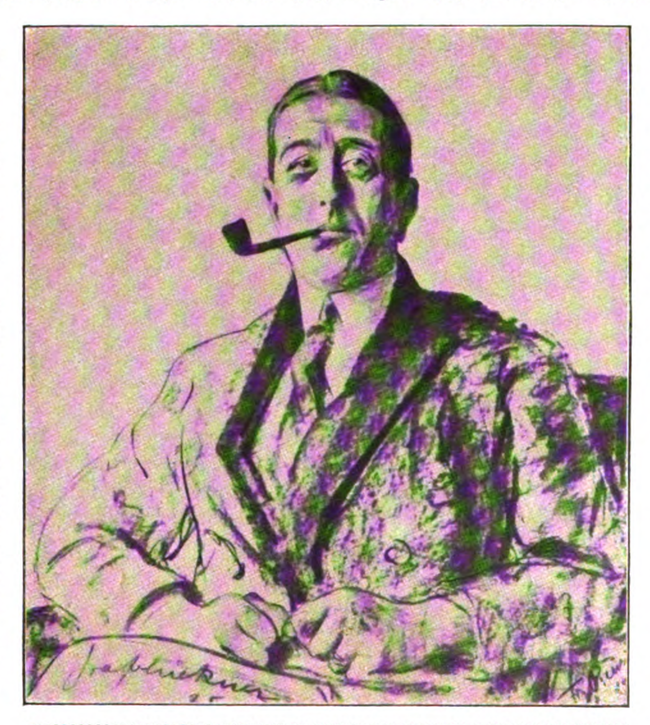
Wir können die weitere Entwicklung Reusings hier nur andeuten durch Nennung äußerer und innerer Erfolge. Das Jahr 1914 brachte die mention honorable, in Wien die Goldene Staatsmedaille. Die Düsseldorfer Akademie ernannte Reusing im Jahre 1924 zu ihrem Ehrenmitglied. An inneren Erfolgen wären jene Porträts aufzuzählen, an denen das künstlerische Weiterkommen ruckartig sich zeigte. Sie sind in früheren Jahrgängen von Velhagen & Klasings Monatsheften zum Teil abgebildet. Schon die dargestellten Personen zeigen, wie sich Reusings Auftraggeberkreis schnell erweitert und auf die maßgebenden Schichten des Land- und Industrieadels erstreckt hat. In den letzten Jahren zieht Reusing immer bewußter den geistigen Adel in seinen Bereich. Die Kriegsjahre führten dem als Kriegsmaler an verschiedenen Fronten arbeitenden Maler unter vielen andern einige interessante Modelle in Heerführern und scharfen Offizierstypen zu, die seine Menschenauffassung strafften und etwas von der Schärfe der Frontluft in seine Gabe der augenblicklichen Erfassung von Lage und Umständen einströmen ließen.

Hier dürfen wir an die nähere Betrachtung dieser Bilder herantreten, dürfen dies Schaffen auf seine tiefsten Quellen befragen. Überblicken wir die hier abgebildeten Werke der letzten Jahre, so spüren wir in allen als Gemeinsames: dies auf einen starken Augenblick Gestelltsein des Bildes. In diesem starken, triebkräftigen Augenblick treffen sich Künstler und Modell. Es schließt sich ein zündendes Kraftfeld, in dessen Energien ein rein Menschliches zwischen Form und Ausdruck ersteht. Ob Köpfe oder Figuren, ob Männer oder Frauen oder Kinder — dies Menschliche trifft uns aus all diesen Bildern: ein Menschliches, das so nur in einem restlosen Ineinanderströmen der beiden Partner möglich ist. Erinnern wir uns doch einmal an Holbein. Dort kein Ineinander, im



Geh. Rat Prof. Dr. v. Dyk. Geh. Rat Prof. Dr. His. Geh. Rat Prof. Dr. Sauerbruch

Gegenteil ein ruhig ausgewogenes Gegeneinander, auf dessen klarem Gleichgewicht als neutrales Kraftfeld das Bild ersteht. Dort Auseinandersetzung — hier Vermählung, dort Distanz der Pole — hier Ineinanderprall, gegenseitiges Versinken. (Die Sehnsucht zu Holbein ist also wohl gerade durch die polar andere Veranlagung bedingt.) Nicht daß sich das Modell immer vorbehaltlos dem Maler hingäbe. Gerade in den hier abgebildeten Persönlichkeiten finden wir solche von einer gewissen Unnahbarkeit. Aber diese Unnahbarkeit ist zwar erzählt, im Bild aufgezeichnet, doch nicht gelebt. Gelebt ist die Durchdringung, eine erotische Einung von merkwürdig berührender Eindringlichkeit. Wir glauben, nicht nur der dieser Kunst durch lange Vertrautheit Nahestehende empfindet vor diesen Bildern so, auch der ihr Fremde wird



Graf Luckner. Kohlezeichnung



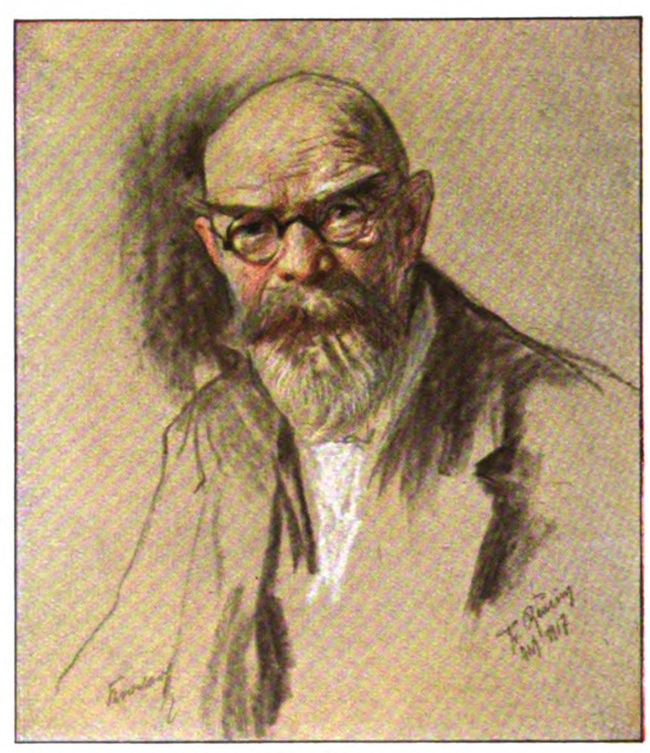


Graf Hermann Keyserling
Pastellbildnis

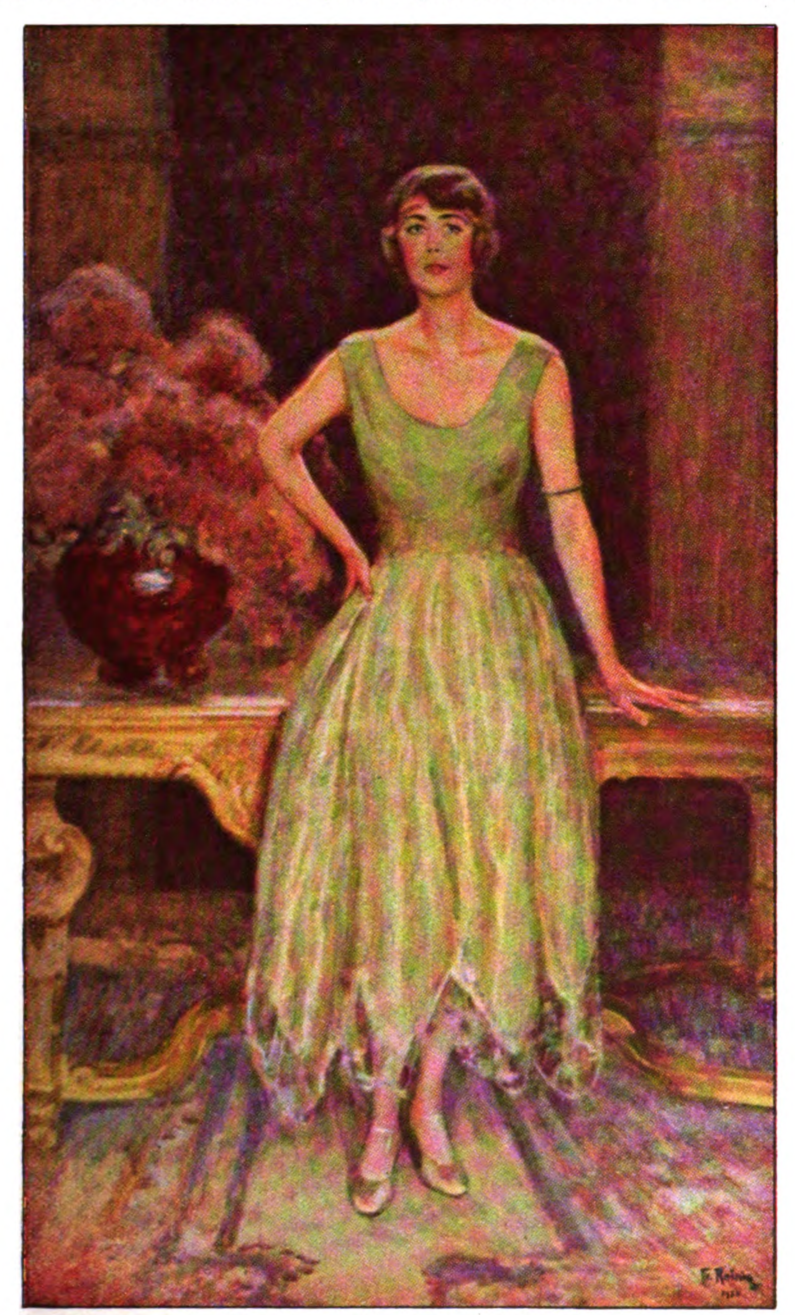
wissem Grad Verzehren. Ein lebendiger, ein erotischer Antrieb ist es, von dem sich Reusing hinreißen läßt, in sein Modell hinein. Und damit glauben wir wirklich den tiefsten Quell dieser Malerei angedeutet zu haben: sie treibt aus Gründen, die tief unter Bildnerei und Aussage in der menschlichen Seele lebendig sind. Das wäre nun gar nichts so Ungewöhnliches: alle Kunst ist da verwurzelt. Das Ungewöhnliche der Reusingschen Art ersteht erst in der Tatsache, daß der aus solchen Urgründen stammende bildnerische Trieb bei seinem Auftauchen in die Kunstsphäre sich kaum wandelt, daß er alle Unmittelbarkeiten des unterbewußten Seelenlebens fast ungeläutert mit heraufreißt, und solcherart — man möchte sagen: zu weit vorstößt ins Lebensmäßige, zu wenig die Objektivierung der Kunstsphäre wirken läßt auf sein Malen.

Man mag dies vom allgemein menschlichen Standpunkt aus als Verdienst oder Mangel auslegen: für künstlerische Tätigkeit trägt es unzweideutige Gefahren in sich. Ein Schaffen, das so ganz und gar auf den Impuls gestellt ist, wird auch immer von der Klarheit dieses davon beim ersten Betrachten berührt. Denn diese Sphäre der Eindringlichkeit beschränkt sich nicht auf den geschlossenen Kreis von Künstler und Modell, sondern bezieht den Betrachter mit ein. Man kann sich dieser Einwirkung entziehen, kann sie sogar als unkünstlerisch ablehnen — denn, wohlgemerkt, wir konstatieren sie hier ja gar nicht als künstlerischen Wert, sondern als persönliche Besonderheit dieser Malerei, dieser Sicht! — abstreiten kann man sie als ersten Eindruck sicherlich nicht.

Hier ist nach der Quelle dieser Besonderheit zu fragen. Hingabe des Modells ist nur in einzelnen Fällen die Ursache. Im Wesen des Künstlers muß diese merkwürdig sich ansaugende Art liegen. Es ist kein Bezwingen des Gegenübers, — vielmehr ein Sich-Hineinsaugen, ein sehr subjektives Erlauschen und bis zu ge-

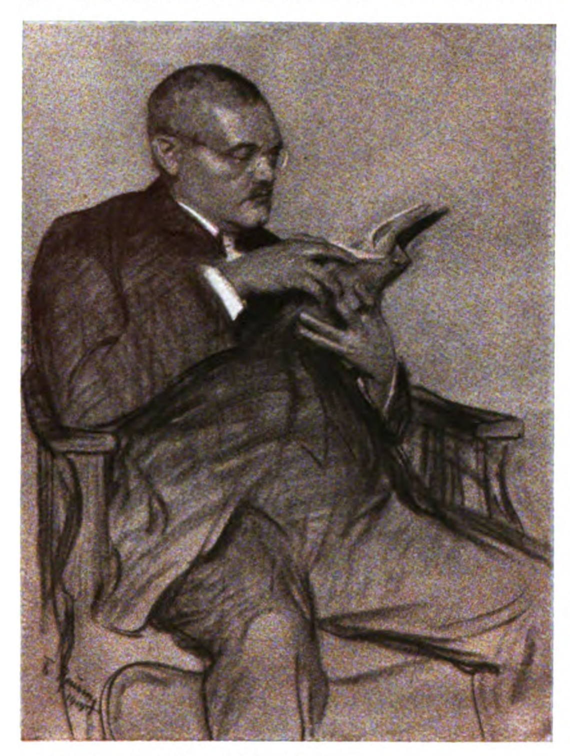


Geheimrat Kirdorf. Pastellbildnis



Bildnis der Baronin Thiele-Winkler

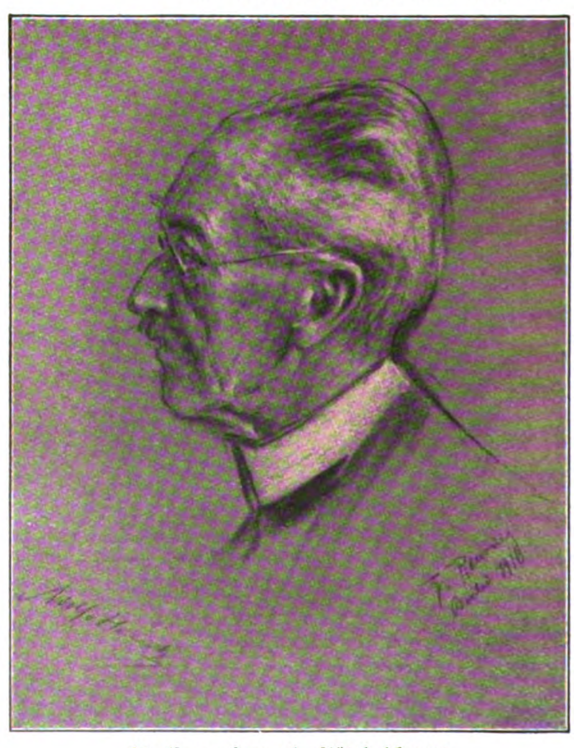
Impulses abhängig bleiben und alle Bedingungen, die eine sorgsam verarbeitete Außenwelt gibt, dringen nur in bedingter Weise ein in das Schaffen. Impuls ist Temperamentsangelegenheit. Wo das Temperament erlischt, endet auch die Produktivität des Impulses. Ein schmerzliches Ringen um das Gelingen des Bildes, d. i. hier um die Erweckung des Impulses, ist oft dessen Folge in solchem Schaffen. Und Reusing weiß darüber zu klagen. Aber dafür kennt er auch das Glück solcher Veranlagung, jenen „Transzustand, in dem ich dann in beglückter Leichtigkeit unbewußt



Geh. Rat Bosch. Kohlezeichnung

Linie der Hände, das fein verästelte Weben der Gesichtsmuskulatur, Augenblicksregungen der ganzen Figur: Reusing erhascht sie im Flug und setzt sie mit einer Sicherheit aufs Papier, auf die Leinwand, daß auch noch für den Betrachter ein Irrtum ausgeschlossen erscheint vor solchem zwingenden Abbild. Unausgesetzte Übungen steigerten diese Fähigkeit bis zur zwingenden Momentaufnahme. Sie scheint Reusing unerläßliche Grundbedingung allen Porträtierens. „So zog ich erst einmal vor, Männer des geistigen Schaffens bei Vorträgen und Sitzungen, während sie sprachen, lebensgroß, einzeln oder in Gruppen, in Kohle zu zeichnen, und dabei boten besonders reizvolle Aufgaben nicht nur der vollständig variierende Ausdruck eines jeden Kopfes, sondern auch die erfrischende Anregung durch das rasche Überschauen von Kopf zu Kopf, die verschärfte Erkenntnis ihrer besonderen Gegensätzlichkeiten und Merkmale."

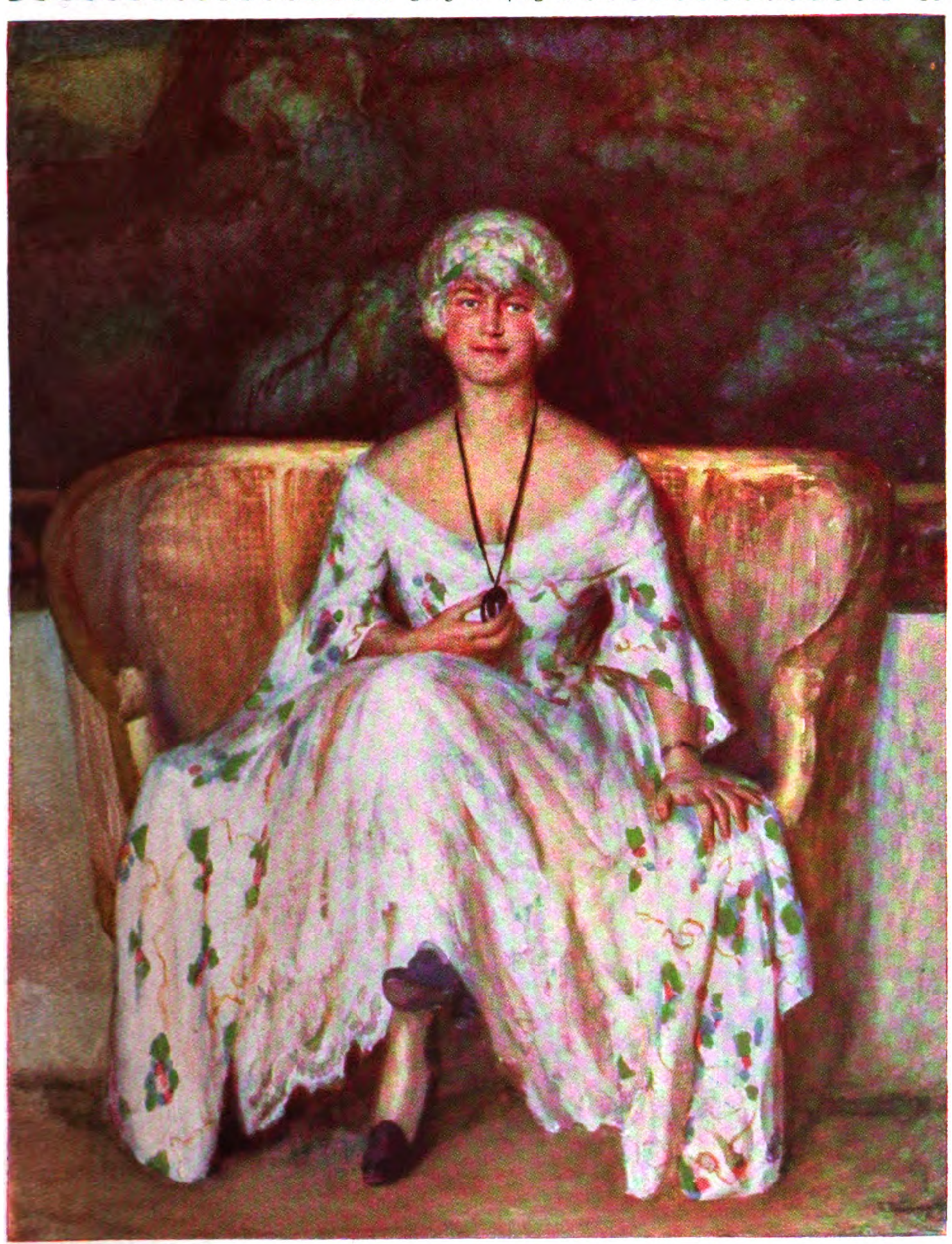
Wirklich, in solchen Momentaufnahmen ist Reusing unübertroffener Meister. Wir sollten gerade heute diese große Begabung des Zeichners besonders hoch ein-



Adolf von Harnack. Rötelzeichnung

viel besseres Farbenempfinden habe und Strich um Strich sitzt, weit sicherer und einfacher, als alles überlegende Wollen erreichen kann. Das sind dann die größten Glücksmomente des Schaffens, ja des Lebens".

Man sieht: eine menschliche Einstellung wirkt hier tiefspurig ein auf künstlerisches Arbeiten. Eine jüngere Generation suchte ja gerade über solche Einstellung hinwegzukommen, suchte dauernde, gewissere Bewährungen für den schöpferischen Trieb. Für Reusing war diese Art so tief in Wesen und Erleben — rheinisches Erleben! — angelegt, daß jene Problematik der Jüngeren gar nicht aufkommen konnte in ihm. Und ein besonderer Vorzug seiner künstlerischen Begabung erleichterte ihm das Festhalten an der überkommenen Veranlagung, ja, verführte ihn dazu, sie noch zu pflegen. Denn Reusing verfügt über eine unerhörte Sicherheit in der zeichnerischen Erfassung der Sichtbarkeit. Es gibt heute nicht viele Maler, die das treffsicher Zeichnerische so beherrschen wie er. Die Kontur eines Schädels, die



Kostümbildnis. Gemälde

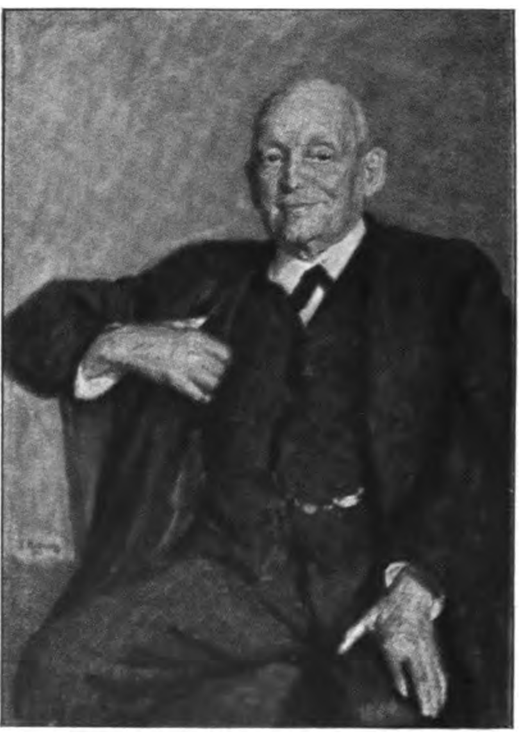
schätzen! — Aber wir müssen zusammenfassend aufsteigen zu höherer Ausschau auf dies Schaffen. Allgemeine menschliche und besondere künstlerische Veranlagung, Eros und Zeichnung trieben bei Reusing notwendig auf naturalistisches Sehen hin. Man kann bedauern, daß einige Versuche in der Landschaftserfassung nicht weiter ausgebaut wurden, sie hätten dies Sehen bereichern, vor allem, sie hätten von einem allzu triebhaft vordrängenden Ich ableiten, zu ruhig abwägender Überschau über alles Sichtbare hinführen können. Aber dieser menschliche Impuls verlangte das Menschliche als Objekt. Von dieser Grundveranlagung aus war die Bildnismalerei der eindeutige Weg in ihre Erfüllung. Das Bildnis als Schaffensaufgabe mußte, da keine breiter an-

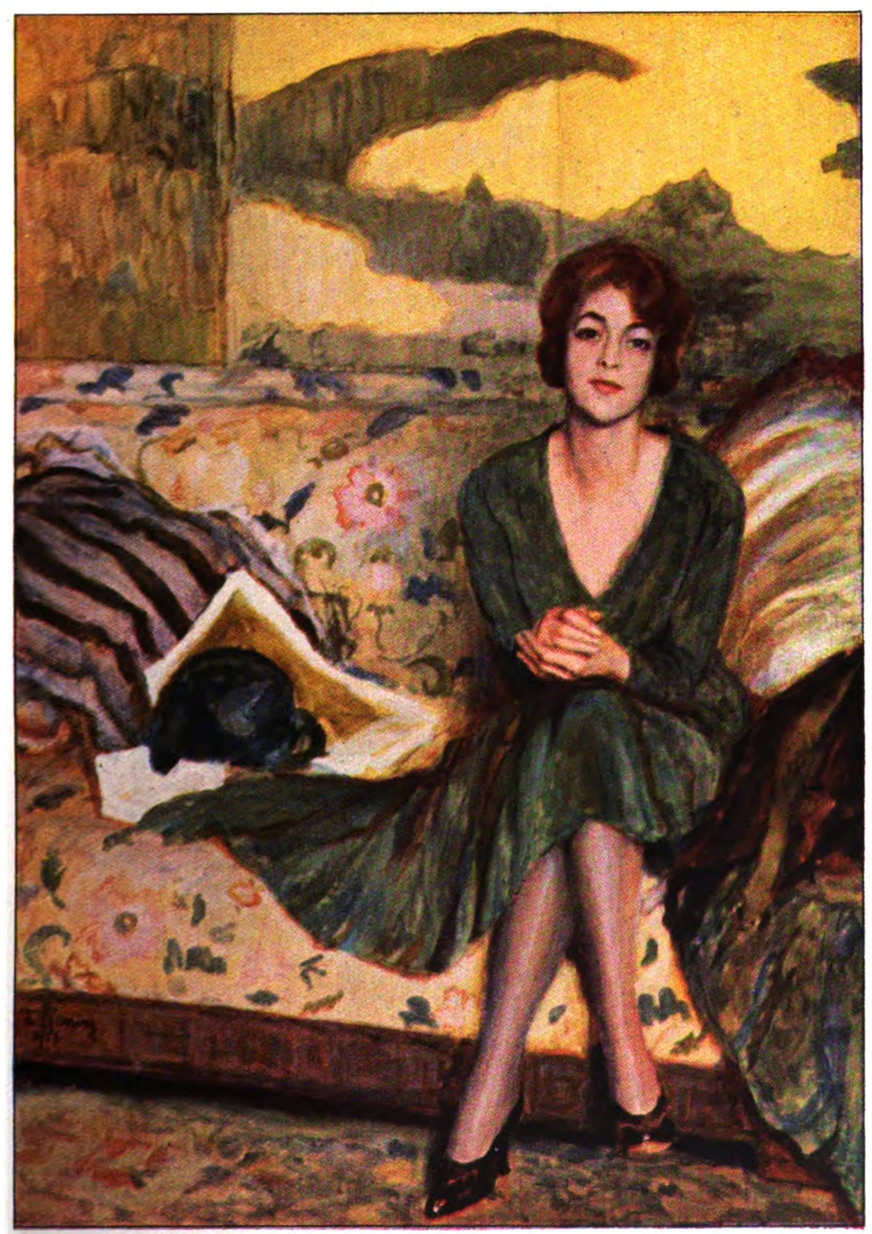

Bildnisstudie

gelegte Schulung dies Talent unterbaute, als die einzig richtige erscheinen. So muß er sagen: „Auf modernen Akademien wird dem Porträtfach viel zu wenig Wert beigemessen. Der Porträtmaler muß doch gleichsam als Chronist seiner Zeit die Menschen wiedergeben, ganz abgesehen von künstlerischen Richtungen des Augenblicks. In dem Dargestellten muß man den ganzen hastigen Zeitgeist, die kalte Nüchternheit, Oberflächlichkeit und Sinnlichkeit neben feinsinniger Anmut wiedergeben, und um das mit Sicherheit und überlegen fassen zu können, muß der werdende Porträtmaler immer wieder zeichnen und zeichnen, um die Form zu beherrschen und an ihr dauernd psychologische Studien zu betreiben." Diese naturalistische Menschenerfassung wird aus ihrem eigensten Gesetz heraus geleitet, im Antlitz, im Auge den Eindruck des zu Erfassenden gipfeln zu lassen. Ganz besonders für Reusing. Hier im Auge vermochte der vordrängende Impuls zu münden, hier auch fand die zeichnende Hand ihr reichstes Betätigungsfeld. In der Erfassung des menschlichen Blicks erkannte der Maler immer bewußter sein künstlerisches Ziel. Er sagt: „Zu fühlen, wo und in welchen Momenten, vor allem im Ausdruck des Auges, sich die eigenste Wesensart des zu Malenden zeigt, ist natürlich Gefühlssache. Aber der Ausdruck der Empfindung gibt sich doch nur durch den Wechsel der Nervenzuckungen in der Gesichtsmuskulatur und vor allem der Muskulatur um die Augen herum zu erkennen. Dies stellt sich uns optisch dar, und wir müssen die Form so beherrschen, daß wir sekundenrasch begreifen, was aus der erkannten Form wiederzugeben ist. Die mehr oder weniger feststehenden Drehpunkte der sich bewegenden Ausdrucksmuskulatur, z. B. des Auges, sind die Tränendrüsen und der äußere Augenwinkel. Aus der Lagerung der oberen und unteren Augenmuskulatur, der dadurch mehr oder weniger beschatteten Pupille und Iris ergibt sich der Lebensausdruck . . ."

Solche Worte mögen das ernste Studium, das hinter solcher Augenerfassung steht, beleuchten.

Als A und O der Malerei erscheint Reusing immer die Ölfarbe. Um sie kämpft er den härtesten Kampf. Und um nicht in ihr zu erstarren, wechselt er die Techniken, versucht sich im Aquarell, was seiner impulsiven Art am meisten liegen muß, übt sich im Pastell, in der Farbstiftskizze und in


August Thyssen. Gemälde



Dame vor japanischer Goldwand. Aquarell

Kohle auf Rötelpapier. Er paßt alle diese Techniken schmiegsam seinem Modell an, und so gelingt ihm oft eine zwingende Unmittelbarkeit der Erfassung eines bestimmten Wesens.

Unter seinen Porträtzeichnungen sind Blätter, die zum Stärksten gehören, was heute in dieser Art geschaffen wird. Seine Erotik zieht ihn zum Weibe. Manchmal verliert er sich darin. Im Herrenporträt, das ihm von dieser Seite her Objektivität wahrt, gelingt ihm der oft monumentale Wurf problemloser. Er weiß da eine markante Stellung wuchtig im Augenblick zu fassen und in eine über den Augenblick dauernde Größe zu steigern. Manchmal schießt auch seine zeichnerische Begabung mit solcher Intensität ins Ölporträt ein, daß — wie im alten Thyssen — fast brutal ähnliche Bildnisse entstehen.

In dieser zwingenden Ähnlichkeit erstrebt er das höchste Kriterium seiner Malerei.



Bildnis eines Schweizer Herrn

nen Unfähigkeit. Ein Bildnis muß nicht nur schlechthin ähnlich sein, sondern muß jedesmal das Absoluteste dieses nur einmal gewesenen Wesens darstellen.“ — Wir hoffen, durch die Aufzeigung der Grundimpulse dieses Schaffens die Erkenntnis vorbereitet zu haben, daß dieses Streben nach Ähnlichkeit nur die tiefe Ehrlichkeit dieser Entfaltung dartut. Dieser Veranlagung mußte Ähnlichkeit höchstes Ziel sein.

Und damit kommen wir von der Betrachtung des Menschen zurück. Dürfte man anders schließen bei der Überschau über ein Werk, das so tief im Menschlichen des Trägers wurzelt! Nur wer tief genug in diese Malerei eindringt, spürt die Lauterkeit des Wesens, die dahinter treibt. In der künstlerischen Arbeit schafft sie jenen spontanen Kontakt zwischen Maler und Modell, dessen Widerglanz uns aus all diesen Bildern entgegenleuchtet. In der künstlerischen Arbeit hält sie ihn auch zurück von aller Modernität, die ihm Lüge wäre. Sein Erlebnis bindet ihn an den Naturalismus: er trägt es aus ohne irgendwelchen Kompromiß an Zeitlage und Mode. Und diese Treue zu sich selbst durchwaltet auch sein

Er sagt: „Den Einwurf, auf Ähnlichkeit komme es nicht an, nur malerische Werte kämen in Betracht, halte ich für falsch, und nur für eine Entschuldigung der eige-

Leben. Und er überträgt sie auf die, die mit ihm sind. Hier ist der Punkt, wo jeder, der dies erfahren durfte, schweigend dieses reichen Herzens gedenkt.

Das Goldstück

Novelle von Hans Grimm

Die drei Deutschen M., F. und B. befanden sich auf der Flucht.

F. hatte auf der Farm Sus, in einem abgelegenen Teile Deutsch-Südwestafrikas, einen Buschmannräuber erschossen, als es du oder ich galt. Er hatte es der englischen Besatzungspolizei selbst angezeigt.

Von B. waren einem schwarzen Kerl, der der anordnenden deutschen Frau nach dem Siege der Engländer und Buren ins Gesicht spie, offen vor dem Hause ein paar an den Schädel gegeben worden; da hatte sich der Kerl nach Verdauung der Schläge wortlos davongemacht zur Sippschaft irgendwo in der Ferne am Okawango oder Kunene. Spitzel sagten aus: der Ovambo Jeremias, oder wie er sonst hieß, ist fort, er ist sicher an dem Schlage gestorben, er ist ermordet, er ist verscharrt worden. Zwar ließ es sich durch nichts geradeaus dartun, und in sämtlichen aufgewühlten Ameisenhaufen der Umgegend waren keine Menschenknochen zu finden, aber die südafrikanischen Engländer und Buren hatten Urteile gegen die Deutschen nötig zu einem Weißbuche, darin, für jene aufgeregte Zeit passend, dargestellt werden sollte, wie schlimm die Deutschen es in ihrer Kolonie trieben. Also wurde den beiden der Prozeß gemacht und das Urteil gesprochen, daß sie hängen sollten als Mörder. Weil jedoch alle Landsleute aufschrien und es auch auf die Vollstreckung weniger ankam als auf die böse Nachrede, folgte dem Urteile die Begnadigung zu zehn Jahren Zuchthaus.

Im Weihnachtsmonat 1918 waren die beiden Gefangenen im Gefängnis zu Windhuk das lange Zuwarten, daß nach Beendigung des Weltkrieges die Kolonie wieder deutsch werde und ihre Entlassung geschehe, müde geworden. In der Christnacht feilten sie sich durch die Eisengitter der Krankenstube des Gefängnisses und begannen die Wanderschaft nach Norden. Sie wollten sich dort verborgen halten, bis Deutschland und der deutsche Richter von neuem da seien, und wollten für die vorläufige Freiheit Hunger und Fieber und Gehetztsein in Gottes Namen in Kauf nehmen. Hunger und Gehetztheit und Angst wurden ihnen reichlich zuteil. Um Ostern 1919 war der Friede in Europa immer noch nicht fertig; sie begriffen, daß sie etwas unternehmen müßten, um nicht vorzeitig wieder gefangen zu werden oder in irgendeinem der wechselnden Verstecke vor Entkräftung zu enden.

Sie hörten, M., der Jäger, sei in ihrer Nähe und werde von den Engländern gesucht wie sie, und sein Steckbrief klebe neben dem ihrigen an öffentlichen Gebäuden und Polizeistationen. Sie wußten, M. hat überall zwischen hier und dem Kunene und Okawango gejagt bis weit hinein in das portugiesische Land Angola, er kennt jeden Negerpfad. Sie hörten: „Mit M. geht das so zu: M. ist bei Übergabe der deutschen Schutztruppe an Botha auf seine Farm entlassen worden. Er hat dann unternommen, den gefangenen deutschen Offizieren in Okanjande zum Entkommen nach Deutsch-Ostafrika zu dienen, er sollte ihr Wegekundiger sein und den Wagen beschaffen. Das Unternehmen ist im letzten Augenblick verraten worden, und die Burenpolizei hat ihn abgeholt wegen des beiseite geschafften Wagens, aber da ist er weggeritten; seitdem sind die Engländer hinter ihm her. Er weiß bestimmt, daß sie ihn an die Wand stellen wollen. Er will das lieber nicht mitmachen, er hat jetzt vor, nach Angola zu gehen, hier wird ihm der Boden zu heiß; und denen, die ihm nachts Essen und Trinken vor die Türen stellten, wird schon lange aufgepaßt, und er will nicht, daß seine Freunde seinetwegen ins Elend geraten." Sie hörten es und verstanden auch den Wink.

Sie sandten eine Botschaft an den Jäger, und im April kamen sie eines Nachts mit ihm unter dem großen Baume im Otjihaenena-Tale, das heißt im Schlüsseltale, zusammen. Sie wurden sich rasch einig über die gemeinsame Weiterflucht nach Angola. Sie sagten alle drei: „Wenn einer, der uns etwas zukommen läßt, erwischt und landesverwiesen wird, wer möchte an so etwas schuld sein? Und die ewige Furcht vor Entdeckung und daß man immer nur mit einem Auge schlafen soll, das hält niemand aus. Von Angola haben die Portugiesen die deutschen Gefangenen nach Deutschland geschickt; wenn es nicht anders ist und die Murkserei mit dem Frieden noch lange dauert, läßt man sich von Angola nach Deutschland schicken."

M. sagte: „Pferde und Waffen besorge ich, dazu reicht das Bargeld, das wir zusammen haben. Und ich weiß einen, der uns beides verkauft. Auf meinen Wegen kommen wir durch."

Sie machten einen Tag aus im Mai und eine Stelle, wo die Pferde stehen und Waf-

fen und Proviant versteckt liegen sollten. Es klappte auch alles richtig. Unbeobachtet ritten sie ab von den letzten Farmen in die große Wildnis hinein; und die ersten Wochen der Weiterflucht durch die einsame Buschsteppe und leuchtende Sonne, unverfolgt, mit zähen Pferden zwischen den Beinen und guten Waffen im Gewehrschuh, mit erjagtem und nicht erbetteltem Fleische, waren beinah glückliche und jedenfalls stolze Wochen.

Um den Okawango herum an der Grenze trafen sie wieder auf Menschen, erst auf Bastardhändler und dann auf einen portugiesischen Hauptmann. Sie meinten, es sei besser für alle Fälle, noch einmal zu lügen, obgleich es nach den Wochen der Freiheit und Einsamkeit gar nicht leicht war. Sie erzählten den einen: „Wir sind Deutsche, die in Rhodesien und am Ngami gejagt haben. Wir haben vom ganzen Kriege nichts gewußt. Wir wollen jetzt nach Europa von Lobito aus.“ Sie erklärten dem andern: „Wir sind Schweizer, wir kommen von der Jagd in Rhodesien, die Papiere haben wir verloren. Schön, wir werden uns im nächsten Fort melden und um Ausweise bitten.“

Sie ritten im weiten Bogen um dieses Fort herum, aber die Missionsstation Kalulu der Amerikaner, die ritten sie an. Auf der Missionsstation erfuhren sie: „Der Friede ist unterzeichnet worden, und Deutsch-Südwestafrika sind die Deutschen quitt samt allen anderen Kolonien. Schließlich habt ihr es nicht besser verdient.“ Der Amerikaner sagte nicht: Deutsch-Südwestafrika, sondern Damaraland, wie von Angola aus nach einem Teile das ganze deutsche Land benannt wird.

Sie antworteten: „Was? Was?“ Und wurden grob. Südwestafrika nicht wieder deutsch, das bedeutete für sie, daß ihnen jede Rückkehr abgeschnitten blieb für Zeit und Ewigkeit.

Der Amerikaner sagte: „Auf der französischen katholischen Station sitzt ein Rheinländer, fragt den!“

Der rheinische Pater sagte: „Ja, ich habe es ebenso gehört. Es klingt ganz unbegreiflich, wenn das Friede sein soll. Aber die Schweizer Farmer in Libollo, die haben schon Zeitungen, das weiß ich bestimmt.“

Die paar Tage vom Amerikaner bis zu den Schweizern begannen sie sich etwas an den Gedanken zu gewöhnen, oder vielmehr sie besprachen während der paar Tage zwischen Kalulu und Libollo, welches die allernächsten Folgen für sie selber seien, wenn der Aberwitz sich zu einem Teil als wahr erwiese. Sie kamen überein, daß, so der Friede geschlossen sei, auch ihre Flucht zu Ende wäre. Sie könnten nicht zurück nach Südwest, aber heim nach Deutschland kämen sie nach Friedensschluß auf portugiesischem Schiff allemal und ungestört. Daß die unsichere Flucht nun aufhören sollte, schien uneingestanden ein leiser Gewinn.

Kurz vor Libollo verloren sie das vierte Pferd, das Packpferd, durch Schlangenbiß. Sie sagten: „Na ja, lebendig machen läßt sich das alte Mädchen nicht wieder. Gut, daß die Sache zu Ende geht.“

Die Schweizer hatten Zeitungen. Der Friede war geschlossen, der Amerikaner hatte alles richtig angegeben, nur sämtliche Bedingungen hatte er noch nicht gekannt. Die Schweizer Farmer sagten: „Ach ja, das ist nun so! Ach ja! Aber für Sie drei sind die Dinge klar. Wir fahren Sie nach Benguela. Sie stellen sich dem portugiesischen Gouverneur vor. Sie bekommen einen Ausweis bis zum Hafen. Sie setzen sich in Benguela auf die Bahn und fahren nach Lobito und gehen auf den Dampfer. Sie hält niemand mehr auf. Wer soll sich um Sie hier kümmern, wenn Sie gar die Heimfahrt aus eigener Tasche bestreiten und keine Heimbeförderung verlangen wollen?“

Sie blieben acht Tage bei den Schweizern, um sich auszuruhen. Beim Besuche in Benguela gaben sie an: „Wir sind drei Deutsche. Wir haben uns am Zambesi verborgen gehalten wegen des Krieges. Wir haben ein Packpferd im Fluß verloren. Unsere Papiere waren in den Packtaschen. Wir können den Preis der Heimfahrt erlegen. Wir bitten um einen Paß aus dem Lande.“

Sie erhielten einen Ausweis und sogar Freifahrscheine bis Loanda; große Fragen wurden nicht an sie gestellt. Sie sagten draußen: „Na, Gott sei Dank!“

Die Schweizer sagten: „Seht ihr's. Warum sollte der Portugiese jetzt noch Deutsche aufhalten wollen?“ Die drei verkauften ihre drei Pferde an die Schweizer, sie verkauften dem Wirte des Gasthauses in Benguela die drei Büchsen; mit den Selbstladepistolen ging es eigentümlich zu, sie schwankten, ob sie diese mitnehmen, ob sie diese auch an die Schweizer oder sonstwen zu verkaufen versuchen sollten; sie hatten dann alle drei den gleichen Einfall. Sie erklärten den Schweizern: „Die zwei Selbstladepistolen lassen wir einfach bei euch. Wenn sie keiner von uns mehr abholt, dann gehören sie euch. Wir schulden euch ohnehin Dank.“ Den Erlös für die Pferde und Gewehre teilten sie in drei Teile. Und was nicht gleich notwendig zu brauchen war von

den goldenen englischen Pfundstücken, das nähte jeder bei sich ein, wie es ihm am sichersten schien.

★

Das Schiff in Lobito sollte portugiesische Truppen heimführen nach Lissabon. Das kleine Wirtshaus im Hafenorte war voll von essenden Soldaten. Die drei kamen vom Bahnhof aus hin und aßen zwischen den Portugiesen. Beim Essen sagte V.: „Dort ist ein Kerl, der fortwährend herstarrt, zu den Portugiesen gehört der nicht."

M. antwortete: „Er sieht aus wie ein Engländer. Was will der uns? Nichts."

Sie gingen nach dem Essen an den Strand hinunter und liefen bis fünf Uhr nachmittags spazieren, dann zogen sie sich wieder auf das Schiff zu. M. war ein wenig zurückgeblieben; als er aufkam, sah er die Genossen im Gespräche stehen mit dem Engländer, da ging er für sich auf und ab; er dachte nichts Böses; er hatte nur keine Lust, jetzt vor der Abreise und gleichsam am Ende der Flucht an, sei es ärgerlichem, sei es gleichgültigem Gespräche mit einem Wildfremden teilzunehmen.

Nach zehn Minuten des Wartens wurde er dennoch ungeduldig und trat hinzu mit dem Gruße: „Guten Abend."

Just da sagte der Engländer: „Wo kommt ihr also her? — Weil euch die Antwort so sehr schwer zu fallen scheint, will ich euch dazu verhelfen: ihr seid die beiden Mörder, die aus dem Windhuker Gefängnis entsprungen sind. Und über den dritten Herrn hier werde ich auch bald Bescheid wissen."

Sie taten noch, als verstünden sie ihn nicht, und fragten sich scheinbar gleichgültig: „Was will der Bruder? Verstehst du's?" Und antworteten sich: „Er muß einen Vogel haben." Aber dann waren unversehens portugiesische Polizisten da und verlangten die Papiere zu sehen. Sie zogen die Ausweise des Gouverneurs von Benguela samt dem Freivermerk bis Loanda aus der Tasche. Die Polizisten sahen den Engländer an, der Engländer sagte: „Verdammt! Aber sie sind es doch!"

Sie sagten zu den Polizisten: „Was hat dieser Mann hier eigentlich zu verrichten?" Und eine Zeitlang waren die Polizisten unsicher, was sie tun und lassen sollten. Sie traten achselzuckend von einem Fuß auf den andern, und daß sie an dem englischen Mahner und der englische Überwacher an ihnen keine Freude hatte, war unschwer zu erkennen.

M. flüsterte: „Wir müssen flüchten! Wir müssen weg."

Die andern erwiderten mit steifen Mienen: „Wie? Jetzt am hellichten Tage? Wie? Wir können eben nichts anderes tun als das Gesicht wahren."

An dem gelegentlichen Wortwechsel des Engländers und der Portugiesen nahm plötzlich ein portugiesischer Hauptmann teil, der auf seinem Gange zum Schiffe stehen geblieben war. Sie sahen unauffällig hin und erkannten ihn gleich unter heftigem Erschrecken. Er rief: „Die drei? Die drei sind mir am Okawango begegnet. Sie behaupteten, Schweizer zu sein und aus Rhodesien zu kommen. Wenn sie sich in Benguela als Deutsche ausgegeben haben, dann muß etwas mit ihnen verkehrt sein."

Da berührten die Polizisten ihren Arm und sagten: „Gefangene."

Sie wehrten sich nicht. Sie erwiderten: „Gut, wir gehen mit zum Vorstand, gut. Er muß die Sache sofort in Ordnung bringen. Unser Gepäck ist schon auf dem Dampfer. Vor der Abfahrt muß der Irrtum unbedingt aufgeklärt sein, mit müssen wir."

Der Vorstand war höflich genug, aber der Engländer preßte, und das Ferngespräch nach Benguela mißlang, und da blieb er so unentschieden wie höflich. Sie setzten durch, daß sie an den Dampfer zurückgeleitet würden, um das Gepäck — das Gepäck, das aus kaum mehr als zerschlissenen Decken bestand — wieder abzuholen. F. und V. meinten, seien sie erst an Bord, werde der mitgesandte Polizist sie nicht bedrängen und knapp vor der Abfahrt aus dem Auge verlieren, und sie könnten also doch fortkommen; und vielleicht war es auch so gemeint. Indessen hing sich der Engländer an den Zug als selbstbestimmter Aufpasser und ging mit an Bord. Und auf Deck trat der Hauptmann hinzu, und er und der Engländer redeten auf die drei ein, und obgleich sie abwehrten mit kurzen, vorsichtigen Worten, als sei alles ganz unverständlich, bildete sich doch ein geschlossener Kreis Neugieriger um sie. Und sie konnten dem Polizisten nicht aus den Augen, wenn dieser es gar noch mehr gewünscht hätte als sie selber. Da ordnete er endlich an: „Es wird Zeit. Bitte, nehmen Sie Ihre Sachen jetzt auf und kommen Sie."

Es war dunkel. Eine kleine Mondsichel stand am Nachthimmel. Der Zugang zur Anlegestelle der Dampfer vom Orte und also von der Anlegestelle der Dampfer zum kläglichen Orte führt lange hin über eine schmale Landzunge, davon rechts und links sich Lagunen befinden. Neben den Schienen und dem Wege lagen Maissäcke geschichtet, die verladen werden sollten, wegen des

mangelnden Raumes eine sehr lange Mauer von vollen Säcken. Die Gefangenen hatten zwei portugiesische Polizisten, etliche schwarze Askaris und als völlig ungebetenen Begleiter den englischen Geheimagenten um sich. Sie schritten ruhig. Als sie an die Mauer von Maissäcken kamen, sagte der Jäger bei ganz ruhiger Stimme: „Nun los, versteht ihr! Tut, was ich tue!"

Dann gab es ein paar zornige Stöße, dann fluchte der Engländer, und er und die Polizisten ließen Pfeifen trillern durch die Nacht, und die Askaris und schiffwärts marschierenden Soldaten brüllten: „Alarma, Alarma, Alarma!", und was auf der Landzunge war, rannte und raste zwischen Bahnwagen und Maissäcken und Schienen und Schuppen hin und her und schrie sich an. Die drei Flüchtlinge fielen nach tausend Meter keuchend in Schritt. Tiefer Sand und hindernde Schwellen machen einen Lauf im Dunkeln verflucht anstrengend. Sie waren gleich beieinander. Am Ende der Landzunge stand ein geballter Trupp Schwarzer auf dem Bahndamme, vielleicht hintelephoniert. Die drei sprangen wie böse Tiere in den Trupp, da gab dieser Fersengeld. Die drei waren sich einig: „Nur weg von der Küste, nur den Bergen zu!" Aber so oft sie vom Bahndamme herunter versuchten, gerieten sie in Wasser und Sumpf, und das Wasser wurde jedesmal tief. Erst nach 5000 Metern gelang es, sie kamen Berge hinauf, sie gewannen Aussicht in die Nacht, auf den kläglichen Ort und — auf den Dampfer, der die Reise begonnen hatte und mit vollen Lichtern nach Norden fuhr. Sie sahen, daß sie alle drei hindeuteten, sie sagten nichts. Sie liefen dann noch die ganze Nacht durch.

Sie beschlossen: „Wir müssen erst nach Libollo zu den Schweizern. Wir müssen die Pistolen wiederhaben. Wir müssen uns erkundigen, wie unsere Flucht dargestellt ist und was über uns bekannt ist. Wir müssen uns Sachen anschaffen. Wir müssen auch ein paar Tage verschnaufen. Dann bleibt nichts übrig, als daß wir den Marsch nach Spanisch-Guinea versuchen, und wenn es weiter ist als von Köln nach Moskau und wenn es durch die Regenzeit geht. Außer Spanisch-Guinea ist alles feindlich."

Sie gelangten ohne Karte und ohne zu wagen, sich bei Weißen oder Schwarzen zu erkundigen, nach einer guten Woche wirklich auf das Hochland von Omambolo, wo die Schweizer ihre Farmen hatten. Sie wußten selbst kaum, wie es glückte, da sie doch nur des Nachts wanderten und Hunger litten und fieberten.

Aber eines Morgens lagen die Häuser von Libollo unverkennbar vor ihren Blicken. Sie gingen am Abend hin, da waren die beiden Wohnhäuser dunkel und verschlossen. Sie klopften vorsichtig. Niemand kam heraus. Dann begann M. zu lachen. Er sagte: „Wir sind schon dumm geworden, wir können schon nicht mehr sehen; der große Ochsenwagen fehlt ja, sie sind irgendwo auf Pad." Sie holten sich an diesem Abend aus dem Garten der Schweizer, was es da zu essen gab. Als der Hunger am dritten Tage unerträglich geworden war, kamen die Schweizer wieder. Die drei sahen sie kommen, das Heran war auch schon vorher zu hören. An diesem Abend wurde ihnen aufgemacht. Die Frau sagte: „Um Gottes willen!" Der Mann sagte: „Wir haben schon alles gehört." Sie fragten: „Was wird denn erzählt? Was steht in den Zeitungen? Ist es bis hierher bekannt, auch bei den Schwarzen?"

Der Mann antwortete: „In den Zeitungen steht und erzählt wird, und so wissen es auch die Farbigen, daß die zwei Frauen- und Kindermörder aus Damaraland, die in Windhuk ausgebrochen sind, in Lobito auf dem Dampfer ‚Zaire' samt einem andern deutschen Verbrecher verhaftet worden seien, daß es ihnen aber gelungen sei zu flüchten, und auch daß sie, da sie sich wahrscheinlich raubend und Unruhe stiftend im Lande herumtrieben, von jedem, dem sich Gelegenheit biete, gepackt und unschädlich gemacht werden müßten."

Sie sagten bitter: „So, jetzt sind es Frauen und Kinder..."

Der Schweizer sagte: „Ich lese nicht nur die Bibel, ich will danach handeln. Aber wie kann es Ihnen so schlecht gehen? Haben Sie mir die ganze Wahrheit kundgegeben? Haben Sie nichts zurückgehalten?"

Sie erwiderten: „Nein!" Sie fügten hinzu: „Wir wollen Sie und Ihre Familien keiner Gefahr aussetzen. Wir wollen bei Ihnen nicht schlafen. Wir bleiben im Busch. Verbrechern dienen Sie nicht, wenn Sie uns etwas verkaufen."

Die beiden Brüder brachten ihnen am nächsten Morgen Essen in den Busch und zwei kleine Zelte und zwei Decken und Säcke und dies und das. Die Brüder sagten: „Nach Spanisch-Guinea kommen Sie niemals zu Fuß mit Ihrer Ausrüstung und flüchtend. Das ist übermenschlich."

Die drei antworteten: „Wißt ihr was Besseres? Und wenn es Fiebertod sein soll, das ist immer noch freier Tod."

Die drei waren sehr fleißig an diesen Ruhetagen. Sie besserten die Schuhe aus.

Sie nähten sich Rucksäcke aus dem Sackleinen. Es gab dann einen plötzlichen Aufbruch am Abend des vierten Tages, weil die Farbigen auf den Farmen etwas gemerkt hatten und zu reden anfingen. An diesem vierten Abend war noch keine Decke da für den dritten Mann. Sie liefen in den ersten dreimal vierundzwanzig Stunden nur des Nachts, der Schweizer wegen, damit kein Auge sie bemerke und kein Gerücht sich verbreiten könnte, sie kämen aus der Richtung der Schweizer und hätten wohl dort Hilfe gefunden.

*

Als die drei Tage herum waren, gingen sie, wie es paßte; es wurde auch eine sehr volkreiche Landschaft, und nachts wie tags konnte man auf den Buschpfaden ziehenden Trägern begegnen. In diesen ersten Zeiten sahen die drei von der Auffrischung in Libollo her noch ordentlich aus. Sie waren rasiert, sie hatten Seife, sie hatten noch nicht die sehr tiefen Löcher in den Wangen, ihre Hosen waren noch nicht ausgefranst, und ihre Röcke und Stiefel waren noch nicht zerlumpt. Daß sie zu Fuß gingen, statt wie die Portugiesen in Hängematten getragen zu werden, daß sie gar keine Diener hatten, daß sie in einem Lande, in dem der letzte Weiße meint, er sei zu königlich, den geringsten Gegenstand selbst zu tragen, Bündel aus grobem Sackleinen auf den Rücken geschnallt führten, fiel den begegnenden Schwarzen allerdings erstaunlich auf. Aber die Schwarzen liefen noch nicht fort von weitem, sie blieben noch stehen, sie gehorchtem noch dem Anrufe.

Die drei führten mit den schwarzen Begegnern immer dasselbe Gespräch. Sie fragten jedesmal: „Wo ist in dieser Richtung, und in dieser Richtung — wieviel es nun Wege und Möglichkeiten gab — das nächste Umbonge?" Umbonge heißt Fort mit einer Besatzung. Wenn die Schwarzen zeigten: „Hier und hier und hier!", fragten sie weiter: „Wie lange dauert es hier? Und wie lange dauert es hier?" Dann antworteten die Schwarzen: „Die Sonne steht dort oder dort oder dort, bis einer richtig hingelangen kann." Die drei nahmen dann scheinbar den Pfad auf, der dem Fort zulief, welches im Rücken der ziehenden Schwarzen lag. Sie nahmen ihn auf, um ihn, sobald sie sich unbeobachtet wußten, wieder zu verlassen. Auf diese Weise steuerten sie zwischen den Forts durch als den Orten der ärgsten Gefahr. Aber durch das Abbiegen und Ausweichen und Wiederaufnehmen der Richtung ging es bald täglich durch Wasser und Sümpfe und übermannshohes Gras. Und was wird dann aus schlechtgenährten Menschen mit alten Anzügen?

Der erste, der vor ihnen weglief, war ein weißer oder halbweißer Händler samt seiner Mannschaft. An dem Tage lachten sie über den Schrecken, den ihr Erscheinen eingeflößt hatte. Sie lachten, weil einer von ihnen mit richtigem Fieber marschierte und die beiden anderen alles andere als wohl waren. „Man fühlt sich so dreckig und, kuck' mal an, man stellt noch so viel vor." Am folgenden Tage wollten sie an einen weißen Händler, er war ganz sicherlich weiß, die Frage nach dem Fort tun, aber dieser hielt nicht an. Seine Karawane lief nicht in den Busch, sie zog nur rascher. Der Weiße winkte, wie einer den Arm bewegt, der nichts versteht oder auch nichts hören will, und die Farbigen sahen sich eigentümlich an. Die drei sagten untereinander: „Was ist das für ein Unfug? Der muß es wohl in der Zeitung gelesen haben oder ..." Und jeder dachte bei sich: ‚Wie sehen die beiden andern auch aus! Wenn ich so aussehe wie sie, dann sind wir freilich ein Anblick zum Fürchtenmachen.' Es prüfte auch jeder verstohlen sein Bild im nächsten hellen Wasser. Sie kamen am Abend überein, sie müßten heran an einen Händlerposten und müßten etwas für sich tun und müßten dafür etwas Geld ausgeben. Obgleich das Geld noch lange hinzureichen habe, sei die dritte Decke nötig, für ihre Füße sei ebenfalls was nötig, und was zu essen sei nötig, das den Magen nicht nur quäle, sondern dem Körper auch Kraft gebe.

Sie fragten die nächsten Schwarzen nach dem nächsten Händler. Sie gingen hin, trotzdem er nicht sehr weit von dem Fort seinen Kaufladen hatte. Der Händler war ein fetter, dunkelhäutiger Portugiese. Er trat selbst vor die Ladentüre. Er fragte muffig und erschreckt: „Was gibt's? Was wollen Sie?"

Sie antworteten: „Zunächst einmal in den Laden!"

Er räumte knurrend die Türe, aber drinnen erschien er sehr bleich, und seine Glieder zitterten, und er fragte: „Was muß ich hergeben?" Sie deuteten auf die Decken und Stiefel. Er riß Decken und Stiefel herunter und stieß sie ihnen zu. Sie wählten, während er erschreckt lauernd neben der Türe stand, die vom Laden in das Haus führte. Sie sagten: „Das kostet doch viel." Sie nahmen zum Essen nur etwas Fett und Tapiokamehl mit, daraus man Pfannkuchen backen kann. Sie sagten: „Wenn man so alles vor sich sieht und Hunger hat, was?" Aber sie dachten, wie lange das Geld dauern

müsse. Sie sagten: „Komm her, Portugal! Wieviel macht's?" Er nannte von der Türe aus den Preis. Sie sagten: „Nein, so geht's nicht, du mußt dich schon bemühen, uns herauszugeben, wir brauchen jeden Pfennig!" Er ging widerwillig und schielend an die Geldschublade. Als er das Wechselgeld reichte, schlotterten seine Hände so sehr, daß es hinfiel und herumrollte. Sie sagten: „Tolpatsch!" Sie suchten es auf und gingen hinaus in die Sonne und hatten ein merkwürdiges Gefühl, gequält und stolz, aber mehr gequält als stolz. Sie freuten sich richtig, als sie wieder allein gingen im Busch.

*

Sie waren um diese Zeit im Bundulande und wanderten in der Richtung des Limbilolandes, wo Dorfschaften noch Menschen fressen. Alle Ovimbundu rissen von nun an aus, sobald sie der drei Männer ansichtig wurden. Die Neger rissen aus mit einem unverständlichen Geschrei. Bei den einsam gelegenen Kaufläden, die die drei Wanderer jetzt öfter angingen, weil man doch einmal etwas hören möchte, war der Empfang immer der gleiche. Kein Gruß wurde ihnen geboten, tückische Furcht glotzte sie an. Sobald sie forderten, wurde schielend gehorcht. Daß sie zahlten mit guter Münze und ohne zu feilschen, war deutlich unerwartet. Irgendeine Schlinge oder Falle schien der Forderer noch beim Bezahlen zu vermuten. Nach dem Bezahlen, auch wenn dem Händler trotz seiner Angst eine unverschämte Überforderung geglückt war — gegen die sie sich mit Bewußtheit nicht wehrten — gab es kein Gespräch und keinen Abschiedsgruß. Hinter Fensterläden sah ihnen die furchtsame Tücke nach.

Sie hatten die Bärte wachsen lassen. Sie stimmten überein: wo jetzt Geld verwandt werde, werde es am besten für Kost und Chinin ausgegeben. Kost und Chinin muß ein Mensch haben. Sie lernten inzwischen verstehen, was die fliehenden Neger meistens schrien. Die Ovimbundu schrien: „Bulamatari, Bulamatari!" als Warnruf. M. sagte: „Danach brauche ich niemand zu fragen, Bulamatari sind Menschenfresser. Der Ruf soll bedeuten, da sind sie, die Menschenfresser!" Sie griffen sich einmal einen Kerl, der ihr Herannahen verspätet bemerkt hatte, und fragten ihn aus. Sie sagten: „Es geschieht dir gar nichts. Hier hast du ein Geschenk. Aber du mußt erzählen, warum ihr Dummköpfe euch vollmacht vor Angst, wenn ihr uns nur seht. Das mußt du, eher kommst du nicht los." Der Kerl versuchte, sich töricht zu stellen. Sie sagten: „Das hilft dir nichts, Junge." Und einer von ihnen machte im Spaße rollende Augen und fletschte die Zähne. Da antwortete der Schwarze: „Ihr weißen Männer seid doch die, die in Damaraland die Frauen und Kinder schlachteten." Sie redeten zwei Tage daran herum, sie sagten: „Das sündhafte Geschwätz hat einen Vorteil. Wieviel Askaris mögen von den verschiedenen Forts jedesmal auf unsere Spur gesetzt worden sein, denn die Händler und die Kaffern haben doch sicher Meldungen gemacht. Aber die farbigen Herren Soldaten haben uns lieber im Busch verfehlt. Das ist das Gute davon!"

Sie zogen durch eine Gegend des Bundulandes, in der wurden die Felder der Eingeborenen im Busche häufig. Es waren bald Maisfelder, bald Maniokfelder, bald Süßkartoffelfelder. Auf den Feldern arbeiteten jetzt überall die schwarzen Weiber, ihrer zehn bis fünfzehn.

Das erstemal hatten die drei Wanderer die arbeitenden Weiber wohl vorher gehört; aber vorher gesehen waren sie von einem Mädchen, das abseits hockte bei einem Geschäfte. Das Mädchen schrie: „Bulamatari!" Sie schrie in solcher Angst, als säße ihr schon das Schlachtmesser an der Kehle. Die Weiber nahmen den Ruf auf, es gab ein Springen nach den Kindern. Die drei Wanderer liefen, um doch recht zu sehen, was es gäbe. Sie sahen nur noch das flüchtende Rudel Frauen, dann war das Feld leer, und es wurde ganz still.

Das zweite- und drittemal hörten und sahen die drei Wanderer den arbeitenden und singenden und schwatzenden Weibertrupp zuerst. Das zweitemal blieben sie im Busche und rührten sich nicht und schauten der lachenden Arbeit eine Weile zu, weil es ihnen gefiel, oder man kann auch sagen, weil es wohltat und ausruhte, harmloses Leben unerschreckt vor sich zu haben. Das drittemal traten sie auf das Manioklland hinaus. Sie wollten versuchen, ob die Weiber nicht Vernunft annähmen. Als gerade diese besonders schrill brüllten trotz der großen Zahl, da fuchtelten die drei mit ihren Wanderstäben und taten wie Menschenfresser aus dem Märchen, die gleich mit Siebenmeilenstiefeln die Verfolgung beginnen wollten.

Das viertemal waren wenige Weiber auf einem kleinen Süßkartoffelfelde bei der Arbeit. Sie waren nicht zu hören gewesen. Der Negerpfad stieß unerwartet auf das kleine urbare Stück Land. Die drei Wanderer sahen das Land in der späten Nachmittagssonne, sie sahen keine zwanzig Meter

entfernt ein dickes, starrendes und schon heulendes, nacktes, schwarzes Wesen auf der Erde sitzen, sie sahen am Ende des Landes vier Frauen, die aufhörten zu hacken und von Blick zu Blick wie versteint schienen; dann jagte ein sehr junges Weib die sechzig oder achtzig Meter her bis zu dem Kinde und griff es auf, immer die entsetzten Augen auf die drei Männer gerichtet, und erst, als sie das Kind hoch hatte, schrie sie zornig: „Bulamatari, Bulamatari, Bulamatari, Bulamatari!" und jagte fortwährend schreiend zurück und mit den andern drei Weibern, die zu schreien anhuben, als sie schrie, hinein in den Busch. Die drei Wanderer hatten sich kaum gerührt. Nachdem die Rufe in der Ferne verhallt waren, sagte V.: „Ihr glaubt gar nicht, wie häßlich ihr aussehtt; es ist schon wirklich kein Wunder mehr. Ihr habt keine Bärte, ihr habt verblichene Zotteln am Kinne hängen."

Die beiden anderen antworteten: „Glaubst du, bei dir wäre irgend etwas besser?!" Sie redeten dann geflissentlich von nichts anderem als von dem tapferen Mute der jungen schwarzen Mutter, die erst ihren Aufschrei getan habe nach dem Erfassen des Kindes, die die erste gewesen sei, die den Lauf auf sie zu gewagt habe.

*

Das fünftemal, da sie auf Feld trafen im Busche, geschah die Sache mit dem Goldstücke. Sie waren an diesem Tage sehr müde, einer von ihnen hatte die Nacht in sehr schwerem Fieber gelegen, Fieber hatte auch der zweite, dem dritten taten die Füße weh. Das Feld lag in der Morgensonne, Weiber und vielleicht Männer waren bei der Feldarbeit. Die drei sagten untereinander: „Ach was! Vorüber! Den Weg für heute wissen wir." Sie versuchten also vorbeizuschleichen. Aber die Schwarzen witterten und merkten, daß irgend etwas außergewöhnlich sei im Busch; und dann wurden sie wohl gesehen. Es gab das alte Gezeter: „Bulamatari, Bulamatari, Bulamatari!" Es erschraken auch Tierstimmen im Busch und es gab ein großes Flüchten.

Der Jäger sagte: „Die Bande ist zu dumm!"

Die beiden andern sagten: „Sie haben aber etwas zurückgelassen ..."

Die drei blieben halten, sie sahen, daß es ein Kind war, so ein Toddel von zwei Jahren mit einem dicken, schwarzen Wollkopfe und fetten, glänzenden Schultern und Armen und einem fetten, glänzenden, kleinen Trommelbauche. Sie warteten, sie dachten beide an das mutige junge Weib vom vorvorhergehenden Tage. Sie dachten: ‚Wer wird jetzt wiederkommen?'

V. sagte: „Na, jemand wird doch das kleine schwarze Scheusal holen, das wäre doch ..."

Obgleich sie aber nicht näher gingen und sich nicht rührten, um nicht zu stören und nicht zu hindern, kam niemand. Vielmehr blieb der Busch jetzt still, fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Der Busch blieb still bis auf die Laute der Insekten und einen einzigen, fernen, nicht nachgemachten, vorsichtigen Vogelruf. Da geschah folgendes. Da gingen die drei häßlichen, verwilderten Männer mit den Bärten, die in Zotteln von ihren Gesichtern hingen, mit den tiefen Löchern in den hungrigen Wangen, mit zerlumpten Röcken und Stiefeln, mit den ausgefransten Hosen und den Fieberaugen hin zu dem Kinde. Sie gingen vorsichtig, um es durch rasche Bewegungen nicht zu erschrecken. Sie sagten: „Wir wollen es nicht anfassen, es brüllt doch nur." Sie blieben vor dem Kinde stehen. Sie hielten den dünnen Geldbeutel, der jetzt der gemeinsame Geldbeutel war. Sie entnahmen dem Geldbeutel ein goldenes Pfundstück. Sie sagten: „Es muß so liegen, daß der kleine Teufel es nicht greift und nicht in den Mund steckt und nicht schluckt, und daß sie es richtig sehen, wenn sie wiederkommen." Sie sagten: „Wiederkommen werden sie schnell genug, sobald wir nur aus dem Wege sind."

Danach gingen die drei unverzüglich weiter und versuchten nicht zu beobachten, was nun geschähe. —

*

Das ist das Ende der Geschichte vom Goldstück. Das Ende der Geschichte von F. und M. und V. steht anderswo zu lesen. Das Ende ihrer Geschichte, insofern es irgendein Ende und eine ganze Auflösung gibt vor dem Tode, war, daß sie nicht nach Spanisch-Guinea gelangten, sondern im Fieber von Askaris gefangen genommen wurden und nach Gefängnis und Qual und langer Not schließlich in die Heimat kamen.

Und nun möchte ich zur Geschichte vom Goldstücke, die ich nachschrieb, noch etwas sagen: Es mag doch zugehen, daß, wenn irgend etwas ganz Verwunderliches geschieht, durch die Menschenseele in die himmlische Musik ein Klingen hineinstößt, daß Gott und alle Engel aufhorchen und der Seligkeit vergessen, brennenden und sogar sehnsüchtigen Auges niederschauen auf die Erde. Denn so unergründlich reich wie die Menschen trotz allen ihren Armseligkeiten und Scheußlichkeiten ist nichts.



Welche Farbe macht blaß?

Von Dr. R. von Ehrhardt

Unsere Zeit der Städte sucht wie keine andere die Sonne, liebt ihr warmes Gold und ihren rötlichen Schein. Rot ist Blut, ist Leben. Kein Maler, mögen auch seine blassen, fülligen Körper uns Heutigen widerstreben, hat das Rot so gefeiert wie Rubens. Auf den hellen Gliedern seiner Amphitrite, seiner Leukippostöchter leckt der Scharlachschein des Gewandes belebend empor. Purpur aus dem Safte der Meeresschnecken war die gepriesenste Stoffarbe der Antike, beneidet, wer sie tragen durfte. Goethe findet im Rot Ernst und Würde sowohl wie Huld und Anmut vereinigt. Nicht ohne Grund hat es seinen Platz auf Polstern und Wänden von Theatern und Festsälen behauptet, unter Lampions und Sonnenschirmen wärmt sein Schein.

Grün ist nur pflanzliches Leben. Am grünen Tisch, an grünbeschirmter Lampe vollzieht sich die Arbeit des Geistes. Grüne Wiesen verlangen frischeste Gegensätze. Ein grüner Festsaal würde alles warme Leben aus sich verscheuchen; eine so leichenhafte Lichtattacke ist nicht einmal mit dem Rotstift zu parieren, der in grünem Licht ja schwarz erscheint.

Das Blau der gealterten Madonnen haben wir uns erlaubt, zu unserer Modefarbe zu dämpfen. Aber in dem blausilbernen Spiegelsaale von Amalienburg fühlen wir uns fremd-verloren, die Pompadour des Louvre ist uns zu vergeistigt in ihrem blaßblauen Büchersalon, den nur ein ziegelroter Buchschnitt belebt, und Battonis Magdalena wäre unerträglich fade ohne das Inkarnat ihrer gar nicht büßerischen Bäckchen.

Niemand möchte heute blaß sein. Hatten jene Zeiten keinen Geschmack im Punkte Teint? Ja und nein. Blaß waren sie alle, soweit man die Galerien durchschweift, mochten auch Leonardo und die späteren Venezianer ihnen etwas Gold anhauchen. Blaß sein war allezeit ein Attribut der vornehmen Klasse, bis nach Indien und Japan hin. Man puderte und färbte sich eher weiß als farbig. Erst unsere Zeit nahm Abschied von den schneekühlen Jungfrauen und ging ins Sonnenbad.

Zum andern ist der Mensch im Kleid, mag man auch streiten — zumindest der individuelle Mensch im eigenen Kleid — eine relativ junge Sache, eine Angelegenheit von Spinnmaschine und mechanischem Webstuhl, von Teerfarben und Kunstseide. Das hausgesponnene, teuer erworbene Kleid, das in der Truhe bewahrt noch auf die nächste Generation übergeht, läßt keinen Raum für die persönliche Note. Man nutzte, was man hatte. Ghirlandajo stellt blasse Frauen in Gewändern unbedenklich dissonierenden Rots nebeneinander, Dürer gibt einer rotgekleideten Beterin eine blaue Kapuze mit orange Innenfutter, dazu ein grünliches Kopftuch. Die Puderköpfchen der Reifrockzeit schweben wie eine Sache für sich über den modisch getönten Stoff-Ungetümen. Der Körper steckt nur im Kleid. Es dient ebensowenig seiner Form wie seiner Farbe.

Heute gilt die persönliche Gesamterscheinung. Unsere Farbenreihe hat sich zu einer Klaviatur feinster Übergänge ausgedehnt. Aber wer spielt sie?

Die Brünette wird selten falsche Tasten anschlagen; goldbraune Haut schreckt weder vor Vergleichen mit lebhaftestem Rot zurück noch vor ihrem spektralen Gegenüber Violett und Blaugrün, und gedämpfte Mischfarben heben ihre Wärme sogar noch. Ein brauner Nacken, von duftigem Heliotrop eingefaßt, vergißt sich schwer.

Auch den Blasseren unter den Brünetten steht vieles noch zu Gesicht, was eine ausgesprochen Blondblasse kaum tragen kann. Man denke an bunte spanische Schals, an indische Kattune, an das giftige Grün und das krasse Blau, das gelbliche Niggergirls sich mit Effekt umwerfen. Die Haarfarbe ist dabei eine zweite Frage; eine fahle Südländerin kann empfindlicher sein gegen Farben als eine frische Blondine vom Ostseestrande.

Was bleibt den Blassen übrig, den pigmentarmen Schmerzenskindern der Mode, die von der See oder vom Gletscher höchstens einen Sonnenbrand, aber keine Farbe davontragen? — Man denkt zunächst an die farblosen Töne Schwarz, Weiß und Grau. Schwarz und Weiß haben sich durch alle Zeiten neutral erhalten; im Gesellschaftsanzug des Herrn ist wie in der alten spanischen Tracht die Teintfrage glücklich ausgeschaltet.

Vom reinen Weiß laufen die Möglichkeiten weiter auf zwei Linien zum Cremeweiß und Beige, zum Grau und Silber. Ein fahles Gelb gibt noch gute Wirkungen, solange es sich nicht zu weit von der Gesichtsfarbe entfernt. Orange und Lachsrosa sind die deutlichsten Vergleichsmaßstäbe für die Wärme der Haut; eine ausgesprochen Silberblonde wird sie nur wählen, um etwa ihre Eigenart noch besonders zu unterstreichen.

Auf der andern Seite beginnt die Gefahr bei den Farbgegensätzen: je bläulicher das Grau, um so mehr läßt es seine orangene Ergänzungsfarbe vermissen. Für das menschliche Auge, das (nach Goethe) stets zu einer Befriedigung in der Totalität strebt, ergänzen sich zu Weiß die Farbenpaare Blaugrün und Rot, Blau und Orange, Blauviolett und Gelb, Violett und Gelbgrün. Das



Der Raucher. Gemälde von Lesser Ury

weiße Resultat dieser „Farbenaddition“ läßt sich beobachten am Farbenkreisel, am Verschwimmen von Farbflecken in pointillistischen Gemälden u. dgl., nicht aber in der Durchsicht farbiger Gläser oder in der Farbmischung auf der Palette: hier ergibt Grün und Rot Schmutziggrau bis Schwarz.

Stärker, bleibender wird stets die Vergleichs- und die Kontrastwirkung sein. Gainsboroughs blue boy bedarf schon eines warmen Fleischtones, um gegen seine blaue Seide nicht zu blaß abzufallen. Von dem stereotypen Himmelblau und Rosa sind wir in unsern Kinderkleidern gottlob abgekommen. Selbst der allgemeine Geltung beanspruchende blaue Anzug steht dem wetterfesten Seemann und Militär weitaus besser als dem blauen Konfirmanden.

Von Rot sind zunächst die gelblicheren Scharlach und Hellrot, wenn auch schon etwas gewagte Vergleiche, noch eher am Platze als volles Rot. Schon Goethe bemerkt in seiner Farbenlehre, „daß Frauenzimmer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Gesichtsfarbe noch unscheinbarer zu machen, wie sie denn überhaupt genötigt sind, sobald sie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten sollen, ihre Gesichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen“. — Der Rotmangel eines nicht einmal allzu blassen Gesichtes, das selbst in Schwarz noch ganz munter erscheint, kann durch ein gegengesetztes Rot unter Umständen erst zum Vorschein kommen. Wer möchte der blassen Eleonore von Toledo des Kaiser-Friedrich-Museums in Karmin begegnen?

Zwischen der gelb-rötlichen und der bläulichen Reihe steht das pflanzenhafte Grün. Sein Widerschein ist ebenso unvorteilhaft wie das Fehlen seines Komplements Purpur. Was sich viel draußen bewegt, Jäger und Lodentourist, kann Grün vertragen. Ist nun die Wangenröte aber da, so scheint sie uns Heutigen zu reinem Grün ein ähnlich trivialer Akkord wie die süße Terz der „zweiten Stimme“. Dürers Rot und Grün, Vermeers Blau und Gelb sind dem Geschmack von heute oft allzu komplett-harmonisch. Modenbilder des Biedermeier zeigen noch eine Vorliebe für ein Nebeneinander von Grün und Rot, Meergrün und Rosa in der Kleidung. Eine eigene Wirkung erzielt die Dame in Grün mit ihrem brandroten Haar auf Krauß' bekanntem Pierrotbilde. In der Tat bleibt lichtes, namentlich gelbliches Grün eine Möglichkeit für die Blassen, aber selbst das stumpfe Mandelgrün läßt das Verlangen nach einer frischeren Haut nicht ganz schweigen. Helene Fourments schneeige Büste, aus dunkelgrünem Samt auftauchend, strömt für unser Empfinden eine geradezu tödliche Kühle aus. Der blau- und flaschengrüne Anzug steht am besten zu brauner Haut und schwarzem Scheitel.

Vom physikalischen Gesichtspunkt aus harmlos, von der Mode aber mehr dem Alter und — der Geistlichkeit vorbehalten ist der andere Mischling: Blau-Rot, Violett. „Die weibliche Jugend,“ bemerkt Goethe, „hält auf Rosenfarb und Meergrün, das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbrot Neigung, und sämtlich mit Recht.“ Wieder begegnen hier gepaart die dem Teint nächststehende und die zugehörige Komplementärfarbe. Aus dem Violett soll weder das konkurrierende Rot noch das gegnerische Blau zu laut gegen das empfindliche Blaß antönen; wir neigen zum matteren Lila bis Lavendel. Auch wo nach dem Dunkel hin das Rot sich ins Weinrot verliert, scheint es seine Schärfe zu mildern und von seiner Wärme sogar wie scheidende Sonne dem Körper etwas mitzuteilen; Tizians blasse Venus ruht ungestört auf sattem Purpur.

Ähnlich zweischneidiger Natur ist das vieldeutige Braun vom stumpfen Schwarzbraun über die rötlichen Mitteltöne bis zu den fahlen gelbverwandten, die an Beige angrenzen. Selbst Terrakotta und Rosenholz bergen noch einige rötliche Tücken in sich; wie milchblaß wirkt Romneys junger Kavalier in seinem zimtbraunen Rock! Schokoladenbraun vermag eine wahre Gelbsucht hervorzurufen. Nicht jeder Büromensch ist für solche Stoffe qualifiziert, mögen sie auch noch so angenehm an Kaffee und Zigarren erinnern. Ein blasser Kopf zeigt sich viel sympathischer in Grau oder Beige. Ohne viel Vorteil ist mancher Großstädter versehentlich in braune Knickerbocker gestiegen. Gegen das Dunkel hin wird das launische Braun zahmer, ähnlich dem Weinrot, bis im Schwarz sich alle Gegensätze versöhnen.

Das sind nur Grundzüge, von denen Material und Beleuchtung, Glanz und Rauheit, helle Sonne, gedämpftes und künstliches Licht eine Fülle Abstufungen ergeben. Die Farbwirkung glatter (nicht schillernder oder faltiger) Seide ist zuverlässiger als die von rauhem Stoff, schwarzer Samt schwärzer als schwarze Seide. Der Abend und unsere meisten Lichtkörper — Kerzen leider nur noch selten —, auch gelbgetönte Wände beglücken die Blassen mit einer zarten Vergoldung; gleichzeitig erheben sie Violett ins Rötliche, Blau ins Grünliche.

Und dann sprachen wir ganz allgemein nur von einfarbigen Flächen. Wo nicht gerade Stoff an Haut stößt, wo Kragen und Besätze Trennungsstreifen oder Übergänge schaffen, ist viel an Farbigkeit erlaubt. Bis das Auge von Schuh' und Gürtel zum Teint hinfindet, hat es manch andere Welle in sich aufzunehmen. Daß Farbe überhaupt erst als Fleck im neutralen Rahmen zur Geltung kommt, mahnt die Dame ebenso zur Vorsicht, wie es den nüchternen Herrn mit einer farbigen Krawatte tröstet. Eine leise Melierung, ein zarter Webstreifen oder schottisches Karreau — und wir fühlen uns farbiger als die purpurnste Dame der Renaissance. —

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen u. a. Von Karl Strecker

Wilhelm Schäfer: Novellen (München 1928, Georg Müller) — Albrecht Schaeffer: Die Geschichte der Brüder Chamade (Leipzig 1928, Insel-Verlag) — Albert Otto Rust: Count und Kanso (München 1927, J. Kösel & Fr. Pustet) — Walter v. Molo: Die Legende vom Herrn (München 1927, Alb. Langen) — Gustav Frenssen: Möwen und Mäuse (Berlin 1927, Grotes Verlag) — Rudolf G. Binding: Reden und Rufe (Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening)

Eine der vielen Unzuträglichkeiten im Betriebe des deutschen Buchgewerbes liegt darin, daß etwa 75 v. H. aller Bücher in den letzten Wochen vor Weihnachten erscheinen. Die Redaktionen, gewillt, alles Wesentliche schnell zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen, sehen sich bei der Überfülle der Beachtenswerten genötigt, fast täglich Sammelberichte zu bringen, Dutzende von kurzen Anzeigen, die sich gegenseitig verdrängen und von denen nicht eine im Gedächtnis haften bleibt.

Zum Glück folgt eine Zeitschrift von längerem Atem nicht der irreführenden Meinung, nur in einem Wintermonat seien wertvolle Bücher hastig und in Summa zu erledigen, sie darf mit Lesern rechnen, die das ganze Jahr hindurch gute Bücher als Freunde suchen. Eine Empfehlung hier kommt nie zu spät.

Ein gewichtiges Werk: **Wilhelm Schäfers** stattlicher Band **Novellen.** Nicht alles ist neu in diesem Werke, die ersten Erzählungen sind schon in Sonderausgaben erschienen. Unbekannt waren mir „Winckelmanns Ende“, „Hölderlins Einkehr“ und das „Fräulein von Rinken“. Die erste schildert den Begründer der Kunstwissenschaft auf seiner verhängnisvollen letzten Reise, die er 1768 in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi von Rom nach Deutschland antritt. Sehr fein sind die Seelenstimmungen Winckelmanns auf der langen Reise vom Dichter eingefangen: sein unaufhörliches Schwanken zwischen den beiden Magneten: den Gefilden der Antike und der nordischen Heimat. Täglich fast kehrt dieser innere Kampf wieder und täglich wechselt Schwermut, von einer unerklärlichen Bedrücktheit begleitet, mit dionysischer Heiterkeit. Hier wird Schäfer — es ist der einzige Einwand, den ich gegen die Erzählung habe — etwas breit. Manche feine Bemerkung über Kunst und Leben, über das Wesen der Deutschen, die Eindrücke der Landschaften und Bildwerke, die sie erleben, entschädigen nicht ganz für die achtzig Seiten, die wir zurücklegen müssen, um endlich nach Triest zu gelangen, wo Schäfer sich auf seine Meisterschaft besinnt: die gedrängte Fülle, die dichterische Stoßkraft, das bilderreiche Hinfluten einer gewaltigen Sprach- und Darstellungskunst. Die leichtbeschwingte Stimmung Winckelmanns ist hier der wundervolle Auftakt zu seinem tragischen Ende. Von dem Augenblick an, da der Mörder ihm den drosselnden Strick um den Hals wirft und mit dem Messer auf ihn einsticht, belauscht der Dichter jeden Gedanken, jedes Gefühl des tödlich Verwundeten bis zu seinem letzten Atemzug. Als ihm schon die Stimme versagt, fühlt er sich befreit von aller Erdenschwere, er fühlt nun die Freiheit, die in der Schönheit ganz ohne Gestalt wird, bis endlich seine Seele der Erde vergißt als ihrer Fremde. Nur andeuten läßt sich hier ein dichterisches Final, das einzig ist in seiner Schönheit und Größe.

Schäfers Hinneigung zu den Seelengeheimnissen problematischer Naturen tritt noch stärker in „Hölderlins Einkehr“ hervor. Auf seiner Fußwanderung von Bordeaux, wo er ein halbes Jahr Hauslehrer gewesen (1802), zu Beginn seiner Geisteskrankheit, kommt dieser seltsamste aller Dichter an das Schloßgut eines kunstliebenden Grafen in der Nähe von Paris. In ärmlicher Kleidung, mit zerrissenen Schuhen, langgewachsenem Haar und Bart macht er doch einen tiefen Eindruck auf die Schloßbewohner, vor allem auf die kleine Comtesse Charlotte, die, fast noch ein Kind, die Welt wie ein Bilderbuch ansieht. Ihr Herz weiß, daß kein Kleid den Fremdling zum Landstreicher machen kann, daß seine Seele bestimmt ist, „im Glanz der Götter zu sein und in flackerndem Schatten das Licht ihres ewigen Daseins über die Erde zu tragen“. Eine Prosadichtung von hohem Reiz, von lichten Wolken herab wieder zur Erdennähe gebracht durch einen feinen, verhaltenen Humor. Der fehlt auch der letzten Erzählung nicht und wandelt ihren Ernst ins Tragikomische: „Das Fräulein von Rinken“. Den dankbaren Stoff fand Schäfer in einer bayrischen Zeitschrift von 1818. Zwei einsame Lebensmüde kreuzen auf dem Chiemsee ihre Nachen, die sie zur letzten Fahrt tragen sollen. Erschrocken springt das Fräulein auf, tritt fehl, stürzt ins Wasser und versinkt. Der andere Todeskandidat, ein Leutnant, springt aus seinem Kahn ihr nach, beide kommen mit dem Leben, das sie abwerfen wollten, davon und werden ein Pärchen. Aber der Chiemseeschiffer kennt einen bösen Spruch: „Holst du dir eine heraus aus dem Wasser,

hängt sie dir an, bis du sie wieder hineinwirfst." So ähnlich kommt es auch: der Offizier versäumt in ihren Armen seine Soldatenpflicht, wird fahnenflüchtig, und da beide nicht voneinander loskommen, gehen sie gemeinsam ins Wasser. Dichterisch ist dies die schönste der drei Novellen, psychologisch voll überraschender Feinheiten, überlegen in der Behandlung des Stoffes, mit einem wechselnden Helldunkel von Humor (zartester Gattung) und Ernst, das nur einem großen Künstler gelingt. Schäfer hat der Erzählung eine besondere Form gegeben, ein seltsames Mittelding zwischen Vers und Prosa: jede Zeile in fünf Hebungen, die aber ohne Metrum sind, sondern den sinngemäß zu betonenden Silben entsprechen. Einbürgern dürfte sich diese Form, obwohl ich sie in der deutschen Sprache dem Hexameter vorziehe, kaum; Schäfer scheint mit ihr schalkhaft dem „Vorwurf" zu begegnen, den man ihm gemacht hat: daß seine Prosa verkappte Poesie sei. Indem er so die Kappe abzieht, setzt er sie, mit Schellen verschönt, seinen Tadlern auf.

Albrecht Schaeffer, in Ostpreußen geboren, siebzehn Jahre jünger als der Rheinländer und nicht nur durch ein f von ihm getrennt, steht ihm als Künstler nahe, insofern als er ein Meister der Schilderung ist und eine ernste Natur, die das Wesentliche sucht. Die große Ruhe, Ausgeglichenheit, Sicherheit Schäfers hat er nicht, oder noch nicht, man glaubt mitunter in seinen Erzählungen Vorbilder zu erkennen, freilich nur bester Art, Kleist, Keller, auch wohl Jean Paul und in seinem neuen Roman: Die Geschichte der Brüder Chamade — Dostojewskij. Dabei bleibt Schaeffer aber vollkommen selbständig, und die Erinnerung an die Brüder Karamassow wird hauptsächlich durch das Kriminalistische des Stoffes und die geheimnisvolle Verschleierung der Vorgänge hervorgerufen, freilich auch durch den großen Zug des Erlösungsbedürfnisses und den Glauben an die Opferkraft der Liebe. Die drei Brüder Chamade heißen Gaston, Raoul und Alexander. Gaston ist Arzt und von abschreckender Häßlichkeit, entstellt durch eine Art Wolfsrachen, der ihm auch nur ein undeutliches Sprechen erlaubt. Da er der einzige Arzt in dem Städtchen ist und in seinem Beruf tüchtig, hat er bald eine große Praxis, um so mehr, als er auf bare Vergütung seiner Tätigkeit weniger Wert legt, als auf die Hergabe irgendeines alten Familienbesitzes, eines Erzeugnisses irgendwelcher Kunst oder Kunstfertigkeit. Er ist nämlich ein fanatischer Sammler, und sei es nur ein alter Stich, ein schönes Seidentuch, ein Möbel, oder ein altertümliches Spinnrad — er nimmt es als Honorar und häuft seine Schätze. Da stirbt plötzlich unter verdächtigen Umständen Luise, die Schwägerin und heimliche Liebe seines ins Ausland gegangenen Bruders Alexander. Ein wertvolles Bild, das in ihrem Besitz und von Gaston sehr begehrt war und von dem sich später eine Kopie findet, lenkt den Verdacht auf den Arzt. Es wird bei der wieder ausgegrabenen Leiche Vergiftung festgestellt, und Gaston verübt im Untersuchungsgefängnis Selbstmord. Später lenkt sich der Verdacht auf seinen verbummelten Sohn Victor, hauptsächlich wegen eines anderen verdächtigen Todesfalles. Aber hier stehen wir unversehens in dem Gewebe einer Kriminalerzählung, deren Fäden sich unmöglich in einer Inhaltsangabe verfolgen lassen. Schließlich ergibt sich, daß der dritte Chamade, der Priester Raoul, der Missetäter ist, er bekennt seine Schuld und geht mit seinem Bruder Alexander, der daheim wie im Ausland vergebens sein Glück gesucht hat, in das Kloster der Trappisten.

Daß diese Vorgänge, die vorgeblich auf eine alte französische Quelle zurückführen, mit vollendeter Kunst erzählt sind, bedarf bei Schaeffer kaum der Erwähnung. Ein heller Glanz bricht am Schluß aus den Begebenheiten hervor: Schaeffers unzerstörbarer Glaube an die Güte im Menschendasein und an die Siegesmacht der Liebe. In das Bekenntnis Raouls spielt (im schon erwähnten Anklang an Dostojewskij) die Macht des Teufels düster hinein, aber sie wird durch göttliche Lebensbejahung überwunden: Reum fratrem nominare —: Den Verdammten Bruder nennen, Selber schuldig sich bekennen, Über alles hebt's hinan.

Auf dem Boden ähnlicher Gottesverbundenheit steht ein mir bisher unbekannter Schriftsteller Albert Otto Rust mit seinem Roman Count und Kanso. Seinem Helden, Dieter Amberg, ergeht es ähnlich wie dem Cornelius Friebott in Grimms „Volk ohne Raum". In der Heimat hat es Dieter Amberg nicht leicht, in Amerika, wo er einen Lehrstuhl sucht, erlebt er, namentlich in Neuyork, nur Enttäuschungen. Der Deutsche sieht sich überall zurückgesetzt. Um sein Leben zu fristen, geht er an die kanadische Grenze, wo er im Urwald eine Stelle als Sägefeiler — ein keineswegs beliebter Posten — findet. Schon auf der langen Bahnfahrt, wo er im Speisewagen die Bekanntschaft eines griesgrämigen alten Millionärs und seiner hübschen Frau macht, erkennt er, daß ihm weder seine Empfehlungen, die er aus Deutschland mitgebracht hat, noch auch seine Kenntnisse hier im Urwald etwas nützen, Japanisch und Chinesisch sind beinahe die beiden einzigen Sprachen, die er nicht versteht und die gerade sind auch die beiden einzigen, von denen er hier Vorteil haben könnte. Ein hartes Los erwartet ihn. Bald sind von der schwierigen Arbeit mit Feile und Säge seine Hände voller Wunden und Risse, aber er arbeitet trotz aller Schmerzen weiter, denn in seiner Not hat er Gott gefunden, dessen tätige Hilfe nach inbrünstigem Gebet für ihn greifbare Wahrheit ist. Schlimme Erfahrungen macht er

mit den Menschen dort in der Einöde: Verkommenheit, Trunksucht, Roheit, krasser Egoismus sind an der Tagesordnung, und ein älteres Ehepaar, einst reiche baltische Grundbesitzer, jetzt zu niedrigstem Dienst verdammt, erschüttert ihn durch die Tragik ihres Schicksals. Aber hier vermag die Stärke seiner an Gott aufgerichteten Seele Wunder zu tun, er hält den Mann vom Selbstmord zurück und rettet ihn für das Leben. Auch sonst wirkt Dieter segensreich in dieser trostlosen Umwelt. Es gelingt ihm, durch Landkauf Siedlungen für die Weißen zu schaffen, denn inzwischen ist jener alte Millionär, dem diese Wälder gehören, gestorben, und seine junge Frau erinnert sich beim Wiedersehen des sympathischen Mannes aus dem Speisewagen, der ihr so gut gefallen hat, beide werden ein Paar, und Dieter Amberg kann nun seine großen Pläne einer edelkommunistischen Arbeitergemeinschaft in großem Stil durchführen. Alles nicht durch äußeren Zufall, sondern durch die innere, mit Gott verbundene Kraft seines Wesens.

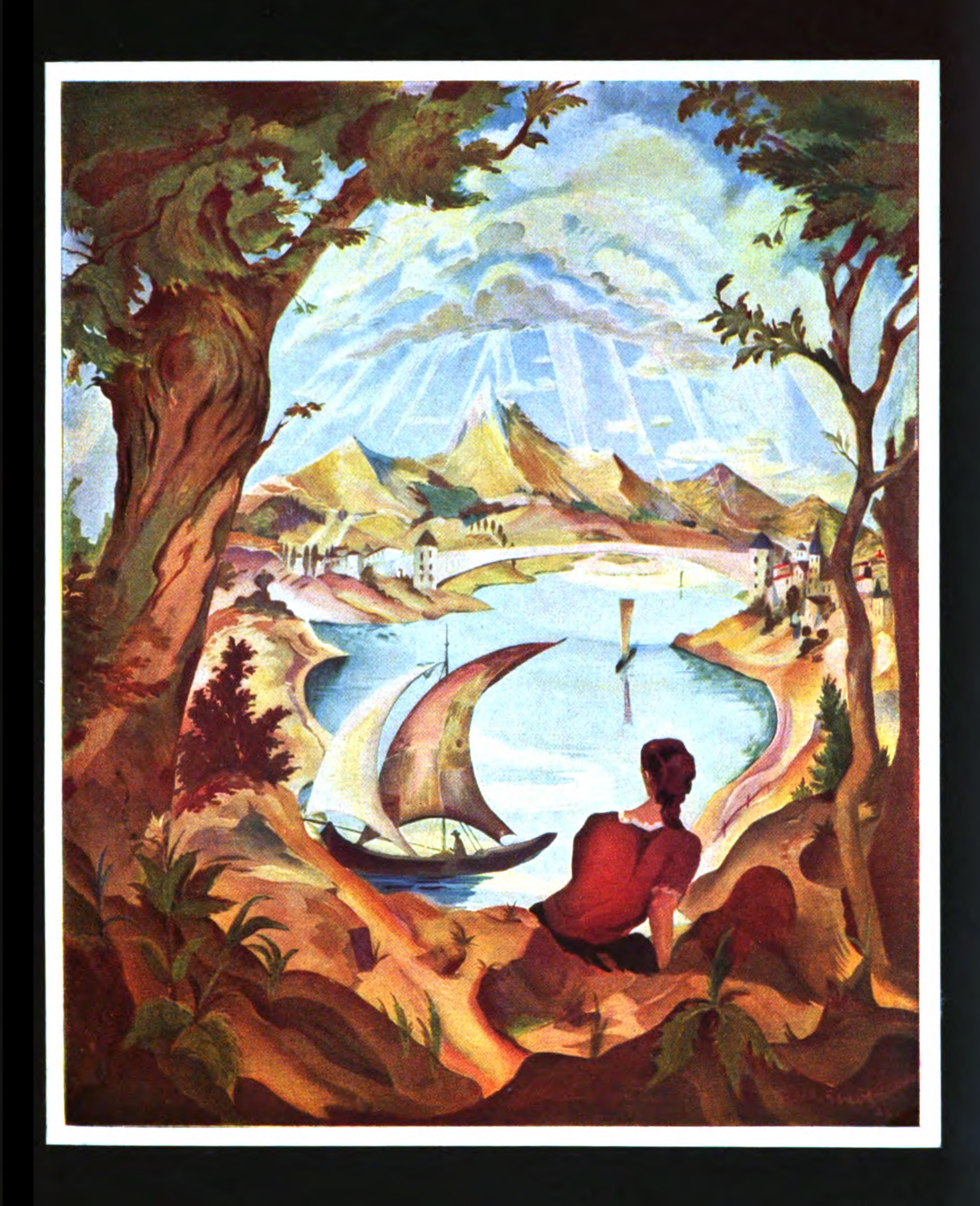
Man befürchte keine Frömmelei in dem Buch, es ist das Bekenntnis eines aufrechten Mannes zu dem Wert sittlicher und seelischer Kräfte im Leben, und dies Bekenntnis hat obendrein die Vorzüge eines knapp, klar und anschaulich geschriebenen Romans.

Zur Innerlichkeit ruft auch **Walter v. Molos** neues Werk: **Die Legende vom Herrn**. Ein Jesusroman. Wer das Wirken W. v. Molos überblickt, wird nicht überrascht sein von diesem Buch. Nach seinen drei großen Schillerromanen, nach der Romantrilogie aus der preußischen Geschichte mit Friedrich im Mittelpunkt erscheint es nicht verwunderlich, daß er auch das Neue Testament bearbeitet hat, und zwar in pietätvoller Weise. Er bekundet, was von einem kultivierten Menschen zu erwarten ist, Ehrfurcht vor den unstetblichen Worten des dichterischen Sprachmeisters Jesus und läßt ihnen meistens ihre ursprüngliche Form. So liest man mit der inneren Freude an der Schlagkraft und Bildhaftigkeit dieser Gespräche und Predigten, nur hie und da verstimmt durch Erfindung, die nicht immer mit dem Sinn und der Wesensart des Nazareners im Einklang steht, durch Einwände und Reden seiner Jünger, die gegenüber den Worten Christi ebenso überflüssig erscheinen, wie das Einflechten von Natur- und Situationsschilderungen. Was ist z. B. damit gewonnen, wenn das Wandern Christi mit seinen Jüngern illustriert wird durch die Bemerkung: „In fernen Dörfern bellten Hunde." Stutzig aber wird man, wenn auf die bekannte Frage, ob man dem römischen Kaiser die Steuer zahlen solle, die Antwort Christi hört: „Gebt dem Kaiser das gemünzte Blech, das seiner wert ist, und gebt Gott, was Gottes ist." Ei, ei. Hier spricht offenbar der kluger Manager der Zeit und verdreht die Worte Christi. Denn das ist ja gerade das Feine und Diplomatische jener Antwort, daß Jesus der gestellten Falle entschlüpft, indem er **nichts** gegen den Kaiser sagt. Man wird skeptischer im Lesen und findet, je weiter man kommt, daß dies alles im Urtexte schöner, größer und reiner wirkt, daß man besser tut, das Neue Testament zur Hand zu nehmen. Als Kuriosum wird man sich den Waschzettel des Verlages aufheben, der Molo neben Michelangelo stellt und nicht anders tut, als hätte der Verfasser dieses Buches die Erscheinung Christi erst ganz begriffen, ihn uns erst geschenkt.

*

Gustav Frenssen nennt sein neues Buch, das eine schmächtigere Fortsetzung seiner „Grübeleien" darstellt, **Möwen und Mäuse**. Es ist in vielem erfreulicher als sein letzter Roman, nur darf man es nicht allzukritisch lesen, dann wird man nämlich finden, daß von freiem Möwenschwung weniger darin ist, als von — anderem ... Aber Frenssen ist immer ernst, ehrlich und nachdenklich, auch bei den oft unscheinbaren Begebenheiten im Leben seiner nordischen Landsleute, bei literarischen oder politischen Zeitereignissen oder Lese-Eindrücken. Tiefbesorgt sieht er die Schäden unserer Zeit. Es lähmt seine Hoffnungen, wenn die Jugend heute schon ruft: „Meine Zeitung! Unsere Zeitung! Unsere Partei!" Damit, meint Frenssen sehr richtig, sind diese jungen Leute von der Möglichkeit ausgeschlossen, Persönlichkeiten zu werden. Tiefbekümmert erkennt er, wie das deutsche Wesen, schon vor dem Kriege arg bedrängt, nach dem Zusammenbruch eine arge Schädigung seines Glaubens und seiner Kraft erfahren hat. „Es sank zusammen, wurde mutlos, unsicher, mißtrauisch, ungläubig gegen sich selbst. Und da gewannen jene seiner Bedränger, denen sich nun noch amerikanisches Geld und amerikanische Zivilisation anschloß, eine größere Wucht; ja, die Macht dieses Fremden ist noch im Wachsen. Sie kneten und formen mit vielen Kräften an dem weich und müde gewordenen deutschen Volk, das anfängt zu glauben, daß dies Fremde sein eigenes Wesen wäre." Aber Frenssen hält doch an dem Glauben fest, daß der Geist der schönen Jugend von 1914 diese Mächte einmal überwinden wird.

Das sind so einige Lichtblicke in dem Grüblerwerk. Auch über sein eigenes Schaffen denkt Frenssen immer wieder nach. Er bestätigt da indirekt einen Einwand, der hier gegen seinen „Otto Babendiek" gemacht wurde, indem er schreibt: „Ich müßte vielleicht die vielen kleinen Geschichten, die in meinen großen Erzählungen eingebaut sind, wie Epitaphe in Mauern, einmal loslösen und für sich zeigen." Oft kommt der Verfasser auf seine beiden Versuche zurück, Christus (in Hilligenlei) und Bismarck zu gestalten. Wie eine Mutter, die sich um ihre am wenigsten geratenen Kinder die meisten Gedanken macht, blickt er immer wieder



Bergsee. Gemälde von Joseph Kölschbach
(Kunstausstellung Abels, Köln a. Rhein)



auf diese beiden mißlungenen Geisteskinder zurück und sucht sie zu verteidigen, ohne zu überzeugen. Da tauchen denn oft neben den Mäusen auch Grillen auf, und man erkennt, daß es doch eine Welt für sich ist, in der die Gedanken dieses bedeutenden Erzählers kreisen.

Ein hellerer Klang kommt aus einer ähnlichen Sammlung, die Rudolf G. Binding als Rufe und Reden in die Welt schickt. Hier blitzt schon eher etwas von dem hellen Gefieder einer Möwe beschwingt aus der Höhe auf. Ein schönes, stolzes Buch, durchaus deutsch und doch keineswegs nationalistisch. Wenn Binding hier zur „Deutschen Jugend vor den Toten" spricht, so rührt er an die unerschöpflichen Kräfte, die im Tiefsten eines Volkes, aber auch der Menschheit ruhen und in Bereitschaft sind. Würde man heute, sagt er, jene Toten des Weltkrieges aufrufen wollen mit einem sie ganz erfüllenden Wort, so würden sie unter diesem Wort: Vaterland — den Inbegriff des Gemeinsamen, des Sicheren, des zu Sichernden verstehen, mehr und ernster als die Jugend anderer Zeiten, Tatsache und Form in einem. Die Einsichtigen der Jugend reden nicht vom Krieg und nicht von „Nie-wieder-Krieg". Sie stehen ruhig und unbekümmert unter den Gesetzen des Landes und der Verhältnisse. Ohne die Mängel und manches Unbefriedigende in ihren Reihen zu leugnen, haben sie das Recht, diese Mängel als Trübungen am Rande eines gewaltigen Stromes von Jugendlichkeit mit sich zu führen, der in der Tiefe reißend und unaufhaltsam mit aller seiner Wucht ins Freie führt.

Der Arzt und seine Sendung. Von Prof. Dr. Claus Schilling

Beim Durchlesen eines Buches, wie das von Liek über „den Arzt und seine Sendung" (Lehmann, München) wird einem wieder einmal so recht deutlich vor Augen geführt, wie seltsam eigentlich die Stellung des Arztes zu seinen Kranken ist. In vielen Fällen ein blindes Vertrauen — man bedenke, was eine Narkose bedeutet! — und eine völlige Unkenntnis der Schwierigkeiten der Diagnose und Therapie; oft aber auch verbissenes, ablehnendes Mißtrauen, das restlos zu beseitigen dem Arzt bei weitem nicht immer gelingt, Angst vor der hohen Rechnung, falsche Schamhaftigkeit, Leichtsinn u. a. m. Auf seiten des Arztes aber in ungezählten Fällen das Bewußtsein, nicht helfen zu können, weil das wissenschaftliche Rüstzeug versagt, die Notwendigkeit, den Kranken bewußt zu täuschen. Immer wieder starrt uns das dunkle Rätselauge der Sphinx entgegen! Der Jurist, der Sozialpolitiker kämpft gegen die Mängel menschlicher Einrichtungen an; dem Arzte aber steht ein viel gewaltigerer, ihm proteusartig entschlüpfender Gegner gegenüber: die Natur selbst. Gegen diesen Feind hat er nur selbstgeschaffene Waffen zur Verfügung, die er mit Kräften der Natur, mit den Kräften seines Geistes gewinnt; denn Wissenschaft ist ja auch nur ein Naturprodukt des menschlichen Geistes und wie dieser begrenzt. Da mutet dieser erschütternden Kenntnis gegenüber denn Lieks Buch gar eng und vom Augenblick inspiriert an.

Hätte Liek sich darauf beschränkt, uns seine persönlichen Erfahrungen aus der Praxis mitzuteilen, so würde man diese mit Gewinn und mit Vergnügen lesen, und mancher jüngere und ältere Kollege würde sich diesen echt menschlich empfindenden Arzt zum Vorbild wählen. Aber Liek verquickt solche Schilderungen mit einer sehr herben Kritik. Er unterscheidet zwischen „Ärzten" und „Medizinern"; das Ideal des erstgenannten ist ihm der Landarzt, während er unter einem „Mediziner" einen autoritätsgläubigen, unselbständigen, operationsgierigen Handwerker versteht, der im Kranken gewöhnlich nur ein Opfer seiner diagnostischen und therapeutischen Gelüste und Eitelkeiten, vor allem aber seines Honorarhungers sieht. Aus solchen Medizinern besteht die Mehrzahl der staatlich zugelassenen Heilwerker, auch der Lehrer der Heilkunde. Die sozialen Versicherungen haben ihren Zweck verfehlt: sie nützen dem Versicherten kaum, zwingen die Ärzte zu einer ihrer unwürdigen Arbeitsweise u. v. a.

Kritik hat gewiß ihre Berechtigung, und nicht bloß wir Ärzte, sondern auch viele Laien sind keineswegs blind für die Gebresten des Ärztestandes und seiner Auguren; sie haben Molière und Shaw mit schmunzelndem Verständnis gelesen. Aber Kritik bestehender Verhältnisse sollte doch eigentlich nur ein Mittel sein zu dem Zweck, die Ursachen der Mißstände zu erforschen, um daraus die Mittel und Wege zu entwickeln, wie jenen Übeln abzuhelfen sei. Und ein solches Tiefergraben, ein Hinter-die-Dinge-sehen, bleibt uns der Autor an vielen Stellen schuldig. Wohl betont Liek immer wieder die Bedeutung der Persönlichkeit des Arztes; aber, du lieber Gott, wie oft trifft man im täglichen Leben auf Persönlichkeiten? Diese werden geboren; Eugenik, Erziehung und Unterricht können sie nicht schaffen, nur fördern oder hemmen. Und auch wir Ärzte stehen unter dem überwältigenden Einfluß der wirtschaftlichen, technischen und politischen Verhältnisse unserer Zeit. Die Entwicklung dieser Verhältnisse mit einigen noch so wohlgemeinten „man sollte" und „man müßte" aufhalten oder ablenken zu wollen, ist vergebliches Bemühen. So sagt uns denn Liek nicht viel wesentlich Neues, und seine Verbesserungsvorschläge, wie die Verstaatlichung der Ärzte im Bereich der sozialen Versicherungen, die Ablehnung der Kassenpraxis, stoßen an harte Tatsachen.

Illustrierte Rundschau

Amtliche Graphik — Zwei Kostüme — Algraphie von Heinrich Wolff — Dietz Edzards „Offenbarung" — Arbeiten aus der Stuttgarter Kunstgewerbeschule — Modemarionetten — Zu unsern Bildern

Mit unserer „amtlichen Graphik", gegen deren Rückständigkeit und Geschmacklosigkeit u. a. ein so ausgezeichneter Künstler und Fachmann wie Ehmcke vor zehn Jahren zu Felde zog, ist es auch heute noch nicht weit her. Die Sachkenntnis und der Wille des Reichskunstwarts vermögen sich nicht überall durchzusetzen, und gerade graphische Massenartikel wie Briefmarken und Geldscheine, die jeder in die Hand bekommt und die in alle Welt gehen, sind noch lange nicht so schön, wie sie sein sollten und wie sie andere Völker, die an sich auch nicht den guten Geschmack gepachtet haben, aufzuweisen vermögen. Aber das Streben, diese und andere wichtige Aushängeschilder unserer Art und Arbeit nicht mehr dem Zufall zu überlassen, ist doch weiter verbreitet als vor zehn oder gar zwanzig Jahren. So hat z. B. die Stadt Nürnberg für die Schuldverschreibungen ihrer Anleihe von 1927 ein Preisausschreiben erlassen und stand mit diesem vernünftigen Beschluß nicht vereinzelt da. Den 1., 2. und 3. Preis gewann ein und derselbe Künstler: Carl Fabriz. Wir zeigen das mit dem ersten Preise ausgezeichnete Blatt; es ist sachlich, übersichtlich, voll Ernst und Würde, wie es sich für eine Schuldverschreibung gehört, trotz aller Schlichtheit schwer nachzuahmen und — was uns hier das Verdienstlichste erscheint — von nürnbergischem Geiste erfüllt, dem Geist handwerklicher Gediegenheit und industriellen Fortschritts.

★

Die den Lesern seit langem vertraute Modezeichnerin Marlice Hinz hat einen geistreichen Einfall gehabt: sie stellt ein Kostüm, das auf einem der großen Berliner Bälle des vorigen Jahres Aufsehen erregt hat, neben ein Kleid aus den siebziger Jahren, und es zeigt sich eine überraschende Verwandtschaft. Dabei muß betont werden, daß das Ballkleid von 1927 nicht vereinzelt war. Unsere Damenmode zeigt auch an weniger deutlichen Beispielen die Neigung, die Pfade der sachlichen Schlichtheit zu verlassen. Man befreundet sich wieder mit dem Unregelmäßig-Launischen, mit Falten und Raffungen. Ein Glück, daß wir Sport treiben und so vor Fischbeinmiedern geschützt sind.

★

In dem graphischen Schaffen des Königsberger Professors Heinrich Wolff nehmen Algraphien einen bedeutenden Platz ein. Wer Hans Thomas Graphik kennt, dem ist auch diese Technik geläufig. Es handelt sich um ein Flachdruckverfahren, ähnlich dem Steindruck, nur daß die in lithographischer Kreide oder Tusche ausgeführte Zeichnung nicht auf den Stein, sondern auf eine Aluminiumplatte gebracht wird. Anfang der neunziger Jahre erfunden, bot das Verfahren den großen Vorteil, daß eine Aluminiumplatte wegen ihrer Leichtigkeit viel bequemer zu handhaben, zu verschicken und aufzubewahren ist als der Stein. Der Künstler, einst Thoma, jetzt Wolff, freut sich, daß ihm die Algraphie eine reichere und farbigere Aussprache als die Lithographie ermöglicht. Wolffs „Fischerboote" wirken so stark, daß man diese Graphik malerisch nennen muß. In dieser Schwarz-Weiß-Kunst steckt ein Leben, das sonst nur die Farbe zu geben vermag.

★

Dietz Edzard gehört zu den wenigen, die die Mode des Expressionismus überlebt haben, weil diese Art des künstlerischen Schaffens für sie eben keine äußerliche Mache, sondern innerer Zwang war. Ihr schönster Zug: die religiöse Inbrunst ist das Erlebnis seiner „Offenbarung". Auf der vielgespaltenen, aber höchst anregenden Ausstellung, die vor einigen Jahren in Aachen religiöse Kunst zeigte, hat dieses Gemälde starkes Aufsehen erregt. In einem gro-



Nürnberg

STADTGEMEINDE NÜRNBERG

10 000 000 REICHSMARK

Teilschuldverschreibung

Zweitausend Reichsmark

Neuzeitliche Schuldverschreibung
Entwurf von C. Fabriz



Großes Abendkleid von 1877

ßen Gefühl gesammelt, schreitet der Prophet bewundert, bestaunt, verspottet und im Letzten ewig unverstanden durch die Masse zu seinen Füßen. Seine weit geöffneten Augen sehen nicht; sie schauen. Diese Edzardsche „Offenbarung" knüpft an kein Schriftwort, an keine Vorstellung der Bibel an. Der Verstandesmensch wird wenig mit ihr anfangen können. Er wird den Maßstab seiner taghellen Wirklichkeit an das Geheimnis dieser Augen, Schultern und Hände legen und den Kopf schütteln. Andern, denen es einmal vergönnt war, an der dunklen Pforte zu lauschen, die zu den Geheimnissen Gottes führt, wird es um so mehr bedeuten.

★

An der Staatlichen Kunstgewerbeschule zu Stuttgart besteht auch für Frauenarbeit eine Abteilung, deren sich der Direktor Bernhard Pankok fürsorglich annimmt. Prof. Laura Eberhardt gibt dort etwa 100 Schülerinnen Unterricht. Mit welch erfreulichem Erfolg zeigen die gebatikten Decken und Tücher, Arbeiten ihrer Schülerinnen Ellen Moosmann und Lotte Scheufler. Man sieht, wie man einer durch viele häßliche und liederliche Arbeiten in ihrem Ruf leidenden Technik neue, eigentümliche Wirkungen von hoher und dauerhafter Schönheit abzugewinnen vermag.

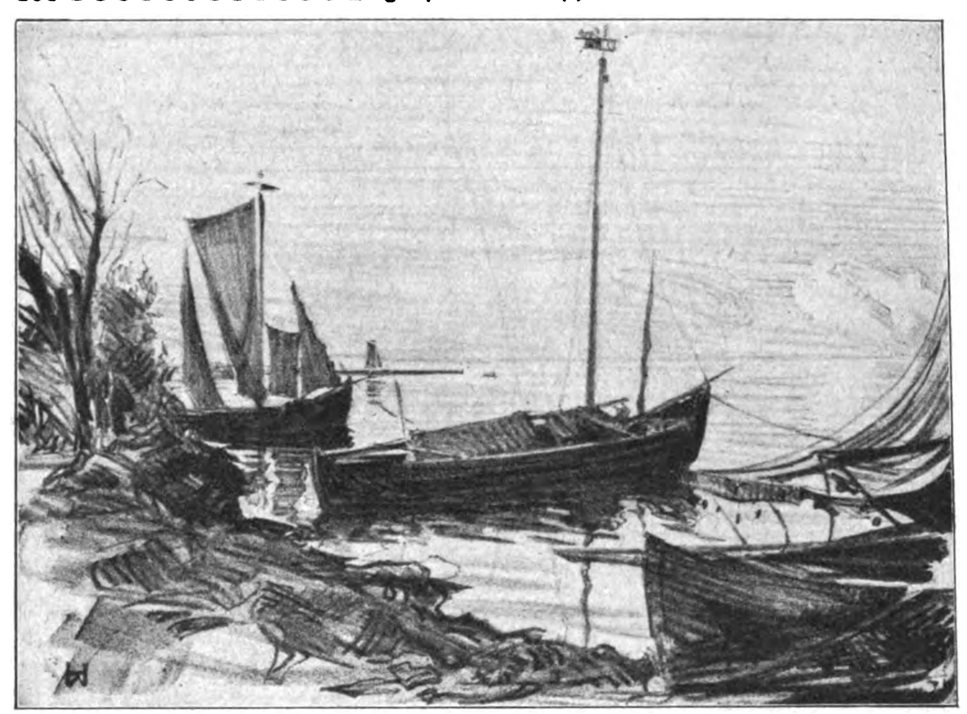
„Die Mode der Dame" hieß eine Ausstellung in Berlin. Ihr Schlager waren ein paar Dutzend Kabinen, in denen das Leben der Damen „von morgens bis Mitternacht" mit Puppen und tausend schönen und kostbaren Dingen aufgebaut war. Sehr lustig waren die vom Sachlichkeitsgedanken geschaffenen Modemarionetten in dem einen Raum: menschliche Körper in mathematische Formen gebracht und dennoch höchst lebendig, zugleich feine Ironie auf die Seelenlosigkeit all der Herrlichkeiten, solange sich nicht eine schöne Frau ihrer erbarmt.

★

Karl Foersters Aufsatz „Der Steingarten der sieben Jahreszeiten" vereint die Erfahrungen eines Fachmannes und Gartenkünstlers mit den treuen Studien des fleißigen Malers und Zeichners (eines Sohnes unseres Arthur Kampf), den feinen Federskizzen von A. Bartning und eine Anzahl Farbaufnahmen aus dem längst berühmt gewordenen Bornimer Garten des „Stauden-Foerster". Ein Buch des Verfassers, demnächst im Verlag der Gartenschönheit erscheinend, erweitert das Thema „Der Steingarten" und wird allen Gartenliebhabern, die sich auf diesem Gebiete praktisch betätigen wollen, besonders willkommen sein.

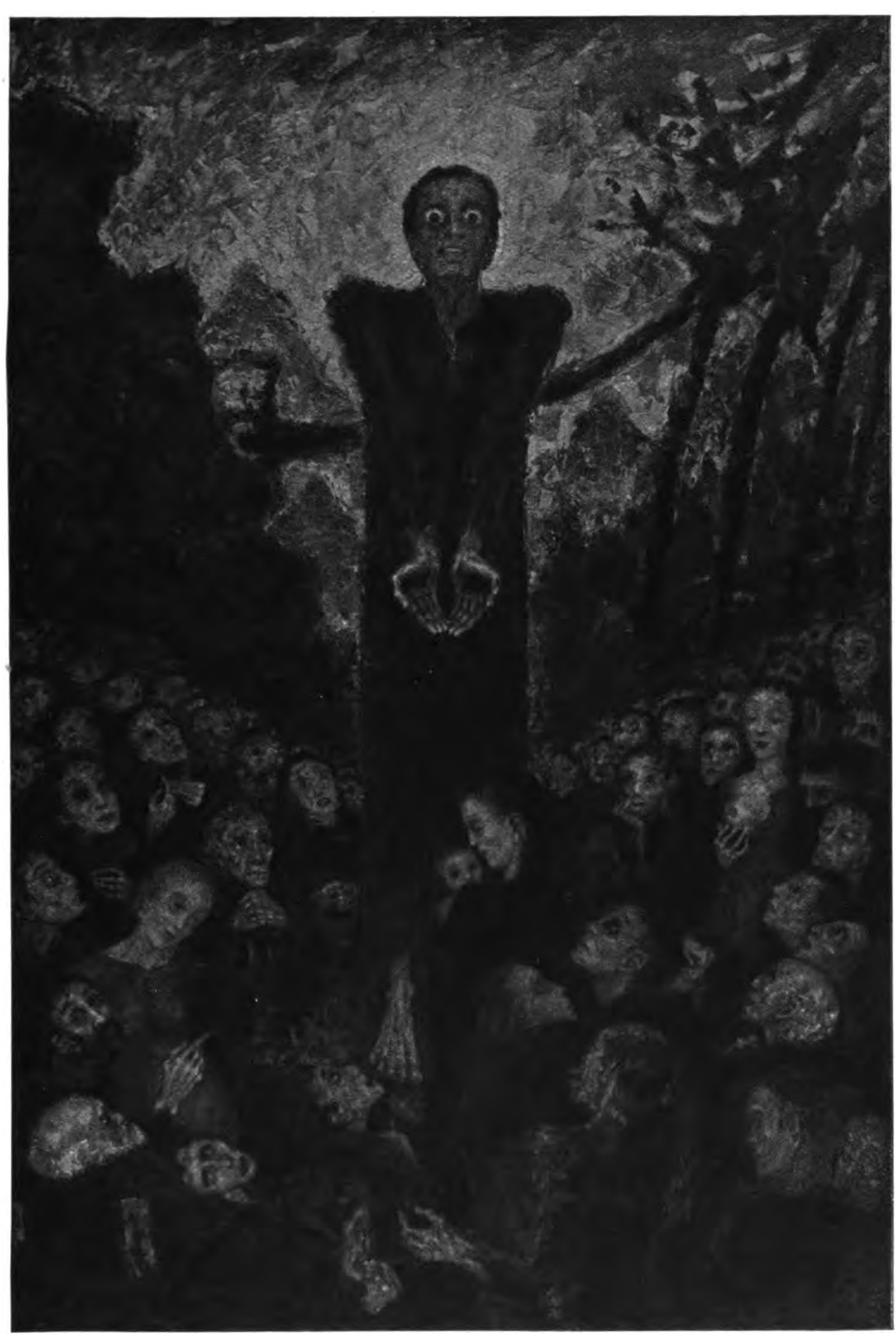


Großes Abendkleid von 1927, getragen auf dem Ball des Berliner Tennis-Klubs „Blauweiß"



Fischerboote. Algraphie von Prof. Heinrich Wolff-Königsberg

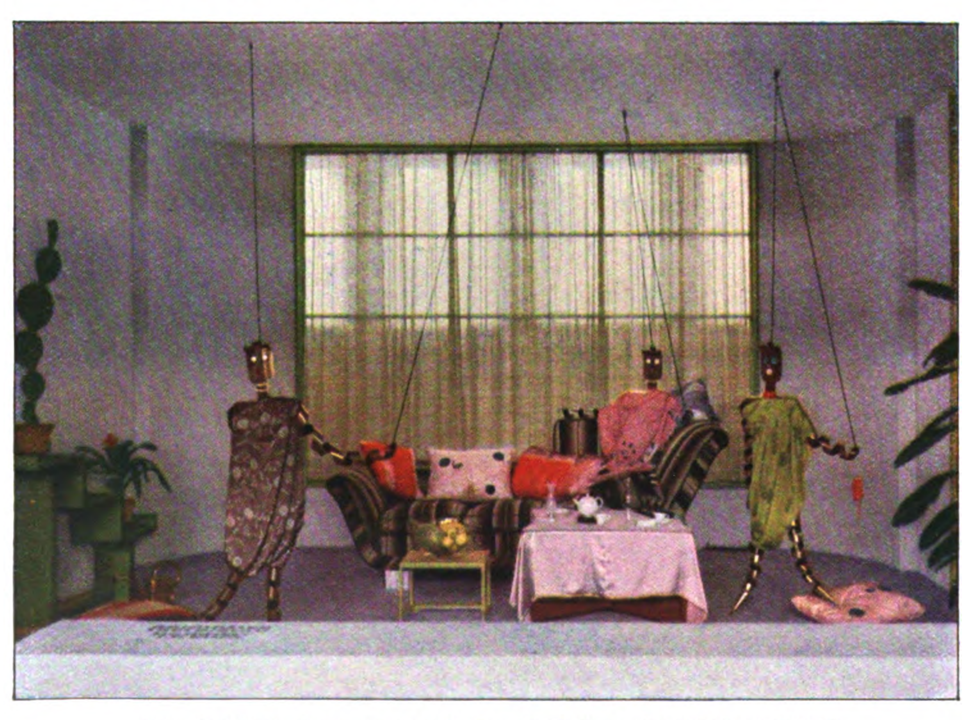
Zu dem Titelbilde von Ivo Salinger schreibt uns der Grazer Kunstschriftsteller Dr. Bruno Binder, der Künstler male Bildnisse in Bildern, d. h. er vermeidet es, die Darzustellenden in der gefälligen und leicht veraltenden Mode zu porträtieren, sondern steckt sie in die Tracht, die ihnen am besten steht. Der Künstler glaubt, so auch das Seelische weit unmittelbarer zu erfassen und wiederzugeben, und wenn man sich hüten wird, sein Rezept weiter zu empfehlen: seinem Schaffen ist es dienlich gewesen. Nach unsrem Bilde schuf Salinger, einer der besten jungen österreichischen Graphiker, auch eine sich auf die Figur beschränkende Radierung, die bei Ludwig Möller in Lübeck erschienen ist. — Den Reichtum englischen Landlebens verrät „Der Ausritt" von G. Spencer Watson, einem Künstler, der eine der Überlieferungen englischer Kunst bewahrt: er hat Verständnis für Pferde (zw. S. 8/9). — Von Chemnitz wissen die meisten nur, daß es eine mächtige Fabrikstadt ist. Ihre malerischen Schönheiten hat Alfred Kunze entdeckt. Seit über zwanzig Jahren schafft dieser Meister in der Stadt der rauchenden Essen. Sie ist seine Heimat. Hier ist er 1866 geboren. Hier hat er die erste Anleitung im Zeichnen erhalten. Hierher ist er nach ausgedehnten Reisen zurückgekehrt, um als Kaufmann und Künstler zu wirken. Ein Maler der Wirklichkeit, aber kein Naturalist, denn selbst das einfachste Motiv wächst auf seiner Leinwand zu einer Vision (zw. S. 16/17). Die Stadt Chemnitz, die sich seit Jahren unter Opfern bemüht, ihren Bürgern auch Schönheit nahezubringen, ist auf Alfred Kunze mit Recht besonders stolz, und die Chemnitzer Kunsthütte hatte ihm vor bald zwei Jahren im Städtischen Museum eine umfassende Sonderausstellung gewidmet. Hier rühmte man ihn mit den herzlichen und treffenden Worten, deren Berechtigung auch unser Bild erweist: „Wie der Baumstamm, seiner Erde verwurzelt, langsam Jahresring an Jahresring setzt, so hat auch Alfred Kunze, der Heimat tief verhaftet, sich Kreis um Kreis weiter hinaus gebreitet... Er gleicht den meisterlichen Handwerkern früherer Zeit, die mit freier und klarer Bedächtigkeit eine immer weitere Beherrschung ihrer Mittel, eine immer größere Vertiefung ihrer Kunst erlangten." Was Kunze so wohltuend auszeichnet, ist die Einheit der Naturbetrachtung und die Naturbeseelung. Wer über sie verfügt, ist dem Streit um Modern und Unmodern entrückt, und dieses Vorzugs erfreut sich auch noch ein anderes Landschaftsbild dieses Heftes. — Das Überirdische in der Natur weht uns aus der einfachen und dennoch durch Farbe und Licht mächtig aufgewühlten Marschenlandschaft des Düsseldorfer Professor Max Clarenbach an, eines Schülers von Eugen Dücker, aus dessen weitherziger und gründlicher Lehre so viele Meister hervorgegangen sind (zw. S. 40/41). — Eine Bronze voll stürmi-



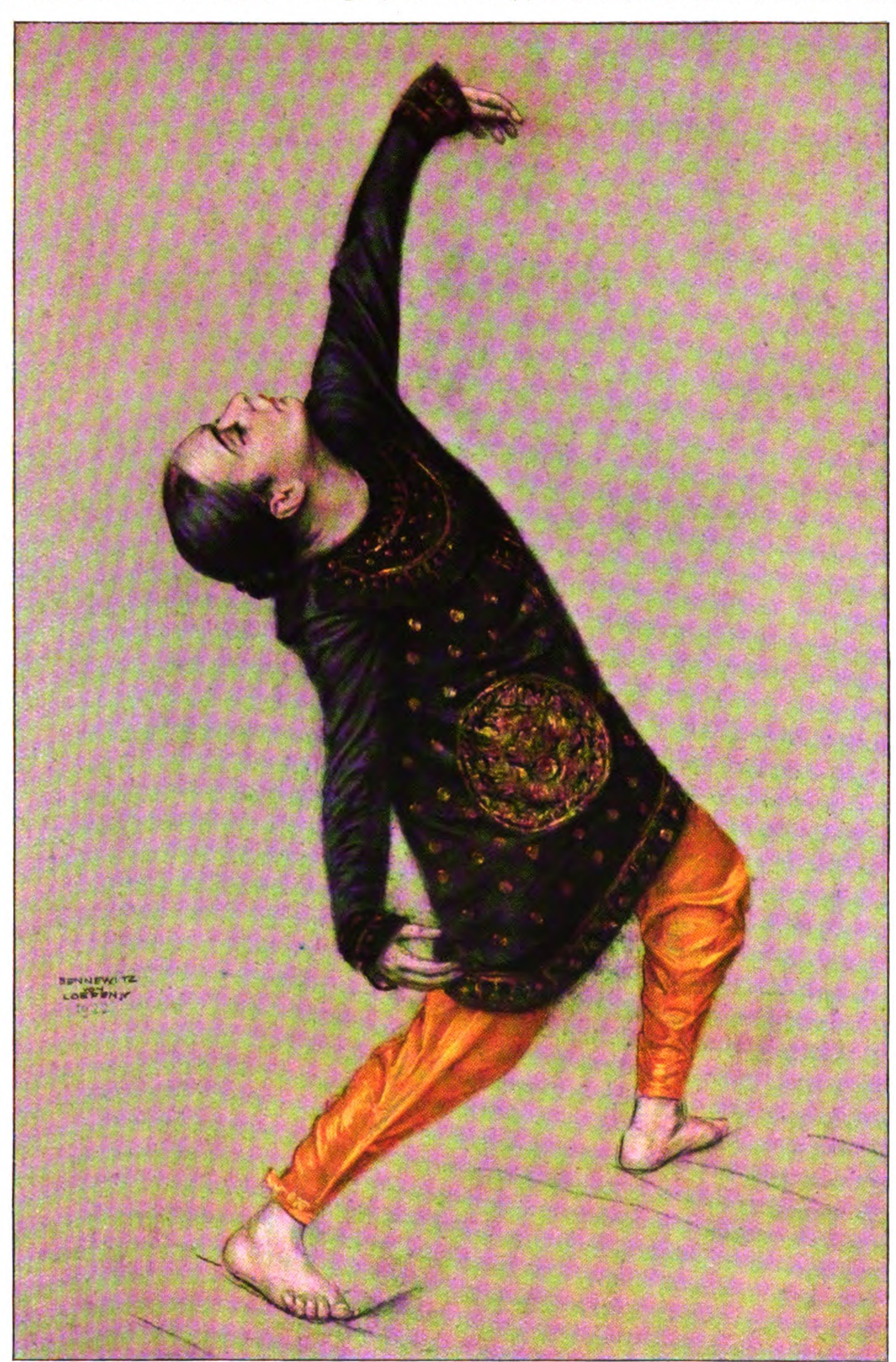
Offenbarung. Gemälde von Dietz Edzard
(Ausstellung religiöser Kunst, Aachen)



Neue Batikdecken
aus der Klasse Pankok-Eberhardt an der Staatl. Kunstgewerbeschule zu Stuttgart



Beim Frühstück. Raum aus der Berliner Ausstellung „Die Mode der Dame"
Eingerichtet von den Deutschen Werkstätten, A.-G. in Berlin



Tänzerin. Pastell von Prof. Bennewitz von Loefen
(Die russische Tänzerin Tatjana Barbakoff)

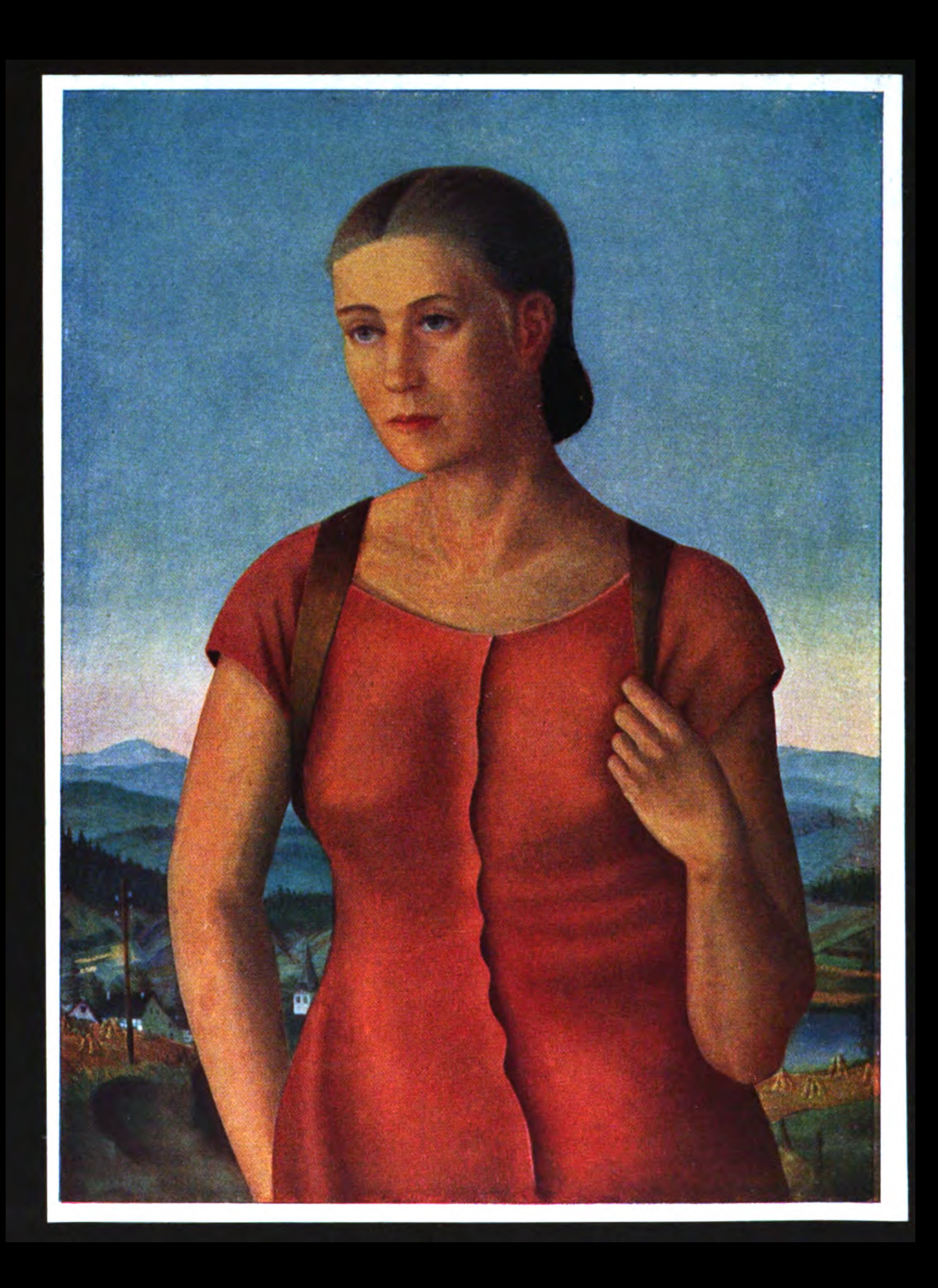


Varietéprobe. Studie von Ernst Stern

scher Bewegung überließ uns Mathias Gasteiger zur Wiedergabe (zw. S. 56/57). — Lesser Urys „Raucher" erneuert in diesen Heften das Gedächtnis an einen Maler, zu dessen Würdigung sie frühzeitig beigetragen haben und dessen Bedeutung viel größer ist, als das heutige, schnellebige Geschlecht ahnt. Adolph Donath hat das bewiesen. Ury war ein impressionistischer Landschafter, als es noch nicht Mode war, im Anfang der achtziger Jahre. Er hat das malerische Berlin entdeckt und die Grenzen der Pastellmalerei erweitert. Und er hat biblische und soziale Monumentalbilder von einzig dastehender Kraft geschaffen. Unser „Raucher" ist ein farbig und gegenständlich ansprechendes Werk aus der neuen Schaffenszeit des ungemein fruchtbaren und mannigfaltigen Meisters. — Johann Kölschbach, geb. 1892 in Köln, hat in Düsseldorf studiert und ist als Expressionist 1913 in Bonn zuerst öffentlich aufgetreten. Seine Arbeit und seine Liebe gehören seiner rheinischen Heimat. Der hier abgebildete „Bergsee" (zw. S. 104/105) war ursprünglich als Kaminbild in eine Stuckumrahmung gearbeitet. — Die Rundschau beschließen zwei Bilder von der Bühne: Das in Farbe und Bewegung gleich geschmackvolle Pastell der Barbakoff von Bennewitz von Loefen und die lustige Varietéprobe von Ernst Stern. Auch die heitere und die oberflächliche Kunst ist Arbeit. Wir sollen es nur nicht merken. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Die Wandernde. Gemälde von Werner Peiner
(Köln, Kunstausstellung Abels)



Der Mensch Krone

Novelle von Jakob Schaffner

Der Engel des Schicksals

Seit Tagen liegt der mächtige Engel des Schicksals vor der großen Stadt und starrt aus goldenen Augen in das Quirlen und Treiben der Straßen. Seit Urzeiten hat ihn die ungenannte höchste Macht diesem Land zugeteilt. Jetzt liegt er vor der Stadt, das gewaltige Haupt in den Fäusten, die Ellbogen zwischen Wälder gestemmt, starrend und träumend, und in den goldenen Augen lacht und droht es, während unergründliche Schwermut die liebenswerten Züge in Bewegung hält wie einen wallenden, ballenden Vorgewitterhimmel.

In einer kalten, hellen Nacht ist das Frühlingszeichen über den wintertoten Weiten aufgeflammt, und seither hat er keine Ruhe mehr. Er ist gewandert mit ziehendem Volk. Er hat Flügel genommen und ist mit den rückkehrenden Zugvögeln eingebraust. Er hat sich in Ströme geworfen, und sie sind über die Ufer getreten. Er hat in dunklen Sturmnächten brüllend mit den Fersen die Berggipfel gestampft: „Feuer her! Licht her! Wärme her!" Die Erde hat gebebt — aber keine Flamme. Dies Land hat keine Flamme. Es hat keinen Feuerherd. Ach, was für ein Land! Im Nordosten liegen die Ströme noch in Eis, im Südwesten blühen die Pfirsiche und Mandelbäume. Eine Woche lang tobt er sich in schauerlauen Frühlingsgewittern aus.

Lösen! Befreien! Heraus! Herauf! Heran! Bis nach Königsberg hinauf schlachtet er sich durch den Winter hin. Die Ströme krachen. Blitzend und weich wehend bricht Himmelblau herein. Aber in seinem Rücken stürzen Riesenlasten von Neuschnee über die Mittelgebirge. Und nun liegt er da vor der Weltstadt auf Lauer, horcht, späht, wittert unruhig ihre ziehenden Schwefeldünste, verfolgt aufmerksam die Linien schnell ausbrechender und wieder einzuckender Flammen und fühlt an der Riesenbrust ein unaufhörliches Schüttern der Erde.

Und dann ist da noch etwas. Es liegt in der Atmosphäre wie geöffnete Särge, feierlicher Leichenduft, Weihrauch, dumpfige Schrankkleider zum Lüften ausgehängt, schwarze Flore und Kerzenqualm. O, auch das kennt er, dies düstere Prangen und Seelenbangen! Alle Jahre um diese Zeit steigt es wieder herauf aus seiner Gruft: Karwoche. Ihn schauert. Den mächtigen Engel des Schicksals schauert. Ein ferner, sagenhafter Tod wird da begangen! Alle Geschlechter, wie sie gefahren kamen: durch dies wetterleuchtende Blutbad mußten sie hindurch!

Palmsonntag

Da ist nun diese Familie Minnich — Mutter, Tochter und zwei Jungens. Eine gute Familie, vaterlos, aber von leichten Mutterhänden mutig zusammengehalten, ordentlich gekleidet, ausreichend ernährt und fest in den anständigen Gebräuchen.

Das Mädchen, Emilie, wird heute konfirmiert, denn es ist Palmsonntag. Gesittet und mäßig schreitend sah man alle vier durch das Portal der Heiligen-Kreuz-Kirche eingehen.

Vorn beim Altar in einer Reihe mit ihren Altersgenossinnen sitzt mit gesenktem Kopf Emilie Minnich — Emilie die Jüngere, denn auch die Mutter heißt Emilie —, die Augen auf den Worten des Liedtextes, etwas blaß vor Bewegung. Das Herz schlägt ihr ein wenig, denn sie wird Rechenschaft geben müssen. Man wird ihre Stimme in der ganzen Kirche hören, und die Antwort auf die Frage darf keinen Augenblick zaudern. Nachher wird sie erwachsen sein. Nachher wird sie Schulter an Schulter mit der Mutter stehen. Jetzt klingt die Stimme des Predigers auf. Aller Augen richten sich zur Kanzelhöhe. Er spricht vom Einzug jenes ferneblassen Mannes in die Stadt seines Untergangs und seines Sieges. Er spricht von geschwungenen Palmenwedeln und vom Brausen des Hosiannagesangs. Immer wieder hört man das gerne.

Die Mutter sitzt zwischen ihren beiden Söhnen, horcht und sinnt. Sie hat das dunkle Kleid an — dasselbe, das sie beim Begräbnis ihres Mannes vor einem Jahr getragen hat. Noch umschwebt ihre ungealterte Gestalt das Leid aus den kalten Gründen, und das Erlebnis hat sie mit schmaleren Lippen zurückgelassen. Nun geht ein suchender Blick nach links zu ihrem Älteren — Otto: was wird's mit ihm sein? Ein fester, blonder Kopf, blaue, etwas zu früh gehärtete Augen, Willenszüge in den Wangen, und vor Ernst und Selbstwissen gepreßte Lippen. Gute Anlage: aber wird sie ihn erziehen können? Wird nicht die Zeit bald kommen, in welcher solche wie er die besten Mütter fliehen und den Mann suchen? Sie blickt heimlich nach rechts. Ach, der stille Sonnenschein des Hauses — Heinchen: von den drei Waisen die verwaisteste! Am längsten hat er vom Vater gesprochen; aber sie glaubt, daß Otto am längsten an ihn denkt! Und jetzt wandelt er so hin, lächelnd und sinnend, vaterlos und mit einem Engel in jedem Auge. Wie soll sie ihn schützen?

Ihr Blick geht weiter — über den Mittelgang nach den Männerreihen. Es ist nicht recht, aber Gott begreift. Muß man nicht jede Gelegenheit wahrnehmen, ein Gesicht, das man noch nicht tief genug kennt, mit einem erlaubten, unerwarteten Blick zu überfallen? Eigentlich geht er nicht zur Kirche, sagt er und lacht dazu. Wozu lacht er nicht? Aber er tut ihr und Emilie der Jüngeren und den Kindern gern den Gefallen. Und er merkt nicht, wie ein still spähender Weiberblick ihm ins Gesicht brennt, ein Blick, der wacht und rastlos denkt: ‚Das Rechte! Vater im Himmel, das Rechte laß mich tun für meine Kinder!' Große Worte aus fernen Zeiten hallen herüber und schallen wogend zurück. Sie sieht und sieht. Eine verläßliche Gestalt. Ein hoher, blonder Kopf voll Freudigkeiten und heiteren Gedanken. Ein Mann, der alles weiß, alles kann, alles versteht. Versteht er nicht zu viel? Ein solcher Überwinder und Alleskönner: hat er auch die richtige, feste Verläßlichkeit? Und was weiß sie eigentlich von ihm? Aber was weiß man von einem Mann, bevor man zehn Jahre mit ihm gelebt hat? Man trägt ein bebendes, in der Vergänglichkeit lebendes Herz in der Brust, und Liebe hat noch keiner mit Maß und Gewicht ergründet. Das Rechte laß mich tun, Vater im Himmel!

Sie schrickt auf: schon ist die Predigt vorbei. Was hat sie gehört? Was wird sie nach Hause nehmen? Sie macht sich Vorwürfe, aber ihr Text sitzt drüben auf der Männerseite. Jetzt wendet er ebenfalls den Blick. Vier, fünf Sekunden ruhen fragend und wagend ihre Augen ineinander. Du dort, bist du fromm im Herzen? Du dort, was bedeutet dein Lachen und Augenglänzen? Auch jetzt lachst du, und deine Augen werfen lustige Flammen — im Gotteshaus —! Ist das nicht — Vermessenheit? In der Kirche muß man andächtig sein. Aber ihre eigene Vergessenheit fällt ihr auf die Seele.

Ist da nicht vorn eine Frage an eine Konfirmandin gefallen, und das Kind stutzt — zögert —? Die Leute wollen die Hälse recken. Nein, was für Schrecken in diesen Hallen umgehen. Jetzt kommt es ja, und es ist wirklich ihre Emilie. Ein letztes Stottern — sie ist ja so scheu! Und all die Menschen —! Und es kommt wie aus der Brunnenröhre: „Du sollst Gott lieben und fürchten —!“ Sie lächelt, atmet auf, vergißt alles, nickt. So war sie auch in diesem Alter. Eine Emilie wie die andere — nur zwanzig Jahre Altersunterschied. Und was ist das schon: zwanzig Jahre? So kurz ist das Leben. Emilie hat bestanden. Otto schielt vorsichtig zu seiner Mutter auf. Seine Lippen wulsten sich ein wenig. Beim Vater sah man das ebenfalls in bedenklichen Momenten. Sie nickt noch einmal und wirft ihm einen gedeckt stolzen Blick zu; zu sehr darf sie sich ihre Genugtuung nicht anmerken lassen. Dann sieht sie nach Heinchen. Der

sitzt und lauscht mit der ganzen kleinen Gestalt. Er lächelt wie im Traum. Beim Ertönen der Orgel ist er selig erschreckt herumgefahren; er sitzt zum erstenmal in einem „erwachsenen" Gottesdienst. Man hat ihm Ruhe bedeutet, und seither trinkt er mit den Ohren in vollen Zügen, horcht mit dem Gefühl in diese steinernen Wölbungen hinauf, ohne daß er hinzusehen wagt, und die schöne Geschichte mit der lastbaren Eselin und den Palmenzweigen füllt ihn wie ein Gesang. Nun noch diese Emilie: was für ein Mädchen! Vor der ganzen Gemeinde hat sie laut und deutlich gesprochen, und jeder konnte sehen, daß es die Emilie Minnich war, denn aufgestanden ist sie auch noch. Heinchen glaubt, daß er in den Boden versunken wäre. Aber nun kommt wieder ein Orgelrausch daher. Die Gemeinde fällt von neuem ein. Und eins nach dem andern gehen die Konfirmanden zum Altar, wo sie niederknien und — na, eben konfirmiert werden. Er kann nicht recht begreifen, was da eigentlich mit ihnen vorgeht.

Jetzt noch einmal Gesang — gewaltig — weit — irgendwie aufgeregt — als ob einer fromm angeschrien würde —: Heinchen sitzt mit offenem Mund. Dann Segensworte des Pastors. Zum Schluß die Orgel ganz plötzlich voll Macht wie ein Sturm — wie wenn die Löwen im Zoo brüllen — — und alles ist vorbei. Unterm Brausen und Donnern der Orgel dreht sich alles um und geht irgendeinem Ausgang zu. Schade! Heinchen hätte noch stundenlang gesessen und gehorcht.

Im Gedränge sucht man einen freien Platz, denn die Konfirmandin muß jetzt abgewartet werden. Das ist nämlich das Allerschönste: mit *seiner* Konfirmandin nach Hause zu gehen. Das hat er schon bemerkt und lange beneidet. Alle Leute gucken her: „Tja, tja, eine Konfirmandin!" Und eine ganze Engelswolke geht mit und geigt. Heinchen ist bereits sehr stolz und wirft blanke Blicke um sich.

Auch Otto läßt die Augen gehen, aber es ist bei ihm immer, als hätte er Wache zu halten, als wäre größte Aufmerksamkeit geboten. Vater war ebenfalls so wachsam. Und er sieht auch etwas. Dort nach dem Pfeiler hat es seine Augen magisch hingezogen. Er mußte hinsehen, ob er wollte oder nicht. Es war, als hätte einer seinen blonden, harten Kopf mit dem jungen Eigensinn herumgewendet: „Paß mal auf, mein Sohn. Da sind noch andere Leute."

Seine Blicke stoßen auf die Blicke eines großen, dunklen Mannes mit einem schwarzen Bärtchen und einem Lodern in den Augen — stoßen auf — prallen zurück — nehmen sich nach kurzem Fliehen zusammen und gehen mit behutsamem Trotz von neuem vor: wie ein einzelner kleiner Feuerwehrmann gegen eine dunkle, glänzende Feuersbrunst in zwei großen Häusern nebeneinander. Es sind gar nicht so wenige Atemzüge, durch die der Knabe dem Blick standhält — noch mehr dreist als stolz, eher aufsässig als edelmütig: denn was für ein Mann ist das doch! Und er, Otto Minnich —: eine Fliege. Da müssen alle Mann auf Deck. Und niemand merkt was! Seine Lippen pressen sich sehr. Seine Stirn senkt sich. Schließlich sieht der Mann gleichgültig weg: Otto hat gesiegt. Der große Dunkle wendet sich und geht langsam mit furchtbar gesammelter Kraft davon — in der entgegengesetzten Richtung, als man nachher mit der Konfirmandin gehen wird.

Wie Otto wieder zu sich kommt, zittert sein Herz. Er atmet tief auf, und sein Blick fällt verwirrt auf den Blonden, Lachenden, der, wer weiß wie lange schon, dasteht und der Mutter — na, schöne Augen macht. Den muß jener noch gesehen haben, und nach diesem Sehen, nicht auf Ottos Blick hin, hat er sich langsam abgewandt, um zu gehen. Was gibt es für ihn noch dazubleiben? Er weiß ja nun, was er wissen wollte. Eine ungeheure Aufregung fährt in Ottos Knochen; kaum kann er seine Füße ruhig halten. Das ist doch — Herrgott! Da muß doch etwas geschehen —! Sollte man nicht dem andern nachrennen und ihm etwas sagen? Irgend etwas ihm mitteilen? Eine Erklärung, so daß er endlich nickt: „Laß mal. Es ist schon gut. Ich werde ja nicht!" Das Herz schlägt ihm bis zum Hals hinauf. Und da steht dieser — Bräutigam — lacht — spielt mit den Augen — weiß nichts — und spricht ruhige, wohlklingende Worte mit seiner fremden Sprache — seiner nördlichen Redeweise! Er sieht nach der Mutter. Die lächelt zurück, aber sie ist nicht ruhig; sie hat noch den Blick von der Kirche. Etwas darin wehrt ab: „O, sind wir denn schon so weit? Nein, nein, viel muß da doch zuerst noch klarwerden." Sie hat rote Wangen, und ihre Augen glänzen erregt. Einmal streifen sie den älteren Jungen. Der hat die Falte zwischen den Augen. „Na, Junge, und Guten Tag kannst du nicht wenigstens sagen?" Sie errötet tiefer. „Wenigstens" hat sie gesagt. Warum „wenigstens"? Otto gibt gemessen die Hand. Der Blonde steht und lächelt, spielt mit den braunen Augen, der Wind fächelt mit seinen blonden Schnurrbartenden, und er weiß nichts! Eine ganz kleine, aber harte Ver-

achtung regt sich in Ottos Herz. Trotzdem könnte er nicht sagen, daß er ihm abhold wäre. Er stimmt eben noch nicht mit den Minnichs überein. Und vielleicht ist das auch schwer.

Aber jetzt kommt in ihrem neuen schwarzen Kleid die Konfirmandin — noch etwas kirchenblaß — schon wieder ein wenig größer und erwachsener — mit geweiteten Nüstern und roten Lippen — eine wandelnde Blume. Die Mutter empfängt sie wie eine Retterin und küßt sie auf beide Wangen. Der Blonde gratuliert und verbreitet Freude um sich. Immer wird es warm, wo er steht. Heinchen streicht mit leichten Fingern über Emiliens Kleid und bemächtigt sich dann entschieden ihrer Hand. Otto beobachtet heimlich und liebt alles, was zu ihm gehört, streitet mit sich und verehrt. So muß er es haben.

Auf dem Heimweg denkt er immer: ‚Man müßte es sagen!‘ Aber wem? Der Mutter? Das hieße, in den klaren Wasserspiegel hineinhauen. Den andern beiden? Gar kein Sinn wäre dabei. Dem Blonden? Auf einmal laut und hart: „Ich habe Erich Krone gesehen! Er stand da!“ Was bedeutet ihm Erich Krone? Er ahnt es nicht. Und sind es am Ende nicht geheimste Familienangelegenheiten, die man nicht mit Fremden verhandelt?

Stumm geht er mit den Seinen nach Hause zum Festessen, das bereits die Nachbarin im Herd versieht. Aber sein Herz wittert Erich Krone nach, dem großen Dunklen mit dem Lohen im Blick, und in seiner Pupille zittert ein Funke: Der Blonde vermöchte ihn wohl nie darin zu entzünden. Der nicht, nein! Dabei hat er das Gefühl, daß Augen auf ihn sehen. Klein und hilfsbedürftig und unfertig kommt er sich vor. Ein Mann sein! Seine Sache beherrschen! Wie lange wird es noch dauern?

Der mächtige Engel des Schicksals liegt und schaut aus goldenen Augen. Jetzt senkt er gewährend die Lider, und in seinem Herzen donnert es leise. „Nun, du — Stammhalter, dich geht es an. Wir werden sehen.“

Montag

Grau hebt dieser Tag an. Das Gewölk zieht tief, und tief zieht aus allen Schloten der Kohlenqualm mit — alles schwer flatternd und schleppend über die graue Stadt hin. Fröstelnd und ernüchtert treten die Frischkonfirmierten, die blutjungen Erwachsenen seit gestern, aus den Haustüren, um ihr neues Leben anzufangen. Die andern sind diesen trostlosen ersten Morgen der Werkwoche gewöhnt, und die Kinder haben noch keine Hoffnungen. Aber mit edlem, trauendem Bangen legen sie ihre ersten Schritte zurück, die sie zur elektrischen Bahn und dann durch weite, kahle Straßen nach dem Stadtinnern zu fremden Geschäften führen, in denen sie künftig ihre Tage zubringen sollen. Bluten und lachen und ein Geschick erfüllen.

Doch der Engel hat seit gestern eine Spur verloren. Bei der Heiligen-Kreuz-Kirche flimmern noch schwach die Sohlenabdrücke. Dann führen sie weg und verblassen, verfeuchten, und in der dritten Straße haben sich so viele andere Schuhe darauf gesetzt, haben sie so vertrampelt und zerrieben, daß nichts mehr von ihnen geblieben ist. Es ist eine Mannesspur. Schwer hat sie sich bei der Kirche in den Boden gedrückt, und unter der Last dieses Lebens begann es sofort zu knistern und geheim aufzuglühen. Und das ist der Mann, den er sucht. Der Engel beginnt zu wittern. Es riecht nach Ölen, nach Benzin, nach Kohlenqualm, Dampf, Gasen, Ammoniak, Lysol, Dunst von Bäckereien, nach Fleisch, Pulverrauch, Parfüm, süßen Zigaretten, Wohnhöhlenschwalm — nur seine Witterung kann er nicht finden.

Damit vergeht der halbe Tag und der Rest der lichten Stunden. Aber war das nicht der Schritt — der langausholende, feste, murrende Tritt jenes Großen? Und dies drohende Räuspern nach langem, gepreßtem Schweigen — das Knurren der unversöhnten Lunge — das verlassene, starke Klopfen des Herzens: wem gehört es, wenn nicht ihm, dem Menschen Krone? Zwar Tausende drohen, schweigen, knurren mit ihm, aber er ist Er, ein Einziger, ein Auserwählter — der Mann des Schicksals. Jetzt versinkt sein Weg wieder. Autos, Straßenbahnen, Menschenströme schwemmen ihn fort. Viel später und in einer andern grauen Gegend klingt es dann wieder auf: Trapp — trapp! Und da liegen auch die schwach glimmenden Sohlenabdrücke, einer nach dem andern — breit, bestimmt, geradeaus fast ganz parallel miteinander: so schreitet Erich Krone und kein anderer. Wenig fehlt, und er hat den leicht nach

innen gedrehten Paßgang des Löwen. Eine Minute nach dem Vorbei wird die Fährte schwarz. Sie zieht Wasser und erlöscht. Und vorn schreitet mächtig und wie in einer Wolke die Gestalt.

Jetzt begegnet ihm einer — Gott mit ihm! — nicht kleiner als er, nicht schwächer — aber bewegt, blond mit etwas Lachendem und immer Gutgelaunten im Gesicht — Freude um sich her und tierische Wärme. Krone bemerkt ihn mit einem Blick und will finster weiter. Aber das ist nicht im Plan des Blonden. Wie eine Ameise die andere — so stellt er ihn — tastend, freundschaftlich ausfühlend, wichtig mitteilend — und ihn heiter ahnungslos mit Worten betrommelnd. Von dieser Art läßt er nun einmal nicht. Autos brausen vorbei. Elektrische Straßenbahnwagen rumpeln und klingeln. Rinnsale von Menschen quirlen trübe links und rechts an ihnen hin. Der Mensch Krone steht und schweigt. Er will nichts als weitergehen, aber das liegt ja nicht im Plan des Blonden. Geduld, Krone! Die laufenden Feuerbänder der Lichtreklamen schreien Zigaretten, Parfums, Schuhe, Filme aus. Den ganzen Tag war der Blonde mit sich allein. Nun will er Gesellschaft haben.

Nie war es Krones Art, seine Person jemand aufzudrängen. Aber dieser da — wirklich aufdringlich wird er — obwohl alles an ihm freundlich und höchst wohlmeinend ist — o, so wohlmeinend, daß Krone bereits die erste leise Wut erfaßt. Denn, im Namen aller guten Geister, er braucht Ruhe. Aber die soll ihm nicht gewährt werden. Der Blonde will in die Wirtschaft. Er will spendieren. Er ist ja so glücklich, verliebt, singsangschwebend und — blond, daß er geben muß, austeilen!

Krone sieht zur Seite und murrt eine Ablehnung. Hat der Blonde sie nicht gehört? Hat ein vorbeiratternder Lastwagen sie überschmettert? Zwei, drei Menschen haben es im Vorbeilaufen bemerkt, daß er dem großen Gefangenen den Arm untersteckte und ihn siegesgewiß lachend mit sich zog. Warum geht Krone mit? Ist er ein Mann von schwachem Charakter? Nein, aber Emilie Minnich. Er sieht nach ihr aus, wie ein Hund nach seinem Herrn aussieht.

Schließlich kann man auch ein Glas Bier mit ihm trinken. Das zweite wird er, Krone, bezahlen, und so ist man wieder quitt. Und wie lange soll das Quälen und Schwelen eigentlich noch dauern? Die Frage ist ja entschieden durch sie, Emilie Minnich die Ältere, entschieden, und damit fertig. Daß sie wieder gegen ihn, den Menschen Krone, entschieden ist — wen kümmert das? Mach's allein mit dir ab, Mensch Krone. Immer hinein. Drinnen klingelt ein Orchestrion.

Die Tür ist zu. Das Orchestrion lärmt im geschlossenen Raum. Lockend liegt die Lichtfülle an leicht verhüllten Fenstern. Männer kommen und treten witternd ein. Der richtige Duft herrscht hier. Gleich wird man angeregt. Weiberstimmen hört man auch. Es ist eine gutgehende Wirtschaft, und mancher geht zu zweien los, der allein hereingekommen ist. Was hat der Blonde hier zu suchen? Ist er nicht so gut wie verlobt?

Bei einem Glas Bier scheint es übrigens nicht zu bleiben — bei zweien auch nicht. Eine Viertelstunde vergeht, eine halbe, eine ganze: immer noch hat sie das Licht drinnen und das Orchestrion und das Rollen der Billardbälle. Machen sie eine Partie miteinander? Sie werden wohl. Sie sahen ganz so aus, als gingen sie zu einer Partie. Zwei Stunden sind vorbei. Viele Männer sind gekommen und gegangen — einzeln — zu zweien — mit Kameraden — mit Weibern. Auch Mädchen allein oder mit andern hat man die Tür passieren sehen.

Es schlägt elf Uhr. Das Orchestrion lärmt immer noch, aber es vereinsamt. Es wird gesungen und gebrüllt, aber das Brüllen kommt sich schon schal vor; es überbrüllt sich.

Aber ist jetzt nicht ein Blitz niedergegangen? Grollt das Murren, das nie ganz zum Schweigen kam hinter der Tür — grollt es nicht zum Donner auf? Ein Schlag — ein blutroter Schein. — Noch lauter klingelt und schnarrt das Orchestrion, nur eine halbe Minute noch, und die Tür geht von innen auf. Frech und wahnsinnig wie eine Hyäne aus Lärm stürzt sich der ganze tosende Inhalt dieser Tobsuchtszelle auf die Straße hinaus. Aber er wird empfangen und aufs Pflaster geschleudert, daß er verstummt. Schon ist auch die Tür wieder zu. Über die beiden Stufen herab steigt Er, der große Gefangene — allein — finsterer als vorhin — in geheimer Hast, die er vor sich selbst verleugnen will — eingenebelt in ein furchtbares Schweigen — und seine Tritte hallen zornig gedämpft an den schlafenden Hausfronten hoch. Seine Spur bleibt dunkel hinter ihm. Er ist leichter geworden — hat Ballast abgeworfen — ja, es ist jetzt sogar etwas dunkel Beschwingtes an ihm — etwas wie von gewaltigen Flügeln Getragenes — Flüchtendes! — Ein solcher Mensch hinterläßt keine aufzuckende Druckspur mehr. Die Stille hat an ihm nichts zu würgen, sie kennt ihn von lange her, und er kennt sie. Leise ruft sie ihn an.

„Bist du's, Mensch?"

„Ich, Krone. Immer unglücklich!" —

„Passiere. Du hast noch einen weiten Weg."

Sie brüllen in den höchsten Lüsten. Das Orchestrion kreischt. Die Billardbälle bollern und klatschen. Fäuste hauen auf Tischplatten. Wird das ewig dauern? — Da — ein Ruf: „Ruhe!" Das Instrument quietscht aus wie erdrosselt. Der Gesang erstickt und sackt unter sich. „Ein Toter im Hof!" Nicht über den Toten verstummen sie und bleichen bis ins Fleisch hinein. Da ist plötzlich diese Stille. Und mit aufgestörtem Gemurmel drückt sich der erste Trupp der Abzügler aus der Tür. Noch eben schrien sie so herrlich; jetzt wagen sie kaum mehr aufzutreten. Die Stille herrscht!

Große Gestalten sind da in der Nacht. Der Mensch Krone geht leise schwankend seinen Weg vor sich hin. Er ist nicht betrunken — oder dann nicht von Bier oder Schnäpsen. Der Mund in dem kurzen, schwarzen Bart bewegt sich wie sprechend, ohne ein Wort hervorzubringen. Nur seine Zähne leuchten manchmal auf, und aus seinen Augen, wenn er sie einmal hebt, stürzt Erschütterung. Sein Hirn dreht sich fortwährend um einen und denselben Gedanken.

„Vier Stunden lang hat er geschwatzt — von ihr — immer wieder von ihr — dann von den Kindern — alles lächelnd — mit spielenden Augen. Und dann will er mich umarmen und küssen — auf der Toilette — der Idiot! — Hab' ihn ein bißchen hingeschmissen, und schon lacht er nicht mehr. Unter seinem Kopf fließt Blut vor. — Blut! — Seltsam, solch ein Blutfließen! — Er war ja betrunken und schlug hin wie ein Sack. Aber ich — was hab' ich gedacht? ‚Möchtest du doch krepieren, Kerl!' Da liegt er und stirbt richtig. Seine Augen starren mich an — glotzen — na ja! — zittern — bleiben stehen — und brechen! — Und Blut fließt!" —

Der Mensch schaudert und geht schneller.

Dienstag

Es ist Abend. In der Straße — einer der verrufenen Nachtstraßen — geht kaum ein Mensch. Die Tür führt zu einer Kaschemme. Zuerst leiten acht Stufen von der Straßenebene abwärts, dann steht da das matt erleuchtete viereckige Loch in der Mauer wie der Eingang zur Vorhölle. Neben dem Eingang eine Laterne, die ein grünes Licht wirft. Etwas schmutziges Rot liegt ausgeflossen am Himmel.

Endlich erscheint eine Gestalt in der Tür — ein Mann in grauem Anzug, die Mütze tief in der Stirn — düster, hoch von Schicksal belastet — mehr eine Wolke als ein Mensch —, und in der finstern Tiefe der Erscheinung glimmt es. Es zuckt und brennt. Es ist etwas in Bewegung darin, als wollte er sagen: „Ja, ich komme!" Er sichert die Treppe hinauf — niemand. Nur der Sturm spektakelt. Er ruckt sich in seinem Rock zurecht und steigt die acht Stufen aufwärts. Droben sichert er noch einmal und setzt sich nach der Ecke hinten, wo die Esche steht, in Bewegung. Diese Bewegung ist ergrimmt, zerfahren. Sie hat etwas Strudelndes wie ein Wirbel, etwas Stürzendes wie ein Wasserfall, und wo seine Absätze aufschlagen, da klagt und grollt es. Er selber schweigt — schweigt tief und unabsehbar und gefährlich. Seine Augen spähen leidend; es ist Blut darin. Der Mund in dem schwarzen, kurzen Bart zuckt. Sein Herz ist erschüttert. Eine unbegreifliche, wilde und in aller Verlorenheit beinahe stolze Erschütterung hat Besitz von ihm genommen. Da pirscht er gleich dem Tiger durch den Urwald, angetan mit den Schutzfarben seiner Umgebung: Grau, Grau, Grau! Und etwas Blutrot am Hals und in den Augenwinkeln. Schützend hat ihn das Dunkel in der Ecke aufgenommen. Er ist verschwunden, und es dauert eine Weile, bis er drüben wieder sichtbar wird. Nun treibt er sich in einem etwas belebteren Straßenzug mit der Vorsicht eines trotzig Gehetzten, der entschlossen ist, sich nicht zu ergeben, westwärts. Aber kurz darauf schlägt er einen Haken und geht nordöstlich. Wenig später hat er beinahe Südrichtung. Seine Augen bohren sich voraus wie Revolverläufe: Revolverläufe, aus denen fortwährend Blut sickert.

*

Der Engel des Schicksals reckt wieder die Hand aus und berührt mit einem Finger den Menschen im Straßengewühl.

„Du, was ist mit dir?"

Der Mensch Krone bleibt wie vor die Brust gestoßen stehen und starrt ergriffen vor sich hin. Schüchtern weichen ihm zwei kleine Mädchen aus, die vom Zeitungsaustragen auf dem Heimweg sind. Heilige Sterne, so ist ihm, blinken fern und hoch vor seinen Augen auf, aber es sind die

innern Augen des Geistes, und mit Geisteraugen blickt er auf sein Schicksal, das plötzlich in seiner Brust, lange verkrampft und verhärtet, auftaut und in Bewegung kommt. Ach, was um uns fest ist, das ist Schmerz, und unsre Bewegungen bewegen uns keinem andern Ziel zu als unserm letzten Augenblick, der als wunderbares Fanal am Ende unsres Weges steht. Krone erblickt auch dies Fanal, und noch mehr Eis taut in seiner Seele auf; noch mehr Gegenden seiner Landschaft kommen ins Fließen. Ihm ist so wunderbar weh wie nie mehr seit seiner jungen Knabenzeit, als noch seine frische, weiße Haut unbeschmutzt und unschuldig den Schöpfer anschimmerte.

„Wenn man seinen Namen in der Zeitung gelesen hat!“ brummt er und kommt langsam wieder in Gang. Immer noch spähen und sichern seine Augen; das ist schon zweite Natur geworden. Sorge hängt wie schwarzer Schleier über seine Züge. Gefahr begleitet ihn. „Was mit mir ist? Was ist schon so mit uns! Kann man sich wohl helfen?“ In der Höhe braust ein Stadtbahnzug vorbei. Alle Fenster sind erleuchtet. Alle Abteile sind voll Menschen. Im Rauch wabert der Feuerschein aus der Heizglut. „Einen Menschen hab' ich auf dem Gewissen. Niedergeworfen — und liegen geblieben. Wollte ich ihn totschlagen? Nein. Ich weiß nicht.“ Und kommt wieder auf den brandigen Schluß heraus: „Ich dachte: ‚Krepier' doch!' — Ja, das dachte ich!“

Er fällt in einen offenen Platz hinein, in den zehn Straßen münden. Krone kreuzt den Platz, weicht einigen Autos aus, läßt finster einen Zug aufgestauter Straßenbahnwagen an sich vorüber, und in geheimer Erregung rückblickend steht er auf der dunkleren Seite, um wieder zu sichern. Auf der Mitte des Platzes handhabt der Schutzmann das Verkehrszeichen. Geschäftsreklamen flammen. Belsazarschriften geistern über Hauswände. Grün und blau glüht der nasse Asphalt. Kalt ragen schwarze Mauern auf. Von feuchten Schauern überlaufen liegen die Dachreihen darüber. Trüber glimmen die Laternen. Droben im Finstern braust der Sturm. Er setzt sich wieder in Gang. Bang schlägt ihm das Herz.

„Na, und jetzt?“ knurrt ihn leise die Stimme des Schicksalsengels an, und der Finger berührt ihn wieder. Fröstelnd bleibt er noch einmal stehen, wühlt, besinnt sich, kommt von neuem in Gang und beginnt wieder zu brummen.

„Was weiter? — Zu ihr! — Ihretwegen ist's geschehen. — Totschlag ist Totschlag. — Gut! — Aber sie noch einmal sehen, was? — Noch einmal in ihr Gesicht blicken — und dann die Nacht. — Nichts versteh' ich. Wer von uns begreift sein Leben? Was hat man darüber gelernt auf der Schulbank? Brauchbares — nichts! Und ist das überhaupt das Eigentliche, was sich da vor unsern Augen abspielt? — Nein, nichts wissen wir. Bloß eins: keinen Schauder vor dem Tod! Wer andere vom Leben bringt, muß auch selber bereit sein! Nein, keinen Schauder vor dem Tod!“ —

Aber ihn schaudert. Er steht nun vor seinem Ziel. Ein schmutzig-brauner Häuserblock ragt vor ihm auf wie eine Gesteinswand mit Höhlenwohnungen. Drei Höhlen hintereinander, Höhlenhöfe mit Einschlupfen und Verbindungsgängen und mit Luft- und Lichtlöchern in Galerien angeordnet. Die Höhlen rummeln und trommeln vor Leben. An diesen Wänden liegt in mächtigen Gestalten die Dunkelheit. Ihm ist, als warnte ihn sein Dämon. „Gehst du hinein, so weißt du nicht, wie du wieder herauskommst!“ Das stimmt. Aber hinten im letzten Hof lebt s i e! Was ist ihm das Draußen? Was nützt ihm noch die Freiheit? „Es ist zu Ende, Mensch. Mach' noch das Beste draus.“ Stimmen und Lichter wollen ihn betören.

Was sein muß, das hat zu geschehen. Er tritt in das Tor. Finstre Wölbung schleicht grollend über seinen wachenden Kopf weg. Ein Hof mit Lichtern stürzt sich begierig über ihn her und fährt zurück: ein Gezeichneter. Ein zweiter Durchgang überfinstert ihn. Wieder ein Hof. Hier brennen die Lichter zweifelhaft. Sie treten wenig aus sich heraus, betasten ihm Gesicht und Gestalt und gehen schweigend zurück. „Passieren!“ Der dritte Durchgang bekriecht ihn wie eine Riesenschnecke, überschleimt ihn mit Finsternis, betrieft ihn mit Lichtschmutz und läßt ihn frei. Im dritten Hof hängen verlorene Lichter an den Schachtwänden. Keines regt sich. Vorne gab es Klaviermusik, Radio und Grammophon. Hier näselt eine Handharmonika. Ein Weib keift mit eintöniger Stimme. Ein Kind schreit und will sich nicht trösten lassen. O, schreien! Doch lautlos auf Gummisohlen tasten sich Krones Füße durch den Luftmorast des dritten Hofes. Jeden Durchgang zur nächsterbärmlicheren Höhle hat das Schicksal mit Widerhaken versehen. Es ist leicht, hineinzukommen; wenige dringen blutend und zerfetzt in den zweiten Hof oder gar ins Licht zurück. Kinder schlüpfen nachtwandelnd und träumend durch, wenn sie einem Genius in die Hände geboren wurden. Draußen steht der Wächter.

„Wer da?"
„Ein Dichterchen."
„Passieren!"
Der Hof steht leer. Die lautlos schleichende Gestalt ist in irgendeinem der schwarzen Löcher verschwunden. Grau rieselt Schicksal in den Schacht herab — Schicksal und Ruß und fließender Regen, der nun langsam einsetzt.
Die Mauern frieren.

Mittwoch

Der Engel des Schicksals spreizt die mächtigen Flügel und schüttelt sie. Ein Gestöber von Regen und Graupeln stäubt über die Landschaft nieder. Der Mensch — wo ist der Mensch hingekommen? Er horcht. Er lauscht. Er wittert. Grauweiße Fühlfäden gehen von seinen Fingern aus und tasten die Mauern des Hofes ab. Nun hat er die Tür gefunden. Hier riecht es nach Blut.

Der Mittwoch zieht herauf. Eine schauerliche Nacht ist vorbei. Menschen treten aus der Tür mit Augen, als hätten sie gewaltige Urtiere sich an ihren Türen reiben und durch die Ritzen schnauben gehört. Die Höfe sind leer. Die Lichter gehen aus. Am längsten hat das Licht tief links in der Hofecke unten gebrannt, dort, wo die Blutspur sich unter eine Tür verliert, und wo es elektrisch warnend zuckt und knistert.

Wieder eine von diesen Begegnungen hat sich dort abgespielt, die das Leben eines Verlassenen begleiten. Es war tief in der Nacht, als man drei bestimmte Klopftöne an einer hölzernen Tür vernahm. Die Stille fiel dicht dahinter nieder wie ein Sack voll Wolle. Nichts regte sich. Dann wiederholte sich das Klopfen; es klang jetzt herrischer und forderte. Nun, immer wird hier nachts einmal geklopft. Es wird auch gepfiffen und geschrien. Wer soll sich um alles kümmern. Irgendwo hinter dem bretternen Verschlag erklang eine ächzende Jungemannsstimme, die den Stimmbruch noch nicht recht überwunden hatte: „Wer ist da?"

„Ich. Erich. — Mach' mal auf —!"

Wieder stürzt ein Sack herab. Irgendwo grollt es. Endlich knirscht ein Schloß. Die Tür öffnet sich zum Spalt.

„Dann komm schon. Machst doch nur Lärm. — Besser hättest du sonstwo angeklopft!" —

Brummend drängt sich die Nachtgestalt in die Wohnung. Sie muß die Tür zurückstoßen; so wenig Raum läßt der junge Mensch.

„Hast's ja eilig, kleine Laus. Paß mal auf. Noch lebe ich! Es gab Zeiten, da bist du besser gesprungen."

Die Tür ist schon wieder zu. Ein modriger Lichtschein ist auf Augenblicke die Treppe hinauf geflossen, einer hat sich blind in den Hof hinausgestohlen. Wie ein Diebsrudel ist alles wieder verschwunden.

„Na' ja, was willst du bei uns? Mach' dich doch lieber aus der Stadt! Hier kommt man zu allererst nachsehen, kannst du dir denken."

„Ist schon wer dagewesen?"

„Das nicht. Aber um so sicherer kommt man!" —

Eine Innentür schlägt zu. Nun noch Gemurmel, in das eine weibliche Stimme einfällt. Wie bei Ameisen vor dem Bau ist die Begegnung gewesen: ein kurzes Betrommeln mit den Fühlern, ein aufgeregtes Stutzen und Stehen — und leer ist der Platz. „Polzin" steht an der Tür: „Wwe. Polzin, Hebamme." An der Gestalt der Frau ist etwas Hungriges und Klebriges. Sie bebt vor Ärger und wagt sich nicht freizugeben. Der junge Mensch hüpft wie Quecksilber, wie wenn er in Kugeln auseinanderrinnen wollte. Nervosität vibriert ihm aus allen Poren. Und junge Gemeinheit ist an ihm. Die Blicke der Frau und des Jungen stechen. Krone schaut wühlend drein. Der Raum ist voll schwer unterdrückter, wilder Aufregung. Ruhig ist nur der Mann.

„Ja, was wollen Sie überhaupt hier? Haben Sie die Absicht, ehrliche Leute unglücklich zu machen, weil sie Ihnen immer geholfen haben? Weil man hier fortwährend Geduld hatte mit Ihrer Wildheit und Ihrer Unbildung?" Sie hat die Fäuste in den Hüften. „Kann man erfahren, womit Sie uns beehren?"

Er bohrt ihr die glosenden Blicke ins Gesicht. Er denkt und grübelt. Sein Geist liegt klaftertief unter seinem Elend vergraben. „Hinauf will ich. — Die Minnich will ich noch einmal sehen. — Ja, die Minnich will ich nochmal sehen —!"

Die beiden wechseln Blicke.

„Bin ich vielleicht die Minnich? — Oder wohnt sie etwa bei uns? — Da haben Sie sich doch wohl stark in der Tür geirrt!" —

„Na, darum keinen Streit nicht!" Der Junge will die Sache von der gemütlichen



Im Klub. Gemälde von Fr. Elwell

Seite nehmen, während ihm die Haarwurzeln weh tun vor Angst. „Wolltest wohl auch noch schnell bei uns einspringen. Das ist sogar ganz nett von dir. Freut uns, wirklich. — Und die Minnich wohnt noch immer vier Treppen hoch!" — —

Seine Lippen bewegen sich leer weiter, nachdem ihm schon der Atem ausgegangen ist, so furchtbar sieht dieser Mensch aus, so entsetzlich gewittert und schreckt die Macht hinter ihm. Die Frau hat sich auf einen Stuhl niedergelassen, weil ihre Knie sie nicht mehr tragen. Plötzlich sind die Fäuste aufgegangen. Der Mund hat sich geschlossen. Nur die Augen sind jetzt groß. Sie saugen Furcht und bereiten Gift.

„Ich — muß noch warten. — So schnell geht das alles ja nicht! — Ich — muß meine Gelegenheit abpassen — —!"

„Bis die Polizei auch ihre Gelegenheit abpaßt," pfeift die Kehle des Burschen. Sie ist trocken und heiser, und er leckt sich über sich selbst bestürzt die Lippen.

Krone stiert ihn an, als hätte er ihn noch nie gesehen. Dann nickt er langsam.

„Wird wohl abpassen, aber ich kann jetzt nicht gleich hinaufgehen. Da — ist was davor. Muß erst darüber klarwerden, was das ist, das auf einmal — na — einen Stuhl — den erlauben Sie mir doch wohl? Niemand will es zum Äußersten treiben. Alle sind wir Menschen und sterblich! — Ja, so ist das!" — —

Hörbar und sichtbar erschüttert läßt er sich nieder. Die Frau rührt sich nicht mehr. Sie sitzt und starrt verdrossen vor sich hin. In den Augen des Burschen glüht die grüne Angst. Er leckt sich immer noch die sehr roten Lippen mit einer roten Zunge, aber sonst ist er bleich. Und alle haben das Gefühl: Da ist noch ein Vierter im Zimmer! Es atmet sich schwer. Die Blicke dringen nicht mehr durch. Nicht einmal die Worte kommen ans Ziel. Ratlosigkeit bemächtigt sich der Frau und des Jungen. Krone sitzt und wühlt. Er wird wieder wolkenhaft und weit. Kein Maß reicht da aus. Er hängt im Leeren — Abgrund unter sich, Abgrund über sich, ringsum eine Welthöhle, die bei jeder Regung aufmurrt. So sitzt er und bohrt der Frage nach: was das ist, das auf einmal davor liegt?

Der Engel schaut, horcht und denkt mit ihm. Lichtstäubende Erkenntnisse durchschwärmen sein ewiges Hirn. Mit furchtbarem Erbarmen spricht sein hohes Herz zum Menschen Krone. „Sieh mal, Mensch Krone, du mußt ja untergehen, denn du bist ein Untergang und ein Anfang, und im Überschwang des Leides bist du über deine Grenzmarke vorzeitig hinausgeschossen. Und da sitzest du, und dir ist unaussprechlich bang nach der Frau droben — so bang, daß du dich nicht hinaufwagst, daß du sitzest und deine Finger befragst."

Auch Polzin ist auf Arbeit gegangen. Irgendwo in den großen Maschinen macht er seinen Achtstundentag ab, sorgt dafür, daß er übrig bleibt, und abends schiebt er nach Hause, um zu essen und dann zu sehen, wo und wie man sich amüsieren kann. Die Witwe ist auf Wöchnerinnenbesuche ausgegangen.

„Wenn wer klingelt, bitte ich mir wenigstens aus, daß Sie Ihre Physiognomie nicht sehen lassen."

„Schon gut, Frau Polzin."

„Nicht mal regen werden Sie sich, verstanden! Man will nicht noch ins Unglück kommen wegen seiner Gutheit."

Er hat sie angestarrt, aber gehört scheint er nicht mehr zu haben. Mit dem Leib voll Wut haben sie ihre Wohnung verlassen. Wie auf Nadeln sind sie einen Tag lang hierhin und dorthin gegangen. Wohl war ihnen nicht zumut, hol's der Teufel. Sitzend und brütend haben sie ihn verlassen. Stumm und wühlend trifft sie ihn mittags und abends wieder. Der Junge kommt zum Essen nicht nach Hause. Zu sich genommen hat Krone den ganzen Tag nichts. Das macht ihr dann doch wieder Eindruck. Wenigstens grüßt sie ihn. Er steht am Fenster und starrt zwischen den Vorhängen hinaus, brummt irgend etwas Gutartiges und wendet sich ins Zimmer zurück, wo er auf einem Stuhl in der Ecke Platz nimmt. Gleich darauf steht er aber auf und geht wieder nach dem Fenster. Das ist ihr nicht recht; sie wird unruhig.

„Vielleicht wäre es besser, wenn Sie sich nicht am Fenster sehen ließen," sagt sie beinahe freundlich.

Er hört nicht, und wütend wirft sie die Tür. Sie ist bestimmt nicht einfach so eine schlechte Frau, aber gewisse Dinge verträgt der Mensch einmal nicht gut. Eine Seele mehr, und eine Wohnung wird zum Gefängnis, zum Zuchthaus. Schon zuckt wieder alles in ihrem magern Körper.

Es ist kaum anzunehmen, daß er von außen gesehen wird. Dagegen hungern seine Augen, daß sie ihm weh tun. Verflucht gut wäre es doch, S i e vorher so durch den Hof gehen zu sehen, um festzustellen, was für ein Gesicht sie macht. Herrgott, er hat ihr doch was Ordentliches angetan! Wie wird sie es tragen? Was für eine Haltung wird sie zeigen? Viel könnte das aussagen. Aber immer sind es andere Frauen, na, Weiber.

Ein Gesindel treibt sich da in all den Höfen herum! Und dann sind noch da ihre Kinder! Leben von ihrem Leben. Leiber aus ihrem Leib! Er nennt die Namen bei sich: Heinchen! Otto! Und: „Das Mädchen!“ Heinchen, den würde er nicht erkennen. Aber Otto sicher — seitdem er sich vor der Kirche mit ihm eine halbe Minute hindurch bestarrt hat. Und die Konfirmandin —: also das Abbild der Mutter, als sie selber vierzehn war, nur alles etwas ranker, flüchtiger, großstädtischer. Doch seit Stunden steht er da, lauert und späht mit heißen Augen, und niemand zeigt sich.

Jetzt klopfen wieder schnelle Schritte durch die letzte Torfahrt. Er reckt sich ein wenig hoch; das könnte sie vielleicht sein. Neulich sah er ja nur einen Schatten von ihr, als sie aus dem Kirchportal auf die Familie zukam. Und jetzt diese erwachsenen Kleider! Er prüft, wittert, wägt: am Ende bleibt er ungewiß. Aber sein Herz knurrt väterlich: „Also solch ein vierzehnjähriges Mädchen, das bereits die Hüften wiegt und mit den Augen spielt! Emilie Minnich!“ Wer dem Mann drinnen diesen Namen ins Ohr schrie jetzt, aus voller Seele und wildem Erbarmen: „Emilie!“ — einen sanften Tod verschaffte er ihm vielleicht — oder einen raschen sich selber. Da schwimmt und schwenkt es sich hin, hat seinen dritten Arbeitstag hinter sich, ist ermüdet und stolz, und alle seine jungen Glieder und frischen Gelenke singen: „Emilie heiße ich! Schwarz bin ich. Schmale blasse Wangen habe ich, aber ich bin gesund und schon neugierig, und einiges weiß ich bereits! O, man wird auch mehr und alles erfahren!“ Von dem, was da hinter der Tür, an der es vorbeitänzelt, wartet und grollt, ahnt es nichts. Aber es ist noch nicht im Haus, so dreht es sich um und bleibt stehen, um lachend zurückzuäugen. Aus dem Durchgang ist ein Pfiff hervorgefahren wie ein Wiesel, und jetzt erscheint die nichtsnutzige Figur des Maxe Polzin. Er winkt ihr mit einer fahrigen Bewegung, während er einen schnellen Blick nach dem Fenster tut. Nein, Krone ist nicht zu sehen.

„Schon Feierabend, kleine Maus?“ ruft seine krächzende Stimme über den Hof weg.

„Ich muß diese Woche nur bis sechs Uhr,“ erwiderte sie. Die Anrede „kleine Maus“ macht ihr sichtlich Spaß, und sie betrachtet den Burschen, der schon so viel mehr vom Leben weiß, mit einem neugierig schillernden Blick. Jetzt steht sie ja plötzlich auf gleicher Stufe mit ihm.

„Aha, wirst noch geschont. — Na, und die Herren im Geschäft — schonen die auch noch?“

Er steht jetzt bei ihr, und neigt sich ihr zu, um ihr leise etwas ins Ohr zu sagen.

„Sowas sagt man keiner Konfirmandin!“ erwidert sie rot. „Du bist überhaupt ein Frechdachs. Kannst dich was schämen —!“

„Ich schäme mich ja schon. Kommst du mal mit mir tanzen?“ Er pfeift leise die Valenzia. Dann macht er ein scharfes Gesicht: „Du, wenn du nicht mit mir zuerst gehst, dann sollst du mal sehen,“ droht er und äugt wieder nach dem Fenster. „Keiner wird was merken. Abgemacht?“ Eben will sie antworten, da steht wie aus der Erde gewachsen Otto zwischen den beiden. Krone hat sich eben vorgenommen, mit dem Burschen zu reden, da packt der Junge das Mädchen am Handgelenk. „Sollst heraufkommen!“ sagt er mit zornigen Augen. „Mutter wartet schon.“ Den Burschen mißt er mit einem Blick von oben bis unten. Max ist zwei Jahre älter und bißchen größer, aber Otto ist bessere Rasse — na: Minnichrasse, und im Ernstfall wäre eigentlich nichts vorauszusagen.

„Na, na,“ höhnt Polzin, „man nicht so hochfahrend und etepetete, junger Herr Minnich. Habe mir gestattet, mit des Herrn Grafen seiner Schwester zu techtelmechteln.“ Wieder werden seine Züge scharf. „Du, Jungeken, blas' dir man nich zu sehr auf —!“

Emilie ist schon im Haus verschwunden. Das letzte, was Erich gesehen hat, ist ein roter Kopf gewesen. Otto bleibt noch einen Moment. Zwei, drei Sekunden messen sie sich mit den Augen; dann verschwindet auch Otto.

In den Windhund kommt wieder Bewegung.

„Na, gerade die Minnichs!“ ruft er meckernd ins Treppenhaus hinauf. „Was sehr Feines ist euch auf die Nase gefallen, und noch ganz was anderes wird nachkommen, verlaß dich auf mich. Kroppzeug, verdammtes, hochnäsiges —!“

Jetzt stapft er die Stufen hinauf, und gleich haut draußen die Tür zu. Krone wendet sich ins Zimmer hinein. Eigentlich braucht er da nicht einzugreifen; das Mädchen ist in guter Hut. Und was kann er, Erich Krone, ihr wohl noch groß helfen? Dem da ins Gewissen reden? Er hat Maxens Gewissen in der Werkstatt kennengelernt, wo sie miteinander arbeiteten. Immerhin streift er seine kleine, dreiste Figur mit einem Blick und sagt beiläufig: „Minnichs Mädchen, das brauchst du nicht zu verderben, verstehst du. Da sind genug andere, wo es weniger drauf ankommt. Und den Gefallen kannst mir vielleicht tun, Maxe. War ich nicht immer gut und recht zu dir?“

Max beschielt ihn schief und geht durchs Zimmer nach der Küche durch.

„Machst dir möglicherweise selber Vorhaltungen," bemerkt er frech, aber seine Stimme ist unsicher, und er duckt sich wie vor Prügeln.

Aber Krone denkt je länger je weniger an Gewalttätigkeiten. Wie die beiden, die sich inzwischen in der Küche verständigt haben, wieder hereinkommen, liegt ein Häufchen Geld auf dem Tisch, dazu eine alte Silberuhr.

„Seht mal, ich hatte da doch was gesagt von beerben: nicht daß ihr denkt, das ist leeres Gerede." Seine Augen sind wieder ganz weit, aber friedlich, und viel Demütigkeit ist in seiner Haltung, obwohl sie eher größer und ansehnlicher geworden ist. Max blinzelt, und die Frau besieht ihn wieder fragend. „Es ist noch fast mein ganzer Monatslohn, und eine Rücklage aus dem Brustbeutel liegt auch dabei. — Den Minnichkindern darf ich's doch nicht anbieten; das wird sie nicht leiden aus solchen Händen. Aber euch kann es zu was nützen, und schuldig bin ich euch so oder so. — Und du, Maxe, denke ein bißchen dran, daß du ohne mich vielleicht ein toter Mann wärst. Ich habe dich doch mit eigener Gefahr aus der Maschine gerissen. Na, jeder tut dasselbe, wenn's an ihn kommt, aber Bruderschaft macht sowas doch. Siehst du. — Und Sie, seien Sie nicht ungeduldig gegen mich. Die Kinder hab' ich nun gesehen. Sie selber ist ja leider nicht 'runter gekommen. Trotzdem denke ich nun, daß ich es bald wagen werde." Niemand sagt etwas. Noch eine Weile starrt er vor sich hin; dann hebt er die Augen noch einmal zur Frau. „Sie haben doch sicher den Ihren auch einmal geliebt. — Na, da können Sie abmessen. Was ist da zu machen? Bloß seine Zeit muß alles haben. — Morgen, denke ich —!"

Er scheint zu bitten, aber was er sagt, ist Befehl. Was er sagt, geht an die Kehle und legt sich auf die Brust: „Gehorchen! Schicksal ist hier! Versteht das!" Lange ist es still. Die Frau hat sich unruhig erleidend niedergelassen. Max rennt nervös in der Stube auf und ab.

„Hast in der Zeitung gestanden!" stößt er endlich mit frierendem Gesicht heraus. „Sie wissen, daß man dich zuletzt in der Kaschemme gesehen hat. Auch die Richtung, in der du weg bist, ist jetzt bekannt —!"

Krone sieht ihn fast freundlich an; nichts Furchtbareres hat Max bisher an ihm gesehen als diese Freundlichkeit.

„Kannst mir eine Zigarette geben," bemerkt er endlich, mit den Gedanken näher herankommend. Es ist, als käme ein Wirbelsturm näher heran. „Danke. Feuer auch." Er nimmt Feuer. „Sieh mal, das ist Unsinn, was du da schwatzt," belehrt er dann ruhig. „Das tut der Krone doch ihr schon nicht an, daß er sich auf die Fersen kommen läßt. Zwanzigmal habe ich die Richtung geändert. Rede also nicht." — Er sieht wieder nach ihr. „Ich hoffe, daß Sie noch eine rechte Hilfe an ihm bekommen werden, Frau Polzin. — Gearbeitet hat er nicht schlecht, bloß ein wenig windig war er manchmal. Aber das sind sie heute fast alle. Wie zu meinen Zeiten ist die Jugend nirgends mehr —!"

Es wird wieder Nacht. Die gewaltige Stadt brennt von neuem zum Vulkankrater auf. Wagen rennen erleuchtet. Lichtreklamen klettern auf und nieder wie das dämonische Gegenspiel zur Jakobsleiter. Straßen zucken hin. Lichtkegel rucken unruhig in den schwer liegenden Himmel, als wäre man auf einen Feind gefaßt. Sie finden nichts als leere Nässe und fallen erschöpft ab. Singen, Dudeln, Konzerte, Lichtschemen auf Leinwänden, Grammophone, Klaviere, Radios, kreischende Räder, schwingende Artistenkörper, spielende Komödianten, Müdigkeit, Unglauben, Liebesbrunst. Jeder für sich, Zusammenströmen und Auseinanderrennen: und wieder eine Nacht.

Donnerstag

Die Nacht war voller Klopftöne und Scharrgeräusche. In der kleinen Wohnung zu ebener Erde hat man kaum geschlafen. Trotz der dicht zugezogenen Vorhänge drang bis in den Morgen ein unveränderlich schwebender Lichtschein in den Hof, fiel an die wollenen, dunklen, hängenden Tücher, quälte sich durch und starb matt herab, nachdem es kaum die nächsten Pflastersteine blind beschienen hatte. Halb acht ging der Bursche aus dem Haus seiner Arbeit zu — mit hängendem Kopf, händelsüchtig, geduckt, todtraurig über sich selbst, leise vor sich hinfluchend. Hinter ihm schlug das Schweigen zusammen. Um halb neun tritt die Hebamme über die Schwelle — äugend, nachdenklich, übernächtig, unsicher, mit zweifelnd zusammengepreßten Lippen. Zornig schlagen ihre Absätze das Pflaster. Die Schritte verhallen im

vorderen Durchgang. Bang fallen an dem Ort der Armut, Niedrigkeit und Laster die Geräusche auseinander und sinken wie Erdrosselte an den Mauern nieder. Und die Stille sackt von neuem zusammen. Fern schüttern die Rammen der Arbeit die Erde, und in dem „Werde“ dieses Tummelplatzes aller Leidenschaften und Talente zittern wie Körper billiger Musikinstrumente die hängenden Wohnungen mit. Mit eisernem Tritt marschieren die drängenden und endlosen Stunden in Reih und Glied.

„Weiter jetzt!“ murrt zärtlich die Stimme des gewaltigen Engels. Er streckt wieder vorsichtig die Hand aus, und sein Nagel kratzt leise wie ein Hund an der Tür. Von oben fliegen leichte Schritte herab. Mädchenfüße! — Sie werfen ihren Klang voraus wie andere Dinge Licht und Schatten. Die alte schmutzige Treppe lächelt kupplerisch und süß dem Geländer nach auf und nieder. Dringlicher kratzt der Nagel an der Tür. Jetzt klopft er leise und geheimnisvoll. Die Schritte fliegen über den Treppenabsatz im zweiten Stockwerk. „Ja!“ brummt endlich drinnen eine wolkenhafte Stimme. „Wer da?“ Der Engel lacht in sich hinein. „Das Schicksal, Mensch!“ Weiß Gott, was er drin zu hören glaubt. Ein Stuhl rückt. Schritte kommen langsam schütternd zur Tür her. Nun klingeln die Mädchenschritte die letzte Treppe herunter. Emilie die Jüngere. Die Tür geht auf. In ihrem Rahmen steht äugend und brütend und wenig bei Sinnen er, der Mensch. Er bohrt die abgründigen Blicke in den Hauseingang, hebt sie dann schwer wie brennende Lasten zur Treppe — und da steht das Mädchen Emilie. Er starrt ihr entgegen, starrt und denkt und wühlt. „Ja — Emilie, das Mädchen. — Ihre Tochter!“ — Was soll er mit diesen Gliedern, Gelenken, Augen, Füßen und Händen? Nach ganz andern Formen gieren seine Augen. Anderer Verhältnisse voll ist sein heißes, bitteres Herz. Ein hübsches Ding. Soll er S i e grüßen lassen? Aber er kann nicht einmal die Zunge regen.

Auch das Mädchen steht und starrt. Einen Fuß hat es noch in der Luft; im letzten Tritt gebannt hängt es da, und das bleiche Entsetzen fällt über die flüchtige Gestalt her wie ein Schneefall. Es öffnet den Mund zum Schreien und bringt nichts hervor. Die Augen wollen ihm aus dem Kopf springen, als machten sie Anstrengungen, selbständig davon zu rollen, weg, über die Höfe, Straßen entlang, um bloß nicht mehr D i e s sehen zu müssen, das Schrecklichste, was es gegenwärtig für sie zu sehen gibt: den Mörder des künftigen Ernährers der Familie — des Mannes, der der Mutter am liebsten war — ihrer aller da droben in der kleinen Wohnung. Gleich setzte er sich in Gang und stürzt sich auf sie. Aber Krone stiert und schwelt und sieht aus wie eine Wetterwolke. Jetzt stößt das Mädchen einen spitzen, brüchigen Ruf aus. Plötzlich ist die Kehle frei, und laut schreiend stürzt es die Treppen hinauf, die es eben herabgeklingelt ist mit seinen neugierigen, schon halb eingeweihten Füßen. Der Mensch Krone sieht ihr mit schwer erhobenen Augen nach. Jetzt ist der letzte Schein um den Pfosten weg. Noch die hastenden, stolpernden, seltsam lärmenden Füße. Dann ein Poltern von Fäusten an einer Tür. „Hm! — Grüßen wird die in jedem Fall!“ — Hinter Nachbartüren wird es laut. Der Mensch zieht sich zurück. Geräuschlos schnappt die Klinke. Das Haus liegt da wie zuvor und doch nicht wie zuvor. Eine Neuigkeit, ein ungeheures, schreckliches, spannendes Wissen mehr ist im Hause. Vom Parterre hat es alle andern Stockwerke übersprungen wie ein fliegender Funke, und jetzt brennt es, das Wissen, dort droben schon lichterloh. Alle Vorhänge flammen davon. Wie eine Explosion, eine Gasexplosion, ist es plötzlich aufgeblüht, Krone ist unten! Knie werden schwach. Herzen erschlaffen. Ein Stöhnen bricht aus einer verfolgten Frauenseele: „Und keine Ruhe kann er uns geben?“ — Kinderweinen irrt kahle Mauern entlang, findet nicht hinaus, findet auch hier keine Zuflucht und rinnt wie sickerndes Blut zwischen die Dielen. „Na, nu geh du wieder. Du mußt doch zur Zeit im Geschäft sein.“ Aber Emilie die Jüngere wagt sich nicht mehr allein hinunter. „Ich werde mitgehen!“ Das ist Otto. Der Junge ist bleich, aber seine Lippen pressen sich entschlossen, und seine Blicke brennen vor Begier, Schreckliches zu sehen und es zu bestehen wie ein Großer. Monatelang war er hier der einzige Mann. Monatelang sah es aus, als sollte er es bleiben, als wäre er dazu bestimmt, die Familie wieder heraufzuführen. Jetzt ist's wieder an ihm. In wenig Tagen wird der Mensch manchmal um Jahre älter.

Sie sind aus dem Haus, haben den dritten und auch den zweiten Hof hinter sich, und vorne vermengen sich ihre Schritte mit dem immer gleichbrausenden Lärm der Straße. In den Höfen schlägt wieder das Schweigen zusammen. Aber das Schweigen lebt jetzt. Der Engel stützt sich auf den Händen, und jetzt starren die goldenen Schicksalsaugen in die Fenster droben.

Eine einsame Frau hält plötzlich in

ihren Morgengeschäften ein, preßt eine Hand auf ihr Herz, läßt sich auf dem nächsten Stuhl nieder und sitzt durch lange Zeiten vergessen und untätig und von ungeheuerlichem Weh beladen. Schmerzen zucken ihr durchs Herz wie Messer. In ihrem Gedärm ist Wimmern. Die Augen blicken verständnislos, aufgeschreckt, unberaten. Was tun? Nichts! Beschworen hat sie die Jugend: „Um Gottes willen, Kinder, sagt das nur keinem Menschen!“ — Da unter ihren Füßen sitzt und lauert das Grauen. Es kältet ihr die Sohlen. Es zieht ihr in immer neuen Schauern die Knochen hinauf in die Knie, die eisig werden. Das Hirn schmerzt wie in Fieberglut. Die Kehle kann nicht schlucken, das Herz nicht pumpen, die Lunge nicht atmen. Der Rücken ist tot. Soweit ist sie gekommen mit ihren beiden Liebhabern, sie, Emilie Minnich die Ältere. Und was da auf einen herstarrt, das ist ein ganz entsetzliches, unabwendbares, unausdenkbares, ewiges Unglück für alle!

Die Kinder kommen nach Hause. Es ist Mittag. Sie hat Essen hergestellt, ohne zu wissen, wie. Diesmal hat Ihn auch Otto gesehen — zwischen den Vorhängen, durch die er in den Hof hinausstierte, dunkel, hoch, gewitterhaft, unabsehbar drohend. Wenn Otto schweigt, so liegen die Lippen hart aufeinander und bilden einen Wall. Er hat die junge Emilie abgewartet und sie begleitet, aber geschehen ist weiter nichts — zu seiner Erleichterung, zu seiner Enttäuschung! Heinchen ist wie ein Engelchen zur Schule und aus der Schule gekommen, ohne etwas zu merken. Ihm passiert nie etwas. Er steht in besonderem Schutz.

Stumm wird gegessen. Es war der letzte Schulvormittag. Die Osterferien haben begonnen. Wie wird man sich in diesem Haus und im Hof bewegen? Kann man auf die Straße hinausgehen und die Mutter allein lassen? Kann man immer zu Hause sitzen? Der Hof ist unmöglich. Und was soll man darin. Außerdem ist das Spielen in den Höfen verboten; man ist in die Häuser oder auf die Straße verbannt.

„Anzeigen muß man ihn doch!“ trotzt Otto auf, sobald Heinchen aus Hörweite ist. „Das geht auch nicht. Das ist doch ein Totschläger. — Und was will er da in unserm Haus?“ — —

„Junge, menge dich in nichts, was dich nicht angeht, ich bitte dich.“ So aufgewühlt und verstört starrt sie ihm entgegen, daß er die Augen senkt. „Und ist es nicht genug an einem Unglück? Bist du so begierig, uns noch in ein anderes hineinzutreiben?“

„Unglück! — Wer macht da unglücklich? Wie etwa? Wenn er sicher sitzen wird, wird es hier gleich viel weniger Unglück geben!“ —

„Er kann nicht anders, er muß murren. Aber er murrt gegen sich. Dieser Krone — was für ein Mann! Ja, warum ist das alles so?“

„Ich habe es euch verboten, und dabei laßt es. — Gott, o Gott! Ich werde noch verrückt werden! — Und was ist an mir, um mich so zu verfolgen? — Nein, nein, schwer muß ich mich versündigt haben!“ — —

Die älteren Kinder wechseln Blicke, aber sie bleiben jetzt stumm. Wortlos wird abgeräumt. Dann wird es wieder Zeit für Emilie die Jüngere. Otto zieht die Brauen zusammen und begleitet sie. Die Mutter hört sie über den Hof stapfen — kurze, trotzige Tritte, die sich nicht ergeben — eilige Tritte, hinter denen die Angst sitzt — Tritte, die, niemand weiß wie, gleich in irgend etwas verfangen werden, hochgehoben, gegen Mauern gedrückt, und wegklagen, keiner weiß, wohin. Nichts gehört mehr sich selbst. So ist das jetzt auch hier: Ein Blick aus diesen mächtigen goldenen Augen, ein kleines Sinken der Kraft, und du gehörst Ihm unrettbar! Man hat dich solange laufen lassen. Man hat sich nicht besonders um dich gekümmert. Da schlägt deine Sekunde. Ein blinkender Schaft über deines Leben Küste, und deine Welt liegt zertrümmert.

Welch ein langer und banger Nachmittag für die einsame Frau mit dem spielenden Knaben, der seine Welt spinnt, der aus dem Nichts seines Herkommens sich selber aussinnt, wie er werden muß, und wie sein Weg verlaufen soll, während die Mutter unaufhörlich wie auf Klänge des Gerichts in den Schacht unter ihr hinab horcht, auf dessen Grund das Grauen hockt und neben dem offenen Grab eines Geliebten die Hand von Totengräber und Richter zurückhält. Wie ist es möglich? Wer hat ihm die Gewalt dazu gegeben? Nie in ihrem Leben hat sie Ähnliches gehört. Vielleicht kam derartiges im Märchen vor so geballt und drohend, und ebenso schwarz lohend aus Abgründen unter warmem Sein flüstern die Sagen von Menschengeschichten. Ach, wohin soll sie die Blicke richten und das Gehör wenden? Immer sieht sie Blut. Immer hört sie Gewalt. Ewig wird sie Mord und Unglück in den Nerven fühlen. Und gehört es zu ihr? Nein! Nein! — Ja! Ja! — Gehörte nicht der Gemordete zu ihr? Und gehört nicht auch der Mörder zu ihr? Er ist doch in ihrem Leben? Leben! Ihr Leben! Ach, sie

möchte tot sein, ewig ruhn, zerfallen und zerflattern — gut — gut! Aber da sitzt sie schwer mit ihrem Kummergewicht, und aus leerem Gesicht starrt sie niederwärts — in ihre Brust — in ihr fehlbares sterbliches Frauenwünschen — auf ihre kalten Knie, die nie mehr erwärmen werden — in den Abgrund — in das schwarze, gähnende, schlingende Loch ihres Lebens, in welchem ein Gatte verschwand und ein Geliebter, und in das nun auch der schrecklichste aller Freunde kopfüber hineinstürzen wird — bald — heute — morgen! — Und wird er nicht kommen, um sie mitzunehmen? Möchte er schon! Nur die Kinder! Die Kinder! Sie wimmert. Sie schlägt die Faust vor die Zähne. Nein! Nein! Jemand muß bei den Kindern bleiben!

Otto ist aufgetaucht und hat Heinchen mitgenommen. Dann haben sie beide wieder dagesessen und sich leise unterhalten, ganz leise und bange, als ob auch sie den Drachen drunten hörten und spürten.

„O, ihr armen Waisenkinder, weint nur," schreit die gescheuchte Frauenseele und weint selber. „Und du kannst immer näher kommen, Otto, denn auch du bist noch nicht über alle Berge. Den Vater habt ihr verloren, und der ihn euch ersetzen wollte, der ist auch schon tot. Und den drunten werdet ihr vollends nicht kriegen. Viel eher kriegt ihn die Polizei, und bis er wieder aus dem Zuchthaus kommt, bin ich eine alte Frau. Was ist nur mit uns, ihr Kinder? Warum straft uns Gott so?"

„Vielleicht nimmt ihn sogar der Scharfrichter!" murrt Otto blaß und wütet kaltheiß gegen sich selber.

„O, Junge, immer das Schlimmste! Und was hilft es denn, sich so weh zu tun? Drunten sitzt er und brütet. Und wenn er heraufkommt, so wissen wir alle nicht, was mit uns werden wird. — Und die Leiche haben sie beschlagnahmt und geben sie nicht heraus. Wird man ihn denn nicht einmal begraben dürfen? Gott, o Gott, wer soll das alles verstehen. Aber fürchtet euch nicht; euch wird nichts geschehen. Und ich — ach, wenn nur das Schweigen da drunten nicht wäre und das Brummen und das Scheuern an der Mauer. Was kann das nur sein? Ein Glück, daß wir vier Stock hoch wohnen, sonst dächte ich, es starrte einer durchs Fenster herein. Und ich denke es auch so!" Sie schreit auf, reißt die Kinder an sich, um sie zu schützen, stößt sie von sich, um sie nicht zu gefährden, und hält den Arm quer vor die Augen. „Und da schaut und schaut einer herein! — Nein — nein — nein! — Es ist ja dumm. Wer soll — hereinsehen hier! — Drunten vier Stock tiefer — sitzt er und brütet — über uns — was er mit uns allen armen Waisen — machen wird!" —

Es ist eine schwere Nacht — eine bitterböse Nacht — eine Nacht voll Grauen und leerer Sehnsucht und verirrter Wünsche — auch Todeswünsche sind darunter. Und wie billig gäbe man alle Würde für einen, einen armen Funken traurigen Glücks. Aber die Bürde wächst von Stunde zu Stunde. Die Kinder sind wach wie am Tag; wenn sie hinübergeht, so findet sie Otto mit trockenen, offenen Augen, und nur Heinchen schläft und lächelt im Traum. Emilie die Jüngere weint immer wieder vor Nervosität und Angst. Aber nun bricht die Mutter trunken von schaurigen Erschöpfungsbildern in kurze Bewußtlosigkeiten ein wie in dünnes Eis. Mit ersticktem Wimmern schreckt sie wieder auf und findet den Raum um sich eng wie einen Sarg. Immer schwerer drückt die Luft in den Zimmern. Feucht und kalt drängen die Wände heran wie Grabeswände, und die Hände, die sonst geholfen hätten, liegen fern irgendwo in einer Leichenhalle neben einem toten Mann. Keiner kann helfen, und alle Menschen, so ist ihr, starren umsonst wartend hinauf zum glühend wehenden Sternenbaum. Ach, wer einen neuen Helfer schnell und glücklich fände! Aber soviel Gnade gibt es kaum mehr, und trostlos mühend grämt sich eine und noch eine und wieder eine Nacht hin.

Karfreitaggrauen

Es ist die Nacht auf Donnerstag. Karfreitaggrauen zieht auf. Krone schläft nicht. Ruhelos und seufzend wälzt er sich auf dem alten Sofa, das für ihn zu klein ist. Die Federn unter ihm klingen wie Glokken, wenn er sich wieder herumwirft. Andere Glocken klingen in seinem Geist, aber sie klingen wie von Tüchern verhüllt oder in Wasser versenkt. Tonbrocken, Klangfetzen irren durch ihn hin, und die Ruhe der letzten Tage ist vorbei. Doch es kommt nicht zurück, das Elend der vergangenen gehetzten Monate und Jahre. Auch das ist vorüber. Etwas Neues will sich einstellen. Mag es da draußen immer scheuern und scharren: gut, gut, er wird schon kommen, wenn es

Zeit ist. Aber er ist jetzt gespannt beschäftigt mit einem angefangenen halben Gedanken. Rennen und wanken von der Wiege bis zur Bahre — das ist nichts. Falsch ist es und schädlich. Aber da gibt es Worte! — Voll treibender neuer Unruhe steht er auf und beginnt auf Socken im Zimmer hin und her zu gehen. Eine Todeswunde ist doch wie eine Pforte, an die man grob anklopft, und da reißt sie auf, und es stürzen einem Dinge entgegen — es kommt da ein Schreien und Wanken von ganz Unerwartetem, und damit muß man doch erst fertig werden, bevor man sich in etwas Neues ergibt.

Nun schreitet er mit langen, behutsamen Schritten in der Stube auf und ab. In den Winkeln lauert und kauert es. Bitten warten. Mahnungen bangen um ihn her. Wie sich das weitet und breitet! Beinahe wie in einem Garten watet und steigt er durch brusthohe Gewächse der Seele und Blumen fremder Geister, die ihn heimlich-unheimlich umblühen und bedrängen, und seinen Fassungskreis überhängen weltgewaltige Worte voller Unsinn und Sicherheit. Daß es so was gibt! Er beginnt ein wenig zu keuchen, weil ihn so viele unfaßbare Gesichte beengen, Gesichte, die er mehr fühlt und spürt, als daß er irgend etwas deutlich sähe, und Nähe wie Ferne ist jetzt sehr langsam sich ordnende, drohende Verwirrung, auf deren Grund etwas Holdes Hand in Hand mit dem Tod wartet. Am Karfreitag hat auch er zum erstenmal mit der Gemeinde das Abendmahl gefeiert. Wunderbare Endungen und Anfänge haben sich da im Klingen der Orgel und in dem Gesang der Gemeinde ineinander verwoben. Durch bange Gänge voll unbegriffener Wunder, von denen er nur sagen hörte, hat man ihn endlich vor den Altar geführt, und da hat er empfangen, was seine Kirche als höchste Gabe zu vergeben hat: den Leib und das Blut des Herrn. An Seinem Grabe stand er da betroffen. Der Tod stand ihm offen, und alles Leben lag fern und nebelhaft. Er ahnte, daß er es nicht sehr gut haben würde, und was ihn im tiefsten Herzen treulich mahnte, das ergreift ihn auch heute wieder wie eine Erschütterung: Schicksal! Er sieht sich am Altar knien und die Lippen dem Kelch entgegenheben, während mit leisem Beben die Orgel klingt und das Gewölbe etwas durchdringt wie Gesang aus Höhen, in denen er noch nicht war und in die er wohl nie gelangen wird. Er glaubt nicht an sich, aber so gläubig, wie er geheißen ist, horcht er auf die Worte des Pastors: „Das ist mein Leib! Das ist mein Blut!" Am heiligen Orte ist es schwer zu begreifen, und er versteht nichts, und vielleicht hat diese Sätze noch kein Mensch wirklich erfaßt. Ihm ist das Herz dunkel, und in der bedeutsamen Feier fühlt er sich selbst nur wie ein zugelassener Gast, den man der Ordnung wegen nicht ausschließen kann, aber andere Worte desselben Pastors haben ihm wieder bestätigt, was schon Lehrer und Erzieher über ihn gesagt haben. Man hat ihm die Artikel abgefragt und er konnte antworten. Warum sollte er nicht antworten? Aber es galt kaum etwas. Mit zu vielen Dingen hat er sich schon betätigt, die nicht in die Hände von Knaben passen. Zu früh hat er aufgehört, ein Kind zu sein, und so rein, wie es hier vorausgesetzt wird, ist er schon lange nicht mehr.

Ja, das ist er. Das ist die Erinnerung an seine Konfirmation und Kommunion.

Nichts als dumpfe, unruhige Erregung, bedrängte Ohnmacht, Versinken und letztes Ertrinken des Kinderangesichts in den Mysterien der Erwachsenen, sofern diese Erwachsenen berufen und auserwählt sind. Aber er erinnert sich leise gequält wenn auch ohne Haß daran, wie öde, gleichgültig und unempfindlich für ihn und sein Geschick die Welt bereits begonnen hatte, sich ihm zu offenbaren, und wie er unter dem Blick jenes blutenden Gottes, von dem sie ihm sagten, einsam und stets unbefriedigt seine immer dunkleren und rauheren Wege gestrauchelt ist, und wie er nirgends eine Seele voll Wärme und Weite getroffen hat, die ihm, gerade ihm Verständnis und Mitgefühl entgegenbrachte. Einer liegt in Banden beim andern. Der Nachbar ist das Gefängnis seines Nachbarn. Und machst du einen ernsten Versuch auszubrechen, so hast du gemordet.

Man ist schuldig geworden, und immerhin hat man mit einem Ergebnis aufzuwarten. Nach mehr als dreißig Jahren ein Erlebnis, das wert ist, nachhaltig bedacht zu werden. Er besieht seine Hände. Mörderhände — zweifellos. Blut klebt daran, wie es im Geschriebenen heißt. Blut! Immer wieder Blut. Geheimnis. Als er geboren wurde, kostete es schon Blut. Sein Vater hat auf einem Neubau unter einem abstürzenden Steinblock jäh geendet: Blut. Krone selber ist im Krieg schwer verwundet worden: Blut. Und alle Gebärerinnen, Zeuger, Arbeiter, Krieger, Ärzte, Richter, was bringen sie im letzten Fall hervor? Blut! Immer Blut! Es scheint sogar nötig zu sein, daß das Blutfließen nicht aufhört, weil die Seele davon lebt.

Im Hof kommen Schritte über die Steine her. Mit drohend klopfendem Herzen lauert

er, wohin die Füße versinken werden — oder ob sie vielleicht sich hier an die Tür heranpirschen. Gut wäre das nicht. Zu früh wäre es. Er rechnet nach: „Drei Stunden zu früh!"

Aber die Schritte ertrinken im Eingang gegenüber, und die mordbereite Haltung löst sich in überstandenes Beben. „Denn was für einen Sinn sollte es noch haben. Sobald es Tag ist, gehe ich doch hinauf. Und alles Weitere findet sich dann." Und noch ein Gedanke steigt ihm auf mit trüber Todessünde: „Dort ist das Blut geronnen — und droben wird — das Licht erscheinen. Was? Es muß! Emilie wäre nicht Emilie! Ich kenne sie doch von Kindesbeinen auf! Na also. Licht wird kommen, sage ich. Tag wird es werden, und Licht wird kommen!"

Dieser Tag kommt langsam mit hingeschwemmtem Weinen und erfüllt von furchtbaren Bedeutungen. Schwer und schicksalhaft schleppt er sich herauf. Aus wesenlosen Weiten wieder angekommen spielt sich der Frühschein des Karfreitags über tausend und tausend finstre Dächer her — langsam — tastend — mit Wolkenflüssen vorausfühlend ohne Gefühl und ohne Wärme — um von Hof zu Hof mit feindlichem Schluchzen und mit dem Recht der Liebe und Duldung breit erschöpft einzufließen, hinab in die feuchten Tiefen, wo die Abfälle faulen und die Steine modern, und noch tiefer in die Schächte, wo die Därme der Riesenstadt sich finster hinwinden — leckend, hungernd, nagend, saugend. Mit Riesenkraft fühlt Krone am Seelenhorizont das Widerbild des Erlösers aufsteigen. Mächtiger tönt das Rauschen und herrischer das Schnauben draußen: „Aufbruch jetzt!" Unter einem namenlosen Anfall von Atemnot reißt er die Vorhänge auseinander und das Fenster auf. Da steht er und stiert. Schattenhaft schwarz und von trübem Schwefellicht umschwommen geistert das finstergewaltige Zeichen über die nächsten Dächer herauf, und vor dem zuckenden Himmelsfächer sucht sich der tote Blick aus dem blutenden Haupt mit dem furchtbaren Neigen zu ihm her.

Krone hält stand mit zusammengepreßten Lippen und verkrampftem Herzen. Aus dem brusterschütternden, brechenden Auge zittert ihm in blauem Licht das Mysterium des Todes entgegen. Mit unendlich holder Strenge stürzt ein im letzten Augenblick begriffenes Schicksal sein Bett entlang und kost noch überschwanghaft weinend und zürnend die versinkenden Hänge seiner jungen Jahresreihe.

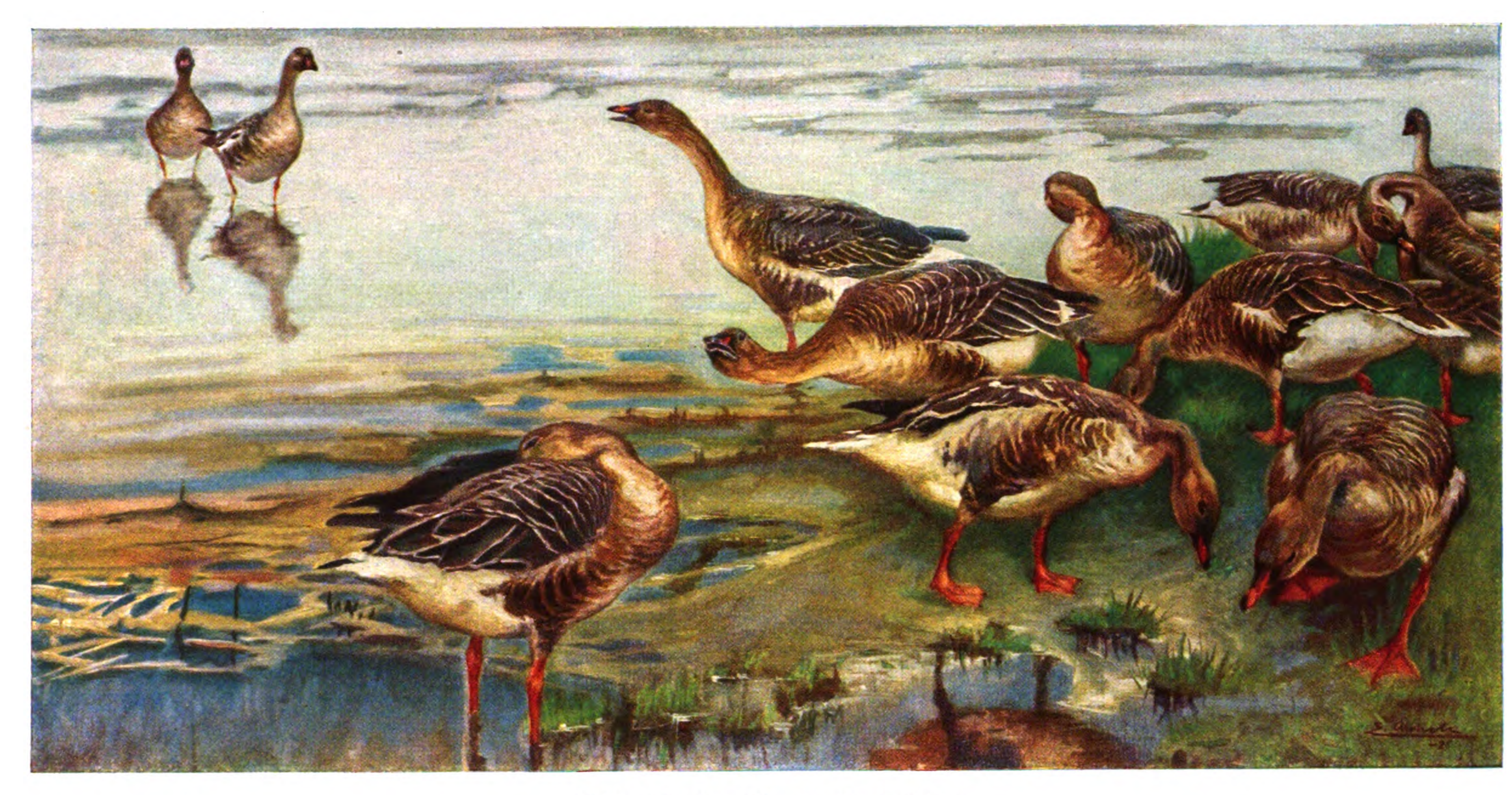
Durch die Dämmerung läutet die erste Glocke des Feiertags. Ernüchtert und abgeschreckt schließt der Mensch das Fenster und zieht die Vorhänge noch dichter zu. Der Sohn der Hebamme kommt in Hemd und Hose barfuß geschlichen, beschielt ihn und beginnt zu schwatzen, weil er vor Furcht und Haß nicht schweigen kann. Krone hört nicht hin. „Na, wird's heute? Hast Mut gefaßt, du schwaches Kindchen? Meine Mutter soll dich wohl nochmal auf die Welt holen? Na, die spuckt nicht schlecht, kann ich dir sagen. Wenn nicht ihre Angst größer wäre als ihr Gift — die machte dir heute einen Skandal, der sich gewaschen hat. Und dann hat sie auch Respekt vor dem Karfreitag — natürlich. Wir sind doch auch Christen sozusagen. Aber eine schöne Gelegenheit ist dieser Tag, Krone. Versöhnungsstimmung in der Luft. Einer für alle, alle für einen. — Na, drängt dich keiner! Wie du willst, mein Freund. Nur wird uns die Zeit allmählich lange, kannst du dir doch denken!"

Krone steht da und starrt ihn an. Schwatzt die Ratte nicht genau von demselben, was er denkt und in seinem großen, schweren Herzen erwägt? Versöhnung! Solch ein schmutziges Nagetier! Er tut einen Schritt auf ihn zu; der Bursch macht drei Schritte hinter sich und nicht kleine. Jetzt steht er an der Tür, aus der er gekommen ist — grau wie geronnene Milch — schnatternd — grinsend, und seine Hand tastet hinter sich nach der Falle.

Krone hält ein und besinnt sich. Vorhin der Erlöser. Jetzt dieser — Lausemephisto, der kleine, schimmlige Teufel! Überall — Larven! Gut! Gut! Der Ertrinkende hat nun einmal Gesichtstäuschungen. Hast du jemals was anderes gesehen, als was in dir ist? Er tut einen ruhigen, tragenden Atemzug. Seine Augen beginnen zu bluten vor Sehnsucht und Einsicht.

„Ja, ja, ich werde heute auch — ein Ende machen." Eine Weile steht er noch und starrt. Alles Winkende versinkt nun, und einfach steht das vor ihm, was jetzt zu tun ist. Noch einmal atmet er auf. Es tönt wie Schluchzen, wie das Schlapfen einer Pumpe, die Wasser faßt. „Was meinst du — ob sie schon auf sind? Schlafen die lange an Sonntagen? Könntest mal gehen und horchen, ob sich was regt. Bei vollem Tag will ich mich doch auch nicht so einfach aussetzen, verstehst du!"—

Der Bursche ist schon draußen. Wie ein Marder, der dem Griff entkommen ist, gleitet sein Schatten aus der Tür. Krone bleibt ruhig und nun immer wachsend stehen und wartet. Zurückkommend findet ihn der junge Polzin genau noch am gleichen Fleck. Ein glimmeriger Blick voll Spott und Argwohn gleitet aus den grünen Augen über



Wildgänse. Gemälde von Erwin Aichele

die wolkige Gestalt. „In der Küche läuft Wasser," meldet er. „Und es wird geklappert." Unruhig betastet er ihn wieder mit falschen Blicken. Wird's nun wirklich werden? Und ist so was noch ein ernst zu nehmender Mensch — ein heller Bursche etwa?

Krone richtet sich noch höher auf.

„Dann sind sie aufgestanden. — Und ich will mich auch fertig machen. — Kannst mir die Schuhe putzen. — Seife und Handtuch; ich will mich waschen. — Ist Rasierzeug im Hause? Bring' an. — Eine Bürste leg' mir her. — Ist gut. Gott wird alles lohnen!" —

Karfreitag

Um halb neun steht er rasiert, angezogen, gebürstet und mit einem sauberen Kragen — die Hebamme hat einen von ihrem kürzlich verstorbenen Mann hergegeben — mitten im Zimmer wie aufgebaut. Auch seine Schuhe sind geputzt.

„Kannst jetzt nochmal hinaufgehen und hören. Wenn sie alle angezogen sind, werden sie meinen Besuch nicht mehr übelnehmen. Möglicherweise hat sie auch das Wohnzimmer schon fertig!" —

Polzin bringt den Bescheid, daß es jetzt still ist und stark nach Kaffee riecht. Dazu nickt er.

„Dann sind sie bei Tisch."

Noch ein Blick durch diese Höhle voll Plunder und Gewöhnlichkeit — ein mit dem Burschen gewechselter gutmütiger Händedruck — ein Gruß und Dank an die Witwe, die sich immer noch nicht sehen läßt — und entschlossen wie ein vom Geist Geführter, oder erschlossen wie ein von Versöhnlichkeit Befallener geht er nach der Tür. Polzin, der Bursche, läuft ihm beflissen voraus, um zu öffnen, und macht sogar eine kleine Verbeugung, die nicht Hohn ist. Jetzt imponiert ihm der Gewaltmensch wieder. Es ist doch ein Stück, das er da unternimmt. Langsam wie unter einer schweren Last steigt er die vier Treppen hinauf. Die Stufen ächzen. Das Haus murrt. An den Wänden sintert es hinab — niemand weiß, was. Und was zwei Tage und Nächte drunten gewartet und gedroht hat, steigt mit ihm hoch wie die Sturzflut, die einem die Treppe hinauf Eilenden auf den flüchtenden Fersen folgt. Aber er ist es nicht, der flüchtet. Er ist ein Kommender. Droben empfängt ihn Geflüster und Raunen, und aus dem Düster weben sich schüchterne Geleite los, die bange staunen und lange nicht zu glauben wagen, was sie sehen. Von allem hört der Bursche das Oberflächlichste und Nebensächlichste, aber es ist ganz genug, um ihn im Bild zu erhalten. Sogar die Klingel vernehmen seine Luchsohren, und selbst das wuchtig-finstere Stehen und Warten der bekannten Füße fühlt er in den eigenen windigen Knochen. Jetzt wird an der Tür droben geriegelt und zögernd aufgeschlossen. Eine letzte, allerletzte Stille — dem jungen Polzin tut das Herz ein paar schnellere Schläge! — ein kleiner Tumult — ein leiser Schrei — etwas flüchtend Verworrenes — das bestimmte Schließen der Tür — und das: „Geschehen ist's!" sinkt wie brennender Regen langsam durch das Treppenhaus herab. Hungriger drückt das Karfreitaglicht durch die Fenster herein. Drin ist Krone! Polzin fühlt seine Hände erkalten, aber in die Füße schießt geschwindes Verräterfeuer. Schnell läuft er in die Wohnung zurück nach der Mütze. Ein letztes Horchen hinauf! — Katzenhaft gleitet seine unreife Gestalt unter den Fenstern der Minnich eng angestreift vorbei — im Sprung nach dem Durchgang: und die Straße entlang läuft freudig frierend und wie betrunken torkelnd ein Denunziant. Drin ist er, und heraus soll er nicht mehr als freier Mann, der andere belästigen darf! Ho, Krone, jetzt lernst du erst deinen Freund Polzin kennen, die Laus! — Das lufterschütternde kleine Lachen des mächtigen Engels hinter sich hört er nicht.

Da ist nun droben die Tür ins Schloß gefallen, nachdem Emilie die Jüngere sie schon vorher zuwerfen wollte. Aber weil Krones Fuß im Spalt Platz genommen hatte, ließ sie sie aufschreiend hinter sich offen, um bleich bis in die Nasenspitze nach der Wohnstube zu rennen: „Er ist da!" Er! Jeder weiß, wer! Jeder weiß, daß etwas geschehen ist, was geschehen mußte. Es ist unnötig, Namen zu nennen, und ebenso unnötig ist es, so loszuflennen und sich in die äußerste Sofaecke zu verkriechen. Er hat die Wohnung gestürmt, und so gut. Schon steht Otto auf den Füßen. Sein Blick flackert. Seine Lippen pressen sich. Er sieht schweigend nach der Mutter — schweigend und mit geballten Händen. Die saß den Kopf neigend da und ließ den ersten Schreck über sich verbrausen. Ein Sausen in den Ohren vergeht rasch. Draußen steht Er und wartet, mein Gott, und es ist nötig, ihn irgendwie

zu empfangen. Sich besinnend fährt sie mit beiden Händen übers Haar. Dann richtet sie den Blick auf, und Besonnenheit kommt in ihre Züge. Alles ist wirklich und wahr. Kein Warten mehr: er ist da. Kein leeres Bangen. Auch das letzte hat sich nun herangeschworen. Den Wänden entlang gehen ihre dunklen Augen, die so warm sehen und so übermütig lachen können. Jetzt erhebt sie sich. Heinchen sitzt und sieht fragend von einem zum andern. Nichts weiß die Unschuld. Er ist ein wenig erschreckt von all den geweiteten, überwachen Augen in diesem Raum, aber es ist auch viel Schönes und Spannendes darin, und wie die Mutter jetzt sich aufrichtet und nach der Tür schreitet, das erlebt er wie einen Traum in heroischer Landschaft.

Aber bevor sie zur Tür kommt, erscheint Er darin — der Mensch — Erich Krone. Sie bleibt stehen und äugt zu ihm hinüber wie ein Reh. Bannendes raucht um ihn genug. In den Augen ein forderndes Flehen: Wie kommt das dorthin? Der Blick — ein Kind kann es sehen: todeswund! Und der Mund in dem kurzen schwarzen Bart von Erkenntnis und Sehnsucht scharf gezeichnet. Erkenntnis frißt Sehnsucht auf, und Sehnsucht erschlägt Erkenntnis. Über feierlich ruhenden Zügen tobt ein Kampf — so muß man es ausdrücken. Und wie sieht es darunter aus? Und noch einmal: wie kommt das alles an ihn? Muß man dazu totschlagen, um diesen Ausdruck zu bekommen? Beklommen steht Otto hinter ihr — immer noch die Hände geballt und große Gewalt in den jungen Augen. Weiter seitwärts nähert sich langsam angezogen und geheimnisvoll bewegt Heinchen. Für die Frommen gibt es keine Schrecken, und wozu werden ihre Herzen nicht bewogen in den Dämmerungen, wenn sie jung sind und das Gehör noch von Gesängen ihrer Urheimat klingt? Erkennen — das heißt: das Sehen verstehen. Sünde ist Sehen! Unglück ist Sehen! Untergang ist Sehen! Das Kind sieht noch nicht mit seinen Augen, es horcht. Das ganze Kind ist Horchen.

„Da bin ich — Emilie!" — Was für eine Stimme! Welch ein Nicken! Noch einmal wird es hier zum Ersticken eng und dumpf und schicksalheiß. Emilie die Jüngere hält sich beide Ohren zu. Heinchen macht große Augen, aus deren jedem ein Traum hängt wie ein Fenster voll Blumen. „Nimm mir nicht übel, daß ich hier eindringe! — Aber — ich m u ß mit dir noch mal sprechen, und wenn es mein Leben kostet. — Deine Stimme, Emilie — die möchte ich noch mal hören — und im Guten — verstehst du!" —

Ungeheuerlich ist es und bleibt es, wie, nach allem Vorgefallenen, dieser Mensch mit seinen schwarzen Augenflammen und der Wolkengestalt ruhig vor ihr dastehen darf und reden, was er denkt. Gekränkt hat er sie auf den Tod. Das Liebste hat er ihr genommen. Wer wird ihn nicht verdammen? Und da steht er so selbstverständlich und vor Einfachheit abenteuerlich. Sie aber: von eindrucksvoller Größe erscheint den Kindern die natürliche und gefaßte Bewegung, die die Bleiche darauf ausführt. Gott, und wie bleich sie ist. Daß man mit so blutleerem Gesicht noch stehen und sogar sprechen kann! Einen letzten, dunklen, prüfenden Rehblick läßt sie noch über den Menschen gehen — und gibt ihm den Weg ins Wohnzimmer frei. Es sei, wie es sei: ein Mensch ist er, der sie sucht, und hat jemals jemand sie umsonst gesucht? Hier ist nichts zu rächen; das erkennt sogar Otto.

„Nun — da du doch einmal hereingekommen bist," sagt sie mit ihrer schönen Stimme, die jetzt gedämpft klagt: „Es scheint dir ernst zu sein! — Tritt vollends ein!" Langsam geht er an ihr vorbei nach dem Zimmer. Entsetzt in sich hineinfahrend vergräbt Emilie die Jüngere das Gesicht in die Arme. Ein kleiner freundlicher Schimmer ist nur um Heinchen. Otto wirft einen ruhig verachtenden Blick nach der Schwester: so ist sie nun neuerlich. Plötzlich kommt eine Zeit, da sind die Mädchen nichts mehr wert. Jetzt steht er mitten in der Stube, der Mensch, und sieht sich langsam, liebend, mit traurigen Augen um — mit Augen, vor deren Blick Otto das Herz zornig wankt. Wie gibt es das bei einem Mann? Heinchen lächelt mitfühlend: Wenn ihm so schwer ums Herz ist, warum traut er sich nicht fester hier herein? „Hat man dir drunten schon Frühstück gegeben?" fragt die Mutter vom Tisch her. Was für eine schöne Frage! Erwartend sieht Heinchen nach der Wolkensäule von einem Mann. Er blickt sehr zum Guten redend, obwohl er schweigt. „Sonst sitz' hier. Trink Kaffee mit! — Nachher können wir dann reden — wenn da noch was zu reden ist!" —

Krone antwortet nichts, sondern geht langsam quer durchs Zimmer nach dem Winkel zwischen Fenster und Vertiko. Flüchtig sichert er nach dem Hof hinunter. Wie unentschlossen steht er noch einmal und übergeht die Gesellschaft mit süchtigem Blick, aber er sieht ja, wie es das Mädchen schüttelt, erkennt den abwehrenden Flimmer in Ottos Augen, und selbst der Ton der Mutter hat plötzlich etwas Überfallenes und Mutloses. Das Blut, das ihm Geistahnung und einen fernen, scheuen Begriff gesprudelt hat — Freiheit sozusagen! — hier dampft es

befangend aus Augen und Worten, und angreifend vernebelt es Glaubenssätze, die man bisher für gefeit hielt. Das tut nicht gut, weil es Unruhe schafft, und wer wünscht Unruhe außer durch Liebe? Zwar eines Mannes Blut ist jedermanns Blut, aber eines Mannes Tat ist nicht jedes Mannes Tat. Was Menschen nicht geben können, soll man nicht von ihnen verlangen. Krone senkt Ehre erbietend diesem geborgenen Heim die Blicke und läßt sich demütig auf dem entferntesten Stuhl nieder.

„Hier ist es auch gut. — Wenn du mich überhaupt nur duldest!" —

Mit offenem Mund, aus dem eine ganze Reihe schneeweißer Zähne schimmern, schaut Heinchen nach dem Mann und dann nach der Mutter. Was für Worte! Was für Gebärden! Wie König und Königin im Märchen gehen sie miteinander um. Kann eine Träne eine Welt zertrümmern? Die Mutter sollte weinen! Daß sie es nicht tut, ist schlimmer. Er weiß nicht, warum, aber es ist bestimmt schlimmer. Trauernd und weich ergrimmt läßt der Mensch die Blicke über die Jugend gehen.

„Drei hübsche Kinder hast du. Die blonden gleichen deinem Mann, das dunkle Mädchen ist so, wie du einmal warst. — Welches ist nun der bessere Schlag?" —

Vielleicht hat er recht, und die jüngere Emilie ist in der älteren enthalten wie das Lächeln in einer Wange. Aber bange und wie zurechtweisend erwidert sie: „Sie sind alle gleich gut und gleich bedürftig. — Kinder sind Kinder. Verderbnis bringt erst die Welt an sie!"

Er sinnt. „Sind bloß Kinder bedürftig? Ich weiß nicht. Ich habe nie aufgehört, bedürftig zu sein. Siehst du. Da bin ich also immer ein großes Kind geblieben. Aber lieben wollte mich doch keiner. — Und Verderbnis hat nicht die Welt an mich gebracht. Willst du wissen, wer?"

„Nein, nein, Erich. — Und du weißt es ja auch selber nicht!"

„Überjährige Liebe, Emilie. Gibt es auch keine überjährige Liebe? Du mußt es bloß sagen. Alles glaube ich, was du sagst. Ich liebe dich, seitdem du so warst, wie jetzt die da ist. Wieviel Jahre sind es her? Einerlei. Du gingst unter die Haube — aber nicht bei mir. Dann starb dein Mann, und ich war wieder an der Reihe. Ich dachte: ‚Fahre ich zu dir, oder fahre ich nicht?' Ich dachte: ‚Hängt dir vielleicht die Traube zu hoch?' Da fuhr ich. Hatte ja ein Geschäft zu bieten. War ein tüchtiger Schmied. — Ja — warum hast du mich da eigentlich abgewiesen?"

Sie bedenkt sich nicht lange. Alles steht ihr rein und rasch vor der Seele. Immer klarer erscheint in ihren Zügen und in ihrer Gestalt Emilie die Jüngere, und mit unendlicher Gewalt, vor Liebe bange und böse, hält er sorgsam an sich.

„Du warst doch vorbestraft, Erich."

„Wegen Körperverletzung. Das kann jedem passieren. — Und deinetwegen, wenn ich's genau ansehe."

Sie senkt ein wenig den Kopf.

„Und getrunken hast du auch, Erich."

„Ich könnte wieder sagen: deinetwegen. Aber gut, ich habe getrunken. Trotzdem: wenn der andere nicht schon um den Weg gewesen wäre — zwei Monate nach dem Tod deines Mannes —, hättest du mich auch so streng behandelt?"

„Ich hatte dich streng behandelt, als ich noch nicht einmal etwas von einem Manne wußte!"

In der Wolke wetterleuchtet es. Er will sich fügen, aber so jäh, wie sich alles in ihm wandelt, erbleicht er, und schon ist er einen Abgrund tiefer versunken.

„Obwohl ich damals noch keine Körperverletzung auf dem Gewissen hatte und auch nicht mehr trank als andere. — Wie stehen wir jetzt, Emilie, Seele meines Herzens?"

Sie muß zweimal zum Antworten ansetzen.

„Über — seine Freiheit läßt keiner mit sich rechten, Krone. — Da haben wir wohl nicht die Bestimmung füreinander gehabt, sonst hätte uns Gott zusammengefügt!" —

Immer hochsinniger und gefährlicher steigt seine Herzergrimmung. Da ist etwas, das gewaltig rügt, und etwas will um Recht und Geltung fechten, aber reiner ist es, sich weiter in sie und ihre Hände zu ergeben. Solche Hände: die Stirn hineinlegen, und man wäre am Ende mit allem Elend. Gütig vor wild ausbrechen wollendem Schmerz und mit sorgsam gesenkter Stimme sagt er: „Und daß du mich schon immer verachtet und mir meine Niedrigkeit zu verstehen gegeben hast — auch das lag in der Bestimmung, du Taube von Flattrow. Weißt du noch, wie ich dich immer ‚Taube von Flattrow' nannte? Ich war stolz auf den Namen, denn du stammtest doch von Flattrow. Und von der Taube hattest du etwas an dir, wenn du so dein helles Gefieder schütteltest."

Sie denkt an ihre Taubengedanken vom Palmsonntag und senkt den Kopf. Hochmütige und kalte Gedanken waren das gewesen und dies ist nun die Strafe dafür.

„Und nichts Schlechtes weiß ich von dir. Nein, nicht das geringste. Warst das gerechteste

und herzlichste Mädchen. Und gegen mich — Stahlwand! — Wunderbar war das. Wunderbar und schrecklich. Manchmal hatte ich Furcht, wenn ich dich sah — so was Adrettes und Frommes. In deinem Blick, wenn du den so aufschlugst — na, da wohnte doch Gott drin. — Manche Nacht hab' ich gesessen und darüber nachgedacht. — Und dabei konntest du so lachen und die Allertollste sein. Ein solches Leben hast du von Gott bekommen. Siehst du wohl!"

Sie sitzt, als hätte sie lauter Keulenschläge erhalten, als würde sie mit Worten mißhandelt und geschlagen. Aber so war er immer. Alle seine Liebkosungen mit Worten und Blicken waren zu tragen wie stürzende Eisenlasten. Sie haben sie gespalten und verwandelt, waren Schreckfanale, Losungen, zu fliehen, und mit wieviel Kümmern und Fasten haben ihre scheuen Gedanken diese Gestalt umkreist.

„Krone — versündige dich nicht — mit solchen Worten! — Ich war doch auch nur ein fehlbarer Mensch!"

Er lacht ein wenig, und das ist, als ob eine selige Insel sterben will. Es wird dunkel und furchtbar traurig bei diesem Lachen, in welchem arme Seelen um Gnade werben, und schaurig schon gestorbenes Glück vorüberflüstert.

„Weißt du, wer dir bei deiner Hochzeit das Schießen veranstaltet hat? Nein, das hast du nie erfahren. Siehst du, das war ein Streich von mir. Du hast zwar einen andern geheiratet, aber gerade dafür solltest du größere Ehre bekommen, als irgendein Mädchen hatte. Und so war Erich Krone, jawohl. Eine ganze Kompagnie habe ich zusammengeworben. Weiße Hemden haben wir alle übergezogen und uns die Gesichter schwarz gemacht. Und so habe ich's eingefädelt, daß nachher keiner wußte, wer eigentlich die Idee dazu aufgebracht hat. Na, und dann haben wir doch geschossen, daß die Wälder krachten. Das mußt du zugeben, Emilie, was! Haben wir, oder haben wir nicht?"

Seine Augen brennen. Sie kennen nicht viel Lust und gar keine gegenwärtige, und diese Brust ist lange ohne Freude ausgekommen. Der schwere, erdige Mensch mit dem Gewölk um sich nimmt den Flug ins Vergangene zurück, und dorther kommt ihm Befriedigung, kommt ihm Stolz, Glanz, Genugtuung — ha, und mit Fug! Was, Emilie? Wie er dasitzt und gramvoll glüht, das ist so gut wie ein Tanz — ein stiller, erschütternder, einsamer Abschiedstanz vor ihren erschreckten Rehaugen. Otto hockt da und blickt düster. Er ist nicht von ihrem Holz, aber er ist auch nicht sein Vater. Er ist — eben Otto, etwas Eigenes, das sagen alle. Und Emilie die Jüngere hat aufgehört sich anzustellen und angefangen zu wittern. Ihr Zittern dauert fort, aber es ist noch weniger empört und ablehnend als vorher, es ist sogar etwas angstvoll Genußreiches darin. Nur Heinchen lebt nach wie vor in einer wunderschönen Geschichte. War das mit den weißen Hemden und den krachenden Wäldern am Hochzeitstag der Mutter nicht ein Märchen? Er horcht und träumt und schaut mit dem Gefühl zwischen diesen wachenden Menschen, und mit heißen Wangen schwebt er mitten im Geheimnisvollen. Die Mutter fährt fort, als hätte weder er sie unterbrochen noch sie etwas gehört. Es ist nun etwas Wischendes, Nachtastendes in ihr, und sie wird langsam unruhig.

„Und mit Willen habe ich nichts gegen dich getan, Krone. — Auch Hochmut: war ich hochmütig, so ist mir der Hochmut seither vergangen. Du hättest dich nicht daran kehren dürfen — ein Mann, wie du —, wie so ein dummer, unerfahrener Mensch seinem Kopf nach lebt! — Da denkt ja doch keiner an den andern. Man ahnt gar nicht, daß der andere etwas auf sich bezieht. — Siehst du!!" — —

Er macht große Augen: wieder etwas Neues. Und ihr Gesicht — was da alles drin ist: das Gesicht von Emilie der Jüngern, dann das Gesicht ihres verstorbenen Mannes — und das Gesicht des neuen Toten sieht auch aus ihren Zügen heraus. Dorthinein hat er sich also schließlich gerettet. Gerade dorthinein. O Herrgott im Himmel, und wird man einmal, einmal seines Elends so habhaft werden, um mit ihm ganz mutterseelenallein zu sein wie mit einer Liebsten? — Ach, er weiß nicht! Die Stimme spricht in ihm auch wie aus Getümmel. Mit solcher Pein ist er zusammengekettet, daß er nur noch die Freiheit hat zu kurzen, von vornhinein verdorbenen Raubflügen, und in den Fängen bringt er meistens nichts heim. Jetzt sitzt er allerdings mit Adleraugen vor einem Hochwild!

„Ja, so ist es! — Und so war es. Immer stand etwas zwischen dir und mir — ein Engel mit einem Schwert — ein guter Mann mit einem treuherzigen Brummen und dann auf einmal der Damenfreund mit Augen, die von nichts wissen! — Und ich weiß — na: vom meisten — nur von dir nicht! Von dir bloß vom Hörensagen und vom Ansehen!" — Seine Augen steigen — nein: hinter seinen Augen steigt es herauf riesenhaft — golden — unheimlich! — Sie starrt und denkt und erbebt: so hat es die

Nacht immer hereingeblickt! „Und jetzt — was! — Jetzt hab' ich mich aber zu dir durchgearbeitet? Da sitzen wir voreinander und sprechen! Zwar der Blonde, der hat sich ja nun in deine Züge gerettet."

Wieder sinkt sie getroffen in sich zusammen. „Da schwebt er drin und sieht auf mich her — aus deinem guten, offenen Gesicht. Mag er. Nichts mehr nehme ich ihm übel. Eine solche Befreiung ist in mir, Emilie — eine solche — Versöhnlichkeit! — Und alles war in seinem Blut! — Ja, ja! — In seinem — Blut!" — —

Sie gibt einen Ton von sich — so frierend vor Grauen und fiebernd vor furchtbarem Staunen — wie der Mensch furchtbar staunt, vor dem plötzlich der Königstiger steht, während er nicht mehr an sein Leben und noch nicht an seinen Tod denkt —, und führt ganz langsam und feierlich die Hand zum Herzen, wo es nun weh tut und zu bluten anfängt.

„Krone!" — Sie sagt es leise und erschüttert, ohne allen Abscheu, aber sie setzt sich zur Wehr. „Krone — was für Worte sind das! — Denke um Gottes willen, wo du bist!"

Er nickt langsam, obwohl er eigentlich nicht gehört hat.

„Und sieh mal! — Auch dies Blut: um deinetwillen ist es doch geflossen. — Was? Wieso? Ohne dich wäre er doch bestimmt noch am Leben! Stimmt's oder stimmt's nicht, Emilie?"

„Nein, nein, nein! — Oder — Ja! — Natürlich! — Ach, wer weiß!" Und sie starrt ihn ratlos an: „Du Unglücksmann! — Du — du — Unglücksmann!" — Endlich fängt sie an, ihn zu sehen, wie er ist — nicht bloß figürlich, wie wir meistens die Menschen sehen— nein, dicht heran, tief hinein — mit dem Gesicht in sein Inneres hineingestoßen, wo es ergrimmt liebt und tobt und sich doch voll tödlicher Güte zur Ruhe loht. Halb erstickend stößt sie noch hervor: „Wie hast du — das nur tun können — Erich? — Das war doch ein lebendiger Mensch! — Wie kann man so was?"

„Wie man so was kann? — Ja, Emilie — gekonnt ist da gar nichts." Fragend sieht er sie an. Diesmal versteht er sie nicht. „Dann wäre es doch ein — Mord! — Aber ich habe ja einfach Mißgeschick gehabt mit ihm. Sieh mal, da steht er vor mir — der Glückliche — mit seinen unwissenden Augen! — Weiße Haut — rote Wangen — Feuer im Blick — ja, blaues Feuer sogar! — und drinnen lauter rotes Blut — Leben — Verliebtheit — und döst so — mutig hin! — Und plötzlich ist mir: Jetzt siehst du sie — Sie — du verstehst: dich! — nicht mehr! Verstehst du das? Man kann es nicht genauer sagen. — Und da bekomme ich einen ganz furchtbaren Schreck. Das Zittern kommt mich an — einen starken Menschen! — Und wenn das Zittern an mich kommt, dann wird es — na: jammervoll für alle! — Alles verändert sich — die Sonne — der Himmel — die Welt — der vor mir! Das Herz — mit Krallen gepackt und daran gerissen — ganz grob — wüst! — Das Hirn — ein Eisklotz! — Und alle Glieder — zittern! — Ja. Da schreit die Seele nach — Befreiung! — Siehst du. — Am Montag — war das. Was dann geschah, das war Zufall. — Die draußen glauben aber, es ist etwas zum Verfolgen, und sie m ü s s e n auch verfolgen, denn es darf ja nicht sein. Einfach: ich habe mich selbst. — Nimm nicht übel. Man kann es nicht deutlicher sagen. So ist es!"

Seufzend verstummt er. Ihr brummt der Kopf; sie stützt ihn mit beiden Händen. Und wie soll dies furchtbare Gespräch denn enden — wie? Nichts nützt, und nichts hilft. Man muß es leiden, und man kann nur sehen, wohin einen der Weg führt, aber ändern kann man ihn nicht.

„War er denn — so schlecht, Krone?" bringt sie endlich mühsam hervor. Sie hat nichts verstanden. Ihn erschüttert ein fahler Schreck. In Banden liegt alles — jeder in seinen eigenen. Und wohl nie wird einer etwas zum Guten wenden.

„Nein!" sagt er bestürzt. „Schlecht?" fragt er, und starrt sie niedergeschlagen an. „Nein, schlecht nicht! — Du hast ihn ja für würdig befunden — und mit etwas Schlechtem bist du nie betroffen worden!"

Das ist der Grenzpfahl, an dem man nun steht. Da geht es nicht weiter. Hier grollt sie, und dort trauert er. Und ein Hinüber gibt es nicht. Abschied jetzt!

Emilie die Jüngere ist soweit, daß sie ihn mit weit aufgerissenen Augen selbstvergessen anstaunt — anglüht — angstvoll anschwärmt sozusagen. Ihr Mund steht offen — solch ein jungsüßer Mädchenmund mit weißen, schmerzlich neugierig gezeigten Zähnen dahinter. Otto hat finster nachdenklich — entschlossen aber vergeblich grübelnd die Augen gesenkt. Die Kniffe um den Mund gibt er nicht auf; hinter denen verschanzt er sich. Heinchen hat Wasser in den Augen. Er schwimmt oder fährt mit frommen weißen Segeln auf dem Tränenmeer des Lebens — ein blutjunges von Wind und Wetter geschontes Schifferchen, das noch keinen Augentrug kennt — schwimmt und fährt mit dem Klagegesang der Welt, der so schön lautet,

und sein früher Wagegang verspricht alles: ein ewiges Kind, einen kleinen Retter, ein einmal gelingendes, heiliges, ungestraftes Schwärmen und Wähnen. Die Mutter fließt und liegt nun auf allem wie ein Meer. Wer ist sie? Ihre Rettung ist in dieser gewaltigen Stunde, niemand zu sein. So paßt sie sich den Farben des Schicksals an. Unter dem schwerziehenden Wetter der Melancholie, die so seelenbrechend singt, ringt sich das Herz seine Gestalt ab und bricht mit icherfahrender Gewalt mächtig ins Ganze aus, um nur mit dem Ganzen zu stehen oder zu fallen. Alle fühlen es, und alle schweigen. Alle Seelen neigen sich — eine vor der andern und alle vor dem Nichtaussprechlichen, das noch über dem Schicksal waltet.

Aber nun nimmt etwas anderes alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Hof klingt Geräusch auf. Krone sieht hinunter — und wird bleich. Langsam wendet er den Kopf halb nach den andern, ohne die Augen, in denen es leidenschaftlich aufbrennt, von dort wegzunehmen.

„Hört ihr? Trapp — trapp — trapp — trapp! Wieviel schätzt ihr, daß es Füße sind? Sechs fremde, Emilie, und zwei bekannte." Er erhebt sich. „Es war mir doch schon so im Rücken, als wäre der kleine Polzin, die Laus, nach der Polizei geschlichen." — Da sind sie. Jeder hat ein Säbelchen und ein Revolverchen. Neue Bewegung ist in ihnen, die mächtigen Blicke aus der Nacht glimmen hinter seinen Augen auf. Es raschelt und scheuert hier. Als ob jemand sagte: „Und nun Schluß!" so ist das in dieser Stube. Aus vier Lungen ein beklommenes Aufseufzen wie Regenwind. Krone tritt vom Fenster zurück. „Es wird Zeit!" sagt auch er. „Ist oben eine Bodentür? Und ist sie offen?"

„Oben?" wiederholt und schreit Emilie die Ältere. „Gott, o Gott, Erich! — Mann! — Was ist? — Ja, ja, offen ist sie schon, aber — Und du willst dich nicht —?"

Er sieht sie an voll Mitgefühl, daß sich ihr Augen und Kehle jäh mit Wasser füllen.

„Ich will mich nicht — das meinst du doch: freiwillig ergeben? — Nein, gutes Weib, meine Herzblume. Darauf ist es ja gerade nicht angelegt. Ich werde dir —" er sagt es langsam, leise jede Silbe betonend: „Ich werde dir keine Schande machen. Du sollst mit Achtung an mich zurückdenken. Unter deinen gewesenen Männern sollen nur Tote sein — aber kein Zuchthäusler dazwischen!" — Dann zuckt er wieder zusammen, und seine finster-purpurn glühenden Augen mit dem Funken von Milde darin wenden sich wie erschreckt noch einmal hinaus. „Hört ihr?" sagt er erschüttert, da fangen die Glocken zu läuten an.

Er sieht sie der Reihe nach mit zerstörtem Blick an, hinter dem nun immer mächtiger der andere golden blitzende Mondaugenblick hervorglüht, und seine Züge, die schon zu verfallen beginnen, überzieht deutlicher jenes furchtbare Lachen voll wildfremder Schönheit. Als ob sich eine andere Gestalt der seinen bemächtigte und eine neue Seele schon aus seiner offenen vergehenden schmetterlingsartig hervorwirkte: so ist das. Niemand kann reden. Jeder Versuch wäre nur ein Lallen. Eine solche Wandlung mit sehenden Augen vor sich, eine unerhörte Handlung mitten im angestrengten Wachen: wer soll da reden, dazu in dem wehenden Wind, der sich aufgemacht hat.

„Es ist erst das Vorgeläute, nicht?" Wieder horcht und immer mehr verfällt der Gewaltmensch. „In einer halben Stunde beginnt der Gottesdienst. Der Pastor spricht. Dann treten die Konfirmanden mit der Gemeinde an den Altar, und die Orgel spielt ganz leise."

Länger hält es Heinchen nicht mehr aus. Da will doch etwas viel Wunderbareres geschehen. Etwas ganz Unerhörtes soll sich vollziehen. Er schluckt und pumpt, und nun bricht es aus ihm heraus.

„Aber da soll der Mann doch auch nach dem Boden g e h e n!" schreit und weint er ganz verzweifelt die andern und dann auch den Menschen Krone an. „Wenn doch die Schutzleute schon da sind! Sagt ihr ihm das auch, Mutter, Otto, Milie! Sonst kriegen sie ihn ja sicher!"

Jetzt irren die Augen nach dem kleinen Jungen ab. So was — Süßes! — Zum Fressen! Die Zähne und alle Schädelknochen tun ihm weh. Ganz fahl wird er vor Bewegung.

„Und du willst, daß sie mich nicht bekommen?" fragt er ganz verwirrt vor verwundeter Milde. Er verliert schon Lebensblut in Bächen, aber mit dem Blut strömen die Schmerzen aus.

Heinchen nickt leidenschaftlich.

„Sie sind doch gut. Sie glauben an den Heiland!" zetert er in Tränen hinschwimmend. „Ach, Herr Krone — wenn Sie nun gehen wollten!"

Der Blick wird noch einmal zum Starren.

„Tja — das ist nicht so einfach, mein Kind!" — Er tut einige Schritte zum Tisch, während alle den Atem anhalten. Jetzt steht er neben der Mutter, — Emilie der Ältern. „Na, Emilie — können wir — unter diesen Klängen — als — versöhnte Leute scheiden?" — Seine Stimme tönt zwischen

dem vorlauten Klingen der hohen Glocken wie das Knurren eines Löwen; die tiefen schweigen noch. „Da doch der Erlöser, wie sie sagen, für uns alle gestorben ist! — Und mein — Gericht — sprichst ja nicht du, meine Herzensseele! Von mir aus, auch wenn ich durchbreche — Hab' ich's denn so schlimm gemacht? — Gib mir die Hand! Es ist ein Abschied für immer, verlaß dich drauf." —

„In — Gottes Namen!" — Er hat die Hand. Auf der andern liegt die fiebernde Stirn, hinter der die Bilder eines Lebens jetzt dahinjagen. Wäre doch Glück mit ihm möglich gewesen? Wäre es ewig, ewig unmöglich gewesen? „Ach — Erich! — Was ist das nur mit uns beiden?" Er druckte, er wird nun zu schwanken anfangen und lang hinschlagen. Aber zu seinem Fluch hat er Muskeln wie Baumäste und Nerven wie Kabelstränge. Nur der Schmerz würgt wie ein Raubmörder am Hals. „Und geh jetzt, Mann des Unglücks. Gott mit dir. — Ja, ja, Gott mit dir, Krone! — Niemand ist dir böse!"

Da hat er auch sein W o r t — mit letzter erstickender Kraft hervorgestoßen, geflattert, geseufzt. Sonst nichts mehr als Ächzen, schwer gebändigte Auflehnung, zur Gerechtigkeit niedergeworfenes, unbegrenztes Weibesleid. O, du Trugbild einer Jugendgespielin, ewig unerreichbar! — Wortlos und löwenwild ergriffen hält er diese Hand, um die er — zwanzig Jahre reichen nicht, solange vergebens geworben und gelitten hat. Das kann er wohl in Wahrheit sagen: gelitten! Noch einen liebkosenden und erschüttert fressenden Blick über die ganze in Gram und Herznot wogende Gestalt — gebannt hängen alle jungen Herzen an der männlich reifen, gewalthaft stummen Gebärde: und plötzlich läßt er sie.

„Dann ist das gut, Emilie. Und Gott auch mit dir! Dein künftiger Weg wird — ohne Wolken sein!"

Mit einer gereizten Bewegung horcht er nun nach der Wohnungstür. Eine letzte Sekunde zögert er. Ein kurzes, grauenhaftes Bedauern — eine fürchterliche Reueanwandlung — über was? wofür? Er weiß es nicht. Schon ist auch das vorbei. Es war vielleicht der gefährlichste Moment. Nun geht die mächtige Gestalt in den Schultern hinunter wie eine Großkatze. Mit zwei, drei langen, aufschreckend wiegenden Schritten ist er bei der Tür. Ein letztes Horchen — er wittert sogar — alle seine Sinne sind nun aufgeboten! Das Öffnen und Schließen haben die Kinder nur gesehen; die Mutter jedenfalls hat es nicht gehört. Erst wie es ganz still wird, fährt sie auf.

„Ist er weg? — O Gott —! Hat er nichts mehr gesagt?" — Verstört sieht sie um sich. Sie versteht nichts. Auf einmal lehnt sich alles in ihr auf — auch gegen diesen Abschied. Unermeßliche Leere dehnt sich um ihr Herz hin. „Er soll ... Otto, geh und sage! — Ach, ja, ja! — Nichts! Es muß ja sein!"

Mit großen, scheuen Blicken befragen und umgehen sich die beiden ältern Kinder. Die Augen weichen einander aus. Was wissen sie? Welchen Bruchteil eines Bruchteils der ganzen Wahrheit haben sie erahnt?

*

Und so ist das hier: wer die rechte Reichweite der Seele hat, dessen Ahnungen führen ihn viele Wege des großen Wegbereiters ohne Verirren, und er fährt gewaltige Bahnen einher, und seine Hände berühren die Blumen der Freiheit, ohne sie zu pflücken. Wer aber muß, und er bricht seine Blume, der pflückt mit der Freiheit den Untergang. Aber seien wir getrost: kein Grund zu Klagen ist da bei blutigen Toten, wenn sie mit der kühnen Blume Freiheit in der Hand gestorben sind, und ihre Seele ist unverdorben dem nächsten Wind übergeben, der sie dem neuen Leben zuführt. Seht zu, was weiter geschieht.

Da kommen nun die Beamten, und der Engel des Schicksals stärkt jedem leise den Rücken und regt ihm das Herz auf: „Brav, mein Lieber! Jeder ganz auf seinem Posten! Was sein muß, muß sein!" Es sind alles erfahrene, ruhige und handfeste Leute, die in dieser Gegend schon manchen Sturm erlebt haben. Auf ihnen ruht die öffentliche Ordnung. Der Staat verläßt sich auf sie, und die Gesellschaft ernährt ihre Frauen und Kinder, damit sie unter Umständen auch freudig das Leben für eine Pflicht lassen. Solche Leute sind das. Wo man sie hinstellt, da stehen sie. Einer hat Posten gefaßt im vorderen Durchgang mit dem Befehl, alles herein-, aber nichts hinauszulassen. Es wird also kein Wurm passieren; denn dafür steht er gut. Ein anderer hat sich im zweiten Durchgang aufgestellt. Der Kommissar tritt mit zwei weitern Leuten unten in den Turm hinein, den dies schwarzgrau ragende Steingeschicht mit seinen Galerien von Löchern darstellt; der Bursche Polzin ist auch bei ihnen. Der Kommissar klingelt bei der Witwe. Alles geschieht rasch, überlegt, zweckmäßig. Nur ohne Rosten oder Fackeln. Schon geht die Tür auf, und das Weib mit dem widerfordernd aufgelegten Haar und dem anbellenden Blick erscheint in der Öffnung. Das ist wieder wie bei den Ameisen. Ein Betrommeln, Bewittern. Ein kurzes Vor-

einanderstehen, und man weiß Bescheid. Die Hebamme hat den Auftrag, sich nicht aus der Wohnung zu rühren, bis es ihr erlaubt wird. Die beiden Polzins vermeiden einander mit den Augen. Der Mensch Krone ist von seinem Besuch noch nicht zurück. Gut. Weiter zu den Minnichs. Max bleibt bei den Beamten zur Sicherheit. Ihm ist nicht mehr so wohl wie vorhin, als er nach dem Revier rannte.

Ein weißes Schild sieht den Leuten still und freundlich wehrend entgegen: „Minnich". Trotzdem muß gestört werden; es ist Pflicht. Aber es dauert hier eine ganze Weile, ehe auf das Klingelzeichen sich etwas rührt. Man hat keine Eile, wie es scheint. „Hat die Wohnung einen hintern Ausgang?" Nein, den hat sie nicht. Aber endlich hört man doch Schritte, und wie die Tür aufgeht, steht da blond und bleich mit finsterm Gesicht und wütend verheulten Augen der Knabe Otto. Er hat die Mütze auf und war offenbar zum Ausgehen gerüstet. Den Männern sieht er von unten herauf mit trotzender Furcht stumm entgegen, und weil er sich wegen seiner Tränen vor den Fremden und besonders vor Polzin schämt, preßt er auch gleich die Lippen. Willkommen soll hier nichts aussehen. Atemzüge wehen stumm, und wertvolle Augenblicke vergehen. Der Kommissar sieht und fühlt mit dem Gehör und zieht ein wenig die Brauen hoch.

„Nanu! Der Mensch hat auch Freunde, die ihn n i c h t ans Messer liefern! — Na, das ist nun ganz schön, mein Junge. Aber hereinlassen wirst du uns schon müssen. Ist mit euch alles in Ordnung, so habt ihr von uns ja nichts zu fürchten."

Otto nimmt sich zusammen. Es kann auch wirklich aussehen, als hätte man etwas zu verbergen.

„Wenn Sie wegen Herrn Krone kommen, der ist nicht mehr hier!"

Ein Blick von dem Mann her, der schon wieder versteht, ohne daß viel zu fragen wäre.

„Bist ein braver Bursch. Nur, sieh mal, einen eigenen Augenschein müssen wir auf alle Fälle nehmen. Wann ist er denn weg? Eben jetzt?"

„Vor einer Weile!"

Ein paar halblaute Worte zum begleitenden Schutzmann; der andere steht schon droben an der Bodentür. „Boden absuchen! Vorsicht. Der zweite bleibt auf Posten." Wieder enger ist der Raum geworden. Nur nicht rosten oder fackeln! Polzin geht mit dem Mann hinauf. Der Kommissar tritt in die Wohnung und erscheint in der Stube. Auf der Sofaecke sitzt Emilie die Ältere zum Kirchgang fertig. Sie hat das Taschentuch zwischen den Händen und starrt, in ihr Leben ergeben, ins Unbestimmte. Ihr Gehör ist halb bei dem Vorgang draußen und halb auf dem Boden, wo noch vor ganz kurzem die Füße des finstern Freundes überhin geeilt sind. Emilie die Jüngere steht im Konfirmandinnenkleid schwarz mit dem neuen Hut auf und dem Gesangbuch in den Händen inmitten des Zimmers und wittert aufgeregt nach der offenen Tür. Heinchen mit der Mütze auf dem dunklen Kopf ist halbwegs Otto nachgefolgt und sieht den Kommissar zuerst. Der aber erblickt vor allem das bleiche junge Mädchen mit den glühenden Kohlenaugen im Kopf und den brennenden Lippen — in Minuten zum Weib gereift — in der tropischen Hitze der Herzensangst wild erblüht und zur Schönheit ausgeschwärmt — und er bleibt verwundert stehen: Auge in Auge. Was gibt's zu sehen? Noch einen Mann, aber nicht mehr das Mädchen von vorhin. Auch diese Konfirmandin — trotzt! Er begreift wieder ohne viel Fragen. Jetzt sieht er sich weiter um. Da sitzt die Mutter — ein Bild: von Trauer heimgesuchte Herrenlosigkeit — liebender Zorn — wehrende Würde und Ratlosigkeit. Und der Kleine: ganz mächtiger Vorwurf und heißherzige Weltanklage: „Schnell fort, Mann. Wir wollen nämlich alle in die Kirche. Und hier ist auch gar nichts geschehen." Aber das Schönste ist doch wohl diese Mutter. Ein Dämon über dem Kopf — und ein Engel im Herzen! Schwarzes Kleid und schwarzer Sinn — und ein heller Schein, in dem sie sitzt und — ebenfalls trotzt. Trotzt, liebt und wehrt. Jetzt wehrt sie auch der Liebe, und sogar dem Trotz wehrt sie. Schließlich ist sie e i n großes Wehren. Ist es nicht die Frau, deren Geliebten und Bräutigam der Mensch Krone erschlagen hat? Und da war nun Krone selber, und alle Herzen tragen Leid, erweisen letzte Ehren und sind voll ungeklärter Schmerzen.

„Sie wollen wohl zur Kirche mit Ihren Kindern, Frau Minnich?" Er wird sie nicht abhalten, wenn man ihm willig die übrigen Räume der Wohnung zeigt und dann noch einige Fragen beantwortet. Die Mutter nickt. Sie will sprechen, kann noch nicht und macht Emilie der Jüngeren ein stummes Zeichen mit der Hand, die das Taschentuch hält. Emilie öffnet und läßt ein. Die Betten sind gemacht, der Waschtisch sauber. Unter den Matratzen und in den Schränken findet sich nichts, was nicht hingehört. Dann kommen die Fragen. Man kennt sie



Der Page. Gemälde von Ignacio Zuloaga

zum voraus, und sie sind bald beantwortet; die Auskünfte fallen so aus, wie der Beamte sie erwartet hat, und die Familie kann gehen. Sie bekommt einen schriftlichen Ausweis, den Otto entgegennimmt. Darauf sind die Minnichs wieder unter sich. Die Mutter erhebt sich. Noch zittern ihre Knie, aber sie beherrscht sich. Das Kind muß sein Recht haben. Das Abendmahl wartet. Gleich wird das große Geläut einsetzen. Leb' wohl, du Unglücksmann auf dem Boden oder auf dem Dach draußen. Dein Schicksal ist gesprochen. Die Familie Minnich steigt ernst und gesammelt die Treppen hinunter. Die Häuser wissen schon. Türen stehen offen. Menschen fahren heraus und weichen vor den bleichen, wehrenden Mienen zurück. Das Haus tost auf. Wie die Familie den Hof quert, spähen und starren zwanzig, vierzig, hundert Augen auf sie nieder. Das Wispern und Raunen rieselt die Mauern auf und ab — eilig und gierig wie laufende Spinnen und lautlos wie lauernd lungernde Krankheit — Seelenkrankheit — Geistesunwohlsein. Aber auch der mächtige Engel wehrt. Mit goldnen Augen streichelt er die flüchtigen Gestalten: „Seid wacker, ihr Guten. Es gibt noch größere Gewalten als diese tüchtigen Schwätzer!" Sie kommen in den Durchgang.

„Halt. Wer da?"

„Die Familie Minnich."

„Passieren!"

Niemand hat den Kopf gewendet. Vielleicht daß Er den Auszug von irgendwoher aus der Höhe bemerkt — mit einem letzten süchtig-grimmigen Sehnsuchtsblick eine entschwindende, sich ihm endgültig entwindende Gestalt umfängt! — Wie das drängt und Gewühl schafft! Die Dunkelheit des Torgangs hat sie eingeschlungen. Das Licht, das sie drüben wieder aufnimmt, ist schon nicht mehr ein Licht, und jeder neue Raum ist ein Abgrund zwischen ihnen und ihm.

Hat nicht der Engel zugesagt, den Menschen Krone auf die Höhe zu bringen? Ja, seht ihn, da steht er auf dem First des Daches — mit der Blume der Freiheit in der Hand, mit dem erregt aufgerissenen Wildblick, den witternden Nüstern — und begreift, daß er nach rechts, wohin er wollte, nicht durchkommt, denn dort ragt eine Brandmauer starr auf. Was ist zu tun? Nur nicht rosten oder fackeln! Ein mächtig liebender Finger fährt ihm sachte übers Kreuz: „Deine Blume, Mensch! Heute geht's ums Ganze! Ende gut, alles gut!" Ein Schauer läuft ihm durch den Leib. Und geht nicht da in einträchtiger Andacht klein und dunkel die Familie Minnich? Gesenkt die Köpfe! Langsam im Schritt — feierlich! — Und kein Blick zurück etwa in die Höhe! — O, seid jetzt gesegnet, ihr Lieben! Zartgefühl und — Ehrfurcht vor dem Unglück — ja, das beweist ihr heute! Zwölf Meter links macht das Dach einen rechten Winkel mit dem Quergebäude, und weiterhin setzt sich der First nach dem Straßengebäude zu fort. Freiheit oder —! Na, alles wird nun Freiheit sein — mit der Blume in der Hand! „Nur die Blume nicht verlieren, Mensch!" Ihm wird leicht und schwer zugleich. Während sein gewaltiger Körper die Ziegel drückt, daß sie unter seinen Füßen knacken, will sein heißes, dunkles Herz fliegen — fliegen! — Immerhin ist einige Behendigkeit geboten, denn er muß vor den Schutzleuten vorn sein, wenn er unverfolgt und unbeschossen in den Dachboden eines Nebenhauses kommen will — Nummer 84 oder 88 — Emilie Minnich wohnt 86 —, um über fremde, noch unbelagerte Treppen an ahnungslosen Menschen vorbei ruhig den Hausausgang zu gewinnen. O du gute, verfluchte Weltstadt, wo keiner vom andern weiß! Wo der Nachbar den Tod des Nachbarn nicht einmal aus der Zeitung erfährt! Wo das Radio die allerletzte überpersönliche Verbindung des Menschen mit dem Schicksalsgesang des Menschen ist — und dahinter das absolute Nichts, Weltstadt, gute, verfluchte Mutter des Mangels.

Nun trägst du diesen Steppenwolf auf deinem Rücken ahnungslos und unwissend wie alles, und er hat seine zwölf Meter zum Mitteldach — emsig kletternd — kühn übergreifend — zielend, schnaubend, schnell erkältend und unheimlich hastend: er hat die zwölf Meter noch nicht zurückgelegt, da schiebt sich ein Männerkopf mit einem Schutzmannshelm durch die gleiche Bodenluke, die ihn auf das Dach entlassen hat. Mit einem Seitenblick bemerkt es Krone, und vier Augen klirren ineinander. Der Mensch ist entdeckt; im nächsten Moment wird er verfolgt sein. Betroffen macht er halt. Kalt niederdenkend überlegt er. Unruhig suchend tasten seine Finger über die runden Schlußziegel des Firstes. Seine Füße rasten, aber sie fassen fester und grimmiger auf den Leiterhaken Stand. Ist's besser, den Kampf gleich hier aufzunehmen? Oder ist's richtiger, mit einem gewaltigen Überschwung sich ihm für diesmal zu entziehen? Er verträgt jede Unglimpflichkeit, nur keine Verfolgung. Nur nicht fliehen mit einem Hund auf den Fersen, der schnappt und bellt. Niederziehend das! — Minderwertigkeit lauert auf dich. „Wacker, Mensch!"

raunt eine Stimme. „Nicht rosten und nicht fackeln!“ In bleichen Soden drängt sich das dünne Kellerlicht des jungen Morgens laugend heran und hängt sich saugend tiefer in die Höfe hinein. Aus einem nahen Kamin jappt und schnellt in wirbelnden Stößen Kohlenrauch hinauf, eilt feige über die Dächer davon. Der Schutzmann schwingt sich mit einem Ruck ins Fenster.

Ganz seltsam verdutzt und versonnen blickt der Mensch weiter um sich. Das ist doch eine Welt, die er noch nicht vom eigenen Sehen kennt. Gespenstische Nebelschwaden wehen ihm ins Gesicht, so tief hängt der Himmel. Wie eine ungeheure, feuchte, verkrampfte Gicht — so krümmt sich das überall herauf, knotet sich, starrt verhärtest, west naß und schlüpfrig hin, von Schimmel überzogen: ein steinernes Knochenfeld. An alle Fenster drängen sich schmutzige Gesichter vor. Blinde Augen blinzeln gierig herauf. Was für einen erbärmlichen, schuftigen Gebrauch die Menschen von ihren Augen machen! Da hängt das und schwebt in dieser Welt von Steinen wie Quallen oder trübfarbige Blasen an den Wänden haftend. Kommt links etwas: flugs rudern alle Augen dorthin. Ereignet sich auf der andern Seite etwas: sie taumeln nach rechts. Dann passiert lange nichts mehr, und sie liegen, glinzen und lauern. So sind diese Augen. Jetzt wollen sie alle mit halbgebrochenem Licht nach oben schwimmen, aber sie kleben und pappen, und zitternd senden sie kraftlose Fäden aus, um wenigstens ein wenig zu tasten. Ein wesenloser Wald von ausgezogenem Sehschleim rankt und schwankt sich da herauf, ein schlürfendes, polypenartiges Ergreifenwollen. Davon noch mehr erschreckt als von dem Feind hinter sich führt er einige überraschende Bewegungen nach oben aus, und sitzt nun wie ein Reiter auf der Firstkreuzung, wo er von neuem sichert. Flüchtig wird seine Aufmerksamkeit nach dem Hof abgezogen, auf dessen Tiefe der Kommissar nach vorn eilt. Einen einzigen Blick tut er hinauf: dieser Blick ist wach. Ein Pfeil ist er, ein Geschoß, schon so tödlich wie eine Revolverkugel, und verwünscht gut gezielt; Krone fühlt ihn kalt bis ins Hirn hinein. Im mittleren Hof erscheint er wieder mit dem dort postierten Schutzmann; immer weiter laufen sie nach vorn. Gut, gut. Besetzt nur das vordere Treppenhaus und lauert, ob Krone dort herunterkommt. Es gibt auch Nummer 90 und 92. Indessen fällt sein Blick auf die Fenster der Familie Minnich. Sie sind niedergeschlagene Blicke! Etwas weint wie Kinderlieder. Etwas schwebt unendlich und bedauert! — Etwas wühlt hinter seiner Stirn und will ihn ins Verlorene ziehen. Aber fliehen! Fliehen! Er ermannt sich und tut sich Gewalt an. Da sitzt auf zehn Schritt seitlich in einem Fensterrahmen des Querdaches der zweite Schutzmann mit gezogenem Revolver: „Hände hoch!“ Er hat Krone unterlaufen und flankiert. Wäre er nicht auf die Höhe gegangen, so stände es jetzt schlecht mit ihm.

Fünf Sekunden lang — eine Ewigkeit mit Unendlichkeiten erfüllt! — sieht es aus, als fühlte sich Krone überrascht. Auch der Mann Numero eins feiert nicht. Haken um Haken arbeitet er sich heran; bald ist er so nahe wie der zweite. Noch einmal eine Warnung: „Hände hoch!“ Krone zuckt auf. Das ganze Panorama versinkt ihm, und während sein rotunterlaufender Blick sich gefährlich an das neue Gesicht antrinkt, greift die Hand hinter sich. Der Mann Nummer eins, ein verhältnismäßig junges Blut noch, vielleicht ein Anfänger frisch vom Militär her, macht auf alle Fälle den Revolver locker. Ach, du Eifriger, auch Krone ist bewaffnet. Das ist keine Kunst weiter. Aber warum unnötig Blut vergießen? Was: Hände hoch? Jagst du da einen Raubmörder dächerhin in Jägerbrunst? Furchtbar fallen Krones Augen den Mann an und bannen ihn auf den Platz fest. Jetzt hat die Hand, was sie wollte: einen in aller Stille ausgebrochenen Ziegel. O, Revolver auf mich gezückt? Da, friß! Der Ziegel saust durch die Luft und schmettert dem Schutzmann quer vors Kinn, daß die linke Hand verwirrt um und über sich greift. Mit einem Ruck voll Todesverachtung schwingt sich Krone überlegen herum. Dich rechnen wir noch allemal aus, Kluger. Aber zugleich kracht ein Schuß. Ein zweiter bellt hinterher. Was tut's? Krone hat den Querfirst zwischen sich und ihm. Ein finsteres Lachen durchblitzt sein Herz. Mit schwindelnder Schnelligkeit schwebt er, immer an den First verkrallt, kriecht und springt er auf dem Seitendach nach vorn. Hat ihm nicht jemand auf die Schulter getippt? Etwas Warmes rinnt ihm über den Rücken. Laß es rinnen; schlimm ist's nicht. Zu seiner eigenen Verwunderung empfindet er nicht einmal Zorn. Etwas in ihm lacht und singt. Wie lange hat das nicht mehr gesungen! Noch hört er die Schüsse über die Dächer nachpeitschen und zischen, und während es verworren durch die Höfe hallt, schwindet ihm wieder eine von den armen Brücken des Wahns. Auflöst sich ein alter, windender Hang! Liebe und Zorn gehen nicht zusammen!

Das Volk ist ihm aus dem hintern Hof nachgestrudelt. Hier steht ebenfalls alles an den Fenstern wie im Theater. Es gibt sogar Menschen mit Operngläsern, die sich auf ihn richten, sobald er im Blickfeld erscheint. Drunten Kopf an Kopf gafft das Parterre. Viel Ehre, meine Damen und Herren!

Da ist nun das zweite Querdach. Was soll er tun? Großes Ungemach liegt hinter ihm, großes liegt vor ihm. Er wägt das Weitere mit den Augen.

Hunde bellen aufgeregt, ohne zu wissen, warum. Kinder schreien und johlen. Was für eine Labsal dem Aufgetriebenen droben: die Minnich-Kinder hat die Mutter auf dem Weg zur Kirche! Die sind geborgen. Mit sorgenvollen Augen und von einer hohen Schwermut belastet, hastet er zielvoll weiter. Ein Blick hinter sich sagt ihm, daß er über das letzte Querdach sein wird, bevor die Verfolger wieder freien Schuß bekommen. Ihm ist's nicht wegen des Schusses; ihm ist's wegen des Befehls, den er gehört hat, der ihm das Blut in Siedehitze bringt und das Herz in Eis einknirscht: „Hände hoch!" So etwas darf ihn heute nicht mehr erreichen! Wie der Fischer die Heringe im Netz, zieht er den Menschentroß im Hof hinter sich her. Er stöhnt vor Verachtung und Mühe. Daß ihn bloß dieser Trichter von Erbärmlichkeit nicht einschlingt! Wacker, Mensch! Halte deine Blume fest! Und drüben ist er. Drunten drückt sich das Gemensche wie ein Bach von Schmutz und Schlamm in den letzten Durchgang und vorn wieder heraus. Und hier gibt es nun wirkliche Balkone, und wirkliche Herrschaften empfangen ihn. Das Mysterium erwächst zum Zirkus.

Wann war denn das, daß er in der Wohnung der Minnichs stand und mit ihr, Emilie der Älteren, sprach — von Mensch zu Mensch! — Was für Worte? Nichts mehr weiß er augenblicklich. Gut, gut, es waren milde und versöhnliche Worte. Mechanisch tastet er sich weiter. Er ist abgestiegen, um länger gegen die Verfolger gedeckt zu bleiben, und seine Füße scharren sich jetzt in der Dachrinne zwanzig Meter über dem Hofpflaster jenseits einem Dachfenster des Nachbarhauses zu. Ein wirres Geschrei der Enttäuschung hat drüben diese jähe Schwenkung begleitet. In diesem Hof ist kein Mensch. Die Fenster sind leer. Er atmet auf. Er erinnert sich an die Tränen der Kinder und macht halt. Mit Gewalt drückt der unerfüllte und unerfüllbare Wunsch seines Lebens auf sein Hirn. Unerfüllbar! Das schwere, dunkelblutende Sehnen: unerfüllbar! Vergebens die Schenkung eines heißen, großen Mannesherzens mit ehrlichen Kammern und glühfähigen Zwischenwänden. Unerfüllbar alles. Schließlich lösten sich die Klammern. Der Schmerz strömt gelinder, und mit willigeren Händen trägt er die tödliche Blume über die Dächer hin.

★

Er muß doch wohl stärker verwundet sein, als er zuerst dachte; ein lindes Schwächegefühl wandelt ihn an. Er blickt rückwärts; dort arbeiten sich die beiden Schutzleute erst über den First; Grund zur Unruhe besteht nicht. Ermunternd empfindet er das feuchte Wehen des Windes hier oben. Sachte will sein Auge lachen: noch ist er frei! Aber sein Herz sieht weiter als sein Auge; es begreift schon, daß die endgültige Freiheit anders aussehen wird, als man droben denkt. Langsam faßt er drei nebeneinander stehende aufrechte Dachfenster in den Blick. Sie werden zu einem Trockenboden gehören. Einen bequemen Einstieg gewähren sie, aber drinnen wird er eine verschlossene Tür finden, und er ist gefangen. Schon will er weiter sehen. Warum auf einmal jetzt Bequemlichkeit? War nicht die Vorzeichnung seines ganzen Lebens Mühe und Unbehaustheit? O, man möchte es schon einmal weicher aus der Hand des Schicksals nehmen! Diese taubenheitere Umbraustheit der Sinne zum Beispiel — könnte sie nicht weiter dauern? Aber er muß lauern und wachen. Und was ist das für eine verdrossene Wahrnehmung, die ihn nun anwandelt, warnend vorbeigeht und beunruhigend zurückkehrt? Er strengt sich an. Wacker, Mensch! Noch lange bist du nicht am Ende. Die Augen reißt er auf. Die Brauen zucken zusammen. Da steht in dem mittleren der drei Fenster der Kommissar — und wartet auf ihn. Auf dem Gesims vor ihm liegt ein kurzer Karabiner.

Krone schießt das Blut in den Kopf. Dunkle Flammen springen ihm aus den Augen. Im schwarzen Bart erscheinen vor Verblüffung die starken weißen Zähne. Dann ein Griff. Ein Ziegel fliegt. Noch einer. Auf dem Boden des Hofes klatschen sie auf und klirren auseinander. In die Löcher, auf die nackten Sparren fällt sein Fuß ein. In vier, fünf mächtig ausgreifenden Sätzen ist er wieder auf der Firsthöhe, steht er hoch auf dem Vorderdach und sieht wild erglüht zurück. Drüben auf dem Querdach hängen die beiden Schutzleute. Seitlich unten hat sich der Kommissar aus seinem Fenster geschwungen und mißt mit den Augen den Weg. Aus dem Vorderhof, dieser Menschenmüllgrube, in der es wim-

melt und krabbelt, tönt ein verworrener Lärm herauf. Man hat ihn wieder bemerkt. Er ist auf dem Rückzug. Sein Ausbruch ist mißglückt. Wie erfreut ist dies Volk, wenn etwas mißglückt, das über sein Maß hinausgeht! Und kämpft er denn wirklich nicht auch um etwas, das sie betrifft? Ach, ihre Herzen sind bei der Ordnungsmacht. Sie werden nie etwas Außerordentliches wagen, und sie werden nie gestatten, daß etwas Außerordentliches gewagt wird. Habt ihr ihn denn gekannt, diesen Rotwangigen, Lächelnden mit blanken Augen und dem nichtwissenden Gesicht, aufgeworfenen Lippen, gedrehtem Schnurrbärtchen und dem dösigen Mut des gottbegnadeten Dummerjahns? Und wenn ihr ihn gekannt habt — ist euch dann auch der Weltschrei im Gehör aufgegellt, der Hilferuf der Gerechtigkeit? — Ach, was weiß ich, Mensch Krone! Aber so war es. Und ihr wißt auch nichts. Und niemand weiß etwas! — Da rücken die Revolver an — zücken und gieren — worauf? Auf Unterwerfung! Du, wende den Kopf nach links, Mann mit der Blume in der Hand! Jäh wirft er einen hohen Blick das Dach entlang: Gut, gut, auch dieser Weg ist schon abgeschnitten; dort kriecht noch solch ein blauer Käfer aus dem Eisenrahmen. Jetzt: große Wacht, Mensch Krone! In fächelndem Fisseln, in angewehtem Nassen steht er gebannt, umstellt wie ein gemeiner Massenmörder. Über seinen Rücken rieselt es immer noch warm, aber tiefer unten wird es feuchtkalt, da klebt das Hemd und kriecht Unbehagen wie Gewürm, und ein Arm wird seltsam schwer — der linke zum Glück; den rechten wird er vielleicht zum Schießen brauchen.

Die Flucht ist zu Ende. Er steigt nicht mehr. Hier mitten im Getürm von Kaminen und Knäufen liegt ein gewaltiges Kreuz, wo die Firste sich vereinen: das besteigt er noch. Rittlings, den Rücken durch eine Kaminmauer gedeckt, nimmt er darauf Platz. Alles, was kommt, ist nun vorn; so hat er es immer geliebt. In wessen Namen das geschieht, was geschieht, ihn kümmert es nicht. Winke immer mit der Hand, du Kluger, Gebildeter. Das Herz des Engels donnert Gewährung: „Wir werden fechten. Von Hohn umbellt, einsam hochgetrieben in dem kalten Hauchen und frierenden Weinen, lassen wir mit Fug auch alles Rechten sein. Was kommt, ist nun gut. Es wird nichts kommen, was du nicht willst. Freiwillig wirst du den letzten Akt deines Trauerspiels mitspielen und zugleich erleiden, Mensch Krone.“ Er zieht den großen, starken Revolver aus der hintern Tasche, macht es umständlich und deutlich, daß es jeder sieht, daß keine arme Seele unvorbereitet in seinen Schuß läuft. Der findige Kommissar hat sich nicht mit Krones ausgebrochenen Sparrenstufen eingelassen. Seine Augen haben eine eiserne Dachdeckerleiter entdeckt; die steigt er außer Schußweite sicher und bequem hinauf. Auf der Höhe angekommen gibt es freilich auch für ihn nur noch Leiterhaken. Bloß eine weiter tragende Waffe hat er. Auch die blauen Brüder auf dem Querdach baumeln und schleifen langsam näher. Und der Käfer links hat ebenfalls zu kriechen angefangen. Aber denkt ihr, dem Menschen Krone liegt noch so sehr viel an seinem Leben? O, nur an seiner Freiheit liegt ihm. An der Blume in seiner Hand liegt ihm. Und dieses Nicht-mehr-Interessiertsein an seinem Leben ist euch bei dem von so redlicher Gier besessenen und so rastlos auf seine Erhaltung bedacht gewesenen Manneskörper eine Erscheinung von eindrucksvoller und geradezu furchterregender Wunderbarkeit. Denn ihr habt geübte Augen; alles seht ihr. Ihr habt Erfahrung; jede Bewegung wißt ihr zu deuten. Die Ergebenheit in dem müden Sitzen, die Abwehr in der Waffe, die Zerstreutheit in der Aufmerksamkeit: wenn wäre euch das begegnet, ohne daß ihr euch auf höchste Leistungen gefaßt gemacht hättet? O, ja, Leistung! Erledigung! Da geht des Mannes Herz auf. Und da sitzt auch noch genug Finsternis und knurrende Gefahr auf dem First, um das Gefühl von Ehre bei dem Handel nicht vermissen zu müssen. Ehre — Belobigung — Auszeichnung! Gute Männer! Brauchbare Charaktere. Alle Achtung. Nur nicht zu nahe heran, ihr Braven! Nein, das könnte ich nicht gestatten.

Die Stimme

Da sitzt er auf dem gewaltigen First aus Dachziegeln. Er hat noch einmal Zeit, sich umzusehen und ein paar Gedanken hervorzubringen. Ein Versuch, ins Dach einzubrechen, hätte keinen Zweck; drinnen werden zwei auf Posten stehen und ihn in Empfang nehmen. Im großen Schwang umgreifen seine Augen das erstarrte, steinerne Wanken und Hochriegeln von Mauern, Dächern und Türmen. Die ganze weite, donnernde Stadt

hat er als Reittier unter sich. Da ist schweres Schweifen und Schleifen, Drang und Ach und Dauern und Hochgreifen, ist Niederstürzen, ist Ergriffensein von Felsenpranken, ist Aufwiegeln, Fluch an Fluch, Überschwang und Todbesiegeln, Lebenkürzen und Hineingeworfenwerden, Schwimmen und Seinmüssen und zementhartes Grimmen, und aus allen Gebärden schreit es: „Ich will, weil ich muß!" Und das Müssen mag sein so vernichtend oder wahnsinnig oder folternd, wie es will, so ist es gut, weil es Nichtanderskönnen und Geradesowollen ist! Da grollen schwarze Bahnzüge hin. Straßenflüge stürzen fort. Plätze klaffen. Autos und Hochbahnen raffen sich sausend heran und vorbei: „Nicht du! Ich! Wir!" Brausend toben in Fabriken Feierschichten. Keine Ruhe. Niemals Ruhe. Haben vielleicht die Herzen Ruhe? Wer gut hinabhorcht und sein Kopf ist frei von Eitelkeit, der hört das Riesenhammerwerk aus Millionen von Kammern pochen. Tage, Wochen, Jahre verhämmern sich aus dem Allerflüchtigsten zum Unabänderlichen. In tausend Hirnen dämmern die neuen Zeiten herauf. Sausend laufen die Rechnungen der Gegenwart; der Sturm der Zukunft brüllt die Spreu davon in die Vergangenheit zurück, während die goldenen Körner geschleuderf vorausstieben und im Flug schon Feuer fangen. Lieben und Hassen, das Verlangen der Starken und die begehrende Befangenheit der Milden, das gebärende Immerwieder der Weltmaschine, das Ich-will-Gebrüll und die Gesänge der Erwählten, der Ausgezählten absinkendes Verstummen und das unendliche Summen derer, die für diesmal nicht in Frage kommen: keine Klage über all dies! Der Mensch Krone fühlt und empfindet: „Nein, keine Klage!"

Zehn Sekunden waren das — oder waren es Stunden? Er sieht nach seinen Verfolgern: um Schritte haben sie erst ihre Plätze gewechselt. Seine Augen fallen auf die nähere Umgebung. Ein Lallen und Orakeln von Stein. Ein Meer von Dächern, Firsten, Türmen, Kuppeln und Schloten. Ein Ozean ohne Küste. Eine Inselwelt voll gefügter Strebung. Wo haben sie ihre Toten? Nirgends. Es gibt hier keine Toten. Und die Lebenden? Schweben auf — sinken ab. Es gibt auch keine Lebenden. Es wallt und schwallt — und hier herauszukommen kostet — Unermeßliches. Nicht einmal die Vögel des Himmels leben hier und die andern Tiere. Gerüste von Lichtreklamen, anspruchsvolle Stuckfiguren, Paläste ohne Namen, große Haltungen vor rostigen Eisenstangen, pathetisches Untersangen prahlerischer Schaugiebel von hinten gesehen, Globusse im Schweben ohne Weltbahn, das schwalbennesthafte Kleben von Balkonen und Erkern, Glashallen berußt und qualmend, Fahnenstangen, Knäufe, Windfahnen. Auch das hast du begriffen, Mensch Krone. Warum nicht auch so? Wohlgefühlt hast du dich — selten in dieser Welt.

Keine Anklagen. Warum Anklagen? Ist nicht alles am Ende doch richtig gewesen? Ein großes, weites, blaues Wohlfühlen gab es vielleicht einmal — in Flattrow bei der Heide. Da war man jung und rein und liebte ein Schulmädchen. Und dann liebte man die Konfirmandin und nachher die Jungfrau, bis sie in die Stadt zog. Warum zog man auch in die Stadt? Man hatte ein Geschäft und hätte in Flattrow bleiben können. Die Erde zieht den Mond nach sich. Und wo, würdest du nicht heute noch, wenn plötzlich dieser ganze wüste Spuk weg wäre, niedersteigen und die Pflastersteine lieben, über die ihr Fuß gegangen ist? Ein neues Leben — wäre ein neues Müssen, und es würde die gleichen Vorläufe zeigen, und eben diese Stangen, Knäufe und letzten Spitzen würden dich am Ende empfangen, um dich nach deinem Begehre zu fragen — wie es diese hier tun.

Aber jetzt drückt der Flügel des schauernden Windes tiefer hernieder. Dichter und weicher löst sich aus dem tiefhängenden Himmel ein zarter Regen, ein Regenweinen, ein Nebelschluchzen, das nun das ganze starrende, steinerne Stadtbild zu umfangen beginnt. Alles Ragen und verstiegene Wagen hüllt sich in eine edle, rieselnde Trauer, eine kummerschwere Innigkeit, die Klüfte mild ausfüllt, jähe Erhebungen besänftigt, die Dächer blind überglänzt und die Scheiben der Fenster umflort. Gedämpft klingen die Schreie der Lokomotiven. Das Rollen der Züge wird zum versunkenen Sinnen. Und nun beginnen nacheinander die Glocken von den Kirchen zu tönen. Mit schönen, vollen Schlägen wallt zuerst fernher die Große vom Dom. Ernst erschreckt hallt die Hauptglocke vom Sophiengeläut auf. Dann auf hundert schwingenden Wegen schallt ehrfürchtiges Getöse herüber und hinüber, schlägt Brücken, stürzt in Dreiklängen sich ans Herz, brüllt melodisch den Schmerz in Dissonanzen umher, schüttert die verhängte Luft, stürmt um bebende Türme, grollt heilig über Unheiliges hin, schlägt ehern in verwundbare Seelen. Die ganze unheilige Stadt liegt unter einer tönenden, mit Chorgesang einbrechenden Königslast von Glockendonner, die für eine kurze Viertelstunde ihre rasende

Maschine mit christlichem Mysterium und mit dem Jahrtausende nachwirkenden frommen Wahn eines einzigen gerechten Lebens und Sterbens zudeckt. Wende! Es ist Wende!

Beim ersten Glockenton hat er betroffen aufgehorcht. Hat er sich das nicht so vorgestellt? Beim Herhallen der zweiten Glocke geht eine neue Bewegung in seiner Seele an. Tiefe bricht auf, Traumwelt, Ahnung von großen, umschaffenden Worten, hörbares Gesicht. Wie ist's nur möglich? Wie geht das nur zu? Da sehen sie, wie der schon ermüdete Körper sich aufrafft: Jetzt Würde, Ehrbezeigung, Respekt! War's nicht so? Alles, nur keine Ergebung. Verwirrung: ja. Unruhe, Überraschtheit, ratloses, ergriffenes Horchen, Erschütterung: gewiß. Aber keine Ergebung. Er starrt den Beamten mit träumerischem Blick entgegen, ohne zu gewahren. Er horcht nur, und er horcht noch mehr nach innen als nach außen in das Geläut. Der Kommissar gibt Augenzeichen. Er ist jetzt so nahe, daß er den Menschen Krone ansprechen kann. Die Worte „Ergebung", „freiwillig" und „Gnade" kommen in seiner Rede vor. Krone horcht und lauscht. Er hört auch die Worte, aber sie bedeuten ihm etwas ganz anderes. „Ergebung" wird sein an eine höhere Macht, als sie da bedeuten. „Freiwillig": Seit er noch einmal in die Augen seines Lebens gesehen hat — seines Lebens, das eine Frau allein lebt, ohne ihn daran teilnehmen zu lassen! Gott segne sie! — seither ist seine Freiwilligkeit so vollkommen, daß daran nichts mehr zu ermahnen ist. Und „Gnade" hat er gefunden in den letzten Worten Emiliens: „Und geh' jetzt, Mann des Unglücks. Gott mit dir. Niemand ist dir böse." Seht ihr, das sind Worte. So sieht Gnade aus. Aber die Anrede des Kommissars und Krones tief eingesunkenes Horchen und Träumen benutzt der Schutzmann links, um schnell noch ein paar Kletterzüge ihm auf den Leib zu tun.

Krone fährt herum. In seine Augen schießen rote Funken. O, in den Rücken, mein Guter, das gibt es nicht! Der Revolver zuckt in seiner Hand auf. „Nur nicht anrühren lassen!" flüstert ihm eine Stimme ins Ohr. Unwillkürlich nickt er. Ein Finger streicht ihm begütigend und stärkend über den Rücken.

„Mensch, sieh dich vor!" sagt er ruhig drohend. „Hier ist immer noch Erich Krone. Nicht vorwitzig sein, verstehst du!" —

Der Beamte sieht fragend nach dem Kommissar; der winkt ab und nimmt das Zureden wieder auf, da ihm scheint, daß der Mensch nachdenklich wird. Krone hört nicht. Abwesend und auf die Geisterstimmen im Glockengeläute horchend bewacht er großäugig den Schutzmann, der sich nicht vom Platz rührt. Aber indem der geheime Wind, der durch den Regen wie durch die Säulen eines Domes seufzt, eine neue Welle des gewaltigen Klanges über ihn hinführt, erzittert er glückhaft in seiner Sterblichkeit von neuem getroffen, und vergißt den Kommissar mit seinen Ermahnungen und seinem Karabiner vollends. Erst ein seltsam ernüchterndes Dreinschwatzen — so muß man es wohl nennen —, das aufdringliche Zwischenreden einer selbstsicheren Männerstimme in seiner nächsten Nähe bringt ihn wieder zu sich. Aufzuckend wendet er das bleiche Gesicht nach dem klügeren Feind und errötet wieder. Mit dem Karabiner im Anschlag steht da der Kommissar dreist auf fünf Schritt Abstand und sagt: „Ergeben Sie sich. Sie sind doch verloren." Und wieder hört er: „Hände hoch!"

Unter Erich Krone schwankt das Dach, das Haus mit den Mauern, die es tragen, die Erde mit allen Fundamenten. „Nicht näher!" schreit er erschüttert. „Noch einen Schritt und ich schieße!" Sein schwerer Revolver starrt dem Mann entgegen. Und alle Glocken dröhnen mächtiger. Herrgott, was wollen die Glocken von ihm? Jetzt scharrt sich der Blaue schnell noch näher herbei. Befremdend in das ausschwingende Gebrüll der Domglocke krachen zwei Schüsse, dicht gefolgt von einem dritten. In ihm ist ein Bitten: „Nicht! Nicht!" Wie schnell und restlos diese Schüsse im Regen ersticken! Habt ihr schon so was gehört? Etwas rieselt von der Kaminmauer herab. Etwas hat sich ganz eigenartig dicht neben dem Herzen festgesetzt. Bald darauf beginnen Schmerzen im Becken zu ticken: kein Zweifel, er ist getroffen — zweimal getroffen sogar. Lauter blasse Gesichtskuchen schimmern matt aus dem Hof herauf. Da ist's nun still. Drüben bellt ein Hündchen. Ein junges Kind singt — irgend etwas. Und die Welt ist so — wunderbar weh — weit — offen! — Ist denn wieder ein Hoffen erlaubt?

Die Beamten stehen, hängen — und warten. — Ist er von allen gefehlt worden? Das wäre! — Der Kommissar hat nicht geschossen. Seine Beamten wollten ihn retten; sie hätten es bleiben lassen können. Er winkt unzufrieden ab; die Waffen sinken. Krone sitzt noch hoch aufgerichtet — und horcht wieder! — Ach, von dieser großen, wehenden Stimme kann man trinken und trinken — und der Durst wird nur mächtiger. Den Revolver hat er wieder ver-

gessen: mit der Hand, die ihn hält, liegt er auf der Kruppe des harten Reittiers. Aller Augen sind darauf gerichtet: er zittert und spielt so geheimnisvoll! — Überhaupt — dieser ganze Mensch: ein Rätsel ist er. Warum treibt er die Sache auf die Spitze? Was würde schlimmstenfalls auf ihn warten? Kaum mehr als eine Reihe von Zuchthausjahren. Totschlag aus Eifersucht — und womöglich noch in gereiztem Zustand! — Jahrzehntelange unerhörte Liebe. Jedes Mannesherz geht da mit. Begreifen stellt sich auf den Schlag ein. Und dieser Mangel an Vertrauen! — Der Kommissar spricht wieder.

Ach, sprich du bis zum Jüngsten Tag!

Das Lachen tritt wieder in die Augen des Menschen — jenes ungeheure Lachen wie von goldleuchtenden Blicken eines Machtgeistes, der nicht er ist, und über seine tiefer erbleichenden Züge mit dem Vorkummer des Todes webt sich ein trauervolles Glück schon so sieghaft gewiß, daß der Beamte betroffen verstummt. Ein Schluchzen steigt dem Menschen heiß und mit liebend abgründig aufreißendem Jammer nach Zärtlichkeit in die Kehle. „Halte deine Blume fest!" klingt und raunt es ihm glockenhaft in die Ohren. Nun weichen alle Geräusche zurück, entfernen sich, und flockenhaft wie leiser Schnee — auch ebenso kühl — rieseln die letzten Klänge weit hinten nieder.

Mehr geschieht. Die Kamine und Giebel bewegen sich — gehen davon — verschwinden hinter Vorhänge! — Geht nur, ihr Guten, das Spiel ist aus. Die Vorhänge selber wehen auch davon. Lächerlich ist das eigentlich, wie alles ausreißt. Und was schreit der Mensch da? Immer lächerlicher wird jetzt das Ganze. O, lachen! — Einmal wieder von Herzen lachen! — Ja, ja — lachen wie — damals, als — Emilie! — Er lächelt. Seine Brust hebt sich und schüttert — pumpt — und schießt einen Strom tiefroten Blutes hervor. Aber es ist gelungen, er konnte lachen. Er lacht noch! Über das ganze Gesicht geht ein Glänzen — furchtbar und unheimlich für jeden Zuschauer! Lachend ergießt er den Strom seines Lebens über die Flanken seines Reittiers. Ja, damals, als Emilie sich vor dem Frosch in — in — ja, wohin nur rettete? — Gleichgültig. Nur lachen jetzt. Du gute, holde, süße Leichtigkeit in der Brust, auch du heißt: „Emilie!" Welch freundlich gewaltiges Wegschmelzen um das Herz! Minnich! Minnich! Wer bettete die alte Qual in dieses reine Liebhaben? Niemand. Ja, ja, in den Brunntrog rettete sie sich. Ha — ha — ha! — Ho! — A — a — ch! — In — Flattrow! — Da — dröhnten mal die Wälder — Und die Tauben flatterten! — Lachen! — La — chen! — Aber keine fremden Hände jetzt! Nein, nein! Er wehrt blind und stößt weg. Der Revolver entgleitet seiner Hand und kollert in Sprüngen zur Tiefe — in den Hof, wo er eisern aufhaut und liegen bleibt. Wieder muß er Hände wegschlagen. Unruhig rückt er zur Seite. Dabei verliert er den Halt an der Kaminwand, und sinkt nach vorn. Vor den Augen ist ihm alles schwarz; nur noch etwas hören kann er. O, gute Nacht, Augenwelt, schöne, verfluchte! Er geht jetzt in die Hörwelt — wo die Glocken — und die Wälder! — Und die Stimme — ihre Stimme!

Trotzdem reißt er die Augen noch einmal weit auf. Was ist das? Im Schwung fliegen Mauern, rasen Balkone und Fenster an ihm in die Höhe. Aha, das gehört — zum — Lachen! — Er setzt von neuem an! — Aber jetzt stürzt er kopfüber — jawohl, er weiß es genau: kopfüber! in einen Glockenton hinein, und mit hell aufleuchtender Feuerflamme brennt er aus einem Hofschacht in die Sternennacht auf. Es sind also — doch — die Sterne — die so — tönen! — Das hat er sich — gedacht!

Mächtig brandet der letzte Vielklang der Kirchenglocken über den Höfen noch einmal zusammen, weht aus und verstummt. Bleiche Menschen umstehen einen ausblutenden Toten auf dem Pflaster.

Ostern

Eine Zeit ist erfüllt. Zwei Tage und zwei Nächte lag noch und dachte der mächtige Engel — schaute, horchte, fühlte, witterte — und dachte — dachte! Er dachte sich selbst, dachte diese Stadt, dachte dies Volk, das Land, die Ströme und Berge, Meere und Ebenen — und während der Gang der kleinen großen Geschichte hier weiter wuchtete, wühlte und zitterte sein mächtiges Herz. Schmerz kam zu ihm aus allen Orten der Windrose — kam in Prozessionen fragend — und verließ ihn gestillt. So sprach er zu ihnen:

„O, ihr Guten und Lieben, Antworten gibt es nicht. Fragt immer. Es ist euer Recht. Es ist menschlich — sterblich — ver-

gänglich. Schön und traurig ist euer Fragen. Aber nicht göttlich ist Antworten. Der Gott hat das Dasein, hat sich selbst, hat die allumfassende Wirklichkeit. Das ist seine Antwort — wenn ihr wollt. Ihr Braven, ihr Tüchtigen voll Mut und Ernst und Heldentum und Flucht: wer zollt euch nicht Mitgefühl! Aber geht hin — tröstet euch: Leid ist, wo Leben ist. Das mächtigste Leben hat Er! Und — verhältnismäßig habt ihr das prächtigste Streben. — Die wildeste Lust, die süßeste Wonne, tödliches Lieben und holder, tränenmächtiger Untergang: bei euch ist das alles. Dazu nun noch diese freche Freiheit, weltbewegende Fragen aufzuwerfen, die nicht einmal ein Gott beantworten kann! Bewundernswert seid ihr. Wäre ich nicht der Engel und hätte mein Ewiges, so würde ich sagen: ‚Beneidenswert seid ihr!' Was stellt ihr nicht alles an in der kurzen Zeit zwischen euren niedlichen Wiegen und süßen, kleinen Gräbern! Unterfangen und Bangen und Verlangen bis über die Sterne hinaus. Schaffen und Raffen und Kriege, an die ihr euer Allerbestes gebt, Siege und Niederlagen, unter denen die Fundamente der Erde klirren — Weltgerichte und Auferstehungen."

⋆

Unter dem Eingang zum Vorderhaus an die Ecke gelehnt steht der Stammhalter — Otto Minnich —, die neue Mütze auf dem blonden Kopf — etwas blaß — etwas wichtig noch von den Ereignissen — innerlich sehr gesammelt — und „macht" Eier. Neben ihm steht Heinchen. Wie Otto hält er ein Ei in der Hand, die Spitze nach oben, ein rotgeflammtes Osterei — Ottos Ei ist dunkelblau —, und wartet mit seinem Bruder. Da kommt wieder einer. Die Minnichs haben ihre Stellung in der Straße.

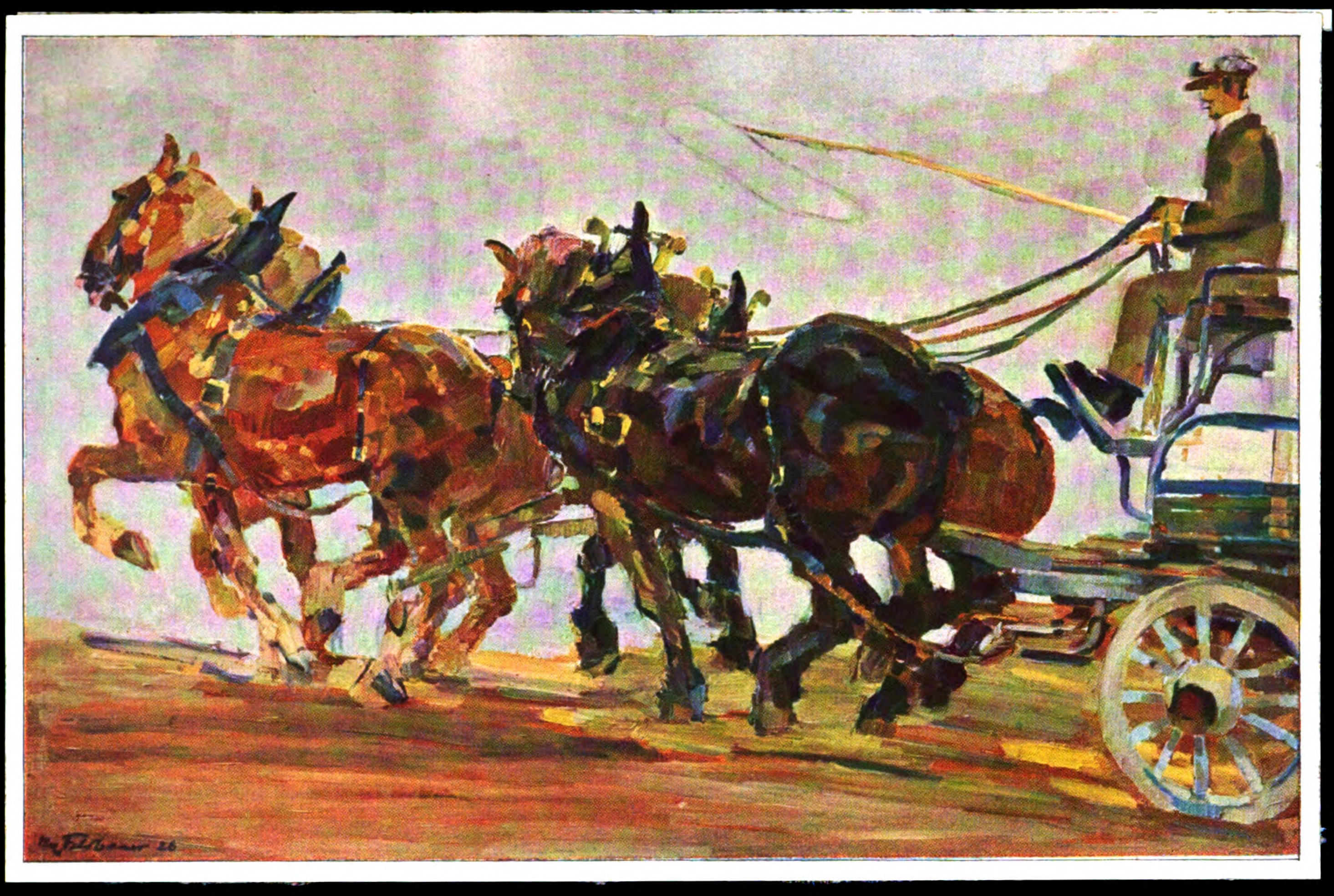
„Na, ihr zwei — laßt mal sehen. Fünf Eier habe ich schon eingeschlagen. Eure nehme ich noch dazu."

„Ankommen!" sagt Otto. Er wirft einen schnellen Blick auf Heinchens Hand, ob der sein Ei so hält, wie ihn Otto angewiesen hat: fest mit den Fingern und verspannt, umspannt damit die Schale sich nach vorn versteift und einen harten Kopf bildet. Heinchen gibt sich Mühe, denn man muß aufpassen, daß man das Ei dabei nicht zerdrückt. Und von wegen fünf Eiern! Ein geringschätziges Zucken gleitet über Ottos Gesicht: neun haben sie miteinander bereits in der Tasche. Heinchen hat drei verloren, sonst hätten sie zwölf. Zuerst der Kleine. Ein Schlag: Heinchens Ei ist wieder hin. Traurig schielt er zum Bruder auf. Er hat doch so gut gehalten! Otto zuckt mit keiner Wimper. Über seinen Kopf hin segeln die weißen lichten Wolken vom Nordost aufgejagt.

Es ist noch frisch, aber in der Sonne schon sehr angenehm, und ein mutiges Entfalten hat sich in der Luft aufgemacht. Da lacht so vieles, und so manches stellt sich neugewagt ein, und selbst wie sie in der Wirtschaft hinten kegeln — im Nebenhaus; man hört das Purzeln und Rollen im guten Wind bis hierher — selbst das ist ein so ganz anderes Schalten mit Raum und Kraft, daß Heinchen aus seinem verzweifelten Aufpassen von einem Traum in den andern fällt. Vielleicht hat er wirklich nicht genügend „versteift". Und wie die Sonne da blitzend und pflügend durch die Wolkenfurchen fährt! Und wie die gegenüberliegende finstere Torfahrt sich aufhellt und breit zu grinsen anfängt. Sie ist also doch nicht so böse und schmutzig, wie Heinchen immer dachte. Auch wie sachte die Alten sich herausmachen. Wie flitzend die ersten Schwalben den halben Sonnenstand unterschießen. Ach, Heinchen seufzt vor seligem Kummer. Ein Ei wieder verloren und Frühling! Und da steht man und blinzelt ergeben, und sein junges Leben fühlt man wie eine Quelle. Und alle Helle hat Stimmen. Im Lichte singt es heimlich. Nie wollen die etwas gehört haben, aber überall ist es doch laut: Und ein Okkarino wird da doch wirklich geblasen! Und die Hebamme Polzin hat eine Vermahnung bekommen von der Polizei. Was es doch nicht alles gibt! Sehr wichtig ist die Hebamme. Der junge Polzin hat die Belohnung eingestrichen und ist verschwunden. Und Herr Krone ist nun auch zu Gott gegangen. Bei Gott muß es sehr hübsch sein, wenn so viele Leute immer hingehen und nicht wieder kommen. Mutter war wohl trotzdem sehr traurig darüber. Wenn es aber bei Gott doch so schön ist? Er begreift da wieder etwas nicht. Man kann nicht sagen, daß sie es schon verwunden hätte. Sie sieht noch oft verloren vor sich hin oder weint auch, aber es dauert nie mehr lange, und so bange wie vorher ist es auch in der Wohnung nicht mehr.

„Na, du! — Teufel!" klingt es plötzlich in seine Ohren. Er hat ein bißchen große Ohren, und sie stehen merklich vom Kopf ab; das ist so, damit ihnen nichts von allem Hörbaren entgeht, kein Vogellaut, keine Mädchenstimme, kein Hummelläuten. „Aber du mogelst doch. Laß mal sehen dein Ei."

Heinchen blickt zuerst bestürzt auf seine Hand. Aber da ist doch kein Ei mehr drin;



Viergespann. Gemälde von Prof. Max Feldbauer



er hat es ja dem großen Burschen geben müssen. Er wendet die weltfrommen Augen zu Otto. Der hat da die ganze Zeit gestanden und seine Erfindung verwertet. Mit gleichgültigem Gesicht, aber mit gespannten Augen hat er stumm hingehalten und den andern mit einem Ei nach dem andern anlaufen lassen. Jetzt öffnet er die Hand und weist ruhig sein Ei her. Der Bursche nimmt es und prüft genau rundum. Ein Sonnenblitz fährt vorbei: gegenüber ist ein Fenster geöffnet worden und hat den Strahl zurückgeworfen. Im offenen Rahmen steht eine wunderbare Azalea und prangt rot über die Straße her. Dahinter hängt ein gelber Kanarienvogel und rollt aus vollem Hals. Heinchen hat das Eiergeschäft schon wieder vergessen und ist ganz Sinn.

„Hm. Ein richtiges Ei. — Aber wie du es hältst, da ist was dabei!"

Otto zuckt die Schultern.

„Ich weiß nicht, was da dabei sein soll!"

Der andere taxiert seine Miene, taxiert noch einmal das Ei und kriegt einen Einfall.

„Laß es mir. Ich gebe dir ein Taschenmesser dafür. Kein sehr großes, aber du kannst es brauchen."

Otto nickt und läßt ihm das Ei. Der andere zieht nun ab. Fünf Eier hat er verloren; das genügt ihm. Jetzt will er sie wieder einbringen. Otto übergeht mit einem aufmerksamen Blick die Straße. Eigentlich könnte man bereits mit dem Kreisel herauskommen. Alles ist trocken und sauber. Aber es ist nur einer da. Nun, er wird seinen Kreisel Heinchen geben und sehen, wie er selber zu einem anderen kommt. Man kann vielleicht mit dem Messer einen Handel machen. Das Kind wendet ihm wieder die tiefen Blicke zu.

„Hast dein letztes Ei noch hergeben müssen," sagt Otto bedauernd zu ihm. „Aber der arbeitet auch mit Trick, will ich dir sagen. Zudem schadet es gar nichts, daß du verloren hast; wahrscheinlich hat sein Ei bei dir schon was abbekommen." Er hebt seine Rocktaschen auf und lacht ihn schnell an. „Mit vieren stellten wir uns her; mit dreimal soviel kommen wir heim. Du, die Eier sind gut für heute nachmittag, wenn die Mutter mit uns nach Treptow geht, damit sie auf andere Gedanken kommt. Zum Kaffee bekommen wir ja Kuchen; aber abends ist immer gleich alles so teuer, und mit etwas mit können wir länger bleiben."

Heinchen sucht nachdenklich seine Augen. Er verlangt immer die Pupille und läßt nie nach, bis man den ganzen Blick hergibt.

„Und wir kriegen nun keinen neuen Vater, Otto?" fragt er großäugig.

Otto läßt ihm noch ein Weilchen den Blick, dann führt er ihn unruhig über die Häuserreihe gegenüber.

„N — nein! — Da — ist wohl keiner mehr, Heinchen. — Wir werden uns jetzt selber helfen müssen!"

Die Katze von den Portiers im Haus kommt an und setzt sich bei den Jungens hin, spielt mit den Ohren und blickt ruhig aus bernsteingelben Augen über die nächste Umgebung. Sie ist weiß und schwarz gefleckt, und der Schwanz liegt ordentlich herangenommen um sie herum. Weiße Pfötchen und eine weiße Schnauze hat sie auch, und sie ist ein Kater, der keinen Hund fürchtet. Heinchen ist ihm sehr gut, aber jetzt beschäftigt ihn etwas anderes.

„Weißt du, es ist eigentlich schön, daß wir unter uns bleiben," gesteht er nun mit einem kleinen Seufzer. Flüchtig besinnt er sich, ob er etwas Unrechtes gesagt hat, aber der erste, der blonde Freund, ist ja ebenfalls bei Gott, und schon hier hat er immer gelächelt; wie gut wird es ihm erst dort gefallen. Hat Heinchen ihn etwa nicht leiden können? O, sogar sehr nett fand er ihn, aber jetzt ist er doch einmal bei Gott. Und auch der Vater ist dort. Alle sind sie jetzt bei Gott. „Und die Vaters halten sich nun doch mal nicht bei uns —!"

Der größere Bruder sieht wachsam an Heinchen herunter, ob auch alles bei ihm in Ordnung ist. Ja, dieses Heinchen! Immer hat es Gedanken, und immer spricht es alles aus. Emilie spricht ja auch viel, aber manchmal ist nicht e i n Einfall dabei. Und Otto macht sich zwar wohl nicht wenig Gedanken, aber die meisten behält er für sich.

„Ja — das wird wohl stimmen," erwidert er dann langsam. „Obwohl es Mutter nun schwerer behalten wird." Er verstummt und bewegt einen Gedanken noch eine ganze Weile im Kopf, bis er ihm schließlich doch Raum gibt. Heinchen kennt ihn, sieht, daß etwas auf dem Weg ist und wartet geduldig. „Und für uns wird auch was abfallen, Heinchen," spricht er weiter wie ein Mann. „Sieh mal, wir müssen ihr doch zu helfen suchen, soviel das geht. — Ich habe mir da was ausgedacht. Man kann doch Zeitungen austragen, solange man zu sonst nichts gebraucht wird. Ich werde die Packen schleppen und die untern Stockwerke bedienen. Und wenn du helfen willst, so kannst du immer schnell hinauflaufen und bei denen droben einwerfen. Was meinst du dazu?"

„Du, das wird fein! Und richtig Geld verdienen wir damit? Das wir Mutter auf den Tisch legen können?"

Otto nickt.

„Viele machen das. — Es kostet dich ja Zeit für deine Aufgaben, aber dabei helfe ich dir. Und meine mache ich nach dem Abendessen. — Und dann werd' ich sehen, daß ich doch schon nächstes Jahr konfirmiert werde und aus der Schule komme. Mir fehlen doch bloß zwei Monate. Wenn man ihnen das so sagt, so müssen sie es einsehen. Dann komme ich in die richtige Arbeit. Viel gibt's nicht für den Anfang, aber wir gewinnen Mutter ein Jahr, und im zweiten ist's schon mehr. — Emilie verdient ja auch schon."

Tief bewundernd sieht Heinchen den großen Bruder an. Plötzlich nimmt er ihn an der Hand, und seine Augen leuchten auf; er hat wieder einen Gedanken.

„Ja, Otto, da mußt du eben jetzt unser Vater sein," sagt er ganz einfach und strahlend vor Glauben.

Otto erzittert und schlägt die Augen nieder. Seine Lippen pressen sich. Er hat eine natürliche Furcht vor großen Worten, und wer ist er! Wie er die Blicke wieder hebt, hängt Sorge daran, und im Herzen mischt sich hohe Bangigkeit mit dem jungen Gleichtakt. Aber nun streicht ihm ein göttlicher Finger über den Rücken, und ihm ist, als spräche eine große, unendliche, liebende Stimme zu ihm: „Stammhalter — mein Junge, Kopf hoch. Immer nimm es an. Gewöhnst dich jung ans Schleppen — wirst ein starker Mann, auf dem Häuser stehen können. Und auf dich zähle ich, hörst du!"

Leise schwingend schöpft er Atem, und nachbebend entläßt er ihn wieder.

„Vor allem muß man der Mutter helfen!" stößt er geheim erregt heraus. Und nach einer Weile sagt er noch still: „Wir zwei, Emilie und ich, werden's schon schaffen. — Du mit deinem Kopf mußt auf bessere Schulen; das sagte schon Vater!" Das letzte ist bereits ein wenig befehlend hingesetzt. Und wenn es Vater gesagt hat, so gibt es ohnehin nichts dagegen einzuwenden. Das begreift auch Heinchen. Aber er hat Tränen in den großen Augen und weiß nicht warum. Die Welt ist so gut und das Leben so lieb. Und irgendein Großer muß noch außer Otto da sein. Bewegt sieht er in den neuen Sonnenschein hinaus. In einem Auto fahren ein Herr und eine schöne junge Dame vorbei. Die Dame hat den Mantel offen, und ihr Kleid schimmert ganz hell. Dazu lacht sie mit roten Lippen und weißen Zähnen. Er steht mit offenem Mund und starrt ihr nach. War das vielleicht das Leben selber? Und hinter dem Auto rennt wohl einer her und läutet mit einer Glocke. Und drüber fliegt einer und hält einen mächtig blitzenden Spiegel in der Hand. Aber ganz im Himmel droben geht ein blaues Tor auf und die Orgel braust hervor, und zu beiden Seiten stehen der blonde Freund und Herr Krone und halten Wacht. Und der Vater oder der liebe Gott —! Ja, da bereitet sich noch etwas viel Mächtigeres und Schöneres vor, aber das kann er weder begreifen noch richtig sehen. Bloß das kleine heiße Herz pocht ihm so herrlich, und seine tiefen Augen stürzen in andere golden flammende hinein, die noch hundertmal tiefer sind, und dann geht es nicht mehr weiter!

Abgesang

Der Horizont ist frei. Mit einem golden flammenden Abschiedsblick und einem mächtig umfangenden Brausen hat sich der Engel des Schicksals emporgehoben. Schon fährt er mit den Frühlingswolken schimmernd südwestlich, und ein letztes unendlich weiches und tröstendes Lachen flattert mit den blauen Bändern des Himmels über die graue Stadt herein. An allen Rändern hissen sie Flaggen, und ein selig aufgeregtes Toben überfällt die Seelen. Jede Straße wird zum Nachen, der tönend in der Sonnenflut hinplätschert, und was es Reiches und Köstliches gibt, wird als Segel aufgesteckt. Erwachen! Beginnen! Enthoben den Winterschmerzen fliegt in neuen Gewändern der Geist der unendlichen Unternehmung inmitten des herrlichen Getümmels auf, und ein großbewegtes Wagen flutet Gedanken, Worte und Taten in jede Höhe, in denen die unsterbliche Hoffnung endgültig tröstliches Gewinnen vermutet.

Eine neue Zeit ist erfüllt. Eine neue Zeit bricht an.

Luftverkehr und Wetter

Von Univ.-Prof. Dr. Heinrich v. Ficker

Direktor des Preußischen Meteorologischen Instituts

Wer einen starken, überzeugenden Eindruck von der heutigen Entwicklung des Luftverkehrs in deutschen Landen bekommen will, der muß einen Sommertag lang auf dem Tempelhofer Feld in Berlin, dem Zentralflughafen Europas, den Luftbetrieb beobachten. Und stellt man fest, daß auch an trüben, regnerischen, windigen Tagen die Maschinen programmäßig starten und landen, so ergibt sich der Eindruck, daß der Luftverkehr von heute doch schon recht unabhängig von den Launen der Witterung geworden ist. Aber nur wenige von den Flugpassagieren haben eine Ahnung davon, wie ausgedehnt und schwierig der Sicherungsdienst ist, den die Meteorologen leisten müssen, um den Flugverkehr vor atmosphärischen Überraschungen zu bewahren. Jedem offenbar wird der Einfluß der Witterungsvorgänge nur dann, wenn Nebel über dem Flugplatz liegt und jeden Start, jede Landung hindert. Aber nur der Eingeweihte weiß, wie oft auch bei günstigen Startverhältnissen ein Flug unterbleiben muß, weil zwischen Aufstiegs- und Zielort Sturmfronten oder Gewitter ein Durchkommen der Maschine verhindern würden. Wie groß und wichtig die Mitarbeit der Meteorologen an der Abwicklung großer Fluguntenehmungen ist, hat gerade das abgelaufene Jahr mit seinen geglückten und mißglückten Ozeanflügen bewiesen. Kein heute absehbarer technischer Fortschritt wird für den Luftverkehr die meteorologische Sicherung jemals überflüssig machen können.

Solange wir nur ein sportliches und militärisches Flugwesen hatten, wurde der Nutzen der meteorologischen Mitarbeit oft recht gering eingeschätzt. Die Flüge gingen damals noch über zu kurze Strecken, als daß die Maschine sehr häufig aus dem Wetterbezirk des Aufstiegsplatzes herausgekommen wäre. Nur die Konstrukteure und Führer unserer großen, für langdauernde Flüge geeigneten Lenkluftschiffe schätzten von Anfang an die meteorologische Mitarbeit zutreffend ein, nicht zuletzt deshalb, weil mit dem Grafen Zeppelin sich der Meteorologe Hergesell als verständnisvoller, auch auf die Zukunftsentwicklung bedachter Mitarbeiter verbündet hatte. Und Hugo Eckener hat es ausgesprochen, daß die Führung eines Luftschiffes in erster Linie auf richtiger Beurteilung und Ausnützung der atmosphärischen Verhältnisse beruhe. Von den Fliegern wurden die Meteorologen als unentbehrliche Helfer erst anerkannt, als der während des Krieges erfolgte technische Fortschritt Flugzeugkonstruktionen ermöglichte, mit deren Hilfe in wenigen Jahren ein regelrechter Flugverkehr eingerichtet werden konnte.

Heute ist über ganz Deutschland ein dichtes Netz von Flugverkehrslinien gebreitet und überall an die wichtigsten Auslandslinien angeschlossen. Ob wir aber von einem deutschen Flugplatz aus nach Moskau oder südwärts nach Mailand fliegen — immer sind zwischen Start und Ziel eine Reihe von Zwischenlandungen eingeschaltet. Selbst wenn es möglich sein wird, Peking oder Bagdad mit regulären Kursflugzeugen zu erreichen, wird man auch diese langen Strecken in Teilstrecken gliedern und Flugverkehr samt Flugsicherung so organisieren, wie es bei uns heute der Fall ist. Ganz anders liegen die Verhältnisse, wenn Flug und — in späterer Entwicklung — Flugverkehr über weite, insellose Meeresflächen vor sich gehen sollen, wenn also die Möglichkeit von Zwischenlandungen über sehr weite Strecken fehlt. Zunächst hat freilich jede meteorologische Flugsicherung ohne Rücksicht auf die Länge der Strecke die Aufgabe, den Piloten über das Wetter längs der Strecke zu unterrichten und ihm die wahrscheinliche Wetteränderung während seines Fluges vorherzusagen. Aber diese Aufgabe wird außerordentlich schwierig, wenn es sich um einen vielstündigen, vielleicht ein- bis zweitägigen Langstreckenflug ohne jede Zwischenlandung handelt.

Beratung des Kurzstrecken-Luftverkehrs

Im Luftverkehr hängt alles davon ab, ob bei dem herrschenden Wetter ein bestimmter Zielort erreicht werden kann, also davon, ob nicht zwischen Aufstiegs- und Zielort oder an letzterem selbst atmosphärische Vorgänge entwickelt sind, die das Erreichen des Zielortes oder das Landen am Ziel unmöglich machen. Liegt z. B. der Zielort unter Bodennebel, so wird der Start nur dann erfolgen, wenn der Meteorologe die Auflösung dieses Nebels bis Flugende als sehr wahrscheinlich bezeichnet. Ebenso hängt es von der Ansicht des Meteorologen ab, ob und wo bei einem Flug von Berlin nach Süden die deutschen Mittelgebirge von der Maschine passiert werden können. Ein drittes Beispiel: Ist längs der Flugstrecke nach den Meldungen ein Gewitter im Gange, so hat der Meteorologe zu beurteilen, ob es sich um ein örtliches Gewitter oder um ein langgestrecktes Frontgewitter handelt. Er muß dem Piloten mitteilen

können, ob das Hindernis um-, über- oder durchflogen werden muß.

Fast jeder Flugtag stellt somit den Meteorologen vor interessante diagnostische und prognostische Aufgaben. Zur Lösung der ersteren müssen dem Flug-Meteorologen die Wetternachrichten eines außerordentlich dichten Beobachtungsnetzes regelmäßig und nicht nur einmal im Tage zufließen. Auf der Diagnose baut sich dann die Prognose auf, und zwar bei den in Europa üblichen Kurzstreckenflügen eine ausgesprochene Kurzfristprognose für nur wenige Stunden, die sich allerdings auch auf Einzelheiten der Wetterentwicklung beziehen muß. Durch den Zwang, die Prognose für einen ganz bestimmten Zweck und für eine sehr kurze Zeitspanne zu spezialisieren, unterscheidet sich die Flugwetterprognose erheblich von den Vorhersagen, die seit Jahrzehnten von den gewöhnlichen Wetterdienststellen insbesondere für landwirtschaftliche Zwecke ausgegeben werden und die die voraussichtliche Wetterentwicklung während der nächsten 24 bis 48 Stunden zum Inhalt haben. Zunächst ergibt sich die Frage, ob die Meteorologie überhaupt in der Lage ist, den Anforderungen mit genügendem Erfolg zu entsprechen. Daß man diese Frage heute bejahen darf, hat seinen Grund vornehmlich in zwei Umständen: einerseits führt der moderne Funkverkehr dem praktischen Meteorologen alltäglich ein weitaus größeres Beobachtungsmaterial zu als vor dem Kriege; anderseits haben sich die seit Beginn des Jahrhunderts gewonnenen Einzelergebnisse der meteorologischen Forschung unter den genial ausgestaltenden Händen des Norwegers Bjerknes zu einer geschlossenen Theorie entwickelt, die uns nicht nur ein übersichtliches Bild der Wetterentwicklung gibt, sondern auch für den praktischen Wetterdienst Behelfe bietet, welche nahezu handwerksmäßig benutzt werden können.

Eine gewöhnliche Wetterdienststelle erhält heute dreimal im Tag die Wetternachrichten von rund 350 Orten, daneben einige Höhenstationen, einige Schiffsmeldungen und einige aerologisch ermittelte Werte aus der freien Atmosphäre. Man entwirft sodann mit Hilfe dieser Beobachtungen die heute jedermann bekannten Wetterkarten, und jeder Zeitungsleser weiß bereits, daß für die künftige Wetterentwicklung Lage und Zugrichtung der barometrischen Tiefdruckgebiete, der sogenannten Zyklonen, von größter Bedeutung sind. In der modernen Prognostik kommt nun sehr viel darauf an, daß man auf den Wetterkarten die Grenzlinien und Grenzflächen zwischen Luftströmen verschiedener Temperatur richtig feststellt, weil diese Flächen oder Fronten die Luftströme polarer Herkunft von den warmen, aus subtropischen Breiten zu uns gelangenden Luftmassen trennen und weil diese Frontgebiete durch ganz charakteristische Wolken- und Niederschlagsbildung ausgezeichnet sind. Diese Fronten ermöglichen sehr häufig auch den Schluß, wohin und mit welcher Geschwindigkeit sich der Witterungskomplex der Zyklone verlagern wird, eine für den praktischen Wetterdienst grundlegend wichtige Tatsache. Nähert sich z. B. eine sogenannte Kaltfront Berlin und kommt der Meteorologe zu der Ansicht, daß sie über Berlin hinwegziehen wird, so wird er Abkühlung mit Niederschlag bei starkem Wind vorhersagen. Im gewöhnlichen Wetterdienst spielt es keine Rolle, ob dann diese Front nach 10 oder erst nach 20 Stunden Berlin erreicht, und die Prognose sagt gewöhnlich auch nichts aus über die Windstärke im Frontgebiet, über die räumliche Erstreckung der Wolkenbildungen und alle übrigen Vorgänge im eigentlichen Frontgebiet. Es genügt für landwirtschaftliche Zwecke vollständig, wenn der Witterungsumschlag im allgemeinen richtig vorausgesagt worden ist.

Ganz anders gestaltet sich die Aufgabe, wenn bei der gleichen Wetterlage eine Flugverkehrsprognose gegeben werden muß. Dem startenden Piloten ist es gleichgültig, wie das Wetter in 24 oder 48 Stunden sein wird. Er will wissen: Ist längs der Strecke irgendwo Nebel entwickelt? Begegne ich während meines Fluges einer Front? Wo begegne ich ihr? Wie tief und wie hoch erstrecken sich die eigentlichen, für den Flug sehr unangenehmen Frontvorgänge? Muß ich die Front durchfliegen oder kann ich sie überfliegen? Alle diese Fragen kann der Flug-Meteorologe nur beantworten, wenn ihm für die Wetterdiagnose ein unvergleichlich reicheres Meldungsmaterial zur Verfügung steht als einer normalen Wetterdienststelle. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man gleichzeitig mit den ersten Versuchen zur Einrichtung eines regelmäßigen Flugverkehrs auch die Organisation eines eigenen, den Bedürfnissen des Luftverkehrs angepaßten Wetterdienstes durchgeführt. Daß diese schwierige organisatorische Aufgabe in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit bewältigt werden konnte, verdanken wir der vorbildlichen Zusammenarbeit des Reichsverkehrsministeriums mit dem Meteorologen Prof. H. Hergesell. Die Zentrale des Höhenwetterdienstes ist mit dem Aeronautischen Observatorium in Lindenberg verbunden. In fast allen Flughäfen finden wir heute Flugwetterwarten (18) als Beratungsstellen. Grundsätzlich erfolgt die Beratung nur durch wissenschaftlich geschulte Meteorologen, und es war nicht leicht, dem plötzlich entstehenden Bedarf nach wissenschaftlich geschulten Beratern zu entsprechen. Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß zunächst nicht an jeder Flugwetterwarte die Beratung gleich gut sein konnte. Aber das bessert sich von Jahr zu Jahr, da man darauf bedacht ist, die Ausbildung der Flug-Meteorologen während der verkehrsarmen Wintermonate durch Fortbildungskurse zu vertiefen. Auf jeden Fall steht fest, daß die

zunächst Beteiligten, die Piloten, mit der Tätigkeit der beratenden Meteorologen zufrieden sind.

Die zweite schwierige organisatorische Leistung bestand in der Verdichtung des Beobachtungs- und Meldenetzes. Die vorhandenen meteorologischen Stationen reichen nicht aus. Namentlich längs der Flugstrecken selbst mußten neue Beobachtungsstellen eingerichtet werden und im allgemeinen erwies es sich als notwendig, jede Flugstrecke mit Beobachtern in einem Abstand von etwa 50 Kilometern voneinander zu besetzen, eine Forderung, der man nicht hätte entsprechen können, wenn nicht eine bereits bestehende, das ganze Reich umfassende Organisation wie die Reichspostverwaltung ihre Hilfskräfte zur Verfügung gestellt hätte. Der Beobachtungs- und Meldedienst an diesen Zwischenstationen wird ehrenamtlich und in sehr zufriedenstellender Weise von Postbeamten versehen, wofür die Allgemeinheit ihnen zu größtem Dank verpflichtet ist. Durch die Meldungen dieser Streckenämter, die ihre Beobachtungen eine Stunde vor dem in Betracht kommenden Start an die beratende Flugwetterwarte weitergeben oder die nach Bedarf von der Wetterwarte telephonisch um Auskunft angegangen werden, wird den Meteorologen eine bis ins einzelne gehende Diagnose des Wetters längs der Flugstrecke ermöglicht. Den beratenden Flug-Meteorologen stehen also nicht nur die 350 Meldungen aus ganz Europa, die jeder Wetterdienststelle zufließen, zur Verfügung, sondern außerdem die Meldungen von etwa 350 Beobachtungsstellen längs der Flugstrecken.

Der Langstrecken-Luftverkehr

Es wurde bereits erwähnt, daß auch die längsten Landflugstrecken in ganz ähnlicher Weise gesichert werden können wie unser deutscher Kurzstreckenverkehr. Bei kontinentalen Langstrecken — Fluglinie nach Teheran oder die geplante Verkehrslinie über Sibirien nach Ostasien — hat aber der Meteorologe bereits vor Aufnahme des Flugverkehrs die Eignung einer projektierten Strecke für einen halbwegs regelmäßigen Luftverkehr zu beurteilen und die durchschnittlichen Witterungsverhältnisse längs der Strecken zu ermitteln, was nur mit Hilfe vieljähriger meteorologischer Beobachtungen möglich ist. Wo derartige Beobachtungen fehlen, wie zwischen Irkutsk und Peking, müssen ohne Verzug meteorologische Stationen eingerichtet werden.

Einen wirklichen Weltluftverkehr werden wir erst dann haben, wenn es Piloten und Maschinen gelingt, in regelmäßigen Flügen die Weltmeere zu überqueren. Was das Jahr 1927 in dieser Beziehung gebracht hat, war nur die erste sportliche Pionierarbeit, aber jedermann hat aus der Zeitung erfahren, wie beträchtlich bereits bei diesen Unternehmungen die Mitarbeit der Meteorologen gewesen ist. Es hat sich dabei gezeigt daß die meteorologische Beratung von Transozeanflügen, deren Dauer zwischen 20 und 40 Stunden liegt, ungewöhnlich schwierig ist.

Verhältnismäßig einfach ist die Aufgabe, wenn ein Meteorologe sich vom Standpunkte seines Faches aus sich über die Möglichkeit und Aussichten eines transatlantischen Luftverkehrs überhaupt äußern soll. Jedermann weiß heute, daß in mittleren Breiten durch die vorherrschenden Westwinde ein Flug von Amerika nach Europa im allgemeinen begünstigt wird, ein Flug in umgekehrter Richtung hingegen stark erschwert. In ähnlicher Weise leihen die in niedrigen Breiten mit seltener Konstanz wehenden Passatwinde einer von Europa oder Westafrika abfliegenden Maschine ihren Beistand. Von Afrika aus haben schon mehrere Maschinen den Atlantik gekreuzt, aber noch nie in umgekehrter Richtung. Man darf daran erinnern, daß der im Bau befindliche Zeppelin-Luftkreuzer einem regelmäßigen Verkehr zwischen Spanien und Südamerika dienen soll. Für den Rückflug nach Europa würde die Ostströmung der Passatwinde an sich ein sehr schweres Gegenwindhindernis sein. Aber die Meteorologen haben ermittelt, daß die Passatströmung nicht sehr hoch reicht, so daß ein Luftschiff bei dem Rückflug, größere Höhen aufsuchend, der Passatgegenströmung ausweichen kann. Die Aussichten für eine regelmäßige Luftverbindung zwischen Europa und Südamerika wird deshalb jeder Meteorologe als verhältnismäßig günstig beurteilen. Im Gegensatz zu den Passaten herrschen in mittleren Breiten bis zu den größten Höhen hinauf Winde westlicher Richtung vor — eine für den Luftverkehr zwischen Europa und Nordamerika höchst unangenehme Tatsache. Diese Westwinde sind nur „im Mittel“ vorherrschend, d. h. an einem bestimmten Tage kann die Windverteilung eine ganz andere sein als im Durchschnitt. In der Regel wird eine den Ozean überquerende Maschine in einzelnen Gebieten Gegenwind, in anderen Gebieten Mitwind treffen und außerdem eine von Gebiet zu Gebiet sehr wechselnde Witterung, weil im Einzelfall immer wandernde Tiefdruckwirbel und Hochdruckgebiete vorhanden sind.

Will ein Pilot den Atlantik überqueren, so soll ihm der Meteorologe die Wind- und Wetterverhältnisse auf dem Ozean vorhersagen, aber nicht für 1—2 Stunden wie im Kurzstreckenverkehr, sondern für 30 bis 40 Stunden; außerdem nicht für eine Strecke von 2- bis 300 Kilometern, sondern für Strecken von 3- bis 5000 Kilometern. Was steht nun dem Meteorologen, der einen Transatlantikflug beraten soll, an Nachrichten zur

Verfügung? Meldungen von den beiderseitigen Küsten, von den Azoren, von den Bermudas-Inseln, von hoher See aber nur die Funksprüche weniger Schiffe, die sich überdies fast alle auf den gebräuchlichen Dampferrouten befinden. Auf Tausende von Quadratkilometern entfällt auf den Atlantik oft noch nicht eine einzige Meldung und auf Grund eines derart kümmerlichen Nachrichtenmaterials soll der Meteorologe eine Vorhersage für zwei Tage geben. Unter den gegebenen Verhältnissen muß sich die meteorologische Beratung eines Ozeanflugs darauf beschränken, in großen Zügen die Druckverteilung über den Ozean festzustellen, aus dieser Druckverteilung die wahrscheinliche Wind- und Witterungsverteilung auch für die beobachtungsfreien Gebiete abzuleiten und eine Angabe über die wahrscheinlichen Änderungen der Wetterlage zu machen. Bei uns im Deutschen Reiche obliegt die Seeflugberatung und damit auch die Beratung der Transatlantikflüge der Deutschen Seewarte in Hamburg.

Eine große Schwierigkeit für die meteorologische Beratung liegt darin, daß die besten heute vorhandenen Flugmaschinen den Ostwestflug über den Atlantik nur dann ausführen können, wenn kein Gegenwind vorhanden ist. Soweit Langstreckenflüge ohne Zwischenlandungen in Betracht kommen, sind Lenkluftschiffe den Flugzeugen noch weit überlegen. Da ihr Aktionsradius viel größer ist, so können sie bei Änderung der Wetterlage ohne Rücksicht auf die Streckenvergrößerung versuchen, auf die günstige Seite einer herannahenden Zyklone zu kommen, d. h. auf jene Seite, auf der das Luftschiff Mitwind trifft, so wie es Eckener in kritischer Situation auf der denkwürdigen Amerikafahrt des Z. R. III gelungen ist.

Ein Flugzeugpilot wird immer geneigt sein, von Europa aus auf der kürzesten Linie, einem größten Kreise folgend, die amerikanische Ostküste anzufliegen. Aber gerade auf dieser Linie, längs der Lindbergh, Chamberlin und Byrd ihre Westostflüge durchgeführt haben, wird ein in Europa startender Flieger nur selten weitreichende östliche Strömungen finden. Günstiger liegen die Windverhältnisse längs einer mehr nördlich liegenden Route, die über Island und Südgrönland nach Neufundland führt. Hier sind Ostwinde häufiger, aber die Witterung meist viel ungünstiger. Am günstigsten wird sich immer eine südliche Route von Europa über die Azoren gestalten, die zwar viel länger, aber sehr häufig im Bereich des sogenannten „Azorenhochs" der Bahn der Zyklonen entrückt ist. Im allgemeinen kann man sagen: der Westostflug über den Atlantik wird häufig bei günstigen Wetterlagen durchgeführt werden können. Hingegen ist der Ostwestflug durch die normalen Windverhältnisse derart erschwert, daß man als Meteorologe die Aussichten eines Luftverkehrs mit Nordamerika nicht als günstig bewerten kann. Ich zweifle zwar nicht daran, daß eine gesteigerte Leistungsfähigkeit der Maschinen in absehbarer Zeit das Gegenwindproblem bei den Ostwestflügen bewältigen wird. Aber daß im Luftverkehr die oft höchst ausgedehnten Schlechtwetterzonen auf dem Atlantik mit Sicherheit und Regelmäßigkeit überwunden werden könnten, das scheint mir ein Problem, das nicht durch technische Verbesserung der Maschinen allein gelöst werden kann. Vorerst möchte man als Meteorologe für den Transozeanverkehr den Lenkluftschiffen den Vorzug vor den Maschinen geben, obwohl wegen der großen Empfindlichkeit die Lenkluftschiffe auch nicht geeignet scheinen, um einen transozeanischen Luftverkehr unter den schwierigen atmosphärischen Verhältnissen der Westwindzonen durchzuführen.

*

Vielleicht wird das Problem einmal auf ganz anderem Wege gelöst. Nimmt man an, daß alle technischen Schwierigkeiten überwindbar sind, so ist es zweckmäßig, den Flugverkehr in sehr große Höhen zu verlegen. Die Höhen, in denen er sich heute abwickelt, sind vom meteorologischen Standpunkte aus höchst ungünstig. Diese unteren Schichten der Atmosphäre sind reich an Wasserdampf; in ihnen geht die Wolken- und Niederschlagsbildung vor sich und in diesen unteren Schichten sind die großen, regelmäßigen, ihrer Richtung nach vielfach luftverkehrsfeindlichen Strömungen entwickelt. Viel günstiger scheinen die Höhen oberhalb 10 Kilometer zu sein, aus denen uns während der letzten Jahrzehnte kleine unbemannte Registrierballons viele Beobachtungen herabgeholt haben. Ein Flugzeug, das sich bis zu diesen Höhen erhebt, laßt den ganzen in der Atmosphäre enthaltenden Wasserdampf mit seinen Kondensationsprodukten unter sich. Dort oben gibt es nur mehr „Schönwetter", allerdings bei Temperaturen von etwa 55 Grad unter Null. Aber da die Temperaturen nach oben hin nicht mehr abnehmen, sondern bis zu den größten, von Registrierballons erreichten Höhen (32 000 Meter) konstant bleiben, schließt der Meteorologe, daß in diesen gewaltigen Höhen keine vertikalen Luftversetzungen und Durchmischungen mehr vorhanden sind. Außerdem weiß man, daß die Windstärken zwar bis 10 Kilometer hinauf zunehmen, in noch größeren Höhen aber rasch abnehmen und daß die Winde gleichzeitig ihrer Richtung nach veränderlich werden. Man nennt heute die Atmosphäre oberhalb 10 Kilometer Stratosphäre, im Gegensatz zu der unterhalb liegenden turbulenten, vertikal durchmischten Troposphäre. Es ist kein Zweifel, daß vom meteorologischen Standpunkt aus die Stratosphäre für den Weitstrecken-Flugverkehr viel günstiger sein würde als die Troposphäre, so günstig, daß einzelne Konstrukteure sich bereits ernsthaft mit den Vorarbeiten für eine Stratosphären-Flugmaschine beschäftigen.

Feuerballaden von Ernst Lissauer

Das Aß

Es saßen und spielten im Wirtshaus vier
Das alte Spiel „Wie du mir, so ich dir,"
Zwei, fünf, zehn,
Alles muß vergehn, —
Bube, König, Dam',
Einer nahm, —
Abgehoben,
Alle Karten müssen Gott den Herren loben, —
Einer warf,
Der mit den roten Haaren auf der Brust gewann jetzt scharf.

Lastet ihm die Hose schwer von Silberstücken,
Geht zur Türe, seine Schritte klingen —
„Im Gewinn sich um Revanche drücken?" —
Dreie stehn ihn anzuspringen.

„Gut, Revanche!" — Zum Tisch.
Er murmelt dumpf,
Karten gemischt.
Es zuckt und zischt.
Rot ist Trumpf!
Herzaß sticht!
Flamme und Licht!
Die Karten brennen,
Es brennt der Tisch.
Geschrei und Rennen,
Der ist verschwunden — die Flamme verlischt.

Der Hahn

Nun hört eine andere Strophe:

Es flog ein Hahn zum Hofe,
So funkelrot von Kamme,
Als bleckte eine Flamme,
So dunkelrot die Flügel,
Wie Wein, Rubin und Ziegel,
Tiefrot der Schnabel vorn
Und hinten Schweif und Sporn.
In Wiese, Stall und Tenne
Floh vor ihm Hahn und Henne,
Nah grellt schon sein Gefieder,
Fährt hoch und stößt steil nieder,
Breitplusternd mit Gekreisch
Bohrt er den Sporn ins Fleisch,
Der andre hackt und faucht,
Er kräht, er glimmt, er raucht,
Er schreit, er glüht, er rennt,
Er brennt,
Stürzt vor, steht, wimmert, wendet,
Fällt, prasselt, ist verendet.

Der Rote reckt den Hals,
Springt an in Brunst und Balz,
Die Henne, abgeduckt,
Jauchzt auf, von Strahl durchzuckt,
Dicht hält er sie gerammt,
Sie glänzt, sie dampft, sie flammt.
O heiße Hochzeitfeier,
Bald legt sie rote Eier!
Die Federn brühn und brennen,
Die Hennen ringsum rennen,
Rot fliegt er an im Scheine,
Schon fängt er wieder eine.
Rot rasen alle Hennen,
Der Bauer sieht sie brennen,
Er jagt das Hahnenfeuer,
Der Hahn fliegt aufs Gemäuer,
Die Flügel spannt er aus,
Setzt an und fliegt aufs Haus,
Schon zündelt es im Stroh,
Fluch, Flamme, Feurio!

Die Magd

Nun hört eine andre Strophe:

Es kam eine Magd zum Hofe,
Eine Magd kam auf des Roiders Gut,
Das war ein wilder Wittiber,
Ein voller fester Fünfziger,
Rohrot ging dem das Blut.
Rohrot ging dem das Blut.

Die Magd lief an die siebzehn Jahr
Unter rostthellem Weiberhaar,
Das breit ihr übern Rücken schwamm,
Im Schopf stak gelb ein Bernsteinkamm.
Auf des Roiders Gut die Melkemagd,
Ob jung bejahrt, ob alt betagt,
Die ward von Mann und Bursch gejagt,
In Feld, Einöd' und Schwaige,
An Straße, Rain und Steige.
Im Haar, das weit im Windzug schwamm,
Fahl glimmend brenzelte der Kamm,
Sie hießen sie „die Flamm'".
Sie hießen sie „die Flamm'".

Doch wie sie einer packte,
Sie zuckte,
Zackelte, flackte,
Sie duckte,
Sie taucht'
In sich ein,
Wie ein Licht verlischt,
Ein Schattenschein
Raucht
Und ist entwischt.

Ihr stand das Haar wie ein Sonntagshut,
Der Lichtschein stach dem Bauer ins Blut,
Sie sah ihn an,
Dann und wann,
Manchmal,
Smaragdgrün in ihn schliff der Stahl.
Doch wollte er sie haschen,
Sie bog sich, rannte, schimmerte, schwand,
Da war die Spur von ihrem Fuß
In Erd' und Sand
Als rote Sohle eingebrannt
In Rand
Von Ruß
Und Aschen,
In Rand
Von Ruß
Und Aschen.

Der Bauer krallte die Faust in die Stirn:
„Mir kräht der rote Hahn im Hirn:
Soll's sein, so brennen wir zu zwein,
Ich schlag' als Blitz in das Blut dir ein!"

Auf Balken und Garben wild und weiß
Wucherte wirrer Mittaggleiß,
Der Roggen siedet und dörrt und grellt.
Sie fühlt sich, dicht ins Stroh gedehnt,
Die Augen horchen grün ins Feld,
Die Scheunentür blinzt angelehnt,
Alle Ritzen, Spalten, Fugen
Warten, lauschen, lugen.

Da liegt der Bauer schon im Stroh,
Da brennen sie beide lichterloh,
Da liegt der Bauer im Feuer,
Stroh loht, es prasselt die Scheuer.

Der Herzog von Reichstadt

Von Dr. Wilhelm Beetz

Am 19. März 1811 verkündeten die Glocken von Notre-Dame, daß dem Kaiser ein Kind geboren sei. Die Geburt ging nicht so glatt vonstatten, wie man gehofft hatte. Am 20., um 8 Uhr früh, meldete der Arzt Dubois, daß große Gefahr für Mutter und Kind bestünde und ein instrumentaler Eingriff nötig sei. „Wohlan denn," sagte Napoleon, „tun Sie, als ob Sie sich im Hause eines Kaufmanns der Straße von Saint-Denis befänden; tragen Sie Sorge für Mutter und Kind, und wenn Sie nicht beide retten können, so erhalten Sie mir die Mutter." Der Kaiser eilte sofort an das Lager seiner Gemahlin, um ihr mit den zärtlichsten Worten Mut zuzusprechen. Doch der Mann, der sonst etwas Übermenschliches besaß, mußte die Hand seiner Gattin loslassen, da ihm die Kräfte versagten. Totenblaß begab er sich in ein Nebengemach, wo man ihm von Zeit zu Zeit über den Verlauf der Operation berichtete. Endlich erhielt er die Meldung, daß die Mutter gerettet, das Kind aber wahrscheinlich tot sei. Der Kaiser eilte zu seiner Gemahlin und schloß sie tiefgerührt in seine Arme. Außer sich vor Freude war er, als Doktor Corvisart das Kind, es war ein Knabe, zum Leben brachte. Freudig bewegt küßte Napoleon seinen Sohn, um gleich wieder Maria Luise zu liebkosen und ihr für das kostbare Geschenk zu danken.

Am 18. April unternahm Maria Luise ihre erste Ausfahrt und drei Tage später übersiedelte sie nach Saint-Cloud, von wo aus sie an ihren Vater schrieb: „Der Kaiser trägt mir auf, Ihnen seine Empfehlung auszurichten, er redet mir recht viel von Ihnen und fragt mich täglich: ‚Dein Vater muß doch eine rechte Freude haben, einen Enkel zu besitzen,' und wenn ich ihm erzähle, daß Sie die Güte haben, ihn itzt zu lieben, so ist er recht zufrieden. Ich unterfange mich, Ihnen das Porträt meines Sohnes zu schicken, es sieht ihm ähnlich, ohne geschmeichelt zu seyn, und Sie werden sicher finden, daß er auch dem Kaiser ähnlich sieht." — Noch am Abend des 20. März erhielt der kaiserliche Prinz in der Vortaufe die Namen Napoleon, Franz, Joseph, Karl, und der überglückliche Vater legte dem Kleinen die stolze Würde eines Königs von Rom in die Wiege, um damit anzuzeigen, daß Frankreich das Erbe der deutschen Kaiser, die römische Weltherrschaft, übernommen habe. Am 9. Juni fand die feierliche Taufe statt, die mit außerordentlicher Prachtentfaltung vor sich ging. Als Pate fungierte Kaiser Franz, der sich durch seinen Bruder Ferdinand vertreten ließ. Während des Taufaktes blickte Napoleon ernst und düster vor sich hin. Als er nach beendeter Taufhandlung den Täufling in seine Arme nahm, um ihn dort den versammelten Parisern zu zeigen, glitt ein Strahl unsagbaren Glückes über sein Antlitz. Dieses Kind war sein Entzücken.

Die nächste Zeit verbrachte die kaiserliche Familie in ungetrübtem Glücke. Maria Luise teilte ihrem Vater vom Befinden des kleinen Königs, von seinen ersten Zähnen und seinem ersten „Papa" und „Mama" mit. Auch berichtete sie ihm, daß der Kaiser sich erstaunlich viel mit seinem Sohne abgebe und „wirklich kindisch" sei. Schon zur Frühstückszeit mußte die Gouvernante, Madame de Montesquiou, ihn in das Zimmer des Kaisers bringen, woselbst dieser allerlei Scherze mit ihm trieb. Einmal führte er den Kleinen vor den Spiegel und schnitt Grimassen hinein. Weinte das Söhnchen erschreckt über diesen Anblick, so rief Napoleon mit gekünsteltem Ernst: „Wie, Sire, Sie weinen? O, ein König und weinen. Pfui, pfui, wie garstig!" Auch drückte er ihm seinen Hut auf den Kopf, schnallte ihm seinen Degen um und konnte herzlich darüber lachen, wenn der Kleine über das lange Wehrgehänge stolperte.

Doch nicht allzulange mehr sollte das ungetrübte Glück dauern. Schwere Wolken zogen am politischen Horizonte herauf. Schon bei der Taufe des Königs von Rom sollen in dem Augenblicke,



Der Herzog von Reichstadt als Knabe mit Ordensstern
Aquarell im Schloß Laxenburg

als Napoleon mit seinen Marschällen durch den „Arc de Triomphe“ ritt, schrille Pfiffe ertönt sein, wenn wir der Nachricht des Russen Tschernitschev glauben wollen. Der Krieg mit Rußland bereitete sich vor, und am 9. Mai 1812 verließ Napoleon Saint-Cloud, um ins Feld zu ziehen. Die russische Katastrophe vollzog sich. Der Kampf mit den Völkern Europas um die Weltmacht begann.

Maria Luise, die ganz auf der Seite ihres Gemahls und Frankreichs stand, schrieb am Tage nach der österreichischen Kriegserklärung an ihren Vater: „. . . Ich habe meinen Sohn sehr gesund und lustig gefunden, er spricht itzt schon sehr viel und ist recht liebenswürdig.“ Die Antwort des Kaisers Franz lautete: „Sei ruhig, der Krieg, den wir führen, ist rein politisch; ich bin und werde nie der Feind Deines Mannes sein, ich rechne darauf, er nie der meinige.“

Im Oktober 1813 war die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen worden. Am 1. November sendete Napoleon seiner Gemahlin Trephäen, und am 9. November erschien er selbst in Paris.

Am 23. Januar 1814 versammelte der Kaiser Napoleon die Offiziere der Pariser Nationalgarde im Marschallsaal der Tuilerien und empfahl ihrem Schutze seine Gemahlin und seinen Sohn. Sie beide bei der Hand fassend, sprach er: „Ich vertraue Ihnen an, was mir das Teuerste auf Erden ist.“ Die Offiziere schwuren ihm Treue bis in den Tod und bedeckten seine Hände unter Tränen mit Küssen.

Zwei Tage darauf nahm er Abschied von Weib und Kind, die er nie mehr wiedersah.

Für den Fall seines Todes, bestimmt er in Weisungen an seinen Bruder Joseph, „dürfen sich mein regierender Sohn und die Kaiserin-Regentin nicht fangen lassen, sondern müssen sich mit ihren letzten Soldaten in das letzte Dorf zurückziehen . . . ich wollte lieber, daß man meinen Sohn erwürge, als ihn jemals in Wien als österreichischen Prinzen erzogen zu sehen, und ich habe eine sattsam gute Meinung von der Kaiserin, um überzeugt zu sein, daß sie desselben Sinnes ist . . .“

Das Kriegsglück wendete sich von Napoleon ab, die Verbündeten rückten vor. Der Regentschaftsrat war für das Verbleiben der Kaiserin in Paris. Des Kaisers Bruder jedoch wies die kaiserlichen Weisungen vom 16. März sowie den strikten Befehl vom 8. Februar vor, nach welchem die Kaiserin mit ihrem Sohne, den Ministern und Würdenträgern des Reiches Paris verlassen und in der Richtung auf die Loire sich zurückziehen sollten.

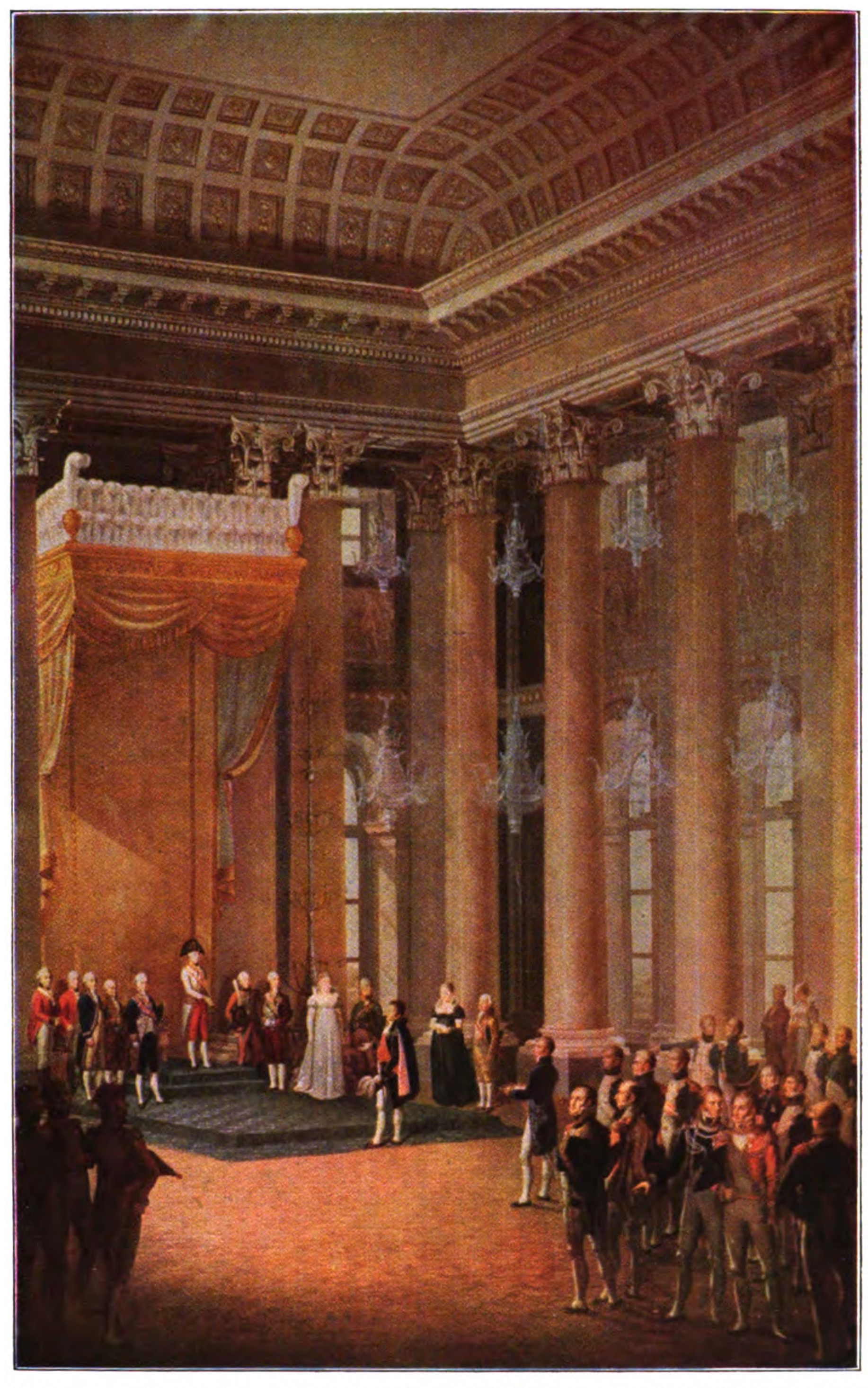
Am 29. März um 11 Uhr bewegten sich der lange Zug mit dem kaiserlichen Schatz, die Staatskarossen und der Krönungswagen in der Richtung auf Schloß Rambouillet. Da ereignete es sich, daß sich der kleine König energisch weigerte, das Schloß zu verlassen und sich in den bereitgehaltenen Wagen zu begeben. „Nicht nach Rambouillet gehen,“ schrie er und warf sich auf die Erde, — „das ist ein elendes Schloß.“ Alle Versuche, ihn zu beruhigen, waren nutzlos, der kleine Prinz tobte weiter: „Ich will nicht mein Haus verlassen,“ rief er, „ich will nicht fort — da Papa nicht da ist, habe ich zu befehlen.“ Der diensttuende Stallmeister mußte den kleinen Wüterich mit Gewalt forttragen. Am 2. April langte man in Blois an.

Napoleon, der vom Generalpostmeister Lavalette ein Schreiben erhielt, welches ihn dringend mahnte, schleunigst nach Paris zu kommen, eilte mit Caulaincourt der Hauptstadt zu. Allein es war bereits zu spät. Am 31. März hatte die Stadt kapituliert. Napoleon kehrte nach Fontainebleau um. Der Zar und der König von Preußen zogen mit ihren Truppen in Paris ein. Zwei Tage darauf setzte der Senat den Kaiser Napoleon ab. Nachdem sich seine Marschälle weigerten, ihm weitere Gefolgschaft zu leisten, fertigte Napoleon am 6. April die Abdankungsurkunde für sich und seine Erben aus.

Zwei Tage nach der Ankunft der Kaiserin Maria Luise in Blois sendet sie Champagny, Herzog von Cadore, mit einem Schreiben an Kaiser Franz, um ihn zu beschwören, das schwere Schicksal von ihrem Gemahl und dem Sohne abzuwenden.

Bevor sie noch eine Antwort erhielt, kam von Napoleon eine Nachricht, worin er ihr von seiner Abdankung und der Rückberufung der Bourbonen Mitteilung macht. Entschlossen erklärte sie: „Mein Platz ist an der Seite meines Gemahls; jetzt, wo er so unglücklich sein muß. Ich will mich zu ihm verfügen, ich werde mich überall wohlbefinden, wo ich ihm zur Seite bin.“ Es wurde ihr jedoch abgeraten, augenblicklich die Reise zu unternehmen, weil die fremden Truppen den Weg dahin verlegt hatten.

Zu gleicher Zeit ging der russische General Schuwaloff von Paris ab, um Maria Luise zu ihrem Gemahl nach Fontainebleau zu begleiten. Ehe aber noch der General seine Mission erfüllen kann, tritt bei Maria Luise ein Stimmungswechsel ein, den man nicht leicht erklären kann. In ihrem Briefe am 8. April schreibt sie an Kaiser Franz aus Blois: „Alles, was ich wünsche, ist, daß Sie ihn sehen könnten, dieses unglückliche Kind, welches unschuldig von allen Fehlern seines Vaters ist, verdient nicht eine so traurige Lage mit ihm zu theilen.“ Als Antwort verlangt Kaiser Franz durch Metternich, daß seine Frau Tochter mit ihrem Kinde ihm übergeben werde, damit er sie in einer ihrer Geburt würdigen Weise in seine Staaten führen lasse, und er ihr und ihrem Sohne einen passenden Aufenthalt gewähre, bis zu der Zeit, da ihr Los endgültig geregelt sein werde. Gleich-



Die Zeremonie der Werbung um Erzherzogin Maria Luise für Napoleon I. im Rittersaal der Wiener Hofburg am 5. März 1810
Ölgemälde von J. B. Hoechle. Im Schlosse Laxenburg zu Wien

11*



Familienbild. Stich von J. Godefroy nach einem Gemälde von Ad. Roehn. Wien, Nationalbibliothek

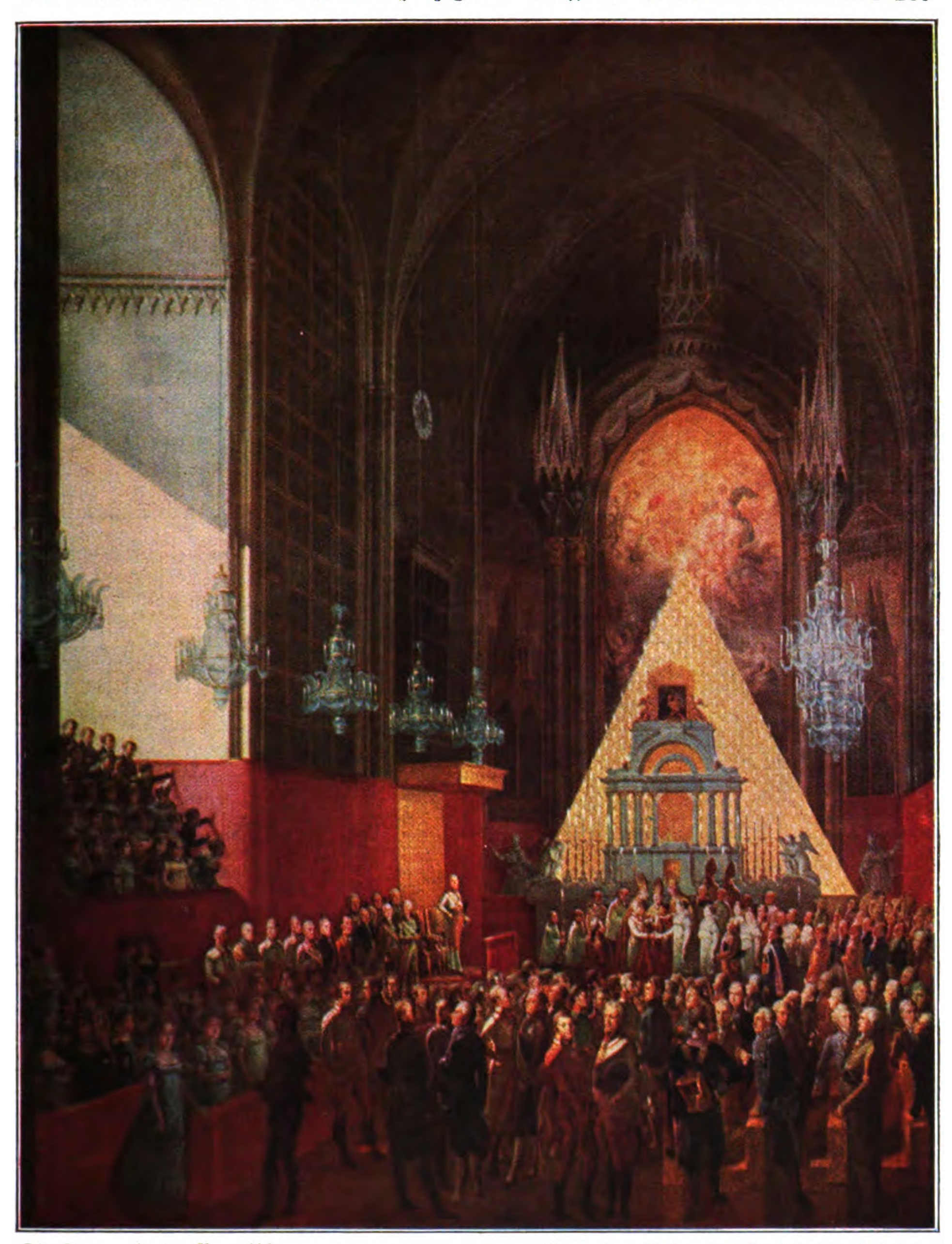
zeitig war der Vertrag zustande gekommen, der ihr den kleinen Besitz der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla und den Titel einer „Kaiserin, Herzogin von Parma“ und für den Sohn den Titel „Kaiserliche Hoheit, Prinz von Parma“ zusicherte.

Am 20. April nahm Napoleon Abschied von seinen Soldaten. An seine Gemahlin und seinen Sohn schrieb er noch: „Lebe wohl, meine Luise,“ so lautet der wehmütige Schluß des Briefes, „Du kannst unter allen Umständen auf den Mut, die Ruhe und die Freundschaft Deines Gemahls zählen. Einen Kuß dem kleinen König!“

Am 23. April brach Maria Luise in ihre Heimat auf. Mit höchsten Ehren wurde sie in Österreich empfangen. In Tirol spannte man ihr sogar die Pferde aus, und es entstand ein förmlicher Wettkampf um die Ehre, den Wagen ziehen zu dürfen. Dem kleinen Prinzen fiel die Änderung seiner Lage auf. Traurig meinte er: „Ach, ich sehe wohl, daß ich nicht mehr König bin, denn ich habe keine Pagen mehr.“

Bald mußte Maria Luise feststellen, daß die herzliche und freundliche Stimmung, die bei ihrem Empfange in Wien vorhanden war, gar bald eine Änderung erfuhr. Zunächst wurde bemerkt, daß sie noch eine starke Vorliebe für Napoleon hatte, was man ihr übel verdachte. Dann aber gab es Personen des Hofes, die sie daran erinnerten, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, bei ihrem Gemahl, der sich stets ritterlich gegen sie benahm und sie auf Händen trug, zu verbleiben. Unter diesen war Erzherzog Johann, der Bruder des Kaisers Franz, und Luisens Großmutter, die Königin Karoline von Neapel. Ein zweiter Vorwurf traf sie, als sie am 30. Juni unter dem Inkognito einer „Herzogin von Colorno“ nach Aix reiste, den kleinen Prinzen in Schönbrunn zurücklassend. Zu ihrem Begleiter war General Neipperg als Ehrenkavalier und Reisemarschall bestellt, der, so heißt es, in dem Herzen der Kaiserin den fernen Gatten vergessen machen sollte. Dies ist zwar eine nicht bewiesene Beschuldigung, doch hatte er neben der Aufgabe, die Kaiserin zu bewachen und über ihr Tun und Lassen nach Wien zu berichten, auch die, sie von einer Reise nach Elba abzuhalten. Tatsache ist, daß der als „notorischer Herzensbrecher“ geschilderte Graf Neipperg, der verheiratet war mit einer Frau, die er ihrem Manne entführt hatte, ein Mann von eleganter Erscheinung war. Sein liebenswürdiges Auftreten und seine sonstigen Vorzüge ließen ihn bei Frauen begehrenswert erscheinen.

Napoleon hatte alles zur Unterkunft sei-



Die Zeremonie der Vermählung vorgenommen per procurationem des Erzherzogs Karl in der Hofpfarrkirche zu St. Augustin in Wien. Ölgemälde von J. B. Hoechle. Im Schlosse Laxenburg

ner Gattin und seines Sohnes liebevoll vorbereitet. Ihr jedoch war die Lust, sich nach Elba zu begeben, vergangen. Weinend stand der Mächtige, den die Welt noch immer fürchtete, vor dem Bilde seines Sohnes. „Mein armes, kleines Püppchen!“ so hörte man ihn klagen. Laut beschuldigte er seinen Schwiegervater der „Unmenschlichkeit“ und verglich ihn mit den Machthabern des Altertums. Bei dem regen Familiensinn, den Napoleon besaß, mußte er die Trennung von seiner ihm teuren Familie als Unmenschlichkeit empfinden. Tatsächlich war es ein „politischer Gewaltakt“ sondergleichen.

Dem fröhlichen Treiben der fürstlichen

Kongreßteilnehmer in Wien blieb Maria Luise fern. Da kam die Nachricht von Napoleons Flucht. Begeistert wurde er von den Franzosen empfangen und saß bereits am 20. März 1815 in den Tuilerien. Kaum angelangt, sendet er Schreiben um Schreiben nach Wien, um seine Gattin und den Sohn nach Paris zu bekommen. Maria Luise wollte jedoch nicht mehr zur Stätte ihres einstigen Eheglücks zurückkehren und gab sogar zur Achtserklärung vom 13. März, die über ihren immer noch mit Liebe an sie denkenden Gemahl verhängt wurde, ihre Zustimmung.

Napoleon bemühte sich verzweifelt darum, seine Familie wieder zu erlangen. Dies hatte zur Folge, daß man den Prinzen noch schärfer als früher bewachte und schließlich seine französische Umgebung entließ. Als der Kleine von Schönbrunn in die Wiener Hofburg übergesiedelt war, fand er seine geliebte Behüterin nicht mehr vor. Ob sein herzlicher Abschiedsgruß vom 27. April: „Chère maman Montesquiou, je pense à vous toute journée et vous aime de tout mon cœur," so lautete er, in die Hände der Adressatin kam, ist nicht bekannt. An ihre Stelle trat nun ein deutscher Kavalier, Graf Moritz Dietrichstein, der die Aufgabe hatte, den kleinen Napoleon, der nunmehr offiziell Franz Josef Karl hieß, zu einem österreichischen Normalprinzen zu erziehen. Gleichzeitig sollte er ihn aber auch bewachen.

Napoleon war nach hunderttägiger Regierung neuerlich im Kampfe gegen die alliierten Mächte erlegen und nach Sankt Helena gebracht worden. Im Frühjahr 1816 begab sich Maria Luise mit ihrem Begleiter, Grafen Neipperg, der mittlerweile Witwer geworden war, nach Parma. Auch die Titelfrage wurde geregelt. Maria Luise nahm den Titel „Ihre Majestät die Erzherzogin Maria Luise von Österreich, Herzogin von Parma" an, und für den Sohn einigte man sich schließlich auf den eines „Herzog von Reichstadt", mit der Anrede „Durchlaucht" und der Rangierung hinter den Erzherzogen. So war aus dem „König von Rom" ein „Herzog von Reichstadt" geworden, ein Inhaber eines Herzogtumes, das auf der Landkarte gar nicht vorhanden ist. Die wenigsten Menschen wußten es, daß Reichstadt ein Ort in Böhmen ist.

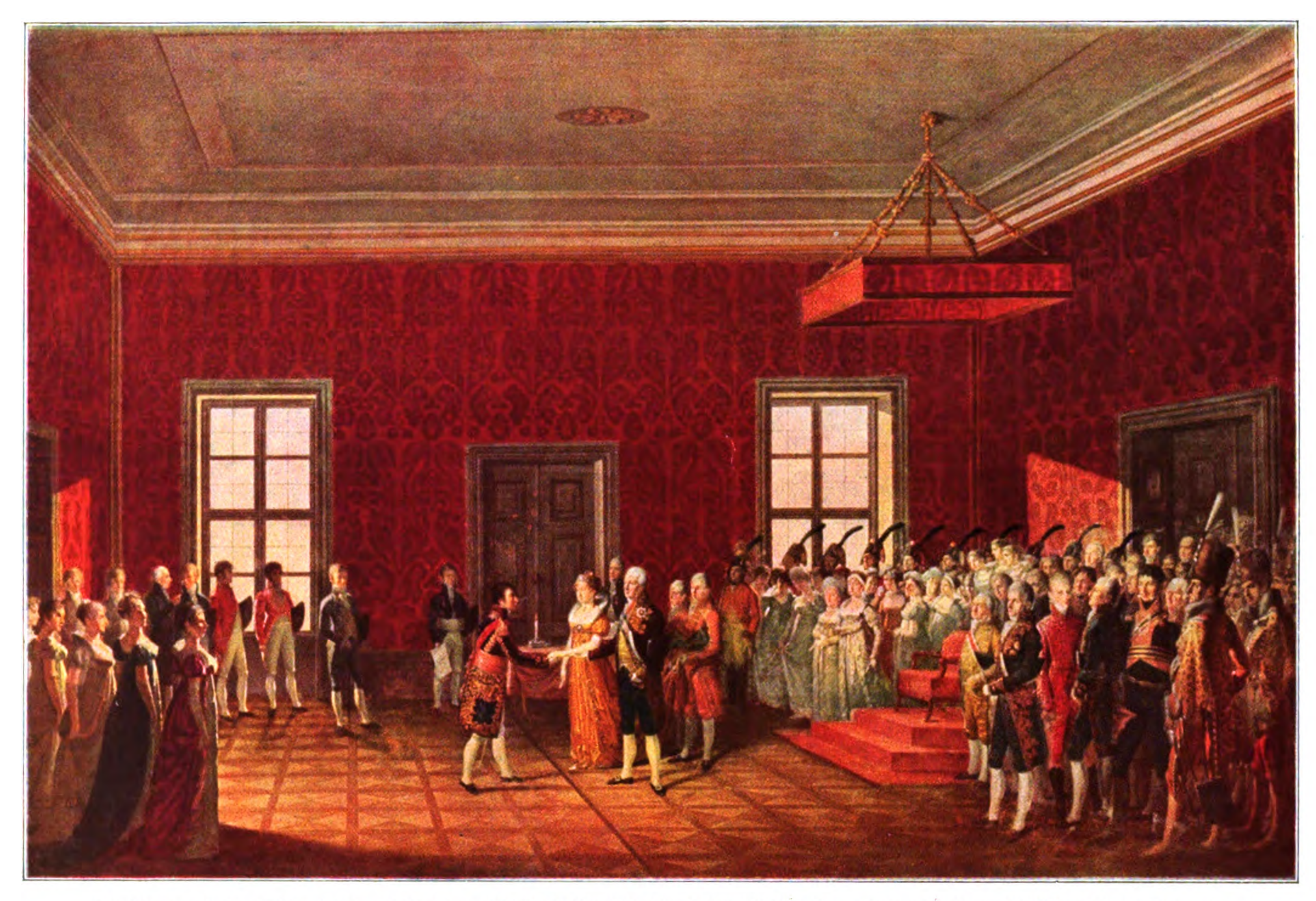
Am 20. Juni 1815 trat Graf Dietrichstein sein Amt als Obersthofmeister bei dem vierjährigen Prinzen an, der sich energisch weigerte, ihn zu begrüßen. Der Kleine fühlte wohl, daß nunmehr eine üble Zeit für ihn beginnen sollte. Der Graf hatte zunächst die Aufgabe, alles Französische von dem Prinzen zu entfernen. Die Geschichtenbücher des Kleinen, die den kaiserlichen Adler trugen, sowie die aus Frankreich stammenden Spielsachen wurden entfernt und durch andere ersetzt. Selbst sein Spielgenosse Emil Goberau, der Sohn des Kammerdieners der Exkaiserin, mit dem er Soldaten spielte und der dabei französische Kommandorufe gebrauchte, mußte fort. Graf Dietrichstein war keineswegs ein Bösewicht. Er nahm sein schweres Erzieheramt so genau, daß er darunter sogar seelisch litt.

Im Herbste des Jahres 1815 ward dem Grafen Dietrichstein, dem die Oberleitung zufiel, der pensionierte k. k. Hauptmann Foresti, ein Trientiner im Alter von vierzig Jahren, ein gebildeter und ehrenhafter Mann, zur Seite gestellt, der den kleinen Napoleon in deutscher Sprache und Mathematik unterrichten sollte. Seit 1. Februar 1816 kam als dritter Instruktor der Hofkonzipist und Professor der Philosophie an der Wiener Universität Matthäus Edler von Collin, ein Bruder des Dichters Heinrich von Collin, hinzu. Behandelnder Arzt war Dr. Frank. Matthäus Collin war selbst vielfach literarisch tätig und ein sittlich hochstehender Mann, der Dietrichstein sehr geeignet schien, beim Prinzen die moralische Ausbildung zu fördern.

Der kleine Prinz, der einen lebhaften Geist hatte und ein großes Erinnerungsvermögen besaß — er begann manchmal zum Erstaunen seiner Umgebung zu sprechen: „Als ich noch König war" — gab seinen Lehrern tüchtig zu schaffen, indem er den Bemühungen, ihm die Elementarkenntnisse beizubringen, Widerstand entgegensetzte. Zu Beginn der Stunde sagte er meist: „Ach, ich will gut lernen, da ich vernünftig werden muß," aber schon nach wenigen Minuten war er unaufmerksam und begann zu weinen. Das regste Interesse bekundete er für Lektüre. Der Geist des fünfjährigen Knaben zeigte eine Reife, wie sie nur bei den begabtesten Knaben im Alter von zehn Jahren vorzukommen pflegt. Er verlangte, wie Dietrichstein erzählt, nach „geistreicherer Beschäftigung". Es war nicht mehr möglich, ihm Ammenmärchen zu erzählen. In der französischen Konversation bediente er sich all der eleganten und gewählten Ausdrücke, die er aus dem Munde seiner früheren französischen Umgebung vernommen hatte.

Der Erlernung der deutschen Sprache setzte er lebhaften Unwillen entgegen. „Ich will kein Deutscher... ich will Franzose sein," erklärte er seinem Obersthofmeister. Doch dieser ließ nicht davon ab, daß der Prinz „Deutsch lerne und daß der Unterricht, den er genießen wird, in deutscher Sprache ihm vorgetragen werde", so heißt es in seinem Vortrage vom 17. Juni 1816, „damit er einst dasjenige, was ihn zu einem edleren Menschen, zur Einsicht und Klarheit der Begriffe emporhebt, d i e s e r Sprache zu verdanken habe".

So wenig der Prinz den ihm vorgetragenen Lehrgegenständen besonderes Interesse entgegenbrachte, so sehr glühte er danach, etwas von seinem Vater zu erfahren. Er wußte wohl manches aus der Geschichte seines Vaters, doch mehr hiervon zu erfahren



Die Zeremonie der Übergabe der Kaiserin an Marschall Berthier durch den Fürsten Trauttmannsdorf am 16. März 1810 in Braunau
Ölgemälde von J. B. Hoechle im Schlosse Laxenburg



Napoleon in seinem Arbeitszimmer. Sein Sohn schläft auf seinen Knien
Stich von A. B. Sixdeniers nach einem Gemälde von Ch. Steuben
Wien, Nationalbibliothek

Dieses Gespräch muß den kleinen Prinzen sehr befriedigt haben, denn als er ins Schönbrunner Schloß zurückgekehrt war, rief er selig Collin zu: „Herr Foresti und ich haben uns lange über Frankreich unterhalten!“

Seine Lehrer wußten, daß sie von nun an stets neuer Fragestellungen des Prinzen über seinen Vater gewärtig sein müßten, und daß er unausgesetzt an ihn dachte. Im Sommer 1818 fragte er einmal Collin: „Warum hat man mich eigentlich König von Rom genannt?“ Collin: „Das stammt noch aus der Zeit, in der Ihr Vater seine Herrschaft soweit ausgedehnt hatte.“ Prinz: „Hat denn Rom meinem Vater gehört?“ Collin: „Rom gehörte dem Papst als heilige Schenkung.“ Prinz: „Wo ist dieser jetzt?“ Collin: „In Rom.“ Nach einer Weile setzte der Prinz die Frage fort: „Mein Vater ist in Ostindien, glaube ich?“ Collin: „Ach nein, keineswegs.“

war sein stetes eifriges Bestreben. Als die Französinnen alle fort waren, bestürmte er immer wieder seine Lehrer mit Fragen, die diese oft in Verlegenheit brachten. Sein Vater war sein steter Gedanke.

Im Juli 1816 auf einem Spaziergange fragte der damals fünfeinhalbjährige Prinz den Hauptmann Foresti, wer denn jetzt in Frankreich regiere. Dieser antwortete: „Ein König.“ Der Knabe bemerkte: „Aber ich weiß, daß dort ein Kaiser geherrscht hat. Wer war das?“ „Das war Ihr Vater,“ antwortete Foresti, fügte aber sogleich hinzu: „der infolge seiner unglücklichen Neigung für den Krieg Krone und Reich verloren hat.“

Der Prinz erzählte nun seinem Erzieher, daß er aus einem französischen Buche „Fastes de la France“, das ihm nun nicht mehr gegeben werde, alle Schlachten des Kaisers kenne, und stellte die Frage: „Ist mein teurer Vater, da er soviel Unheil angerichtet hat, ein Verbrecher?“ Taktvoll und um das unangenehme Gespräch abzubrechen sagte der Hauptmann: „Nicht von uns hängt es ab, ein Urteil über ihn zu fällen. Lieben Sie nur weiter Ihren Vater und beten Sie für ihn.“

Prinz: „Oder ist er in Amerika?“ Collin: „Warum sollte er dort sein?“ Prinz: „Wo ist er also eigentlich?“ Collin: „Ich kann es Ihnen nicht sagen.“ Prinz: „Die Damen“ — er meinte die Französinnen — „erwähnten einmal, er wäre in England gewesen und sei dann von dort entwischt.“ Collin: „Das ist ein Irrtum. Sie wissen wohl, mein Prinz, wie oft Sie etwas falsch verstehen.“ Prinz: „Ja, freilich.“ Collin: „Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß Ihr Herr Vater nie in England war.“ Prinz: „So glaube ich auch gehört zu haben, daß er im Elend sei.“ Collin: „Wie — im Elend?“ Prinz: „Ja.“ Collin: „Wie sollte das möglich oder wahrscheinlich sein?“ Prinz: „Freilich nicht“ — damit beendete er seine diesmalige Fragestellung.

Für den Soldatenberuf zeigte Franz ein ausgesprochenes Interesse. Er sprach mit Vorliebe von Schlachten und Kämpfen und träumte beständig von großen Taten. Kaiser Franz trug schließlich der Neigung seines Enkels Rechnung und bestimmte ihn für die militärische Laufbahn. Vielleicht wäre ein zweiter Prinz Eugen aus ihm geworden, wenn man ihm die richtigen Lehrer gegeben



Maria Luise als Kaiserin von Frankreich
im weißen Empirekleid mit Hermelinmantel vor dem Thronsessel. Gemälde



Napoleons Abschied von der Kaiserin und seinem Sohn. 1814
Stich von L. R. L. Rollet nach dem Gemälde von Fr. Grenier. Wien, Nationalbibliothek

und ihn richtig hätte ausbilden lassen. Aber auch die militärischen Vorrückungsverhältnisse waren keineswegs günstig. Der Herzog war noch Feldwebel, als sein Vater, Napoleon I., am 5. Mai 1821 in seiner Verbannung starb. Hauptmann Foresti, der den Auftrag erhielt, dem Prinzen die Trauerbotschaft zu überbringen, sagte darüber in einem Berichte nach Parma: „Ich wählte die ruhigen Abendstunden und sah mehr Tränen fließen, als ich mir von einem Kinde erwartet hätte..." Auch als Collin mit dem kleinen Herzog über den erlittenen Verlust sprach, weinte er abermals heftig. Der Herzog und seine Erzieher legten Trauer an, doch der Kaiser und der Hof nahmen auf Anraten des Fürsten Metternich davon Abstand.

Maria Luise hatte, wie auch aus ihrer Korrespondenz mit ihrer guten Freundin Viktoria Gräfin von Crenneville hervorgeht, der Tod ihres Gatten nicht allzu traurig gestimmt, denn noch im September desselben Jahres heiratete sie den Grafen Neipperg, dem sie bereits zwei Kinder — Albertina, geboren am 1. Mai 1817 und Wilhelm, geboren am 8. August 1819 — geschenkt hatte und von dem sie sich neuerdings in freudiger



Der Herzog von Reichstadt als Knabe. Gemälde von C. Sales. Wien, Schloß Schönbrunn

Erwartung befand. War noch zu Lebzeiten des Imperators Napoleon II. der Gegenstand einer gewissen Schwärmerei, so wurde er jetzt der Mittelpunkt der Hoffnungen und Wünsche der bonapartistischen Partei, die mit der wachsenden Unzufriedenheit mit dem Bourbonenkönig an Stärke zunahm. Zunächst gingen die Bestrebungen der Bonapartisten dahin, den Herzog von Reichstadt aus Österreich herauszubekommen. Als im Jahre 1830 die Unzufriedenheit mit den Bourbonen in Frankreich aufs höchste stieg und man in Paris unter den Rufen „Vive Napoléon!" kämpfte, wurde die Situation auch für den Wiener Hof kritisch. Aber die führerlose Partei hatte keinen inneren Halt und der junge Napoleon war in Wien bewacht. Hätte er in der französischen Hauptstadt ge-

weilt, so wäre ihm die Krone sicher zugefallen, wie der kaiserliche Botschafter in Paris versicherte. Joseph Bonaparte wendete sich an den Kaiser Franz, um seinen Neffen nach Frankreich zu bekommen. Er schrieb: „Ich verbürge mich für den Erfolg der Unternehmung...", doch ließ man dieses Schreiben unbeantwortet.

Alle diese Unternehmungen hatten aber nur zur Folge, daß der Prinz um so schärfer bewacht wurde. Trotzdem gelang es der Gräfin Napoleone Camerata, einer Nichte des Kaisers Napoleon, sich dem Herzog zu nähern und ihm einen Brief zuzustecken, welcher in flammenden Worten die Aufforderung enthält, sich zu erklären, ob er österreichischer Erzherzog bleiben oder als französischer Prinz zu handeln gedenke.

Als der Herzog im August des Jahres 1828 von seinem Großvater zum Hauptmann seines Jägerregimentes ernannt wurde, war er trunken vor Freude. Diese galt jedoch mehr der Hoffnung, nunmehr der quälenden Vormundschaft seines Gouverneurs entrückt zu sein, als jener, eine schöne Uniform mit Sternen tragen zu dürfen. Er sollte sich getäuscht haben. Dietrichstein, der die Verleihung des Offizierspatentes um zwei Jahre zu verzögern verstand, blieb weiter und riet zunächst davon ab, den Prinzen vor dem erreichten zwanzigsten Lebensjahre der „so nötigen Aufsicht" zu entziehen. Im Juli 1830 rückte er zum Major des Infanterieregimentes Erzherzog Karl (Salis) vor, und vier Monate später erhielt er seine Beförderung zum Oberstleutnant im Infanterieregiment Nassau. Nun sollte er nach Brünn in Garnison gehen und dort aktiven Truppendienst versehen. Der Prinz war wieder voll Freude und schrieb sofort an den kaiserlichen Großpapa: „Ich finde keine Worte, die Freude und Rührung auszudrücken, welche diese neue Gnade, dieses neue Merkmal Ihrer väterlichen Liebe in mir wecken. Zweifeln Sie nie, bester, hochverehrter Großvater, daß ich mich Ihrer Gnade stets würdiger machen und der Erwartung ganz entsprechen werde, zu welcher meine unter Ihren Augen genossene sorgfältige Erziehung und die Gaben, welche mir Gott verliehen und deren Entwicklung eine heilige Pflicht für mich ist, berechtigen. Die Dienste, die ich Eurer Majestät und der Monarchie leisten werde, sollen meine grenzenlose Dankbarkeit bewähren."

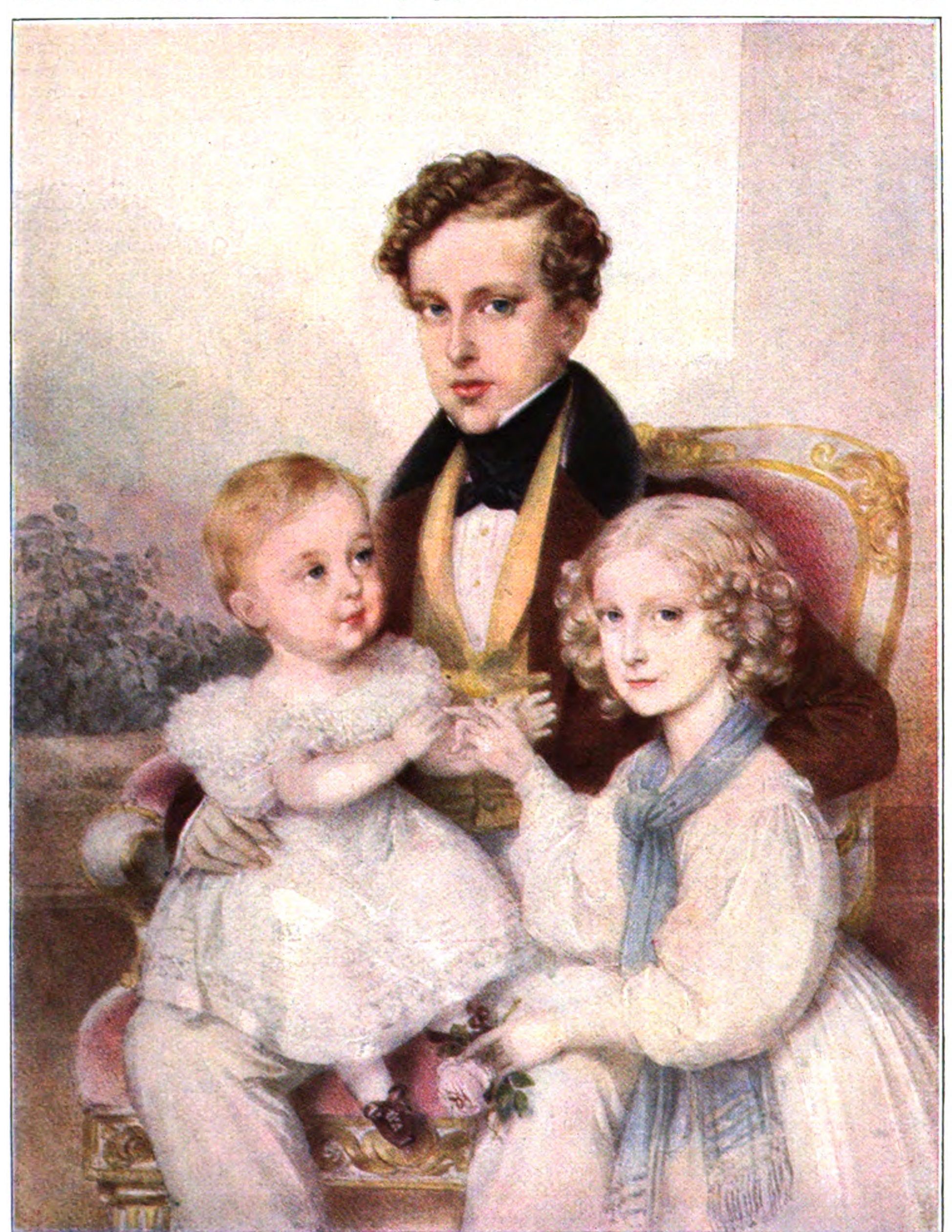


Maria Luise. Farbige Wachsbüste. Wien, Nationalbibliothek

Der arme Prinz täuschte sich schwer, denn an Stelle der „sorgfältigen" Erziehung und drückenden Obhut des gräflichen Hofmeisters sollte nun eine noch drückendere Überwachung durch den als militärischen Gouverneur bestellten Oberst Grafen Prokop Hartmann gesetzt werden, dem die Aufgabe zufiel, den Herzog in die Welt einzuführen. Dieser brave und ehrenhafte Offizier war aber keineswegs der Mann, welcher dem nach höheren militärischen Kenntnissen lechzenden Prinzen hätte imponieren können. Er dürfte vielmehr ein trockener und wenig geistreicher Patron gewesen sein, den der Herzog mit der wenig schmeichelhaften Bezeichnung „borniert" eindeutig charakterisierte.

Der Prinz Franz kam nie nach Brünn und auch von der Errichtung des militärischen Hofstaates wurde abgesehen. Dietrichstein hatte mit dem Hinweise auf die revolutionären Erscheinungen in Europa gewarnt, und der Herzog blieb in Wien.

Der Prinz wußte von den Unternehmungen und Wünschen der bonapartistischen Partei und litt sehr. Auch mit Polen beschäftigte er sich im Geiste. Einmal äußerte er: „Aus dem allgemeinen Chaos möchte ich mir Polen zusammenstellen und für mich haben." Dem ihm befreundeten Grafen Moritz Esterhazy erzählte er: „Ich träume oft wachend die seltsamsten Dinge. Manchmal sehe ich mich an der Spitze der tapferen Polen, ein anderes Mal bin ich dazu berufen, den nordischen Bären zu demütigen. Ich schlage die Russen, ich erringe die schönsten Siege und komme zurück, die erbeuteten Fahnen dem Kaiser Franz zu Füßen zu



Drei Enkel des Kaisers Franz: Herzog von Reichstadt, sitzend, hält auf dem Knie den kleinen Franz Joseph
Rechts, stehend, die Herzogin von Salerno. Aquarell von Johann N. Ender. Wien, Albertina

legen. Dann sehe ich mich wieder allein auf einem Felsen nahe dem Grabe, ich stütze mich darauf und blicke auf die Wogen, die über alles hinweggehen, die alles fortspülen, auch meine Wünsche und Träume." Ein anderes Mal äußerte er sich zu seinem Lehrer Baron Obenaus: „Ich betrachte mich öfters im Spiegel und denke: dies Haupt hat schon eine Krone getragen, und jetzt ist es allen Glanzes beraubt. Wenn mich die Polen als König wählen, so will ich das Gleichgewicht zwischen Rußland und Österreich erhalten." Da zerbrach in diesem Augenblick der Spiegel, den er in der Hand hielt. Abergläubisch wie sein Vater, faßte er dies für eine üble Vorbedeutung auf. Sein Hauptinteresse galt

jedoch immer Frankreich. — Mit Leidenschaft widmete er sich dem militärischen Dienste und zehrte sich in unbefriedigtem Tatendrange ab. Im Zustande außerordentlicher Ermattung wurde er einst von seinem Leibarzte, einem der tüchtigsten

Der Herzog von Reichstadt als Infanterist mit Gewehr
Zeichnung von Peter Krafft. Wien, Nationalbibliothek

Ärzte, in der Kaserne angetroffen. „Ich zürne diesem erbärmlichen Körper," rief der Herzog aus, „der nicht dem Willen meiner Seele zu folgen vermag." Das vom 4. Juli 1830 datierte ärztliche Gutachten Malfattis besagt: „daß durch einen (!) zu raschen Wachstum ein solches Mißverhältnis in der körperlichen Entwicklung Seiner Durchlaucht entstand, daß man nebst dem allgemeinen Schwächezustand für jenen insbesondere der Brust besorgt sein mußte." Am Schlusse heißt es: „Die Schädlichkeiten, welche Seine Durchlaucht am meisten vermeiden muß, sind hauptsächlich große Anstrengungen, besonders des Sprechorgans, Erhitzungen, Erkältungen usw." Trotzdem dem Herzog beim Kommandieren bereits öfters die Stimme versagte und er, wie aus dem Tagebuche der Baronin Sturmfeder hervorgeht, zu der Zeit, als er im Sommer 1831 den Dienst bei der Truppe wieder antrat, sehr angegriffen aussah, hatte man ihn als gesund und „zur Ertragung aller Fatiguen als geeignet" befunden. Am 16. Januar 1832 befehligte er beim Leichenbegängnisse des Generals der Kavallerie Freiherrn von Siegenthal sein Bataillon. In der damals herrschenden Kälte brach ihm plötzlich beim Kommandieren die Stimme, und er mußte das Kommando an einen anderen Offizier abgeben. Bald nach diesem Zwischenfall nahm die Lungenschwindsucht einen akuten Charakter an. Man fragt sich, ob man es nicht verhindern konnte, daß sich der Prinz keinerlei Schonung gönnte? Hatte man ihm doch im Januar 1829 das Tanzen verboten, „um jeder Lungenaffektion vorzubeugen". Das Konsilium der Doktoren Malfatti, Wirer und Raimann, das am 14. April 1832 abgehalten wurde, äußerte sich noch hoffnungsvoll. Vielleicht wäre eine Heilung noch möglich gewesen, wenn man den Patienten nach Italien gesandt hätte. Von einer Entfernung von Wien wollte der Staatskanzler aber nichts wissen. Erst als der Prinz hoffnungslos daniederlag, gab Metternich seine Genehmigung hierzu. Am 23. Mai übersiedelte der arme Herzog als Sterbender nach Schönbrunn, da ein anderer Ort nicht mehr in Frage kam.

Im Laufe des Monats Juni hatte sich das Leiden des Prinzen so arg verschlimmert, daß man auf das Eintreten der Katastrophe gefaßt sein mußte. Der Herzog sollte daher mit den Tröstungen der Religion versehen werden. Die Einwilligung hierzu wurde durch die Erzherzogin Sophie, Mutter des Kaisers Franz Josef I., vermittelt, welche den Sterbenden beredete, mit ihr das Sterbesakrament nehmen zu wollen, und zwar er für seine Genesung und sie für eine glückliche Niederkunft. Die Erzherzogin Sophie hatte ihn ungeachtet ihres eigenen Zustandes wie eine liebende Mutter gepflegt und sich in dieser schwersten Zeit als aufopferungsvolle Freundin erwiesen. Am 24. Juni, vier Tage nach dem Versehgange, traf erst Maria Luise von Triest, wo sie bei ihrem kaiserlichen Vater weilte, in Schönbrunn ein. Sie kam, „um seinen letzten Seufzer zu empfangen". Nur einige Male des Tages auf kurze Zeit weilte sie bei ihrem sterbenden Sohne. Als der Bedauernswerte um 3 Uhr morgens stoßweise ausrief: „Ich gehe unter, ich gehe unter! Meine Mutter rufen, meine Mut-

ter rufen!“ waren nur Rittmeister Moll, der Kammerdiener und ein Arzt im Sterbezimmer anwesend. Als Maria Luise kam, lag der Herzog bereits im Todeskampfe. Er gewellt hatte. — Der kaiserliche Großvater „vergoß einen Strom von Tränen“, wie Montbel berichtet. Moll gegenüber äußerte er sich später: „Der Tod meines Enkels war für ihn



Der Herzog von Reichstadt auf dem Exerzierplatze vor Wien
Farbige Lithographie von J. Wolf nach dem Gemälde von J. N. Hoechle. Wien, Akademie

soll sie aber, wie es heißt, noch erkannt und ihr zugenickt haben. Wenige Minuten nach fünf Uhr früh — am 22. Juli — hatte sein Leiden geendet. Er starb in demselben Gemache, in welchem sein Vater im Jahre 1809 auf der Höhe seiner Macht und des Glanzes ein Glück bei seinem Leiden und vielleicht auch für meine Kinder und die Welt; mir wird er abgehen.“ Daraus spricht wohl, daß er „Napoleon II.“ gefürchtet hatte.

Am 23. Juli, 10 Uhr vormittags, wurde die Leichenöffnung zu Schönbrunn durch den

Hofchirurgen Somlitsch vorgenommen. Es waren dabei die beiden ordinierenden Ärzte des Herzogs, Malfatti und Wirer, zugegen. Auch wurden „in Anbetracht der politischen Wichtigkeit des Falles“ die beiden Hofärzte von Hieber und von Rinna als kunstverständige Zeugen, und der Schönbrunner Schloßarzt Zanperl als Aktuar zur Sektion beordert. Metternich bestand auf Publizierung des Befundes, der auf Lungentuberkulose lautete. Am 24. Juli fand das Leichenbegängnis statt, an welchem der Hof teilnahm. Die herzlose Mutter war am selben Tage früh von Schönbrunn nach Persenbeug zu ihrem Vater, Kaiser Franz, abgereist, ohne ihrem Sohne das letzte Geleite gegeben zu haben.

Die lateinische Inschrift auf dem einfachen Sarge des Herzogs von Reichstadt, welche gleichsam in den wenigen Worten die ganze Geschichte des Unglücklichen enthält — er sagte einst bitter über sich selbst: „Meine Geburt und mein Tod sind meine ganze Geschichte“ —, lautet in deutscher Übersetzung: „Dem ewigen Gedächtnisse des Josef Karl Franz, Herzogs von Reichstadt, Sohnes Napoleons, des Kaisers der Franzosen, und der Erzherzogin Maria Luise von Österreich, geboren zu Paris am 20. März 1811, in der Wiege mit dem Titel König von Rom begrüßt, in der Blüte des Alters, ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers, mit herrlicher Gestalt, mit edler Jugend im Antlitz, mit seltener Anmut der Sprache, erlag er dem schmerzlichen Tode im Kaiserschlosse zu Schönbrunn bei Wien, am 22. Juli 1832.“

Die Kunde vom Tode des Herzogs rief überall, namentlich aber in Paris, den mächtigsten Eindruck hervor. Alsbald tauchten die seltsamsten Gerüchte auf, und beliebt wurde jene Version, die der Verführung zum ausschweifenden Leben die Schuld an dem frühen Tode des Prinzen beimaß. Die anziehende und zugleich rührende Erscheinung des schönen, edlen Jünglings mit den tiefblauen Augen, der männlichen Stirn, den reichen blonden Haaren, mit dem Schweigen auf seinen Lippen und der ruhigen Selbstbeherrschung in seiner ganzen Haltung, hatte wohl alle Frauenherzen ihm zugeneigt. Prokesch, der ihn selbst „hinreißend“ fand, überliefert uns, daß der Herzog „streng sittlich“ war. Die schönen Frauen gefielen ihm, doch habe „keine sein Herz angesprochen und auch keine seine Sinne“.

Er starb, wie Prokesch bitter urteilt, „verzehrt durch den Kummer über die Lage und über die Untätigkeit seiner edelsten Kräfte“, als ein Opfer der Metternichschen Politik.



Das Sterbezimmer des Herzogs von Reichstadt in Schloß Schönbrunn (Napoleonzimmer)

Staberl auf Reisen

Novelle von Horst Wolfram Geißler

Es war ein trüber, sehr warmer Mainachmittag, so weich und erwartungsvoll, daß es schien, als ob die Stadt München sich in dem grauen Lichte dehnte wie ein junges Mädchen in der Lauheit eines Bades. Wollte es regnen? Oder wollte der Föhn die Wolkendecke wegrollen und große Klarheit über das Land ausgießen?

Der Privatier Florian Staberl, der im Café Stubenvoll seinen Haferltarock beendet hatte, knöpfte seinen braunen Frack zu, ließ sich Zylinder und Stock geben und trat in die milde, schwüle Luft hinaus. Es schlug gerade sechs Uhr. Was tut ein angesehener Bürger, der im Ruhestand lebt, an einem solchen sonderbar süßen Tage, zumal wenn seine Frau verreist ist? Es gibt Augenblicke, in denen auch ein Privatier an jener Unruhe des Herzens leidet, die im allgemeinen als Vorrecht der Jugend gilt. Zumal wenn der Mai wie ein beklemmend sanfter Strom durch die Gassen schmeichelt und schon ein unsicheres Zwielicht alle Katzen grau macht. Was tut ein Bürger in diesem Falle?

Er tut nichts. Denn er denkt daran, was er sich und seinem Ansehen schuldig ist, und daß, wenn er wirklich etwas täte, seine Frau es bei ihrer Rückkehr ja doch erfahren würde — und dann — — In diesem Punkte war mit Frau Poldi Staberl, geborener Karaunzer aus Wien, nicht zu spaßen, ungeachtet ihrer sonstigen vortrefflichen Eigenschaften.

Sehr nachdenklich betrat Florian sein Haus, begab sich in das Wohnzimmer und ging dort auf und ab. Gelegentlich warf er einen Blick auf die Straße, obgleich er niemand erwartete. — Warum mußte die Poldi auch gerade jetzt nach Wien fahren, um die Verwandtschaft zu besuchen? Herr Staberl fühlte sich in der sinkenden Dämmerung sehr allein . . .

Früher, so vor fünfundzwanzig Jahren, war man unternehmender gewesen! Herr Staberl benützte das geisterhafte Dämmerlicht, um sich geschwind ein wenig zurückzuträumen. Zum Beispiel hatte es da jemand gegeben, der Marianne hieß und beinahe Frau Staberl geworden wäre. Florian beschleunigte das Tempo seines Hin- und Hergehens und lächelte erinnerungsvoll.

„Staberl, Staberl!“ sagte eine scharfe Stimme im Zimmereck, und er fuhr ganz erschrocken zusammen. Aber es war nicht der von Wien ängstlich herbeigeeilte Geist seiner Frau, sondern nur der Papagei gewesen, der diese mahnenden Worte gesprochen hatte. Der Privatier suchte seinen Gedankenfaden wieder aufzunehmen. Leider hatte das Mariandl damals von ihrer Tante ein Ladengeschäft in Salzburg geerbt und war ihm aus den Augen verschwunden; denn mit dem Briefschreiben hatte sie's nicht.

„Staberl, Staberl!“ krächzte der Papagei.

„Damisches Viech, damisches!“ sagte Herr Florian erbost und deckte den Käfig zu. Dann ging er an den Sekretär, sperrte ihn auf und nahm aus einem geheimen Schubfach ein Bündelchen Papiere. Dabei war ein Schattenriß von der Marianne. Staberl trat ans Fenster und betrachtete ihn. Grad als wär' es gestern gewesen, so erinnerte er sich an sie. Da war die kleine, zierliche Nase, da schienen die Lippen sich zum Sprechen zu öffnen . . . „Ha!“ sagte Staberl. Denn ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, und das war ohnehin ein bemerkenswertes Ereignis, da seine Gedanken im allgemeinen nicht zu schießen pflegten. Er tat das Bild weg und begann im Kalender zu blättern.

Eine Viertelstunde später schrieb er an Frau Poldi nach Wien:

München, den 15. Mai 1821.

„Meine Liebe Poldi!

Kaum noch bin ich nach Hause zurückgekehrt, alß ich es vor Sehnsucht nach Deiner Gesellschaft nimmer außhalten mögte. Allein der Gedanke gibt mir einigen Trost, das es nimmer lang ansteht, biß Du kommst. Und weil Du Mich wissen gelassen, das Du am 21. cr. mit der ordinari Mittags Post Wien verlässest, so fiel mir bey, Dir ein weng entgegenzufahren, etwa biß Salzburg. Woselbst ich demnach am 25. gegen Mittag ein Paar Stund vor Dir einzutreffen hoffe, um Dich im Gasthauß zum Schiffer in meyne Arme zu schließen . . .“

Herr Staberl schrieb noch bedeutend mehr, aber alles Weitere war eigentlich nur eine Erklärung für seinen Entschluß, dessen Ungewöhnlichkeit er teils mit einem Übermaß an Sehnsucht, teils mit noch fadenscheinigeren Gründen zu erklären suchte.

Damit wäre eigentlich die Tagesarbeit des Herrn Florian beendet gewesen. Heute jedoch war sie es nicht. Denn sein Herz

blieb in einer unziemlichen Erregung, die nicht nur dem Reisefieber zugeschrieben werden mußte. Er plante nämlich nichts Geringeres, als zwei Tage vor dem 25. in Salzburg einzutreffen . . . vielleicht glückte es ihm, dort alte Bekannte zu finden und mit ihnen ein gerührtes Wiedersehen zu feiern, von dem Frau Poldi nicht unbedingt erfahren mußte . . .

Welche Aussichten! Welche Wagnisse! Welche unerhörte Abwechslung in dem Leben eines Privatiers! Florian Staberl entschlummerte spät, mit einem Lächeln auf den Lippen und mit dem Bewußtsein, daß er noch immer ein verfluchter Kerl sei.

*

Als am Vormittag des 21. Mai die Fürstlich Thurn und Taxissche Postkutsche zum Isartor hinausrumpelte, saßen darin vier Passagiere, deren wichtigster und aufgeregtester zweifellos Herr Florian Staberl war. Den Platz neben ihm nahm ein karierter Herr ein, der kein Wort sprach, dafür aber um so häufiger ein Monokel ins Auge klemmte, welches (das Monokel, nicht das Auge) an einem breiten schwarzen Bande hing; aus der Schweigsamkeit, der Kariertheit und dem Glasscherben schloß Herr Staberl, daß es sich um einen Lord handeln müsse. Auf den Rückplätzen saßen erstens ein ungemein liebenswürdiges Mädchen und zweitens ein junger Mann, der eine Schildmütze und einen braunsamtenen Rock trug und ein sehr sanftes, schwärmerisches Wesen zu haben schien.

Dies alles erfaßte Staberl in wenigen Sekunden mit dem geübten Blicke des Weltklugen. Da er jedoch nicht die Absicht hatte, sich mit der Rolle des stummen Beobachters zu begnügen, so nahm er die erste Gelegenheit wahr, da man gerade über die Isarbrücke fuhr, deutete auf den Fluß hinunter und sagte zu dem Lord: „Die Isar!"

Seine Herrlichkeit befestigte das Monokel im Auge, schaute hinaus und sagte: „Bjuhtiful indihd!", worauf Staberl verlegen schwieg. Da er sah, daß er sich mit dieser Unterhaltung in ein zu großes Wagnis eingelassen hatte, wandte er sich lieber an den Flausröckigen und sprach: „A feines G'wand ham S' da, Herr Nachbar! Dös is g'wiß die letzte Pariser Mode?"

Kaum aber hörte jener das Wort ‚Paris', so rief er mit edler Wallung: „Sollte man's glauben, verehrtester Herr, daß es noch Leute gibt, die sich mit welscher Geckerei zieren? Als ob nicht erst neuerdings die teutschen Ideale der Tugend —"

Staberl blickte erstaunt auf; der junge Mann erhitzte sich in preußischer Mundart, die Herrn Florian ohnehin in der Seele zuwider war. Erst ein Lord, dann ein Preuße — war denn die ganze Postkutsche voll Ausländer? Unwillkürlich sah er zum Fenster hinaus, um sich zu überzeugen, daß man eben den Haidhausener Berg hinauffuhr, also noch in Bayern war.

„Ah!" fragte er dann verständnisvoll, „mir scheint, Sö san a Student oder gar a Turner?"

„Nein, nein, keineswegs!" erwiderte der andere schnell, „ich bin Buchhändler, mein Name ist Nippeldey, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Friedrich Wilhelm Nippeldey aus Teltow." Dabei zog er einen Reisepaß aus der Tasche und hielt ihn Herrn Florian hin.

„Ich glaub's auch so!" meinte Staberl abwehrend; er fand diese Art, sich gleich mit dem polizeilich bestätigten Paß auszuweisen, echt preußisch.

„Kein Student, und Turner erst recht nicht!" fuhr Herr Friedrich Wilhelm Nippeldey fort und entflammte sich wieder, „wohl aber ein Sohn meiner Zeit, die den Begriff der Tugend, der Sittlichkeit und des großen Vaterlandes über alles stellt, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei Throne splittern! Haben wir nicht bei Leipzig unser Blut verspritzt, um Europa von der Tyrannei zu befreien und Teutschland zu einigen? Was denken Sie von der republikanischen Staatsform?"

„Republik? Net übel. Aber ob unser boarischer Kini damit einverstanden is —"

„Einverstanden oder nicht — die Würde des Volkes verlangt es!"

„So?" fragte Staberl, der noch immer nicht wußte, ob er diesen gefährlichen Gedanken zustimmen oder sie empört zurückweisen solle. „Und deszweng reisen Sie umeinander — so um Unterschriften zu sammeln, ha?"

„Ich?" sagte Herr Nippeldey erschrocken und kroch augenblicklich in seine bescheidene Haltung zurück. „Bewahre! Was ich Ihnen da vorgetragen habe, ist lediglich die Meinung einer Partei, der ich nicht einmal angehöre, weder heimlich noch öffentlich. Mir scheint, ich habe mich zu unvorsichtigen Äußerungen hinreißen lassen, die mißverstanden werden könnten. Behüte Gott, daß man mich etwa für einen Revolutionär oder gar für einen Tugendbündler hält! Nein, ich bin ein unbedeutender Buchhändler; sehen Sie, mein Beruf bringt es eben mit sich, daß man alles Neue kennenlernt; man muß auf dem laufenden sein. — Und wohin reisen Sie denn, wenn man fragen darf?"

Herr Florian antwortete mit einem außer-

ordentlich geglückten und geheimnisvollen Lächeln: „Fragen dürfen S' schon, aber antworten tut niemand. Ich fahre in einer besonderen Mission, jawohl. Ich beabsichtige, Fäden aufzunehmen, die vor langen Jahren zerrissen sind."

„Ah —!" sagte Herr Nippeldey respektvoll, „eine besondere Mission — dann freilich!"

„Gel, da schaug'n S'!" nickte Staberl, befriedigt von dem Eindruck, den seine Worte nicht nur auf den Braunsamtenen, sondern ganz offenbar auch auf die Jungfer machten. Sie sah ihn groß an, und während sie der Unterhaltung bisher kaum zugehört hatte, begann ihre Teilnahme für die Person des Herrn Florian sichtlich zu wachsen. Er, von dieser unerwarteten Wirkung hocherfreut, zwinkerte ihr zu und beschloß, ihr sein Wohlwollen in erhöhtem Maße zuzuwenden, allerdings nur ein väterliches, denn da es sich herausstellte, daß sie in Rosenheim wohnte, so würde sie der reisenden Gemeinschaft allzubald entschwinden. Herr Staberl begann demnach, sich über ihre Familie zu erkundigen, vom Wetter und von anderen wichtigen Dingen zu reden; sie antwortete ihm, und er mußte zu seinem Erstaunen bemerken, daß die Wirkung seiner geheimen Mission offenbar immer noch anhielt! Denn wiewohl ihm durch ihren großen Reifrock die Aussicht auf den Boden der Kutsche versperrt war, spürte er deutlich ihren Fuß neben dem seinigen, und zwar bald mehr bald weniger kräftig, je nachdem die Unterhaltung Gelegenheit dazu gab. Als er jung gewesen — dachte er — wär' es keinem anständigen Frauenzimmer eingefallen, ihre Empfindungen solchergestalt auszudrücken; indessen die Zeiten hatten sich geändert, und schließlich tat es einem doch wohl, dermaßen beachtet zu werden. Das heißt: wohltun war vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck; denn eben am kleinen Zeh des rechten Fußes, wohin die angriffslustige Rosenheimerin mit Vorliebe trat, hatte Herr Staberl ein erwachsenes Hühnerauge, sozusagen einen Wermutstropfen in seinem Freudenbecher. Auch Liebe kann bisweilen peinlich werden, wenn sie auf die unrichtige Stelle trifft. Aber Florian verbiß seinen Schmerz im Hinblick auf die gute Sache und wurde schließlich so unternehmend, daß er es wagte, den Druck zu erwidern, was zu ganz erstaunlich leidenschaftlichen Entgegnungen führte und seine zwiespältigen Empfindungen bis an die Grenze des Erträglichen steigerte.

Im Augenblick, da dieser Gipfel der Gefühle erreicht war, sank die Postkutsche mit dem rechten Vorderrad in ein Loch auf der Straße, und Staberl trat unfreiwillig so heftig auf den geliebten Fuß, daß er eben im Begriffe war, ein entschuldigendes „Oha!" zu stottern. Aber in derselben Sekunde sagte Herr Friedrich Wilhelm Nippeldey aus Teltow „Autsch!", und der Fuß wurde endgültig zurückgezogen.

Staberl sah den Braunsamtenen scharf an. Er konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, daß hier beiderseits ein Irrtum vorgelegen habe. Herr Nippeldey errötete sanft. Florian runzelte die Stirn und dachte Unfreundliches; sein Hühnerauge brannte plötzlich sehr, um so kühler aber wurde sein Herz.

Am späten Nachmittage kam man in Rosenheim an. Die hübsche Mamsell, welcher Florian Leidenschaften von so unerlaubter Heftigkeit angedichtet hatte, fuhr mit bis zum Gasthaus, und es zeigte sich, daß sie die Tochter des Wirtes war. Jeder erhielt sein Zimmer angewiesen, reinigte sich, und dann beschloß Herr Staberl, auf den von der Abendsonne mit Gold übersponnenen Wiesen am Ufer des Inns noch ein wenig spazieren zu gehen. Herr Nippeldey lief nebenher und befleißigte sich eines so liebenswürdigen und verständigen Benehmens, daß Florian seinen vorigen Groll vergaß und sich die Gesellschaft des temperamentvollen jungen Mannes gefallen ließ. In eifriger Unterhaltung wandelten sie am Flusse dahin und kehrten erst in der Dämmerung in das Wirtshaus zurück.

Der Engländer schien es für selbstverständlich zu halten, daß er sich mit ihnen an den gleichen Tisch setzte. Mehrmals versuchte Florian, einige höfliche Beziehungen zu Seiner Herrlichkeit anzuknüpfen, aber die Mühe blieb stets vergeblich. Desto angeregter wurde das Gespräch mit Herrn Nippeldey, dessen politische Zukunftspläne ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt hatten, und schließlich begeisterte er sich an dem Gedanken einer Republik dermaßen, daß der Wirt es vorzog, sein ständiges Verlangen nach Volkssouveränität und einer frischen Maß Bier zu überhören, und endlich die Lichter ausblies.

„Gehen wir, gehen wir, bester Herr Staberl!" sagte Nippeldey, „heut abend wird eine Staatsumwälzung selbst Ihnen nicht mehr gelingen. Mir scheint, die Fürstenherrschaft steht einstweilen auf festeren Füßen als Sie. Und reden Sie doch bitte nicht so laut!"

Er schob ihn sanft in den Hausflur hinaus. Dort wartete die Wirtstochter mit einer brennenden Kerze auf die drei Gäste und geleitete sie über die Stiege nach ihren

Zimmern, die im ersten Stockwerke nebeneinander lagen.

Nicht ohne Mühe entledigte sich Florian seiner Kleider. Er sah noch, wie der aufgehende Mond sein Licht durch die Nelkenstöcke am Fenster rieseln ließ, legte sich ins Bett und tat einen tiefen Seufzer: für heute hatte er der Menschheit nichts mehr mitzuteilen.

Staberl schlief ein.

Aber weiß Gott, woran es lag: er wurde von schlechten Träumen geplagt. Das liebliche Mädchen aus der Postkutsche verwandelte sich in einen Elefanten, der ihm nicht nur auf dem Fuße, sondern geradezu auf der Brust herumtrampelte; im Hintergrunde hörte er ein ganz außergewöhnliches Geräusch und plötzlich stand Friedrich Wilhelm Nippeldey neben ihm und flüsterte ihm zu: dies seien die splitternden Throne, und niemand anders trage daran die Schuld als der berüchtigte Barrikadenreisende Florian Staberl, vormals Privatier in München. Herr Staberl begriff, was er angerichtet hatte! Im gleichen Augenblicke sah er, und die Haare stiegen ihm zu Berge, den Geist des Königs von Bayern in einem langen weißen Sterbehemd vor seinem Bette stehen und —

„Hilfe!" schrie der zu Tode geängstigte Staatsbürger Florian, öffnete die Augen und richtete sich in seinem Bette auf.

Aber unheimlich genug, das weiße Gespenst verschwand nicht! Vielmehr sagte es, und zwar mit der Stimme des Herrn Nippeldey: „Entschuldigen Sie tausendmal, liebwerter Herr Nachbar, daß ich Sie aufgeweckt habe! Ein kleines Versehen — Ich wollte nämlich — oder vielmehr, ich mußte — es kommt wohl von dem vielen Bier — und da habe ich auf dem Rückwege die Türen verwechselt . . . Wenn Sie nur die Güte haben wollten, mir Ihre Kerze zu leihen, damit ich im Dunkeln nicht wieder hinfalle . . .?"

Staberl begriff. Er war recht ungehalten über diese Störung seiner Nachtruhe; anderseits aber hatte Herr Nippeldey Gott sei Dank den Geist des Königs von Bayern verscheucht — und so erhob sich Florian ohne besondere Vorwürfe, zündete das Licht an und geleitete den Apostel der Freiheit und der Tugend wortlos bis zu dessen Stubentür.

Aber plötzlich verspürte er ein heftiges Anlehnungsbedürfnis, dem er jedoch nicht nachgeben durfte, weil sich um den schwankenden Lichtkreis der Kerze die Wände und Türen in fürchterlichem Wirbel zu drehen begannen. „Oha, oha!" sagte Staberl erschrocken und suchte allen Zusammenstößen auszuweichen. Es kam jedoch eine Tür hergesaust und prallte so wuchtig gegen ihn, daß sie aufsprang und er, während die Kerze verlosch, in das dahinterliegende Zimmer und auf ein Bett geschleudert wurde.

Eine weibliche Stimme, die er zu kennen glaubte, rief leise und mit sehr mäßiger Empörung: „Aber Herr Nippeldey, schämen S' Eahna denn gar net . . .?"

Dieser Nippeldey! Dieser Tugendbündler!

„Da legst di nieder!" sagte Staberl; er hatte es eigentlich nur denken wollen, aber in seinem Erstaunen sprach er die Worte laut heraus. Die Wirkung war ziemlich verblüffend.

Die weibliche Stimme stieß einen Schrei aus: „Hilfe! Einbrecher!"

Staberl sprang aus dem Bett und wollte fliehen. Da erschienen an der Türe Herr Nippeldey und der Wirt, beide mit brennenden Kerzen und erschreckten Gesichtern, und zerrten ihn unter unhöflichen Ausdrücken in sein eigenes, sein wirklich eigenes Zimmer.

„So an ausgeschamter Bazi, so an ausgeschamter!" sagte der Wirt. „Wüstling!" sagte Friedrich Wilhelm Nippeldey aus der Tiefe seines idealistischen Herzens heraus.

Staberl weinte fast vor Aufregung und im Gefühle des unerhörtesten Mißverstandenseins. „Meine Herren —" begann er und reckte beschwörend die Arme hoch.

Aber Nippeldey wandte sich auf der Schwelle um, leuchtete dem Unglücklichen noch einmal ins Gesicht und nickte stumm.

Florian, von der Wucht dieses Blickes niedergeschmettert, kroch wortlos in sein Bett.

★

Am liebsten wäre er am folgenden Morgen überhaupt nicht aufgestanden. Als er aber doch endlich in die Gaststube trat, kam ihm der Wirt recht freundlich lächelnd entgegen und fragte: „No, hamm S' es ausgeschlafen, das Räuscherl?"

„Glauben Sie mir —" beteuerte Staberl.

„Ja, ja," sagte jener mit mildem Nicken, „wer das Biertrinken net versteht, soll's halt lassen."

Auch das noch! Staberl fühlte seine heiligsten Güter angetastet. Aber er hatte nicht mehr genug Tatkraft, einen flammenden Protest zu erheben. Trostlos blickte er umher und fragte ablenkend: „Ist Herr Nippeldey noch nicht da?"

„Der Herr Nippeldey ist bereits vor drei Stunden weggegangen. Er hat sich überlegt, daß er den Schliersee besichtigen will. Den sehgn S' nimmer — san S' froh . . .!"

Staberl fühlte sich in der Tat wesentlich erleichtert und sandte dem Flausröckigen dankbare Wünsche nach. Er begrüßte den Lord mit einer Verbeugung, bezahlte, was er schuldig war, und kletterte sodann mit dem schweigsamen Genossen in die Postkutsche, in der bereits zwei neue Fahrgäste die Rückplätze eingenommen hatten. Sie erregten sein höchstes Interesse.

Der Mann trug einen erbsgelben Mantel und einen ins Kolossalische geschweiften Zylinderhut über dem feisten und roten Gesicht, das in besondere und wahrhaft bedeutende Falten gelegt war und in dem ein Paar helle, schlaue Augen saßen. Ebenso stattlich erschien die Frau; über Brust und Schultern trug sie ein himmelblaues Spitzentuch, der Rest bestand in einem ungeheuren Reifrock, auf dessen weißem Grunde zahllose Vergißmeinnichtsträußchen verteilt waren.

Der ins Kolossalische geschweifte Herr räusperte sich und sprach mit einer Stimme, deren gebändigtes Dröhnen aus den Tiefen einer großen Seele zu kommen schien: „Verdammtes Nest! Mir das! Aber ich werde keinen Finger mehr für sie rühren, und wenn sie auf den Knien vor mir im Staube rutschen! — Hast du etwas zu essen, Seraphine?“

„Leider nein, mein Karl!“ erwiderte seine Ehehälfte, sofern bei einer so abgerundeten Persönlichkeit überhaupt von Hälfte geredet werden kann. „Ich habe nichts gekauft. Sollte ich denn diesen Böotiern etwas zu verdienen geben?“

Staberl war angesichts dieses Pathos und der gepflegten Aussprache förmlich zusammengeschrumpft. Beinahe schüchtern machte er eine Bewegung und sagte: „Wenn ich den Herrschaften vielleicht dienen könnt'?“

Der andere warf ihm einen prüfenden Blick zu, erhellte sein Gesicht mit unbeschreiblich gütiger Herablassung, ergriff das Paket, das Florian ihm reichte, und rief: „Zu freundlich, mein Herr — aber niemals, nein, niemals würde ich es mit meinem Gewissen vereinbaren können, Sie Ihres Imbisses zu berauben! Nicht wahr, Seraphine? — Sind es etwa belegte Brote? — Also dann in Gottes Namen! — Aber bevor ich Ihre Gastfreundschaft annehme, mein Herr —“ und dabei verschlang er eine Semmel mit unglaublicher Geschwindigkeit, „fühl' ich mich verpflichtet, mein Inkognito zu lüften. Hören Sie denn: ich bin —“ die zweite Semmel verschwand — „ich bin Karl Neuhof, und dies ist meine Gattin. Was sagen Sie nun?“

Staberl sagte gar nichts. Warum sollte der andere nicht Karl Neuhof heißen?

Der Nachbar zog die Brauen hoch, verschlang die dritte Semmel und fragte, als ob er seinen Sinnen nicht traue: „Sollten Sie, mein Wertester, wirklich den ehemaligen Herzoglich Gothaischen Hofschauspieler Karl Neuhof und seine Gemahlin nicht kennen? Nein, ich kann's nicht glauben! Sie scherzen, nicht wahr? Ein geradezu klassischer Witz!“

Florian meinte unsicher, es sei schon möglich, daß er den Namen irgend einmal gehört habe . . .

„Dacht' ich mir's doch!“ sagte der Schauspieler, „wiewohl Sie, wenn Sie nur meinen Namen gehört haben, eigentlich gar nichts gehört haben — nicht wahr, Seraphine? Was ist ein Name, Liebwertester? Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsluft! Mich müßten Sie gehört haben! — Iß, Seraphine, wir müssen uns der Kunst erhalten.“

Florian saß, geblendet von soviel irdischer Größe, regungslos da und starrte den Zeitgenossen an. „Man möcht's nicht glauben . . .!“ sagte er schließlich, und es blieb unklar, ob er damit die Berühmtheit des Herrn Neuhof meinte oder die Geschwindigkeit, mit der sein Frühstück abhanden gekommen war. „Man möcht's nicht glauben. Haben Sie in Rosenheim —“

„Rosenheim!“ unterbrach ihn der edle Karl mit rollenden Augen and zog schmerzlich die Luft durch die Zähne. „Nennen Sie mir diesen Namen nicht mehr! Gestern wollt' ich mit meiner Frau — die übrigen Rollen hatten wir gestrichen — den Rosenheimern die ‚Räuber‘ vorführen. Ha, selbst Räuber! Die Leute verstehen nichts von wahrer Kunst — ich schüttle den Staub dieser Stadt von meinen Füßen. Wir begeben uns jetzt nach Traunstein. Ja, es ist nicht immer leicht, Kulturpionier zu sein, aber man hat seine Ideale!“

‚Jessas, Jessas!‘ dachte Staberl. ‚Er auch!‘ Das Wort Ideale machte ihn nicht glücklich. Er dachte an Herrn Nippeldey und an die Ereignisse der vergangenen Nacht. Er dachte daran, daß auch Herr Nippeldey sich mit sehr schönen Reden und überdies mit einem polizeilich beglaubigten Passe ausgewiesen hatte. Unwillkürlich griff er nach seiner Brusttasche, in der sein eigener Paß stecken mußte — und erbleichte.

„Vermissen Sie etwas?“ fragte Herr Neuhof.

Staberl antwortete nicht. Er riß seinen Mantel auf und fingerte seine Taschen ab. Er leerte sie aus, er stülpte sie um. Alles, was ein Staatsbürger und Privatier bei sich zu tragen pflegt, kam zum Vorschein — nur der Reisepoß nicht. Und plötzlich zuckte

durch Florians bisher so arglos-dumpfes Bewußtsein ein fürchterlicher Erkenntnisstrahl: Nippeldey!

Deshalb also war dieser Schurke mitten in der Nacht an seinem Bett erschienen! Deshalb hatte er es so eilig gehabt, sich auszuweisen! Ein verfolgter Demagog, ein Tugendbündler, ein staatsgefährlicher Mensch, der mit einem höchstwahrscheinlich gefälschten Passe gereist war und die erste Gelegenheit benützt hatte, einen anderen zu stehlen, durch den er sich nötigenfalls in einen unverdächtigen Privatier aus München verwandeln konnte!

„Fehlt Ihnen etwas?" fragte jetzt auch Frau Seraphine teilnehmend.

„Mir? Nein!" antwortete Staberl und riß sich zusammen. Unter keinen Umständen wollte er zugeben, wie bös er hineingelegt worden war. Dieser Nippeldey! Staberl fühlte, wie ihm die Galle ins Blut trat und seinen ganzen inneren Menschen zu vergiften drohte. Aber er beherrschte sich und behielt seine Empfindungen in der aufgewühlten Tiefe seines Busens.

Gleichsam als Linderungsmittel der freundlichen Natur wurde die bisher zwar angenehme, aber sonst ziemlich einförmige Gegend immer romantischer. Ein hügeliges Gelände, geschmückt mit den grünen und braunen Wellenstreifen der Felder und mit goldenen Buchenwäldchen, breitete sich zu beiden Seiten der Straße. Hier und da schimmerte auf den flachen Kuppen ein weißes Kirchlein, und schon hoben sich, noch in blauer Ferne hinter den Hügeln, die grotesken Gipfel der Kampenwand. Mählich wurden die Wälder größer und dichter, die Täler tiefer, die Straße begann sich steiler bergauf und bergab zu winden. Alle Farben erschienen klarer und lebhafter, und der Himmel bekam jene leuchtende Durchsichtigkeit, die er über dem Gebirg zu haben pflegt.

Endlich hatte die Kutsche eine gewisse Höhe erklommen. Unvermutet trat der Wald zurück, und zu den Füßen einer Hügelreihe, deren grüne Matten sanftgeschwungen abwärts flossen, öffnete sich unabsehbar weit, strahlend im Schimmer des Mittags, der Chiemsee!

„Bjuhtiful indihd!" sagte der Engländer — das erste Wort, das er seit dem Aufbruch aus Rosenheim hören ließ.

Nahe dem Seeufer fuhren sie dahin, die drei grünen Inseln, die Wasserfläche, das bereits prachtvoll aufragende Gebirg vor Augen. In Prien erwartete sie ein angenehmes Mittagessen unter duftenden Linden, und Staberl, der infolge des Neuhofschen Appetites seit dem frühen Morgen nichts zu sich genommen hatte, fühlte wieder eine mildere Stimmung in seinem Herzen aufsteigen.

Nach dem Essen brachen sie sogleich wieder auf. Sehr bald verließ die Straße das Ufer, der Weg wurde entsetzlich schlecht. Florian, der seit der Abreise aus München kaum ein Auge zugetan hatte, versuchte zu schlafen; aber stets, wenn es ihm eben gelingen wollte, schüttelte ihn die boshafte Postkutsche von der Schwelle des Traumreiches zurück. Den Rest des Nachmittags verharrte er in stummer Teilnahmlosigkeit.

Je mehr man sich aber Traunstein näherte, desto stärker wurden seine Hoffnungen auf ein gutes Bett und eine ruhige Nacht, die ihm Entschädigung für alle erlittene Unbill und Mühsal bringen sollten. Beinahe mütterlich schaute endlich das alte Gasthaus „Zur Post" aus blanken Fenstern auf den erlösten Florian herab. Er verspürte weder Hunger noch Durst. ‚Nichts als schlafen!' dachte er und zog sich in sein Zimmer zurück, nachdem er Weisung gegeben hatte, ihn zur Abendbrotzeit zu wecken oder wenigstens den Versuch dazu zu machen.

Mit der müden Behaglichkeit eines Mannes, der sein Schifflein aus dem stürmischen Meer in den sicheren Hafen gerettet hat, verstaute er seinen Waschsack in einer Ecke, zog Rock und Weste aus, knüpfte die Halsbinde ab, wusch sich ein wenig und wollte eben durch mehrere schräge Abendsonnenstrahlen hindurch auf das einladende Bett sinken, als es an der Türe klopfte.

Florian stellte sich tot. Er streckte sich ganz leise aus und schwieg. Aber man klopfte zum zweiten und dritten Male, immer heftiger und dringlicher, und so entschloß er sich mit einem Seufzer zu öffnen.

In der Tür erschien Neuhof und ließ mit einer tiefen Verbeugung einen Mann eintreten, der ein unverkennbar amtliches Aussehen hatte. Florian dachte daran, daß er keinen Paß mehr besaß, und es wurde ihm schwül zumute. Aber Neuhof sagte: „Nur herein, Herr Bürgermeister, nur herein! Dieser Herr hier —" dabei wies er auf Staberl, „wird Ihnen sagen, wer ich bin und was Europa von mir denkt." Zu dem erstaunten Florian gewandt erklärte er: „Als Gönner und Mitglied meines Unternehmens werden Sie dem Herrn Bürgermeister gewiß Auskunft geben, nicht wahr?" Dabei erhielt Staberl einen so erheblichen Rippenstoß, daß er, um weitere zu vermeiden, gehorsam nickte.

„So?" fragte der Bürgermeister. „Tean Sö aa mit bei dera Kumedi?"



„Eine meiner geschätztesten Kräfte!“ antwortete Herr Neuhof. „Er legt Ihnen den alten Moor hin, daß das ganze Theater in Rührung zerfließt. Behörden haben natürlich freien Eintritt. Der Herr ist ein persönlicher Freund des Königs von Bayern, und wenn —“

„Also dann,“ sagte der Bürgermeister, „von mir aus! Er hot a ganz a zünftigs G'schau. Wann geht s' nacha o', dö Kumedi?“

„Um acht Uhr, pünktlich um acht Uhr!“ beteuerte Herr Neuhof, überquellend von Dankbarkeit. Das behördliche Oberhaupt entfernte sich, der Schauspieler wollte ihm folgen, Staberl jedoch legte ihm schwer die Hand auf die Schulter. „Was fallt Ihnen denn ein?“ fragte er stirnrunzelnd. „I soll an Schauspieler machen? Daß i net lach'! Naa, mei Liaba, dadraus werd nix!“ Und sehr offiziell: „Mein Herr! Wie kommen Sie überhaupts dazu, mich in diese ganze G'schicht' hineinzumengen, ha?“

Neuhof schloß die Türe und fuchtelte aufgeregt mit den Händen. „Was blieb mir denn weiter übrig? Dieser Ochse hätte womöglich die ganze Vorstellung verboten! Um Himmels willen, liebster, bester Herr Staberl, stellen Sie mich nicht als Schwindler hin — meine Existenz hängt davon ab, ob ich hier auftreten darf oder nicht —“

Staberl schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Sehen Sie — ich wußt' es ja! Sie werden mich nicht im Stiche lassen, nicht wahr? Zudem ist die Geschichte jetzt schon so weit gediehen, daß wir dem Bürgermeister geradezu verdächtig — jawohl, verdächtig! — vorkommen würden, wenn wir nicht spielten.“

Staberl zuckte bei dem Worte ‚verdächtig' zusammen; wenn man etwa die Pässe verlangte — er sah sich zwischen den beiden scheußlich aufgerissenen Rachen der Scylla und der Charybdis, und fragte zögernd: „Angenommen, ich tät' mit . . .“

„Edler Mann!“ rief der Schauspieler und umarmte ihn, „Sie befreien mich da aus einer entsetzlichen Klemme. Hören Sie also: Schon wird in der Gaststube unter Leitung meiner Frau die Bühne aufgeschlagen — wir werden die ‚Räuber' zur Aufführung bringen — — kennen Sie das Stück?“

„Naa!“ sagte Staberl, verwundert über diese Zumutung.

„Macht nichts. Sie spielen den alten Grafen von Moor, das ist furchtbar einfach, denn Sie sitzen lediglich auf einem Stuhl, und es ist Ihnen schlecht. Zu reden brauchen Sie nichts, das besorge ich schon. Verstehen Sie? Was ich auch sage oder frage — antworten Sie um Gottes willen nicht!“

Florian nickte mechanisch und willenlos. Die Wucht dieser unglaublichen Ereignisse ließ ihn verstummen.

„Hier haben Sie den Text — alles, was Sie zu sagen hätten, übernehme natürlich ich — ich spiele den Franz — — und jetzt entschuldigen Sie mich — ich muß die Vorstellung noch ausrufen lassen — Zettel verteilen — Karten verkaufen — in einer Stunde hol' ich Sie ab — —“ Er flog davon.

Staberl wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn und stöhnte. Dann rückte er einen Stuhl ans Fenster, setzte sich in das Abendsonnenlicht und begann die erste Szene der ‚Räuber' zu lesen. Die Worte sagten ihm nicht viel, aber er bekam doch den Eindruck, daß es sich hier um eine ganz gräßliche Geschichte handeln müsse.

Noch ehe er sich dessen versah, sauste Neuhof wieder in das Zimmer, rief „Ausverkauft!“ stülpte dem verdutzten Florian eine zerzauste weiße Perücke auf den Kopf, warf ihm einen weiten schwarzen Radmantel um und schleppte ihn hinunter.

„Aber — —“ stotterte Florian.

„Kein Aber! Nur Mut!“

Neben dem Schanktisch waren ein paar Bierbanzen aufgestellt, darüber ein paar Bretter gelegt, ein notdürftiger Vorhang — durch die rückwärtige Tür schob Neuhof den zitternden Staberl auf diese Bühne, drückte ihn in einen Großvaterstuhl und ordnete den Radmantel in malerische Falten. Seraphine, als Amalia aufgedonnert, stand im Eck und hielt in der einen Hand eine Klingel, in der anderen das Schnürl, mit dem sie den Vorhang aufzuziehen hatte.

Staberl bekam das Zähneklappern, dies alles erschien wie ein quälender Traum. „Um Godswuin — wie hamm denn Sie Eahna zammg'richt'?“ wisperte er Neuhof zu, der sich als Franz eine wahrhaft diabolische Maske angeschminkt hatte.

„Still!“ bedeutete ihn jener mit einer gebieterischen Handbewegung.

Denn schon teilte sich, kreischend und ruckweis, der Vorhang.

Staberl sah in die überfüllte Wirtsstube hinaus. In der weihevollen Dämmerung aus Tabaksqualm konnte er hundert, nein tausend, nein zehntausend eirunde Gesichter unterscheiden, die ihn erwartungsvoll anstarrten. ‚Jessas, Jessas — —' dachte er. Da trat Franz hinter seinen Stuhl und fragte mit teuflischer Heuchelei: „Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß. — Die Post ist angekommen — ein Brief von unserem Korrespondenten in Leipzig — Nachrichten von Eurem Sohn Karl —“

Und dann seifte der Schurke Franz seinen unglücklichen Vater nach allen Regeln der Hölle ein. Neuhof flocht die Antworten, die eigentlich Staberl zu geben hatte, ohne Mühe in seinen Text. Er sprach wunderschön, verzerrte das Gesicht in der boshaftesten und greulichsten Weise, unterstrich wichtige Stellen, indem er mit den Händen gehörig durch die Luft sägte, und ließ es überhaupt an nichts fehlen. Das Publikum lauschte mit äußerster Spannung, und selbst für den armen, halb tot geängstigten Florian gewannen die Schillerschen Worte aus diesem Munde ein ungeahntes Leben. Er starrte den rastlos redenden Franz erstaunt an. Die Geschichte begann ihn zu interessieren. Das schien ja ein ganz elendiger Lump zu sein! Und wie er den Bruder, der wehrlos in Leipzig saß, schlechtmachte!

„Ha! mit gefalteten Händen dankt dir, o Himmel! der kalte, hölzerne, trockene Franz — daß er nicht ist wie dieser!"

Im Zuschauerraum wurde ein Maßkrug nachdrücklich zugeklappt. „Spannst es, Xaverl?" fragte eine empörte Stimme, „außadrucken mecht er eahm, der Bazi!"

„Halt! noch ein Wort, Vater! Eure Entrüstung fürchte ich, möchte Euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerspalten würden — und dann — glaubt Ihr nicht, daß er schon das für Verzeihung nehmen würde, wenn Ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens wert hieltet? Darum wird's besser sein, Ihr überlaßt das Schreiben mir. Es bräche Euch das Herz —"

„Eahm schaugt's o', den falschen Deifi!" rief jemand und schlug in den Tisch hinein, daß es krachte, „spannst es jetzt no net, Oita? Ausgschmiert werst, laß da sag'n — und net schrei'm derf a, der Hodalump, der schlecht'!"

„Ruhää!"

„Nix Ruhää! Sag'n muaß ma's eahm, dem alten Deppn — sunst g'schicht no as greßte Unglück, werst as scho sehg'n, Burgamoasta!"

„Wollt Ihr Euch nicht zu Bette legen, Vater? Es griff Euch hart an!" sagte Franz, dieser hundsgemeine Heuchler.

Ach, hätt' er's lieber nicht gesagt! Denn nun kam das Faß zum Überlaufen: Staberl, empört von der teuflischen Intrige, der er zum Opfer fallen sollte, schüttelte energisch den Kopf! Er dachte gar nicht daran, zu Bette zu gehen.

„Bravo! Bravo!" schrie die begeisterte Menge. „Recht hast, Vaterl! Dablei'm! Spannst es scho', wo daß er naus wui, der Lausbua, der mistige!"

„Meine Herren —!" sagte Neuhof.

„Laß di nur net irr machen, Vaterl! Stier' eahm oane, bal er net stad is!"

„Ruhääää!" brüllte der Bürgermeister und sprang auf.

„Meine Herren!" rief Neuhof verzweifelt. „Der Mann muß hinaus! Das gehört zum Stück, begreifen Sie doch nur —!"

„Dablei'm soll er!" schrie das Publikum mit begeisterter Hartnäckigkeit, „jetzt grad extra soll er dablei'm! Und dös lass'n ma net zu, daß er außageht!"

„Ös Hammeln, ös gescherte!" schrie das Stadtoberhaupt seinerseits in den Tumult. „Na gehts halt selm außa, bal's enk net paßt!"

„Wos hot a g'sogt? Lass'n ma mir ins dös biet'n, Buam? Schmeißt's 'n außa, den Hundling —!"

Und krach! sauste der erste Maßkrug in die Öllampe.

Die Scherben klirrten zu Boden. Tische stürzten um. Stühle polterten. Fensterscheiben splitterten, und der erste, der zur aufkrachenden Tür hinausflog, war der Bürgermeister. In diesem Augenblick zerrte Seraphine den Vorhang zusammen und flüchtete mit den beiden Grafen Moor durch die Hintertür in den Hof.

Es war schon fast dunkel, und nur aus dem Stalle fiel ein matter Lichtschimmer auf das grobe Pflaster des Hofes.

Franz Moor zerrte sich die Perücke vom Kopf und wischte sich damit die Schminke aus dem Gesicht. „Ein fabelhafter Erfolg, wie?" sagte er, noch zitternd vor Erregung. „Hört nur, wie sie toben! Ja, das ist Schiller! Wer hätte das geahnt! Göttliche Kunst! Übrigens befindet sich die Kasse in unserer Stube unter deiner Wäsche, Seraphine!"

Staberl sah ihn sprachlos an.

Seraphine war nahe daran, die Fassung zu verlieren: „Wir werden nichts als Trümmer finden —"

„— die nicht uns gehören!" ergänzte Neuhof tröstend, „was können wir dafür, wenn die Gäste dem Wirte die Bude zerschlagen? Es war trotz alledem ein sehr großer Erfolg, Seraphine, das wollen wir nicht vergessen. — Aber nehmen Sie lieber die Perücke ab, Herr Staberl, Sie sehen aus wie der König Lear. — Übrigens glaube ich, daß die da drinnen sich mittlerweile alle gegenseitig hinausgeworfen haben..."

Er öffnete vorsichtig die Tür und überblickte den Hausflur, an dessen anderem Ende der Weg ins Freie führte.

Die Wirtin, eine gewaltige Frau mit be-

Freundinnen. Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

drohlich aufgestreiften Ärmeln, stand mit den staunenden Mägden vor dem Gastzimmer und leuchtete in die Verwüstung hinein. Die Familie Moor näherte sich leise, erfüllt von unsicheren Empfindungen... „Dös wann i g'wißt hätt' — net eina kemma waar'n s' ma, dö Schlawina!" rief die Wirtin und fuchtelte mit den Fäusten.

Staberl erfaßte die Lage und wollte augenblicklich kehrtmachen. In der Eile jedoch stieß er an einen leeren Bierbanzen und erregte damit die Aufmerksamkeit der Zornigen.

„Do san s' ja!" rief sie und rückte vor, massig und höchst furchterregend in der ungewissen Dämmerung. Ein neuer Tumult entstand, und er endete damit, daß sowohl Franz Moor als auch sein schwergeprüfter Vater durch die vordere Tür auf das Straßenpflaster hinausflogen, von zarter Hand befördert; Amalia war verschwunden.

„Eine Megäre!" bebte Neuhof.

„Narrisches Weibsbuid, narrisches!" rief Staberl mit erwachender Wut und wollte gerade zu einem Sturmlauf gegen das Gasthaus zur Post ansetzen, als aus einem Fenster des ersten Stockwerkes, von unmißverständlichen Worten begleitet, sein Mantel, sein Hut und sein Waschsack auf ihn heruntergeschmissen wurden. Noch ehe er sich in dem Wust zurechtgefunden hatte, fühlte er sich bereits von neuem gepackt und festgehalten. Es war ein Gendarm!

„Pascholl!" sagte der Gendarm.

„Was soll das heißen?" empörte sich Florian.

„Man geht!" kommandierte der Ordnungswächter.

Wenige Minuten später knarrte das Tor des Spritzenhauses hinter Staberl und Neuhof zu. Sie saßen im Dunkeln. Kein Zweifel: die Vorstellung der ‚Räuber' war zu Ende.

★

Es ist in Traunstein niemals aufgeklärt worden, wie es möglich war, daß die beiden Verbrecher während der Nacht aus dem Spritzenhaus entweichen konnten.

Jedenfalls reiste die Frau Seraphine Neuhof am andern Morgen allein weiter, nachdem sie die Nacht im Gasthaus zur Post hatte verbringen dürfen, da sie ganz offenbar unschuldig an der Rauferei gewesen war. Außer Seraphinen, die das gesamte Gepäck der Neuhofschen „Truppe" mit sich führte, saß im Postwagen nur ein älterer, freundlicher Herr, der sich als österreichischer Beamter zu erkennen gab und Schnabel hieß.

Der Morgen war herrlich schön. Auf einer geraden und guten Straße rollte der Postwagen durch tauglitzernde Wiesen dahin; ein leichter Frühlingswind ließ weiße Blüten auf ihn herabschneien, die Vögel sangen, und alle Welt schien fröhlich. Auch Seraphine war es, wiewohl man hätte meinen sollen, daß sie wegen des abhanden gekommenen Gatten in Verzweiflung sei. Indessen wär' es ungerecht, der wackeren Frau Herzlosigkeit vorzuwerfen —

Denn kaum hatte der Wagen ein Stündchen Weges zurückgelegt — man kam eben an einem einzelnen Landgasthause vorüber, das hinter blühenden Kastanien fast versteckt war — als sich Frau Seraphine aus dem Fenster beugte und dem Postillion zurief, er möge einen Augenblick halten.

Unter den Kastanien saßen Vater und Sohn Moor! Kaum erblickten sie den Wagen und die winkende Seraphine, als sie mit beinahe wilden Freudenbezeugungen herbeirannten, und während Florian dem Postillion seinen Maßkrug hinaufreichte, umarmte Neuhof die Gattin.

Nach wenigen Minuten setzte man die Reise gemeinsam fort.

„Gut ham S' es gemacht!" sagte Staberl anerkennend.

„Es war ganz einfach!" antwortete sie strahlend, „während ich noch dasaß und überlegte, wie ich euch helfen könnte, fiel mir ein, daß ich im Hausflur einen Schlüsselbund mit wenigstens zwanzig verschiedenen Schlüsseln hatte hängen sehen. Vielleicht paßte einer davon! Aus dem Hause zu kommen, war nicht schwierig, im Erdgeschoß gab es ohnehin kein ganzes Fenster mehr. Weder auf dem Hin- noch auf dem Rückweg hat mich jemand bemerkt."

„Wenn ich denke, daß ich die ganze Nacht auf dem zusammengerollten Spritzenschlauch hätte schlafen sollen!" sagte Neuhof mit einem dankbaren Seufzer. „Und du hast alles gerettet?"

„Alles. Nicht einmal die Rechnung hab' ich bezahlen müssen. Ich tat der streitbaren Wirtin leid."

„A Deifi von a Wei'!" sagte Staberl in zorniger Erinnerung.

Derweilen fuhr die Kutsche durch liebliche Wiesentäler und flache Hügel munter nach Osten. Langsam senkte sich die Straße zur Ebene der Salzach hinab und bald erschien in der Ferne, herrlich hochgebaut über den im Frühlingsglanze schimmernden Triften, die Festung Hohensalzburg, zu deren Füßen die Stadt gebettet lag.

An der Freilassinger Brücke war der Schlagbaum. Der Wagen hielt, die österreichischen Zollbeamten traten heran. Man

stieg aus und holte die mancherlei Gepäckstücke vom Kutschendach herunter. Staberl zog einen der Beamten beiseite, unterhielt sich sehr angelegentlich mit ihm, fragte ihn, wo man in Salzburg am vorteilhaftesten logieren könne, und dankte ihm für die Auskunft mit einem so gewichtigen Händedruck, daß jener vergaß, nach seinem Passe zu fragen.

Alles war nach Wunsch gegangen, und eine halbe Stunde später rollte die Post auf österreichisches Gebiet hinüber. Der Schwager blies sein lustigstes Lied, als der Wagen durch das Klausentor einfuhr in die Stadt Mozarts und des Paracelsus. Eng zwischen den zur Rechten aufstrebenden Wänden des Mönchbergs und der zur Linken graugrün dahinhüpfenden Salzach führte die Straße zu den schmalen Gassen, in denen sich die spitzgiebligen Häuser recht österreichisch-gemütlich unter dem Schutz der hohen Feste aneinanderdrängten, um gelegentlich den breiten und lichten Prunkbauten der alten Fürstbischöfe Platz zu machen.

Beim Gasthofe zum Schiffer verabschiedete sich Staberl vorläufig von seinen Mitreisenden und mietete für sich und seine zu erwartende Ehehälfte das schönste Zimmer im ersten Stock, mit der freien Aussicht auf den Dom und die Residenz. Es war kurz vor dem Mittagsläuten, und schon bimmelte das alte Glockenspiel im Türmchen sein Lied herunter, nicht schön, aber beharrlich; Staberl war davon entzückt, wie er denn jetzt, am glücklich erreichten Ziel seiner Reise, überhaupt dazu neigte, von allen Dingen begeistert zu sein.

Den Tölzer Schützenmarsch pfeifend schlenderte er dann den Flur entlang und wollte gerade die Treppe hinabsteigen, als ihm halbwegs Herr Schnabel, der freundliche Beamte, entgegenkam.

„Geln S', i hab's doch g'wißt, daß mir uns no amal sehg'n!" sagte Florian erfreut und schüttelte ihm die Hand, „jetzt müass'n S' mir aber die Ehr' antun und mit mir essen — ich hätt' eh verschiedenes zum fragen."

„So so . . ." sagte Herr Schnabel mit seinem unveränderlich liebenswürdigen Lächeln, „ich weiß aber doch nicht recht — es wär' da nämlich noch eine Kleinigkeit zu erledigen . . . weil ich Sie amtlicherseits um Ihren Paß ersuchen möchte!"

„Was Paß!" antwortete Staberl und empfand diese Frage wie einen Rußflecken, der plötzlich aus heiterem Himmel auf seine reine Seele fiel. „Schau' ich am End' aus wie ein Landstreicher?"

„Wie der Herr ausschaut, ist der Behörde gleichgültig," sagte der andere, „aber es wird besser sein, wir gehen erst in Ihr Zimmer — dort haben Sie ja wohl auch Ihren Paß?"

„Versteht sich!" murmelte Staberl, „aber wissen möcht' ich —"

„Gehen wir, gehen wir!" drängte der Österreicher.

Eine Weile suchte Florian seinen Paß, von dem er nur zu genau wußte, daß er ihn niemals finden würde. Schließlich zuckte er die Achseln und erklärte kleinlaut: er müsse das Papier verloren haben.

„Hm —!" sagte der Beamte. Das Schweigen wurde unheilvoll.

„Da kann man halt nix machen!" ächzte Staberl. „Daß ich's Ihnen nur gesteh': der Paß ist mir gestohlen worden — auf Ehr' und Seligkeit! — in Rosenheim."

„Von einem sicheren Nippeldey!"

Florian riß die Augen auf.

Herr Schnabel trat auf ihn zu und blickte ihn höchst bedeutsam an: „Kennen Sie mich nicht?"

„O Herrgott!!" Staberl fühlte seine Knie wanken. Er sank auf das Kanapee. „Der Lord! Sö san der Engländer — der Engländer — — was wollen S' nacha von mir?"

„Das werden Sie wohl selber wissen, net wahr?" sagte der Beamte gelassen.

„Tot umfallen will i —" beteuerte der geängstigte Staberl.

„Sie haben mit einem berüchtigten und von der preußischen Regierung verfolgten Demagogen, der unter dem Namen Nippeldey reist und mir leider entwischt ist, gegen die Sicherheit des Staates konspiriert!"

„Jessas —!"

„Sie haben stark bedrohliche Reden geführt und Umsturzideen erörtert, Sie sind für die Beseitigung der Monarchie eingetreten. Sie haben selbst angegeben, daß Sie in besonderer Mission nach Österreich kommen — ohne Paß, bitte! Sie haben sich in Freilassing der Beamtenbestechung schuldig gemacht, abgesehen davon, daß es überhaupt strafbar ist, ohne Paß die Grenze zu überschreiten."

„Mensch!"

„Keine Beamtenbeleidigung, bitte!" Er zog ein Papier aus der Tasche, hielt es Herrn Florian vor die entsetzten Augen: „Sie sind verhaftet!"

Eine fürchterliche Pause folgte diesen Worten. Nach den ersten Augenblicken der Betäubung überlegte der unglückliche Staberl, ob er durch das Fenster auf die Straße hinunterspringen sollte; aber was hätte ihm das genützt? An der nächsten Ecke wäre er ja doch aufgehalten worden. Nein, er mußte

sich in sein Schicksal fügen. Einen Blick warf er dem Beamten zu — einen Blick, vor dem ein gewöhnlicher Sterblicher ohne weiteres durch vier Stockwerke in den tiefsten Keller gesunken wäre.

Herr Schnabel zuckte die Achseln und bemerkte freundlich: „Schaun S', als Privatmann san Sö g'wiß ein ganz ein anständiger Herr, net wahr? Aber als Staatsbürger und Ausländer san S' halt hinreichend verdächtig, net wahr? Da kann man nix machen. Und jetzt san S' so gut und gehn S' mit mir; alles Weitere wer'n ma nacher scho' sehg'n, net wahr?"

Von zwei Soldaten begleitet mußte der arme Staberl den Steilweg zur Festung hinaufschnaufen. Es wurde ihm sauer genug, und als er dann die ungeheuerlich dicken Mauern sah, die Tore, die für die Ewigkeit gebaut waren, die vergitterten Kasematten und die Gänge, in denen unheimliche Dinge zu lauern schienen, verflog ihm das letzte Restchen Mut, das sich vielleicht noch in einem Winkel seines gebrochenen Herzens fand. Wortlos folgte er dem Schließer, der schlüsselrasselnd vor ihm herschlurfte.

Indessen schien seine Hinrichtung doch nicht unmittelbar bevorzustehen. Denn man sperrte ihn nicht in ein finsteres Kellerloch, in dem die Ratzen umherhuschten, sondern in ein zwar kleines, aber hochgelegenes Gemach, das ein ordentliches Fenster hatte. Nichts weiter war darin als ein Tisch und ein Schemel.

Staberl blieb allein und hörte, wie die Tür abgeschlossen wurde.

Er stellte seinen Zylinder auf den Tisch, warf einen anklagenden Blick zur Decke und trat ans Fenster — —

Himmel!

Niemals in seinem Privatierdasein war er so überrascht gewesen!

In schwindelnde Tiefe stürzten Mauer und Felshang hinab. Unten schmiegte sich die heitere Stadt, silberdurchbogen vom Flusse, an den Fuß des Berges. Waldige Höhen hoben sich jenseits, und dann lehnte sich in Sonnenfluten die unendliche Ebene dem Westen zu, ein glückseliges Reich des Frühlings, darin die blauen Augen der Seen glänzten und trauliche Dörfer im goldenen Nachmittage ruhten. Ja, dort unten lag das Bayerland, schön und friedlich wie ein Paradies vor dem Sündenfall, in der Ferne schon leise dunstüberschleiert, voll Ahnung des kommenden Abends. Kleine Fenster glühten warm auf, weiße Straßen zogen dahin — vielleicht nach München . . .

Florian atmete tief. Ein süßer Duft von blühenden Bäumen und Gräsern, heraufgetragen auf den Flügeln des Windes, bebte ihm entgegen.

Er wußte nicht, wie viele Stunden er da am Fenster lehnte. Er empfand nur, wie eine große Rührung in sein Gemüt einzog, und daß ihm sein abenteuerliches und verbotenes Vorhaben, um dessentwillen er diese Reise unternommen hatte, plötzlich sehr schlecht vorkam. Sanfte Reue erfüllte sein Herz, und er schwor alle Gedankensünden endgültig ab; ja, es war gewiß eine Strafe des Himmels, daß es ihm so übel ergangen war; zwar wollt' ihm scheinen, daß es etwas hart sei, so im voraus gestraft zu werden — aber es war ihm so heiligmäßig zumut, daß er jedes Gefühl der Bitterkeit sogleich verbannte. Das war Florian Staberls große Stunde. Um und um drehte er seinen inneren Menschen, betrachtete ihn genau und fand, daß da noch vieles zu bessern sei. Besonders der Poldi hatte er in Gedanken vieles abzubitten. Wenn sie nun übermorgen ankam, noch erfüllt von der Wiener Heiterkeit — und wenn sie im Gasthaus erfuhr, daß ihr Mann — — — Florian, das gibt noch eine schwere Prüfung! Aber was tat es? Wenn er nur seine Poldi wiedersah!

Staberl schaute auf das Land hinab, das sich nun schon in Dämmerung zu hüllen begann, sah die ersten Sterne zittern wie sanfte Augen, in denen Tränen der Wehmut schimmern — und auf einmal begann er still vor sich hinzuweinen, weil es ihm sehr wohltat.

Und überdem schlief er ein.

*

In der Stadt wurden die Lichter ausgelöscht, am Himmel schwangen sich langsam die Sterne rundum. Auf dem Pfade, der den Felshang hinabkletterte, sang ein wehmütig Einsamer: Zu Straßburg auf der Schanz —

Florian seufzte. Im Schlaf hörte er das klagende Lied, und gerade wollte sein banges Herz einen traurigen Traum daranknüpfen — da rasselten die Schlüssel so unheilvoll an der Tür, daß er aufwachte. Er rieb sich die Augen und schauderte: draußen sah er die Mauer des Flures, ungewiß vom Laternenlicht erhellt . . . zwei Wachtsoldaten, Gewehr bei Fuß, traten ein.

„Jeßmarandjosef!" stammelte Florian. Er war so sehr erschrocken, daß er nicht von seinem Schemel aufstehen konnte. „Ich bin unschuldig!" stöhnte er und deckte die Hand über die Augen, um das drohende Bild nicht sehen zu müssen.

„Glaublicherweise, Herr von Staberl, glaublicherweise!" sagte eine freundliche österreichische Stimme.

Florian ließ die Hand sinken. Der falsche Lord stand in der Zelle und neben ihm —

„Poldi!“ schrie Staberl und sprang auf.

„Florian!“ sagte die Poldi schluchzend.

Dann sanken sie einander in die Arme. Den Wachtsoldaten sträubten sich die Schnurrbärte vor Rührung.

Herr Schnabel räusperte sich diskret. „Sie sind frei, Herr von Staberl — Ihre werte Frau Gemahlin hat uns von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt. Es tut mir leid, daß ich Ihnen die Unbequemlichkeit hab' machen müssen, aber sagen S' selbst — die bedenklichen Umstände — — no ja — alsdann, bitt' schön, hätten S' noch zu zahlen drei Gulden sieben Kreuzer an Schreibgebühr.“

Frau Poldi löste sich aus der Umarmung, trat einen Schritt zurück, zupfte ihr Tuch zurecht und sagte: „Zahl's, und sei froh, daß du so billig davonkommst, alter Depp!“

Staberl horchte auf. Die Art und Weise, wie sie die Worte ‚alter Depp' sprach, schien ihm recht bedenklich.

„Weilst nur wieder da bist, Polderl!“ sprach er mit einer etwas vorsichtigen Herzlichkeit, „grad wundern muß ich mich, daß es so schnell 'gangen is . . .“

„So?“ fragte sie, „ich mein' immer, das Wundern wär' an mir . . . Du bist auch recht geschwind hergefahren aus München . . . hast es g'wiß gar nimmer aushalten können vor lauter Lieb'?“

„Stimmt!“ sagte Staberl im Bewußtsein, die reine Wahrheit zu reden.

„Wird schon stimmen, Florian!“ erwiderte sie bedeutsam, „no, und wie war's nachher mit der Mariandl? Hast es recht wohlauf gefunden, ha?“

Staberl, zur Salzsäule erstarrt, stotterte Unverständliches.

„Ich möcht' den Herrschaften schon vorschlagen —“ bemerkte Herr Schnabel freundlich und gab die Türe frei; vielleicht fürchtete er für die Sicherheit der Festung.

Poldi schwieg wie ein Nachthimmel voll Gewitterwolken, und erst als sich das Tor hinter ihnen geschlossen hatte und sie den steilen Pfad nach der Stadt hinabstiegen, fand sie ihre Sprache wieder. „Brauchst gar nix sagen, Florian!“ begann sie, wiewohl jener ohnehin nicht die mindeste Absicht gehabt hatte, etwas verlauten zu lassen, „glei wia-r-i dein' Brief kriegt hab', hab' i mir denkt, warum daß d' auf Salzburg fahrst! Und daß d' a paar Tag ehnder kimmst, dös hab' i mir aa denkt. Und daß d' a ganz an ausg'schamter Bazi bist, an ausg'schamter, dös hab' i eh scho' g'wißt!“

Staberl, als geübter Ehemann, verteidigte sich mit keiner Silbe. Er wußte, daß die Stoßkraft des Angriffs verpuffen würde, wenn sie keinen Widerstand fand. Durch diese kluge Taktik erreichte er es, daß das Schlimmste schon vorüber war, als sie im Gasthause zum Schiffer angelangten.

„Aber so san s', dö Mannsbuida, dö windigen!“ sagte Frau Poldi vergrollend, als sie die Schwelle überschritten. Dann jedoch, mit gewohnter fraulicher Fürsorge: „Magst nix essen, Florian?“

Der kluge Staberl schüttelte stumm den Kopf und flüchtete sich in Wehleidigkeit.

„Mein Gott, Florian —“ fragte die Poldi, während sie die Betten abdeckte, „du werst do net krank sein? Soll i an Fliedertee machen lassen?“

„Eingraben sollst mi lassen!“ sagte Staberl schwach, „weil i 's jetzt nimmer lang aushalt', die Ungerechtigkeit der Welt!“

„Red' koan Schmarrn!“ antwortete sie voll heimlicher Angst und half ihm wahrhaftig schon beim Ausziehen, „dös muaßt doch begreifen, daß i mir dös net biet'n lassen ko'!“

„Was denn nur?“ fragte er gekränkt, „is ja eh nix passiert, Polderl!“

Sie zog ihm die Zipfelhaube über die Ohren, strich die Kissen glatt und deckte ihn liebevoll zu. Staberl blinzelte sie an und sah, daß sie lächelte.

„I woaß scho', daß nix passiert is!“ antwortete sie mit unterdrücktem Lachen und kramte ihr Nachtgewand aus dem Koffer.

„So? Wie kannst na du dös so g'wiß wiss'n?“ fragt er.

„Weil d' Mariandl scho' vor a zehn Jahr von Salzburg wegg'heirat' hat!“

„Ah —!!“ machte er verdutzt.

„Freili!“ sagte Frau Poldi, „wannst d' amal wieder auf Traunstein fahrst, Flori — die Postwirtin, dös is d' Mariandl. Soll a recht a liebe Frau sein . . .!“

Blauer Falter. Von Hermann Hesse

Flügelt ein kleiner blauer
Falter vom Wind geweht,
Ein perlmutterner Schauer,
Glitzert, flimmert, vergeht.

So mit Augenblicksblinken,
So im Vorüberwehn
Sah ich das Glück mir winken,
Glitzern, flimmern, vergehn.

Wildschweine im Spessart

Von Hermann Horn

Eine reine Weidmannsfreude muß es für meinen Vater nicht gewesen sein, damals vor vielen Jahren, als wir in den Spessart zogen und auf der großen Jagd gleich einen Vernichtungskrieg gegen die Wildschweine führen mußten. Die richtige Freude des Jägers muß vorbereitet und verdient sein. Es ist so, daß ihm die erste im Frühjahr kommende Waldschnepfe ein wundervolles Entzücken bereitet, — und daß im Juli bei der Jagd auf den roten Bock, wenn dieselben Schnepfen, bevor sie zur zweiten Brut schreiten, gerade so falzen und über Wege und Lichtungen streichen wie im Frühjahr, ihn bloß ablenken und sein Interesse zerflattern lassen. Alles hat seine Zeit, und unser Empfindungsleben hat Kreise der Freude, die sich nicht vereinigen lassen, ja gegenseitig oft genug stören.

Mein Vater war dieser großen Jagd und seiner Jagdleidenschaft wegen nach diesem Spessarter Städtchen Lohr gekommen, und da gab es nun gleich ein großes Wehklagen der Bauern und Kleinstädter über den vielen Wildschaden. Die Sauen zu schonen war verboten. Die Regierung befahl die Vernichtung und zahlte Prämien. So mußten wir mitmachen, ob wir wollten oder nicht. Schon aus eigenem Interesse, denn wir hatten für den Wildschaden aufzukommen, und Wildschweine, sagt man, beunruhigen die Hirsche, die wir doch hochbringen wollten.

War das weidmännisch, jedes Stück niederknallen zu lassen, wann und wo es sich zeigte? Das war eher die Art von Kolonisten, die Leben und Felder gegen die Tiere der Wildnis verteidigen.

Ich habe auch noch in der Erinnerung, wie die Sackenbacher die Nächte durch die mächtig lohenden Feuer auf ihren Feldern unterhielten und zur Abwehr Schüsse krachen ließen.

Mit den beiden Jägern patrouillierte ich lauschend den Wald ab, und der von uns bestellte Gendarm mußte die Gewehre der an den Feuern versammelten Dorfbewohner untersuchen. Manche Waffen waren, um vielleicht doch irgendein Getier zu töten, mit gehacktem Blei geladen, und wir im Walde riefen zwei schwarze Kerle an, die am besten Wildwechsel hockten und dann über die Wiese im fahlen Morgenlicht davonjagten. Wahrhaftig, man hätte ihnen eine Ladung zuschicken mögen, die die Gelegenheit hatten wahrnehmen wollen, von unseren wenigen von den letzten Pächtern übriggelassenen Stücken Wild ein oder das andere zusammenzuknallen und zu stehlen.

Zwei Jäger kamen regelmäßig zu uns ins Haus und rapportierten.

Ein rotblonder, langbeiniger, mit einem gleichmäßig weiten Gang und hellblauen Augen, wie sie Jagdhunde zuweilen haben; und ein schwarzer, mit gelblichem Antlitz, voll Unruhe und Eifer, weil er ganz neu in diesem Berufe war und alles erst noch lernen mußte. Wo es ging, war ich Fünfzehnjähriger mit einem der beiden im Walde.

★

Mit dem langbeinigen Jagdläufer umschlug ich im tiefen Schnee die Triebe, ob Wildschweine eingewechselt wären. Ich seh' noch das verschneite Tannenbäumchen, an dem er haltmachte und sagte: „Da sind sie 'rein!“ Mit mir sprach er nicht sein spessarterisches Kauderwelsch, sondern Hochdeutsch, wie er es in der Schule vom Herrn Lehrer gelernt hatte.

Ja, da sah ich auch deutlich den Abdruck der zwei vorderen Klauen, vom Jäger Schalen genannt. Spitz nach innen waren sie gebogen, die rechte etwas länger, wie man mir zeigte, als die linke und dahinter deutlich eingeprägt die zwei Afterklauen.

„Eine Rotte?“ fragte ich aufgeregt.

„Drei,“ antwortete er, „vielleicht vier,“ und er zog mich weiter.

Wahrhaftig, als wir diesen Waldteil umgangen hatten, führten die Spuren nicht mehr heraus, die Sauen waren fest.

So machten wir aus, er sollte weiter „einkreisen“ und ich nach dem Bahnhof laufen, wo mein Vater wartete, um je nachdem nach Schützen zu telegraphieren.

Bald sprang ich durch den tiefen Schnee den Berg hinab, und gleich auf der andern Seite wieder hinauf, so daß ich oben verschnaufen mußte.



Studie von Prof. Chr. Drahtmann

Da stand ich auf einmal im Hochwald. Die graugrünen Tannenstämme ragten schlank wie Säulen empor und trugen hoch oben ein Dach von verschneiten Zweigen. Zeitweise flog leise ein Stäubchen Schnee auf den braunen Boden von Tannennadeln herab, auf dem nur wenig Schnee lag, gerade daß man die schneidende Kälte am gefrorenen Boden erkannte.

Ich lauschte in die feierliche Stille, da blies etwas laut Wind aus Nüstern, und als ich näher schlich, prasselte es in kurzem, hartem Getrampel davon.

Einen Schatten vermeinte ich auch im dämmerigen Wald dahinhuschen zu sehen.

„Das war ein Wildschwein, das ‚geblasen' hat," sagte mein Vater zu dieser Schilderung, nachdem ich ihm atemlos den ersten Bericht gemacht und er um Schützen telegraphiert hatte.

„Ich," sagte ich dann, „muß dabei sein!" und sah ihm flehend ins Gesicht.

Er lächelte zur Antwort und sagte: „Also, den Drilling. Der wird dir, wenn du ihn nicht ordentlich einsetzst, schön an die Backe hauen."

So kam es, daß ich nachher — Hunde und Treiber hatte ich auch geholt — mit dem Gewehr über der Achsel mich den Schützen vorstellte, und es hieß: „Ah, der Herr Filius — ja grüß' Gott!"

Wer war glücklicher als ich?

Ich ging neben einem blutjungen Leutnant der nächsten Garnison, der genau so aufgeregt war wie ich und gierig meiner Erzählung folgte.

„Da, Herr Oberst," sagte er dann im Hochwald zu einem graubärtigen, älteren Herrn, „hat vorhin ein Schwein geblasen, erzählt eben der junge Horn — wir müssen die Spur hier herum finden."

Ja, da standen sie alle um die Eindrücke im spärlichen Schnee und zeigten Sachkunde. „Und Sie haben es gesehen?" fragte der Oberst. „Zum Teufel, wenn ich nur einmal ein lebendiges Wildschwein zu Gesicht bekäme. Immer hat's ein anderer geschossen, und es ist tot, wenn ich's sehe. Nie klappt's mal auch bei mir!"

Die beiden Jäger warteten schon auf uns, und der Schwarze hatte auch Sauen fest.

Der Oberst sah auch diesmal wieder kein Wildschwein, aber dem jungen Leutnant, der wie ich auf einen ganz schlechten Platz gestellt worden war, kamen alle vier. Dicht gedrängt passierten sie den Weg, und er schoß mit beiden Läufen in den Haufen. Er lachte und war plötzlich wie ich, ein Gymnasiast, als er bei meinem Kommen auf den zusammengewälzten Schnee deutete, wo ein graubrauner Klumpen lag.

„Ja, das polterte erst unheimlich im Wald," erzählte er, „und dann kamen sie lautlos über den Weg. Ich machte sofort auf das erste Dampf, aber ich muß es gefehlt haben, denn es tat gar nicht danach, aber das zweite brach im Feuer zusammen." Wohlgefällig wiederholte er bei der Zusammenkunft der Jäger mehrmals: „Es brach im Feuer zusammen."

Der alte Oberst schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, die jungen Spritzer — kommen zum erstenmal ins Revier und haben sofort den besten Anlauf. — Na, gratuliere, mein Lieber."

Ich aber war als ein rechter Jäger der Fährte der drei andern gefolgt und hatte nach wenigen Schritten im jungen, weißen Schnee eingehüllte rote Tropfen zwischen den Eindrücken gefunden. So trat ich mit ernster Miene zwischen die Gesellschaft und sagte: „Das andere schweißt auch."

Alle kamen gelaufen und guckten sich die Tröpflein roten Blutes an.

„Der junge Horn und ich werden der Schweißfährte folgen," sagte der Leutnant aufgeregt. „Es sind ja genug Schützen für den nächsten Trieb da."

Da es nach der Erzählung kein starkes und gefährliches Schwein war, ließ uns mein Vater den Willen, und so zogen wir zwei Anfänger, die Gewehre schußbereit im Arm, neben den deutlich im Schnee abgezeichneten Spuren dahin und warteten, was sich von all dem bestätigen würde, wovon wir erzählt bekommen und gelesen hatten.

„Wenn es schwer krank ist, wird es bald zurückbleiben und sich absondern," sagte ich gewichtig, „dann haben wir's auch gleich, und ich werde Ihnen zur Dublette gratulieren dürfen."

„Nur nicht zu früh gratulieren," antwortete er. „Ah, hier ist wenigstens wieder einmal ordentlich Schweiß. Wenn ich nur die Kugel eingestellt gehabt hätte."

Plötzlich nahm er seine Patronen heraus und sah nach. „Nee," fuhr es ihm heraus. „Gott sei Dank, ich hatte Angst, ich hätte Hasenschrot erwischt gehabt."

Dann unterhielten wir uns fachgemäß, ob es Lungen-, Leber- oder Wildbretschweiß sei, was wir bald schwächer, bald stärker rot im Schnee sahen, ohne sichere Klarheit zu bekommen, bis wir durcheinander schrien: „Da, es wird kürzer — es bleibt zurück — hat sich abgesondert!" —

Nun war auch Schweiß in Menge da, führte das Tal quer hinab, und dann war nichts mehr zu sehen, auch von dem vorausgeeilten Leutnant nicht. Bis unter die Achseln war er im Schnee eingesunken, und wir hörten einen Bach murmeln.

„Puh," sagte er, „ich stehe im Wasser, und wenn es da unten angeschossen liegt und mich angreift — — —"

„Ja," sagte ich wieder schulgemäß, „ein Keiler, wenn's ist, reißt er Ihnen die Wade auf. Eine Bache aber beißt."

Sein Gesicht war etwas bänglich, nun aber sagte er entschlossen: „Ah was, nun sitz' ich mal in der Brühe, vorwärts — bei einer solchen Schweißfährte ist es nicht mehr weit!"

Da wollte ich auch nicht zurückbleiben und sprang neben ihn in das vom Schnee

überwehte Wässerlein. Schritt für Schritt pflügten wir mit unseren Körpern die Schneedecke vor uns auf.

Der Gang hatte schon seine Spannung. Entweder mußten wir plötzlich auf das weiche, tote Tier treten, oder es würde da unten zu rumpeln beginnen und unsere Beine zerfleischen. Noch immer geschah nichts dergleichen. Nur das Wasser klatschte in unseren Schuhen, denn es gab auch tiefere Stellen im steinigen Bettchen des Baches, und der Schnee füllte unsere Taschen.

Das Wildschwein selbst sahen wir unverhofft auf einem Weg liegen, über den das Rinnsal floß. Es hatte sich mit seinen letzten Kräften aus dem Schnee gearbeitet und war dann tot auf den vereisten Steinen zusammengebrochen.

„Donnerwetter, Herr Leutnant," sagte ich wie ein Alter. „Sie haben Dusel gehabt, ich gratuliere!"

Der junge Offizier hatte wieder sein Bubenlachen und meinte, eine Situation sei's doch gewesen, nie Sicherheit gehabt zu haben, ob einem nicht ein paar Gewehre die Waden aufrissen. Allerdings, das Vieh hätte ja gar keine, weil es eine Bache sei.

Jetzt krachte es in der Ferne ein-, zweimal, und nach einiger Zeit noch einmal. Zu guter Letzt hatte der Herr Oberst doch noch ein lebendiges Wildschwein gesehen, und eine alte, zaundürre Bache war seinem Schuß zum Opfer gefallen.

„Die Großmama," sagte er den ganzen Abend, hatte aber doch den Saubürzel und einen grünen Bruch auf dem Hute und war seelenvergnügt.

Das war mein erstes Erlebnis mit den Wildschweinen.

★

Das nächste war im Spätsommer.

Gegen sechs Uhr in der Frühe kam der schwarze Jagdaufseher. Schwitzend und mit allen Zeichen der Erregung wollte er den Herrn Doktor sprechen. Vier hätte er geschossen, das seien zweiunddreißig Mark Prämie für ihn, und jetzt müsse er das Fleisch heimbringen. Mein Vater war nicht da, und so schritt ich bald neben ihm und seinem klappernden Schubkarren über die Wiesen den nahen Bergen zu. „Die alte Muttersau" und vier Junge seien beieinander gewesen, erzählte er.

Ich unterdrückte meine Überlegenheit ob solch unweidmännischen Ausdruckes und meinte, es sei nicht schön gewesen, die führende Bache wegzuschießen. Er schaute mich jedoch nur erstaunt an und sagte: „Weg müssen sie eineweg. — Das Amt zahlt für die Kleinen geradesoviel wie für die Großen, und zum Essen sind sie so am allerbesten!"

Im Walde, auf den langen, geraden Wegen schwiegen wir, bis er flüsterte, jetzt kämen wir gleich hin und, vielleicht daß das Vierte auch noch zu der Alten gekommen sei, da könnte es am Ende auch noch etwas für den jungen Herrn zu schießen geben. Ich sah aufgeregt über den langen, grünbewachsenen Weg mit seinem Geleise, der zwischen niederem Buchen- und Eichendickicht lief. Schwermütige, grüne Zweige schaukelten leise herein, und zuweilen sah man eine Schar Mücken geheimnisvoll über einer Stelle schweben. Still und brütend lag der Wald. Gerade als sich der Weg zu einer Blöße mit Heidekraut, Birken und kleinen Tannen erweiterte, blieb ich stehen und deutete auf eine feuchte Stelle, wo die gewaltige Fährte eines Schalenwildes eingedrückt war. Ein Hirsch, meinte ich, aber es war nur ein Wildschwein gewesen. Dann nahm mich der Jäger aufgeregt am Arme, ließ seinen Schubkarren stehen und führte mich zehn Schritte weiter.

„Hier," flüsterte er, „bin ich gestanden.



Studie von Prof. Chr. Drathmann

Ich hab' schon alleweil was gehört gehabt und bin ganz still gewesen. Auf einmal seh' ich grad bei dem Wacholderstrauch, wo das Gras so hoch steht, was Braunes und erkenn' gleich dahinter die Borsten am Rücken. Und so gezittert und gerückt hat sie mit der Haut, grad' wie eine Kuh, wenn die Bremsen stechen. Vom Kopf hab' ich gar nichts gesehen. Aber ich hab' mir gedacht, wenn das der Leib ist, langt mir's, da weiß ich schon, wo ich hinhalten muß. Und bin leise aufgefahren. Wie's kracht, liegt sie auch schon, aber gleich geht das Gerumpel los und oi—oi— wie bei den Zahmen. Und wie ich mich umdreh', steht dir da, wo Sie eben gemeint haben, es ist ein Hirsch, eine Sau wie ein Kalb, ja, wie ein Rind fast so groß und mit solchen Hauern! Ich wollt's eigentlich dem Herrn Doktor gar nicht sagen. Es blinzelt' mich an mit seinen kleinen Augen, und ich seh' jedes Haar auf dem Rüssel und ich sag's, wie's ist, — ich hab' Angst gehabt. An Schießen hab' ich gar nicht gedacht. — Und dann bläst der Eber, der ganz gewiß das größte Schwein ist, das wo im Spessart herumläuft — ich mein', ich hätt' das Blasen gespürt, und getan hat's ganz tief und schrecklich und fort war es. Ich kann Ihnen sagen, mir war's wohl zumute, wie ich ihn nicht mehr gesehen habe. — Der war so wuchtig — sechs Zentner langen nicht, daß er schwer ist. Und wie ich wieder geladen habe, wimmelt's grad nur so bei der Alten. Da hab' ich gelacht — und bauz — bauz — gleich drei sind da gelegen! — Gut zwei Stunden hab' ich auf das Vierte gewartet, aber es kam nicht mehr."

Wir trugen das erlegte Wild auf den Schubkarren. Die alte Bache streckte die schwarzen Läufe von sich, der Rücken wölbte sich spitz nach oben und an dem runden, tellerähnlichen Teil des vorderen Rüssels hing noch schwarze Walderde, aus der das Tier vor noch nicht langer Zeit schmatzend seine Nahrung gesucht hatte.

Wie wir abfahren wollten, hörten wir plötzlich einen Hund jagen.

„Das ist dem Bahnwärter sein verdammtes Viech," sagte der schwarze Jäger. „Schon längst hätt' ich ihm eins 'naufgeschossen, wenn er nicht so schlau wäre. Am Ende gar bringt er das Vierte oder das ganz Große." — Und schon sprangen wir auseinander und verteilten uns auf der Blöße.

„Jiff — jifff —" kam die Jagd näher. Ein schlankes, rotleuchtendes Reh kam aus dem Wald, gewahrte uns und raste wie wahnsinnig zwischen uns durch, während der Hund in unserer nächsten Nähe giftig und wütend anzuschlagen begann. Da, wie aus der Pistole geschossen, mit wild fliegendem Bürzel sauste ein Wildschweinchen über die Blöße, ich fehlte es mit der Kugel, und mit einem Quietschton brach es unter dem groben Hagel des zweiten Schusses zusammen.

Ich sah langsam ein Birkenbäumchen sich neigen und fallen und meine Zunge tat mir plötzlich weh, und ich hatte den Mund voll Blut. Der Kugelschuß hatte das Bäumlein gefällt und mir das Gewehr gegen die Kinnlade geschlagen. Das Wildschwein zuckte nur noch mit den Läufen, aber der Hund bellte wütender und giftiger denn je, bis er plötzlich in ein wildes Klagen ausbrach. Gleichzeitig blickte ich in die dunklen, vor Aufregung ganz stumpfen Augen des Jägers, der sich herangeschlichen hatte und jetzt flüsterte: „Ich schwör', das war der große Eber."

Mit neu geladenem Gewehr und aufgeregt suchte ich Schritt für Schritt die Umgebung ab. Aber wir fanden weder von dem Hauptschwein etwas, noch von dem Hunde. Der arme Teufel mußte sich irgendwo zum Sterben verkrochen, die Gewehre des Keilers gute Arbeit getan haben, denn zu seinem Bahnwärter kam er nie mehr zurück. Ein Jahr darauf ging die Mär, man hätte bei Rohrbrunn ein ungeheuerliches Wildschwein verendet gefunden. Fast ein Pfund Blei hätte man in Form von Kugeln, Posten und Schroten aus seinem Körper geschnitten, verendet war es jedoch an einem kleinen Streifschuß, der eine Geschwulst bei der Luftröhre hervorgerufen hatte, woran es erstickt war. Wahrscheinlich war es unser Hauptschwein gewesen, das mir der kleine Hund des Bahnwärters vielleicht auch gebracht hätte, wenn das verflixte kleine Wildschweinchen nicht gewesen wäre, wegen dessen mein Vater mich jahrelang Kindsmörder nannte.

*

Wie viele Nächte habe ich nicht noch später in diesen Dickungen, kaum anderthalb Meter über der Erde, auf einem schmalen Holzsitz gesessen, hörte die Sauen unter mir suhlen, schmatzen und grunzen, hatte mir weißes Papier an den Gewehrlauf geklebt und konnte doch vor Dunkelheit nicht schießen. — Wie viele andere schimmernde Mondnächte saß ich auf dem weitausgeladenen Äste eines Apfelbaumes, zu meinen Füßen ein wogendes Haferfeld, sah zuweilen in der Ferne gleich Schatten Wildschweine einwechseln, hörte sie wieder schmatzen, sah am Morgen ringsum die Täler mit milchigem Nebel gefüllt, und kam doch nie mehr zu Schuß.

Solche Nächte und Bemühungen aber, die uns Stunden um Stunden dicht an die Natur gebracht haben, sind in ihren Eindrücken tiefer und nachhaltiger als ein rasch hingeworfener Schuß, mit dessen Erfolg wir Bewunderung oder Neid erregen und wovon immer erzählt wird.

Ach, ich möchte jene Eindrücke der frühen Jugend um alles in der Welt nicht missen. Sie haben mein Inneres mit Andacht und Ehrfurcht, mit Ahnungen und Bangnis erfüllt, daß ich beim Rauschen des Waldes, bei still ragenden Tannen, bei einem Windstoß plötzlich die Natur ganz dicht bei mir fühle und von ihr erschüttert werde.



Der ungerechte Richter. Nürnberg, Germanisches Museum

Hans Leinberger

ein neuentdeckter Großmeister altdeutscher Plastik

Von Prof. Dr. W. von Grolman

Je mehr wir uns dem jähen, durch die religiöse Revolution bedingten Ende unserer alten Plastik nähern, die fast ganz von der Kirche lebte, in um so großartigerer Mannigfaltigkeit und Kraft tritt sie uns entgegen. Der niedersächsischen Derbheit in Westfalen und der Hansakönigin Lübeck steht die fast körperlose Jenseitskunst Riemenschneiders in Mainfranken gegenüber, und während in Nürnberg, der Hochburg des deutschen Humanismus, die Vischerhütte bereits die selbstbeherrschte Haltung des modernen, am Renaissance-Ideal geschulten Menschen der deutschen Kunst zu schenken weiß, in Augsburg, der zweiten humanistischen Zentrale, eine mehr südlich-sinnliche Renaissance ihren Einzug hält, Schwaben eine liebenswürdige Anmut pflegt, entwickelt sich an anderen Orten ein letzter gotischer Spätstil von titanenhaftem Wuchs, in dem die abstrakte Ausdruckskraft der gotischen Linie sich mit einer halb-renaissancemäßigen Grundempfindung verbindet, deren zuletzt in das Übermenschliche gesteigerte Typen eine auffallende seelische Verwandtschaft mit den Gestalten verraten, die ungefähr zu gleicher Zeit im Süden aus den Händen Michelangelos hervorgingen.

Dieses Zusammentreffen ist psychologisch höchst merkwürdig. Michelangelo ist bekanntlich der Vollender der Renaissance und der erste Vertreter des Barocks. An der Decke der Sixtinischen Kapelle flattern wild die Gewänder und zucken jäh die Glieder, aber noch herrscht in den heroischen Gestalten die halb heidnische Grundstimmung der Renaissance. Erst in seinen spätesten Werken beginnt auch die geistig religiöse Reaktion sich geltend zu machen. Sobald überhaupt der christlich-asketische Gedanke durch die Aufstachelung des Katholizismus, die ihm die religiöse Revolution im Norden brachte, wieder auflebte, war es mit der selbstzufriedenen Ruhe der Kunst ein für allemal vorbei, und Erregung, das heißt im Bildwerk: lebhaft bewegte Gestalten und unruhige Gewänder lösten die vornehme Stille der Klassik ab — die Kunst des Barocks ward geboren.

In Deutschland war der Verlauf der Entwicklung zunächst ein ganz anderer als jenseits der Alpen. Der Humanismus war im 15. Jahrhundert hier noch eine Angelegenheit ausschließlich des Gelehrtentums; die Kunst blieb zunächst unberührt. Waren doch die Künstler kleinbürgerliche Handwerker, während sie in Italien bereits vielfach an der Spitze der wissenschaftlichen Bewegung standen. Man denke nur an Alberti, Lionardo u. a. In den zwanziger bis vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts herrschte weithin in Deutschland eine liebenswürdig heitere halbhöfische Kunst, die noch in dem großen Kölner Dombild Stephan Lochners den bekanntesten Vertreter ihrer Spätzeit liefert.


Johannes der Evangelist aus dem Moosburger Altar

Die zweite Hälfte des Jahrhunderts aber erfüllt die Unruhe der Spätgotik, der die eckigen Brüche des niederländischen Realismus zur willkommenen Ausdrucksform dienen. In Veit Stoß erreicht das aufgeregte Wesen der Spätgotik — nicht nur in seiner bekannten Gewandsprache — den ersten Höhepunkt. Wegen der Unruhe seines Stils mußte der arme Kerl sich ehemals Untersuchungen gefallen lassen, ob er nicht „heißes polnisches Blut" im Leibe habe, während wir jetzt in ihm nur den Hauptvertreter des sogenannten ersten gotischen Barocks erblicken, das aber in jeder Beziehung der Vorläufer des späteren war. Etwa seit 1510 bis 1530 begegnen uns die Hauptvertreter dieses unruhigen Mischstils von Renaissance und Gotik vor allem im eigentlichen Altbayern, dessen Kunst sich schon im 15. Jahrhundert durch eine drastische Charakteristik ausgezeichnet hatte. In der Gegend zwischen Landshut und Regensburg, dann am Oberrhein, in dem „Meister H. L." des Breisacher Hochaltars und gemäßigter am Mittelrhein in Hans Backofen; ferner in extremster Form in dem Meister Andras Morgenstern aus Budweis. Daß auch die Malerei in den Werken Grünewalds eine Parallelerscheinung aufweist, hat die Kunstgeschichte ebenfalls erkannt.

Vergleichen wir nun nochmals die Situation in Deutschland mit der in Italien, so ergibt sich folgendes: Im Norden vermählt sich die Unruhe der Spätgotik mit der neu vom Süden her eindringenden Körperhaftigkeit der Renaissance; im Süden wird umgekehrt die klassische Ruhe der Renaissance mit neu eindringendem Bewegungsdrang und nervöser Reizbarkeit erfüllt. So entsteht trotz anscheinend ganz verschiedener Ursachen in beiden Ländern ein ähnliches Ergebnis. ———

★

Aus der Gegend von Landshut, der Residenz kunstliebender Fürsten, stammt wahrscheinlich Meister Hans Leinberger, dem diese Zeilen gelten. 1510 wird er zum ersten

Male, 1530 zum letzten Male erwähnt. Geboren ist er wahrscheinlich zwischen 1470 und 1480. 1906 wurde er durch G. Habich in die Kunstliteratur eingeführt. Eine reich illustrierte, fast sämtliche für den Meister in Anspruch genommenen Werke wiedergebende Monographie, geeignet freilich nur für Wissenschaftler, hat Adolf Feulner 1923 in München erscheinen lassen. Derselbe Autor widmete ihm eine glänzende Charakteristik in seinem zweiten Buche: „Die deutsche Plastik des sechzehnten Jahrhunderts". Feulner zählt den Künstler mit Recht „neben Veit Stoß und Peter Vischer zu den großen Schöpfernaturen seiner Zeit".

Schon bald nach seiner Entdeckung hat man auch erkannt, daß die lange Zeit dem Veit Stoß zugeschriebene bekannte Gruppe des Germanischen Museums „Der ungerechte Richter" unserem Meister gehört. Man nahm an, daß er vielleicht auf der Gesellenfahrt nach Nürnberg gekommen und sie hier für das Rathaus geschaffen habe, wogegen freilich die reife Meisterschaft dieses prächtigen Werkes Widerspruch erhebt. Eine soeben erschienene Arbeit bestätigt diese Auffassung. Zugleich wird hier zum ersten Male eine richtige Deutung des Fabeltiers gegeben. Es ist als Greif aufzufassen. Der Greif, im Altertum der Wächter des Goldes, galt dem Mittelalter als Symbol der Geldgier. Das Schicksal der Gruppe ist charakteristisch. Bis 1830 stand sie über der Tür der Gerichtsstube im Rathaus als Lünettendekoration. Dann verschwand sie in irgendeiner Rumpelkammer. Als sie das Germanische Museum wieder ans Licht zog, fehlten zwei zum Verständnis unentbehrliche Figuren, nämlich der hinter dem Reichen stehende ihm zuflüsternde Teufel und der Engel, der dem Armen das Himmelreich verspricht; denn ohne diese beiden Gestalten wäre die Darstellung über der Tür einer Gerichtsstube geradezu eine Verhöhnung, während sie offenbar nur eine Warnung für den Richter und die Reichen und für alle Fälle ein Trost für die Armen sein sollte. Auch die Teile, die dem Richter einen erhöhten Sitz gewährten, sind verschwunden und wurden im Museum durch einen einfachen Kasten ersetzt.

Von dem eigenartigen für ihn bezeichnenden wildbewegten Faltenwurf abgesehen, tritt uns der Künstler hier bereits durchaus als Angehöriger der Renaissance-Generation entgegen. Namentlich in dem Reichen ist auch der letzte Rest von Gotik und Mittelalter überwunden: In elegantem Kontrapost steht er da, das Spielbein mit gebogenem Knie leicht auf die Zehenpartie gestützt; federnd wiegt sich der Körper in den Gelenken, und wie in der ganzen Haltung drückt sich erst recht im Kopf eine selbstsichere Überlegenheit aus, die zwar durch die Situation gefordert ist, aber dem Mittelalter und der Gotik durchaus unbekannt blieb. — Es ist der Angehörige des vornehm gewordenen reichen Bürgertums, das



Die Landshuter Madonna

hier zum ersten Male auf der Bühne erscheint. Um so ergreifender wirkt das hilflose Flehen des armen Teufels ihm gegenüber. Der Richter hört ihm scheinbar teilnehmend zu, aber schon senkt sich die Wage nach der anderen Seite.

Deutlich trägt dagegen eine frühe sitzende Madonna des Kaiser Friedrich-Museums den Charakter einer Jugendarbeit. Die ganze Auffassung ist noch die der spätgotischen Handwerkskunst. Die Madonna ist eine bescheidene Kleinbürgerin, ängstlich nach dem Modell geformt. Ähnlich wirkt das Kind.



Die Landshuter Madonna
Ausschnitt

Wenige Jahre später, um 1513, vollendete der Meister sein großes Hauptwerk, den Hochaltar der Castuluskirche in dem Landshut benachbarten Moosburg. In vollendeter Harmonie mit der Linienführung der großen Chorfenster und des Gewölbes baut sich leicht und anmutig das Werk bis zu einer Höhe von 14 Metern empor, gerade das Mittelfeld zwischen den beiden Chorfenstern füllend.

Hier erreicht Leinberger den ersten Höhepunkt seines Schaffens. Die geistgesättigte Energie dieser machtvollen Gestalten bildet geradezu — wenn auch bei allem gebührenden Abstand — eine deutsche Parallele zu den Propheten und Sibyllen Michelangelos. Freilich der Florentiner kam aus der italienischen Hochrenaissance, der formal abgeklärtesten Kunst, die die Welt seit der Antike gesehen hatte. In unserem Meister aber lodert die heiße Flamme der Spätgotik zu einem letzten grandiosen Feuerwerk empor. Doch auch selbst der Italiener scheute nicht davor zurück, namentlich in seinen Spätwerken, der Macht des Ausdrucks zuliebe die Grenzen der Natur zu überschreiten. Ganz ähnlich dient auch dem Deutschen, um mit den Biographen des Meisters zu reden, „die Vergewaltigung der Natur dazu, den Eindruck des Übermenschlichen zu erreichen". Wie sturmgepeitschte Meereswogen rollen die gewaltigen Schüsselfalten über die Körper hin. Das läßt freilich auch das Kühnste hinter sich, das der große Florentiner sich erlaubte, aber auch diese Form hat ihr Gesetz.



Der heilige Jakobus. München, Nationalmuseum

Gewaltig ist auch die Körpergröße der Figuren, die bei der Madonna etwa 2,50 Meter erreicht. In diesen breitgebauten, fest auf der Erde stehenden Gestalten ist auch der letzte Rest gotischer Jenseitsempfindung verschwunden. Wir zeigen hier nur den Evangelisten Johannes. Er ist freilich nicht nur die Spitzenleistung des Altars, sondern zählt zu den großen Kleinodien unserer alten Kunst überhaupt. Nicht

als der sanfte Liebesjünger, als begeisterter Glaubenskämpfer, erhobenen Hauptes, den kühnen Seherblick nach oben gerichtet, mit stahlharten, trotz ihrer Jugend bereits von geistigen Kämpfen durchfurchten Zügen tritt uns hier der Verfasser des vierten Evangeliums entgegen. Mit der erhobenen Rechten beschwört der Jünger das Gift in dem Becher, das als Schlange symbolisiert ist. Das wildwogende Gewand erhöht den Eindruck der geistigen Erregung, von der die ganze Gestalt durchglüht ist.

★

Diesem gewaltigen Werk zum Trotz war es dem Meister beschieden, sich selbst in der späten Landshuter Madonna zu übertreffen. Noch nicht lange ist es her, daß man sie aus dem Versteck in der Kirche, deren Altar einst das Werk geschmückt hatte, wieder ans Tageslicht gezogen hat. Schon die Gesamterscheinung, zu deren geistigem Gewicht nicht zuletzt das rauschende Pathos der Gewandbehandlung beiträgt, ist von wahrhaft königlichem Adel. Wie eine überirdische Vision wächst schlank und doch kraftvoll die Gestalt aus der Engelswolke, die ihr den Saum des Gewandes trägt, empor. In dem erhabenen Haupt einen sich nordischer Ernst und südliche Formenklarheit; dabei zeugt die Bildung des schmalen Kopfes durchaus von germanischer Rasse. Unter der hohen, kühnen Stirn blicken die tiefliegenden, beschatteten Augen schwermütig in die Ferne, als sähen sie im Geiste das Schicksal des Kindes voraus. Der fest geschlossene, edel gezeichnete Mund erhöht den Ernst der Erscheinung. Auch die Hände sind von aristokratischer Bildung, vornehm und rassig ist die Haltung der Finger. Wäre nicht der derbe Naturalismus des Christusknaben, für den aber immerhin einigermaßen die fabelhafte Lebendigkeit und die treffsichere Beobachtung kindlichen Wesens entschädigen — das Kunstwerk könnte berufen sein, eine Art deutscher Sixtina zu werden.

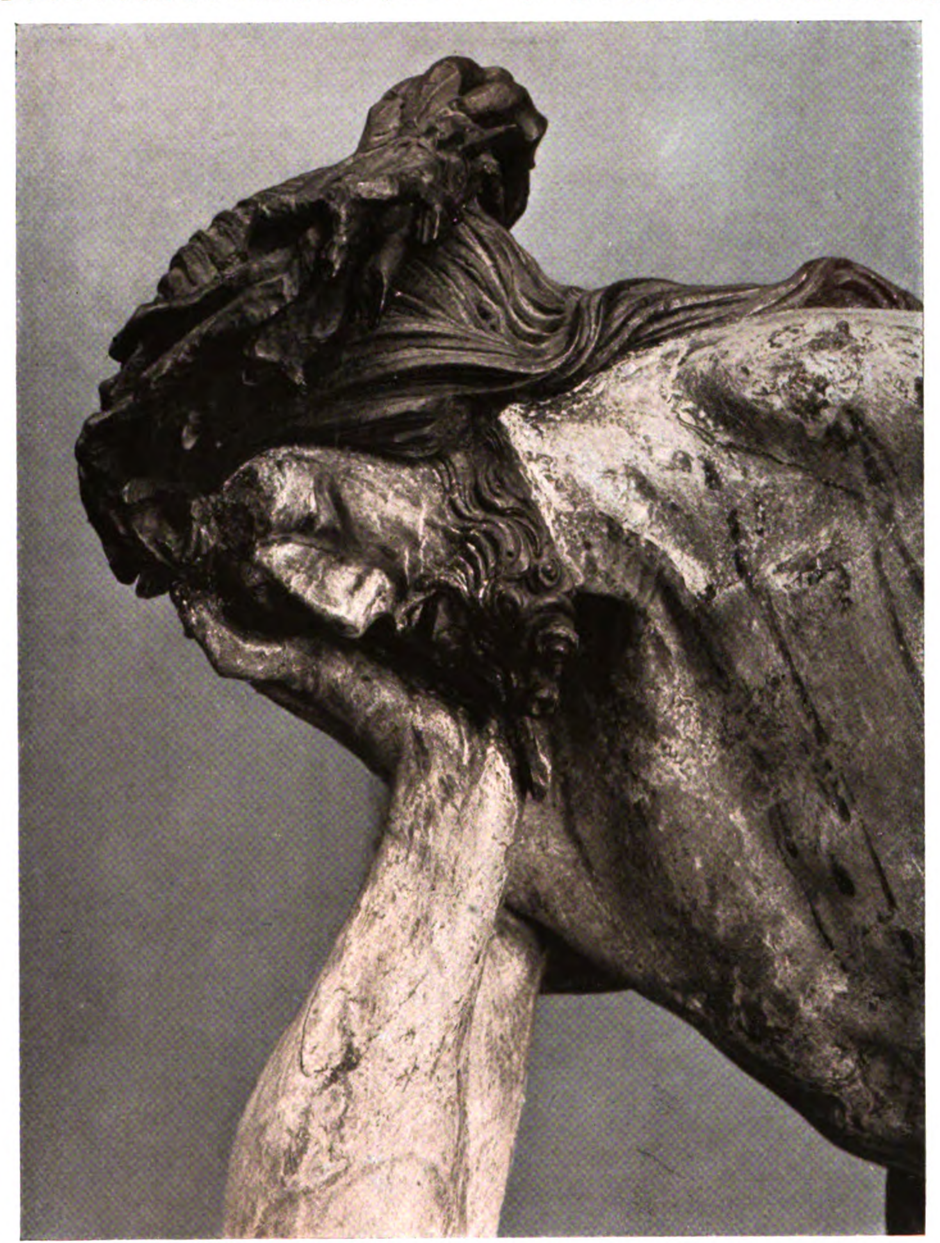
Ein weiterer Vertreter des Spätstils von nicht geringerer Kraft und Monumentalität, in den Abmessungen noch ungewöhnlicher als die letztvorausgegangenen Werke, ist der Hl. Jakobus; hat doch die sitzende Gestalt eine Höhe von 2 Metern! Diesem Jakobus ist es noch schlimmer ergangen als der Landshuter Madonna. Die letzten Jahrzehnte hat er, ehe ihn, gerade noch rechtzeitig vor dem Untergang, das Bayrische Nationalmuseum gerettet, vor dem Tanzsaale eines Dorfwirtshauses verbracht. Die Spuren dieses Aufenthaltes sind leider nur allzu deutlich zu sehen.



Christus in der Rast. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Auch hier erfüllt die erregte, aber bei aller heftigen Bewegung dennoch klare und übersichtliche Gewandbehandlung, ähnlich wie bei der Landshuter Frau, die Aufgabe, den Beschauer in die richtige Stimmung zu versetzen, um den geistigen Gehalt der dargestellten Persönlichkeit in sich aufzunehmen. Sie wirkt, möchte ich sagen, wie die rauschende Ouvertüre einer Wagnerschen Oper. Der Jünger hat, ergriffen von dem, was er soeben in dem Riesenband auf seinen Knien gelesen, das Haupt erhoben und schaut, während noch die mit glänzendem funktionellen Verständnis durchgearbeiteten, vornehmen Hände, halb mechanisch in den Seiten blättern, sinnend, das Gelesene überdenkend, in die Ferne. In dem feingeschnittenen Haupte spiegelt sich die träumerische, nervös-bewegte Stimmung des spätmittelalterlichen Menschen.

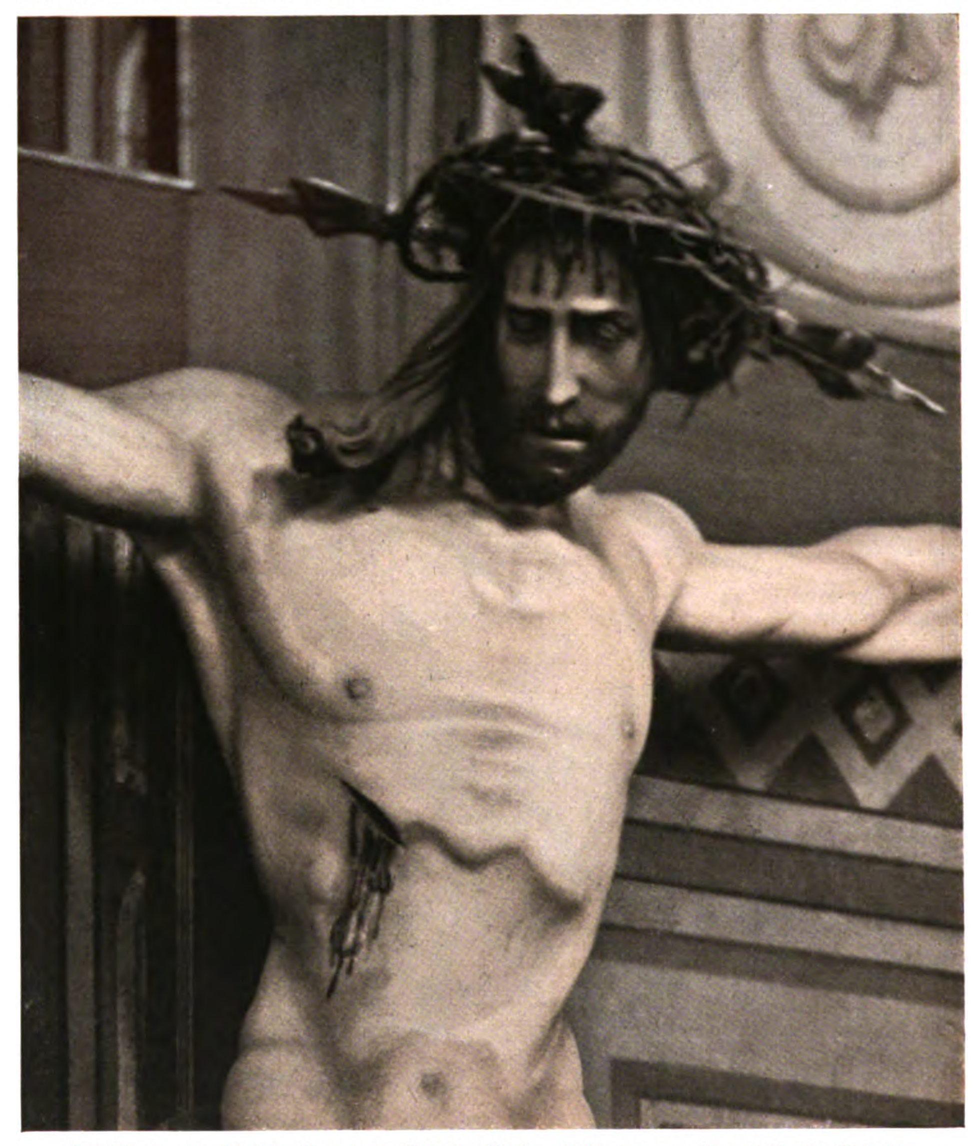
Ganz als reiner Renaissancekünstler tritt uns Leinberger endlich in dem „Christus in der Rast“ des Kaiser Friedrich-Museums entgegen. Eine fast plötzliche Beruhigung nach Form und Inhalt ist in der Kunst des Meisters eingetreten. Nur in dem Lendentuch sind noch Spuren gotisch-barocker Unruhe zu finden. Die statische Klarheit des Körperbaues, die freie Gelöstheit der Glieder, wie die seelische Auffassung gehören ganz der neuen Zeit. Diese „erhabene Resigniertheit“, wie Adolf Feulner sie nannte, der die Arbeit vor drei Jahren in die Lite-



Ausschnitt aus: Christus in der Rast. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

ratur einführte, ist nicht die Stimmung des mittelalterlichen, seine Mission erfüllenden Gottessohnes: das ist moderne Gefaßtheit des großen, in sein Schicksal ergebenen Menschen. Das Bildwerk mißt nur 75 Zentimeter Höhe. Auch gibt es mehrere Wiederholungen; wohl mit Recht nimmt man daher an, daß das Berliner Exemplar als kleine Modellvorlage vom Meister für Werkstattwiederholungen geschaffen wurde.

Die letzten Folgerungen in der hier eingeschlagenen Richtung zieht Leinberger in dem ebenso großartigen wie erschütternden Kruzifixus, der jetzt die Hochwand des Mittelschiffs in Moosburg schmückt. Der anatomisch vorzüglich proportionierte Körper ist großzügig behandelt, aber durchaus verstanden. „Unvergeßlich“ nennt mit Recht Adolf Feulner den Anblick dieses schmalen, aristokratischen Hauptes mit den scharf ge-



Kruzifixus. Ausschnitt. Moosburg, Castulus-Kirche. Aufnahme von August Reusch, München

schnittenen, kühn geschweiften Brauen und dem brechenden Blick in den tief zurückgesunkenen, schwer beschatteten Augen. Das Ergreifendste aber und von allem Herkommen Abweichende ist der merkwürdige Zug von Bitternis, der über dem Ganzen waltet.

Wenigstens hervorgehoben seien hier noch die erschütternden und doch über dem rohen Naturalismus des Bayrischen Quattrocento erhobenen, ganz mit Künstleraugen gesehenen kleinen Buchsbaumreliefs der Kreuzigung, Kreuzabnahme und Beweinung in München (Nationalmuseum) und Berlin (Kaiser Friedrich-Museum). Ferner ein großes, flaches Holzrelief der unter dem Kreuze trauernden, ganz im Profil gesehenen Maria, einst in Dingolfingen, jetzt im Bayrischen Nationalmuseum, sowie eine späte, leider stark mitgenommene, vollfigürliche, ausdrucksstarke Kreuzigung in Berlin. Unter den Epitaphien verdient dann noch das der Familie Rohrer mit der majestätischen Dreieinigkeit trotz starker Zerstörung schon deshalb Erwähnung, weil es dank dem hier wie auch auf den erwähnten Buchsbaumreliefs angebrachten Monogramm des Meisters, einem verbundenen H. & L., zur Entdeckung seines Namens geführt hat.

Auf dem Turm von Sankt Johann

Eine einfache Geschichte von Eilhard Erich Pauls

Der Herr Wachtmeister schnaufte bedeutend, und der Holzstuhl knackte, auf den er sich fallen ließ. Einhundertundsechsundsiebenzig steinerne Stufen in der Wendeltreppe und nachher noch vierunddreißig Stufen eine Holztreppe hinauf, die fast mehr Leiter war — das hätte auch Leute außer Puste gebracht, die weniger gewichtig waren als Wachtmeister Hieronymus Rhode, ehemals bei den Halberstädter Kürassieren, erster Eskadron, nunmehr kommandiert zum Bürgermeisteramt von Niedergrimmhausen, wohnhaft auf beiden Türmen der Sankt Johanniskirche.

„Und nun weinst du nicht mehr, Mädchen," sagte er, aber er hatte noch nicht Atem genug zu einer längeren Rede. Darum weinte denn auch das Mädchen weiter und weinte nur noch herzbrechender hinter ihrer Schürze.

„Hast du was zu trinken, Mutter?" fing der Wachtmeister wieder an. „Aber mehr als Kaffee hast du wohl nicht?"

Guten Kaffee aus unschädlichen Zichorien hatte die Frau Wachtmeisterin, und er übte stets beruhigende Wirkung aus, auch auf den Herrn Wachtmeister, der im übrigen stärkeren Getränken den Vorzug gab.

„Und nun weine nicht mehr, Mädchen," sagte er und ließ seinen Baß dröhnen, daß der Wind draußen einen Schrecken bekam, nur noch einmal den Turmhahn knarrend drehte, danach aber sich in den Wald nach Obergrimmhausen zu verzog. „Deine Geschichte habe ich nun schön in die Reihe gebracht. Denn den Herrn Rittmeister und Eskadronchef möchte ich erleben, dem sein Wachtmeister die Schwadron nicht in Reih und Glied hinstellt, wie es sich gehört. Alles ausgerichtet, Herr Rittmeister, und das Riemenzeug ist frischgeweißt. Ja, auf Wachtmeister Rhode können Herr Rittmeister sich verlassen. Weine nicht, Mädchen, Anne Wentorf aus Klein-Zirknitz in der Mark. Hat alles seine Richtigkeit, haben der Herr Rittmeister gesagt, und in den andern Turm, ins Kittchen an der Sorge, gehen wir beide nicht zurück. Ist zu hoch hier, sechzig Meter über der Bürgerschaft von Niedergrimmhausen, da geht keiner ohne Not hinunter."

Das Mädchen weinte nur heftiger, denn das war ihm doch zum ersten Male geschehen, und gewohnt war die Jungfer es noch nicht, vom Landreiter im Gefängnis abgeliefert zu werden. Ja, wenn man dort im Sorgenturm noch hart angefahren wäre! Dann hätte man trotzig sein können und hätte seinen Halt daran gehabt. Aber Gefängniswärter dort, wo der Stadtgraben übel roch, am breiten Sorgenturm, der alten, übriggebliebenen Befestigung des Städtleins Niedergrimmhausen, war Wachtmeister Hieronymus Rhode. Gegen den konnte man nicht trotzig sein, gegen den fettgeharnischten Soldaten und grimmigen Schnauzbart gab es keine Wehr, denn der wickelte einen ja ein, als ob er eines armen verlaufenen Mädchens leibhaftige Mutter wäre.

„Nun solltest du ordentlich der Reihe nach erzählen, Vater, erst den Zaum und dann den Sattel und zuletzt den Gurt gezogen," mahnte die Frau Wachtmeisterin.

„Und du trinkst eine Tasse Kaffee, Anne. Und Herr Rittmeister sollst du nicht immer noch sagen, Vater, als ob die alten Zeiten wären. Das schätzen der Herr Bürgermeister gar nicht."

Darauf strich sich der Wachtmeister seinen Bart. „Daß du von Sachen des Regiments nichts verstehst, Mutter, und Stall und Kasino in einen Topf wirfst, weiß ich," sagte er.

Aber die Frau Wachtmeisterin wurde eifrig. „So," schalt sie, „und deine Koppel? Habe ich dir die nicht vorne und links und rechts so an deinem Rock festgenäht, daß sie nicht mehr herunterrutschen kann?"

„Das hast du," lobte der dicke Herr, „und der Herr Rittmeister haben es bemerkt. Man gut, daß der Pallasch nicht mehr dran sitzt, sondern bloß solch leichtes Polizeidings in Lederfutteral."

Nun jedoch hielt das Mädchen dem Wachtmeister seine gefalteten Hände unter die Augen. „Was soll bloß aus mir werden? Und wenn Sie mir doch nur sagen wollten, was Sie bei dem Herrn Bürgermeister ausgerichtet haben! Und wenn ich noch einmal wieder vor den Richter geschleppt werden soll und soll da aussagen, was gar nicht auszusagen menschenmöglich ist, und nachher treibt mich der Herr Landreiter zum Spektakel für die ganze Stadt durch die Straßen, und soll dann in den Sorgenturm, wo die Mörder und Diebe



sitzen, dann, lieber Gott, ja, dann springe ich vom Turm herunter!

„Mädchen, Anne, versündige dich nicht!“ schrie die Wachtmeisterin und füllte die Kaffeetasse des armen Mädchens und die eigene.

„Sind sechzig Meter rund,“ sagte der Wachtmeister und lachte. Aber das Lachen verbot ihm seine Frau, und das Mädchen bat händeringend um Auskunft. So bequemte sich denn der Wachtmeister, Bericht zu erstatten.

„Rapport! verlangten der Herr Rittmeister. ‚Zu Befehl, Herr Bürgermeister!‘ habe ich gesagt, denn im Amt und auf dem Rathaus — alles, was recht ist, da sind die alten Zeiten und Anno siebenzig und Metz aus und vorüber, und der Herr von Ahlen werden im Bürgermeistersessel so dick und fett wie sein Wachtmeister auf dem Turm von Sankt Johann. ‚Befehl, Herr Bürgermeister, gestern abend acht Uhr vom Landreiter Emich eingeliefert im Sorgenturm die Jungfer Anne Wentorf aus Klein-Zirknitz in der Mark, wegen Landstreichens zu acht Tagen einfacher Haft verurteilt. Richtig in Empfang genommen und dem Herrn Landreiter Emich, weiland Unteroffizier bei den Stendaler Ulanen‘ — na natürlich denken wir noch an Mars-la-Tour — ‚dem Kamerad Emich in sein Befehlsbuch bescheinigt. Befehl, Herr Bürgermeister, amtlich in Augenschein genommen und zu Protokoll gebracht und eingeschlossen ins Kittchen, wie die Order gegangen ist.‘ Und dann — ja, da haben der Herr Rittmeister seine Zigarre angezündet und haben mir auch eine gegeben. Die habe ich noch hier zwischen den Rockknöpfen und werde sie heute abend rauchen. Mutter, ich glaube, dann mußt du mal nach Frau Sattlermeister Krühne, Schützenhauptmann, sehen. Ich glaube, da ist es nun so weit.“

Das Mädchen stöhnte nur angstvoll auf, aber die Frau Wachtmeisterin schalt. „Kümmere dich nicht um meinen Kram, Vater,“ sagte sie grob. Sie machte nicht immer so viele Worte wie der Wachtmeister, obwohl sie Hebamme von Niedergrimmhausen war und Recht zu vielen Worten amtlich gehabt hätte. „Dazu habe ich meinen Klingelzug unten und mein Porzellanschild. Aber hier, hier mal—trä—tierst du unsere Kleine.“

Doch der Wachtmeister war ein abgefeimter Bösewicht. Er grunzte behaglich. „Siehst du, Mutter, gerade das habe ich dem Herrn Rittmeister auch gesagt.“

„Was?“ schrie seine Frau. „Untersteh dich!“

„Unsere Kleine, genau das, unsere Kleine, habe ich dem Herrn Rittmeister gesagt. Und das von Mördern und Dieben im Sorgenturm, Mädchen, in meinem nebenamtlichen Sorgenturm, das hast du auch man bloß so hingeredet. Mörder ist was Grausliches, das haben wir hier überhaupt nicht, aber einmal, Anno sechsundsiebenzig, da hatten wir hier einen Wilddieb zu sitzen. Drei Tage lang, dann ist er uns durch die Lappen gegangen. Ja, der Herr Amtsrichter waren böse, und der Herr Rittmeister haben natürlich auch gescholten. Aber der Herr Rittmeister haben mir auch damals eine Zigarre gegeben.“

„Und diesmal?“ fragte seine Frau. „War's dem Herrn Bürgermeister denn recht, daß du —“

Der Wachtmeister unterbrach seine Frau schon durch sein Kopfnicken.

„‚Na, Wachtmeister Rhode, was haben Sie nun mit dem Gefangenen gemacht?‘ Ja, das haben der Herr Bürgermeister gefragt, nachdem er mir die Zigarre geschenkt hatte, diese hier. Und diese zweite Zigarre haben sie mir gegeben, als ich geantwortet hatte: ‚Befehl, Herr Bürgermeister. Es war keine Gesellschaft im Sorgenturm, und ich mußte nach Haus zu meiner Frau, auch meinen Dienst auf dem Turm von Sankt Johann vertreten, daß kein Feuer in der Stadt ausbricht und die kleinen Kindeleins in Niedergrimmhausen mit rechtem Schick auf diese Welt niederkommen. Und überhaupt ist der Sorgenturm nicht der richtige Ort für ein junges Mamsellchen, wenn auch der Herr Amtsrichter Jock, der nicht gedient hat und Anno siebenzig nicht dabei gewesen ist, und der Kamerad Emich meinen.‘ Jawohl, das habe ich dem Herrn Bürgermeister gesagt. ‚Befehl, Herr Rittmeister, und draußen war es gestern abend mittlerweile dunkel geworden und die liebe Straßenjugend nicht mehr um den Weg. Da habe ich die Jungfer Anne Wentorf aus Klein-Zirknitz in der Mark gut eingepackt, unter den Arm genommen wie einen Sack Hafer und die zweihundertundzehn Stufen hinaufgetragen zu Muttern, und da bleibt sie, Befehl, Herr Rittmeister, Herr Bürgermeister, habe ich gesagt. Unsere Kleine!‘“

Er wurde beinah zärtlich, und die Frau Wachtmeisterin nahm das Mädchen in ihre Arme. „Ja, da bleibst du, Kleine,“ sagte sie. „Und wir haben wieder ein Kind wie damals —“ Aber sie sprach nicht weiter. Eine Träne rollte aus ihrem Auge.

„Ach, das habe ich ja nicht verdient,“ schluchzte die Anne Wentorf. „Und so gut sind Sie zu mir.“

„Du sollst du sagen, Anne,“ schalt die Wachtmeisterin.

„Und Vater und Mutter sollst du sagen, Anne. Und das kannst du nicht sagen, Anne, daß so ein Mensch ein guter Mensch ist, der ein armes Mädchen mal—trä—tiert und seine Frau.“

Nur reichlicher flossen die Tränen. „Und ich bin doch nur eine Landstreicherin,“ schluchzte das Kind.

Da knarrte des Wachtmeisters Stimme beinah im alten Befehlston vor der aufgesessenen ersten Eskadron: „Befehl, Herr Rittmeister, unser Junge, unser Hans, als er vierzehn Jahre alt war, ist er durchgegangen,

weil er vom Turm zu Sankt Johann die weite Welt ringsum nicht mehr bloß sehen konnte. Befehl, Herr Rittmeister, und unser Junge, unser Hans, sechs Jahre sind es her. Und ein Landstreicher vielleicht. — Befehl, Herr Rittmeister, und das Mädel bleibt oben.“

Nun faßte die Wachtmeisterin seinen Arm und rüttelte ihn derb. „Also was haben der Herr Bürgermeister geantwortet? Vater, so sprich doch!“

Aber der Wachtmeister hatte seine Gemütlichkeit wieder. „Tu' ich denn was anderes Mutter? Bin ich denn nicht schon ganz heiser geworden?“

Da half nichts. Mutter Rhode stand auf und holte eine Flasche Morgensternsches Bier aus dem Wandschapp und goß dem lieben Vater sein schäumendes Glas voll. Das Mädchen saß da mit brennenden Augen und zitternden Händen. Aber der Alte kippte sein Bier hinter die schwarze Militärbinde und leckte sich die Tropfen vom Schnauzbart. Dann nahm er die eine der beiden Zigarren aus dem Rocke, wo sie zwischen den Knopflöchern stak wie zu besseren Zeiten das Befehlsbuch, biß die Spitze ab und setzte sie in Brand. — „Die darf ich ja denn heute mittag schon rauchen,“ sagte er zufrieden, „denn die haben der Herr Rittmeister mir dazu gegeben. ‚Werde es der Heimatbehörde des Mädchens melden,‘ haben der Herr Bürgermeister gesagt. ‚Verzichten ja wohl auf Unterstützung der dasigen Armenbehörde,‘ haben der Herr Bürgermeister gefragt. ‚Dann wird's wohl so bleiben und gratuliere Ihnen, Wachtmeister Rhode,‘ haben der Herr Bürgermeister gesagt. Sie wollten mit dem Amtsgericht selber reden.“



„Aber, Vater, warum hast du das bloß nicht gleich gesagt?“ schalt die Frau Wachtmeisterin. „Statt dessen ängstigst du zwei arme Frauenzimmer und —“

Doch das Mädchen rutschte von ihrem Stuhle herab und auf den Knien zu dem Wachtmeister hinüber. Der hob sie rasch empor und drückte ihr einen kräftigen Kuß auf die Lippen. „Nun weine nicht mehr, Anne,“ sagte er, „und nun bist du unsere Kleine!“

Es war gut gegen die Rührung der drei Menschenkinder, daß es zweihundertundzehn Stufen unter ihnen, sechzig Meter tiefer, aus dem Bereich der wohlanständigen Bürger herauf läutete. Die Frau Wachtmeisterin amtlich und Hebamme von Niedergrimmhausen im Nebenamte erhob sich seufzend. Aber die Anne Wentorf war froh, etwas für die neue Mutter tun zu können. „Ich laufe schon und sehe nach.“ Der Wachtmeister hatte gar keine Zeit mehr, hinter ihr herzurufen, daß man nie und niemals laufen dürfe, wenn man die schöne Aussicht hätte, mehr als einmal im Leben zweihundertundzehn Stufen abwärts und aufwärts und wieder abwärts und aufwärts zu steigen.

Die Mutter seufzte befriedigt. „Ist doch gut, so etwas um den Weg zu haben.“ Da hatte die Anne Wentorf schon auf halber Stiege den Boten der Frau Schützenhauptmann Krühne von der Edelmannstraße getroffen. Ein spitznasiger, grünbeschürzter Sattlerlehrling, der grinsend meldete, daß es nun bei der Prinzipalin wieder soweit wäre, und er könnte denn ja nun wieder Kinder wiegen und Windeln waschen, denn dazu wäre er Lehrjunge. „Man bloß keine Zwillinge, Mutter Griepsch!“ Aber vor der verdienten Maulschelle rettete er sich die Treppe abwärts. Die Frau Wachtmeisterin machte sich in Ruhe bereit. Erst noch holte sie das Essen aus der Grude und deckte den Tisch. Aber sie selber wollte bei der Frau Schützenhauptmann zu Mittag essen. „Denn da sind ja Frauenzimmer genug, die auch unter solchen Zuständen noch ein besseres Mittagessen auf dem Herde haben, obwohl unsere Kohl- und Rübensuppe mit Speck auch nicht zu verachten ist. Na, ich gehe denn, und die Anne bleibt bei dir.“

★

Sie blieben allein, und die Anne räumte ab und wusch das Geschirr, während der Wachtmeister schnarchte. Sie trat auf die Rampe, die um den Turm lief, und auf die

Brücke, die den Südturm mit dem Nordturm verband, und ging auf der Galerie auch um den Nordturm herum. Immer die eine Hand hielt sie am eisernen Gitter. Wenn man die krummen Bettelwege abenteuernd durch das Menschenland gegangen war, immer in Scheu und Niedrigkeit, dann schwindelte einem in der Höhe, und wenn man in die Irre gelaufen war, immer doch gejagt und auf der Flucht vor seiner eigenen Furcht, dann hatte einer Angst noch vor der ungewohnten Sicherheit. Eine Heimat hatte man nun und seine Ordnung hatte man und war ein reputierliches Bürgermädchen wieder geworden, das sein Mittagessen hatte, wenn es Zeit war, und ein Bett, wenn es Nacht geworden war, und seine Reinlichkeit und seinen behüteten Ruf. Das war warm und weich und beruhigend. Aber da draußen und ringsum — zweihundertundzehn Stufen hoch lag die Türmerwohnung von Sankt Johann — da leuchteten die Felder, die Kartoffeln in hartem, vertrocknetem Grün, das zu einem dunklen Braun geworden war, rauh und rissig. Die Kornbreiten in weich wogendem Gelb, und wer da mitten hindurch gehen könnte, die trockenen Ähren durch die Finger gleiten ließ, der konnte die goldene Reife des Roggens schmecken, und die Wege wie weiße Bänder dazwischen, in die Kreuz und in die Quer, und sie waren dazu gemacht, von jungen Füßen betreten zu werden. Aber die großen Landstraßen buckelten in die Weite, und das arme Herz tat sich auf, verlangend hinter ihnen her. Sie hatten keine Zeit, in die Kreuz und in die Quere zu laufen; sie hatten es eilig, in die weite Welt zu kommen, und keine sichere und behütete Enge gab es, die sie einfangen konnte. Immer der Sonne nach, immer dahin, wo irgendein Ziel, eine Ungewißheit, die reich war, ein Abenteuer lockte, irgendeine Hoffnung harrte.

„Nun laß das nur, Anne, unsere Kleine!" Da stand der Wachtmeister ausgeschlafen an ihrer Seite. „Da hinaus geht es, überall hinaus geht es. Es ist ganz gleich, wohin wir uns stellen. Komm auf den Südturm, da ist die Sonne. Und wenn sie unten sagen, daß es hier oben vor Wind nicht auszuhalten wäre, dann reden sie auch aus ihrem Unverstand. Aus mehr als zwei Richtungen kann der Wind ja doch nicht zu gleicher Zeit wehen. Nun mag er soviel Atem haben, wie ich damals hatte, vor den Halberstädter Kürassieren, erster Eskadron. Sie sagen da unten, daß der Sturm ganz unerträglich heulte. Laß sie reden und laß ihn heulen, Anne. Irgendwo haben wir hier oben immer ein windstilles Eckchen. Es kommt nicht an uns 'ran, das böse Blasen aus Himmelsecken oder Menschenmäulern. Komm auf den Südturm, da sehen wir den Fluß und hinter den Mühlinger Bergen den Wald. Siehst du, Anne, ja, das war doch noch etwas, die ganze Schwadron ohne Brücke über den Fluß weg, die Mannschaft im Ponton und die Pferde schwimmend im Wasser, am langen Halfter hinter den Pontons her. Und dann aufgesessen und ein kurzer Galopp, daß die Gäule wieder ein trockenes Fell bekamen. Ja, da hast du recht, Anne, Kleine, nun bin ich ja dick und habe das nicht mehr nötig. Aber der Hans, und als er vierzehn Jahre alt war — ich weiß das wohl, dann muß man sich halten, mit beiden Händen am eisernen Gitter, weil man fest sitzt und nicht in die Welt hineinspringen kann. Sieh lieber nach der anderen Seite, Kleine, da liegen die Wälder, und soweit du blickst, die Wälder, ein Wald hinter dem anderen. Wo es schwarz ist, da sind Fichten. Die Meisen läuten drin, und die toten Nadeln rieseln durch die heiße Luft herab. Da muß einer aufpassen, wenn er langsam auf Patrouille durch die Schneise reitet. Es ist so still, daß der Gaul die Ohren spitzt. Er hat Bange, und du hast beinah auch Bange. Es braucht bloß eine Wildtaube mit den Flügeln zu schlagen, dann macht dein Gaul kehrt und nimmt Reißaus. Aber wo es licht ist, da sind die Buchenwälder. Wenn der Weg keine Löcher hat, kannst du dir ruhig überlegen, welchen Dienst die erste Eskadron am andern Tage machen kann. So ist das hier oben. Und da ist man so dick geworden, daß einen kein Gaul mehr trägt. Aber der Kamerad Emich, klemmt noch einen zwischen die Schenkel."

Da unterbrach ihn die Kleine. „Gerade wo die lange Schneise aus dem Buchenwald herausspringt, da hat er mich gestern festgenommen. Und ich hatte doch keinen Ausweis mitbekommen, als ich vor der Bäuerin von zu Hause weggelaufen war, weil sie mit dem Melkkübel dreinschlug."

Sie schauderte noch und ließ sich von der weichen, dicken Hand des Wachtmeisters streicheln. „Aber nun bist du unsere Kleine," sagte er, „und weißt du, im Nordturm, da liegt die Küche, und hinter der Küche schlafen wir Alten. Aber in den Südturm mußt du nachher gehen. Da steht noch das Bett von unserm Hans. Ja, Kleine, bezogen ist es und fertig. Es ist die ganze Zeit bezogen und fertig gewesen, all die sechs Jahre hindurch, aber es hat all die sechs Jahre hindurch umsonst auf den Jungen gewartet. Es ist nur gut, daß du nun da bist, Kleine, unsere Kleine. Denn weil du da bist, und Mutter hat ihren Dienst bei der Frau Schützenhauptmann, da kann ich ja meine Mütze aufsetzen und die Koppel umschnallen und kann sehen, ob ich im Goldenen Stern den Kamerad Emich von den Stendaler Ulanen treffe und den Chausseeaufseher Grube, obwohl der bloß ein Stiefellatscher ist von den Sechsundsechzigern in Magdeburg. Einen besinnlichen Skat gibt es doch zu dreien, und wenn der Rendant Wahrlich noch dabei ist, dann kiebitzt er, denn er ist auch bloß ein Zivilíste."

Sie gingen über die Brücke zum Norderturm, wo der Wachtmeister in der Küche sich

zum Skat bereitmachte. „Das ist das Gute, daß du bei uns bist, Kleine. Denn einer muß oben bleiben. Aber zu tun gibt es weiter nichts. Hier, dies rote Dings, das ist das Nebelhorn. Dahinein muß der Kolben gestoßen werden, wenn es brennt. Aber es brennt hier bloß, wenn die freiwillige Feuerwehr ihren Stiftungsball hat."

Anne versuchte das heulende Dings, aber der Wachtmeister verschloß die Tür, denn das durfte da draußen nicht gehört werden. Er schob das Dings verächtlich in die Ecke. „Es schickt sich nicht für einen Reitersmann," seufzte er. „Aber wenn man dick wird, hat der Mensch nicht mehr Atem genug, das Horn zu blasen. Sieh, dort hängt es, und Mutter putzt es jeden Sonnabend, und hat es heute schon geputzt, aber gebraucht wird es nicht mehr. Sonst, und eigentlich gehört sich das Horn für den Turmwächter von Sankt Johann. Es ist immer so gewesen, seit Jahrhunderten, ich weiß nicht, wie lange, daß der Wachtmeister von Sankt Johann ins Horn bläst, wenn es brennt. Und Sonntags — denn Feuer ist hier nicht in Niedergrimmhausen, dazu haben der Bürgermeister ein zu gutes Regiment — aber jeden Sonntag gehört es sich, daß nach dem Hauptgottesdienst, wenn die Leute aus der Kirche heraus hungrig und fromm und ausgeschlafen nach Hause zum Braten gehen, der Wachtmeister von Sankt Johann einen Choral bläst. Dann gucken die Leute und hören und bleiben in den Straßen stehen, bis der Wachtmeister von Sankt Johann den ersten Vers geblasen hat, und wenn er den zweiten Vers bläst, dann gehen sie über den Marktplatz, klein und putzig. Aber das geht nun schon lange nicht mehr, denn weißt du, Anne, und ich gehe ja schon, das Morgensternsche Bier — hier, gleich der Schornstein unter dem Südturm ist die Brauerei, und Morgenstern ist Ratmann und hat einen schönen Hof — aber ich gehe ja schon, denn das Bier, ja, Kleine, das hat allemeil gut geschmeckt."

★

Anne nahm die hellglänzende Trompete vom Nagel. Natürlich, wenn einer auch nur drei Vierteljahre auf der Walze ist, und wenn es auch nur ein armes, verlaufenes kleines Mädchen ist und betteln geht, so kommt es doch auf der Walze zu allerlei Künsten, die niemand in dem Kuhstall und der Milchkammer zu Hause in Klein-Zirknitz in der Mark lernen kann. Anne schloß vorsichtig die Tür der Küche und sah nach den Fenstern. Dann feuchtete sie das Mundstück und fingerte an den Tasten. Sie klappten alle und schlossen und hatten ihre Richtigkeit. Ja, was für einen Choral konnte man wohl blasen, wenn der Gottesdienst zu Ende war? Und wie war einem armen Menschenkinde ums Herze, das nicht mehr verloren auf der Landstraße irrte, sondern wieder seine Ordnung hatte und Anstand und Reputation und ein Zuhause? Leise formte sich der Choral: „Nun danket alle Gott." Aber die zweite Strophe ließ sie schon durch den engen Raum schmettern, daß es Art und Kraft hatte und die Fensterscheiben fröhlich ins Lied hineinklirrten. Mit einem glücklichen Lachen hing sie die Trompete an ihren Nagel zurück. Sie hatte etwas, womit sie Dank sagen konnte, dem lieben Gott und dem Herrn Wachtmeister zugleich.

Sie brachte im Südturm ihre Kammer in Ordnung und trat wieder auf die Rampe hinaus. Die Landschaft lag weit in der Sonne, ringsum gebreitet um den Doppelturm von Sankt Johann. Sie lag offen und lockte, und der Turm von Sankt Johann stand gerade in der Mitte der ganzen, weiten, schönen Welt. Dennoch war es anders geworden. Nun glänzten die Dörfer mit weiß gekalkten Mauern blendend in der Ebene, nun kuschelten sich die Häuflein dunkler Holzhäuser an den Rand des Waldes. Und nun scharten sich die Dächer der Stadt dicht um ihre steile Kirche. Alles war heimlich geworden, alles beruhigend und still. Nur ein scheuer Blick des Mädchens streifte die Wälder. Wohl war es ein liebes Wandern auf den weichen Waldwegen gewesen. Und wenn die Nacht lau war und das Moos trocken, dann schenkte auch der Wald den Verirrten einen behaglichen Ruheplatz. Dennoch wurde der Schlaf ein schreckhafter. Die lieben Tagvögelein, die man kannte, hatten ihr letztes Lied von den Wipfeln herab in die scheidende Sonne gesungen. Nun waren sie nicht mehr da. Aber das Nachtgevögel, das man nicht kannte, wurde wach. Schatten huschten lautlos durch die Zweige. Wenn der Raubvogel heiser schrie, ein Tagvögelein ängstlich aufzirpte, dann war ein Unheil geschehen. Es knackte ein=

mal ein Zweig. Wenn die erschrockenen Blicke das Dunkel durchbohrten, schlich ein Fuchs über den Weg, schlüpfte ein Marder über den Boden. Der Raub war wach geworden, die Feindschaft, und der Wald war unheimlich. Aber hier war Sicherheit. Die Kleider zerrissen nicht mehr an den Dornenhecken und den Sträuchern, die Glieder froren nicht mehr im rieselnden Regen. Es drückte sich alles ringsum dicht an den Kirchturm von Sankt Johann. Der ragte hoch auf und hielt Wacht. Ein kleines Menschlein dort schlich über den Hofplatz, ward von irgendwoher ohne eigene Bewegung geschoben. Die Hühner jagten auseinander, die Gänse schalten, sie reckten die langen Hälse, ohne daß ihr Fauchen zu vernehmen war. Und das kleine Menschlein, das geschoben wurde, verschwand in einem Stallgebäude. Ein Wagen lief über den Marktplatz. Sein Rattern drang nicht bis auf den Turm. Es war alles nur ein lustiges Spielzeug, den Augen der Turmbewohner weihnachtlich beschert. Ein paar Jungen jagten sich. Sie wurden nur hastiger von irgendwoher bewegungslos geschoben. Alles, was sie taten, das taten die kleinen Menschlein dem Bewohner des Turmes zum Spaß, der hoch über sie gestellt war, und sie wußten nicht, daß der über ihnen stand und sie verlachte. Ja, das gab die Sicherheit, daß man über ihnen allen stand, und keiner konnte mehr an einen herankommen, der sechzig Meter, zweihundertundzehn Stufen über ihnen seine Wohnung hatte.

Und am anderen Tage war Sonntag. Aber dieser Sonntag sollte das kleine, verirrte Mädchen, das nun aufgehoben und unter Schutz genommen war von lieben Menschen, dennoch nur wie ein anderes Spielzeug unter behütendes Glas gestellt war, dieser Sonntag sollte das arme, kleine Mädchen mitten in die Stadt, mitten unter die Menschen, mitten in die Ordnung hineinstellen als ein Ding, das dazugehörte, weil es auch eine Leistung in die Gemeinschaft hinein vollbrachte. Das war ihr Geheimnis. Die Wachtmeisterin war am späten Sonnabend müde und stolz zurückgekommen. Sie hatte auch ihre Pflicht getan, und unten krähte ein Menschenkind mehr unter den Menschenkindern. Der Wachtmeister hatte seinen Uniformrock ausgebürstet, hatte den Helm geputzt, den alten Kürassierpallasch umgeschnallt. Und die Wachtmeisterin hatte ihr schwarzes Sonntagskleid angezogen. Denn heute wollten die beiden sich zu den andern ordentlichen Menschen der Stadt in die Kirche setzen. Heute konnten sie's. Denn nun war die Kleine, unsere Kleine da, um den Turm zu hüten. Da begannen die Kirchenglocken zu läuten und der Turm zu wanken.

„Aber Anne, Kind!“ Der Wachtmeister lachte. „Es ist bloß, weil der Doppelturm von Sankt Johann es doch nicht zugeben kann, daß nur von außen her die Stürme um ihn brausen, als sei er ein toter Schelm und hätte nichts Eigenes in sich. Nun schickt er seine eigene Stimme laut genug in die Welt hinaus. Ist ihm ganz gemütlich dabei. Er schaukelt sich bloß in den Hüften, als wollte er ein wenig tanzen zu seinem Liede. Mußt keine Angst haben, kleine Anne. Die Beine hebt er nicht, die sind ihm fest genug im Grund von Grimmhausen gewachsen. Er schüttelt nur den Kopf und schüttelt die Menschlein mit, die in seinem Kopfe kraulen.“

Die Wachtmeisterin stellte ein paar Töpfe tiefer aufs Bord, die hinunterfallen wollten, aber das Mädchen lief hinaus. Nein, der Sturm im engen Küchenraum, der war nicht zu ertragen. Draußen auf der Rampe hallte es freier. Die Stimmen des Turmes waren darum nicht weniger gewaltig. Aber so durfte es nicht sein, daß einer sich verwegen in enger Sicherheit behaglich streckte, während um ihn die aufgewühlte Leidenschaft brandete. Wenn Sturm war, mußte Sturm aus der eigenen Brust kräftig antworten. Wenn Kampf war, mußte das eigene Herz mitkämpfen. Anders war ein Menschenkind fühllos tot. Gegen den Wind da draußen lief man jauchzend an. Hier stand man verloren und zitterte und würde doch im eigenen Leibe geworfen von der Leidenschaft des Turmes. Draußen war es eine Lust, hier war es fremde Pein. Draußen, ach, draußen! Das Herz tat dem kleinen Mädchen weh, aber es mußte stillehalten und konnte nichts anderes tun als stillehalten. Nein, hier konnte keiner frei sein, wie er war, wenn er da draußen gegen den Sturm auf den Höhen ansingen konnte. Wer hat eine lautere Stimme? Der Sturmwind heult und pfeift, aber die Stimme des Menschleins aus seiner Brust hat Worte und Sinn. Die Glocken dröhnen, und der Turm erbebt, aber man selber war ausgeschlossen aus ihren Gewalten. Da draußen peitscht der Wind Hagel und Schloßen, man ist dennoch seiner selber und des Windes Herr. Man kann weichen und ihm trotzen, wie man will und Kraft in seinen Gliedern hat, oder man kann sich unter eine Eiche stellen und in Wetter und Unwetter hineinlauschen. Aber hier unter der Erschütterung der Glocken und dem ehernen Hallen des geschüttelten Turmes war man ein ohnmächtiges Etwas, gebunden und ausgeliefert.

Das Mägdlein warf einen trüben Blick in die sonnigen Fernen. Dort war alles rein und frisch gewaschen. Es war Sonntag draußen. Dann hatten die feiertäglichen Menschen ein fröhliches Grüßen auch für eine zerrissene Landstreicherin. Dann waren sie eigentlich alle für einen Tag losgelassene Landstreicher, und das Leben rechneten sie nach diesen Feiertagen. Aber hier stand das Mägdlein allein mit einem sehnenden Herzen mitten in aller Freiheit, ausgeschlossen. Wie war es nur möglich, ausgeschlossen und in der Enge zu bleiben? War nicht draußen alles, was lockte? Es hatte gelockt, als eine

Kleinmagd von der Bäuerin Schelte erhielt und davonlief. Es hatte gelockt, als man in Sonne und als man im Regen lief, in Wetter und Unwetter, in Kumpanei und Verlassenheit. Draußen war Weite, draußen war das Menschenkind ein Menschenkind und nichts weiter. Und mehr als ein Menschenkind konnte man nicht sein. Denn ein Menschenkind draußen war ein Kind Gottes. So waren die Vöglein und die Tiere des Waldes Gottes Kreatur. Und alles war heimlich und alles vertraut. Aber hier war Fremdheit, und ein Menschenkind war vielen Menschen verpflichtet, seiner selbst nicht mächtig, darum auch der Menschen Eigentum und nicht Gottes. Hier lachten die Straßenjungen hinter dem verirrten Menschlein her. Hier waren Amtsrichter und Landreiter, und alles war feind. Draußen, nur draußen konnte man sein. Mußte man nicht die Stiege abwärtsklettern und die steinerne Wendeltreppe weiter, um nach draußen zu kommen? Ein Bündel hatte man nicht zu schnüren. Man war fertig für die Weite.

Aber dann wurde es anders. Die letzten Glockenschläge hallten nach. Der Turm ward still nach dem Ausbruch seiner wilden Leidenschaft. Stand wieder in steinerner Gelassenheit. Nun lauschte er heimlich in sich hinein. Die Orgel klang verhalten. Es war, wie wenn ein verirrtes Mägdlein am Abend langer Wanderung vom Waldrand her in die scheidende Sonne sah. Dann gingen die Gedanken in das eigene Herz zurück, aus dem sie gestiegen waren. Dann war der Kreis geschlossen. So lauschte der Turm auf die Orgeltöne, wie ein Menschlein lauscht auf den eigenen Schlag des ruhig gewordenen Herzens. Und danach wurde es heilig still. Das war, wie wenn die Dämmerung friedvoll sich auf die Felder senkt. Der Himmel wird blaß, und die Erde verliert die Buntheit ihrer Farben. Das eigene Leben versinkt vor einem, sinkt dorthin zurück, woher es gekommen ist, in den Abgrund des einen großen Gottes. Gewiß, so sanken auch die ordentlichen Menschlein, die in der Kirche saßen, Wachtmeister und Wachtmeisterin, in die beruhigende Sicherheit ihres frommen Lebens. Es war nicht nötig auf die Worte des Pfarrers zu achten. Es war genug, daß der Pfarrer Worte sprach.



Da ging das Mädchen, um die Trompete zu holen. Denn nun mußte man aufpassen. Ein stilles Lächeln leuchtete in den Augen auf, eine fröhliche Erwartung. Man durfte den rechten Zeitpunkt nicht versäumen. Vom Südturm her hatte man den Blick auf den Marktplatz. Ein leises Windlein mußte von hier aus den Klang über die Stadt tragen. Fast klopfte dem Mädchen angstvoll das Herz. Die Orgel sang wieder. Man hob sich aus der Versunkenheit seines frommen Lebens. Man reckte sich auf zu neuem Tun im Alltagsleben. Man hatte in der heiligen Versunkenheit die Kraft zu neuem Arbeiten gefunden. Eine kleine Weile aufhorchender Stille trat ein. Man tat noch einmal stehend sein ordentliches Gebet. Und diese wohlanständige Ordnung, gerade die war es, in die man sich nun hineinblasen wollte. Heimlich, beinah war es doch so, daß man sich verbotenerweise dahineinstehlen wollte, wo man kein Recht zu stehen hatte. War dieser Kreis dennoch einem verirrten Vöglein verschlossen? Nein, das Herz durfte nicht wieder klopfen, mußte stille sein. Es gehörte ein Wille dazu, und jetzt brauchte man allen seinen Atem. Denn jetzt wurden die Kirchentüren aufgetan, und die ersten schwarzen Menschenpünktlein wollten sich die Hände reichen.

„Nun, Herr Nachbar, wie steht's mit der Gesundheit? Und fressen die Schweine, wie es sich gehört?"

Da hob das Mädchen die Trompete an den Mund. Starke, kräftige, langhingezogene Töne, dreimal dasselbe c, zweimal in das d hinaufgehoben und wieder mit dem c beruhigt und sicher schließend. „Nun danket alle Gott!" Das war der Ruf, das war die Fanfare, welche die ganze Stadt weckte, das ganze Regiment zusammenrückte, die Christengemeinde weithin forderte. Ruhiger und bewußter folgte die Erklärung des Weckrufes in tieferen Tönen: „Mit Herzen, Mund und Händen." Aber noch einmal, und nun war alle Aufregung gebannt, nun waren die Lippen fester um das Mundstück geschlossen, noch einmal darum dringlicher rufend, triumphierender strömten die langen Töne vom Turm herab: „Der große Dinge tut." Und beseligter noch die Gewißheit, denn nun war man dennoch mit hineingeschlossen in die Gemeinde all der ordentlichen Bürger: „An uns und allen Enden." Ja, da unten waren sie stehengeblieben. Keiner ging über den Marktplatz. Die Kinder zeigten mit ausgestreckten Händen auf den Turm. Die großen Leute standen bloß und lauschten und hielten die Hände über dem Gesangbuch gefaltet. Die Trompete aber wiederholte den Ruf des Anfanges, nun mit dem tieferen g dreimal und zweimal zum a hinaufsteigend, um mit dem g auch diesen Kreis zu schließen. Doch in der Tiefenlage schmetterte die Trompete nicht wie in der Fanfare des

Anfanges. Nun war es ein kaum verstandenes Wunder: „Der uns von Mutterleib.“ Ein kaum verstandenes Wunder, aus dem heraus man erst wieder lernen mußte, fröhlich zu triumphieren. Aber man durfte ja triumphieren, denn deutlich wurde die Gnade Gottes, die er all seinen Menschenkindern schenkte, allen, und die verirrten waren nicht länger ausgeschlossen. „Und Kindesbeinen an —“ Die Trompete hob sich wieder bis zum c des Anfanges, bis zur schmetternden Siegeszuversicht. Und damit hatte man die Sicherheit gewonnen, als ein unverdientes Geschenk des allzeit gnädigen Gottes, die zu einem Leben in Anstand und Ordentlichkeit nötig war. Und mit dieser gnadenvollen Sicherheit, wie ein behütetes Kindlein an der Hand Gottes, wie ein tapferer Soldat, der den Befehl seines Rittmeisters zu erfüllen hat, mit dieser Gewißheit göttlichen Haltes marschierte man fröhlich in dieses Leben hinein, die ganze großartige Kadenz hinunter: „Unzählig viel zu gut und noch jetzund getan!“

Die Leute unten, schwarze, verlorene Pünktlein von hier oben her gesehen, auch diese ordentlichen Bürger und Bürgerinnen nur kleine Nichtse vor Gottes Angesicht, sie bewegten sich einmal, sie atmeten einmal voller Freude tief auf. Dann standen sie wieder und lauschten der zweiten und der dritten Strophe. Zuletzt gaben sie sich die Hände, lachten und nickten zum Turm hinauf. Es war ja wieder so, wie es von alters her gewesen war. Es war ja wieder so, wie es sich gehörte. Und es mußte doch alles in einem ordentlichen Leben so sein, wie es sich gehörte. Sie gingen nun ein gut Teil sicherer zu ihrem Sonntagsbraten.

Aber der Wachtmeister Hieronymus Rhode war nicht imstande zu reden. Er war vielleicht ein wenig zu schnell die mehr als zweihundert Stufen hinaufgeklettert. Aber ihm rollten die dicken Tränen über die Backen. „Mädchen, Kleine, unsere Kleine!“

Die Frau Wachtmeisterin küßte das Mädchen, das die Trompete in der Hand hielt.

Und noch ehe sie sich bis zu Worten gefaßt hatten, ja, es war wirklich so, und es gehörte wahrhaftig dazu, daß es so geschah — kam, ein wenig außer Atem, ein wenig mit zitternden Beinen, und die linke Hand hielt den Talar gerafft, aber die rechte streckte er dem Mädchen entgegen, kam der Herr Pastor selber.

„Das mußte ich sehen —“

Aber ehe er weiter hatte sprechen können, geschah das Gewaltigere, und auch dieses mußte geschehen, damit das verirrte Menschenkind aus seiner Verirrung zurückfinden konnte. Es geschah, daß der Gewaltigste dieser Erde, der Herrscher von Niedergrimmhausen und weiland Chef der ersten Eskadron Halberstädter Kürassierregimentes, die Würde seines schweren Leibes zu der Höhe des Doppelturmes von Sankt Johann hinauftrug.

„Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ schrie der Bürgermeister. „Wachtmeister, wo haben Sie Ihren Hornisten?“

Und hernach erst konnte Wachtmeister Hieronymus Rhode die selige Last von seinem Herzen wälzen.

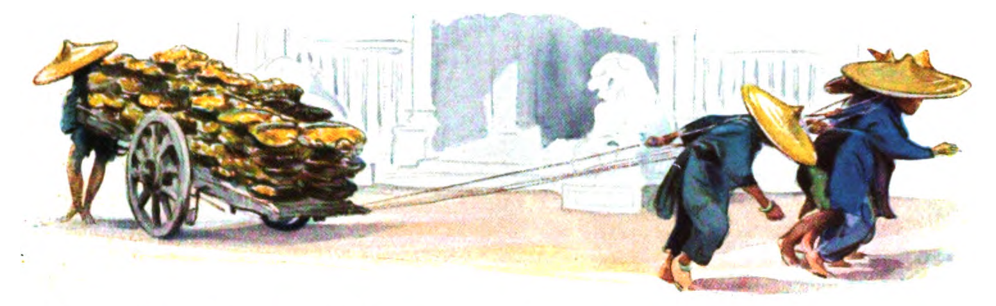
„Anne, unsere Kleine! Es ist auch nichts weiter als ein Menschenkind, das sitzt auf dem Rathaus im Bürgermeistersessel und schreibt sich und protokolliert sich in die gemeine Bürgerschaft hinein. Und der Herr Rittmeister können nicht aus Niedergrimmhausen und der ganzen schönen Welt so ohne weiteres ausgestrichen werden. Sie haben Ihre bestimmte Richtigkeit in der ganzen Linie. Und dann ist es wieder auch nichts weiter als ein Menschenkind, das auf der Kanzel von Sankt Johann steht und Gottes Wort der Christenheit verkündet. Es haben der Herr Pastor sein Amt, und es hat der dicke Wachtmeister Rhode, Halberstädter Kürassiere, erste Eskadron, sein Amt oben auf dem Turm von Sankt Johann und unten im Kittchen und in Niedergrimmhausen und der ganzen großen Menschheit. Und du hast zu blasen. Anne, Kind, unsere Kleine!“

Und die Kleine warf von hoher Rampe des Doppelturmes noch einen Blick in Gottes weite, verlockende Welt, und sie nickte trotzig und schloß die Augen, und dann gab sie dem Wachtmeister beide Hände mit der Trompete in der Rechten.

„Ja, so ist es, Vater,“ sagte die Kleine, Anne Wentorf aus Klein-Zirknitz in der Mark, „und ich bleibe bei Euch, Vater!“

Ein Lebenslauf. Von Frida Schanz

In Glück und Sonne begann die Reise ins Leben.
Die Ferne lag duftend und blitzend, die Straße war eben.
Da stieg ein brodelnder Dunst aus dem Schoße der Erde.
Da kam Verwirrung in die Gestränge der Pferde.
Da stockte die Reise, begann ein mühsam Gewandre.
Das goldene Ziel im Dufte der Zukunft erreichte ein andrer.
Der Mittag war heiß und hart; die Hoffnungen schieden.
Im Abendlicht kam ein gebrochener Mann zu traurigem Frieden.



Die chinesische Frau
Bilder in Farben und Worten
von Dorothea Hauer

„Du liebst deinen Mann nicht!" sagte Frau Wang, die Frau des reichen Pekinger Apothekers Wang zu ihrer deutschen Freundin. Diese machte ein erstauntes Gesicht. „Du liebst deinen Mann nicht ..." wiederholte die niedliche Chinesin, ihr sonst so glattes Gesicht in feine Kummerfältchen gelegt. „Du bist ebenso alt wie ich, bist 40 Jahre alt und hast deinem Mann noch immer keine neue Frau geschenkt. Du hast nicht das geringste Verständnis für ihn."

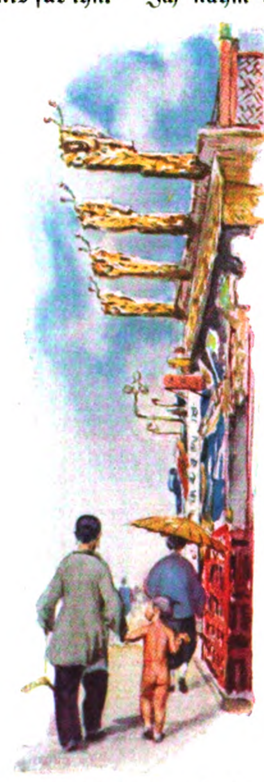
Die Deutsche begann zu lachen — der Ausdruck der Chinesin erstarrte in kindhaftem Ernst. „Frauen unseres Alters sind nichts als vertrocknete Teeblätter," fuhr sie fort. „Ich habe meinem Mann zum Geburtstag eine junge Frau geschenkt. Sie hat 2000 Taels gekostet — das erlauben uns unsere Mittel." Frau Wang war augenscheinlich sehr mit sich zufrieden, es erübrigte sich also jede Einwendung.

Als die deutsche Freundin nach einigen Wochen wieder einmal vorsprach, fand sie die kleine Frau in Tränen aufgelöst. „Er kümmert sich überhaupt nicht mehr um mich... er ist nur noch bei der Neuen!" brachte sie mühsam heraus.

„Siehst du!" sagte die Deutsche, „was brauchtest du auch deinem Manne eine Frau zu schenken!"

Die gebeugte Gattin gewann sogleich wieder Haltung.

„Davon verstehst du gar nichts!" antwortete sie abweisend. „Hätte ich ihm keine geschenkt, würde er sich selbst eine gekauft haben, und über die hätte ich dann gar nichts zu sagen gehabt!"



Heimkehr vom Einkauf
Oben: Die Südchinesin als Zugtier

Es erfordert allerlei Klugheit und Takt seitens der Ehefrau, will sie mit der gesetzlich anerkannten Nebenfrau des Gatten in Frieden unter einem Dache wohnen. Oft genug wird das Gericht angerufen, um das eheliche Gleichgewicht wiederherzustellen. Dem englischen Gericht in Hongkong trug z. B. die Hauptfrau eines Fischers folgende Klage vor: „Die Kit fat, die Nebenfrau, hat sich geweigert, mir etwas Wasser zu kochen! Ich nahm deshalb einen Bambusstock und schlug sie damit auf den Kopf. Jetzt weigert sich das dumme Ding, länger mit mir zusammenzuwohnen!" — „Es ist schlimm, daß der Ehemann nicht als Zeuge vernommen werden kann," meinte ratlos der alte Richter Wood, der schon manches salomonische Urteil in chinesischen Familienangelegenheiten gefällt hatte. „Der Ehemann ist trotz aller Nachforschungen nirgends aufzutreiben . . ." bestätigten die Polizisten. Man sieht daraus, auch für den Ehemann entstehen mißliche Lagen, sobald Frau und Nebenfrau miteinander uneins sind.

„Du wirst dich mit den Nebenfrauen deines Zukünftigen immer gut vertragen..." kündet der Glück verheißende Wahrsager neugierigen Mädchen, wenn er für sie das Iking, das uralte Zauberbuch, befragt, in dem alle Weisheit der Welt enthalten ist. Die bei uns von jungen Lippen an das Schicksal gerichtete Frage: „Werde ich überhaupt einen Mann bekommen?" fällt in China völlig weg, weil dort jedes Mädchen heiratet, vielmehr von

den Eltern verheiratet wird. Nur die Waisenmädchen der Missionsanstalten werden nach ausländischen Grundsätzen erzogen. Ihnen soll die Wahl des Gatten Herzenswahl sein. Es glückt den armen Dingern aber meistens nicht, auf eigene Faust einen Mann zu finden, weshalb die Chinesen jene Erziehungsheime spöttisch als „Institute zur Schaffung alter Jungfern“ zu bezeichnen pflegen.

★

Die chinesische Ehe wird durch den Heiratsvermittler eingeleitet — eine nüchterne Tatsache, der zutrotz der Volksglaube besteht, daß der „Alte im Monde“ mit rotem Seidenfaden die Füße jener kleinen Kinder zusammenbände, die dereinst ein Paar werden sollen. Erscheint die vorgeschlagene Vereinigung annehmbar, so muß der Wahrsager den beiden Ehekandidaten das Horoskop stellen. Eine „Ehe der fünf Dämonen“



In Futschau: Die charakteristische Haarfrisur und der Ehrenbogen einer tugendhaften Witwe. Im Hintergrunde der „Babyturm“



Die Nebenfrau

dürfte keinesfalls statthaben. Sie würde Kinderlosigkeit, Krankheit, schlechtes Einvernehmen und Armut in Gefolgschaft haben.

In reichgestickter, roter Sänfte, denn rot ist die Farbe des Glückes und der Freude, wird die Braut zum Hause der Schwiegereltern getragen. Je vornehmer die Hochzeit, um so länger der festliche Zug von Musikanten, Hellebarden- und Fahnenträgern, welcher der Sänfte vorausmarschiert. Das ist ein eitel Gleißen von Gold und ein Leuchten aller bunten Farben unter Chinas strahlendem Sonnenhimmel. Im Hofe ihres neuen Heims steigt die Braut aus der Sänfte. Sie trägt ein rotseidenes Hochzeitskleid und eine goldene Krone, von der Perlenketten herabpendeln, gleich einem Vorhang ihr Gesicht verhüllend. Nun kniet, betet und verneigt sich die Braut vor den Namenstafeln des Himmels und der Erde wie vor denen der Ahnen. Sie neigt sich und betet erst allein, dann gemeinsam mit dem Bräutigam. Während dieser langen, anstrengenden Übung wird sie von der Festordnerin, die ihr die Reihenfolge der Zere-

monien diktiert, beständig geführt und gestützt.

Das Bett wird in Nordchina, wo man sehr kalte Winter kennt, durch den „Kang" gebildet. Der Kang ist gemauert und heizbar. Mit dünnen Polstern, wattierten Decken und harten Nackenstützen richtet man ihn zur Lagerstatt her. Neben dem Polster steht der niedrige Kang-Tisch, von dem man, in halb liegender Stellung, Tee trinken kann.

Am Hochzeitsabend löst der Bräutigam mit eigener Hand die Blumen aus dem Haar der Braut und legt sie an jene Stelle des Gemaches, wo sich zurzeit der Glücksgeist aufhält. Vom Glücksgeist wird vor allem erwartet, daß er für reichen Kindersegen sorgt. Über dem Kang hat das junge Paar ein Bild hängen, das seine Zukunftsträume veranschaulicht: hundert Kinder springen, spielen, tanzen dort vergnügt umher, eins von ihnen greift nach der höchsten Gelehrtenwürde, der Vorstufe zu den höchsten Staatsämtern.

Die hundert sagenhaften Kinder des Kaisers Wen Wang sind zum Symbol geworden. Wenn sich der Glücksgeist säumig zeigt, pilgert die junge Frau zum „Tempel der hundert Kinder". Hier thront auf dem Ehrenplatz die Himmelskönigin, die heilige Mutter, die Matrone der Fruchtbarkeit. Ihr wird Weihrauch geopfert, ein Paar kleiner Schuhe dargebracht. Oder die künftige junge Mutter sucht sich unter den Kinderfiguren eine, die ihr besonders gefällt und hängt ihr einen „Dudo", einen roten Kinderschurz um.

Eine „vieräugige Frau", d. h. eine solche, die ein Kind erwartet, verläßt nicht das Haus. Wird ein Sohn geboren, so ist die Freude übergroß, Verwandte und Freunde werden sogleich benachrichtigt. Eines Mädchens Ankunft übergeht man lieber mit Stillschweigen. Die Annahme der Ausländer, daß kleine Mädchen häufig ausgesetzt würden, entspricht nicht den Tatsachen. Jene toten Kinder, die auf Flüssen treibend oder in Innerchina auch wohl am Wegrand liegend angetroffen werden, sind schlecht oder gar nicht begrabene Leichname. In manchen Gegenden sind daher von Wohltätern „Babytürme" gestiftet worden. Sie messen 5 Meter in der Breite und sind mit zwei fensterähnlichen Öffnungen versehen, von denen eine die Aufschrift „Männliche Kinder", die andere den Vermerk „Weibliche Kinder" trägt.

Es kommt vor, daß sehr arme Eltern eine Tochter verkaufen, deren Los dadurch oft genug nur gebessert wird. In allen wohlhabenden Familien trifft man solche kleinen Sklavenmädchen als Dienerinnen an. Sie wachsen zusammen mit den Kindern des Hauses auf und wirken eher als Haustochter denn als Magd.

★

Ernst und still von Natur, lernt das chinesische Mädchen sehr früh, sich nützlich zu machen. Es greift zu im Haus, auf dem Acker, oder es schleppt Steine, zieht Wagen, regiert das Ruder, genau so ausdauernd und gewandt wie die Mutter. Und genau wie die Mutter bündelt es sich eins der jüngsten Geschwister mit dem bunten Tragetuch auf den Rücken. Oft selber nicht viel



Junge Mädchen beim Wahrsager



Nordchinesin mit verkrüppelten Füßen. Ölgemälde

größer als dieses Jüngste, geht es allen seinen Pflichten nach, immer mit dem dicken, lebendigen Paket belastet, singt unverdrossen sein begütigendes „Ei—jah ... ei—jah!", wenn das Paket anfängt, ungemütlich zu werden.

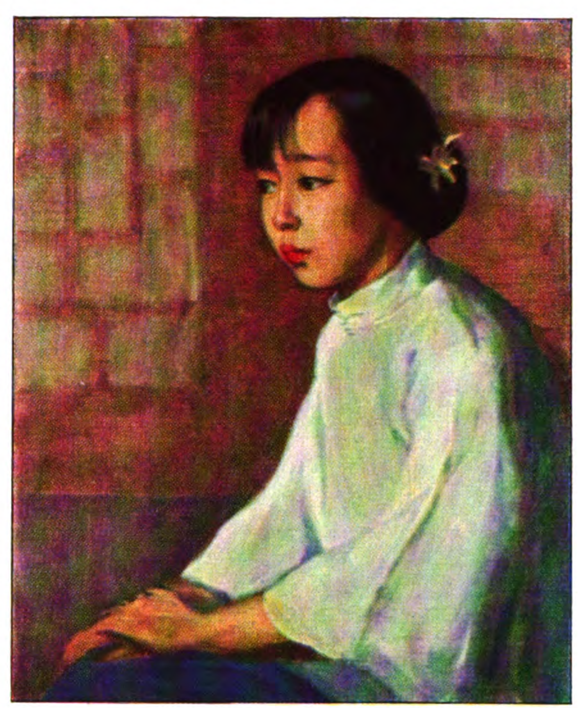
In gebildeten Familien erhält das heranwachsende Mädchen eine ähnlich sorgfältige Ausbildung wie die Knaben; es wird meist mit den Brüdern zusammen durch einen Hauslehrer unterrichtet. Daneben lernt es Päonien und Pflaumenblüten auf Seide malen und auf der mit Schlangenhaut bezogenen Geige oder der langen, schmalen Zither spielen. Gute Geistesbildung ist in China von jeher an der Frau geschätzt worden. Zahlreiche Frauen des Altertums sind als Dichterinnen berühmt gewesen, und der bekannten historischen Frauenschönheit der Kaiserin Yang Gui-feh wird in besonderer Anerkennung ihrer Vorzüge reiches geschichtliches Wissen und Begabung für Dichtkunst und Komposition nachgerühmt.

Der modernen Chinesin stehen alle Wege zu einer Ausbildung offen, die sich in keiner Weise von der ihrer westlichen oder amerikanischen Schwestern unterscheidet. Man begegnet ihr als Krankenschwester, Ärztin, Volksrednerin, Lehrerin und sozialer Fürsorgerin.

„Gibt es eigentlich hübsche Chinesinnen?" hört man den Europäer fragen, der niemals

in China war. Alles, was Rassenmerkmal bedeutet, verurteilt er in der Regel, dasselbe tut der Chinese im Hinblick auf die Europäerin. „Es ist doch merkwürdig,“ hörte ich einen hochgebildeten chinesischen Herrn sprechen, „wie abschreckend häßlichen Europäerinnen man häufig begegnet. Sehen Sie sich dagegen die Chinesinnen an — man wird von keiner einzigen sagen können, daß sie Abscheu errege!“ Ich schwieg, denn ich hatte bis dahin gerade das Gegenteil bei mir gedacht.

Frauenschönheit von der Bühne herab auf sich wirken zu lassen, ist in China unmöglich, denn auch die Heldinnen werden durch Männer dargestellt. Diese wissen ihre Rollen so täuschend zu verkörpern, daß die Chinesin ins Theater geht, um an ihnen vorbildliche weibliche Anmut zu studieren. Berühmt ist der Schauspieler Meh Lan-fang als holdselige „Mao Tsiang“. Er versteht es wie kein anderer glaubhaft zu machen, daß „vor ihrer Schönheit die Fische ins tiefste Wasser flohen, die Vögel in die höchste Luft, das Wild in den fernsten Wald“. — Chinesische Dichter nennen die chinesische Frau „reizender als den Abendmond“, „schön wie eine Hortensie“, singen von „taubenetzten Birnenblüten, die mit ihrer Anmut wetteifern“. Das Schuking, jenes älteste „Buch der Lieder“, vergleicht ihre Hand mit Lilienknospen, ihre Haut mit geronnenem Balsam, den Hals mit weißem Holzwurm, die Zähne mit Kürbiskernen, und nennt die Augenbrauen „Fühlhörner des Seidenspinners“. Die verkrüppelten Füße der Chinesin heißen in poetischer Sprache „goldene Lotusblumen“. Ihr Ursprung geht auf zwei verschiedene Sagen zurück. Die eine erzählt von Yao Niang („Fräulein Tiefauge“). Sie war zur Zeit der Fünf Dynastien Palastdame des letzten Herrschers der Südlichen Tang und verstand es, sehr graziös zu tanzen. Der Kaiser ließ goldene Lotusblumen anfertigen, sechs Fuß hoch, und in den Blumen verschiedenfarbige Glückswolken anbringen. Er befahl Yao Niang, die Füße durch Einwickeln mit Seidenbändern zu krümmen, um ihnen die Gestalt des Neumondes zu geben. Wenn sie zwischen den Wolken tanzte, hatte es den Anschein, als ob der



Bildnis einer Lehrerin. Ölgemälde



Fünfjähriges Mädchen auf der Straße. Ölgemälde



Der berühmte Schauspieler Meh Lan-fang in der Rolle der Mao-Tsiang

Mond durch Wolken blickte. — Die Neumondfüße der Yao Niang sind vom Volke seither nachgeahmt worden, aber erst zu Ende des 13. Jahrhunderts wurde die Sitte des Fußbindens allgemein. Die Kaiser der Mandschu-Dynastie ließen seit des großen Kang Hi Zeiten wieder und immer wieder strenge Verbote gegen diese Unsitte ergehen, und es wurden Vereine zu ihrer Bekämpfung gegründet. Ganz ausgerottet ist sie noch heutigentags nicht, wenngleich man ihr nur selten noch bei der Jugend und dort auch nur unter den einfachen Mädchen begegnet. Frauen mit verkrüppelten Füßen haben von jeher den Männern besonders gefallen. Noch heute bekommt das ausdrucksloseste Auge des schlichten Mannes aus dem Volke zärtlich verliebten Blick, wenn es auch nur einer kleinen Seidenstickerei begegnet, die für ein winziges Schuhchen bestimmt ist. Und der durchreisende Fremde findet in China nichts interessanter als solche kleinen Schuhe.

★

Sehr ungern läßt sich die Chinesin malen. Sie hält es für eine schlimme Vorbedeutung, sich auf der Leinwand festgehalten zu sehen. In China hat niemals eine Porträtkunst in unserem Sinne bestanden, man kannte dort nur von jeher das „Ahnenbild“. Erst wenn jemand gestorben ist, oder wenn er so alt geworden, daß man annehmen kann, sein Ansehen wird sich bis zu seinem Tode nicht mehr verändern, läßt man sein Porträt malen. Dies Bild steht während der Ahnenopfer auf dem Altartisch und die Seele des Toten hält darin Einzug. Selbst moderne Menschen kommen nicht leicht von dieser althergebrachten Auffassung frei. Als ich die liebenswürdige und kluge Prinzessin Jun bat, ihre 16jährige Tochter malen zu dürfen, sagte sie mir bereitwillig zu. Zu der ersten verabredeten Sitzung erschien aber nur ein Diener mit der Anfrage, ob ich nicht vorzöge, die Großmutter zu porträtieren. Erst nach erneuten gegenseitigen Besuchen und Rücksprachen gewann ich schließlich das junge Prinzeßchen, die Kusine des kleinen Exkaisers, zum Modell. Während des Stillhaltens paßte sie gut auf, an welcher Stelle des Gesichtes ich gerade malte, und legte dort schnell dicken, weißen Puder auf. Sie sei nirgend gelb, sondern im ganzen Gesicht weiß! erklärte sie



Die kleine Sklavin



Kleine Geschwister

mir dabei. — „Sie haben unser kleines Kind sehr schön gemalt,“ sagte zum Schluß die Mutter. „Als Dank schicke ich Ihnen ein Stück Seide. Sein Hauptwert liegt darin, daß es mir die Kaiserin Tze Hi persönlich verehrte.“

Die 1908 verstorbene Kaiserinwitwe Tze Hi, der „alte Buddha“, wie sie sich am liebsten nennen hörte, wird unter den berühmten Frauen Chinas stets einen ersten Platz einnehmen. Ursprünglich nichts anderes als vierte Nebenfrau des Kaisers Hiän fong,



Die Braut
verehrt Himmel und Erde

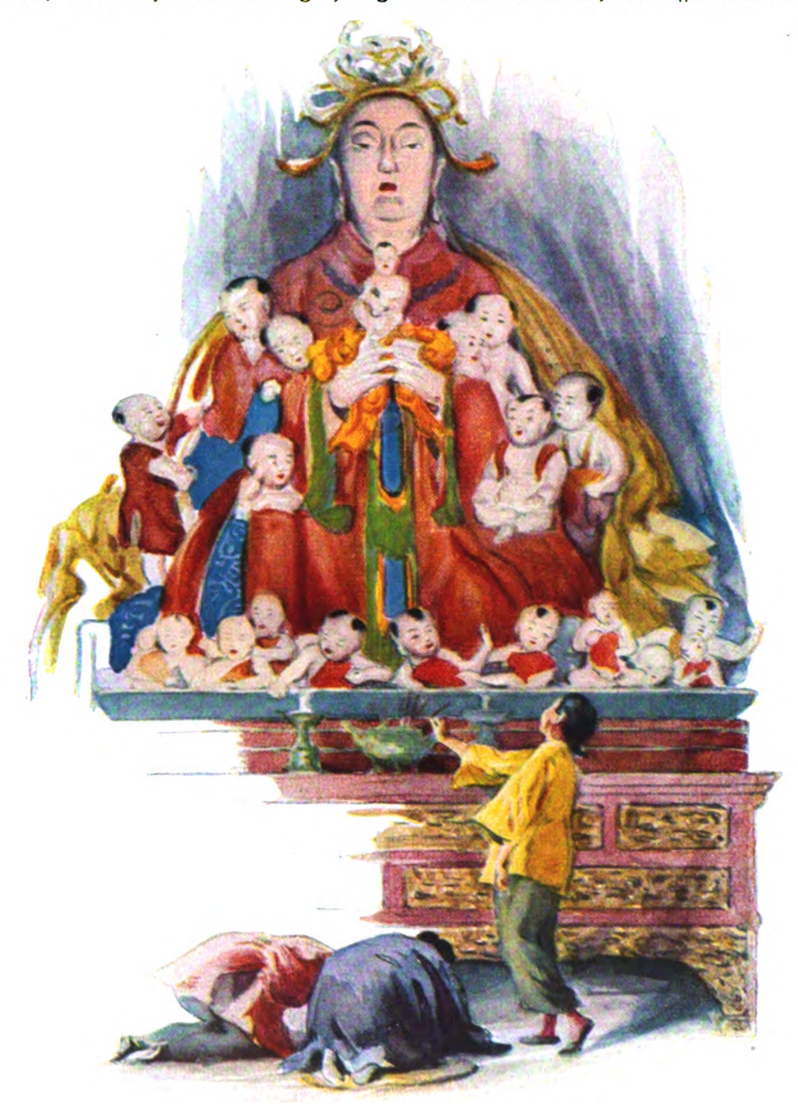
hat sie es verstanden, zur Regentin ihres 400-Millionen-Volkes emporzusteigen und es 47 Jahre hindurch unumschränkt zu beherrschen. Viele Züge aus dem Alltagsleben dieser großen Frau sind uns überliefert worden. Wie sie die Blumen geliebt und gepflegt, den gefangenen Vögeln die Freiheit geschenkt hat. Wie sie, nach altchinesischer Sitte, mit ihren Hosen bekleidet zu Bett ging und wie ihre Morgentoilette in einer Gesichtswäsche bestand. Wehe der Dienerin, die den Perlen-

kranich aus Schmuckkasten Nr. 135 nicht schnell genug zu finden wußte! Und dreimal wehe dem frisierenden Eunuchen, wenn er sich unterstand, ihr ein Haar auszureißen! Dann rief sie nach dem „Sack", der stets in ihrer Nähe sein mußte. Er enthielt eine Auswahl von Bambusstöcken, mit denen die Hofdamen Hiebe austeilen mußten, zu denen ihre feine, ringbeschwerte Hand aber nicht ungern selber griff.

Nur einmal im Leben trägt die Chinesin das rotseidene Brautgewand — eine Witwe feiert niemals wieder Hochzeit. Sie kann nie wieder eines Mannes erste Gattin werden, höchstens seine Nebenfrau. Sie wird es aber in der Regel vorziehen, allein zu bleiben, um nicht der Geringachtung der Mitwelt anheimzufallen. Tugendsame Witwen wurden in früheren Zeiten nach ihrem Tode durch steinerne Ehrenbogen gefeiert, ja, viele begingen am Sarge des Gatten Selbstmord, um dieser hohen Auszeichnung teilhaftig zu werden.

★

Wer die Bilder dieses Aufsatzes betrachtet und seinen Text gelesen hat, der kennt eigentlich die Malerin, die auch mit Worten höchst anmutig zu plaudern versteht. Aber ein wenig neugierig ist man doch zu erfahren: wie kam Dorothea Hauer zu den Chinesen? Immer spielt das Schicksal seltsam, und jeder Anfang hat etwas von einem Märchen. Da hatte die kleine Dorothea einen alten Onkel, der besser und treuer als



Opfer und Gebet im „Tempel der hundert Kinder"

Andersen von China erzählen konnte, denn er war selber im Reiche des Drachen gewesen und hatte allerlei Andenken mitgebracht. Und der Bruder des kleinen Mädchens hatte eine herrliche Teepackung von Rex gesehen mit einem schlitzäugigen Mandarinen und seltsamen Schriftzeichen, die mit magischer Gewalt auf ihn wirkten. Ein Kind noch beschloß er, diese Rätsel deuten zu lernen, und sein Leben erfüllte ihm Traum und Willen, denn im Konsulardienst des Reichs ist er später nach China gekommen. Und dann trat eine leibhafte Vertreterin des fernen Ostens in den Lebenskreis der jungen Dorothea Hauer. Sie war zwölf Jahre alt, da lernte sie die kleine Tochter eines hohen chinesischen Mandschubeamten kennen, der in Berlin als Attaché der chinesischen Gesandtschaft lebte. Eine herzliche Freundschaft verband die kleinen Mädchen, und als Dorothea zu zeichnen begann, hat sie sich oft an dem klugen, lieben Gesicht versucht. Die Freundin ist früh gestorben, aber die Künstlerin ertappt sich noch oft darauf, daß sie nach deren Zügen sucht, wenn sie Chinesinnen malt.

Die Liebe zu China ist früh entstanden, aber sie blieb einstweilen ohne Folge, denn zunächst galt es zu lernen. Mit 16 Jahren ging Dorothea Hauer zu Hans Baluschek in die Schule. Hier lernte sie vor allen Dingen zeichnen. Der meisterhafte Darsteller der modernen Großstadt und ihrer Bewohner schärfte ihr den Blick für das Wesentliche, auch das Humoristische, und wenn es ihr später in fremdem Lande verhältnismäßig schnell gelang, gut zu sehen und nur das Entscheidende zu gestalten, so ist sie dafür



Die Brautsänfte im Hochzeitszug



Die kleine Liu Ping beim Spiel. Ölgemälde

neben der eigenen glücklichen Veranlagung dem Vorbild und der Unterweisung Hans Baluscheks dankbar. Sie ist sechs Jahre lang seine Schülerin geblieben. Dann ging sie (1910) ein Jahr nach Paris.

Nach diesen sieben Jahren ernster beruflicher Arbeit fühlte sich Dorothea Hauer stark genug, an die Verwirklichung ihrer Kindersehnsucht zu denken. Gründlich, wie sie ihrer Natur nach ist, verließ sie sich für den Besuch in China, wohin inzwischen ihren Bruder sein Amt gerufen hatte, nicht auf Deutsch und Englisch oder den Konsulardolmetscher, sondern sie ging ins Orientalische Seminar der Berliner Universität und lernte dort Chinesisch. Ihr Lehrer war Alfred Forke, der berühmte Sinologe, der jetzt in Hamburg wirkt. Dann ging sie, 1912, nach China. Damals wankte das alte Reich unter den ersten Erschütterungen einer auch heute noch nicht abgeschlossenen Revolution. Dorothea Hauers kleine Freundin war Hofdame der Kaiserin geworden und hatte einen kaiserlichen Beamten geheiratet. Hilfeflehend erschien sie mit ihren beiden Kleinen bei der Künstlerin und bat um Obdach. An Torbögen und Laternenpfählen hingen und steckten die Köpfe von Enthaupteten. Es war eine schlimme Zeit. Trotzdem unternahm Dorothea Hauer von Peking aus zahlreiche, oft mehrtägige Ritte ins Innere, begleitet von ihrem chinesischen



Bildnis der Prinzessin Jun, Kusine des jungen Exkaisers

Reitknecht Mafu, der ihr Malgerät in den Satteltaschen seines Pferdes trug.

Die Künstlerin gewann das ferne Land sehr lieb, und sie entbehrte es, daß sie während des Krieges und danach ihre Reise nicht wiederholen konnte. Proben ihrer zarten und treuen Kunst haben diese Hefte im Januar 1917 gezeigt; einige der damals entstandenen Landschaften hat das Museum für Völkerkunde in Berlin erworben. Erst 1925 konnte Dorothea Hauer wieder nach China und blieb dort zwei Jahre, indem sie das weite Reich nach allen Richtungen durchstreifte, trotz Bürgerkrieg. Überall wimmelte es von Soldaten. Wenn Has Tiäntze malte — so heißt sie auf Chinesisch —, standen fast immer etwa 100 Mann dabei und guckten zu, und groß war oft das Staunen, daß die fremde Dame sich chinesisch zu unterhalten verstand. Unzählige Fragen wurden gestellt und wollten freundlich beantwortet sein. Das Volk bekräftigte im allgemeinen den Ruf der Höflichkeit. In einem entlegenen Kloster hauste sie Wand an Wand mit Soldaten in einer nicht verschließbaren Zelle. Niemand kränkte sie. Einer der Soldaten sagte einmal zu einem Kameraden: „Sie ist artig und fleißig. Du darfst ihr nichts tun.“

Ihre kleine Freundin war im Elend gestorben. Als eine bisher unerhörte Ehrung mußte Dorothea Hauer es empfinden, daß



Beim Spaziergang. Aquarell

sie in Pekings verbotener Stadt vom Pantschen Lama, einem der beiden tibetanischen Päpste, als erste europäische Dame in kleinstem Kreise empfangen wurde. Ein großes und stolzes Erlebnis war für sie im August 1926 die Ankunft des ersten deutschen Flugzeuges. Sie hofft, das nächste Mal durch die Luft ins Reich der Mitte fahren zu können. — Ihre Malerei ist in den letzten zehn Jahren heller, freudiger geworden. Sie beherrscht nicht nur die Landschaft, sondern auch die Figur. Ihre Bilder bieten keine flüchtigen Stimmungen. Sie erzählen etwas, nicht bloß von China, sondern auch den hellen und mutigen Augen der Künstlerin. —gl—

Die kirchliche Krisis in England

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

Es hat in England gewaltiges Aufsehen erregt, daß das Parlament den neuen Entwurf des Prayer Book abgelehnt hat. Niemand, der nicht zur anglikanischen Kirche gehört, kann nachempfinden, wie stark der Eindruck dieses Ereignisses drüben gewesen sein muß. Das Prayer Book ist keineswegs nur ein Gebetbuch. Es ist zunächst die kirchliche Agende, die in den Händen jedes Anglikaners ist wie die Luthersche Bibelübersetzung in den Händen jedes evangelischen Deutschen. Der anglikanische Gottesdienst ist liturgisch viel reicher ausgestaltet als der evangelische Gottesdienst in Deutschland; alle die langen Gebete des Priesters und die ausführlichen Antworten der Gemeinde sind im Prayer Book verzeichnet. Verschieden ist die Liturgie für den Morgen- und für den Abendgottesdienst und für Festtage. Das Buch enthält ferner eine Menge von Gebeten für besondere Gelegenheiten, sodann die Episteln und Evangelien für alle Sonntage des Jahres, Abendmahls-, Tauf-, Trau- und Sterbeliturgien, den Katechismus, die Psalmen, die 39 Artikel der anglikanischen Kirche und anderes mehr. Es ist das eigentliche anglikanische Hausbuch, in unzähligen Exemplaren verbreitet, und jede Änderung des Wortlautes ist eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung.

Es ist klar, daß solche Änderungen von Zeit zu Zeit vorgenommen werden müssen. Das Buch stammt aus dem Ende der Regierungszeit Eduards VI. (1552) und hat seine gegenwärtige Gestalt nach Abschluß der Cromwellschen Revolution (1661) erhalten. Altertümliche Ausdrücke haben von Zeit zu Zeit durch moderne Ausdrücke ersetzt werden müssen. Es handelt sich jedoch nicht nur um die sprachliche Auffrischung des Textes.

Wichtiger ist etwas anderes. Der neue Entwurf soll in manchen Punkten überlebte Anschauungen der Vergangenheit mit den Anforderungen der Neuzeit versöhnen. Die alte Trauungsagende des 16. Jahrhunderts ist von alters her ein Stein des Anstoßes für feinere Seelen der Gegenwart gewesen. Es verletzt zartere Gemüter, daß dem Brautpaar vor dem Altar feierlich verkündet wird, die Ehe ist von Gott eingesetzt einmal zur Zeugung von Kindern, die in der Furcht des Herrn und zum Preise seines heiligen Namens erzogen werden sollen, dann aber auch als Heilmittel gegen die Sünde, um Laster und Unzucht zu meiden und die Eheleute als unbefleckte Glieder von Christi Leib zu erhalten. Hier und da haben moderne Frauen sich geweigert, das Ehegelübde zu sprechen, weil die alte Trauliturgie die unbedingte Unterordnung der Frau unter den Mann verlangt. Ob sie Gehorsam dem Manne versprechen will, fragt sie der Priester — nur in dem einen Punkte weicht das Ehegelübde der Frau von dem des Mannes ab, daß für sie auch der Gehorsam zu den übrigen ehelichen Pflichten hinzutritt. In all diesen Punkten sieht der neue Entwurf eine Fassung vor, die moderneren Anschauungen entspricht. Auch das Athanasianische Glaubensbekenntnis mit seiner überschroffen Fassung mancher Punkte des christlichen Dogmas wird nicht mehr verbindlich gemacht. Vor allem aber versucht der neue Entwurf, den verschiedenartigen Richtungen der anglikanischen Kirche, die sich untereinander lebhaft befehden, in dem Gebetbuch eine Existenzberechtigung zu sichern. Hier liegt der eigentlich entscheidende Punkt des Kampfes; denn die hochkirchliche, den Katholiken sehr nahestehende Richtung des Anglikanismus betrachtet den neuen Entwurf als einen großen Sieg ihrer Anschauungen.

*

In Deutschland pflegt man den Anglikanismus als eine englische Spielart des Protestantismus zu betrachten. Diese Anschauung ist grundfalsch. Vom deutschen Protestantismus unterscheidet sich der Anglikanismus dadurch, daß er die mittelalterliche katholische Hierarchie beibehalten hat und darin ein grundsätzlich entscheidendes Merkmal der eigenen Art erblickt. Außerhalb Englands nennen sich die Anglikaner Episcopalians, und in der Tat ist damit ihre Besonderheit klar zum Ausdruck gebracht. Im heutigen deutschen Protestantismus ist der Kirchenbegriff völlig verblaßt. Dem deutschen Protestanten kommt alles auf individuelle Frömmigkeit an; die Zugehörigkeit zu einer Kirche mag gut und nützlich sein, sie ist aber keineswegs etwas Entscheidendes. Wie die Kirche geleitet wird, ob durch Bischöfe oder Synoden, in welchem Verhältnis sie zum Staat steht, das alles sind für den deutschen Protestanten reine Zweckmäßigkeitsfragen geworden. In England dagegen sind es Dinge, an denen sich die Geister scheiden. Die schottischen Puritaner witterten in der englischen Form der Kirche mit den anglikanischen Bischöfen und

der engen Verbindung zwischen Kirche und Staat Gewissenszwang und Abgötterei und ließen sich eher von Haus und Hof vertreiben, als daß sie dies „Teufelswerk“ mitgemacht hätten. Ob die Kirche ihre Angelegenheiten selbständig betreiben oder dem Staate untergeordnet sein soll, das sind Fragen, wegen deren es auf anglikanischem Boden Ketzerverfolgungen und Kirchenspaltungen gegeben hat. Die anglikanische Kirche lehnt es unbedingt ab, irgendeine andere Kirche, die keine bischöfliche Verfassung hat, als gleichberechtigt anzuerkennen. Von den ersten Aposteln ist der Heilige Geist durch Handauflegung auf ihre Nachfolger übertragen worden, und nur diejenigen, die ihn in lückenloser Kette von den Nachfolgern Christi erhalten haben, sind im Besitze des Geistes der Kraft und Wahrheit. Die anglikanische Kirche kann noch so sehr in dogmatischen Fragen mit dem deutschen Protestantismus zusammengehen — da dieser keine bischöfliche Verfassung hat, ist er nicht die wahre Kirche, ist er überhaupt keine Kirche. Es gibt nach anglikanischer Auffassung drei Formen der christlichen Kirche: die griechisch-katholische, die römisch-katholische und die anglikanische, alles übrige ist Sekte, nur zugunsten der skandinavischen evangelischen Bischofskirchen wird eine Ausnahme gemacht. Im großen und ganzen kann man sagen, daß der Anglikaner das Gefühl hat, zwischen dem römischen Katholizismus und dem deutschen Protestantismus zu stehen, aber in beiden eine Verirrung erblickt.

Es kann nicht ausbleiben, daß verschiedenartige Kräfte im Anglikanismus lebendig sind und ihre eigene Kirche bald nach rechts, bald nach links treiben möchten. Der linke Flügel, die sogenannte Low Church, neigt dem kontinentalen Protestantismus und den englischen Dissenters zu, und der rechte Flügel, die High Church oder Hochkirche (es ist vollkommen falsch, wenn man den Anglikanismus in Deutschland so oft als „die Hochkirche“ bezeichnen hört) neigt zum Katholizismus, ihre Anhänger nennen sich sogar offen Anglo Catholics. Ihr Gottesdienst begann im 19. Jahrhundert mehr und mehr die Form der Messe anzunehmen. Heiligen- und Marientage wurden eingeführt. Das alles ging nicht ohne schwere Erschütterungen der Kirche ab. Während man in Deutschland um liberale und positive Theologie stritt, war in England das Streitobjekt die Stellung der einzelnen Geistlichen zur Frage des Ritualismus. Nicht ob er an Wunder glaube oder nicht oder an die göttliche Natur Christi war das Entscheidende, sondern ob er Blumen und ein Kruzifix auf den Altar stellte (beides galt als Zeichen hochkirchlicher Gesinnung), oder ob er nur sonntäglich oder täglich das Abendmahl spendete und ob er in Talar und weißem Überwurf oder in katholischen Meßgewändern den Gottesdienst abhielt. Oft ist es zu lauten Protesten und höchst unwürdigen Störungen des Gottesdienstes gekommen, oft drohte die Einheit des Anglikanismus an der Frage der Romanisierung zu zerbrechen. Beide Richtungen pflegten sich auf die Urkunde zu berufen, die für den Anglikanismus die unbestreitbare Autorität besitzt, das Prayer Book. Hier sind in allerhand Vorschriften für den sonntäglichen Gottesdienst die strittigen Punkte zum großen Teil geregelt, oft jedoch in so wenig klarer Form, daß beide Parteien sich auf das Prayer Book berufen können. In der Vorrede zur gewöhnlichen Sonntagsliturgie wird ferner festgestellt, daß alle „Ornamente der Kirche und der Geistlichkeit beim Gottesdienst beibehalten werden sollen, so wie sie im zweiten Jahr der Regierungszeit Eduards VI. durch parlamentarische Autorität bestanden haben“. Aber was war im Jahr 1548/49 Übung und was war parlamentarisch sanktionierte Übung? Es sah schließlich so aus, als ob Kirchen- und Rechtshistoriker berufen sein würden, die Streitigkeiten der Kirche zu schlichten.

★

Unter diesen Umständen ist es eine alte Forderung gewesen, das Prayer Book nicht nur in seiner Sprache zu modernisieren, sondern auch die einzelnen Vorschriften für die Gestaltung des Gottesdienstes zu überprüfen, so daß die Bischöfe sich nunmehr auf klare, allgemein anerkannte Vorschriften berufen konnten. Die Willkür der einzelnen Geistlichen in der Interpretation des Prayer Book wurde allmählich so arg, daß die Kirche auseinanderzubrechen drohte, und ganz deutlich ging der Kurs der Mehrheit nach der rechten, der katholischen Seite. Die Frage der Revision des Prayer Book wurde zur Frage der bischöflichen Autorität und zum Kampfgebiet der protestantischen und katholischen Richtung im Anglikanismus. Der neue Entwurf, den das Parlament kürzlich abgelehnt hat, ist nun ein ziemlich deutlicher Sieg der katholischen Richtung. Die Bischöfe wollten neben der alten Fassung des Prayer Book, die ebenfalls in Gebrauch bleiben darf, eine neue fakultative Fassung einführen, in der eine ganze Reihe von Gebräuchen, die nach der römischen Richtung hinweisen, ausdrücklich gebilligt werden. Es

handelt sich neben der Zulassung der Meßgewänder beim Abendmahl vor allem um die Reservierung der Hostie. Sie ist im alten Prayer Book nicht gestattet. Trotzdem ist es in den Kirchen der römischen Richtung mehr und mehr üblich geworden, in einer Seitenkapelle die beim Abendmahl nicht gebrauchten Reste der Hostie feierlich aufzustellen. Damit erhält das Abendmahl den Charakter der römischen Messe. Es ist Praxis der anglokatholischen Richtung, diese Gebräuche auf Seitenkapellen und Seitenaltäre zu beschränken, aber es ist durchaus zu verstehen, daß die Gegenpartei darin nur den ersten Schritt zur Rekatholisierung des Anglikanismus erblickt. Hiergegen richtet sich der Sturm des linken Flügels und der ganzen Mittelparteien, und unter ihrem Einfluß ist der neue Entwurf vom Parlament abgelehnt worden. Die Bischöfe, welche den neuen Entwurf vertreten, wiesen darauf hin, daß das neue Prayer Book ja nichts Neues einführt, sondern nur den Zustand der Dinge tatsächlich anerkennt, der sich in weiten Kreisen trotz heftigen Widerspruchs der Bischöfe allmählich durchgesetzt hat. Aber die Gegner fürchten, daß die nachträgliche Sanktionierung einer ausgesprochen katholischen Zeremonie die Anhänger Roms zu neuen Vorstößen ermutigen wird, und daß die Bischöfe dann wiederum nicht die Kraft haben werden, diesen Neuerungen entgegenzutreten. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß die anglikanische Kirche ganz im Katholizismus enden wird, denn Katholizismus ist unmöglich ohne Unterordnung unter die päpstliche Autorität, und an diesem Hindernis wird aller Wahrscheinlichkeit nach die katholische Bewegung in England scheitern. Eher kann man vielleicht behaupten, daß die hochkirchliche Bewegung in England eine Art Schutzwall gegen die Rekatholisierung aufwirft; man kann sich als katholisch fühlen, man kann den katholischen Gottesdienst mit seinem stärksten seelischen und religiösen Gehalt auf sich wirken lassen, ohne jedoch zu mancherlei schwierigen katholischen Problemen Stellung nehmen zu müssen, die dem germanischen Menschen als schwere Hindernisse in den Weg zu treten pflegen. Es ist in England leicht, schrittweise zu katholischen Gebräuchen herüberzugehen, aber jedesmal, wenn wie jetzt ein öffentlicher Schritt erforderlich ist, der eine sichtbare Etappe auf dem Wege zum Katholizismus bedeutet, pflegt das protestantische Element zu schroffer Abwehr zu erwachen, das schließlich doch auch im Anglikanismus steckt, so sehr dieser sich auch bemüht, es zu leugnen.

Die Ablehnung des neuen Prayer Book hat jedoch noch eine andere interessante Seite. Der Anglikanismus ist eine Staatskirche. Gewiß steht diese dem Staate sehr viel freier gegenüber, als die protestantische Kirche Deutschlands vor der Revolution es tat. Der englische Staat kümmert sich nicht um die Ernennung irgendeines einzelnen Geistlichen, er zahlt keine Zuschüsse zu den Pfarrergehältern, die Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden unterstehen lediglich dem Bischof. Auf der Basis der Pyramide ist die anglikanische Kirche vom Staat ganz frei. Aber die Spitze der Pyramide ist aufs engste in die staatliche Organisation eingefügt. Die Bischöfe werden vom König, dem Haupt der anglikanischen Kirche, ernannt, aber nicht etwa auf Vorschlag eines Erzbischofs, sondern auf Vorschlag des Premierministers. Tatsächlich also ernennt der oberste staatliche Beamte die Träger der höchsten geistlichen Ämter, und zwar ist es dabei gleichgültig, ob er selbst der anglikanischen Kirche angehört oder nicht. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts mochte dies nur einen theoretischen Unterschied bedeuten, denn es war ja undenkbar, daß ein englischer Premier nicht Anglikaner war, aber die Zeiten haben sich geändert. Nicht nur Angehörige der schottischen Kirche, wie Campbell-Bannerman und Balfour, sondern auch Dissenters wie Lloyd George und Macdonald sind englische Premiers gewesen und haben anglikanische Bischöfe ernannt. Es ist verständlich, daß das Selbstgefühl der Kirche gegen einen derartigen Zustand aufzubegehren beginnt. Auch die Glaubensartikel der Kirche und ihre Gottesdienstordnung, d. h. alles, was im Prayer Book steht, sind Staatsgesetz, die Kirche kann ohne Zustimmung des Staates nichts daran ändern. Bis 1829 war dies von geringerer Wichtigkeit; denn bis dahin konnten nur Anglikaner im englischen Parlament sitzen. Seitdem nun aber auch Katholiken, Dissenters und Juden im Parlament vertreten sind, ist es ein unerträglicher Zustand, daß die Kirche in rein kirchlichen Angelegenheiten von einer staatlichen Macht abhängig ist, an der auch Angehörige anderer Bekenntnisse teilnehmen. Mit aus diesen Erwägungen heraus hat seit hundert Jahren die hochkirchliche Oxforder Bewegung immer stärker die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate betont. Sie hat auch mancherlei erreicht, u. a. hat sie aus den alten Bischofversammlungen früherer Jahrhunderte allmählich eine große kirchliche gesetzgebende Versammlung geschaffen (Church Assembly 1920), die aus Bischöfen und Laien zusammengesetzt ist und

durchaus die Funktion eines kirchlichen Parlaments besitzt. Man glaubte voraussagen zu können, daß kirchliche Gesetzentwürfe, die von der Church Assembly angenommen und dem Parlament zur Zustimmung zugeleitet werden würden, ohne große Debatte von diesem angenommen werden würden, daß also die Zustimmung der weltlichen Gewalt nur Formsache sein würde. Es hat sich aber gezeigt, daß dies nicht der Fall war. Das muß Wasser auf die Mühle derer sein, welche noch stärker die kirchliche Selbständigkeit betonen, ja sogar die Trennung von Kirche und Staat befürworten. Das ist freilich für den Anglikanismus eine überaus ernste und zweischneidige Angelegenheit. Es würde bedeuten Ausschaltung der Kirche aus allen gesetzgeberischen Fragen, Aufhebung alles Einflusses der Kirche auf Schulangelegenheiten, und wahrscheinlich würde dann auch eine vermögensrechtliche Trennung von Kirche und Staat nicht zu umgehen sein. Niemand wird aber von kirchlicher Seite diese schwierige Frage anrühren wollen, denn dann würden sich sofort die Dissenters mit ihren gar nicht wegzuleugnenden Ansprüchen melden. Die anglikanische Kirche behauptet, d i e Kirche von England zu sein, und alles uralte Kirchenvermögen ist durch die Reformation in die Hände dieser Kirche übergegangen. Schwerlich gehört aber zur anglikanischen Kirche sehr viel mehr als die Hälfte aller Gläubigen. Die übrigen sind in die Sekten der Dissenters zerspalten, die eigentlich den Namen Sekten nicht mehr verdienen, sondern sich zu großen Freikirchen ausgewachsen haben, und sollte es je zu einer vermögensrechtlichen Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat kommen, so würden auch Presbyterianer, Kongregationalisten, Methodisten usw. Ansprüche darauf anmelden, als die Rechtsnachfolger der mittelalterlichen Kirche Englands zu gelten, und wahrscheinlich diese Ansprüche auch durchsetzen. In Irland ist durch Gladstone (1869), in Wales durch Lloyd George (1920) die anglikanische Kirche bereits entstaatlicht worden. Sollte es zu vermögensrechtlichen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in England kommen, so könnte leicht auch in England das Ergebnis das gleiche sein.

Im Augenblick gibt es aber nur wenige, die diesen Weg bis zu Ende gehen wollen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß noch irgendein Ausweg gefunden werden wird, der im Parlament die Annahme des neuen Prayer Book sichert und das kirchliche Leben des Landes vor neuen schweren Erschütterungen bewahrt.

Vagabund und Winzer. Von Theodor Kramer

In Hungerstädten Märzlicht blaßt.
Am Hang vorm Weinberg halt' ich Rast.
Der Bildstock lodert überlicht,
Der Löß zernagt mein Angesicht.

Gemessen löst er Strauch um Strauch,
Verschlossen bösem Frost und Rauch.
In meinem Herzen, unverwahrt,
Hat Schwärze krank sich angespart.

Nun schreitet hoch den Steig im Land,
Wer schwarz im Herbst die Stauden band,
Und trifft das Kienholz Pflock um Pflock
Und trennt den Rest vom Wurzelstock.

Du Winzer, der du kurzerkraft
Die Reben schneidest neu in Saft,
O tritt doch aus dem Weinrevier
Um Christi willen her zu mir!

Ich folge dir als Knecht nach Haus,
Ich führe ein, ich trage aus;
Zum Heil begeb' ich ganz mein Blut
In deines Messers krumme Hut.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Paula Grogger: Das Grimmingtor (Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt) — **Enrica v. Handel-Mazzetti: Johann Christian Günther** (München 1928, Kösel & Pustet) — **Emil Ludwig: Tom und Sylvester** (Berlin 1928, Ernst Rowohlt) — **Hermann Stegemann: Jacobäa** (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Alfred Neumann: Rebellen** (Ebenda 1928) — **Arnold Zweig: Der Streit um den Sergeanten Grischa** (Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer)

Auch die Bücher sind neuerdings Modeartikel geworden," klagte mir kürzlich ein erfahrener Berliner Buchhändler. Die „Vordergrunderscheinungen", wie er sich ausdrückte, verdrängten das Gediegene, auch sie nur wenige Monate „gefragt" und dann von anderen „Schlagern" übertrumpft. Es ist eine Großstadterscheinung, entstanden aus einem immer heftiger tobenden Wirtschaftskampf, einem teilweise mißverstandenen und vergröberten Amerikanismus, der die ermüdeten Nerven und Gedanken für einige Stunden mit aufdringlichen Mitteln ablenken und zerstreuen will. Wie ist da zu helfen, wie können die Zeitgenossen wieder zur Sammlung, Vertiefung, zu liebevollem Versenken in wertvollere, Seele und Geist bereichernde Bücher hingeführt werden, damit die alte deutsche Kultur nicht rettungslos zerflattert? Nur durch planmäßiges Hinführen der Leser zum guten Buch.

Ein solches ist der Erstlingsroman einer österreichischen Schriftstellerin **Paula Grogger: Das Grimmingtor**. Beim Lesen dieses Romans überkommt einen das seltsame Gefühl, es gar nicht mit einem Roman zu tun zu haben, sondern von einer Hand, der man vertraut und ohne weiteres folgt, in den Kreis ihrer Familie, ihrer Nachbarn und Bekannten geführt zu werden. Es sind Menschen eines fremden Stammes, und doch kennt man sie nach wenigen Minuten so gut, als wäre man jahrelang mit ihnen zusammengewesen, denn das Allgemein-Menschliche leuchtet transparent durch Tracht und Wesen, Rasse und Mundart. Liebe und Haß sind in jedem Menschenkleide die gleichen Lebensmotoren — und doch: sieht man aus den kleinen Fensterscheiben dieser Bauernhäuser und erblickt die Alpenberge, die weiten Almen und Matten, so spürt man, hier ist freilich wieder etwas Besonderes: uralte, erdgebundene, stammverhaftete Chronik und Familienüberlieferung, aber uns durch den unerklärlichen Zauber dichterischer Kraft zum Lieben nahegebracht.

Der Name des Romans führt zum Grimming, dem hohen, einsamen Berg im westlichen Steiermark, zur Dachsteingruppe der Kalkberge gehörig. Wo die Steinmauer schroff über die Mulde aufsteigt, ist ein Tor. Nur selten kann es ein Mensch erschließen; man sagt nur an zwei hohen Feiertagen. Anfang und Ende des Romans gehen durch dies Tor, um das ein schauriger Mythos webt. Die Geschichte der Familie Grogger, die hier zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lebt, wird mit epischer Breite aufgerollt. Nicht ein einziger Faden läuft durch das Werk, an dem man den Ablauf einer „Fabel" verfolgen könnte, sondern das Ganze besteht aus einer Verschachtelung von kleinen Vorgängen, die nebeneinanderstehen, nur verbunden durch Landschaft, Dorf, Familie und Nachbarschaft. Anfangs scheint Andreas Grogger die führende Gestalt zu werden, der die Constantia Sorger nach einigen Umständlichkeiten heiratet — sobald ihr Liebster, der wilde Jager, im Grimmingtor ein rätselhaftes Ende gefunden hat. Aber bald drängen sich breite Schilderungen des steirischen Bauernlebens dazwischen, Episoden wechseln ab, und schließlich sammelt sich die wärmste Teilnahme des Lesers um die rührende Gestalt des verwachsenen Rögerl (Regina), das Pflegekind des Bauern, das auf leisen Sohlen fast wie ein halbwüchsiges Christkindlein durch die Erzählung geht. Zum Schönsten der deutschen Romanliteratur gehört das stille Leiden und Lieben, das sehnsüchtige Hoffen dieses Kindes und ihre letzte nächtliche Wanderung zum Grimmingtor, wo sie den schwerverwundeten Geliebten findet, von dem ewigen Geheimnis dieser Stätte umwittert.

Es ist wahr: das Ganze leidet an Umständlichkeit und bleibt so durchaus Schilderung, daß die Erzählung einer Handlung darüber fast versäumt wird, aber diese Schilderung ist von einer Stärke, die sie zum Geschehnis macht. Wie die Sprache, die in ihrer Schlichtheit, man müßte sagen, ihrer Einfalt, aber auch ihrer bezwingenden Kraft unnachahmlich ist, aus dem Erdboden selber quellgleich hervorzubrechen scheint, so sind auch diese herben Menschen aus hartem Heimatboden emporgewachsen mit ihrer kargen Wesensart und felsigen Verschlossenheit. Verwurzeltes Volkstum, in und mit der Natur lebend und unzerstörbar wie sie, die ewig aufs neue knospet. Diese Gewißheit alten Bauernsinns klingt, ohne Frömmelei, aus dem katholisch gewandelten Heidentum der Vergangenheit: „Und sie

glaubten an Gott, der uns in Stürmen zerschlägt und an Grashalmen aufrichtet." Ein wertvolles Buch!

Stamm- und glaubensverwandt mit diesem jungen frischen Talent ist Enrica v. Handel-Mazzetti. Sie verleugnet ihre Weltauffassung auch in ihrem neuen Roman Johann Christian Günther nicht. Aber wenn man diese beiden Namen nebeneinander hört, so kann man sich einer leisen Befürchtung nicht erwehren, daß da ein voller Einklang kaum zu erwarten ist. Tatsächlich ist dies Buch wohl das am wenigsten geglückte der oft so starken Dichterin. Schon die Komposition ist ein Ereignis: 214 Seiten Einleitung, deren 14 Kapitel zu strenger Unterscheidung mit römischen Ziffern bezeichnet sind, dann 149 eigentliche Erzählung, die Kapitel deutsch numeriert. Und diese Einleitung ist nichts anderes als ein Tagebuch mit Lesefrüchten aus Günthers Gedichten. Die Dichterin erzählt, wie sie auf Günther gekommen ist, dessen 200. Todestag, wie erinnerlich, vor fünf Jahren von den Journalen gefeiert wurde. Man hatte auch seine Leonorenlieder gerühmt, und da — erzählt die Dichterin — „da hab' ich mir gedacht, es ist doch eigentlich eine Schande, fast nichts von ihm zu wissen". Sie kauft sich also das Reclamheftchen mit Günthers Gedichten und vertieft sich in sie. Zum Glück enthält diese kleine sorgfältige Auslese nichts von den vielen mehr als heiklen Gedichten, die man nur einem Genie wie Günther verzeiht. Enrica v. Handel-Mazzetti also ist entzückt, begeistert von ihrem Fund und ihre lebhafte, schnell zugreifende Phantasie bastelt sogleich emsig an der interessanten Gestalt des unglücklichen Schlesiers herum. Ehe sie es selbst noch recht weiß, bereitet ihr dichterischer Instinkt schon ein Günther-Buch vor. Aber so leicht ist es für sie nicht, sich in diesen völlig andersgearteten Dichter hineinzuversetzen, das zeigt ihr stetes Ringen mit dem Stoff, seitenlang — zitiert sie seine Gedichte, die ihr neu sind, immer wieder voll Bewunderung und zu Vergleichen geneigt, die nicht jedesmal einleuchten. Dabei erzählt die Dichterin unaufhörlich von ihren Alltagserlebnissen, schildert belanglose Zwiegespräche mit Alltagsmenschen, Dienstboten usw., spricht von ihren früheren Romanen, oder vielmehr läßt andere liebevoll davon sprechen, berichtet von ihrem Frisiertisch, im gleichen Atem von ihren Gebeten, dann kommt wieder eine seitenlange Leseprobe aus Günthers Gedichten, alles bunt durcheinandergewürfelt, oft süßlich, überschwenglich oder stolz-herablassend und traktätchenhaft. Endlich findet sie einen Weg zu Günthers Seele: als er auf dem Sterbebett in Jena, von inneren und äußeren Qualen gepeinigt, das Kruzifix umklammert. Da findet die im Grunde gütige und aufrichtig fromme Dichterin sich in seine Welt hinein, sie schildert seine letzten Leiden und seinen Tod mit ihrer feinen Einfühlungskunst, und manche schöne Betrachtung fällt wie ein silberner Mondstrahl auf das zerwühlte Krankenbett. Wahrhaft zu packen weiß uns die Dichterin freilich nur in den letzten Szenen vor Günthers Tode, da bricht ihre künstlerische Kraft, ihre Gewalt und Lebendigkeit, die uns einst in „Jesse und Maria" so entzückt haben, in der alten Anspannung und Kühnheit durch und reißt den Leser mit. Aber das Buch als Ganzes ist dadurch nicht mehr zu retten, es ist schon in der Anlage mißglückt. Nehmen wir es für eine Gelegenheitsdichtung, die dem dichterischen Gefühl der Handel jedenfalls keine Unehre macht, und hoffen wir auf ein gesammelteres Werk.

★

Emil Ludwig hat eine stattliche Novelle — in Versen geschrieben. Wie Narziß, der sich über den Quell neigt, betrachtet er sich in diesem neuen Kostüm, er legt einer Dame dieser Novelle die Worte in den Mund: „Emil Ludwig soll jetzt Verse schreiben, er sollte doch bei seinem Leisten bleiben." Beinahe möchte man diesem Urteil, das der Dichter natürlich bestritten hören will, zustimmen, wenn man die ersten Verse liest, oder wenn man auf den folgenden Seiten manche Undeutlichkeit infolge des Verszwanges findet — da wird die Tür „gerissen" (statt aufgerissen), „dem Knotenstock hat er die Faust geballt" (statt: um den Knotenstock) und dergleichen mehr. Auch mutet manches in dem 128 Seiten langen Versbuch verkünstelt, manches geschwollen an, aber je weiter man liest, je mehr gibt man sich einer wachsenden Sicherheit des Dichters hin, einer unbeschwerten, spielerischen Anmut, die bald wie gedämpfte Musik den Vortrag begleitet.

An Geschehnissen ist die Erzählung nicht reich. Im Schlafwagen, der durch die Alpen südwärts rollt, werden zwei junge Herren miteinander bekannt, sie finden Gefallen aneinander, gerade wegen jener Polarität ihrer Wesensarten, die sich schon im Äußeren kundgibt. Der Ältere, Tom, ein blauäugiger Bremer, ein weltgewandter Tatmensch, der andere, Sylvester, ein schlesischer Graf, weich und verträumt. Beide haben kein bestimmtes Reiseziel, so bleiben sie im Tessin, und hier ergänzt sich die Personenzahl wie zu einem Lustspiel: ein munterer Alter, gelehrt und klug, der niemals langweilt, und Valeska, seine schöne Tochter. Die Figuren sind gestellt. Zuerst rückt Tom vor. Er gehört zu den raschen Siegern. Beinahe im ersten Anlauf überwindet er Valeska. Aber so schnell gewonnen, so schnell verloren. Valeska, halb überrumpelt, empfindet Reue nach dem kurzen Rausch, und bald macht sich eine innere Abkehr von dem Draufgänger bemerkbar. So hat der andere Liebende, Sylvester, gewonnenes Spiel. Sobald Tom abgereist ist — er wird in Afrika neue Abenteuer suchen — beginnt die leise

Annäherung zwischen den beiden und führt zur Ehe — die Ehe aber zu einem Leben voll idyllischen Gartenglücks in einem angulus ridens, mit Horaz zu sprechen, im schönen Tessin.

Hier findet Ludwig auch in seiner Dichtung die idyllische, beinahe bukolische Kunstform. Schon fürchtete man in jenem Kapitel, wo Tom die Valeska erobert, nach einigen Anzeichen, geschmacklose Überdeutlichkeit im Ausmalen erotischer Abenteuer, aber ein Vergleich mit der Parallele zwischen Sylvester und der Gelehrtentochter läßt erkennen, daß Emil Ludwig nur die gegensätzlichen Wesensarten der beiden Männer charakterisieren wollte, was ihm denn auch gelungen ist; die Liebesszenen zwischen Valeska und dem jungen Grafen gehören zu den zartesten und schönsten der neueren Literatur. Mit einer überraschenden Wendung schließt die Epopöe: als der Dr. Großpapa den Erstgeborenen der jungen Ehe in seinem Tun beobachtet, denkt er, „halb schlau, halb fromm: der ganze Tom!"

Ludwig nennt seine Dichtung ein Quartett, mit Recht, es ist eine heitere, weltliche (sehr weltliche) Musik, die da aus jungen Seelen tönt, begleitet von dem nachdenklichen Celloton des Alten, Kammermusik, leicht und schwebend, in drei Sätzen, vom Komponisten selber Andante con moto, Appassionato und Allegretto bezeichnet. Eine Fülle von dichterischen und sozusagen profanen Einfällen ist über die Erzählung gestreut, man wird an Byron erinnert, wie er seine Epen mit lyrischen Monologen durchsetzt, ein Vergleich, der natürlich nichts mit Größenverhältnissen zu tun hat. In der Tonart klingt Byron mehr an Beethoven, Ludwig mehr an Mozart an; eine halbitalienische Melodiosität erfüllt seine leichtbewegten Verse, die stanzenartig, zu je zehn Zeilen verschlungen, in ungezwungenen Reimen vorübertänzeln und selbst, wenn sie einmal zu stolpern scheinen, schnell ihre zierliche Anmut und schwebende Sicherheit wiedergewinnen.

*

Zwei Erzähler, die hier erst vor wenigen Monaten betrachtet wurden: Alfred Neumann und Hermann Stegemann, sind schon wieder mit neuen Romanen auf dem Plan, die geschichtliche Stoffe behandeln: Hermann Stegemann nennt sein Werk Jacobäa denn auch im Untertitel einfach eine Historie. Er versetzt uns in das letzte Drittel des Dreißigjährigen Krieges, das mehr und mehr in einen wüsten Kampf entarteter Söldnerscharen ausartete, in dem einzelne Generale und Unterführer sich durch glänzende Waffentaten einen Namen machten, in dem aber die deutschen Lande zu einer Wüste gemacht wurden. Einer dieser emporgekommenen Haudegen ist auch der kaiserliche Reiteroffizier v. Bilstein. Ein berserkerhafter Draufgänger, wenn Not am Mann ist, und doch mit einer leisen kleinen Sehnsucht nach Liebe im Herzwinkel. Als seine Frau nach siebenjähriger Ehe im Wochenbett stirbt, rast er vor Schmerz und mißhandelt den Priester, der ihm Trost zusprechen will, die geborene Tochter gibt er in Pflege und führt nun sein wüstes Kriegsleben weiter. Aber sein Ehrgeiz treibt ihn dazu, ein eigenes Regiment aufzustellen, als dessen Chef er seine Tochter angibt, während er selber, angeblich in dieses Oberhaupts Diensten, das Regiment als Oberstleutnant führt. Eine Reihe kühner Waffentaten bringt ihm Ruhm und Ehre. Als er nach Jahren seine Tochter zum erstenmal wiedersieht, steht er diesem frühgereiften schlanken Mädchen „mit einem Wurf Sonne im rotbraunen Haar und trotzig geschürzten Brauen" wie ein Fremder gegenüber. Aber bald finden die beiden zueinander, Jacobäa hat ganz den stolzen, kühnen Sinn des Vaters, und als es zum schwersten Ringen kommt, da sitzt sie selber als Kornett im Sattel mit kurzgeschnittenem Haar, Koller und Harnisch. Die Kürassiere jubeln ihr zu, wenn sie an der Seite ihres Vaters, stark und mutig wie ein Mann, gereift durch die Nöte der Zeit und durch stolz verschwiegene Herzenserlebnisse, in die Schlacht galoppiert, nicht um wüsten Raufens willen, sondern weil ihr wie ihrem Vater der Fortbestand des deutschen Reiches über allem Gemetzel der Völker und Zwist der Konfessionen steht. So rettet das Regiment Jacobäa ein ganzes kaiserliches Heer vom Untergang, indem es sich opfert und der Übermacht des Feindes in aussichtslosem Kampf unterliegt. Es bedarf bei Hermann Stegemann keines Hinweises mehr, daß seine kriegskundige Feder in dieser packenden Erzählung selbst das wirre Durcheinander jener Kämpfe in anschaulicher Klarheit zu schildern weiß.

Auch Alfred Neumann enttäuscht mit seinem neuen Roman Rebellen die Erwartungen nicht, die man nach seinem „Teufel" auf ihn setzen mußte. Er greift hinein ins volle Menschenleben, wie es um die dreißiger Jahre in Italien im Großherzogtum Toskana voll politischer Erregung wogte und brandete. Er erzählt die Verschwörung der Carbonari. Starke nationalistische Kräfte ringen in dunklen Tiefen nach Umsturz und Freiheit. Der geheime Schürer und Führer der Bewegung ist Guerra, eine dämonische Natur von unheimlicher Gewalt über die Seelen, zugleich ein schlauer Ränkeschmied, der in dem stillen Fiesole unter einem Decknamen die Fäden zwischen Paris und den revolutionären Kreisen in Florenz leitet. Frauen sind seine besten Helfershelfer und Spione, so vor allem seine Schwester und die Fürstin Corleone, die zwischen Regierung und Revolution steht. Alles ist irgendwie von dem fein ausgeklügelten Späher- und Spitzelnetz Guerras umsponnen oder hineingewoben: Kirche und Fürstenhof, Stadt und Bargello, nicht zum wenigsten auch die Armeleute- und Verbrecherviertel.

Ein buntes Gewebe von seltsamen Erscheinungen und Ereignissen rollt ab; nicht oft ist eine Revolutionsvorbereitung so feinmaschig mit ihren verschlungenen Motiven und dunklen Trieben geschildert worden, Liebe und Haß, Verbrechen und Humanität, Fanatismus und Intrige geben ein buntes, immer fesselndes Mosaik. Alle Menschen, die auftreten, sind irgendwie bedeutend, wenn auch viele nur im Bösen, aber keiner ist eindeutig, Neumann hat sich eine Betrachtung aus Tolstois Tagebuch als Vorsatz genommen: „Wie gut wäre es, wenn man in einer Dichtung klar zum Ausdruck bringen könnte, wie der Mensch etwas Fließendes ist, bald ein Bösewicht, bald ein Engel, bald ein Weiser, bald ein Idiot.“ Der Roman ist in diesem Buch nur bis zu dem Augenblick hingeführt, wo die Revolution in Toskana endgültig an der Unreife ihrer Schürer gescheitert erscheint. Ein zweiter Band soll das Schicksal Guerras fortführen bis zu seinem Ende, verbunden aufs engste mit der Dramatik des Jahres 1848. Ein abschließendes Wort sei bis dahin vorbehalten.

In die jüngste geschichtliche Vergangenheit führt uns ein neuer Roman Arnold Zweigs: Der Streit um den Sergeanten Grischa. Als russischer Kriegsgefangener entflieht er 1917 in einem Güterwagen, der gen Osten rollt, der hünenhafte Sergeant Grischa, denn er hält es vor Heimweh nicht länger aus im Lager. Zwischen den frischgehauenen Balken und Schwellen, die den Wagen füllen, hat er sich einen Raum wie einen Sarg gebaut, in dem er vier Tage die harten Stöße des Wagens erträgt. Dann irrt er wochenlang in undurchdringlichen Wäldern umher, bis ihm ein Zufall fremde Papiere, die des gefallenen Russen Bjuschew, verschafft. Aber bevor er noch die russischen Linien erreicht, wird er gefangen, und soll schon als bolschewistischer Spion erschossen werden, da weist er nach, daß er Grischa ist. Und nun entspinnt sich um ihn ein Kampf der verschiedenen miteinander verfeindeten Militärbehörden. Der Divisionskommandeur ist für Aufhebung des Urteils, der Generalquartiermeister aber will ein „Exempel statuieren“, wegen der vielen politischen Spione und Aufwiegler, die sich seit einiger Zeit unliebsam bemerkbar machen, er ist für sofortige Todesstrafe. Scharf prallen nun die Gegensätze aneinander, auch persönlich zwischen dem alten prächtigen Divisionskommandeur v. Lychow und dem selbstherrlichen, ungemein schneidigen Generalquartiermeister Schieffenzahn; es wird ein erbitterter Kampf aus diesem Streit der Instanzen, öffentlich und heimlich, bis endlich Grischa selber müde wird. Er schlägt die Gelegenheit zu einer neuen Flucht aus und läßt sich geduldig an die Wand stellen.

Das ist eine meisterhaft gefügte und geformte Erzählung. Nicht ohne Tendenz, wie bei solchem Thema von Arnold Zweig kaum anders zu erwarten war, und darum kein reines Kunstwerk, denn so wirklichkeitstreu alle Einzelheiten erzählt sind, gerade die Zweckrichtung bringt im letzten Drittel einige Unwahrscheinlichkeiten hinein. Aber im ganzen ist Zweig maßvoll und vornehm, seine Beobachtungen sind scharf und kennzeichnend für jene Zeit im Felde, ein leichter Humor mildert die silhouettenhafte Charakteristik einiger leicht erkennbarer Persönlichkeiten, die in eine sehr anschaulich gezeichnete Umgebung gestellt sind.

Man empfängt starke Eindrücke von dem Buch.

Schiller und Frankreich. Von Prof. Dr. Eduard Wechßler

Schiller und Frankreich: bei diesen Worten erinnert sich der deutsche Leser zu allererst des titre de citoyen français, welchen die Pariser Gesetzgebende Versammlung im August 1792 dem sieur Giller, publiciste allemand, auf Antrag des Elsässers Philipp Rühl, Abgeordneten des Departements Unterrhein, zuerkannte. Und weiter denken wir an jenen Brief, den Schiller im März 1804 an Goethe schrieb, nachdem Frau von Staël soeben Weimar verlassen hatte: „Das Wetter setzt mir gar sehr zu, auch ist mir nach der Abreise unserer Freundin nicht anders zumute, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden.“ Oder es fällt uns die bekannte Anekdote ein, die Turgenieff von einem Besuche bei Victor Hugo erzählt; wie dieser zu ihm bemerkte, das beste Werk von Goethe sei der Wallenstein, und auf des großen Russen Einwand hinzufügte: „Gleichviel, ich habe keinen von beiden gelesen!“ Und in der Tat, nicht einer der großen Romantiker Frankreichs verstand so viel Deutsch, um Schiller oder Goethe im Urtext zu lesen, Gérard de Nerval ausgenommen, der Goethes Faust I und achtzehn Gedichte Schillers (in den Poésies allemandes 1830) so treu wie schön übertragen hat.

Als Friedrich Schiller 1759 geboren wurde, war die Mehrzahl der vielen deutschen Fürstenhöfe und zumal der seines Landesvaters Karl Eugen, mit französischer Art und Sprache stark überfremdet. Als er nach einem Halbjahrhundert 1805 die Augen schloß, war durch die Tat der deutschen Dichter, Musiker und Denker die Wesensart des deutschen Geistes und deutscher Sitte in eindrucksvollen Bildern ausgeprägt und zog die Blicke auch des westlichen Nachbars auf sich. Bei dieser Wandlung hat gerade Schiller auf Frankreichs Künstler und Denker als Herold und Befreier eingewirkt.

Wie unsere ganze klassische Dichtung und Philosophie, wie der sogenannte deutsche Idealismus überhaupt, hat sich auch Schillers Lebenswerk in stetem Ringen mit dem bis dahin übermächtigen Nachbarn ausgebildet. Was Schiller Frankreich und was dieses ihm verdankt, davon in kurzen Linien zu berichten, ermöglicht uns ein zweibändiges Buch von Edmond Eggli: Schiller et le Romantisme français (Paris bei J. Gamber, 7 rue Danton). Der wesentliche Inhalt dieses Werkes ist schon 1913—1914 in Lyon vorgetragen worden. Der Verfasser, ein Schüler von Gustave Lanson und Ferdinand Baldensperger, ist heute Professor in Liverpool. Er gibt in reicher Fülle Nachweise, Belege, Zeugnisse, Urkundliches insbesondere zur Geschichte des französischen Theaters.

Wir erfahren hier, wie tief Jean-Jacques Rousseau den jungen Schiller erfaßte und wie eng, trotz aller Gegensätze, er mit Pierre Corneille, ohne es selbst zu wissen, verbunden blieb, mit dem ihn der Glaube an die Freiheit sittlichen Wollens und die Treue zur Idee gegen Schicksal und Natur zusammenführte und dem er durch dieselbe strömende Kraft hinreißender Begeisterung und Überredungsgabe tief innerlich nahestand.

Wie Goethe in Frankreich lange nur als Dichter des „Werther" gekannt war, so schätzte man von Schiller drüben vor und während der Revolution allein „Die Räuber". Zwar kamen diese auf die Pariser Bühne erst 1792, zehn Jahre nach der ersten Mannheimer Aufführung, aber durch Anzeigen und gedruckte Übersetzungen waren sie von 1782 bis 1800 weithin verbreitet. Dazwischen nur einmal, 1794, im Jahr der wütenden Schreckensherrschaft, wurden sie als zu mild und schwächlich (wegen modérantisme) vom Spielplan abgesetzt. Sie erschienen französisch erstmals 1785 in dem von dem deutschen Sprachlehrer Friedel, Lehrer am Königshof, begonnenen und von Nicolas de Bonneville fortgesetzten Nouveau Théâtre allemand, das 27 deutsche Stücke enthielt, unter dem schiefen Titel Les Voleurs, auf Grund der Mannheimer Bühnenbearbeitung. Mehr Wirkung hatte eine Umdichtung, die Schillers Namen sogar verschwieg: Robert chef de brigands, zuerst 1792 aufgeführt und im folgenden Jahr gedruckt, von 1800—30 vergessen, dann auf kurze Zeit wieder aufgenommen. Verfasser war ein eingewanderter Oberelsässer Johann Heinrich Ferdinand Schwindenhammer, der sich für einen Mitschüler Schillers ausgab und seinen Namen in Lamartelière übersetzte (1761 bis 1830). Dramaturgischer Berater war der jedem Deutschen aus Mozarts Figaro und der Quelle von Goethes Clavigo wohlbekannte C. de Beaumarchais, gedankenkühn, kampflustig und bühnenkundig vor allen anderen. In dieser Umarbeitung tritt der Räuberhauptmann zuletzt mit seiner Bande als Anführer eines Freikorps in den Dienst des Kaisers. Die Handlung ist in das 15. Jahrhundert zurückverlegt, aber die Räuber sind hier zu leibhaftigen Jakobinern geworden, die der Welt die Gerechtigkeit zurückgewinnen.

Das Schicksal wollte, daß dieses seltsam umgebogene Bühnenstück, weil es den neuen Zeitgeschmack des Pariser Volks befriedigte, sogar einer neuen Kunstgattung, dem Melodrama, zum Durchbruch half. Einst hatte Jean-Jaques Rousseau seinen Pygmalion, scène lyrique, mit Musik begleiten lassen. Auch Diderot und Mercier zeigten sich einer Bühnengattung geneigt, die ebenso die zeitgenössische Rührseligkeit und Schaulust befriedigte, Morallehren mit Spektakelwerk, das Tragische mit dem Grotesken vereinigte, zum Weinen, bald zum Lachen erschütterte, und damit Hugos berühmte Vorrede zu seinem „Cromwell" (im Geburtsjahr der französischen Romantik 1827) durch die Tat vorausnahm.

Im deutschen Urtext fehlte es nicht an Stellen, deren Geist und Stimmung dem Stil des Melodramas entgegenkam. In der entscheidenden Gartenszene (IV, 5), die die Wendung bringt, spielt Amalia vor Karl die Laute und singt „Hektors Abschied", worauf er selbst den „Römergesang zwischen Brutus und Cäsar" auf der Laute für sich allein begleitet. Der Kenner dieser Dinge übersieht von hier den weiten und glanzvollen Weg, der von solchen eingelegten Liedern über den Hornruf in Hugos Hernani bis zu Richard Wagners Tannhäuser, Lohengrin und Tristan führte. Noch das Musikdrama, so gut wie das romantische Drama, zählt unter seinen Vorgängern auch das durch Victor Hugo und den älteren Dumas stark benützte Melodrama, das mit seinen reichen Mitteln und volkstümlichen Wirkungen der heutigen Lichtspielbühne vergleichbar ist.

Zwischen Schiller—Lamartelière—Beaumarchais und Victor Hugo mitteninnen stand als Vermittler der Melodramatiker Guilbert de Pixérécourt (1773 bis 1840). Der ließ sich, als er im Maraistheater sein erstes Drama Selico zur Aufführung brachte, von dem gefeierten Schauspieler Baptiste-aîné beraten, dessen Glanzrolle Robert chef de brigands geworden war.

Es begreift sich, daß unter dem Kaisertum (1800 bis 1815) die Stimme Schillers in der französischen Hauptstadt kaum noch vernommen wurde. Dagegen wurde die tiefere und reinere Würdigung des deutschen Dichters in Frankreich vorbereitet durch den zweieinhalb Monate währenden Aufenthalt der Frau von Staël in Weimar (Mitte Dezember 1803 bis in Ende Februar 1804). Der Zufall wollte, daß zu dieser Zeit Goethe meist in Jena arbeitete und Wieland durch Kranksein oft unzugänglich war.

So warf sich die ganze geistige „Neubegierde" der Französin auf den Dichter, der eben damals den „Tell" für die Bühne vollendete. Sie zeichnete ihn 1810 in De l'Allemagne mit vieler Liebe und manchem Mißverstehen als den idealen deutschen Dichter überhaupt. Noch ein Jahr früher erschien, nicht auf der Bühne, wo Talma sich entzog, sondern nur im Druck, ihres Geliebten und Reisebegleiters Benjamin Constant „Wallenstein". Das war eine regelrechte Tragödie in fünf Akten mit den drei Einheiten, worin die 48 Personen Schillers auf 12 beschränkt sind und die Herzogin von Friedland, Gräfin Terzky und der Astrolog Seni fehlen. Das Stück, mit einem Vorwort ausgestattet, war in Coppet bei Frau von Staël begonnen worden und zeigt in seiner Anwendung, wie fern man dort im Grunde damals noch der neuen deutschen Bühne und Dichtung stand. Auf Anregungen der Frau von Staël geht auch zurück eine Maria Stuart von Pierre Lebrun, die 1816 von der Comédie française gespielt worden ist: mit einigen empfehlenswerten Neuerungen (innovations utiles). Mit Frau von Staël war nahe befreundet auch der junge Prosper de Barante, der 1821 sein bedeutendes Théâtre de Schiller herausgab, mit einer Einleitung über Leben und Werk des Dichters. Dieses Werk bewies einen ersten großen Fortschritt zur ernsthaften Erfassung und blieb noch lange gelesen und unentbehrlich. Aber erst zur Gedenkfeier von Schillers Geburtstag 1859 erschien mit einem ersten Band die einzige vollständige (doch ohne die Briefe) und durchweg gründliche Übertragung von Adolphe Régnier; sie wurde erst 1869 fertig.

Mehr noch als jede Art von Übersetzung bedeutete für das geistige Europa die tiefe Einwirkung von Schillers Bühnenwerk auf das neue Schaffen der sogenannten Romantiker, die mit unserer deutschen Früh- oder Spätromantik von 1794 und 1806 so gar nichts gemeinsam hatten und in allem unseren Sturm und Drang von 1770 auf französische Weise wiederholten. Bei Schiller und Goethe fanden damals Alfred de Vigny, Alexander Dumas, Victor Hugo und Mérimée reiche Charaktere und mächtige Bühnenbilder. Zuvor schon hatte 1818 Charles Nodier seinen illyrischen Räuberhäuptling Jean Sbogar geschildert, nachher noch prägte Alfred de Musset den Jäger Frank in La Coupe et les Lèvres und Lorenzaccio nach dem Vorbild von Fiesco. Aber der erlauchteste Nachfahre des Räubers Karl Moor bleibt Hugos Hernani.

Auch hier, wie oft genug, erweist sich Europas Geistesgeschichte als ein eng verbundenes untrennbares Ganzes, worin die Fäden hin und wider laufen. Aus dem Grundgedanken der deutschen Mystik und des deutschen Pietismus, von dem Elsässer Spener her, erwachte der Genfer Jean-Jacques Rousseau zu eigenem Denken und wertete die geistigen Werte in Frankreich um. An seinen Funken entzündete sich die deutsche Dichterjugend des Sturm und Drang. Durch das Melodrama von Schwindenhammer-Beaumarchais wirkte Schiller auf das neue romantische Drama, zumal von Hugo; Victor Hugo hierauf, wie man zeigen kann, auf Richard Wagner; von Wagner wiederum strahlt eine neue musikalische Dichtung hinüber zu Paul Verlaine und seinen Jüngern, die noch 1885 wiederum auf Stefan George und Rainer Maria Rilke lösend wirkte. So wacht unvergänglicher Geist im jüngeren Geistverwandten wieder auf, befreit und weckt. So reicht ein Held im Scheiden die Fackel weiter.

Klage der Insel. Von Karla König

In einem ewigen Brausen muß ich liegen,
Und Well' auf Welle kommt und späht und greift
Nach meinem nackten Leib — und schleift und schleift —
Und jede — jede — möchte mich besiegen.

Doch wie sie auch die Adlerfänge schlagen
In meine Brust, rings grünt des Lebens Psalm
Doch innig heiter auf — und Blatt und Halm
Und Korn und Bäume darf ich schwellend tragen,

Und Saat und Ernte kreist in ewigen Ringen.
Ich aber ernte für mich selber nichts,
Ich höre meine eigene Stille singen
Im ewigen Brausen, das mich überbrandet.

Selbst ohne Heimat — muß ich Heimat geben,
Und jede Woge frißt an meinem Leben,
Die ihre tiefe Unrast bei mir landet.

Dürers Selbstbildnis von 1493

Von Prof. Dr. Hans Jantzen

Dürers Erscheinung ist der Nachwelt am vertrautesten in dem Münchner Selbstbildnis geblieben. Von den übrigen Selbstbildnissen ist dasjenige, das vor wenigen Jahren als kostbarer Zuwachs in die Sammlungen des Louvre gelangt ist, am wenigsten bekannt und am wenigsten gewürdigt, nicht zuletzt deswegen, weil es lange Zeit in schwer zugänglichem Privatbesitz verblieb. Ein Zufall will es, daß wir grade über dieses Bildnis bewundernde Worte Goethes besitzen. Goethe glaubte 1805 in der Sammlung des Hofrats Beireis zu Helmstedt das Original vor sich zu sehen, „... ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Teilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürer würdig ...“

Als Kenner hat sich Goethe getäuscht, denn er sah nur die Kopie, die sich heute im Leipziger Museum befindet und die in ihrer trockenen Ausführung so sehr von dem Gemälde im Louvre absticht, daß sie uns keine Vorstellung von dem bezwingenden Eindruck des Originals zu gewähren vermag. Trotzdem treffen Goethes Worte zu. Er hat gleichsam durch die Kopie hindurch Dürerschen Geist verspürt.

Das Bild ist 1493 gemalt, stellt also den 22jährigen Künstler dar, als er auf der Wanderschaft am Oberrhein war. Es überrascht gleich durch einen wunderbar feinen Reiz der Farbe. Die Figur steht in eisengrauen, olivgrünen und graugrünen Tönen, durchflochten von verschiedenartigstem Rot in Bändern und Borten der Kleidung, vor dunklem Grund. Das Rot durchläuft alle Stufen von sattem Weinrot im Schatten bis zu messingfarbenen Tönen im Licht. Der wichtigste Farbakzent die Zottelkappe, die wie eine rote Krone auf den goldblonden Locken sitzt.

Obwohl das Bild von einem jungen Gesellen in den Wanderjahren gemalt ist, gibt es sich als etwas völlig Fertiges, Vollendetes und wie jedes wahrhaft schöpferische Werk als etwas Unvergleichbares. Aber die schöpferisch bedeutsame Leistung besteht hier nicht nur in künstlerischer, sondern auch in historischer Hinsicht, denn wir haben in diesem Werk das erste „autonome“ Selbstbildnis eines Künstlers in der europäischen Malerei zu sehen, ein Umstand, der bisher nicht gewürdigt ist und der dem Bilde in der Geschichte des Künstlerporträts eine einzigartige Stellung anweist. Zumindest ist kein älteres Selbstbildnis solcher Auffassung erhalten. Die literarischen Nachrichten über verschollene oder in Kopien erhaltene Selbstbildnisse des 15. Jahrhunderts beruhen, soweit sich nachprüfen läßt, auf willkürlichen Benennungen. Der Hinweis auf den lückenhaften Bestand der überlieferten Bilder des 15. Jahrhunderts würde nicht schwer wiegen, denn auffallenderweise sind aus dem 16. Jahrhundert eine große Reihe von Selbstbildnissen erhalten. Der Grund für diese Erscheinung liegt vielmehr darin, daß im 15. Jahrhundert die Selbstdarstellungen der Künstler in einem andern thematischen Zusammenhang auftreten, und zwar eingeordnet unter die Nebenfiguren des Andachts- oder Historienbildes. Der mittelalterliche Mensch hat nur Wert, insofern er autoritativen Verbänden angehört oder einer Gemeinschaft eingereiht ist. So kann beispielsweise auch das Selbstbildnis des Florentiners Paolo Uccello, das sich im Louvre befindet, nicht als ein im modernen Sinne autonomes betrachtet werden, sondern es ist nach Form und Auffassung als Teil eines Reihenbildnisses von Berufsgenossen gemalt.

Bei Dürer ist die mittelalterliche Auffassung abgestreift. Mit der Verselbständigung des Selbstbildnisses bei Dürer ist also ein fundamentaler und historisch bedeutsamer Wandel in der Problemgestaltung der Ichdarstellung verbunden. Das Ich hat sich aus der Einbindung in einen fremden, wertgebenden Zusammenhang herausgelöst. Die Persönlichkeit des Künstlers erfährt hier eine den voraufgehenden Selbstdarstellungen unbekannte und neue Betonung. Man erwartet, diese Auffassung zuerst in italienischer Kunst zu finden. Neuerdings ist versucht worden, Giorgione solche Führerrolle zuzuweisen. Indessen ist Giorgiones Selbstbildnis der Braunschweiger Galerie später als das Dürerbild entstanden. Zudem hat Giorgione sich als David mit dem Haupte Goliaths dargestellt, also sich einer fremden, thematischen Idee untergeordnet. Solange kein früheres, im echten Sinne autonomes Selbstbildnis nachgewiesen wird, vertritt Dürer mit seinem Gemälde von 1493 als erster die moderne Auffassung des Selbstporträts als eines reinen Bekenntnisbildes.

In der Form, die Dürer hier für seine Selbstdarstellung wählt (Halbfigur, Dreiviertelprofil, Einbeziehung der Arme und Hände), schließt der Künstler sich ganz allgemein an die niederländische Porträtentwicklung an. Aber was hat er aus diesen Elementen der Tradition zu schaffen gewußt! Welch freie Bewegtheit des Leibes im Aufbau von der Basis des unteren Bildrandes her über die schräg in den Raum gestellten Schultern bis zu dem das Ganze krönenden Haupt! Welcher Reichtum im einzelnen! Die Hände allein bedeuten einen Triumph für sich. Sie haben ihre eigene Physiognomie. Alle Fingerglieder sind ihrem Verlauf nach sehr energisch bewegt und fallen durch den Reichtum der Randformen auf. Es gibt in der gesamten Malerei des

15. Jahrhunderts keine Hände — auch nicht die des Rogier van der Weyden —, die sich diesen Händen Dürers in ihrer bewegten, ausdrucksvollen Kontur vergleichen lassen. Erst in Michelangelo-Zeichnungen läßt sich derartiges wiederfinden. Und für die physiognomische Bedeutung der Hände im ganzen Bildzusammenhang gibt es in der europäischen Malerei jener Zeit nur ein einziges Porträt, das dem Dürerschen Jugendbildnis hierin zum Vergleich gesetzt werden kann: Lionardos Mona Lisa.

Welche Bestimmung hatte das Dürersche Selbstbildnis von 1493? Es entstand gewiß nicht für die Öffentlichkeit. Dürer hatte schon von seinen Knabenzeiten her stets ein lebhaftes Interesse für anschaulich gestaltete Selbstbeobachtung. Aber in dem Louvrebild gibt es Merkmale, die auf einen besonderen Anlaß hindeuten. Schon Goethe fiel die Blume „Männertreu" auf, die Dürer hier in der Hand hält. Sicherlich handelt es sich dabei um ein Werbesymbol. Man hat vermutet, das Bild sei für die Brautwerbung in Nürnberg bestimmt gewesen, doch gibt es keinerlei sichere Anhaltspunkte für die Wahrscheinlichkeit einer solchen Bildbestimmung. Jedenfalls handelte es sich für Dürer um einen Anlaß sehr persönlicher Art. Das geht auch aus dem Spruch hervor, der auf dem Bilde neben der Jahreszahl angebracht ist. Er lautet:

myn sach die gat
als es oben schtat.

Das Bekenntnishafte der Selbstdarstellung wird durch den Spruch noch besonders hervorgehoben. Es ist gewiß kein Fatalismus, der aus diesen Worten spricht. Dürer sieht mit festem Vertrauen, das von starker religiöser Empfindung getragen wird, in die Zukunft. Man mag davon etwas auch in dem Blick lesen, der aus den Augenwinkeln heraus zugleich Zurückhaltung und Festigkeit, etwas Distanz Gebietendes besitzt der Art, daß man das hohe Ethos dieser jugendlichen Selbstdarstellung verspürt. Insofern mit dem Spruch eine Zielsetzung des Lebens angedeutet wird, geht dies Bildnis in seinem ethischen Gehalt weit über den besonderen Entstehungsanlaß hinaus. Der ganze spätere Dürer liegt bereits in diesem Bildnis geborgen, dessen Ernst als Gesamtausdruck schlechthin ergreifend wirkt. Nur das geniale Jugendwerk eines großen Künstlers vermag solche tiefe Wirkung auszuüben.

Abend in Nürnberg

(Zu Dürers Gedächtnis)

Der Wind des Tags trieb Wolken wirr aus Süd
Und sang sein trunken Lied im süßen Moll.
Das war vom Hauch fiebernder Nächte toll
Und war von Südens Kuß und Blut durchglüht.

Schweigen. Die schwarzen Schwingen sanken müd.
Aus dunkler Flut, ein milder Sieger, quoll
Der Mond, und, seines kühlen Zaubers voll,
War Turm und Giebel heilig deutsch erblüht.

Da dacht' ich deiner. – Ahnte tief den Sturm
Fernwilder Sehnsucht, die dein Herz zerwühlt,
Zum Schauerrätsel schuf dein fiebernd Blut.
Du aber hast's mit reiner Kraft gefühlt,
In deutschen Mondlichts zarter Gnade ruht
Dein Bild und Werk, ein gottgeweihter Turm.

Robert Hohlbaum



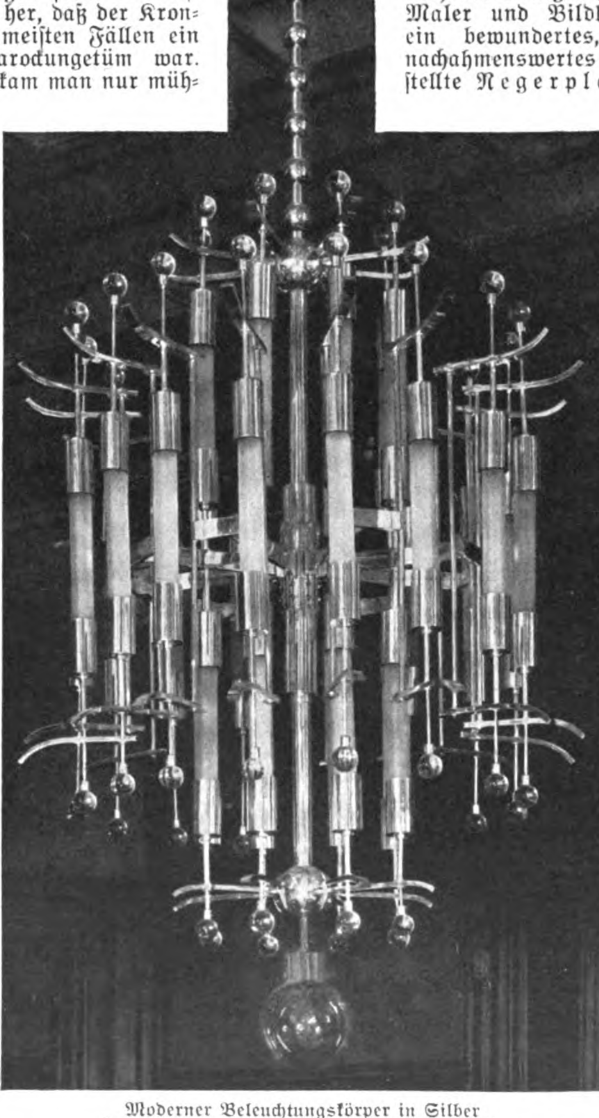
Selbstbildnis Albrecht Dürers vom Jahre 1493

(Paris, Louvre)

Illustrierte Rundschau

Leuchter von Franz Haegele — Negerplastiken — Mädchenbildnis von Tamara Lempicka und die künstlerische Photographie — Englische Graphik — Pariser Sommermoden in Zeichnungen von A. Ganz-Offterdinger — Unsere Werbegaben — Zu unsern Bildern

Der riesige Leuchter von Franz Haegele, einem Berliner Architekten, zeigt moderne Formen, wie sie, in kleinerem Maßstab, auch in unsre Wohnungen einzudringen beginnen. Man soll sich dieser neuen Versuche und Lösungen freuen. Es ist noch nicht lange her, daß der Kronleuchter in den meisten Fällen ein abscheuliches Barockungetüm war. Vor allem aber kam man nur mühsam davon los, ihn nicht mit künstlichen Kerzen oder leuchtenden Blumenkelchen zu versehen. Jetzt gibt es Beleuchtungskörper, die mit der Elektrizität als Beleuchtungsmittel zusammenstimmen und nicht so tun, als müßten sie sich der Technik schämen. Haegeles Leuchter, für den Lichthof eines Warenhauses von Schwintzer & Gräff in Berlin in vierfacher Ausführung hergestellt, besteht aus blankem Silber. Das schimmernde Metall erlaubt dem Licht ein glänzendes Gleiten. Es strahlt aus gläsernen Stäben, verbreitet sich über die silbernen Röhren, schimmert in den silbernen Kugeln, sprüht aus silbernen Zakken und fließt beruhigt in den weiten Raum.



Moderner Beleuchtungskörper in Silber
Entwurf von Architekt Franz Haegele, Berlin

★

Die Kunst der Primitiven war noch vor wenigen Jahren für viele Maler und Bildhauer nicht nur ein bewundertes, sondern auch nachahmenswertes Vorbild. Man stellte Negerplastiken in den Kunstsalons mitten unter die Werke unsrer Modernen, und sie unterschieden sich nicht wesentlich von ihnen. Man schrieb diesen unbeholfenen Schnitzereien eine starke magische Gewalt zu. Was man selber machte, war errechnet, wirkungssicher. Man beherrschte viele Manieren und Moden, aber das ursprüngliche Gefühl, das aus dem Herzen kommt, fehlte den meisten, und und sie sahen mit Neid auf Zeiten und Völker, die, ungebildet, aber auch unverbildet, aus dem vollen schöpften. Diese Kunst wollte in vielen Fällen nicht realistisch, naturgetreu



Liebespaar. Sammlung alter Negerkunst Bela Hein

sein. Ein Liebespaar, wie es hier abgebildet ist, wirkt auf den ersten Blick komisch. Aber welche magische Kraft liegt im Ausdruck der stilisierten Gesichter, der geballten Hände. Uns fehlt vielfach das Organ für diese primitive Kunst. Das schadet auch gar nicht. Eher befreunden wir uns mit dem Mann, der den Kessel hält und dessen Kopf der Ethnologe gewiß in den richtigen Stamm einzuordnen versteht. Das schönste Stück, auch das verständlichste, ist die kostbare, reichgeschnitzte Trommel, ruhend auf drei wunderlichen Wesen, die den Klang in weite Fernen tragen helfen. Alle drei Plastiken stammen aus Bela Heins berühmter Sammlung alter Negerkunst in Paris.

*



Gefäß. Sammlung alter Negerkunst Bela Hein



Trommel
Sammlung alter Negerkunst Bela Hein

In Paris hat auch das Mädchenbildnis der Tamara Lempicka Aufsehen erregt. Es stellt das Töchterchen der Künstlerin dar. Diese, eine Russin, zählt zu den vielen Künstlern, die sich aus dem Sowjetstaat nach Paris gerettet haben und dort eine vielbeachtete Tätigkeit entfalten, gebend und nehmend, so daß sich gewiß einmal eine Untersuchung lohnen würde, was sich auf diesem lebendigen künstlerischen Boden Ost und West zu sagen hatten. Wer Schlagworte liebt, wird in diesem Bilde Züge der neuen Sachlichkeit entdecken, ohne daß die expressionistische Mode bereits völlig vergessen worden wäre. Wer das Neinsagen liebt, wird an der etwas verzwickten Stellung allerlei auszusetzen haben. Wer sich ernsthafter um ein Kunstwerk bemüht, wird grade die Stellung für das Unfertige eines Backfisches bezeichnend finden, wird in dem sicher ähnlichen Kopf liebenswürdige Züge entdecken und schließlich und vor allem feststellen, daß das Gemälde als Ganzes sitzt und daß man es deshalb leicht behält.

Es erschien uns ein fast prickelnder Gegensatz, neben dem mit großer Genauigkeit gearbeiteten Gemälde eine hübsche Photographie zu veröffentlichen. Dieser Junge ist reizend und ist nebenbei vorbildlich gut angezogen. Jede Mutter wird ihn mit Vergnügen betrachten und den eigenen, mit Recht, für viel netter oder gescheiter halten. Aber an Einprägsamkeit kann sich selbst eine so sorgfältige photographische Aufnahme mit dem Gemälde nicht messen, ja es will uns scheinen, als wenn die Lempicka ähnlicher malte als das Licht auf der photographischen Platte.

*

Auch in England hat man sich wie bei uns in **den letzten Jahren der graphischen Kunst mit**

besonderer Liebe angenommen, und G. N. Brailsford hat ihr in seiner Wochenschrift „The New Leader“ sowie in Buchveröffentlichungen eine vornehme Stätte der Pflege und der Verbreitung geschaffen. Brailsford verdient unsern Dank auch aus andern Gründen. Er ist in England der mutigste und ansehnlichste Kämpfer gegen die Kriegsschuldlüge und hat mit seinen scharfgeschliffenen Aufsätzen namentlich über Poincarés Vorkriegspolitik in der internationalen Presse starken Widerhall gefunden. Hier macht uns dieser deutschfreundliche Engländer und Schriftsteller mit zwei Künstlerinnen bekannt. Die eine, G. Raverat, schuf eine „Heimsuchung“ in strengen und klaren Holzschnittlinien. Die Technik der anderen, Klara Leighton, ist reicher, man möchte sagen: bunter, ohne daß der Charakter des Holzschnittes an Bestimmtheit verlöre. Brailsford war so freundlich, uns einiges über die beiden Künstlerinnen mitzuteilen. Gwendolin Raverat ist eine Tochter George Darwins, des berühmten Professors der Astronomie in Cambridge; ihr Großvater war der noch berühmtere Naturforscher Charles Darwin. Nicht geringer an Begabung ist die junge Klara Leighton, eine Dame in den Zwanzigen, deren Kunst außer in England auch in Amerika viel Beifall gefunden hat.



Das Töchterchen der Künstlerin
Gemälde von Tamara Lempicka



Kinderbildnis. Photographie Knozen

★

Eine besondere Freude hoffen wir unsern Leserinnen mit den Modezeichnungen von A. Ganz-Offterdinger zu machen. Die mit einem schweizerischen Schriftsteller verheiratete Künstlerin ist in Hanau als Tochter des Akademieprofessors August Offterdinger geboren und hat von frühester Kindheit an leidenschaftlich gern gezeichnet. Noch als Schülerin ging sie in die Akademie, trieb und treibt neben der Malerei keramische Studien, kam mit 19 Jahren nach Berlin, war für den Deutschen Werkbund in Bern tätig, zeichnete Modenblätter, veröffentlichte handkolorierte Figurinen für ein Ballett der (jüngst so gräßlich ums Leben gekommenen) Lucy Kieselhausen. Ihr eigentliches Feld in Zürich, in Berlin, in Paris,

wurde die Mode, die sie mit dem Geschmack einer vornehmen Frau, aber auch mit der künstlerischen Freude am Launischen zu fassen versteht. Ihre flotten, bewegten Blätter reihen sich würdig den elegantesten Leistungen auf diesem von ernster Kunst, sachlichem Handwerk und übermütiger Karikatur begrenzten Gebiet an.

Zu den Moden selbst gibt die Künstlerin einige Notizen, die sie sich in den großen Pariser Modehäusern gemacht hat. Jugend ist Trumpf, und was jung macht, ist Mode. Sehr beliebt sind auch im Sommer schlichte Jumperkleidchen mit den kleinen Umlegekragen und in hellen Pastelltönen, gern bestickt, silber- und golddurchwirkt. Dazu trägt man enganliegende Kappen aus Stroh oder Stroh mit Filz. Man sieht ferner viele Jackenkleider, was im Gegensatz zu Berlin in Paris auffällt, wo man den Mantel bevorzugte. Marineblau mit Gelb, zartgrün sind Modefarben, aber auch beigerosé und platingrau sind beliebt. Die Jacken sind kurz, oft mit Gürtel. Oft trägt man eine karierte Jacke zum einfarbigen Rock; im vorigen Jahr war es umgekehrt. Die neue Blume zum Jackenkleid besteht aus demselben Leder wie die Handschuhe; ihren Kelch



Die Heimsuchung
Holzschnitt von Gwendolin Raverat



In der Mühle. Holzschnitt von Klara Leighton

bildet der Jackenknopf. Das Jackenkleid aus Seide ist eine reizende Abwandlung für den Nachmittag. Als eine hübsche Zusammenstellung führt die Künstlerin an: Jäckchen aus weißem Moiré zu schwarzem Satinkleidchen; dazu schwarzweiße Blütentoque mit Halbschleierchen. Sehr häufig stellt man ein marineblaues Kleid mit einem gelben Jumper zusammen, der gleich an den Rock angearbeitet ist. Das so beliebt gewordene Ensemble wird auch am Nachmittag immer und immer wieder gezeigt, etwa so: ein marineblaues Seidenunterkleid, darüber ein weicher weißer Seidenkasak, dazu ein Georgettemantel — sommerlich leicht und doch nicht nachlässig. Der Hut kann zum Nachmittagskleid etwas größer sein; doch nur zum Stilkleid — mit hüftenlosem Rock, seitlich länger als vorn — ist er ganz groß. Die Nachmittagskleider sind reicher in der Form. Man sieht Boleros, Schürzenteile, Halsschärpen, Schleifen, oft abnehmbar, so daß das ärmellose Kleid auch als kleines Abendkleid verwendbar ist. Immer stimmt die Farbe des

Nachmittagskleides mit dem Mantel oder doch dem Futter oder dem Besatz des Mantels überein.

Auch das Abendkleid will seine Trägerin jung machen und jung erhalten. Es wirkt leicht sportlich, ist also kurz mit losen Überteilen, Umhängern, Blusen, Mäntelchen, Tüchern, kurz allem, was drapiert und gewickelt ist. Dazu duftige und leichte Riesenblumen und Volants. Farbe: oft weiß; Taille in natürlicher Höhe. Die schweren Perl- und Metallstickereien des Winters sind für den Sommer von Spitzen und Schleiern abgelöst. Hüte: kleine und große Blumentoques. Als Sommerpelze gelten Naturhermelin, beigefarbene und helle Füchse. — Wer zu den tätigen, d. h. den werbenden Freunden dieses Heftes gehört, kennt die Zeichnerin A. Ganz-Offterdinger auch aus dem hübschen, anregenden und eleganten Buch „Das Modebild" von Dr. Wolfgang Bruhn. Unter den zahlreichen farbigen Tafeln, die vom 16. Jahrhundert in unsre Gegenwart führen, ist auch sie vertreten, und sie schließt sich würdig ihren großen Vorgängern an.

Viele unserer Leser haben auch das Bruhnsche Buch erworben, indem sie den Heften einen neuen Bezieher auf ein Jahr zuführten. Andere Werbegaben, wie das Beethoven-Stammbuch, der Theuerdank, Glockendons

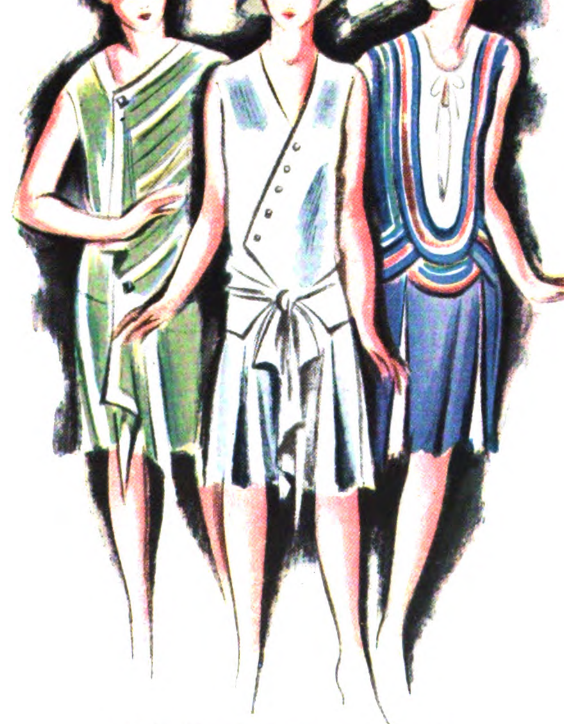


Nachmittagskleid für den Sommer

Prachtkalender stehen außerdem zu freier Wahl zur Verfügung. Wer sich und andern Freude machen will, der werbe neue Abonnenten und lasse sich unsre Werbegaben kommen. Sie sind unverkäuflich und eigens für den Zweck hergestellt, dem Dank des Verlages Ausdruck zu verleihen. Die Bände sind bibliophile Meisterwerke und bringen nach Inhalt und Ausstattung etwas Neues, was sonst auf dem Büchermarkt nicht zu haben ist. Bemerkt sei noch: der neue Leser, der etwa vom April ab die Hefte zu beziehen wünscht, ist nicht genötigt, die Hefte von Beginn des Jahrgangs ab nachzubestellen. Diese Verpflichtung würde das Werben erschweren. Der neugeworbene Abonnent verpflichtet sich nur zur Abnahme von



Abendkleid für den Sommer
Modell Bernard

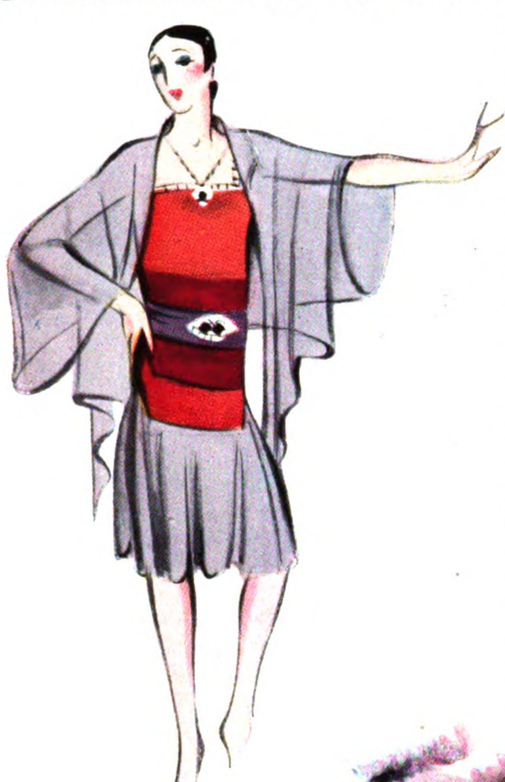


Nachmittagskleider für den Sommer
(Modelle Bernard und Régny)

12 Heften, gleichviel wann er beginnt.

★

Werner Peiner, dem wir unser Titelbild, die „Wandernde" danken, ist ein junger Düsseldorfer, einer der tüchtigsten Sachlichkeitsmaler im Rheinland, vor allem auffallend durch seine zarten und weichen Farben. Die geschmackvolle Tönung ist es auch, die neben dem hübschen Vorwurf unser Bild auszeichnet. Es steckt viel Freude und Sauberkeit in dieser Arbeit. — Fr. Elwell ist ein viel in Paris tätiger englischer Maler, der neben dem Bildnis auch das bei uns immer noch etwas scheel angesehene Genrebild pflegt. Und wie freut sich nicht bloß der Sportfreund, sondern jeder Beschauer über ein so sorgfältig durchgeführtes und nach Stoff und Darstellung **jedermann leicht zugängliches Gemälde wie das „Im Klub"**



Abendkleid für den Sommer

zwei Künstler ins Gedächtnis, die zu den alten Freunden dieser Hefte zählen. Ihre echt münchnerische Kunst hat sich allen modernen Strömungen gegenüber als echt erwiesen. Die jungen Leute malen heute anders, viele malen auch gut, aber sie malen nicht besser. Denn der gemäßigte Realismus, den Feldbauer und Nißl vertreten, wurde von ihnen als von zwei Meistern angewendet. — Unter den Textbeiträgen begegnen wir noch einigen Illustrationen. Die treuherzige Geschichte des „Türmers von St. Johann“, die uns der Lübecker Dichter Erich Eilhard Pauls gegeben hat, wurde von Prof. Arthur Kampf mit stilechten Bildern geschmückt. Die behagliche Erzählung bildet zumal mit diesen Bildern ein Gegengewicht zu der Schaffnerschen Dichtung, die ihren Tiefsinn und ihre Herrlichkeit den willigen unserer Leser unvergeßlich erschließen wird. Hermanns Horns liebenswürdige Erinnerungen ans Schwarzwild hat Christoffer Drathmann mit Vignetten geschmückt, die die Schärfe der Beobachtung verraten, über die dieser tüchtige Jagd- und Tiermaler verfügt. 1856 in Bremen geboren, sollte er Kaufmann werden, ging aber 1878 an die Berliner Akademie, bildete sich auf Reisen und

(zw. S. 120 u. 121). — Erwin Aicheles Kunst hat die Leser wiederholt in Aufsätzen erfreut. Hier zeigen wir (zw. S. 128 u. 129) ein größeres Gemälde als farbiges Einschaltbild. Der Maler ist auf dieses Werk besonders stolz, denn ein Meister der Vogelmalerei, Bruno Liljefors, hat es mit zustimmender Bewunderung ausgezeichnet. — Des großen Spaniers Zuloaga „Page“ ist das Bildnis einer englischen Schauspielerin in einer Hosenrolle. Die Darstellerin sowohl wie das Stück sind bei uns nicht bekannt geworden. Zuloagas Kunst, die sich hier in romantischer Erhabenheit ergeht, ist größer als beide (zw. S. 136 u. 137). — Feldbauers kräftiges „Bauerngespann“ und Nißls elegante Freundinnen (zw. S. 144 u. 145 u. 176 u. 177) rufen den Lesern



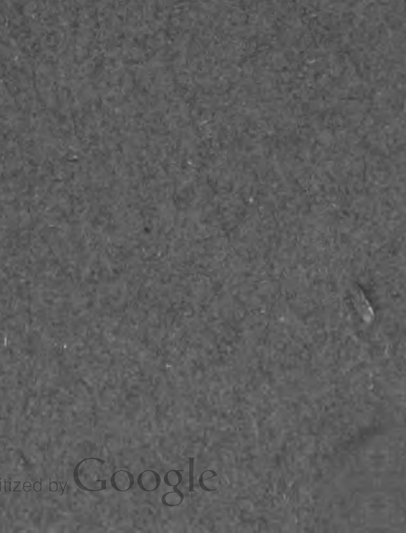
Nachmittagskleider für Frühjahr und Sommer

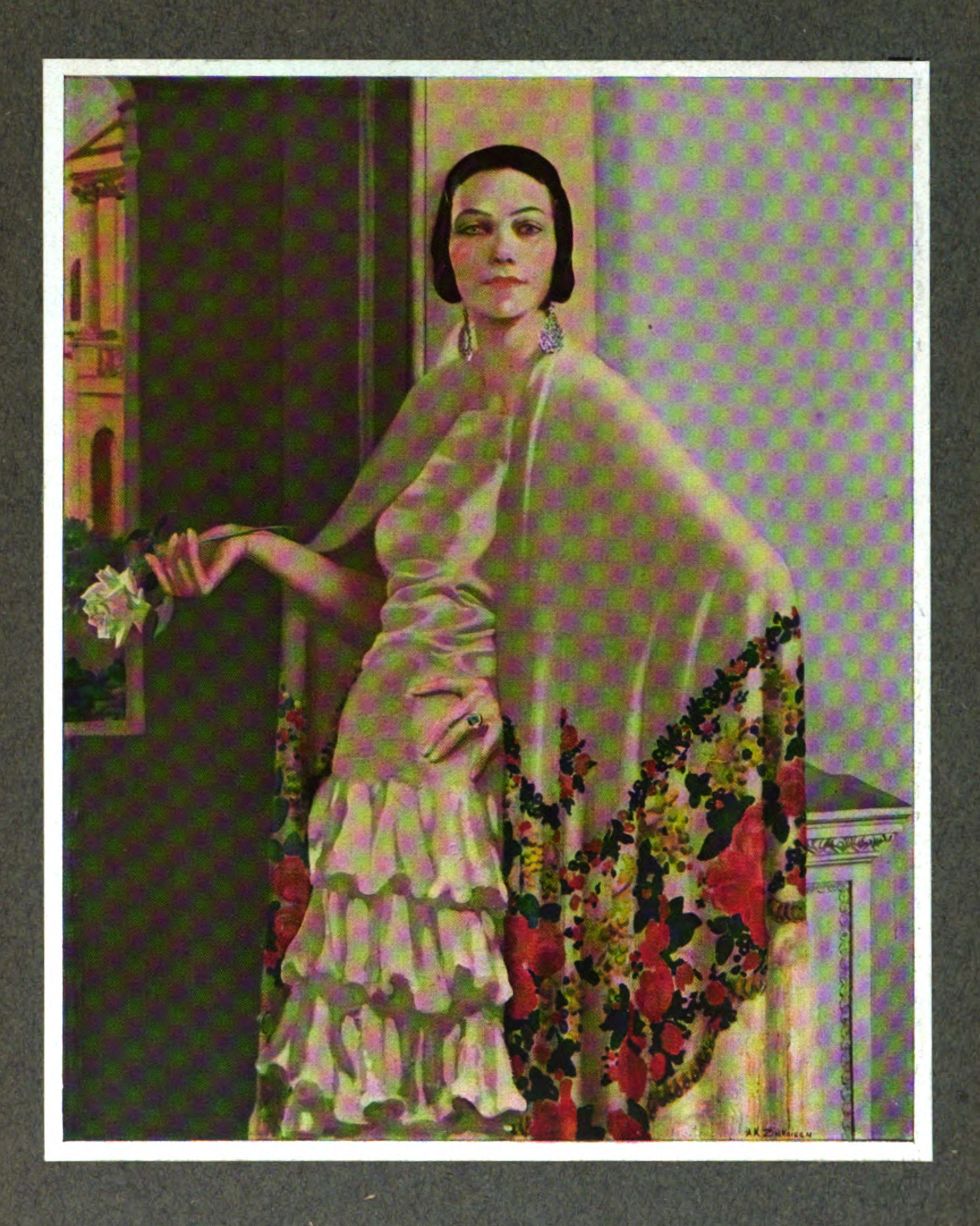


Neue Sommerkleider

ließ sich 1886 in Berlin nieder. Dem Rotwild galt sein eigentliches Spezialstudium. Viele Jagdbilder befinden sich im Besitz des Großherzogs von Mecklenburg. Eins seine Gemälde ist durch viele Wiedergaben bekannt geworden; es heißt „Pferdewechsel im Posthof der Spandauer Straße“ und gehört dem Postmuseum zu Berlin. Unsere Vignetten sind von außerordentlicher Naturtreue und Naturfrische. Sie beweisen, daß man sorgfältig sein kann, ohne trocken zu wirken, und passen ausgezeichnet zu Horns Erzählungskunst, deren Sachlichkeit die kalte und klare Luft des Waldes atmet und tief erfüllt ist von der Freude an der Natur und ihren Geschöpfen. **P. W.**

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



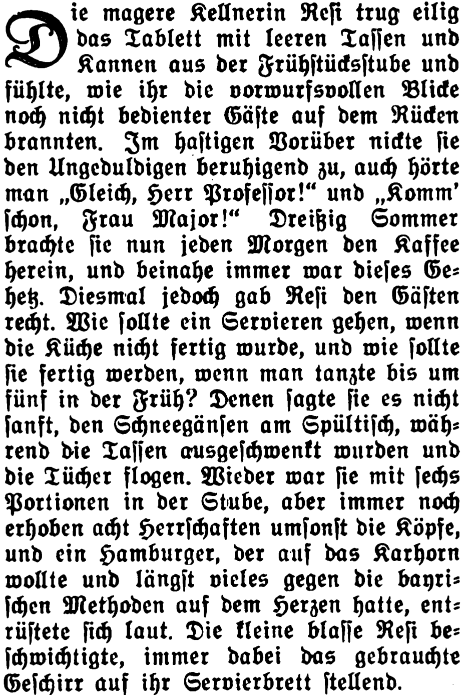


Der Schal. Gemälde von A. K. Zinkeisen



Reif sein ist alles

Roman von Bernhard Gunther



Die magere Kellnerin Resi trug eilig das Tablett mit leeren Tassen und Kannen aus der Frühstücksstube und fühlte, wie ihr die vorwurfsvollen Blicke noch nicht bedienter Gäste auf dem Rücken brannten. Im hastigen Vorüber nickte sie den Ungeduldigen beruhigend zu, auch hörte man „Gleich, Herr Professor!“ und „Komm' schon, Frau Major!“ Dreißig Sommer brachte sie nun jeden Morgen den Kaffee herein, und beinahe immer war dieses Gehetz. Diesmal jedoch gab Resi den Gästen recht. Wie sollte ein Servieren gehen, wenn die Küche nicht fertig wurde, und wie sollte sie fertig werden, wenn man tanzte bis um fünf in der Früh? Denen sagte sie es nicht sanft, den Schneegänsen am Spültisch, während die Tassen ausgeschwenkt wurden und die Tücher flogen. Wieder war sie mit sechs Portionen in der Stube, aber immer noch erhoben acht Herrschaften umsonst die Köpfe, und ein Hamburger, der auf das Karhorn wollte und längst vieles gegen die bayrischen Methoden auf dem Herzen hatte, entrüstete sich laut. Die kleine blasse Resi beschwichtigte, immer dabei das gebrauchte Geschirr auf ihr Servierbrett stellend.

Bloß einer plagte sie nicht; er saß beim Fenster und besah sich einen Brief, der ungeöffnet vor ihm lag. Als Resi flüsterte: „Ihr's kommt auch jetzt, Herr G'heimrat!“, nickte er dem verblühten, abgejagten Wesen zu. Resi war schon wieder aus der Türe. Er nahm gedankenvoll das Taschenmesser, um seinen Brief aufzuschneiden.

Aber er ließ ihn noch liegen und blickte über die Straße, wo an der niederen Kirchhofsmauer in einer Reihe die Tourenwagen standen, während die Besitzer unter den Fremden nach Kundschaft für die Ausflüge warben. Der Tag war wieder wunderschön und das Razendorfer Plateau in Sonne bis zu den Bergen, die im weitgeworfenen Bogen eines Ovals darum lagen, mit einer breiten Öffnung, dort wo die Bäche in das tiefere Land abströmen. Dobinger sah den Wagen zu. Viele Leute waren ihm, da er nun acht Tage am Orte wohnte, schon vorbeigekommen, und als das erste Fuhrwerk gefüllt von der Kirche wegfuhr, erkannte er auf dem Bocke beim Kutscher einen Regierungsassessor aus Berlin, gebirgsmäßig in blauer Drillichjacke und Velvetkniehosen verkleidet. Resi setzte ihm das Frühstück hin, und Herr Dobinger machte sich an seine Morgenmathematik, wie ein liliputisches Stück Butter ohne Parteilichkeit auf zwei Semmeln zu verteilen sei. Als er dies vollbracht und sich Kaffee genommen hatte, fiel ihm wieder der Brief ein.

Nur selten machte seine Korrespondenz ihm heiß oder kalt. Wie hatte er in früheren Zeiten oft beim Heimkommen nachts die Briefe noch unter dem glimmenden Streichholz aufgerissen, daß der Funke ins Fleisch brannte! Andere wieder trug er halbe Tage, ja zwei Tage herum, zu feige zum Aufmachen. Dies war alles vorbei, und was für Überraschungen konnte der Umschlag da auf dem rotkarierten Tischtuch in sich bergen? Die Schrift war die seiner guten Frau, die gratulieren wollte, denn er war heute einundfünfzig Jahre alt. Auch den Inhalt wußte er ungefähr, schon ehe er ihn gelesen hatte. Immer war es der Ton offenen Wohlwollens, der zwischen ihnen herrschte, mit der Beigabe von freundschaftlicher Ironie, die sich in älteren gebildeten Ehen not-

wendig einstellt. Thora hatte von den kleinen Vorfällen der Woche zu berichten — dringend wünschte er, von großen nichts zu hören — und von seinem Sohne, an den er gern dachte. Wie würde der nun schließlich noch werden? Nach der väterlichen Art oder klar und verständig wie die Mutter?

Der Geheimrat öffnete den Brief.

„Mon vieux!

Von ganzem Herzen sei Dir Glück gewünscht, Gemahl meiner Jugend und Stütze meiner reiferen Jahre! Deine Nachrichten lassen einen mit sich und seinen Umständen leidlich zufriedenen Mann erkennen. Mögest Du's bleiben! Im ganzen liebst Du Deine Geburtstage und das Begratuliertwerden nicht, aber wenn man das fünfzigste passiert hat — vierzig mag beim Manne der Äquator sein und fünfzig doch wohl der Wendekreis des Krebses, von da geht es zurück, das soll aber beileibe kein Stich sein — dann, dünkt mich, ist es ziemlich einerlei, indem es auch gerade kein Glück ist, von wohlwollenden Leuten für neunundvierzig gehalten zu werden. Ich bin noch etwas davon weg, aber leider viel zu wenig, um großzutun, und außerdem ist unsere Weiberrechnung stark gegen Euch im Nachteil. Laß uns also, geliebter Freund und Franz, nehmen, was uns gegönnt ist, und wenn wir was dazu kriegen, warum nicht? Zwar Dein Wohlsein in Leib und Geist wird mich leicht für allen irdischen Glanz entschädigen. Ich verzichte dann auch gern darauf, Dich noch einst als Minister zu sehen, übrigens gelten aber alle meine Ambitionen nicht meiner, sondern Deiner Größe, denn schnöde find' ich's, immerhin, wie heutigentages Krethi und Plethi über Dich hinauswächst.

Unser erstes Semester will Dir, glaube ich, in eigenem Briefe schreiben. Er ist immer noch etwas wortkarg und in sich gesenkt. Im strikten Vertrauen: den Grund seiner Melancholie habe ich jetzt. Du schriebst, daß Stippe in Razendorf plötzlich aufgetaucht sei? Ihr beiden hättet da einen hübschen Stoff zum Sprechen! Denke Dir, vor zwei Tagen sehe ich im Tiergarten beim Einbiegen vom Neuen See in den von Dir so geliebten kleinen Pfad vor mir auf dreißig Schritte unsern Albrecht in der vertieftesten, ganz hingegebenen Unterhaltung mit Käthchen Stippe. Sie haben sich als Kinder natürlich gekannt und im vorigen Winter nach langer Zeit beim Tanzen wieder getroffen. Ich zog mich diskret auf den breiten Weg zurück. Durch diese Periode müssen, scheint es, auch die ernsthaften Jungmannen, wie Albrecht als seines Vaters Sohn einer ist, aber als Mutter würde ich mich ein wenig geniert fühlen, wenn er ahnte, daß ich ahne. Ein Unglück wird es hoffentlich nicht geben, an Verloben denkt der Junge doch wohl nicht, er schwimmt in Wehmut und liest viel im Heine, wenn er ihn auch zu verstecken sucht. Ich bin also nicht gerade besorgt, aber die Familie würde mir auch nicht zusagen, obgleich Stippe sicher noch Minister wird, der ja. Ich bin nicht hochmütig, nur kommt man aus ordentlicher Familie, und Stippe ist ausgeprägter Plebejer. Meine ehemalige Freundin Clara ist Dame, aber unsere Ansichten über gewisse Fragen, die für mich keine Fragen sind, haben sich als zu verschieden erwiesen, und ich weiß nicht, ob ihre Tochter so erzogen wurde, wie ich es meinem Sohne wünsche. Auch hat nun mal Clara den bekannten Naturfehler, und wenn man nicht gerade an Enkel mit mosaischen Gliedmaßen zu denken braucht, so ist mir ein anderer Stammbaum doch schon lieber.

Nun was Nettes: Kersten Grootebuur hat uns, nämlich mich und Albrecht, auf vierzehn Tage nach Klein-Halstedt eingeladen. Sobald Du zurück bist, reisen wir hin. Der gute Onkel entschuldigt sich, weil er Dich ausläßt, er meint, es würde Dir auf dem Gute langweilig sein, und Jäger seiest Du nicht. Du bist nicht böse, wenn wir Dich im September allein lassen. Mir ist Halstedt und die Provinz Sachsen sympathisch, und dem Jungen tut etwas Land gut. Unter uns, aber doch unverfroren, räume ich ein, daß sich ein Keimchen Erbschleicherei in meinem Herzen eingenistet hat, seitdem Onkel Kersten häufiger schreibt. Ein gewisses tendre für mich als älteste Nichte hatte er in früheren Jahren, und wenn er nicht eine dörfliche Angst vor bestimmten überlegenen Personen gehabt hätte, so wäre er zu uns nach Berlin vielleicht öfter gekommen. Für Albrecht ist jedenfalls ein wohlhabender, kinderloser Gutsonkel keine unerwünschte Verwandtschaft, und eine Rabenmutter bin ich nicht."

Resi, im leergewordenen Zimmer wirtschaftend, unterbrach jetzt das Lesen mit dem freundschaftlichen Verweis, daß bei einem solchen Wetter herinnen zu sitzen eine Sünde sei, ob denn gar so was Wichtiges auf dem Papier stehe. Dobinger nahm sich

das zu Gemüte, schob Thoras Brief mit noch ungelesenen vier Seiten in die Tasche und ging ins Freie. Im Eingangstor der „Zwei Mohren“ verzog er eine Minute. Da gewahrte er drüben schräg über der seitlichen Kirchhofsmauer eine näherkommende weiße steife Mütze, die nach dem Kollegen Stippe aussah. Dies gab ihm Anlaß zu schleunigem Rückzug durch eine für die städtischen Gäste sonst nicht bestimmte Hintertür des Gasthauses. Vorbei an zwei Knechten, die eine entsetzlich klagende und sich erbittert wehrende Sau zum Abtransport auf den Handwagen schoben, entwich er über den Hof in ein Gäßchen und lief rasch bis zu den Wiesen. Als er ansteigend den Wald hatte, überlegte er. Sein Beschluß war, den Tag oben zu bleiben, spät zurückgehen und abends zu seiner eigenen Ehre eine Flasche zu trinken. Ein Mittagsimbiß war auf dem Kahlenhofe zu finden. Ohne Eile ging er also den Fußweg weiter, der im Rande des Waldes diese Seite des Tals umläuft. Zwei oder drei Kilometer weiter trifft man die enge Kahlenschneise, die dann zwei Stunden durch dichtes Holz zum Wirtschaftshofe steigt. Wie er zur Schneise kam, schlug es unten auf Sankt Annen zehn, und die Töne pilgerten zu ihm durch die klare, warme Luft herüber, sehr deutlich, aber nicht laut und fast zögernd. Einmal wehte eine unmerkliche Windströmung den Klang bis zum Ersterben weg. Mitten im grünen Wiesenplan stand nadelschlank der tönende weiße Turm über seinem geduckten Häuservolk. Franz Dobinger legte sich flach ins Gras. Die Hände unterm Kopf, sah er nur die hohen Spitzen der Berge auf der anderen Seite.

Etwas später spürte er Bitteres im Munde und entdeckte, daß er an einem ausgerissenen grünen Halme kaute. Sich emporrichtend sah er nun aufmerksam in das beglückende Bild. Da kam es ihm, wie schon einige Male hier oben, zum Bewußtsein, daß die Schönheit nicht mehr so mühelos in ihn einströme wie früher. Seine erste Reise fiel ihm ein, als er, ein geldloser Student, durch Tirol gezogen war; er sah jetzt alles wieder. Woher diese Götterewigkeit der vorbeirauschenden Sekunde? Die Erinnerung hob ihn vom Tal auf die Gipfel, Schleier nach Schleier fiel, zwischen den Bergen winkten kleine Heimaten zum Bleiben, und dahinter lagen wieder Abenteuer bis ans Ende der Erde. Und wohin ist dies alles nun eigentlich gegangen? ‚Da ist es noch,‘ sagte er zu sich, ‚aber du bist ausgeblichen wie alter Kattun, der viel in der Wäsche war. Nur die Jungen haben die Magie des Blickes, weil sie selber magisch sind und vom Leben nicht entzaubert. Die Reinheit der Berglinie seh' ich heute nach soviel Jahren besser, aber wo ist das Flirren und das Glück? Das vernünftige Dasein ist ein Verholzungsprozeß, von außen nach innen trocknet man schön aus, bis die in der letzten Herzkammer belagerte Seele sich ganz empfiehlt, um ein frischeres Quartier zu suchen. Ja, der Berg sieht zu mir her, spricht aber nicht mehr mit mir. Er will nicht. Na, die Flasche Wein heut abend und eine gute Zigarre kann er uns nicht nehmen!‘

Dobinger zog Thoras Brief heraus und las weiter in der regelmäßigen Schrift der plaudernden Gattin. Klug und heiter war sie, davon ging kein Jota ab. Überhaupt durfte er mit seinem Geschick sehr zufrieden sein, es war viel besser geworden, als der unsichere Anfang verhieß, und so viele Hemmungen kamen aus ihm selbst. Nein, es war gut gegangen, er hatte seine angesehene Position, und Frau und Sohn waren gesund. Wenn er an den dachte, dem die Frau davongegangen war, an Stephani, der drei Söhne im Kriege verlor, an einen, dessen Kind von Operation zu Operation geschleppt wurde — —

„Das nenn' ich mal Glück!“ schreckte eine laute Stimme. Herr Stippe stand neben ihm und breitete die Arme weit auseinander, als wolle er den Aufspringenden an die Brust ziehen. „Ich suchte Sie in Ihrem Hotel und war bitter enttäuscht. Jetzt führt mich beim Spazierengehen ein Zufall, dem ich unendlich dankbar bin, justament zu Ihnen. Ich will weiter nichts, als bitten, daß Sie heute mit mir speisen.“

Stippe hatte eine Art Marinekostüm, die straff geschnittene Tuchjacke war blau, Hosen, Schuhe und Mütze weiß, dazu Spitzbart. Er sprach sehr präzis, die Stimme, die meist verbindlich tönte, wurde aber leicht kommandierend.

„Tausend Dank, mein Lieber,“ sagte Dobinger, „aber heute möcht' ich gerade nicht. Es kommt Ihnen ja nicht auf den Tag an. Sagen wir morgen!“

„Aber sehr kommt es auf den Tag an! Wir haben hohen Besuch hier oben, und Sie müssen mittun. Eibler ist da und ißt mit mir.“

„Der Abgeordnete? Was geht mich der an?“

„Er wird Sie bald sehr viel angehen. Wenn unser podagrischer Herr Chef den ihm längst gegönnten Abschied nimmt, was in kurzer Zeit geschehen muß, dann wird

der Mann Ihr und mein Minister. Seine Partei wird es durchsetzen."

„Mag er Minister werden! Darum möcht' ich mir den herrlichen Tag nicht in Fetzen schneiden. Soll ich aber durchaus dabei sein, so bringen Sie ihn hinauf zum Kahlenhof, wo man Eier und Schinken immer findet. Ich gehe voraus."

„Sie sind ein Dichter, Wertgeschätzter, waren es stets! Glauben Sie, daß Herr Eibler in die Wildnis läuft, wenn er speisen will? Als Mann des Volkes hat er den Appetit der Darbenden immer bei sich. Außerdem habe ich schon das kleine Hinterzimmer im ‚Löwen' mit Beschlag belegt. Ich will natürlich nicht vor den Augen der Speisesaalmenge einen bekannten Staatsmann ausstellen. Irgendein Reporter würde es den Blättern melden, und in Berlin hält man dann Sie und mich für gefährliche Streber."

„Ich kenne ihn nicht, bin auch räubermäßig angezogen. Was soll ich denn dabei?"

Stippe war geheimnisvoll. „Sein allerhöchst eigener Wunsch! Kaum nannte ich gestern abend Ihren Namen, als er Begierde verriet, Sie zu kennen. Er bewundert Ihre letzte Denkschrift und hat sie genau studiert. Unter uns: Er sieht sich nach einem Staatssekretär für sein kommendes Amt um, und es gibt natürlich nur einen — —"

„Sicherlich! Und den kennt er auch!"

„— denn von draußen einen, so einen kleinen Parlamentarier oder demokratischen Amtsrichter, lassen wir doch nicht mehr herein. Also Sie kommen mit, ich erkläre Sie für verhaftet. Wenn Sie übrigens darauf bestehen, Ihre Wandertracht umzuwechseln, so ist reichlich Zeit, wir treffen ihn erst um halb eins."

Dobinger sah sich eingefangen. Er blieb, während sie zurückschlenderten, einsilbig, und der andere redete fast allein. Als sie wieder bei den ersten Häusern von Razendorf waren, rief Stippe: „Fast vergaß ich zu sagen, daß noch ein vierter am Tisch sein wird, Tschirnhaus, den Sie vielleicht kennen."

„Nicht persönlich, habe aber schon Aufsätze von ihm gelesen. Es ist der Kunstschriftsteller?"

„Ja. Er arbeitet wohl jetzt für Zeitungen, ist aber mehr ein Gelehrtentypus, wissen Sie, Balte, kompletter Sonderling. Er hätte Universitätsprofessor werden können. Ich kenne ihn — o welche Ewigkeit! — von meiner Knabenzeit her. Ich war noch Quartaner, und er gab mir als Student Stunden und aß häufig in meinem Elternhause. Er ist dann lange Jahre fort gewesen, Orient, Italien, hat viel gesehen und lebt als kurioser Vogel für sich allein. Heute früh traf ich ihn hier und mußte ihn einladen. Es geniert Sie doch nicht? Ein sehr anständiger, bescheidener Mensch."

*

Geheimrat Stippe setzte seinen Gästen etwas Feineres vor als die gewöhnliche Mittagskost der Hotels am Orte. Nach der Suppe Forellen, darauf, da das Kalb in jedem Falle unvermeidlich war, Kalbsnierenbraten, zuletzt einen Apfelstrudel, der die besten Wiener Muster nicht erreichte. Den Wein, einen lebhaften Pfälzer, erklärten die Herren für sehr trinkbar. Herr Eibler sprach viel. Er kam geradeswegs von Berlin und brachte Neues mit. Im stillen bewunderte Stippe die großen Fortschritte, die der Abgeordnete gemacht hatte, seitdem er in der Zeit der Revolution zuerst an der Oberfläche auftauchte. Er war aus Thüringen oder Sachsen und sehr radikal damals, sehr gegen die Regierung und die Beamten; in den Sitzungen fiel er durch einen unangenehmen, höhnischen Ton auf, mit dem er „die Herren" um Aufklärungen ersuchte. Sehr gut entsann sich Stippe, wie er eines Abends nach langer Verhandlung in einem Parlamentsausschusse mit dem rabiaten Parteimanne auf die Straße herausgetreten war, um in privaterem Gespräch einige Punkte noch klarer zu stellen, wenn Herr Eibler es gestatte. „Warum nicht? Sie müssen aber mitgehen in eine Kneipe, seit acht Stunden habe ich kein Futter in den Magen bekommen. Mache Sie aber aufmerksam, daß ich nicht im Union-Klub zu speisen pflege!" Stippe, ganz Konnivenz und Sachlichkeit, folgte in ein obskures Lokal, wo Eibler etwas bestellte, das „Böffstück" genannt wurde und in einem Meer von Sauce erschien. Er schnitt sich die ganze Portion gleich anfangs in Bissen, zerteilte auch das Brot in lange, schmale Streifen, legte dann das Messer hin und nahm die Gabel in die Rechte, um, während der eifrige Geheimrat sprach, alles hintereinander zu verzehren. Und heut: der Mann aß und sprach, als wäre sein Vater Regierungspräsident gewesen. Seine Ideen waren viel reicher, und die hämische Manier im Sprechen fehlte.

„Alles in allem," sagte, während man den Kaffee hereinbrachte, Stippe mit jener gewissen Ergriffenheit, durch die er banale Gespräche öfters zum Höhern zurücklenkte, „wir müssen dankbar anerkennen, daß es wieder aufwärts geht. Was Herr Eibler

uns von der politischen Arbeit dieses Sommers zu erzählen die Güte hatte, bestätigt es neu. Der unzerstörbare Kern des Deutschtums — lächeln Sie nicht, Freund Tschirnhaus, alter Skeptiker, ich bin und bleibe Optimist!"

Tschirnhaus nahm die Zigarre von den Lippen und sah mit seinen blauen Augen durch die Brille den Gastgeber völlig erstaunt an. „Da irren Sie sich, Wilhelm. Wie werde ich denn über den Aufstieg der deutschen Nation lächeln?" Er sprach mit leisem Ostseeprovinzakzent. Die Haare und der kurze Vollbart waren weiß.

„Das Schlimmste haben wir überwunden. In allem Wesentlichen ist unser Volk echt. In dieser Beziehung müssen wir alle — und ich denke besonders an die gebildeten Kreise — Abbitte tun. Wieviel Tüchtigkeit und Ernst in den breiten Massen sitzt, wußten wir nicht im entferntesten, ohne sie und ihre Führung würden Staat und Gesellschaft nicht mehr bestehen. Es mag Ausnahmen geben, aber die Gesamtleistung dieser Männer ist hervorragend. Daß wir das nicht ahnten, ist eine der größten Sünden des alten Systems."

In Dobingers Gesicht stieg eine Röte auf. Bis jetzt hatte er noch wenig gesprochen, der Verdrüß, den Tag verloren zu haben, war nicht völlig weg, aber Stippes Beflissenheit bei der aufkommenden Größe forderte ihn heraus. An Tschirnhaus glaubte er ein ironisches Spitzen des Mundes zu entdecken, und sein Beamtenstolz fühlte sich geärgert. Der Kollege Stippe war früher eifriger Konservativer gewesen und hätte die Sozialisten an liebsten mit Stumpf und Stiel beseitigt.

„Das System hatte seine Sünden," sagte Dobinger, „aber wenn es wirklich wahr ist, daß wir vom Volke so wenig wußten, dann war das unsere Schuld. Ein politisches System wird schließlich von Menschen gemacht, und wer war denn der Staat, wenn nicht wir? Weder Sie noch ich sind hingegangen, um den Ministern zu sagen, was von ihren Taten und Reden zu halten sei."

Alle sahen ihn an. Etwas schrill antwortete Stippe: „Erlauben Sie mir auszusprechen, hochverehrter Kollege, daß Sie da einem gewissen Hange zur unverdienten Selbstbezichtigung nachgehen, fast möchte ich sagen zum Flagellantismus, der bei Ihnen aus tiefem ethischen Empfinden hervorgeht, trotzdem aber irreführt. Das System wurde keineswegs von den Menschen gemacht, sondern es machte die Menschen — —"

„Das ist unsere Schuld. Es machte uns. Wir ließen uns machen."

„Wurde denn eine Wahl gelassen?"

„Jeder hat seine Wahl. Wer verbot Ihnen, die Partei der Masse zu ergreifen, sozialdemokratischer Redakteur zu werden, was weiß ich, oder ins Gefängnis zu gehen?"

„Übertreibungen führen zu nichts. Bestreiten Sie, daß eine ganz bestimmte Denkweise vorgeschrieben war, und jeder Ketzer rücksichtslos ausgemerzt wurde? Gesetzt, ich hätte mich eines Tages, wie Sie so gütig sind zu verlangen, hinauswerfen lassen, so würde im gleichen Moment ein anderer an meine Stelle gerückt sein und nichts außer dem unerheblichen persönlichen Moment hätte sich geändert."

„Das persönliche Moment ist das einzige, das erheblich ist."

Er bemerkte an sich Erregung, er hatte etwas gesagt, was ihn selber überraschte. Herr Eibler hielt es für angezeigt, als bevorzugter Gast und Mann von Ansehen das Wort zu nehmen. Er sprach mit dem notorischen Takt, der den Arbeitersekretär zu einem so erfolgreichen Parteidiplomaten gemacht hatte.

„Herrn Geheimrat Dobinger stimme ich darin durchaus bei, daß viele Angriffe auf das frühere System zu weit gehen. Ich muß auch sagen, vieles ist unberechtigt — natürlich nicht der Kern der Kritik. Die Form war veraltet, das Wesen des Staates war aber gesund. Wenn Sünden da waren, so muß ich sagen, wir auf unserer Seite hatten uns auch stark geirrt. Wir wußten zu wenig von unserer Verwaltung, unserem Beamtentum. Insofern, Herr Geheimrat Stippe, möchte ich Ihre Anerkennung für die Massenführer ergänzen. Es war möglich, den niedergebrochenen Staat aufzurichten, weil wir in den höheren Beamten ausgezeichnete, uneigennützige Helfer fanden. In der Hauptsache stimme ich selbstverständlich mit Ihnen zusammen."

Er blieb im Reden, erzählte allerlei Heiteres aus der politischen Kulisse. Ein witziger Minister, zu dem Eibler viel kam, hatte im vertrauten Zirkel humorvoll über bekannte Leute gesprochen. Ein sehr beißendes Wort traf einen fremden Gesandten, der mehr als nötig von der Bedeutung seines Staates durchdrungen war. Alle lachten, aber plötzlich wandte Stippe sich zu Tschirnhaus: „Ich brauche Sie kaum zu erinnern, verehrter alter Freund, daß Herr Eibler diese Dinge streng vertraulich erzählt. Natürlich dürfen sie nicht in die Presse kommen."

Der also Vermahnte sah mit lustigen Augen Dobinger an und lachte kräftig,

„Wissen Sie, wie Sie eben aussahen, Wilhelm?" rief er Stippe zu. „Genau so wie in Großquarta, als Sie zufällig einmal das beste Lateinheft hatten und als Primus nach Hause kamen. Das war, weil der richtige Primus fehlte, und Sie blieben es auch bloß einen Tag."

Stippe verzog sein Gesicht, als wäre er erheitert, aber offenbar war ihm diese vertrauliche Behandlung unangenehm. Da nahm Eibler hastig die Uhr aus der Tasche. „Halb drei! Es ist Zeit, den Wagen kommen zu lassen. Wir werden vor vier nicht drüben sein."

Er wollte mit Stippe in ein Dorf fahren, wo ein Bekannter von ihm die Ferien zubrachte. Die Herren trennten sich also, und Dobinger und Tschirnhaus gingen zusammen die Straße hinab. An der Kirche standen sie, um sich zu verabschieden. Da schlug Dobinger noch einen Spaziergang vor. Der Schriftsteller sagte: „Ich begleite Sie ein halbes Stündchen, dann muß ich noch arbeiten. Gehen wir oberhalb des Teisingerbaches durch den Wald zur Brücke hinunter. Drüben können Sie weiter, ich unten zurück."

„Recht gut! Das Zimmer im ‚Löwen' war dumpfig. Sie kennen den Kollegen Stippe schon lange? Er erzählte mir's."

„Lassen Sie sehen! Vierzig Jahre werden's sein. Ich kam aus Dorpat nach Berlin, und mein livländischer Wechsel war ziemlich schmal, da gab ich den drei Jungen des Veterinärarztes Stippe in der Stralauer Straße Nachhilfestunden. Vater Stippe war ein famoser Kerl, nicht gerade elegant, aber im Herzen rücksichtsvoll. Ich aß oft an seinem Tische, namentlich gegen Monatsende, wenn er wußte, daß bei mir nicht mehr viel übrig war. Dieser hier, sein jüngster Sprosse, ist schon ein bißchen anders."

„Ich glaubte, der Vater sei Mediziner gewesen, ein angesehener Internist?"

Tschirnhaus hatte eine Art, streng die Stirn zu falten und dann herzlich zu lachen. „Ein angesehener Internist war er, aber für Gäule. Die Familie stammt aus den Dörfern bei Berlin. Damals gab es vor dem Schlesischen Tore noch einen Stippeschen Weißbiergarten."

„Kommen Sie häufig zu ihm?"

„In Berlin? Er hat mich noch nicht aufgefordert. Hier ist es anders, da genieren ihn alte Freunde weniger. Übrigens soll er eine nette Frau bekommen haben, jüdisch, glaube ich, und reich."

„Die Tochter des großen Kunsthändlers Freudheim."

„Darum kann er ein Haus machen und hat einen Salon, was man in der Stralauer Straße nicht prophezeite. Von mir ist es freilich nicht schön, nach der Mahlzeit den Gastgeber anzuschwärzen. Nur wirkt er komisch, namentlich wenn man ihn in kurzen Hosen kannte. Wunderbar, was für Leute aus den Kindern werden."

„Ja, Herr Tschirnhaus, wirken wir denn nicht alle komisch mit unserem kümmerlichen Ehrgeiz? Wenn es um was Großes ginge! Aber all dies Beinstellen und Fintenschlagen ist bloß um einen andern Knopf auf der Mandarinenmütze."

„Einem isolierten Menschen wie mir kann vieles unverständlich scheinen. Indessen von dieser allgemeinen Fortbewegung nach einem Zielpunkte, der ein wenig weiter weg ist als der vorige, immer wieder ein bißchen, lebt doch Ihr Staat, und der ist ja der Stolz der Zivilisation."

„Der Staat? Der ist wirklich noch das Beste an uns. Nehmen Sie den fort, was bleibt von uns übrig?"

„Sie, Herr Geheimrat, müssen wohl von Beruf Staatsfanatiker sein. Ich meinerseits fühle mich bis auf den Paß, den man gezwungen haben muß, gänzlich staatlos. Das Leben hat mich so gemacht. Mein erster Staat war Rußland, das wir Balten nicht eben liebten; später lebte ich lange in östlichen Ländern, wo der Staat entweder als prügelnder Steuereintreiber oder als betrügender Politiker auftritt; als ich jung war, hatten die Deutschen gerade die Freude am Staate entdeckt. Ich bin ohne diese Freude alt geworden."

„Immerhin gibt der Staat unserm dürftigen Dasein eine kleine Unsterblichkeit," sagte unsicher Dobinger. „Es bleibt von einem sonst rein nichts. Man sieht diesen großen Turm vor sich und mauert sich selber als Ziegel da hinein. Was haben Sie sonst als Ersatz?"

„Wofür? Meinen Sie für die Kleinheit der Existenz? Sie ist, wie sie ist, manche machen etwas mehr aus ihrer, manche wenig, einen besonderen Sinn entdecke ich nicht. Was für Zwecke soll es geben, warum verlangt man sie? In der Jugend hat man auch mir den transzendentalen Kaugummi in die Zähne gesteckt, nachher spuckte ich ihn aus, es ist nichts Nahrhaftes daran."

„Wenn jeder dächte, die Welt sei nur solange wichtig, wie er selber da ist, dann könnte keine Gesellschaft bestehen. Die beruht doch offenbar auf einem inneren Überschuß, den jeder über die bare Selbstsucht hinaus in sich hat. Das ist der wahre Sinn —"

„Nein, das ist kein Sinn," rief der andere und blieb stehen. Sein sehr hellfarbiges Gesicht war jetzt gerötet, und der große, weiche Strohhut hatte sich über die weißen Haare nach hinten geschoben. „Ich will nicht unhöflich sein, aber ohne Sinn ist es. Was ich bin, geht mit mir unter, da gibt es keine Vererbung. Nur meinen alten Rock mag sich der Staat aneignen."

„Wie denn? Der Staat verkörpert die sittliche Idee —"

„Haben Sie schon mal sittlich gehandelt?"

„Dies ist ziemlich stark."

„Nichts für ungut! Ich meine sittlich auf Tod und Leben, nicht was in den Professorenbüchern so heißt, mit den Prinzipien einer allgemeinen Gesetzgebung und den Ausnahmen davon. O der Unsinn!"

„Eine Ethik muß es aber geben."

„Ja, aber sie hängt unter den Sternen, ist nur dem zur Selbstvernichtung entschlossenen Geiste möglich, wie Buddha war. Sie fängt dort an, wo das Leben nichts mehr von sich wissen will. Diese Kathederschusterei hingegen, die sich erbietet, das wirkliche, ordinäre Leben mit Moralstiefeln zu versorgen, auf denen es bequem und ohne Hühneraugen soll marschieren können — welch elender Betrug! Ist Ihnen einmal ein Mensch vorgekommen, der in furchtbarer Seelenangst an das moralische Gesetz dachte? Es gibt solche merkwürdige Kreaturen, das kann ich bezeugen. Leider ist das Gesetz, das man dem armen Schlucker zeigt, nur für allgemeine Fälle da. Aber die einmaligen Fälle, Herr Geheimrat, gerade die Fälle, wo man die Morallehre am nötigsten braucht, wo man danach schnappt, wie der aufs Trockene geratene Karpfen — da läßt sie einen im Stich. Die Schicksalsfragen kommen nämlich immer nur einmal vor, und wer die falsche Antwort stammelt, wird auf den Kopf geschlagen, daß Funken aus dem Gehirn stieben."

Auf diesen heftigen Ausbruch konnte Dobinger nicht gleich antworten. Er wußte nicht, wie er parieren müsse. Auch war schon die Brücke über den Bach nahe, wo sie sich trennen wollten.

„Hätten Sie diesen Abend Lust zu einem Schoppen? Dann will ich mich für unsere gute alte Ethik schlagen. Daß Sie unrecht haben, ist sicher, aber ich muß gründlicher nachdenken. Sie wollen? Dann erwarte ich Sie in den ‚Zwei Mohren' in der Schwemme. Spätestens um acht bin ich zurück."

*

Zwei Stunden später lag Dobinger, der schnell aufwärtsgegangen war, ausgestreckt auf einer kleinen, schrägen, besonnten Wiese, die Augen gegen das aus dem Walde geschnittene Stück vom blauen Himmel gerichtet. Das Licht war das des späten Nachmittags, die Schatten warfen sich von den Riesenfichten lang auf den grünen Boden. Ihm war wohl zumute. Sein Geburtstag kam ihm ins Gedächtnis. Nun, die Höhe war überschritten, aber er fühlte darüber keine Wehmut. Es kam ihm vor, dieses Hineinwandern in die dunkle Wolke des Alters sei auch etwas Schönes. Ganz gut, wenn die Wünsche, die das Dasein unruhig gemacht hatten, an den Meilensteinen zurückblieben. ‚Das Leben', sprach er zu sich, denn er war der Selbstdiskussion sehr ergeben und formte Aphorismen für den eigenen Gebrauch, ‚ist endlich freigeworden von der Gier des Lebens.' Franz Dobinger erinnerte sich einer Seefahrt nach Schweden, auf der ihn beim Anblick des Meeres ein höchst sonderbares Gefühl der Klarheit überkommen hatte. Er wußte noch, es war, wie er auf den Tauen beim Steuer lag und in die hellgrüne Furche hineinsah, die der Kiel ins graue Wasser riß. Da hatte er nur das reine, kühle Sein empfunden und alle Brunst des Wollens schwieg. Und so auch jetzt.

Er sprang im Grase auf, schüttelte die Halme vom Rock und nahm den Weg zum Tale. Tschirnhaus fiel ihm ein und sein Zorn auf die Moral. Es hatte geklungen, als sei der Mann im Leben scharf gegen diese Mauer gerannt und zu Schaden gekommen. Franz empfand Sympathie für den vereinsamten alten Herrn und redete sich zu, mit ihm bekannter zu werden; sonst verhielt er sich meistens gegen fremde Erscheinungen mißtrauisch, und wenn neue Beziehungen aufkeimten, dorrten sie gewöhnlich bald ab; er wußte es selber gut genug. Jetzt kam er im schnellen Abwärtsgehen zu einem Hügelvorsprung, auf dem ein kleines Wirtshaus stand. Dort sah man Raxendorf in der Tiefe schon genau, aber die Bergschatten deckten jetzt die Gassen zu, bloß der Kirchturm hatte oben noch Sonne. Im Hause fragte er an, ob ein Glas Milch zu haben sei. Nein, sie hatten keine. Dabei klagte das Mädchen über die geizigen Bauern; was sie aus dem Melkeimer sparen könnten, werde verbuttert und fortgeschafft.

Weiter hinabgehend trat er nochmals an den Hügelrand vor zum Abendbilde der Talschaft und war dann schon fast unten, als plötzlich dicht vor ihm ein helles Kleid sichtbar wurde. Eine Dame sprach ihn an: „Wüßten Sie mir vielleicht zu sagen, ob es da oben Milch gibt?"

„Leider gar keine. Ich habe selbst gefragt.“

„Wie schrecklich! Nirgends welche zu finden, und der Arzt hat befohlen, Milch zu trinken. Ich danke Ihnen.“

Sie kehrte rasch um. Aber eine Minute später wandte sie sich unter ihrem braunen ledernen Hut halb zurück. „Übrigens weiß ich trotzdem einen Ort, wo sicher Milch zu haben ist. Es ist nur etwas weit, dreißig Minuten sind's von hier. Wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen den Punkt zeigen, sowie wir aus den Bäumen sind.“

Er konnte auf dem schmalen Wege nicht neben ihr gehen, ohne sie zu beengen, trat also nur ein wenig näher und blieb seitwärts zurück. Unter dem Hut sah er jetzt Wimpern und Nase. Ihr Haar war dunkelblond.

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau! Wir Milchgenießer müssen auch zusammenhalten, da man uns durchaus unser Getränk entziehen will. Wenigstens den Export der Luft können sie noch nicht bewerkstelligen.“

Sie sah ihn an. „Trinken Sie denn wirklich gern Milch? Am Ende verschwende ich mein Wissen an der unrechten Stelle, während Würdige danach jammern. Übrigens kommen wir schon ins Lichte! Dort drüben, sehen Sie, ist das kleine Haus ‚Alpenblick', das ich meine.“ Mit ihrem leichten Wanderstock zeigte sie eine niedrige, bewaldete Erhebung hinter dem Orte. Ihr Sprechen war anders als zuerst. Vorhin kam es ihm vor, als atme sie stark, wohl von der Steigung des Weges, sie hatte auch sehr laut gefragt, beinahe gerufen. Hier war die Stimme ruhig und weich. Er sah ihre Schultern, die in einer feinen Linie sich aus dem Hals hoben. Sie war mittelgroß.

Sie fragte Dobinger, der jetzt neben ihr ging, nach der Zeit und fand, daß es fast zu spät für den Hügel hinten sei. Sie wolle nicht gern im Dunkeln durch den Wald zurückkommen. Während er nun einwarf, ob seine Begleitung nicht als Schutz gelten könne, traten sie vom Wiesenpfade schon auf die Landstraße hinaus. Die Dame schien noch zu überlegen, dann entschied sie sich aber, und sie lenkten in einen anderen Weg ein, der an das kleine Hügelgasthaus heranführte. Hinter einer Biegung trotteten ihnen jetzt auf einmal Kühe entgegen, die von den Hecken am Wegrande bis dahin verdeckt wurden. Im Geläute ihrer Glocken zogen sie der Landstraße und den Ratzendorfer Ställen zu. Erst waren es wenige. Plötzlich standen die zwei mitten in einer großen, drängenden, bimmelnden Herde, und hinten trabten von Nebenwegen immer neue Tiere herzu. Dobingers Begleiterin wurde ängstlich, denn sie konnten wegen der hohen Hecken, die den ziemlich schmalen Weg gegen die Wiesen einzäunten, nicht ausweichen. Am Rande war ein Brunnen mit breitem Steintrog, zu dem zogen sie sich zurück und warteten zwischen dem wassergefüllten viereckigen Becken und der grünen Blattmauer der Hecke auf das Vorbeiwallen der stäubenden Schar. Die Rinder kamen dicht heran, stutzend sah Kuh nach Kuh aus weiten, starren Augen auf die beiden Menschen, manche brüllte ihnen erschütternd in die Ohren, und ein paar schienen auch tückisch zu sein, die senkten die Hörner. Die Frau rückte näher zu Dobinger, unwillkürlich rührte er an ihren Arm; er sah sie jetzt genau unter dem Hut, sie war nicht so jung, wie er gedacht hatte. Nun lief mit schrill tönender Schelle am Halse ein großes gescheckt es Kalb zum Brunnen, schaute sie blöde an und bestand darauf, an der schmalen Stelle zwischen ihnen und der Hecke hindurchzustampfen. Sobald diese Straße entdeckt war, folgten andere nach. Schwer schob sich mit häßlichen, rotunterlaufenen Augen eine graue Kuh hinein, kaum konnte sie breitbeinig die tiefhängenden Euter schleppen. Ihr Fell streifte die Kleider und die zwei bogen sich weit zurück über die Brunnentränke. Dobinger wußte nicht recht, was in dieser Lage zu tun sei; er wollte mit dem Stocke das Tier zurücktreiben, gab das aber auf, um es nicht wild zu machen. Schließlich hatte sich die Graue vorbeigezwängt. Nun wurde es lichter, es kamen nur noch die Nachzügler, und die beiden konnten aus dem Engpaß treten.

„Das hätte unbequem werden können,“ sagte Dobingers neue Bekanntschaft und bürstete mit den Fingerspitzen etwas Staub vom Kleide. „Ich bin nicht besonders mutig, das werden Sie bemerkt haben, aber es sind von dem Vieh schon manchem böse Augenblicke bereitet worden. Nun müssen wir schnell gehen, sonst ist die Sonne ganz herunter, bis wir oben sind.“

In dem kleinen Garten im ‚Alpenblick' setzten sie sich an einen der ungefügen Holztische einander gegenüber. Sie zog die Handschuhe aus, ein paar Ringe blitzten, auch ein Traureif war am Finger. Als die Milch kam, kostete sie und verzog den Mund.

„Abscheulich! Wir sollen damit heut Unglück haben! Die da ist nicht zu genießen.“

Es ergab sich, daß die zum Trinken gebotene Milch schon durch die Zentrifugenmaschine gegangen war, bis eine Art Molkenwasser übrigblieb. Man war empört und lachte über den eigenen Ärger.



Leopard. Photographische Aufnahme von A. Renger-Patzsch

„Nun habe ich Sie durch falsche Auskunft um Zeit und Geld gebracht. Wenn Sie wollen, gehen wir gleich zurück. Wir können aber an dem schönen Abend auch noch bleiben und etwas essen. Einen Eierkuchen kann uns die Frau bestimmt machen, den habe ich schon probiert. Übrigens gehe ich selbst erst in die Küche und sehe mich um."

„Das ist herrlich, und ich bin unendlich dankbar. Sehen Sie sich aber auch hier draußen um, gnädige Frau, die Sonne will dem Lande den Gutenachtkuß geben." Er wunderte sich, wie geläufig er banale Dinge sagen könne.

Als sie aus dem Hause zurückkam, war die Dämmerung wie ein Flaum auf der Ebene. Sie hatte noch nicht die Farbe der Nacht, die Umrisse zerquollen eben erst. Aus dem Tale irrte der Klingklang einer vereinzelten Kuhglocke herauf. Die Lichter gingen in den Häusern an. Bei der Kirche brannten schon viele.

„Ein bißchen haben Sie sich vorhin bei den vielen Rindern auch gebangt. Sagen Sie es offen! Sie waren etwas unruhig."

„Das muß Ihretwegen gewesen sein. Die Situation war unangenehm für eine Dame."

„Wie niedlich! Also eine sympathetische Angst?"

„Getroffen!"

„Und warum sollten Sie sich vor den großen Ungeheuern nicht für eigene Rechnung graulen? Die Männer sind wohl jederzeit heroisch? Darüber habe ich meine Ansichten. Sie sind ja, wie ich vermute, kein Rinderhirte und Naturmensch, sondern ein Stadtmann. Professor vielleicht?"

„Gut geraten — beinahe! Eigentlich wollte ich Professor werden, brachte es aber nicht soweit. Raten Sie weiter!"

„Ich denke nicht daran. Brachten es nicht soweit? Gymnasiallehrer sind Sie doch nicht?"

„Würde Ihnen das unlieb sein?"

„Das habe ich nicht gesagt. Es verkehren sogar bei uns im Hause mehrere Ihrer Kollegen. Übrigens glaube ich doch nicht, daß Sie einer sind."

„Ich bin in einem Ministerium Beamter."

„Oho, sehen Sie! Das gefällt mir auch besser. Philologen sind nicht mein Fall."

„Ihr Gatte ist selbst — —?"

„Das ist keine höfliche Bemerkung, mein Herr!"

„Ich bitte inständig um Vergebung. Sie sagten, daß Lehrer in Ihr Haus kommen, daran dachte ich."

„Nein, mein Mann ist kein Gelehrter. Er ist Konsul, aber das ist bloß so ein Titel, den er von drüben mitgebracht hat. Er war viele Jahre fort — in Asien. — — Nicht mit mir," fügte sie hinzu. „Wir haben erst nachher geheiratet und er ist viel älter. — Hier kommt das Abendbrot."

Sie ließen einen Schoppen roten Wein bringen und teilten in zwei Gläser; mehr wollte sie nicht trinken. Unter dem Essen wurde es gänzlich finster. Bald tauchte über einem niedern nahen Waldberg der Mond empor, und sofort war ein Ausschnitt in der Fläche unten bestrahlt. Baumgruppen lagen ganz hell, ein Wasserstreifen blitzte. Es mußte der Teisingerbach sein.

Er bot eine Zigarette an, doch dankte sie und beugte sich, während er Feuer nahm, nach der Mondseite zurück.

„Erinnern Sie sich der Szene im ‚Werther', wo er Lotte und ihren Bräutigam nachts im Parke trifft? Der Mond ging hinter einem buschigen Hügel auf, heißt es, das Licht beschien die Buchenwände, und umher war tiefe Dämmerung."

„Ich kenne die Stelle genau, weiß aber die Worte nicht so gut wie Sie. Merkwürdig, daß wir beide dieses Buch im Gedächtnis haben! Wer liest den ‚Werther' noch!"

„Ich habe ihn oft gelesen. Es war mein erster Roman. Man hatte mich in eine fromme Pension getan, und wir verschlangen ihn, meine Freundin und ich, nachts in unserem Zimmer bei heruntergelassenen Vorhängen. Wir lasen immer wieder und heulten dabei. O, wieviel Tränen ich vergossen habe um Werthern und Lotten, um ihn besonders, denn sie war doch — ich weiß nicht — ein Schäfchen oder ein Racker! Sie spielte mit der Leidenschaft, und die ist doch das Größte im Leben. Viele Seiten wußte ich auswendig. Auch nachher habe ich ihn noch oft in der Hand gehabt. Jetzt aber schon seit Jahren nicht. Man wird eben alt."

„Den Frauen hilft ihr Gefühl, jung zu bleiben. Uns Männer läßt es im Stich."

„Auf das Fühlen hat nur die wirkliche Jugend ein Recht, uns gibt man es nicht mehr. Die Jungen sind darin die Härtesten. Früh ist man ohne Vernunft, später soll man ohne Empfindung sein. Was ist schlimmer? Sind Sie verheiratet?"

„Gewiß."

„Glücklich, will ich hoffen?"

„Ich danke, glücklich. Sie selbst?"

„Ich danke. Es geht an. Haben Sie eine Zigarette übrig?"

„Hier ist sie. Sie leben in Norddeutschland?"

„Ja. Sprechen wir ein andermal davon, der Abend ist so prachtvoll. Ich bin Rheinländerin. Wie schmeichlerisch die Luft ist, man möchte Musik hören. Ich hätte Lust, lustig zu sein. Sie aber sind ein ernster Mann, Herr Staatsrat — oder was Ihr Titel sein mag. Man hat bei Ihnen das Gefühl der Sicherheit. Das ist schön."

Er wollte sehen, ob sie spöttisch aussehe, konnte aber ihre Züge nicht gut erkennen. Dann kam durchs Dunkel ein merkwürdig strahlender Blick zu ihm. Sie sah sofort wieder weg.

„Sie haben recht," sagte er rasch, „unsere Privatverhältnisse sind ganz gleichgültig. Wir wollen uns ja nicht heiraten. Und der Augenblick, hier an diesem Tisch, in dieser Nacht, gehört nur uns beiden."

„Sie finden das? Was würde Madame sagen?"

„Nichts dagegen, hoffe ich. Hat ein Ehemann nicht das Recht, mit einer Frau unterm Mondhimmel zu sprechen?"

„Der Mann, den ich lieb hätte — ich würde ihm das Recht wohl nicht geben. Aber ihr Norddeutschen seid kalte Herren und Damen."

„Ich wüßte gern, wie Sie heißen!" fragte er und nannte seinen eigenen Namen.

„Lesen Sie selbst," sagte sie, ihrem Täschchen einen Brief entnehmend. Dann entzündete sie ein Streichholz und beleuchtete die Adresse auf dem Umschlag. Er bückte sich darüber, seine Lippen suchten ihre Finger, und die Flamme versengte ihm im Schnurrbart ein Haar. Schnell warf sie den glimmenden Span auf den Boden.

„Sieh nur an! Sie hätten fast Feuer gefangen, Herr Dobinger! Da — machen Sie sich selbst Licht!"

„An Frau Konsul Helling," las er halblaut. „Leider fehlt der Vorname!"

„Über den können Sie bis morgen nachdenken. Sie haben mich vorhin auch raten lassen. Und nun müssen wir gehen. Meine Hausleute schließen pünktlich um zehn ihre Tür, und ich mag nicht klingeln."

In dem Gehölz, durch das der Weg hinabführte, ging er erst voran, dann faßte sie aber den Gedanken, daß sich jemand in den Bäumen versteckt halten und nachkommen könnte, darum sollte Dobinger hinten bleiben. Er sah die Bewegung ihrer Achseln im Abwärtsschreiten. Der Nacken war fest und schien etwas Sinnliches zu haben. In den Waldlücken, wo das Mondlicht auf sie fiel, sah er die feinen Haarwolken am Halse. Er hätte ihn mit der ausgestreckten Hand berühren können. Etwas Wallendes stieg in ihm empor, aber er ging stumm ihr nach. So kamen sie hinunter und auf der Chaussee in den Ort. Erst bei der Kirche sprachen sie wieder und verabredeten ohne lange Umschweife, sich den nächsten Morgen zu treffen und den Tag draußen zu sein. Dobinger ging bis zu ihrer Türe; sie wohnte in einem Privathause. Beim Abschied sah sie ihn ernsthaft an, beinahe prüfend. Ihr Händedruck war fest.

Erst im Portal der ‚Zwei Mohren' dachte er an Tschirnhaus. Er rannte in die Bierstube und erfuhr von Resi, daß ein weißhaariger Herr länger als eine Stunde gewartet habe. Gern würde er noch am Abend zu ihm gegangen sein, aber er wußte die Wohnung nicht. Er wollte schreiben, die Post mußte ihn ja finden, allein es ließ sich im Hause keine Briefmarke mehr auftreiben. Also verschob er die Entschuldigung bis zum nächsten Tage und hatte am Morgen seinen Vorsatz vergessen.

*

In der Nacht erwachte er, als es gegenüber auf dem Turme drei schlug, und lag dann in stechenden Träumen im Halbschlaf. Er wollte irgendwohin gehen, aber es war etwas da, was ihn zu hindern suchte. Hierauf beschäftigte er sich mit dem Sohne, an den er während des Tages kaum gedacht hatte. Sonderbarerweise sah er sein Bild in einem altmodischen, eirunden Medaillon, mit kindlichem Gesicht, langem Haar und einer weichen Schirmmütze, wie sie vor hundert Jahren die Studenten trugen. Nachher war plötzlich die Frau vom Abend da. Er wurde ganz wach und richtete sich auf.

Wie war es doch zugegangen? Es hatte sich ein Abenteuer angesponnen, das hübsch zu werden versprach. Sollte er nicht lieber davon bleiben? Wie war denn nur das Gesicht? Er konnte sich durchaus nicht besinnen, sah aber ihre Schultern und Hüften genau. Ging sie nicht wie die Möwe, wenn sie sich mit wippenden Schwingen hurtig auf der Erde bewegt? Das war ihm lange nicht geschehen, daß seine Gedanken so bei einer Frau verweilten. Ein Groll, den er manchmal undeutlich empfunden hatte, schien jetzt laut zu sagen: Du bist eben zu kurz gekommen! Er hätte mehr von sich den Frauen geben sollen. Ihm war, in dieser Nachtstunde, wo man in der umgebenden Schwärze die unsichtbaren Dinge unterscheidet, als ob zu vieles in ihm starr geworden sei; seine Reifezeit hatte sich gegen ein gewisses Fluidum der Schmelze abgesperrt, das er nun „das Weibliche" nannte. Es muß so ähnlich einwirken, phantasierte er bei sich, wie das geheimnisvolle Phlogiston der alten Chemie, das feurig-luftige

Prinzip in den Körpern. Sucht man denn bei den Frauen nur den Genuß? Ist in der Liebe zum Weibe nicht auch die innigste Freundschaft, die uns möglich ist? Wie könnte man ohne diese Freundschaft die Ehe aushalten? Merkwürdig, diese Ehe des höheren Bürgertums, beherrscht wie alles jetzt von der Antipathie gegen starke Gefühle. Das Bündnis des gebildeten Fachmanns mit der gebildeten Frau, die ebenso skeptisch geworden ist wie er — alle Dinge werden darin verfeinert, ausgenommen die zartesten.

Als er abermals erwachte, war es heller Tag. Auf der Straße hörte er die Leute reden und bemerkte mit Schrecken, daß er bloß eine halbe Stunde Zeit habe. Fünf Minuten gingen verloren, weil während des Ankleidens das Problem aufstieg, wie es zu der heutigen Verabredung gekommen sei. Er erinnerte sich nicht recht, ob er Frau Helling darum gebeten hatte. Man traf sich ganz einfach wieder, es verstand sich von selbst. Er sah sich im Spiegel und verlor wieder Zeit, bis er sich entschieden hatte, welche von seinen Halsbinden die hübscheste sei. Im Frühstückszimmer war er heut zu Resis Verwunderung der Eiligste, trommelte mit den Fingern und verschwand sehr schnell aus dem Hause. Eine Minute später, und er sah um den Kirchhof biegend vor sich in kleiner Entfernung eine zierliche Figur rasch den Weg abschreitend. Die Füße setzten sich fest auf, ein hastiger Rhythmus ging durch den Körper. ‚Kleine Möwe,' dachte er, ‚da bist du ja!' Sie drehte sich um, erkannte ihn und hob den Stock.

„Oho! Also doch! Sie sind neun Minuten zu spät, mein Herr! In einer Minute wäre ich gegangen, unfehlbar. Sie sind wohl gewöhnt, Damen warten zu lassen?"

„Guten Morgen und tausend Bitten um Vergebung! Ich bin untröstlich. Resi — —"

„Wer ist das?"

„Unsere Kellnerin. Der Kaffee — —"

„Ach, der Kaffee! Haben Sie ihn getrunken?"

„Ja!"

„Ihre Semmel gegessen? Keine Flecken ins Tischtuch gemacht? Gut, dann lassen wir den Kaffee! Sehen Sie den Morgen an, Herr Geheimrat! Die Welt hat sich gewaschen und blaue Schleifen vorgesteckt, weil S i e mit mir spazieren gehen dürfen! Sie allerdings nehmen das gelassen hin, Sie wollen protestieren, ich weiß, warten Sie, bis wir im Walde sind, hier auf der Wiese zerstreut mich zu vieles. Die Sonne scheint irrsinnig schön, und ganz hinten bei dem winzigen Häuschen seh' ich die Ziege Lies mit ihren Kindern spielen, persönliche Freunde von mir . . . ach, die Welt!"

Heute hatte sie ein kurzes geblümtes Dorfkleid mit tiefem Ausschnitt, feine farbige Strümpfe und niedere Gebirgsschuhe. Sie trug keinen Hut. Das Haar, glatt von der Stirn zurückgekämmt, kam zu einer vollen Flechte am Hinterkopf; es war nicht überall ganz gleich im Tone, sondern wechselte vom dunkeln Blond zu einem lichten Braun. Die zwei erreichten den Wald an einer Stelle, wo es sofort herzhaft bergauf ging. Immer sprechend ging sie voran, er vermochte im selben Schritt kaum nachzukommen. Nach einer Viertelstunde indessen verlor sie den Atem, schleuderte den Stock auf den Boden und ließ sich lachend auf einen Baumstumpf fallen. „Nun reden S i e! Ich muß Luft schöpfen."

„Wenn Sie so rennen wollen, sind wir in zwei Stunden auf der Höfats und in dreien tot."

„Sehr gut, nur weiter!"

„Es steht Ihnen natürlich frei, Selbstmord zu verüben, aber wollen Sie einen Mann in der Blüte seiner Jahre knicken?"

„Immer reden! Vorwärts!"

„Das Schönste im Leben ist das Maßhalten im Genuß —"

„Finden Sie? Ich zweifle daran."

„Nicht unterbrechen, ruhig atmen! Maßhalten lernt man beinahe immer zu spät, wenn es einem nichts mehr nützt, weil man ohnehin nichts Hübsches mehr kriegt."

„Wie ein Buch!" Sie legte das eine Bein über das andere und zog den Schuh aus, um im Strumpf ein Fältchen glatt zu streichen. Dobinger vertiefte sich in das, was er sah, war davon entzückt und fühlte plötzlich einen Büschel Gras, das ihm ins Gesicht geworfen wurde.

„Nicht unterbrechen, Herr Geheimrat, ruhig atmen! Maßhalten, dozierten Sie, führt zu gar nichts."

„Sie haben ausgezeichnet verstanden."

„Dann also weiter!" Der Schuh saß fest, und sie sprang auf beide Füße. „Meinen Stock, bitte! Bücken Sie sich einmal, tut Ihnen gut, Sie gehen ein wenig vornüber. Etwas langsamer müssen wir schon steigen, sonst geschieht Ihnen ein Unglück, und reden wollen wir doch auch dabei. Vorsicht da bei dem kleinen Bach, der den Weg kreuzt! Keine Angst, Herr Geheimrat, ich führe Sie! Immer die Füße auf die Steine setzen, ganz wie ich!"

Er nahm ihre linke stockfreie Hand und drückte den Mund darauf. „Sie sind wahrhaft mein rettender Engel, Frau — wie ist denn Ihr Vorname?"

„Sie sollten ja nachdenken."

„Ich rate Marie."

„Ach was! Seh' ich aus wie Marie?"

„Also dann geradeswegs Auguste."

„Danke schönstens! Ist übrigens nicht einmal so abwegig. Mit dem A fang' ich wirklich an und ein g gibt's auch."

„Angelika?"

„Agathe! Sagen Sie aber nichts vom ‚Freischütz'. Diese Reminiszenz hörte ich schon öfters."

„Agathe ist aber auch ein reizender Name."

„Ich habe noch einen anderen, bedeutend vornehmern, den verrate ich Ihnen beim Hinuntergehen."

„Warum nicht gleich? So sehe ich Sie bloß in halber Figur."

„Gut denn — — Scholastica. Fassen Sie sich!"

„Das ist eine Heilige."

„Wissen Sie das? Es war der Klostername einer längst verstorbenen Großmutterschwester, nach der heiß' ich so. Und jetzt denken Sie: also katholisch!"

„Was wünschen Sie darauf zu hören? Glauben Sie, es mache mir einen Grashalm Unterschied aus, ob Sie katholisch oder protestantisch sind?"

„Sehr trocken und geheimrätlich bemerkt, als wäre ich eine Ziffer in der Statistik. Es i s t etwas anderes!" Eine kurze, steile Falte, die er noch nicht gesehen hatte, stand zwischen ihren Augenbrauen.

„Woher wissen Sie," fragte er leichthin, „ob nicht ich selber Katholik bin?"

„Ach, lassen Sie uns über diese Dinge nicht scherzen! An Ihrem kleinen Finger erkenne ich Sie! Ich bin mit einem Protestanten verheiratet. — Eigentlich wollte ich auf diesem Wege von derlei nicht sprechen und darum meinen vollen Namen verschweigen bis zur Rückkehr — ehe wir uns trennen. Dann wär's eins gewesen."

„Liebe Frau Agathe, wieviel besser ist es, von den Sachen zu reden, die einen angehen, wenn man den richtigen Zuhörer findet. Wollten Sie, daß wir flotte Konversation machen, Theater, Kunst, Witze aus dem ‚Simplicissimus' oder auch eigene? Leider war ich nie so ein Champagnermensch. Ich mag noch so gut anfangen, nachher werden bei mir die Leute immer ernsthaft."

„Solche Menschen mag ich. Sagen, was man meint — darauf kommt's an!" Sie hatte wieder den leidenschaftlich entschlossenen Blick.

„Was haben Sie gegen die Protestanten?"

„Nichts! Oder — daß ich nicht lüge: doch einiges! Besonders da oben bei uns strömt so eine Zehn-Meilen-Distanz von ihnen aus. Ich merkte es, als ich in unsere Stadt kam, gleich anfangs. Die Kreise, in die mich mein Mann brachte, waren sehr freundlich zu mir, sind auch so geblieben, aber man geht wie in einem luftdichten Glaskasten herum. So ist er ja selber, und das war auch die erste Ursache. — Zur Beichte ließ er mich nicht, und ich fügte mich der Ruhe halber. Jetzt könnte ich wohl nicht mehr beichten, ich bin selbst zu verschlossen geworden, verstockt im Gemüt. Wenn sie in die Kirche gehen, ist es wie eine Kondolenzvisite beim lieben Gott. Er wollte auch, daß ich übertrete, aber eher als Protestantin würd' ich jüdisch! Und dabei war es doch die Freiheit, in die er mich bringen wollte!"

Nach dieser Aufwallung gingen sie auf dem engen, nun sehr steinigen Pfade eine ganze Weile schweigend höher. Der Wald war jetzt schon unter ihnen, er schlang sich als breites, dunkelgrünes Band um das lichte Wiesental. Raxendorf mit Häusern und Kirche stand wie Puppengerät in der Mitte, und die Bergleiber gegenüber und vor ihnen reckten sich steiler und leichter. Die beiden kamen an den Straubenfall, dessen starkes Wasser hoch oben aus der Steinwand schoß, auf einen Vorsprung stürzte und dann als schwankendes silbernes Seil ins Tiefe hinabhing. Als sie über das Brückchen gingen, unter dem der Bergstrom zum Abhang jagte, fragte er unvermittelt: „Haben Sie viel gelesen in Ihrem Leben?"

„Ja, das habe ich. Vom achten Jahr bis zu fünfundzwanzig, wo ich heiratete, hatt' ich nicht viel anderes. Mein Onkel wohnte in einem alten Pfarrhause, wo sich die Bücher von Generationen angesammelt hatten. Sogar den Plato hab' ich einmal studiert. Hab' aber keine Ahnung mehr."

„Was! Im griechischen?"

„Nein, so doch nicht, in einem teutschen Model vergossen und ungefährlich obenhin, wie man den Grindigen laust, in unser Mutterlallen über- und druntergesetzt. Der Herr Geheimrat staunt! Kennen Sie den Fischart nicht? Ich wußte das Titelblatt schon mit zehn Jahren auswendig, beim Onkel im Zimmer stand das Buch, ein uralter Schmöker. Aber glauben Sie nur nicht, daß ich großtun will, dazu wäre keine Ursache, denn weit her ist es trotzdem nicht. Zu Hause ging ich bloß in Fräulein Fehrmanns Privatschule, nachher wurden ein paar Jahre Pension draufgesetzt, war auch nicht viel. Lücken sind überall, und vor unserer Frau Staatsanwalt und Frau Oberst-

leutnant muß ich mich gewaltig in acht nehmen. Die haben eine Sicherheit in allem, als hätten sie dem Röntgen und dem Mommsen immer zugeschaut. — Wie weit haben wir noch bis Dorf Strauben?"

Dobinger sagte, es sei kaum eine halbe Stunde und im kleinen Gasthause vor halb eins kein Essen zu bekommen. Sie warteten in einem Gehölzchen oberhalb des Wasserfalls, wo sie Strauben inmitten ansteigender Wiesen liegen sahen. Als es auf dem plumpen, vierkantigen Kirchturm Mittag schlug, gingen sie ins Dorf. Das Wirtshaus war schon gefüllt, sie fanden nur bei anderen an einem Tische Plätze. Es waren Berliner, ein Ehepaar und die Mutter der Frau. Er, ein großer blonder Vierziger, den Dobinger für einen Prokuristen oder Versicherungsdirektor ansah, hatte vom ersten Augenblick die lebhafteste Aufmerksamkeit für Agathe, und die schwimmenden blauen Augen kamen von ihr nicht los. Auch führte ihre Ungezwungenheit schnell ein Gespräch herbei, und sogar die Gattin des Blonden, die schwerfällig und erschöpft aussah, überwand die Mißgunst gegen die elegantere und jünger gebliebene Frau. Die Schwiegermutter sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Man zeigte die Photographien der Kinder vor, und Agathes Bewunderung äußerte sich in mehr als einem „Reizend!", während der Mann mit den Blicken die kleinen Hände an den Bildern verfolgte, wohl bemerkt von der Schwiegermutter. Inzwischen beschäftigte sich die ganze Familie innerlich mit der Frage, ob die zwei verheiratet seien. Agathe hatte es längst bemerkt und arglistig vermieden, Dobinger anzureden, aber als das Essen kam, konnte sie sich nicht mehr bezähmen, sagte „Herr Geheimrat", legte sorglich Fleisch und Gemüse auf seinen Teller und sprach mit tiefem Augenaufschlag: „Wenn mein Mann sehen könnte, wie ich Sie verwöhne! Er bekommt es nie so gut, aber zum Glück ist er weit weg." Gegenüber wurden die Pupillen der blauen Augen groß, die Mutter der vier Unmündigen hörte erstarrt zu. Gleich darauf fand Frau Agathe, in der Stube sei es zu heiß, außerdem müsse man sich bei dem unaufhörlichen Türöffnen eine Lungenentzündung holen; das Beste sei, geschwind zu essen und fortzukommen. Der Blonde erschrak, er hatte soeben für die Seinen einen Eierkuchen bestellt, dessen Bereitung mindestens eine Viertelstunde erforderte. Agathe sah seine Bestürzung und trieb Dobinger erst recht zur Eile an. Gleichzeitig verwickelte sie aber den andern in ein Gespräch über ein Seitentälchen, das besonders schön sein sollte. Gerade als er Hoffnung faßte, man werde zusammen den Spaziergang machen, erhob sie sich mit herzlichem Abschied und war schon draußen, ehe ihr Begleiter nachkommen konnte. Er mußte sich sputen, bis er sie wiederhatte.

„Sie sehen so feierlich aus. Was haben Sie?"

„Nichts. Ich bin Ihnen böse."

„Nicht möglich! Ganz wie im Familienleben."

„Mußten Sie durchaus mit diesem Menschen kokettieren, dem lächerlichen Truthahn?"

„Mir mißfiel er nicht. Die Frau ist unsagbar. Daß hübsche Männer immer solche Bruthennen haben müssen!"

„Wir werden den Leuten unten begegnen, er wird uns ansprechen —"

„Sie sind ja nicht immer dabei. Wenn er mit mir allein redet, leiden Sie nicht darunter."

„Sie machen leicht Bekanntschaft."

„Das sahen Sie gestern abend schon. Aber wenn mich die Herren langweilen, lasse ich sie auch wieder fallen."

„Ein Mann, der seine Frau bei sich hat!"

„Nun sind Sie aber unartig! Habe ich denn Schlimmes vor? Sie sind selber verheiratet und finden doch wohl in unserer Bekanntschaft nichts Arges? Übrigens ist es mir einerlei. Mir ist bös genug mitgespielt worden. — — Ich setze mich hier hin."

Dobinger war nicht aufgefordert worden, nahm aber, obwohl ein wenig außer Fassung, neben ihr Platz auf einer Bank, die oberhalb des Weges im Walde stand. Er fühlte, daß er etwas tun müsse, begann zögernd: „Agathe" und verlor den Faden, als sie ihn ansah. Die Blutwelle kam wieder in die Höhe. Hastig legte er seine Hand auf ihren Arm und küßte den Nacken. Sie sprang auf.

„Lassen Sie! Wir sind gebundene Menschen."

Ihr Kleid glättend ging sie zwischen den Bäumen zum Wege hinab. Er kam ziemlich betreten nach.

*

So war, eigentlich ohne seinen Willen, ein neuer Abschnitt begonnen worden, wie es immer geschieht, daß eine plötzliche Eingebung oder ein Zufall, oder was man dafür hält, eine Biegung von der geraden Linie macht, die sich noch eine Sekunde vorher bis ans Ende des Horizonts zu strecken schien, und daß nun auf der anderen Seite des Winkels fortgegangen werden muß. Was gekommen war, hatte er so recht nicht beabsichtigt, sondern dieses

Flirten mit einer verheirateten Frau — er ein verheirateter Mann, Vater eines erwachsenen Sohnes — nicht über eine Grenze gehen lassen wollen. Aber aus der munteren Wegekameradschaft, die von der Galanterie eines Herrn in gesetzten Jahren gegen eine nicht mehr ganz junge Begleiterin behaglich erwärmt wurde, war die jähe Stichflamme des Begehrens emporgebrannt — und nun mußte er unbedingt weiter. Jetzt zur Bedächtigkeit umzukehren, war unmöglich, auch gewissermaßen gegen die Selbstachtung, nachdem sich Agathe vorhin ihm entzogen hatte. Allerdings fand er auch etwas Befriedigendes darin, daß eine Frau, die sein Gefallen erregte, nicht war, was man hätte leichtsinnig nennen können, denn er wollte nur eine Dame lieben. Und er war nun wirklich verliebt. Wie sie vor ihm ging, immer noch zwanzig Schritte voraus, gefiel sie ihm außerordentlich. Aufmerksam betrachtete sie die Wiesenblumen neben dem Wege und von der seitlichen Beugung ihres Oberkörpers hob sich der Saum ihres kurzen bunten Rockes. Über diesen kurzen bunten Rock hatte er sich heute morgen unbewußt geärgert. Warum mußte sich denn eine städtische Dame als Gebirglerin verkleiden?

Vom Bergwege kamen sie auf eine breitere Straße hinunter und bald zu den Siedlungen der oberen Wiesenbauern. Agathe ließ sich hier einholen und zeigte einen großen roten Pilz, den sie auf der Spitze ihres Stockes trug; sie schaute harmlos drein. Ob er die Art kenne? Nein, er hatte in der Schule gefehlt, als die Pilze an der Reihe waren. So? Vermutlich sei es ihm mit den Blättern ähnlich gegangen, denn gewiß unterscheide er keine Buche von einer Linde. Der Versuch, die muntere Tonart wieder herzustellen, gelang nicht, es ging ein etwas spitziges Necken hin und her. Da legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte mit der sanften Stimme, die in seinen Nerven fortzitterte: „Warum sind Sie böse, mein Freund? Sie hielten mich wohl für leichtfertiger, als ich bin? Ich hingegen glaubte, Sie seien abgeklärter, als Sie wirklich sind."

„Wenn ich Sie kränkte, werde ich Ihnen nicht mehr vor die Augen kommen. Habe ich?"

„Sie nehmen alles so schwer. Ich bin nicht gekränkt. Im Grunde liegt die Schuld wohl bei mir, wenn Sie mich für etwas keck hielten. Sie schauten zuerst ein bißchen ehrwürdig drein und das mag mich aufgestachelt haben. Also war es ein ritterliches Turnier, und wir schütteln uns die Hand.

„Wie Sie befehlen!"

„Nicht doch! Warum denn so düster? Sie müssen wissen, diese freie Manier paßt eigentlich nicht ganz zu mir. Wenn unsere Bekanntschaft älter sein wird, werden Sie es selber sehen. Ich bin dazu mehr aus Notwehr gekommen, denn ich lebe mit einem alten Manne — es ist aber schon lange alles nur Schein, und das ahnt man bei uns, und manche sind um mich her. Nähme ich es tragisch, dann hätte es schon Zusammenstöße gegeben — — für wen aber das alles? Also gewöhnte ich mir mit den Männern diesen scherzhaften Ton an. Im Grunde bin ich bei all meiner rheinischen Abstammung ziemlich schwerblütig, ebenso wie Sie. Kommen Sie, da ist ein schöner Garten, ich möchte Kaffee trinken."

Von der Stelle, wo sie nun saßen, sah man wieder über die Talbreite, Razendorf und den Kirchturm inmitten, zu den Gipfeln des drüben abschließenden Halbrunds. Agathe fand das gewohnte Bild von dieser Seite noch schöner als sonst und wünschte eine Erinnerung zu besitzen. Aber die Wirtschaft hatte keine Ansichtskarten.

„Schade! Nur die eine Spitze dort möchte ich für immer festhalten. Was ist das für ein Berg?"

„Wenn Sie keine hohen Ansprüche stellen, dann will ich versuchen, die Umrisse hinzuwerfen. Aber ich habe kein Papier. Ich kann ein bißchen zeichnen. Ich hatte früher Anlage — einmal wollte ich Künstler werden — Bildhauer. Ich bin leider sehr aus der Übung."

Sie hatte in ihrem Täschchen einen reinen Briefbogen und der Sohn des Wirtes brachte seine Schulbleistifte. Agathe sah zu, wie Dobinger mit dem Finger die Abstände maß, und stand auf, um ihn nicht zu stören. Er arbeitete und brachte in einer halben Stunde wirklich eine recht saubere Skizze zustande. Das Dorf mit der Kirche war gut hingesetzt und der Berghintergrund mit den Konturen ganz deutlich. Sie hatte unter einem Baum gewartet, kam herbei und klatschte mit glänzenden Augen in die Hände. Sie bewunderte ihn ehrlich.

„Nun fehlt noch eine Unterschrift. Ein Dichterwort. Oder machen Sie selbst auch Verse?"

„Niemals. Es fällt mir auch kein gutes Zitat ein. Was führen Sie da in dieser Tüte mit sich?"

„Birnen, die ich draußen von einer Händlerin kaufte. Ich schäle, legen Sie mir dabei das Bild her, ich will es mit der Natur vergleichen."

Aber die Birnen waren unreif und hart.

Da rief Dobinger: „Jetzt habe ich etwas, das paßt!“ Er schrieb in die Ecke des Blattes: „Reif sein ist alles.“

„Ausgezeichnet. Woher stammt das?“

„Von Shakespeare. Ein unglücklicher, aber sehr weiser junger Mensch sagt das zu seinem Vater, dem es noch schlechter geht. Der Alte will nicht länger mittun und da meint der Sohn: Du kannst doch in der Welt nichts voraushaben, man muß nehmen, was kommt, reif sein ist alles.“

„Oho! Nun, weise ist es schon. Sind Sie selbst auch immer so reif? Alles ist es doch nicht. Das Leben ist so erstaunlich, es gibt Begegnungen, die völlig neue Fragen aufwerfen, soll man da bloß seine Reife wie einen Regenschirm aufklappen?“

„Ganz gewiß nicht. Aber sprechen Sie weiter!“

„Wenn ich mich nur ausdrücken könnte! Was hilft einem eigentlich ein solches reifes Spintisieren? Und wenn es hilft, hat man dann das Leben? Mir geht es wenigstens so — ich konnte mich an den Wendepunkten immer nicht auf die schönen Lehren besinnen, sogar die Religion hat mich dann schon im Stich gelassen. Nicht wahr, wenn man so etwas ganz Weises in sich trägt, was immer das Warnungszeichen gibt — ist man dann wirklich Mensch? Man schleicht sich bloß vorbei am Leben. Ach was, dummes Zeug!“

„Nein, sprechen Sie!“

„Unbewußt habe ich es schon von früh auf gefühlt. In der Pension fragte eines Tages die Vorsteherin die Reihe herum, was wir uns für später wünschten. Alle jungen Mädchen antworteten etwas sehr Gediegenes, ein gottesfürchtiges Herz oder Dankbarkeit und Frohsinn, bloß ich rief laut: das volle Leben, Schwester Ursula! Die fromme alte Dame war sehr entsetzt.“

„Mehr, Agathe! Erzählen Sie mir von sich!“

„Ach, Alltagskram! Was wird aus dem Mädchen, das nach dem Leben verlangt? Eine enttäuschte Frau in mittleren Jahren!“

Sie sprach von ihrer Jugend, aber es erregte sie, und sie war nicht ganz zusammenhängend, so daß er manches erraten mußte. Der Bruder ihrer Mutter, der in einem Rheinstädtchen als Verwalter von Gütern und Weinbergen lebte, hatte die früh Verwaiste zu sich genommen. Seine kirchenfromme Schwester führte im Hause die Zügel, und den herben Geist, der darin herrschte, sollte auch Agathe ganz demutsvoll in sich aufnehmen. Ihr verstorbener Vater hatte recht vergnügt gelebt und nicht viel erreicht, deshalb mißfiel ihre angeborene Daseinslust den Verwandten doppelt. Nach dem Heranwachsen wurde es für sie immer schwieriger. Sich für einen Beruf in der Welt vorzubereiten, erlaubte man ihr nicht, und einen der wohlerzogenen und strenggläubigen Bürgersöhne zu heiraten, die zu ihrem Onkel kamen, konnte sie sich nicht entschließen. Es stand bei ihr fest, daß sie ihr Leben nicht in diesem Winkel verbringen werde. Sie wartete auf etwas, das einmal kommen würde.

„Kam es denn?“

„Es kam, Sie werden es erfahren. Es kam, aber ziemlich spät. Ich wurde älter, und die Zeit kroch wie eine Schildkröte, kaum einen Zoll in der Woche, und doch wurde Zoll um Zoll ein Jahr. Ich stand und bügelte und machte die Beeren ein, saß in meiner kleinen Stube und las die Scharteken des Onkels. An jedem Silvester goß ich Blei mit der alten Köchin und fragte: Kommt es diesmal? Wieder war ein heißer Sommer und ich bald fünfundzwanzig. Eines Tages saß ich auf einer Bank an der Taxuswand, die unsere Rheinpromenade von der Uferchaussee trennt. Ich hatte trübe Gedanken, geriet ins Heulen und wollte mir mit dem Taschentuch die Augen trocknen, und wie ich aufsah, war es da.“

„Was?“

„Ich starrte ziemlich umflort vor mich und bemerkte plötzlich einen Mann, der da stand. Ein großer Herr mit grauem Schnurrbart, er trug langen Mantel und Reisemütze. Ich stand gleich auf, er drang aber in mich, nicht wegzugehen, wenn er störe, wolle er sich entfernen. Sonderbar — es fällt mir jetzt wieder auf — in seiner Stimme ist etwas Bannendes. Ich sagte an diesem Tage nicht viel zu ihm. Hundert Schritte weiter stand auf der Chaussee sein Auto, denn er wollte am Abend bei Freunden in Köln sein und war bloß ausgestiegen, um durch den Ort zu schlendern. Er telegraphierte ab, und ich traf ihn am nächsten Tage wieder. Ich konnte nur nachmittags fortkommen, und um nicht gesehen zu werden, fuhren wir in seinem Wagen in die Umgebung. Am fünften Tage kam ich nicht mehr zurück. Sechs Monate später wurden wir getraut.“

„Wie denn? Liebten Sie ihn? Er muß ja viel älter sein.“

„Fast fünfundzwanzig Jahre. Was macht das aus? Kann man einen solchen Mann nicht lieben? Sie kennen die Frauen zu wenig. Ich lebte wie in einer Verzückung und war grenzenlos dankbar. Es ist schrecklich, aber das Gute, das man mir tat, habe ich schließlich nicht lohnen können. Meinen

Verwandten, die mich erzogen, bin ich davongelaufen, und er, der Befreier, erntet auch wenig. Anfangs war aber alles herrlich. Schon das Äußerliche — wir reisten viel, erst nach Italien, dann waren wir lange in Frankreich, nachher in England. Ich hörte und sah, wovon ich nie etwas geahnt hatte. Damals war er sehr reich, mindestens für meine Begriffe. Wir kauften in den teuersten Geschäften, und er befaßte sich mit jedem Taschentuch für mich. Ich verehrte ihn, ich war berauscht von der Freiheit und der Fülle — und dann! Die Natur brach durch, und weil ich mich doch einmal losgerissen hatte, hielt mich nichts mehr. Er hypnotisierte mich, er wollte meine Gedanken ganz beherrschen, um immer noch mehr zu haben. Ich wurde verwöhnt, aber unsichtbar hing eine Peitsche da."

„Sie haben viel gelitten!"

„Nein, damals nicht. In den ersten paar Jahren war es gut. Halten Sie die Frau nicht für zu empfindsam! Ich will nicht lügen und mich besser machen. In jener Zeit — Leidenschaft ist alles. Ich glaubte an seine Leidenschaft für mich."

„Hatten Sie Kinder?"

„Nein."

„Und wie kam es zu Ende?"

„Wie kam es zu Ende! Es muß eines Tages in mir etwas aufgewacht sein, eine Unzufriedenheit. Ich weiß nicht mehr, wie es entstand. Auch änderten sich die Verhältnisse. Nicht lange, nachdem wir in das große Haus gezogen waren, brach der Krieg aus. Man konnte nicht mehr reisen und lebte knapper, was mir nicht viel ausmachte; er vertrug es sehr schlecht. Später verlor er das meiste, wie alle, und jetzt streitet er um jeden Pfennig. Das andere war viel schlimmer. Ich ahnte allmählich, daß ich selbst, die Seele, die man hat, ihm völlig gleichgültig war. Es hat Jahre gedauert und es wurde immer trüber, denn man bricht nicht gleich, und es gibt noch viel Erniedrigung. Ganz fertig wurden wir erst vor einem Jahre, als ich durch Briefe erfuhr, daß er jemand — wie sagt man? — aushalte. Es war nicht die erste, ich wußte es nur nicht. Ich sagte zu ihm: Du kannst dieses Mädchen nicht entbehren, also nimm sie dir, ich entferne mich, gib mir nur das Notwendigste! Aber er läßt mich nicht ziehen. — — Nun wissen Sie das Ganze, mein Freund!"

„Wie können Sie in seinem Hause leben?"

„Ich war mehrmals am Zusammenbrechen, noch vor kurzem. Darum hat es schließlich der Arzt durchgesetzt, daß ich auf drei Wochen allein ins Gebirge durfte. Mit ihm zu reisen wäre mir unmöglich. Zu Hause sind wir nur bei den Mahlzeiten zusammen; das ist in allen unglücklichen Ehen so. Er kramt den ganzen Tag unter seinen Papieren und Sammlungen. Er besitzt nämlich eine Menge altes chinesisches Porzellan, das ist jetzt das Wertvollste, was er hat. Es wurden ihm schon große Summen dafür geboten, und er hütet es wie ein Drache. Wenn die Hausarbeit verrichtet ist, sitze ich in meinem Zimmer, viele Stunden lang. Das ist das volle Leben, das ich in der Welt suchen ging. Ich habe aber zum Glück zwei Herzensfreunde."

„Männer?"

„Jawohl. Herr Wuz und Herr Wilo. Einer ist klein und schwarz, einer groß und braun. Wuz ist jetzt ein altes bequemes Männchen und großer Philosoph. Von Profession ist er Rattenpinscher, hat aber noch nie etwas gejagt. Wilo ist jung und tapsig und mir fanatisch ergeben. — Wollen wir gehen?" Sie bestand wie stets darauf, ihren Anteil zu bezahlen.

Den Abend wollte sie zu Hause sein und Briefe schreiben, Dobinger versuchte vergeblich, sie davon abzubringen. Er bat, sie möge am nächsten Mittag sein Gast sein. Sie überlegte ein bißchen.

„Morgen ist Sonntag. Ich werde in die Kirche gehen. Gut denn, erwarten Sie mich dort um zwölf! Wir werden noch einen schönen Nachmittag verleben."

„Und noch andere."

„Vielleicht nicht. Ich glaube, daß ich am Dienstagmorgen reisen werde. Meine Zeit läuft ab."

„Jetzt wollen Sie fort, wo wir endlich anfangen, uns zu kennen?"

„Besser aufhören, ehe man anfängt."

„Agathe! Sie wollen reisen — gut, ich reise mit. Ich verdurste so sehr wie Sie nach dem vollen Leben. Wir haben beide keine Zeit zu verlieren. Wenn es nur ein paar Tage wären, es geht viel Glück hinein. Wir fahren heute abend."

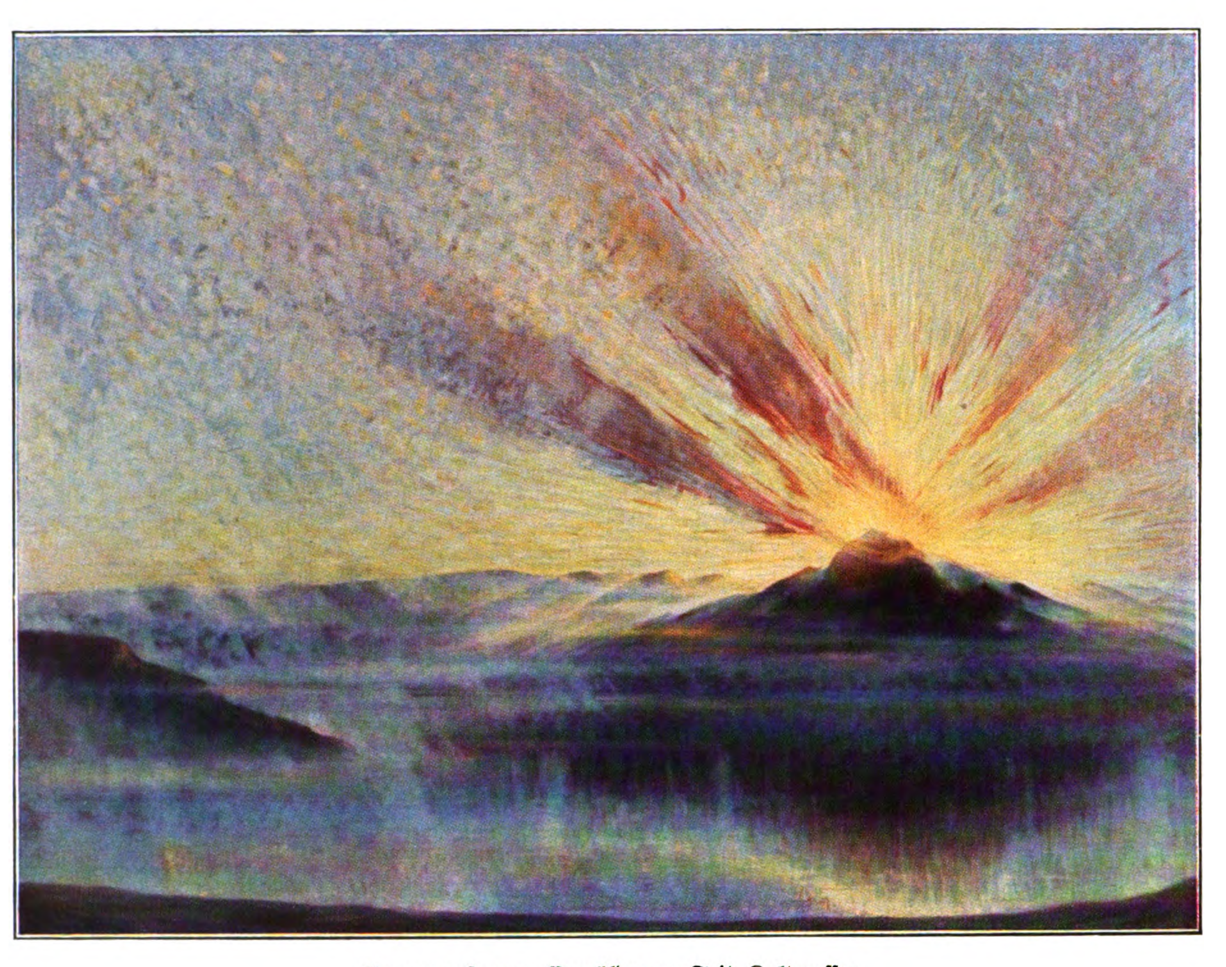
„Wo denken Sie hin? Ich brauche zum Packen beinahe einen Tag."

„Gut — morgen abend!"

„Nein, nein, das geht nicht. Wozu sollte das führen? Sie haben ein Hauswesen und eine Frau. Wir bleiben bei unseren Vorsätzen. Wir haben Freundschaft geschlossen. Wenn Sie wollen, werden wir uns schreiben. Freundschaft, nichts anderes! Kommen Sie!"

★

Im Mondlicht gelangte er am späten Abend durch den Wald an den Teisingerbach und sah von der schwebenden Brücke



Sonnenaufgang. Gemälde von Fritz Kaltwasser

ins Wasser, das dort flach über breite Blöcke rinnend gelb heraufleuchtete. Durch das Rauschen hörte er aber alsbald den Klang einer bekannten Stimme, er konnte sich fast einbilden, Agathe spreche zu ihm. ‚Sehr merkwürdig,' dachte er, ‚wie stark ich diesmal durch das Ohr affiziert werde; im Grunde bin ich doch vom Vater her Augenmensch und müßte mit dem Gesicht erleben, aber diese Stimme entzündet mich. Man muß sich Rechenschaft geben. Ich bin plötzlich in einen neuen Zustand eingetaucht, darin gedankenlos herumschwimmen darf ich nicht. Dieser Mondschein, der auf den Fichtenmänteln da förmlich heruntertropft, ist schön. Soll man jedoch einfach darin schwelgen? Wieso das alles?' Hier geriet er auf einen literarischen Seitenpfad, wie ihm öfters geschah: ‚Seh' die Bäume hinter Bäumen — — in die Traum- und Zaubersphäre sind wir, scheint es, eingegangen.' Dieses Wort weckte ihn; er nahm den Arm vom unfesten Geländer der Brücke und ging weiter. ‚Traum- und Zaubersphäre, das gibt es, und ich bin darin, es ist ein exotischer Aufenthalt der Seele, der aber wie der andere eine Wirklichkeit hat.' Auf einmal erinnerte er sich, wie er in Paris vor langen Jahren an seinem Selbst irre wurde. Er war zum ersten Male dort und besuchte die Weltausstellung. Im grellsten Sonnenlichte, von einem erhöhten Punkte, blickte er in das Gewimmel, vernahm undeutlich ein betäubendes Durcheinander, atmete die Parfüms der Frauen, starrte auf die bunten Häuser, die Reichen und ihre schwitzenden Sklaven, da zerriß innen ein Schleier, und er sah sich dreitausend Jahre zurück ebenso stehen, er glaubte im großen Babylon, alles wie heute. Als er später mit Thora nach Paris reiste, erzählte er ihr davon, aber es machte keinen Eindruck, sie studierte den Hut einer Lebedame.

Übrigens war es immer so, wenn er von den seltsamen Dingen sprach, die er in sich antraf, bis er das aufgab und ihr Verhältnis endgültig in die gebildete eheliche Indifferenz überging. ‚Ich hätte keine als Thora heiraten dürfen,' dachte er auch jetzt im Raxendorfer Mondschein, ‚ihre Klarheit ist für mich ein Glück, nur ist sie selbst an ihren besten Tagen wie helles, klirrendes Winterwetter, von ironischem Schneegestöber oder beißenden Ostwinden nicht zu reden. Würde diese Frau hier zur Ministerialrätin passen? Vielleicht sollte man auf eine entlegene Insel mit ihr gehen, am Meere liegend aufs Ende warten. In ihrer Stimme ist etwas Verborgenes, eine Eingemauerte, die an den Steinen rüttelt. So was gibt es auch in mir, etwas Gefangenes, das niemals frei werden konnte. Vermutlich findet zwischen solchen Seelen, wenn sie sich erkennen, ein unterirdisches Gespräch statt, wie sich in den Kerkern die Menschen durch leises Wandklopfen unterhalten. Was für Einbildungen, laß Thora das nicht hören! Ist das bei mir eine verspätete Pubertät? Nein, mehr muß dahinter sein. Es ist eben etwas da, was nie heraus konnte, ein ganz anderes Reich. Es ist mein stummes Reich. Das laute hält einen immerfort in Atem. Da liegen Staat, Beruf, Familie, die Leute, alles schreit einen täglich an: du bist meinetwegen da! Von Anfang an haben diese zwei Staaten in mir Krieg geführt, die Lauten nahmen den Stummen immer die besten Provinzen weg; Kunst, Liebe, Glaube, alles wurde einem weganneктiert. Sogar Gott müßte man sinnlich empfinden, um ihn zu lieben . . . Diese Frau wirkt in merkwürdiger Weise auf mich, denn es ist nicht allein der sinnliche Wunsch, den empfand ich auch bei mancher anderen, ohne diesen inneren Aufruhr. Ob es an meinen Jahren liegt? Es muß von ihr kommen. Es weht mich etwas an, eine warme, poetische Luftströmung. Alle meine Stummen geraten in eine Aufstandsbewegung. Ich beobachte mich, mein Verstand ist intakt. Ich will — Liebe — Tapferkeit — ein volleres Leben — ungebrochene Empfindungen — etwas Heroisches! Es geht ein Fluidum auf mich über, man möchte etwas Ganzes tun — etwas tun! Was ich habe und mache, genügt nicht, Figuren aus Lehm, die gleich wieder zerfallen — ich sehe andere — Leiber, die sich glühend umarmen — Gott Thor, der den Hammer schwingt, die Muskeln seines Arms sind wie die Köpfe von Leoparden. . . . Ihr Gesicht ist hübsch; entschieden hübsch; schön wäre vielleicht zu viel gesagt. Sie spricht sehr gut. Eigentlich abgeschlossen ist ihre Bildung nicht, aber sie hat viel aufgenommen. Agathe! Was für ein Name! Sie besitzen, das Leben haben — Erneuerung!'

Am anderen Tage war er, als es zwölf schlug, beim Eingang der Kirche, um die sich an Sonntagen immer die Menschen drängten. Ausflugswagen mit Gästen fuhren an, gefüllte davon, und die Peitschen knallten gewaltig, nicht der Pferde wegen, denen man keine Signale zu geben brauchte, sondern der Fremden wegen, die ja hier waren, um das gebirglerische Treiben zu studieren. Heute traten die Herrschaften aus Berlin, Hamburg und Frankfurt nicht in Bua- und Dirndlkostümen auf wie in

der Woche, sondern in ihrer natürlichen Kleidung, während die Einheimischen, die werktags ihre Arbeit in grauen, in der Stadt fabrizierten Anzügen verrichteten, dem Sonntag zu Ehren in der Volkstracht herumgingen, welche ihnen nach den Reisebüchern eigentümlich ist. Dobinger konnte in der Menge Agathe nicht erblicken, erst als er die Kirchhofsmauer umging, fand er sie an der hinteren, zur großen Wiese gewandten Seite im Gespräche mit einem alten, schäbigen Mann sitzend. Sie winkte und grüßte mit ihrer herzlichen Lebhaftigkeit.

„Sie suchten mich, aber ich war hier noch nicht fertig. Erzählen Sie doch weiter, Väterchen! Der kann es euch Hochmögenden sagen, wie man über all die Sachen denkt!“

Aber der Alte war mißtrauisch geworden, denn er witterte den Herrn aus der Kanzlei, und als Insasse des Raxendorfer Armenspittels durfte er die öffentlichen Gewalten nicht beschimpfen. Da er nicht mit der Sprache herauskam und die beiden nur pfiffig ansah, so griff Dobinger, um ihn loszuwerden, in die Tasche. Das gute Trinkgeld löste dem Bettler die Zunge. Er zog zum Dank den uralten Hut, und während er den ganzen Leib krümmte, brach es mit tiefer Überzeugung aus seiner Kehle: „Preußisch hätt' 'ma nit werden dürfen!“ Damit ging er davon und sah sich listig schmunzelnd um, weil Agathe in die Hände klatschte.

„Worüber freuen Sie sich? Sind Sie auch Preußenfeindin?“

„Ein bißchen, aber das spielt hier keine Rolle. Es macht mir Vergnügen, wenn eine solche zerdrückte Kreatur einmal laut sagt, was ihre Meinung ist. Es muß wohl das Plebejische in mir sein, Herr Geheimrat! Sahen Sie nicht, wie er sich ordentlich dabei bog?“

„Lassen Sie den entsetzlichen Geheimrat endlich schlafen!“

„Wie soll ich aber sagen?“

„Franz heißt die Kanaille.“

„Oho! Nun, Franz, machen Sie endlich ein freundliches Gesicht! Haben Sie gut geschlafen?“

„Nein! Das müssen Sie mir doch ansehen!“

„Wirklich, Sie haben zerwühlte Augen. War es so schlimm, Franz?“

„Es ist schlimm, Agathe. Dachten Sie darüber nicht nach?“

„Wir wollen jetzt nicht davon reden. Wohin führen Sie mich zum Essen?“

In der Weinstube des ‚Löwen' fand er Leute aus seinem Hotel und mußte grüßen. An einem entfernteren Tische bemerkte er auch Stippe mit Eibler. Man verbeugte sich gegeneinander, und Stippe mit seinen spitzigen Blicken sah häufig zu Agathe herüber, aber zum Glück waren die zwei schon am Ende ihrer Mahlzeit und verschwanden bald. Sie fragte nach den Herren.

„Sagen Sie lieber selbst, wie sie Ihnen gefielen.“

„Der mit den abstehenden Ohren und stechenden Augen nicht besonders. Ist der ein Staatsanwalt?“

„Nein, einer aus meinem Amte. Der andere ein Volksvertreter.“

„Was treiben die zusammen?“

„Sie machen Geschichte, liebste Agathe. Der Lange, der Politiker, wird nächstens Minister, und mein Kollege stopft ihm Ideen in den Hohlraum seines Schädels, damit er nachher ein großer Mann werden kann.“

„Tut er das um Gotteslohn? Bekommt er was dafür?“

„Ich weiß es nicht. Das sind ihre Privatsachen.“

„Wahrscheinlich soll ihm der andere was dagegen tun?“

„Wie klug Sie raten! Sie wissen doch nichts von solchen Dingen.“

„Und Sie? Warum sind Sie nicht auch bei dem Herrn?“

„Weil ich viel bessere Gesellschaft habe. Ich täte es aber auch so nicht.“

„Gut, das ist vornehm, aber wollen Sie denn nicht vorwärtskommen?“

„Sie sprechen schon fast wie meine Frau.“

„O — — warum erzählen Sie nie von ihr? Immer rede ich von meinen Geschichten, die häßlich genug sind. Wie alt ist Ihr Sohn?“

„Neunzehn Jahre, ein paar Monate darüber.“

„Dann sind Sie zwanzig verheiratet! Das ist lange — ewig. Es ist das ganze Leben. Nie kann das mehr enden.“

„Was denn? Sie haben plötzlich Tränen im Auge!“

„Nein! Es ist schon vorbei. Kommen Sie, ich kann in diesem Raume nicht sitzen.“

Er sah ihre Erregung und beendete sein Mahl. Agathe nahm fast nichts vom Teller, sah von Dobinger weg und hielt ihr Taschentuch zu einem Knäuel geballt in den Fingern. Als sie draußen waren und er fragte, ob sie den Spaziergang am Bache wolle, machte sie mit den Schultern eine Bewegung; es kam nicht darauf an, ob dieser oder jener Weg. Das Weinen war ihr noch nahe. Erst auf dem schönen, nicht

breiten Pfade, der neben dem Walde unmittelbar beim Flüßchen hinläuft, sich mit biegt und windet, beruhigte sie sich. Vor und hinter ihnen gingen Spazierende, und an den Birken dicht über dem vorbeischießenden Wasser hielten sich die Kinder fest, bogen sich vorwitzig weit hinaus. Auf der anderen Bachseite war kein Weg, die Wiese reichte bis ans Ufer; Kühe standen da, verwundert schauten sie zu den Menschen her.

Agathe lächelte mit ernstem Gesicht und sagte: „Sehen Sie unsere alten Freunde von — erst vorgestern war's. Es kam mir soviel länger vor. Gut, daß man wieder zum Bewußtsein gerufen wird."

„Was berührte Sie nur so? Erst waren Sie heiter."

„Mein Freund, man gewöhnt sich zu schnell aneinander, und wozu soll das sein? Heute nacht dachte ich an Sie — an alles, was Sie gestern sagten — auch an Sie selbst! Sie sehen, ich gebe meine Staatsgeheimnisse preis. Wenn Sie aber falsch verstehen und Dinge verlangen, die nicht sein können, dann ist es Ihre eigene Schuld."

„Auch ich dachte an Sie!"

„Einerlei. Das Ende ist in Sicht, gut so. Übrigens war ich auf alles vorbereitet. Böhnchen hatte es mir gesagt."

„Ich verstehe nicht."

„Böhnchen ist bei uns eine alte Frau in einem Stift, die mir ab und zu die Karten legt. Nun erleidet der Herr Geheimrat Franz wieder einen innerlichen Knacks! Er geht mit einer Frau spazieren, die sich die Karten legen läßt."

„Wenn Sie mir doch einmal auf den Grund der Seele blicken, dann bekenne ich, daß ich die Kartenlegerei nicht gerade hochschätze. Übrigens versteh' ich nicht das mindeste davon — vielleicht ist etwas dran, ich will keinen belächeln, der daran glaubt, namentlich keine Frau. Und was hat Böhnchen gesagt?"

„Sie prophezeite mir, ich werde auf der Reise einen Herrn kennenlernen, ich müsse mich aber in acht nehmen, denn noch eine andere Frau sei in der Karte."

„Und Sie glauben solches Zeug?"

„Ja, mein Herr, das tue ich."

„Darum Ihre Tränen — und doch sagte ich es Ihnen in der ersten Stunde."

„Ja, es ist sonderbar. Ich wußte es, aber es ging nicht in mich ein. Ich fühlte mich so unerhört frei hier oben, dann traf ich Sie, und wir beide waren allein da. Von Ihrer Frau hörte ich bloß so, es war ein ganz leerer Ton. Wie Sie aber vorhin sagten: ‚Meine Frau, m e i n e — F r a u' — ich hatte im Herzen ein Gefühl, wie wenn die Wäschemangel darüber wegginge. Bilden Sie sich nichts darauf ein, es ist alles Bestimmung. Übermorgen reise ich."

„Ich werde Sie nicht lassen. Wenn es Bestimmung ist —"

„Nicht so laut! Die Leute haben sich umgesehen."

Sie verbrachten die lange Zeit bis zum Abend wandernd oder ruhend auf diesem engen Wege unterm Walde. Über ihr Leben sprechend entdeckten sie einer den andern. Dobinger war der langsamere, sein Gemüt bewegte sich, aber es zögerte, Agathe war ungestümer. Er hätte an sich in einer solchen Stunde wohl höhere Worte gebrauchen mögen. Ihr war der Ton einerlei. Sie war losgebunden und sprach über die Liebesempfindung mit einer Offenheit, die ihn zwei Tage früher außer Fassung gebracht hätte. Sie sprühte vom Feuer der Selbstenthüllung, aber sie blieb dabei, alle ihre Seelenkraft brauche sie zum Kämpfen. Als es immer finsterer wurde, saßen sie im Gehölz oberhalb des Baches auf einer rückenlosen, verfallenen Bank. Sie waren beide erschöpft vom heißen Reden.

Nachher sagte er: „Da ist wieder der Mond aus dem ‚Werther'. Auch den Wasserstreifen siehst du wie am ersten Abend, nur ist er hier viel näher. Bach, Mondschein, Werther, es ist eine romantische Situation. Nur du bist nicht romantisch!"

„Darin hast du recht. Das Leben erlaubt es nicht. Was einen innen zerreißt und beinahe wahnsinnig macht, das sagen die Romane doch nicht. Es darf nicht sein — sei gut, es darf nicht! Auch ist der Albert in meinem Roman durchaus nicht so, wie im ‚Werther', wenn er jetzt auch schon älter ist. In China hat er mehr als einen Menschen niedergeknallt. Das könnte wüste Geschichten setzen. Mich ergriff er auf der Rheinpromenade und nahm mich weg. Das würdest du nie getan haben, Franz. Sage nicht, daß du würdest."

„Ist es also das? Du traust mir nicht die Kraft zu?"

„Doch, sehr viel Kraft, aber in anderer Art. Du bist ein guter Kämpfer, wenn es nach den Kampfregeln geht. Du würdest vollen Mut haben, für eine Frau einzutreten, die vor der Welt zu dir gehört; das müßtest du ja auch. In verworrenen, heimlichen Sachen fändest du dich nicht zurecht, du bist zu fein und gerade. — O, wie ich ihn verabscheue! Er hat mich erniedrigt!"

„Du fühlst etwas Richtiges, Agathe. Ich

bin in mich zurückgetrieben worden, du aber würdest mir Neues bringen — etwas Unmittelbares. Ich brauche dich, ich würde Dinge tun, die ich noch nicht getan habe."

„Nein, es geht nicht. Gib mir dein Ehrenwort, daß du es nicht wieder verlangen willst. Ich würde die Kraft für den Kampf einbüßen, den ich gegen einen bösen alten Mann führen muß. Ich muß das Bewußtsein haben, daß er mir nichts vorwerfen kann."

„Also hast du doch mehr Verstand als Gefühl."

„Ach, du Guter, ich fühlte es eher als du. Nicht du suchtest mich — ich habe mich dir an den Kopf geworfen. Du darfst dich beklagen, denn erst lockte ich dich und dann enttäuschte ich dich. Wir wollen nicht mehr davon sprechen. Gib dein Ehrenwort!"

„Warum denn noch das?"

„Weil ich Schutz brauche, ich könnte sonst einmal schwach werden, wenn du immer davon sprichst. Du mußt es sein, der mich schützt."

„Dann also gebe ich dir mein Wort, Agathe."

Er sah vor sich hin auf die dunkle Erde und fühlte sich plötzlich umarmt und geküßt. Dann machte sie sich heftig frei, und sie gingen rasch ins Dorf. In einem der Gasthöfe war Zitherkonzert, und sie traten dort ein; in ihre Zimmer zu gehen, war ihnen jetzt unmöglich. Der Saal war überfüllt und laut, doch hörten sie weder die trivialen Lieder, noch das Lachen und Händeklatschen der Leute.

*

Ohne Agathe mochte Dobinger nicht länger in Razendorf sein, und so wurde verabredet, daß sie am Dienstag gemeinsam bis Ingental hinunterführen, wo die Nebenlinie an die große Bahnstrecke stößt. Allein wollte er dann südwärts reisen, und die wenigen Tage, die ihm vom Urlaub übrig waren, am Bodensee verleben. Auch Agathe mußte am Ende der Woche zu Hause sein und vorher sollte sie, was lange festgesetzt war, zu Freunden in Hannover. Den Montag hatte sie ganz zum Ordnen und Einpacken ihrer Sachen nötig, wie sie denn in ihrer Erscheinung immer von der genauesten Feinheit war und jede verborgene Kleinigkeit, die sie an sich trug, wie ein lebendiges Wesen pflegte. Nur eine einzige Stunde konnte sie ihm deshalb gönnen. Aber gerade, als er nach dem Essen seine ‚Zwei Mohren' verlassen wollte, um sie zu treffen, brachte man einen Brief von ihr. Sie saß mit peinigendem Kopfschmerz im Zimmer, konnte weder arbeiten noch ausgehen, und so wurde alles um vierundzwanzig Stunden verschoben. Noch am nächsten Tage sah sie blaß und übernächtig aus, sie war auch zerstreut, während ihr zu anderen Zeiten nichts in der Umgebung und von seinen Worten entging. Sie hielten sich am Rande der großen Kirchwiese, in den Wald wollte sie nicht. Als sie das zweitemal hinter dem Friedhof vorbeikamen, fragte sie wieder, wie er ausgeruht habe.

„Ich sagte es dir schon, Agathe, ich habe auch nicht geschlafen. Schließlich stand ich auf und nahm ein Buch."

„Was lasest du?"

„Ich habe einen Band Schopenhauer hier."

„So? Ist das dein Hausphilosoph?"

„Nicht eigentlich, nur zuzeiten. Manchmal schlage ich ihn auf. Er hat mich so durchs Leben begleitet. Nicht gerade Arm in Arm."

„Zu Hause beim Onkel habe ich auch darin gelesen, schrieb sogar viele Stellen ab, die Hefte mit meinen Auszügen liegen noch im Schrank. Was studiertest du denn in der Nacht?"

„Wenn du es wissen willst, die Metaphysik der Geschlechtsliebe. Das Kapitel steht in diesem Bande."

„Gab's darin nichts anderes?"

„Mein Auge blieb darauf haften. Wundert es dich?"

„Im Gegenteil, ich möchte wissen, was er sagt."

„Lieber nicht. Es ist wirklich einigermaßen — bedrückend."

„Du glaubst wohl auch, für uns Frauen eigneten sich nur vergnügte Dinge? Wenn er die Liebe bedrückend findet, hat er recht. Ungeheuer ernst ist sie jedenfalls. — Vorsicht hier, tritt nicht auf die kleine Kröte!"

„Nun, du kennst ihn also und weißt —"

„Sehr wenig weiß ich. Denke dir meine Leserei nicht zu gelehrt. Ich las manches, aber erklärt hat es mir keiner, und dann dachte ich dazwischen an die Essiggurken. Also kläre mich nur auf! Ein halber Professor bist du ja doch."

„Dann bitte aufzupassen. Es ist nach ihm ein großer Urwille vorhanden, der die ganze Welt der Geschöpfe so nach und nach aus dem gestaltlosen Stoff hervorgetrieben hat. Dieser Wille zu leben sitzt im Stoffe und hat immer vollkommenere Wesen erzeugt bis zu uns Menschen hinauf. Es schraubt sich das durch unablässiges Bohren des Willens höher und höher — verstehst du?"

„So etwa."

„Also gut, der Wille zum Leben ist

eigentlich das Unsterbliche an uns, und wenn ich tot umfalle, dann ist der große Grundwille noch so jung wie am ersten Anfang, nur braucht er einen frischen Körper und deshalb zwingt er mich — er zwingt uns, ihn fortzupflanzen."

„Das ist die Metaphysik der Liebe?"

„Wir, die wir Männer und Frauen sind, leben in einem Wahne. Wenn wir lieben, jagen wir unserer Freude und Wonne nach. Wir denken mit Entzücken an eine, die unser Blut zum Glühen bringt. Der Philosoph predigt aber, daß uns die Natur zu ihrem eigenen Zwecke in der Irre herumführt. Es ist weiter nichts dahinter als eine List, um die zoologische Gattung Mensch zu erhalten."

„List? Also würden wir betrogen?"

„Ja, das meint er leider, darum nannte ich es bedrückend. Er sagt, der Verliebte täusche sich immer und immer, und wenn er nach der Erfüllung aus dem Rausche erwacht, dann ist es ebenso, als wäre er mit irgendeiner andern gewesen. Vom Glücke bleibt nichts übrig."

„Und was denkst du, Franz?"

„Agathe! Bis jetzt hätte ich ihm vielleicht geglaubt, aber jetzt nicht mehr!"

„Eine elende Philosophie ist es! — Also kanntest du noch nie eine Frau — in ihrer wirklichen Person? Er spricht von der Gattung Mensch? Wie gräßlich, wenn es weiter nichts wäre. Mein Freund, wir wollen uns voreinander nicht verstecken, suche nichts besonders Edles in mir, ich sagte dir schon, oft hatte ich recht unreine Gedanken, und nichts hätte mich halten können, auch nicht die Religion. Aber es gibt einen Instinkt in der Frau — es ist in der Umarmung noch etwas, was gar nichts mit Nachkommen zu tun hat."

„Was denn? Das Seelische meinst du?"

„Ach, ich weiß nicht! Ist es das Seelische? So sehr edel ist es vielleicht auch nicht, aber es ist — eben dieses Einzige in mir. Ist das die Seele? Fleischlich fühlt es aber auch, darüber mache ich mir nichts vor. Nur, es hat diese — Seele hat mit Gattung durchaus nichts zu tun. Sie wartet auf etwas — auf einen Mann, der sie aus ihrer Finsternis herausreißt. Sie wird dadurch stark. Ich kann mich eben nicht ausdrücken!"

„Völlig gut! Das sind meine eigenen Empfindungen."

„Ach, Franz, du bist wohl viel verfeinerter."

„Warum denkst du das, Agathe? Ich kann roh sein."

„O, die feinen Leute werden immer roh, wenn sie sich vergessen. Euer feiner Schopenhauer ist roh, er sagt, nach dem Rausch sei es für einen Mann ganz einerlei, ob die es war oder eine andere. Würdest du auch so denken? Nichts ist furchtbarer für eine Frau, als dieses gleichgültige Wegwenden zu erleben, ein Tier ist vornehmer, denn es braucht über die Umarmung der Körper und was sonst dabei ist, wenigstens nicht zu grübeln."

„Umarmung der Körper, Agathe — und der Seelen — es ist das Wunder!"

„Glaubst du denn an ein Wunder? Ich — ich fühle es. Sogar mit Gott — es klingt wie eine Lästerung, aber wenn ich in voller Andacht war, nicht bloß so die Gebete hinsprach, sondern innig ergeben, dann fühlte ich gegen ihn beinahe wie eine Frau — beinahe so."

„Es ist erstaunlich, ganz was du eben sagtest, dachte ich in diesen Tagen auch. Man muß das Heilige mit den Sinnen empfinden oder es ist nicht da."

„Ich meine, Franz, zwischen dem Heiligen und dem Sinnlichen ist kein so weiter Abstand, wie immer gesagt wird. Man wird auch durch die irdische Liebe heiliger."

„Ja, Agathe! Aber ich darf dir darauf nicht antworten, du weißt warum."

„Ich weiß es, du Guter! Komm nun zurück!"

Am folgenden Vormittag fuhren sie von Razendorf ab. In der Station Ingental war es beinahe zwölf. Sie mußten hier mehrere Stunden bleiben, und es war ausgemacht, daß Dobinger kurz nach drei nach Lindau abführe und bloß eine Viertelstunde später mit dem Gegenzuge Agathe. Zu besehen war am Orte nicht viel, so pilgerten sie einem waldigen Hügel zu, der dicht dabei lag. Aber ein kleines Stück draußen besann Agathe sich anders. Sie fand nun, es sei besser, sich zeitig in das Gasthaus zu begeben, um nicht das Essen überhasten zu müssen. Sie gingen zum Markt zurück und in den ‚Ochsen' hinein und durch das Gastzimmer, das voll war von Bauern und Tabakrauch, zum Honoratiorenstübchen dahinter; die korpulente Ochsenwirtin kam gleich mit, um die Wünsche der Herrschaften zu vernehmen. Franz Dobinger befand sich in einer eigentümlichen Doppelstimmung, über die er sich selbst wunderte. Noch war er bei Agathe und sprach mit ihr, und sein Wunsch konnte nicht verzichten. Aber er hatte nun einmal versprechen müssen, sich zu bescheiden, und das wirkte als Riegel für die begehrlichen Einbildungen. Ein Rausch, in dem er einige Tage gelebt hatte, endete hier, die Rolle des Alternden ohne Ansprüche war weiter-

zuspielen, und weil es nun so war, flüsterte die Vernunft hausbackene Tröstungen ein, daß es so besser sei und unbequeme Verwicklungen vermieden würden. Somit war Franz schon etwas ruhiger und eben jetzt, als sie im Gasthaus am gedeckten Tische Platz nahmen, fühlte er sich beinahe in der Verfassung für eine gute Mittagsmahlzeit, jedenfalls hatte er mit der Besitzerin über die Speisen zu beraten, während Agathe kaum Interesse zeigte. Die Wirtin empfahl ihre Leberknödelsuppe, hierauf, wenn's der Frau Gemahlin recht sei, die berühmten Ingentaler Forellen, als Hauptstück dann ein gebratenes Huhn und zu seiner Ergänzung und Zierde Kopfsalat und Birnenkompott. Dies wurde so beliebt und die Frau ging hinaus. Im Zimmer saßen die beiden allein. Agathes graublaue Augen sahen ihn verschleiert an, hastig streckte sie ihm über den Tisch die Hand entgegen, und er drückte seinen Mund darauf. Das kam ihm aber sogleich ein wenig abgeschmackt vor und paßte nicht zu der entsagenden Weisheit, die er noch eben in sich verspürt hatte. Augenscheinlich war Agathe sehr unruhig; er fragte sich, ob nicht, da nach verheißenden Anfängen das Ziel der Leidenschaft doch verfehlt worden war, sie sich sofort an jenem Abend hätten trennen sollen. Das wäre ein schmerzlicherer, aber auch vollerer und ernsterer Ausklang gewesen, wogegen ihm das verlängerte Abschiednehmen und gemeinsame Gedenkessen auf eine hingeopferte Liebe nun etwas lächerlich erschien. In diesem Augenblick kam ein hurtiges Mädchen herein und stellte die zwei Teller Leberknödelsuppe auf den Tisch.

Die Gerichte waren alle vortrefflich, und Dobinger fand Appetit. Dabei unterhielten sie sich über Agathes Reise. Sie wollte heute bis Würzburg kommen, und es wurde beschlossen, am Bahnhof an ein ihm bekanntes Hotel zu telegraphieren. Als die letzten Platten abgeräumt wurden, erschien auch schon die Wirtin, um sich zu unterrichten, wie es geschmeckt habe, und ob die Herrschaften den Kaffee hier zu nehmen wünschten. Dazu war Dobinger ganz geneigt, aber Agathe unterbrach und fragte, wie weit bis zu jenem Waldhügel draußen zu gehen sei. Zur Spitze nicht viel mehr als eine halbe Stunde, und wenn sich die Herrschaften nicht unnötig aufhielten, kämen sie zum Zuge recht gut zurück. Franz wunderte sich im stillen, machte jedoch keine Einwendung, denn sie war schon auf den Füßen und streifte die Handschuhe an.

Die Chaussee führte bis an den Hügel, beim Aufwärtssteigen eilte Agathe ihm voraus, das Essen und der Wein hatten ihn etwas bequem gemacht. Oben fanden sie ein schmales, aber ziemlich langes Plateau, es gab ein paar Bänke, sie setzten sich und blickten in die dörferbesetzte Ebene hinab. Agathe stand schweigend nach einigen Minuten auf, aber nicht um zurückzugehen, wie er geglaubt hatte, sondern sie marschierte den Hügelrücken entlang zu einer zweiten Bank, die am andern Ende stand; sie wolle die Aussicht auch von dieser Seite haben, sagte sie. Als Dobinger herankam, zeigte er die Uhr, denn es ging auf halb drei. Sie jedoch zog ihn zum Sitzen nieder, und er folgte ihr, verwundert zwar, aber wenn er auch seinen Anschluß versäumte, hatte er noch den vom Abend. Er dachte, sie wolle die eine Viertelstunde länger mit ihm gewinnen. Indessen sie durften trotzdem hier oben nicht verweilen, sonst verlor sie ihren eigenen Zug, doch als er das sagen wollte, legte sie die Hand auf seinen Mund. Er verstand nicht gleich, rührte sich aber auch nicht. Da kam aus sehr großer Entfernung ein Pfeifen her, noch leise erst. Agathe fuhr zusammen. Sie nahm seine Hände mit ihren beiden Händen, sah ihn in Angst an und horchte hinaus, mit weit geöffneten Augen wartend. Stärker war über die Ebene das Pfeifen zu hören, bald klang es gellend schon nahe; auf eine Sekunde war es immer still und fing gleich wieder mit Wut an. Jetzt fuhr der Zug unter dem Rücken ihres Hügels vorbei, seine fürchterliche Stimme war gedämpft durch den Wald, aber man hörte sogar das Rollen der Wagen deutlich. Nun schwieg die Pfeife ganz. Die Lokomotive war in den Bahnhof eingefahren.

Die beiden lösten sich sacht voneinander. Sie betraten den Hügelwald und wanderten darin umher. Es war sechs, als sie wieder beim ‚Ochsen' anlangten. In der Tür stand die Inhaberin und war sehr erfreut.

„So, grüß' Gott, die Herrschaften, schön' guten Abend, wünschen Sie doch zu Nacht hierzubleiben?"

„Ja, Frau Wirtin, wir haben uns oben versäumt und auch ein bißchen verlaufen, und nach Würzburg kommen wir heut nicht."

„Das ist ja schade für die Herrschaften, aber hoffentlich tut es Ihnen nicht gar zu leid."

„Es kommt uns auf eine Nacht nicht an. Das Gepäck wird wohl hergebracht, hier sind die Zettel."

Keuchend führte die dicke Frau die Treppe hinauf und öffnete mehrere Stubentüren. Dobinger wählte ein freundliches großes Zimmer dem Garten zu, doch wollte er auch

Agathe fragen, die langsamer nachgekommen war. Sie stand bereits in der Tür und nickte ihm zu, ohne etwas zu sagen. Die Wirtin hatte es schon mittags bemerkt, daß die Dame vieles Reden nicht liebe, darum machte sie im Hinausgehen ebenfalls bloß eine stumme, wohlwollende Verneigung. Agathe erwiderte mit einem Lächeln und trat ein.

*

Als sie die Lider am Morgen halb öffnete, war der Himmel vor ihr mit den Baumkronen des Gartens, und sie empfand undeutlich ein Wohlgefühl, als ob sie immer hier bleiben sollte. Aber das Erwachen stieß im Nu tiefer hinab, und nun war es ein Schreck. Wie kam sie her? Warum durfte sie hier sein? Am offenen Fenster stand Franz fast angekleidet. Sie schloß hastig die Augen wieder, um ihm nicht mit unruhevollen Blicken zu begegnen. Er sah sich sacht um, glaubte sie schlafend und ging leise hinaus.

Er war voller Ruhe und in Eintracht mit dem Leben wie nicht seit langer Zeit. In der noch herben Luft schritt er über den Markt und war sofort zwischen Gärten und Wiesen. Er hielt sich sehr aufrecht. Die vorbeikommenden Leute sahen ihn an und sagten Guten Morgen. Ein junger, blondhaariger Mann ging mit geschulterter Sense seines Weges. Er grüßte, es war ein deutsches Gesicht in einfachen, schönen Linien. Von den nahen, waldigen Bergen der Landschaft kam das Heimatliche her, sie waren niedrig und man ahnte dahinter die Dörfer mit den schaffenden Menschen und ihrem Vieh. Er sog in sich die Luft und richtete sich noch höher. Was war es? Die Offenbarung des Weibes, fast vergessen, war noch einmal empfangen worden, er hatte neu erlebt, wie aus der Enthüllung ein andres Wesen hervorging. Er sah das Bild dieses andern Wesens, das unfester, hilfloser, dem Kinde, der Natur näher schien und wie die Natur am besten stumm redet. Er philosophierte: ‚Warum dorrt in den Ehen, auch wenn die Menschen gut und klug sind, dieses Naturhafte ein? In diesen geheimen Regionen gibt es wie im Glauben einen Ort, der dem Gedanken unzugänglich bleiben muß. Es gibt eine Weisheit des Baumes, des Kindes und der Frau und den klugen Frauen kommt die Weisheit abhanden. Denn für den Mann bleibt sie von aller Natur das lebendigste und nächste Stück, das Element spricht in ihr wie in keinem Manne. Ich muß mein Leben nun auch einfach und stark machen,' sagte er zu sich. ‚Die Sachen ganz wollen und hassen. Das Schicksal nicht mehr im Bogen umgehen. Nicht als bezahlter Mann dem anonymen Staate dienen, sondern für das lebendige Volk arbeiten. Weib, Volk, Schicksal; was mehr kann einer wollen?' Er ging zurück zu Agathe.

Sie reisten ab und blieben abends in einem kleinen hessischen Orte. Folgenden Mittags gelangten sie nach Hildesheim, wo sich am anderen Tage ihre Wege voneinander lösen mußten. Dobinger war schon mehrmals dort gewesen und freute sich als Bekannter der alten Bürgerhäuser mit vorspringenden, hölzernen Giebeln, Agathe ging neben ihm, schon im Schatten der Trennung. Sie traten in den Dom. Viele Fremde gingen umher, die Stadt war voll von Leuten, die am Schlusse der Sommerreise einen Tag da verweilten. Ein hochgewachsener alter Sakristan in roter Soutane, dessen grauer Gelehrtenkopf mit seltsam feinen Zügen zu seinem bescheidenen Amte nicht ganz stimmte, führte die Gruppe, der sich die beiden anschlossen. Seine Mitteilungen mußten kurz sein, aber es war doch nicht bloß ein eingelerntes Inventar, er sprach gut und mit einem Gefühl für das Ehrwürdige, das er zeigte. Bald fand er Dobinger unter dem Menschenhaufen heraus und richtete unwillkürlich seine Worte an ihn, verriet auch eine ernste Genugtuung, weil er über die berühmte Holzdecke mit Verständnis befragt wurde. Den großen Bischof Bernward erklärte er gegen die Kunstwissenschaft, aber gemäß der Domlegende nicht bloß für den Bauherrn, sondern für den Baumeister selbst, indessen Franz mochte ihn nicht durch Widerspruch kränken. Er versenkte sich wieder in den Anblick des mächtigen Taufbeckens, das von den Gestalten der Paradiesesströme getragen wird, und hob die Augen zu dem hängenden, riesengroßen Leuchter, geschmiedetem Symbol des himmlischen Jerusalem, das überirdisch und gottnahe mit seinen ehernen Türmen in sich selber schwebt. Die Frömmigkeit des Mittelalters atmete im Raume, und der Geist ahnte den Urgrund dieser und jeder Frommheit, das Vertrauen auf die Unvergänglichkeit des guten Willens. Das Gefühl des Dauernden, die Existenz ewig Beherrschenden war in den Wölbungen Form geworden. Ein Mann baut und stirbt, der nächste baut an der Stelle weiter und weiß, daß nach ihm der dritte und der zehnte bauen und bewahren werden, und jeder Stein hat seinen Platz in der Ewigkeit, daß sich das Diesseits am Jenseits hinaufrankt und die Menschen aus Gottes Welt in

Gottes Überwelt hineinwachsen. ‚Wir jedoch sind nur Fragmente,' dachte er, ‚die eines Tages zerbröckeln, wir bauen nicht und bleiben nicht und glauben Gott nicht, weil wir auch nicht an den Menschen glauben.' Er ging in der Versonnenheit weiter zwischen den Pfeilern bis an die Hinterwand der Kirche und gewahrte in einer Ecke wieder den roten Sakristan, der dort mit ein paar Arbeitern stand. Die Männer blickten vor sich auf den steinernen Boden, wo Gerümpel hingelegt zu sein schien, der Alte sah sich um und erkannte ihn. Er wies auf eine zerbrochene Holzbildsäule hin, die man aus den Kellern heraufgeholt hatte. Da liege sie, und nichts davon sei übrig als außen die Fassung, ein dünner, farbiger Überzug mit angebackenem Schmutz darauf, das Innere habe der Holzwurm in der langen Zeit fast ganz zermahlen. Der grauhaarige Domdiener war über die Vernichtung traurig, und Franz nickte mit betroffener Teilnahme. Plötzlich fiel ihm Agathe ein, die er seit einer Weile vergessen hatte. Sie war nicht mehr an seiner Seite. Ohne sie zu finden, wanderte er einige Male zwischen den Säulen hin und her. In einer kleinen dunklen Seitenkapelle bemerkte er endlich eine kniende Frau, er fragte sich, ob sie es sein könne, wagte aber nicht, an die Betende heranzutreten. Schließlich stand sie auf und war es wirklich. Sie gingen in den Kreuzgang hinaus mit dem Kirchhof, wo zwischen großen Fliedersträuchen seit tausend Jahren die Domherren begraben werden, und man zeigte ihnen den tausendjährigen Rosenstock, dessen Wurzeln, denn nur die Wurzel und nicht der Stock ist so uralt, in jedem Frühling mit Ochsenblut getränkt werden müssen, um sie wiederum ein Jahr kümmerlich lebend zu erhalten. Aber weder Agathe noch Franz freuten sich an dem künstlich gefristeten Rosengreise. Steine sind geschaffen, dem Menschen das Bild der Ewigkeit zu leihen, nicht Rosen.

Später sagte er: „Du betetest im Dome."

„Es ergriff mich. Ich bin lange in keiner Kirche gewesen. Aber das Gebet kann nicht aufsteigen, weil es aus unvergebener Sünde kommt."

„Sage nicht Sünde. Es war unser Schicksal, wir konnten nicht anders."

„Es war Schicksal und doch Sünde. Wie lange wird es dauern, bis ich dich wiedersehe? Was hilft mir dann, daß es Schicksal war!"

„Mir hilft es. Weil ich dich traf, werde ich freier und stärker sein. Ich habe keine Zeit zu verlieren, aber ich fühle, daß ich etwas tun werde!"

„Ein sinnlich-übersinnlicher Freier bist du doch, Franz. In alles legst du viel hinein. Aber ich sitze inzwischen in dem kleinen Orte, allein in dem großen Hause mit ihm."

„Fürchte dich nicht! Zerreibe das starke Gefühl nicht! Weißt du noch, wie wir uns zu allererst auf dem Berge trafen? Es ist erst acht Tage her. Du fragtest mich etwas, und deine Stimme war sehr laut, so daß es mir auffiel. Du schriest förmlich."

„Ich bin im Walde allein immer ein bißchen ängstlich. Es war mir nicht bewußt."

„Nein, Agathe, es war die Ahnung des neuen Schicksals. Du fühltest das volle Leben kommen, das du immer gesucht hast."

„Glaubst du das wirklich? Du hast recht, wir wollen uns nicht schwach machen. Nur nicht sentimental werden! Das ist dumm, und was nützt es auch?"

„Das Leben in sich stark halten! Darauf kommt es an, Agathe. Oft ist es mir nicht gelungen, aber seit diesen Tagen fühle ich es — eine Kraft. Es ist ein Glaube, den nur die Frau gibt. — — Nun wird es schon finster und wir wollen in die schöne, alte Gaststube gehen und uns gegenübersitzen."

Ein blumiger, edler Wein war vor ihnen, und auch Agathe trank. Über diesem Abend herrschte eine tiefe und volle Stimmung, die mit Ernst und mit Ruhe in die Herzen klang. Am nächsten Morgen reiste sie nach Hannover, um ihren Freunden wenigstens die Hand zu drücken, denn noch am gleichen Abend mußte sie in ihrem Hause sein. Franz stand in der Bahnhofshalle und sah sie hinausfahren. Sie winkten einander mit den Tüchern zu.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Jagdspringen / Von Gustav Rau
Mit 12 Zeichnungen von Gino v. Finetti



Wie Wilhelm Westerop, dem in diesen Blättern unlängst ein Artikel gewidmet war, der Darsteller des modernen schweren Warmblutpferdes, sein Porträtist ist, so muß Gino von Finetti als der Maler gelten, der unsern modernen Turniersport mit den Höchstleistungen von Reiter und Pferd zur lebensvollen Darstellung bringt. Er hat die Fähigkeit der bedeutenden Künstler: aus dem Moment der Bewegung noch mehr herauszuholen, als das Auge des Durchschnittsmenschen erkennen kann. Der geschulte Blick, das Gefühl für die Bewegung, die Liebe für Rhythmus und Schwung, die in Hunderttausenden von Skizzen erlernte und gesteigerte Fähigkeit, das Charakteristischste einer Bewegung mit einigen Strichen festzuhalten, haben Finetti zum anerkannten Darsteller des zeitgenössischen Turniersports mit den gewaltigen Springleistungen der Pferde gemacht. Besser als die photographische Platte es kann, zeigt Finetti dem Publikum, wie Reiter und Pferd ausgesehen haben. Finetti erzieht das Publikum zu Beobachtungen, die es aus eigenem Antrieb niemals machen könnte, und indem er den Reitern ihre Charakteristik und die Charakteristik ihrer Pferde vermittelt, schafft er ihnen die wertvollsten Hinweise zu ihrer und der Pferde weiteren Ausbildung. Das letzte Ausschöpfen der Bewegung, die Erkenntnis des typischsten der Bewegungsvorgänge, ist die große Kunst von Finetti. Man kann von einem Sprunge zwölf oder noch mehr photographische Aufnahmen machen, ohne dabei den Moment, der für das Pferd der typischste ist, zu bekommen. Finetti sieht ihn und hält ihn mit dem Zeichenstifte fest. Da ist das Bild S. 258. Das Pferd ist schräg an das Hindernis gekommen, springt ganz schräg und viel zu spät ab. Es wirft sich nun, da ein rechtzeitiger Absprung mit mächtigem, geregeltem Schwunge aus der Hinterhand nicht er=



Sprung in großer Fahrt. Steinzeichnung

folgen konnte, mit akrobatenhafter Geschicklichkeit über das Hindernis. Wenn das Pferd durch Hunderte von Springkonkurrenzen und jahrelanges Training die Geschicklichkeit, sich hinüber zu helfen und drüben heil zu landen, nicht erlangt hätte, müßte es nach solchem Absprung unfehlbar zu Falle kommen. Aber es balanciert sich im Sprunge, Kopf und Hals als Balancierstange benutzend, aus. Dabei kommt es zu der typischen Haltung, die nur ein Finetti wiedergeben kann und die für das Studium der Bewegung im Sprunge von außerordentlichem Werte ist. Das Pferd scheint auf dem Kopfe landen zu müssen, wird die Vorderbeine aber noch rechtzeitig vor dem Kopfe auf den Boden bekommen. Wer die Zeichnung sieht, erfaßt das Kritische der Situation. — Die Anfangsvignette ist ebenso typisch. Wer weniger vom Springsport gesehen hat, wird zunächst zweifeln, ob es einen Augenblick gibt, in dem der Reiter sich mit solcher Vehemenz und derart hemmungslos um den Pferdehals wirft. Es stimmt genau, Finetti wird nie falsch beobachten. Es handelt sich um den belgischen Reiter Monsieur Laame auf seinem bekannten Springpferd Bisquit, einem ganz fidelen Wallach, der im Rücken keine Belästigung duldet, wenn er springt, der aber ganz kolossal springt, wenn der Reiter es fertig bringt, ihm sein Gewicht vom Rücken fernzuhalten. Bisquit hat außerordentliche Routine und große Leistungen. Geht er über ein Hindernis, so wirft sein Reiter Laame alles weg, um den Wallach nicht zu stören. Dabei kommt der Augenblick, wo das ganze Gewicht des Reiters auf der Vorderhand ruht und wo hoch über den beiden Häuptern ein linker Hinterhuf schwebt.



Barrierensprung im Reitturnier. Steinzeichnung

Die Unermüdlichkeit von Finetti und seinen Fleiß muß man immer wieder bewundern. Mit der Genialität allein ist es nicht getan. Ein großer Künstler muß Charakter haben. Charakter, der seinen Fleiß anspornt. An den großen Turnieren kann man Finetti von morgens bis abends sitzen sehen. Er macht Hunderte von Skizzen. Nichts übersieht er. Wenn das Turnier fertig ist, sieht man mit Staunen, daß jemand gewacht hat, dem kein Bewegungsvorgang entging und der die wesentlichsten festgehalten hat, der schärfer und deutlicher sah als wir alle andern, der uns lehrte, was es alles zu



Preisspringen im Reitturnier. Aquarell

beobachten gab. — Wie auf dieser Seite Reiterin und Reiter sich dem Schwunge des Pferdes, den sie erzeugt haben, hingeben, wie alles nur darauf gerichtet ist, mit der Bewegung zu kommen, und nicht im leisesten zu stören, wie sich alles in den Körpern lang und länger macht, dem Hindernis gewachsen zu sein, es ohne Berühren weitausholend zu überwinden! Man gewahrt das suchende Pferdeauge, wie es jede Überraschung, die der Sprung etwa noch bringen könnte, ergründen will.

Den gesteigerten allerhöchsten Schwung, der in der Bewegung möglich ist, bringt die Seite 257. Das Pferd ist hier schwirrender Pfeil, fliegendes Geschoß, ganz an den Augenblick schnellender Fahrt hingegeben, da es gilt, mit Anspannung aller Nerven und Muskeln und voller Ausnützung der Mechanik in einem gewaltigen Satze über ein Hindernis wegzusausen. Es erscheint als die Vollendung, wie der Reiter mit dem Pferde in die Bewegung hineingeht. Die beiden sind eins.

Das Bild wirkt auch wie eine Verkörperung der italienischen Springmethode, um die seinerzeit jahrelange heftigste Kämpfe in den Reiterkreisen der ganzen Welt ent-



Mauersprung. Steinzeichnung

brannt waren. Die Italiener erkannten als erste, daß man im Sprunge den Pferderücken entlasten muß, und daß man, wenn der Absprung des Pferdes erzielt ist, keine Haltung und keine Stellung einnehmen darf, die irgendwie die notwendige gewaltige Streckung des Pferdes behindern könnte. Daher Mitgehen mit Oberkörper und Armen! Mit den Händer dem Halse des Pferdes entlang nachgeben und auf das sorgfältigste verhüten, das Pferd mit der Hand durch die Zügel im Maule zu stören. Hierdurch kommen die meisten Fehler beim Springen zustande. Das Pferd muß Gelegenheit haben, im Sprunge Kopf und Hals ganz weit zu strecken. Die Knie des Reiters bilden den feststehenden Angelpunkt in dem Gleichgewicht, das zwischen Reiter und Pferd hergestellt wird. Die Unterschenkel bleiben am Sattelgurt und geben der Bewegung ihren vollen Impuls.

Die Italiener müssen Finetti dankbar sein, ist er doch derjenige gewesen, welcher ihre Spring- und Reitmethode sozusagen offiziell in der Darstellung vertreten hat. In dem Streite und in dem Wirrwarr der Meinungen, der seinerzeit um die italienische Springmethode entbrannt war, sind die unvergleichlichen Zeichnungen Finettis der ruhende Pol gewesen. Sie konnten als Beweismittel benutzt werden, und die aufgeregte Erörterung hat sich an ihnen beruhigt und zum Überlegen gezwungen. Ganz sachlich, aber mit dem überzeugenden Feuer und dem hinreißenden künstlerischen Schwunge seines Zeichenstiftes hat Finetti für die italienische Springschule gewirkt und deren Sieg mit erfochten, denn heute springt alles mehr oder weniger auf italienische Art.

Was uns an Finettis Schaffen so überrascht, das ist die Freude an der Arbeit, die künstlerische Pas-



Weitsprung. Steinzeichnung



Jagdreiten. Aquarell



Aufsprung auf einen Wall. Steinzeichnung

sion, die unverwüstliche und unermüdliche Lust am Problem, die aus jedem seiner Bilder spricht. Er ist stets bereit, zuzupacken und einen ganz neuen Moment festzuhalten.

Da haben wir im Weitsprung auf Seite 260 das Pferd, das die mächtige, gestopfte, zwischen Holzstangen eingefügte Hecke nicht breit genug taxiert hat und nun im Weitsprung noch eine erneute Streckung versucht, um das Hindernis zu meistern. Ein unerhört typischer Vorgang mit großartiger Beobachtung festgehalten. Man sehe wieder das Auge, in dem sich die Überraschung des Pferdes über den gemachten Fehler ausdrückt, ein gewisses Erschrecken und doch schon der Entschluß, durch erweiterte Streckung die glatte Beendigung zu erzielen.

Die hier oben auf dieser Seite stehende Darstellung ist ebenso scharf beobachtet: das Pferd, das auf einen Wall hinaufgesprungen ist, sich vor dem Absprung sichernd, gewissermaßen äugend und die Situation erkundend und, da es seiner Sache noch nicht sicher ist, mit der Fort-



Aufsprung auf einen Wall. Steinzeichnung



Preisspringen. Steinzeichnung

setzung der Bewegung stutzt, bis die Orientierung vollendet ist. Einen solchen Vorgang, wie er in der Stellung dieses Pferdes ausgedrückt ist, mit dem Wegsetzen des rechten Vorderbeines, kann eben nur Finetti sehen und festhalten. Die andern

sehen ihn auch, aber erst, nachdem uns Finetti durch seine zeichnerische Wiedergabe darauf gebracht hat. — Das untere Bild auf Seite 262 ist ebenso hübsch und hält den gewaltigen, nach dem Aufsprung auf den Wall vor dem Absprung für einen Moment unterbrochenen Schwung fest bei voller Bereitschaft des Pferdes. Das Pferd erscheint uns hier weich und geschmeidig wie eine große Katze.

Der Sprung auf Seite 261 holt wieder den größten Schwung aus der Bewegung heraus.

Ganz typisch wirkt der Geländeritt auf dieser Seite, wo der Reiter mit dem Pferde einen ganz steilen Abhang stufenweise hinauf muß. Die kraftvolle Elastizität des Pferdekörpers zuckt in dem Vorwärtsarbeiten den steilen Hang empor auf.

Die Wiedergabe auf Seite 263 zeigt die gemessene Art eines Pferdes im Hochsprung, das nicht mit wildem Elan hinüberstürmt, sondern die ruhige Routine des durch und durch ausgebildeten Könners besitzt. Es teilt sich den Sprung mit dem Wegschleudern vom Boden und dem Hinüberreichen des Körpers über das Hindernis sowie dem Anziehen der Vorderbeine genau ein, muß sich anstrengen, tut das aber geregelt und rationell, sozusagen mit Verstand, ohne seine Kräfte zu vergeuden. — Oben auf Seite 260 hat man den Sprung in die Tiefe über eine Mauer hinweg. Hier spielen Herz von Reiter und Pferd eine besondere Rolle. Das Pferd opfert sich einige Sekunden dem Ungewissen, denn es kann beim Absprunge nicht sehen, wo es landen wird. Erst beim Schweben im Sprung wird es die Landungsstelle gewahr und muß nun seinen Entschluß fassen, wie es am besten auf den Boden kommt, um gleich weiter galoppieren zu können.



Die Schluß-Vignette zeigt wieder den famosen Bisquit mit seinem famosen Reiter Laame, wie sie, ein Fragment und doch so wahr, nach einem hohen Sprunge landen. Zu einem wirklich schönen Sprunge gehören ein langer Hals und tiefer gehaltener Kopf. Aber Bisquit ist eben ein Unikum, das durch das Groteske der Bewegungen alles, was man bisher an Pferden beobachtet hat, in **den Schatten stellt.**



Geländeritt im Regen (Reitschule Hannover). Steinzeichnung



Gedichte



Die Küchenschelle. Von Frida Schanz

(Pulsatilla pratensis)

Wie ein Fräulein auf der Weide
Steht sie, zierlich aufwärts ragend,
Überm seidnen Frühlingskleide
Noch ihr feines Pelzwerk tragend,
Reizend aus dem Fehgrau schauend,
Das sich anschmiegt, zärtlich schmückend,
Noch dem Sonnenkuß nicht trauend,
Sehr verwöhnt und sehr entzückend.

Irgendwo. Von Ludwig Finckh



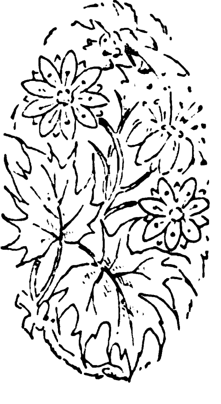
Morgen, ja, wird wieder Frühling sein.
Irgendwo wird eine Knospe springen,
Und vorbei ist alle Pein.

Irgendwo wird eine Lerche singen,
Auf den Feldern wächst das junge Brot,
Und die Lippen werden rot.

Tausend Tränen sind umsonst geweint,
Denn auch unser Herz wird wieder schwingen,
Wenn die Sonne wieder scheint.

Ahornblüte. Von Karl von Berlepsch





Sie feiern trunken ihre frühen Feste,
Versprühend ihrer Blüten goldnen Hauch,
Wenn noch der Frühlingsfeuer blauer Rauch
Zum Himmel schickt des Winters dürre Reste.

Sie öffnen schon den kaum erwachten Immen
Gastfrei zu Schmaus und Sang ihr hohes Haus,
Daß ihre frohen Völker ein und aus
Ihr sommerseliges Orchester stimmen.

Sie trachten heiß, daß sie den Sieg gewönnen
Vor allen Bäumen, Blumen und Gesträuch! –
O süße Ungeduld! Ich liebe euch!
Ich liebe alle, die nicht warten können!

Die beiden Feinschmecker

Von Kasimir Edschmid

Als Fürst Pückler-Muskau 1834 nach Argeles in den Pyrenäen kam, schrieb er der Fürstin: „Jetzt habe ich das Land gefunden, wo ich leben und sterben will, ein Land, dessen Bewohner die Gutmütigkeit unserer Deutschen mit südlicher Lebhaftigkeit und patriarchalischer Einfachheit vereinigen; ein Land, dessen Klima so lieblich ist, daß man an tausend Fuß hohen Schneewänden durch Maisgärten und Weinfelder hinfährt; wo die Provence, Spanien und das Meer Dir die Hand reichen — das Land Heinrichs des Vierten, das Land der Trüffeln und des Bordeaux-Weines, der Wachteln und der Ortolane, der Forellen und der Seefische, der terrines de Nérac und der pâtés de Toulouse.“ Pückler fügte seinem Küchenzettel hinzu: „Consommé mit pochierten Eiern, zwei Forellen, eine au bleu und die andere grillé, Fettammern en caisse, ein Fricandeau, eine Wachtel à la crapaudine, Kartoffeln à la maître d'hôtel, drei gebratene Krammetsvögel (die, da sie in Argeles statt Wacholder Weintrauben fressen, von besonders zartem Geschmack sind), Orangencreme, Nüsse, St. Savin-Äpfel, frische Butter und Fromage du pays, dazu Bordeaux und Mokka.“ Pückler fügte weiter hinzu, daß er für diese Pension mit der Nahrung für sein Pferd am Tag zehn Franken zahlte. Das ist interessant.

Interessanter ist, daß bereits in dem ersten Satz des großen Reisenden ein Programm aufgestellt ist, das eine bestimmte Philosophie des Genusses darstellt, ein Programm, das in der folgenden Erzählung zwei Männer zu befolgen sich entschlossen, die allerdings von diesem Brief keine Ahnung hatten.

Pückler-Muskau stellte ihnen gegenüber allerdings noch den Mann dar, der die seelischen, die naturhaften und die gastronomischen Reize des Lebens auf seinen berühmten Reisen gleichzeitig aufnehmen konnte. Er war gebildet und war ein Feinschmecker. Heute gibt es nur noch Leute, die entweder nur sehen oder nur essen.

★

Durch einen Zufall trafen sich also zwei Männer, ein Holländer und ein Deutscher, die auf den Kontinent zurückkehrten, der eine, um zu essen, der andere, um zu sehen. Sie waren so reichlich versessen auf ihre Ideen, daß sie dieselben niemand mitteilten. Bis zu einem gewissen Grad war ihr Vorhaben rührend. Sie suchten ihre Jugend damit nachzuholen.

Pluiggers hatte auf Java nie die Vorstellung gewisser Speisen verloren, die in seiner Kindheit in Scheveningen geglänzt hatten, und, mehr als alle anderen Genüsse des Lebens, hatte ihn dieser Traum durch einige Jahrzehnte Kolonien begleitet, eine Zeit, während der er sein Vermögen fundierte.

Cäsar Würth, der in Buenos Aires mit Wein-Import genau so fünfzig Jahre alt geworden war, wie Pluiggers in Java mit der Fabrikation von Zucker, hatte in dreißig Jahren Arbeit, die ihn nicht interessierte, keine Sekunde vergessen, daß ihn die Schlachten Hannibals und gotische Dome in seiner Knabenzeit magnetisch angezogen hatten. Hinter seinem Kontortisch sah er die Figuren der Geschichte hin und her wandeln, erhob sich die Akropolis vor einem seidig blauen Himmel, ging der Dom von Sevilla kerzengerade, zum Erschauern, in die Luft.

Beide, die das Leben hart am Nacken hielt, verdrängten dreißig Jahre lang Ideale, von denen eines mehr holländisch, das andere mehr deutsch war. Beide hüteten, solange ihnen durch die Verhältnisse diese Wünsche noch verboten waren, in diesen Idealen einen, wenn auch barocken, so doch tatsächlichen Lebenssinn. Deshalb sprachen sie, durch Ozeane getrennt und ohne Bewußtsein von ihrer gegenseitigen Existenz, nie von ihren eigentlichen Sehnsüchten.

Als ihre Geschäfte aber so liefen, daß ihre Einkünfte und ihre Vermögen nach Menschenermessen gesichert waren, erlebten sie eine denkwürdige Stunde. Der große Augenblick eines durchschnittlichen Menschen kommt nämlich in jener Sekunde, wo ein für unmöglich gehaltener Lebenswunsch aus der Tiefe heraussteigt und ihm wie ein guter Bekannter guten Tag sagt.

Der Mann aus Java und der Mann aus Buenos Aires fingen jetzt erst zu leben an. Sie waren fünfzig Jahre geworden. Sie sahen mit einem festen Blick um sich und atmeten plötzlich einmal so auf, wie es ein Mann tut, der eine Viertelstunde über Land nach einer Station gelaufen ist, den Zug noch im Abfahren erreicht hat und die Kupeetür hinter sich zufallen hört. Die beiden rüsteten daraufhin ohne Zögern den „Trip“ nach dem Kontinent. Sie bedurften nichts als ihres Appetits und ihrer Augen.

Reisende, die kein bestimmtes Ziel haben, treffen sich genau so in der Welt wie solche, die sich zu bestimmten Zwecken treffen müssen. Es gibt nämlich eine Anziehungskraft für Dinge, die sich ergänzen. Diese Anziehungskraft, die man dummerweise Zufall nennt, unterliegt einer Gesetzmäßigkeit, bei der es gar keine Rolle spielt, ob der eine Partner aus Buenos Aires und der andere aus Java stammt.

Diese Gesetzmäßigkeit hätte die beiden ebensogut auf einem Dampfer wie auf

einem Flugzeug zusammenführen können. Sie wählte unerforschlicherweise die Stadt St. Goar dazu aus, wo beide bei einem Rheinsalm zusammenkamen, der Holländer entzückt, der Deutsche enttäuscht.

Würth konnte sich in seiner neuen Welt von Kathedralen noch nicht zurechtfinden. Sein Unterbewußtsein hatte sich dreißig Jahre lang diese Welt so verfeinert, daß er kaum fassen konnte, daß sie schließlich auch nur aus Steinen bestand.

Der Holländer war begeistert von einem Fisch, dessen deliziöse Farbe einzigartig ist, hatte aber, da er sich überhaupt nicht mehr bewegte, ebenfalls seine Schmerzen, die allerdings nicht sein Gemüt betrafen.

Würth animierte den Holländer, mit ihm auf die Ruine zu laufen. Pluiggers hingegen machte den Deutschen darauf aufmerksam, daß ein Rheinsalm alle Romantik der Welt übertreffe, denn er sah auf dem Teller des anderen ein Gulasch, das am Rhein genau so wenig gemacht werden kann wie eine Fischsuppe in Marburg.

Beide betrachteten die gegenseitigen Einwürfe skeptisch, befolgten sie langsam und waren nicht unbefriedigt. Pluiggers verbesserte seine Verdauung und entzog sich nicht der Tatsache, daß Ruinen über dem Rhein einen passablen Anblick gewähren, während Würth feststellen mußte, daß eine Salmschnitte, im Bewußtsein ihres Wertes langsam verzehrt, dem Sinn für Kathedralen einen Unterbau lieferte, der zum mindestens die Genußfreudigkeit hob.

Am Abend fuhren sie auf einem Dampfer nach Mainz. Es war Anfang Mai und zufällig sehr warm. Diese Fahrt gehört auch dann zu den schönsten Sachen auf der Welt, wenn man nicht eine Niersteiner Auslese dazu trinkt, die wie Öl im Glas liegt.

In Mainz fand Cäsar den Dom schon viel begeisternder, während der Holländer enttäuscht über die Küche war. Man speist hier nur gut in den Familien. „Has im Topf", mit Burgunder und Schweineblut zusammen gekocht zum Beispiel, oder Spanferkel, die beim Braten mit Bier übergossen werden, um knusperig zu sein. Für beides aber war nicht Saison, und es fehlte ihnen die Möglichkeit, dem Geheimnis der rheinischen Küche nahezukommen, das in die Bürgerhäuser sich zurückgezogen hatte, wo es allerdings noch prächtigere Rezepte gab.

Aus dem Essen der großen Hotels in Wiesbaden machte sich Pluiggers gar nichts; das mochte tadellos sein, langweilte ihn aber. Er wollte nicht gut oder kostbar essen, er wollte schmausen. Er wollte seine Phantasie anregen. Er wollte angeben, wie etwas gemacht werden sollte, er wollte zusammenstellen und Spezialitäten haben. Mit Delikatessen und fertigen Menüs war bei ihm nichts auszurichten. Also war hier nicht der rechte Ort für ihn. Außer einem Krebsessen in Dill schaute nichts „Appetisantes" für ihn heraus. Dagegen hatte er andere Vorteile. Er trainierte seinen Körper, auf dessen Funktionieren er für seine Exzesse angewiesen war.

Während Würth in den Museen in der Römerwelt aufging, die heroischen Schatten der Kaiser und der Legionen beschwor, tat Pluiggers alles mögliche für seinen Magen. Das Herumlaufen in den Museen war eine strapaziöse Bewegung, die Pluiggers mitmachte, um der Kurzweil willen. Er entdeckte und gestand, daß dabei eine Menge an ihm hängen blieb. Er trat, etwas verächtlich aber wohlwollend, in eine Welt ein, die ihm verschlossen geblieben war, und da sie seine gourmandise Leidenschaft begünstigte, gewann er Sympathie dafür.

Ebenso hatte der Salm die Sinnenwelt Würths gelockert. Er schlief besser und war weniger leicht enttäuscht. Dabei hütete jeder der beiden Männer sein Geheimnis vor dem anderen. Sie hätten es nicht preisgegeben, und wenn man sie vor eine Kanone gebunden hätte. Das Geheimnis war für sie der Sinn ihrer Existenz, und sie waren so keusch, nicht davon zu sprechen, etwa so, wie junge Menschen ihre Liebe verheimlichen. Auch hatten sie ein wenig Angst, komisch zu wirken. Aber es war anderseits nicht zu umgehen, daß die beiden Männer gegenseitig ihre geschulten Geschäftsblicke aufeinanderwarfen und sich taxierten. Da keiner seine eigene Schwäche mittaxierte, kam es jedem seltsam vor, daß der andere, statt in „business" herumzurasen, langsam auf dem Kontinent herumschaukelte. In diesem unbeschreiblichen Blick tauchte ihr altes Leben, von dem sie Ferien hatten, in ihren Augen auf. Geschäftsleute sahen sich eine Sekunde in die Pupille!

Sie fanden sich in diesen Augenblicken gegenseitig reichlich verrückt und mokierten sich in ihren Herzen übereinander. Der eine über den Burschen, der nichts tat als Beweise von Hunger von sich zu geben, der andere über den Mann, der in jede alte Kirche lief. Sie hatten in ihrem harten Leben ihre eigenen Liebhabereien so verachten gelernt, daß sie sich sehr amüsiert hätten, wenn sie die Möglichkeit gehabt hätten, sich selbst in ihrer augenblicklichen Fasson in Java oder in Buenos Aires zu begegnen.

Das alles hinderte sie aber nicht, sich sympathisch zu finden. Sie ergänzten sich, ohne Worte, zu sehr, um voneinander lassen zu können. So leicht warf keinem von ihnen der Zufall wieder einen Partner vor die Füße, der den anderen weder genierte noch im Stich ließ, der unabhängig genug und ebenso fest entschlossen war, den „Trip" durch den Kontinent zu machen.

Am nächsten Tag saßen sie bereits in Straßburg. Cäsar hatte eine Kathedrale und Pluiggers erstickte bei „Valentin" in Gänseleber. Die beiden Genüsse lagen aber so dicht beisammen, daß sie sich von selbst

ergänzten. Den Holländer reizte nebenbei die berühmte Uhr, und er nahm als Zugabe einen Vortrag in sich auf über die Figuren der „Kirche" und der „Synagoge", die am Eingang standen und zu dem Süßesten gehören, was an Frauenkörpern in Stein gehauen ist.

Man kann nun nicht in einem Milieu leben, ohne daß es abfärbt. Mit der Zeit wird man sachverständig.

★

Nach ein paar Wochen hatte Pluiggers daher eine bestimmte Ahnung von Kathedralen und Cäsar Würth verstand die Grundbegriffe der Küche. Als sie von Paris nach Chartres gefahren waren und fünf Stunden lang die überlebensgroßen gigantischen Figuren des Portals besichtigt hatten, eines der drei Weltwunder neben den Pyramiden und Venedig, war es Cäsar Würth, der auf die Uhr sah und sagte: „Wo werden wir unser kleines apartes Mittagessen einnehmen?"

In Chartres speist es sich auf eine selbst für Frankreich originelle Weise. Es gibt da zwei kleine Konditoreien, durch die hindurch man sich in ein winziges Hinterzimmer begibt. Dieser kleine Salon mit weißen Vorhängen hat vier oder fünf Tische, und hier befindet sich eines der reizvollsten Restaurants. Ein Restaurant auf den Fingerspitzen aufgezogen, von einer gebildeten Familie gehalten und für vier Parteien höchstens eingerichtet, mußte, im Schatten der ungeheuren Gotik, Köstlichkeiten bieten. Durch die Fenster sah man auf die leere Straße von Chartres, als sei man ein Patrizier der uralten Stadt. Dabei aß man, in kleinen Töpfen mit Tonhenkel, Eier à la cocotte, so mit schwerer Sahne und Rosawein zusammengebacken, daß das Herz der Männer andächtig wurde. Auch der Hummer hatte hier weiße gefranste Papierkrausen. Er wirkte wie eine Zofe aus sehr gutem Haus.

Der Holländer erlebte hier eine lyrische Eß-Sensation, ein Begriff, den ihm seine Zunge zwar vermittelte, den seine Zunge in Worten allerdings nicht auszudrücken vermochte.

Die beiden fuhren nach Paris zurück. Ihre Erlebnismöglichkeiten in dieser Stadt sind durch unvergleichliche Schriftsteller und Köche zu bekannt, um dabei zu verweilen. Es gab da nichts zu entdecken. Aber Paris war doch eine beispiellose Prairie, den Deutschen wenigstens flüchtig in die Welt der Gastronomie einzuführen.

Während einerseits Pluiggers in Märschen, die er auf zehn bis zwanzig Kilometer schätzte, die Säle des Louvre durchmessend, die Unterschiede zwischen einem Guardi und einem Brueghel sich klarzumachen suchte, sah Cäsar Würth anderseits am Abend verblüfft, wie in einem Restaurant eine gebratene Ente vor seinen Augen am Serviertisch durch eine Preß-Maschine geleiert wurde, um ihm nur ihren köstlichen Saft mitzuteilen. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen brachte ihn eine Stunde später eine kurze Autofahrt in die Rue Valois zum Restaurant Bœuf à la mode, wo der Holländer eine andere Ente, aber diesmal prall und knusperig gebrannt, mit schwarzen Oliven und Trüffeln verspeiste.

Pluiggers verhalf dem Mann aus Buenos Aires auf diese Weise zum Verständnis für Nuancen. Sie gewöhnten sich daran, daß, wer abends bei dem Diner Lehrer war, am Morgen im Louvre als Schüler mit niedergeschlagenen Augen antrat, und daß anderseits Cäsar Würth, der morgens wie mit unsichtbaren Flügeln und triumphierender Geistigkeit im Louvre herrschte, abends bewundernd zusah, was der dicke Mann bestellte und mit den Kellnern besprach.

Vor allem aber gab es eine Möglichkeit, infolge der Großzügigkeit des Etablissement Prunier, den Deutschen in die Grammatik der Seetiere, insbesondere der Austern einzuführen. Der Holländer war von Geburt aus in dieser Sphäre bereits Spezialist. Eine gleiche Auswahl wie bei Prunier findet sich in der Welt kaum wieder, und Pluiggers nahm mit Cäsar Würth für die acht Tage, welche diese Übungen dauerten, im Hotel Burgundi Wohnung. Burgundi war ein gepflegtes aber einfaches Hotel, lag jedoch Prunier genau gegenüber. Die gastronomische Philosophie Pluiggers' verlangte nach einem Austernfrühstück unbedingt sofortige Bettruhe. Er empfand den wahren Genuß eines Essens erst in der Siesta, wo die Wollust der genossenen Speisen sich in die Träume mischte. Pluiggers verschlief auf diese Weise von drei bis sechs eine Zeit, in welcher kein Mensch in Paris etwas anderes anfangen kann als in moderne Kunstsalons zu laufen, was weder den gotischen Deutschen noch den holländischen „mangeur" interessierte, der schließlich von den Kunstkilometern des Vormittags noch reichlich angegrifen war.

Prunier ist ein Restaurant in der Nähe der Madeleine-Kirche, das durch eine sorgfältige Organisation Seetiere mit solcher Fülle liefert, daß ein Pfirsich so teuer ist wie eine halbe Languste oder eine Forelle billiger als ein paar Walderdbeeren.

Pluiggers brachte Würth zuerst den Begriff für den Geschmack von Weichtieren bei, indem er ihm portugiesische Austern servieren ließ, die ordinärste Sorte, die es gibt, die aber einen sehr kräftigen Geschmack nach Seewasser vermittelt. Dieser Anfang war, auf dem Terrain der Austernkunde, eine Art Bauernessen. Es gelang dem Holländer, Würth die eigentlichen Nuancen des Austernessens dabei klarzumachen, nämlich den konzentrierten sekündlichen Genuß, den es bereitet, wenn die eingeschlürfte Auster über den Gaumen rutscht. Seltsamerweise begriff

der Deutsche das rasch. Neun Zehntel aller Austernesser haben bis an ihr Lebensende keine Ahnung davon, daß Austernessen eine Art Bobsleigh des Genusses ist. Die meisten Leute machen zwischen einem Fondant und einer Auster nicht viel Unterschied.

Nachdem dies begriffen war, wurde es nicht schwer, Cäsar zu den feineren Sorten zu bekehren. Für die gediegenen Austernesser sind Marennes vertes genau so gut die soliden Inbegriffe der Seligkeit, wie auf dem Gebiet der Getränke das für einen Weinliebhaber etwa ein Burgunder Nuits 1919 darstellt. Pluiggers fand bei Prunier jedoch eine Generalstabskarte an Abwechslungen. Das waren etwas herbe Armoricaines und zarte Marennes supérieures. Dann gab es zu Würths Entzücken die handgroßen, kräftig schmeckenden Huîtres de pêche. Pluiggers ließ sodann nach Rücksprache mit dem Maître ihm nicht nur Austern gebacken, sondern auch gemischt mit Champignons servieren und in einer Pastete vorführen. Er selbst rührte allerdings nichts an, was nicht frisch war.

„Früher," sagte Pluiggers, „ließ ich Austern sogar immer am Tisch selbst öffnen, wie es in Triest heute noch Sitte ist. Aber jetzt," sagte er mit dem Blick, mit welchem ein großer Sammler seine Raritäten betrachtet, „sehe ich auf den ersten Blick, welche Exemplare prima sind oder nicht. Ich sehe es besser," fügte er hinzu, „als der Kellner." Der Holländer verachtete die Angestellten der Restaurants, die nicht gleichzeitig Fachleute waren. So schweigsam er war, so konnte er mit Küchenchefs und Direktoren von Hotels, falls sie Talent für ihren „rayon" besaßen, endlose Gespräche führen über die Möglichkeiten der Küche, über die Vorzüge von Gewürzen, über einfache und zusammengesetzte Saucen und über die Verschiedenheiten der einzelnen Nationen in der Zubereitung desselben Fisches oder desselben Salates.

Den Abschieds-Lunch bei Prunier eröffneten sie mit einem Oyster-Cocktail und fuhren mit einer Bouillabaisse fort.

„Wir sparen uns, wenn wir die Bouillabaisse hier nehmen, die ganze Riviera," sagte Pluiggers, „wo es für Sie doch nichts zu sehen gibt als ein paar armselige Ruinen, die Sie in Italien und Griechenland hundertfach besser haben. Was die Natur betrifft, so ist die Côte d'Azur sowieso parfümiert und es gibt kaum ein anständiges Lokal da unten." So grotesk dieser Satz klingt, so recht hatte diese Sentenz des Holländers. Wenigstens in seinem Sinn.

Die Bouillabaisse war für Cäsar eine aufregende Studie. Es gab in der sehr gepfefferten und mit Safran durchsetzten Suppe eine Unzahl Fische und Muscheln und Langustenstücke, die einen sehr scharfen Geschmack machten. Pluiggers hatte einen süßen, milden Anjou-Wein dazu bestellt. Er prüfte ihn auf der Zunge.

„Auf diese Weise," sagte er, indem er auf den Wein deutete, „können wir jetzt noch zu den Austern übergehen. Der Anjou legt eine weiche Barriere zwischen die wilden Vorgerichte und die Marennes."

Sie gaben sich nunmehr einer unaufhörlichen Schwelgerei in Austern hin. Der Deutsche, der am Morgen das Musé Cluny mit seinen Spitzen und zarten Arabesken besucht hatte, besaß dadurch eine gehobene, leidenschaftliche Empfänglichkeit für feine Unterschiede und gab sich dieser Disposition fast maßlos hin..

Pluiggers legte darauf einen Gang frischen Kaviars ein und ging zu „homard à la nage" über, jungen, zarten Hummern, die in Zwiebeln und einfachen Gewürzen gekocht waren. Im Wein war er sehr zurückhaltend. Ein leichter Bordeaux in Karaffe. Später einen Champagner Perrier-Joust, „brut", 1900. Im übrigen nahmen sie nur noch eine einfache Rotzunge in Chablis und einen Käse. Dazu gehörte als Übergang zum Mokka ein männlicher Akzent, den der Holländer durch einen Cognac Bisquit-Dubouche aus dem Jahr 1858 fand. Mit Zigarren war das ein Meisterstück.

Der Deutsche erkannte an, daß das Frühstück dem Besuch entsprach, den er Cluny und einigen Rokokokabinetten des Louvre in Verbindung mit St. Germain des Prés abgestattet, wobei er auch ein paar Schritte in den Jardin des plantes mit seinen wilden Tieren gesetzt hatte.

„Um zehn Uhr morgen früh," sagte Pluiggers, „geht der Süd-Expreß nach Madrid am Quai d'Orsay ab. Ich will mir jetzt noch ein Bild von Jordaens ansehen."

Der Deutsche sah ihn schläfrig an und nickte.

Wie Pluiggers den Deutschen erst auf dem Umweg über bestimmte geistige Vorstellungen wie Meer-Aroma zum Geschmack der Austern gebracht hate, so hatte Würth den Holländer sehr leicht zum Verständnis von Farbnuancen und Gemäldekompositionen zu bekehren verstanden, indem er ihm diese Qualitäten an Bildern klarmachte, welche die riesigen Tafelfreuden vergangener Epochen in prachtvollen Stilleben festhielten. So kam es, daß, während Würth im Hotel Burgundi lag und davon träumte, in welchem Stil das Abendessen wohl gehalten werden müsse, um gastronomisch „stylish" zu sein, Pluiggers im Louvre herumrannte und Genuß dabei fand, englische und französische Gourmet-Maler zu vergleichen.

★

Am nächsten Morgen fuhren sie in einem der Luxus-Züge des Kontinents nach Spanien. Sie saßen in Klubsesseln und nahmen Frankreich in sich auf, das bis um neun Uhr abends ziemlich in Gänze an ihnen vorbeischwebte. Zu diesem Zeitpunkt mußten sie den Zug wechseln, da die Grenze erreicht war.

Kurz nach drei Uhr nachts weckte der Holländer Cäsar mit einer merkwürdigen Idee.

„In einer halben Stunde sind wir in Burgos," sagte er durch die Schlafwagentür.

„Sie sind des Teufels, Herr," erwiderte der Deutsche.

„Im Gegenteil," erwiderte der Holländer mit Gemütsruhe, „ich steige nämlich aus, um die Kathedrale zu sehen."

Dieses Wort wirkte allerdings elektrisierend auf Cäsar.

Um vier Uhr nachts stolzierten sie durch die Stadt, in welcher der Cid geboren wurde. Es war Ende Mai und bitterkalt in Alt-Kastilien.

„Wie kamen Sie darauf, das Programm zu ändern, mein Lieber?" fragte Würth.

„Ich habe noch einen Whisky getrunken," sagte Pluiggers, „als ein Herr kam, der dieselbe Absicht hatte. Dieser Mann," sagte der Holländer mit einem Stierkämpferblick, „war der Direktor des Prado-Museums und sagte mir, daß der Dom von Burgos eines der Weltwunder sei." Cäsar Würth warf einen Blick auf den Holländer, der zwischen Bewunderung und Neid ungefähr gleich abgewogen war.

Um halb fünf Uhr früh, kurz ehe sie in das Hotelbett der Kleinstadt stiegen, erblickten sie in der taubenblauen Dämmerung Kastiliens die vielen Türme der Kathedrale, einen Kranz von scheinbar unzählig vielen Türmen, Türmen wie geschlossene Tiaren, die mit grausamer Schönheit vor den wilden Bergen Kastiliens sich streckten.

Burgos war eine seltsame Stadt. Ganz dicke Männer gingen mit nadeldünnen Spazierstöcken, die sie unaufhörlich bogen, und mit Sport-Baretts spazieren, im Dom gab es einen Christus aus Menschenhaut, und das Hotel hatte auf eigenartige Weise den Ruhm des Generals Cid fast beiseite geschoben. Es verkündete überall durch Anschläge, daß die Elektrizität die ganze Nacht brenne, was für Kastilien mehr bedeuten mußte, als den Heros der Rasse geboren zu haben, an dessen begraster Geburtshausstelle Wäsche zum Trocknen hing und Kühe herumsprangen.

Die beiden entdeckten aber bei dieser Improvisation ein grundlegendes Gesetz: den Reiz der Überraschungen, der sich infolge jeder Programmlosigkeit einstellt.

Der Dom war unvergleichlich, und das Lunch war ebenfalls eine Überraschung. Es umfaßte sieben Gänge. Als Wein bekamen sie Rioja Diamant. Sie wurden nicht danach gefragt, was sie haben wollten. In Spanien gibt es fast keine Restaurants, und man speist in den Hotels. In den Hotels gibt es nur festes Menü, eine Vergewaltigung, die sie nicht zu bedauern hatten, wenn sie nur gewußt hätten, was sie verspeisten. Aber das Hotel „Norte y Londres" besaß niemand, der sich zeigte, außer den Kellnern, und diese waren nicht sachverständig ja nicht einmal Kellner im Frack, weshalb Pluiggers sie verachtete, obwohl sie vorzüglich servierten.

Erst in Cordoba fanden sie einen Dolmetscher für ihre Sehnsucht, in die Interna der spanischen Küche einzudringen. Sie hatten das Hotel Simon gewählt, ein Hotel mit einem maurischen Patio, einem Palmengarten, um den das Haus herumgebaut ist. In diesem vor der Sonne geschützten Paradies sitzen die spanischen Damen und Priester nach dem Frühstück und schlafen. Simon ist ein rein spanisches Hotel, in dem so gut wie keine Ausländer absteigen, wodurch es billiger und besser ist.

Die spanischen Damen in Cordoba, wo bereits Andalusien beginnt, etwa zwanzig Schnellzugsstunden südlich von Burgos, sitzen nach dem Frühstück im Patio, stecken sich drei Zahnstocher zwischen die herrlichen Zähne und unterhalten sich. Sie tragen einen Kamm mit einem Schleier auf dem Kopf und die Männer jene grauseidenen Zylinder mit riesigem Rand, die Cordobeser heißen, während die Priester eine schwarze Röhre, die gar keinen Rand hat, auf dem Kopf haben. Nach einer bestimmten Zeit schlafen alle und schlagen im Traum nach den Fliegen.

Das Frühstück, das sie ab zwei Uhr eingenommen und an dem die beiden Reisenden teilgenommen hatten, bestand — nach einer Suppe — aus Merlan mit Essigsauce, in die wie in eine Reissuppe Zwiebeln geschnitten waren. Zu Pluiggers' Verblüffung kamen im nächsten Gang warme in Öl gebackene Windbeutel. Dann Hammelbraten mit Radieschen. Darauf eine Pastete, mit schwarzem Gulasch gefüllt. Den folgenden Gang bildeten Bohnen in brauner Sauce mit vielen Lorbeerblättern. Als darauf ein ganz weißes Fleisch kam, wurde Pluiggers unruhig. Er sah sofort, daß es weder Kalb noch Schwein sei. Mit dem Geschmack war die Art aber auch nicht festzustellen.

In diesem Augenblick eroberte sich Würth, der nicht umsonst Cäsar hieß, eine Riesenposition. Da er allein spanisch sprach, führte er die Unterhaltung mit einer dicken Dame, die das Servieren beaufsichtigte und für die er ein paar Komplimente anwandte, die nicht in Buenos Aires zu Hause waren. Diese Möglichkeit verhandeln zu können, verschaffte ihm ein Übergewicht in einer Sphäre, die seither restlos dem Holländer vorbehalten war.

Er erlebte alle Wonnen, die ein Mensch empfindet, der immer Schüler war und eine Partie des menschlichen Terrains gefunden hat, auf welcher er plötzlich sachverständig ist. Er brachte heraus, daß das weiße Fleisch ein Roastbeef von Kuhfleisch war. Es gab dazu gekräuselten, baumartigen Salat. Darauf Vanilleeis mit grünen Zitronen eingerieben. Die Sache schloß mit Ziegenkäse, Datteln, Mispeln und Orangen. Die Sache war Schwergewicht und dauerte

ziemlich lange. Der Holländer hatte dreimal nach der Uhr gesehen.

Cordoba besitzt eine der größten Moscheen der Welt aus der Zeit, wo die Mauren siebenhundert Jahre lang hier saßen und an ihrer Universität etwa die Berliner Akademie mit einem Oxford College vereinigten. Das heißt, sie stellten das Idealbild männlicher Haltung und Gelehrsamkeit dar.

Pluiggers, der sich zwischen den 800 Säulen am Morgen verirrt hatte, wollte noch einmal zurückkehren, um den Eindruck zu ordnen. Wie bei einem Essen verlangte er auch in der Kunst Übersicht und Einordnung. Deshalb lag ihm Spanien mit seinen festen irregulären und revolutionären Menüs gar nicht. Die Alhambra in Granada und die Palmengärten in Malaga sowie der Alkazar von Sevilla zogen ihn mehr an, als die großen roten Krebse, die man an jeder Straßenecke kaufte und die jeder Schuhputzer wie Nüsse aß. Er kam ein wenig in Verwirrung.

Pluiggers war ein Liebhaber der nördlichen Küche, die wundervolle Effekte und schöne Kontraste besitzt, Kontraste, die durch die Tradition geheiligt waren wie die Zeremonien von Taufen und Beerdigungen. Die wilde afrikanische Art, ein Menü durcheinanderzuwerfen, stieß ihn ab. Er verachtete die spanische Küche ein wenig, weil er darin nicht einmal zusammenstellen durfte und dazu noch heiße Windbeutel nach einem Essigfisch bekam.

Ihn, der aus den Tropen kam, interessierte plötzlich viel mehr, daß hier im spanischen Süden eine farbige Rasse gesessen und königlich geherrscht hatte, ja daß sie eine Zeitlang das Gentleman-Ideal Europas verkörpert hatte. Er hätte das nicht für möglich gehalten, und darum stand er verblüfft, die Hände in den Hosentaschen, im Orangengarten der Moschee mit den 8000 Lampen, deren Umfang hinter einer riesigen Mauer der Umfang einer Stadt schien und auf deren Turm am Abend nackte Flammen leuchteten.

Der Deutsche dagegen hatte eine kindliche Freude an so verrückten Lunchs wie demjenigen im Hotel Simon in Cordoba, während der maurische Kunststil ihm nicht viel sagte. Er erschien ihm, wie allen an der Gotik erzogenen Deutschen, nicht „geistig", nicht „tief" genug, und er fand den renovierten Alkazar-Palast in Sevilla einfach scheußlich. Ihn zog es mehr an, wenn der Stil der französischen Gotik sich mit demjenigen der Mauren zu einem wollüstigen Grad von spanischer Gotik mischte. Aber vor der Kathedrale in Sevilla stand er genau so erschlagen wie Pluiggers. Diese Strenge neben solch leichter Majestät, dieser Prunk des Portals, das sich fast in den Himmel hinaufzieht, neben soviel Adel überwältigte beide, ob sie nun mehr auf „Dinners" oder mehr auf „Stil" aus waren. Eigentlich ist diese Übereinstimmung schon Freundschaft.

„Nur einmal," sagte Pluiggers in Gibraltar, „habe ich in diesem Lande gut gegessen. Das war in der Antigua Casa de Botin in Madrid." Er schauderte vor sich hin.

Dieses Restaurant ist berühmt, weil es eines der wenigen in Spanien überhaupt und außerdem aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ist. Die Spezialitäten des Hauses sind Ofengerichte. Spanferkel aus der Kachel. Auch Fische, aber alle in der Kasserolle gebacken. Seltsame Fische: Besugo oder Salmon. Alle „al horno" zubereitet.

„Das Ritz," fügte der Holländer hinzu, indem er gedankenschwer das armselige Biedermeier-Hotel in Gibraltar musterte, „war ein vorzügliches Hotel, vielleicht das beste auf dem Kontinent, aber das Essen war langweilig."

„Mein apartestes Erlebnis," sagte Würth, indem er nach den weißen Häusern von Tanger hinübersah, „war Arozza à la Valenzia."

Diese Speise hatte ihn halb verrückt gemacht. Sie bestand aus fettem Reis, Muscheln, Hühnerbrust, Fischen und Gewürzen.

„Mann aus Buenos Aires," sagte der dicke Mann aus Java, „Sie reden gar nicht mehr von Kathedralen. Als ich Sie kennenlernte, konnten Sie kein Rehragout von einem Fasan unterscheiden."

„Und Sie, mein Lieber," sagte Cäsar Würth, „würden Goya heute noch für einen Käse halten, wenn Sie nicht am Rhein an meinem Tische gesessen hätten."

Die beiden Männer stritten sich schon, was beweist, daß ihre beiden Interessengebiete sich durchdrungen hatten. Sie saßen eine Stunde später in einem Wagen und hatten den Europa-Point erreicht. Afrika schien mit der Hand zu fassen und die Wasserstraße zwischen den Erdteilen nicht größer als ein mittlerer Strom.

Von nun ab verlief ihr „Trip" harmonisch.

In Italien aßen sie sich durch die bologneser wie durch die florentiner Küche, genau wie sie die Dome von Mailand und die von Siena miteinander besuchten und verglichen.

Als sie auf der „Semiramis" im Hafen von Athen ankamen, hatte Würth Zollschwierigkeiten wegen einem halben Dutzend von Derby-Saucen und Senf, die er eingekauft hatte, ehe er in Venedig das Schnellschiff des Lloyd Triestino bestieg.

„Was haben Sie für eine Idee gehabt," fragte Pluiggers erstaunt, „Mustarden mit nach Griechenland zu nehmen?"

Der Deutsche, der vor Begeisterung zitterte, endlich klassischen Boden zu betreten, zögerte gleichwohl nicht, mit einer wenig klassischen, aber berühmten Sentenz zu antworten: „C'est pour corriger la fortune du pot."

Er hatte gehört, daß er sich wochenlang von gesottenem Hammel werde nähren müssen und hatte vorgesorgt.

Diese Handlungsweise war klug und männlich. Sie war verblüffend nur dadurch, daß sie von seiten des Deutschen und nicht von seiten Pluiggers' kam.

Die Weisheit ist launisch wie ein Mädchen mit dem Zeitpunkt, an dem sie sich endlich in einem Menschen zeigt.

So kam es auch, daß, als die beiden Globetrotter wieder in Buenos Aires und in Java saßen und von ihren Freunden nach ihren Abenteuern gefragt wurden, der Holländer zum grenzenlosen Erstaunen derer, die ihn kannten, nur von Kathedralen und Leuten mit unbekannten Namen wie Pisano und Boccati sprach, während Cäsar die deutsche Kolonie in Entsetzen brachte durch ein Palaver über Diners und Rezepte, wie es kein Mensch bei einem so nüchternen und bescheidenen Mann für möglich gehalten hätte. Er geriet in den Ruf, seine Moral verloren zu haben und ein Lebemann zu sein, obwohl er doch nur „essen" gelernt hatte, eine Kenntnis, die aus allen träumerischen Deutschen erst richtige Männer gemacht hat.

Zeit der Empfängnis

Von J. H. Braach-Kreuzwertheim

Kommst du zum Garten mit?
Ich habe Lampions in die Bäume hängen lassen
und eine Flasche Burgeff Grün America
in der mit wildem Wein umschlungnen Laube
auf Eis gestellt.
Der Tag war schon so heiß,
daß man vermuten möchte,
der Juni sei heraufgezogen
und läge,
das Haupt umkränzt mit roten Rosen,
am Zügelband
der wandelbaren Welt.

Du weißt,
daß ich die Feste dieses Lebens
nach meiner Art
und einem ungeschriebenen Kalender halte.
Wie — was — du meinst,
ich feierte zu oft?
Mag sein.
Doch will ich lieber toastend den gefüllten Kelch
zum Munde heben,
als wie ein Eseltreiber zwischen Jahr und Jahr
im gleichen Trott
und mit derselben Achtung vor demselben Tage
ein formenähnlich eingewöhntes Dasein leben.
Wenn nicht
ein Eseltreiber auch sein eignes Feiern hat.

Nimm Platz, ich bitte dich.

Der Abend gleicht dem Eingang in die Ewigkeit.
Ich fühle mich nicht mehr.
So bin ich eingewirkt in dieses Meer
der Süße
und in den Rausch
der irdischen Empfängniszeit.

Woher das kommt?
Ich ging spazieren
und sah, wie aus der braunen Ackerscholle
des Brotes neue Gräserfahnen wehn,
der Raps zu blühn beginnt,
und Aprikosen, Kirschen, Birnenbäume
wie überwölbt mit einem Bausch
von weißen Sternen stehn.
Am Bügel eines Lattenzaunes hingen
die ersten ausgeschwärmten Bienen.
Der Imker lief mit einem Korb zu ihnen
und hamsterte sie schüttelnd ein.
„So früher Flug verspricht ein gutes Jahr,"
rief er mir zu und lachte.
Als ich dann weiter wanderte,
bemerkte, wie sich silbergrün die Lärche schmückte,
die Birke blonde Schleier umgeworfen hatte,
auf einem schüchtern ausgestreckten Buchenblatte
ein eben aus der Puppenmaske
gekrochner Scheckenfalter saß
und seine Flügel reckte
und tastend in das unbekannte Maß
der Nachbarschaft
die Fächer seiner Fühler streckte —
als ich dann endlich von der Wand des Steinbruchs aus
hinaus
und auch hinauf
zu weiten Wäldern blickte
und Träume in die Ferne schickte,
da hörte, spürte ich —
ich Nichts,
ich wirbelwinderfaßtes Sandkorn in dem Lauf
der Dinge,
wie durch die Brunst und durch die Wonne
Wehschrei des Werdens durch die Auen sprang,
es zeugend und erschaffend wühlte,
Geburt aus dem entblößten Schoß der Erde drang
und atemselig in die Sonne fühlte.

Trink, trink — mein Weib.
Mit unserm Blut
soll das der ew'gen Mutter sich verbinden.
Spürst du den Leib mit ihr vereint,
sie in dich wachsen, in dich münden?
Trink, trink —
das ist die Stunde, die in tausend Strömen fließt,
den Kreis, der Sein und Nichtsein faßt, vollendet
und neu erschließt,
so Mensch wie Welt in eine Wonne reißt,
beseligt spendet
und selig zu empfangen heißt.



Meditierende Menschen. Gemälde von Werner Schön

Die Parfümerie / Ein Kapitel aus alter Kultur und moderner Wissenschaft

Von Prof. Dr. A. Binz

Gold, Weihrauch und Myrrhen" brachten die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande. Diese Bibelstelle zeigt zwei wohlriechende Harze neben dem Edelmetall. Wir sehen daraus: die Parfümerie ist uralt, und ihre Heimat ist der Orient. Beim Opferdienst und beim Einbalsamieren brauchte man im Lande der Pharaonen Spezereien; aus Indien kamen über Babylon als Handelsmittelpunkt Sandelholz, Aloeholz, Zimt, Nelken, Kampfer, Benzoe- und Myrrhenharz nach den Ländern des Mittelmeerbeckens.

Eine eigentliche „Parfümerie" war das indessen noch nicht. Dazu bedarf man nicht nur der Rohstoffe, sondern dazu muß man verstehen, ihre wirksamen Prinzipien zu isolieren und in geeigneter Weise zu mischen. Das war erst möglich, als die Kunst der Destillation erfunden war, d. h. die Austreibung der wohlriechenden Stoffe aus Blüten, Hölzern und Harzen durch Erhitzen und Auffaugen der Dämpfe durch Abkühlung. Vielleicht haben die alten Inder das schon in primitiver Weise gekonnt, aber zur Vollendung entwickelten diese Technik erst die Araber vom 9. Jahrhundert ab in ihrer etwa vierhundertjährigen Kulturepoche in



Nische aus einem römischen Salbraum. München, Deutsches Museum



Mittelalterliche Darstellung der Kunst des Destillierens. Nach dem Buche des Straßburger Arztes Hieronymus Brunschwygk aus dem Jahre 1500

Bagdad, Bassora, Damaskus und später in dem von ihnen eroberten Spanien. Daher im Westöstlichen Divan die Verse:

> ... Wenn den Schleier
> Liebchen lüftet,
> Schüttelnd Ambralokken düftet —

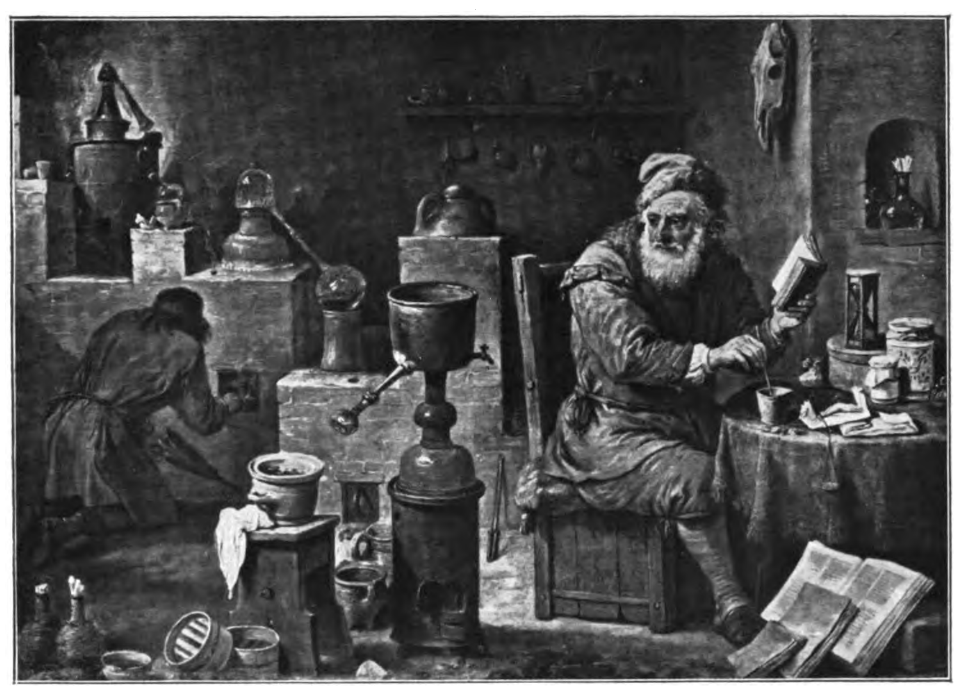
wobei einer der wenigen aus dem Tierreich stammenden Duftstoffe erwähnt wird. Auch Shakespeare spielt auf den Hochstand arabischer Parfümerie an, indem er Lady Macbeth sagen läßt:

All the perfumes of Arabia will not sweeten this little hand.

Die Araber konnten es in der Parfümerie weiter bringen als die älteren Kulturvölker, weil sie durch Destillation auch den Alkohol zu gewinnen verstanden, der zum Lösen und Verdünnen der wohlriechenden Stoffe nötig ist. Als dann 1258 die Eroberung Bagdads durch die Mongolen der arabischen Herrschaft ein Ende bereitete, und nachdem die Venetianer ihre führende Rolle in der Welt- und Wirtschaftsgeschichte angetreten hatten, entwickelte sich die Kunst der Parfümerie in Italien und bald auch in Frankreich. Im Jahre 1611 brachten Karmelitermönche ein Destillat von Melisse, Zitronenschale und Lavendel als Eau de Carmes (Carmelitergeist) nach Paris. Etwa um 1709 erfand der Italiener Johann Maria Farina eine besonders erfrischende Mischung, mit der ihn das Schick-



Destillation ätherischer Öle in Ägypten nach M. Jomard um 1800



Destillierapparate eines Alchimisten. Gemälde von David Teniers d. J. Photographie Hanfstaengl

sal nach Köln verschlug, so daß gegen 1725 der Handel mit Eau de Cologne beginnen konnte.

Vorschriften zur Darstellung von Kölnischem Wasser findet man mehrfach in der neueren Literatur, so z. B. die folgende: Je 8 Gramm Bergamottöl, Zitronenöl, Pomeranzenöl, Petitgrainöl, je 3 Gramm Rosmarinöl und Lavendelöl und 4 Gramm Neroliöl werden gemischt; 25 Gramm dieser Mischung löst man in 1 Kilogramm Spiritus. Im übrigen genügt ein solches Rezept allein nicht. Zur Herstellung einer guten Ware gehört auch Erfahrung in der Beurteilung der Rohstoffe und in den Einzelheiten des Mischens und Ablagerns, ähnlich wie in der Bereitung feiner Weine und Champagner. Das oben genannte und in der Parfümerie viel verwendete Neroli- oder bittere Orangenblütenöl wurde im Jahre 1680 durch die italienische Prinzessin Neroli als Modeparfüm eingeführt. Man sieht also, daß Johann Maria Farinas Erfindung sich, wie das bei den meisten Erfindungen der Fall ist, auf etwas schon Bestehendem aufbaute. Auch eine Weiterentwicklung wurde versucht. Bei Durchsicht alter französischer Patentschriften in der Bibliothek des Reichspatentamtes in Berlin fand der Verfasser dieses Aufsatzes folgendes Dokument, welches technologisch und historisch nicht ohne Interesse sein dürfte:

„Brevet d'invention et de perfectionnement de cinq ans. Pour une eau propre à la toilette, appelée eau de la Sainte-Alliance. Au sieur Farina (Jean-Marie), parfumeur-distillateur, à Paris.

Composition de cette eau

2 pts Esprit de coriandre
2 d° „ d'angélique
2 d° „ de ravène Zara
4 d° „ de baume
2 d° Extrait de jasmin
2 d° „ de tubéreuse
3 d° „ de rose
2 d° Esprit de citron
3 d° „ de Portugal
1½ d° Fleurs de benjoin
4 gros essence de girofle
2 d° de menthe
2 d° de néroli
4 d° de bergamote."



Arabischer Destillierapparat. Nach einer alten Zeichnung im Deutschen Museum

Es dürfte kaum festzustellen sein, ob es sich hier um eine Filiale der Kölner Firma oder um einen der in der Geschichte der Industrie nicht seltenen Fälle handelt, wo jemand die zufällige Gleichheit seines Namens mit dem einer berühmten Firma dazu benutzt, um als deren Inhaber zu erscheinen und auf diese Weise die Kundschaft anzulocken. Auch zeigt dieses Beispiel, wie schwer es ist, einen Handelsnamen zu schaffen, der, wie „Eau de Cologne", bleibende Weltgeltung hat und einen geschäftlichen Wert darstellt; denn das Eau de la Sainte-Alliance hat es nicht zu dem Rufe des Kölnischen Wassers gebracht, obgleich der Name des betreffenden, 1815 unter Metternichs Einfluß gegründeten reaktionären Staatenbundes anfänglich als Aushängeschild für eine Modeware geeignet erscheinen mochte. Indessen war der Name nicht glücklich gewählt und bedeutete in der weiteren geschichtlichen Entwicklung nicht überall Wohlgeruch. Man vergleiche Heines Verse, die in jener Zeit politischer Unfreiheit eine Kühnheit bedeuteten:

Das Ungeziefer jeden Lands
Es bildet eine heil'ge Allianz.

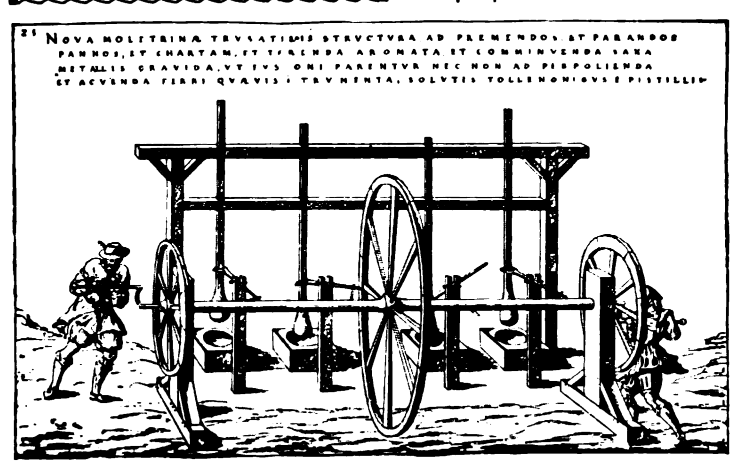
Man sieht daraus: Es genügt nicht, eine Erfindung zu machen, man muß ihr auch einen geschäftlich zugkräftigen Namen geben. Gerade auf dem Gebiete der Parfümerie und Kosmetik gibt es Waren, deren Erfolg hauptsächlich auf dem geschickt ersonnenen Namen und seiner Verbreitung durch gute Reklame beruht.

Vom rein technischen Standpunkt aus ist bei beiden angeführten Rezepten die Mannigfaltigkeit der Rohstoffe beachtenswert, ferner läßt die Zusammensetzung der Mischungen auf ein sorgfältiges und liebevolles Ausprobieren zur Erzielung ganz bestimmter Duftmischungen schließen.



Orientalischer Riechstoff-Basar im Deutschen Museum zu München

Somit gibt es schon seit langem eine Parfümerie im heutigen Sinne, d. h. eine rezeptmäßige Mischung kostbarer Ingredienzien, wobei aber zwischen der Zeit bis etwa 1810 und der unsrigen ein Unterschied bestanden haben dürfte: Wir brauchen Duftstoffe als willkommenen Luxus für die reine Haut und die reinliche Wäsche, während man früher vielleicht Parfümerien eher dazu anwandte, um den Mangel an Reinlichkeit zu verdecken. Dies ist kein Vorwurf für



Älteste bekannte Darstellung eines Stoßwerkes für wohlriechende Hölzer aus dem ersten Spezialbuch über Maschinenbau, verfaßt um das Jahr 1565 von dem Ingenieur Jacques Besson, dem Nachfolger von Leonardo da Vinci. Phot. Feldhaus

jene Generationen, denn ihnen fehlte zur Sauberkeit die billige Seife. Plinius erwähnt die Seife als eine gallische Erfindung. Um aus Fett Kernseife herzustellen, mußte man aber entweder zuerst mit Hilfe von Holzasche Schmierseife machen und diese mit Salz in Kernseife verwandeln, oder man bedurfte der spärlich vorkommenden natürlichen Soda als Hilfsstoff. In jedem Falle war das Verfahren umständlich und kostspielig. Seife wurde deshalb erst wohlfeil, als Nicolaus Leblanc in Paris 1791 künstliche Soda aus Kochsalz herstellte. Dieser große Erfinder, dessen Patent die Machthaber der Revolution enteigneten, und der sich gänzlich verarmt erschoß, schuf mit billiger Soda billige Seife und billiges Glas — da man auch hierzu Soda braucht — er hat also der Menschheit Reinlichkeit und Licht gebracht, und seit die volkswirtschaftliche Energie Napoleons I. die Fabrikation der Leblancsoda in großem Maßstabe erstehen ließ, brauchte die Verwendung der Parfümerien nicht mehr der Verdeckung unerfreulicher Gerüche zu dienen.

Während die Anzahl der benutzten Rohstoffe bis etwa zum Jahre 1500 gering gewesen war, wuchs sie durch die Entdeckungsfahrten und die wirtschaftliche Erschließung neuer Erdteile und tropischer Länder, so daß seit jener Zeit pflanzliche Duftstoffe aus den verschiedensten Teilen der Welt bezogen werden, aus Britisch-Indien und Holländisch-Indien, den Philippinen, China, Nordamerika, Mexiko, Italien, Spanien, Bulgarien, Ungarn. Dazu kommen als tierische Riechdrogen: Ambra, aus dem Meer aufgefischt und aus den Eingeweiden des Pottwals stammend; Moschus, das Sekret der Bauchdrüse des Moschustierchens (Tonkin, Tibet); Zibet, aus der Bauchdrüse der Zibetkatze (Zentralafrika).

Allen Ländern voran aber steht an Rohstoffen für die Parfümerie Südfrankreich, wo man in Grasse, Cannes, Nizza und Umgegend wie durch einen Garten fährt, und wo Rosen, Orangenblüten, Jasmin, Mukateller, Salbeiblüten, Jonquillenblüten, Tuberosen, Cassieblüten, Mimosa-



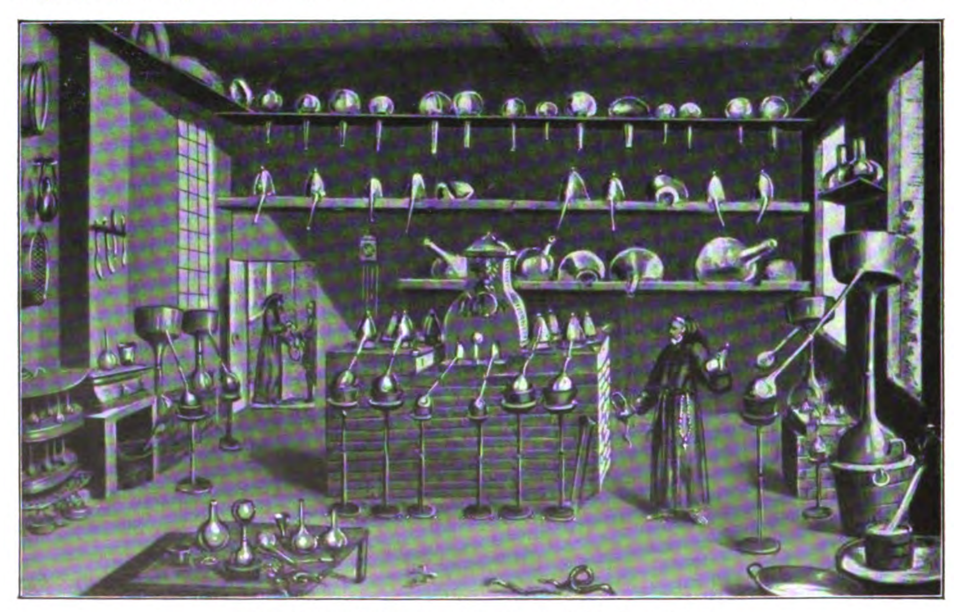
Phantastisches Kostüm eines französischen Parfümeurs, das aus Gefäßen, Beuteln usw. zusammengesetzt ist. Als Hut ein Räuchergefäß für Parfüms
Stich von Armessin um 1695. Phot. Feldhaus



Neuere französische Destillierapparate

blüten, Veilchen und viele andere Rohstoffe geerntet werden. Die französische Blütenproduktion betrug im Jahre 1925 über 4 Millionen Kilogramm.

Die Gewinnung der Duftstoffe geschieht zum Teil auf primitive Art in ländlichen Betrieben durch Erhitzen der Blüten in Wasserkesseln, Niederschlagen des Destillates in angeschlossenen, von außen gekühlten Röhren und Auffangen des kondensierten Wassers und darauf schwimmenden Öles in vorgelegten Flaschen. Bei dieser Operation verflüchtigten sich die Pflanzenöle mit dem Wasserdampf. Wegen dieser Flüchtigkeit nennt man sie „ätherische Öle". Nach demselben Prinzip, nur sorgsamer, arbeiten die Fabrikbetriebe. Andere Verfahren sind Eintragen der Blüten in geschmolzenes Fett oder Auflegen der Blüten auf kalte Fettschichten in geschlossenen Kästen, wobei die ätherischen Öle in das Fett übergehen, um dann durch Alkohol herausgelöst zu werden. — Die so gewonnenen Pflanzenöle kauft der Parfümeur, und seine Kunst besteht darin, sie derart zu mischen, daß die Natur übertroffen wird, ebenso wie ein geschickter Koch Geschmackwirkungen erreicht, welche nur der von ihm gefundenen Kombination eigen sind. Den einen leitet die Nase, den anderen die Zunge. Das Parfüm muß auffallend, aber es darf nicht aufdringlich sein. Es soll sich nicht zu rasch verflüchtigen und wird durch „Fixateurs", besondere, in heutiger Zeit von der chemischen Industrie gelieferte



Das Laboratorium der Kapuziner in Paris um 1700



Lavendel-Destillation in den französischen Seealpen

Zusätze, anhaftend gemacht. Kosmetika, wie Mundwasser, Bay-Rum und Cold-Cream, bedürfen anderer Duftstoffe und Beigaben als etwa ein Parfüm fürs Taschentuch, für die Haut; und wiederum besondere Mischungen braucht man für Puder und für Seifen. Schließlich erstreckt sich das Gebiet der Wohlgerüche auch auf Nahrungs- und Genußmittel. So z. B. sind in dem Likör, den man Anisette nennt, Anisöl, Sternanisöl, Pfefferminzöl, Korianderöl, Rosenöl, Fenchelöl, Angelikaöl, Bittermandelöl zusammen mit Zucker, Wasser und Alkohol. Pfefferminzplätzchen bestehen aus einer Lösung von Pfefferminzöl in Spiritus, die in Zucker aufgesaugt ist. Wenn man die Quelle kennt, kann man auch Zigaretten kaufen, die mit Ambra und sogar mit einem Rauschgift, dem Haschisch, parfümiert sind. So gehen in den gewerblichen Anwendungen, ebenso wie im physiologischen Empfinden, Geruch und Geschmack ineinander über, und den Käuferinnen von Parfüms mögen wohl diese Anwendungen, die Herstellung der fertigen Ware als der interessanteste Teil des Parfümeriegebietes erscheinen; denn es ist eine Kunst, die besonders den Franzosen angeboren und im eleganten und luxuriösen Milieu von Paris heimisch ist.



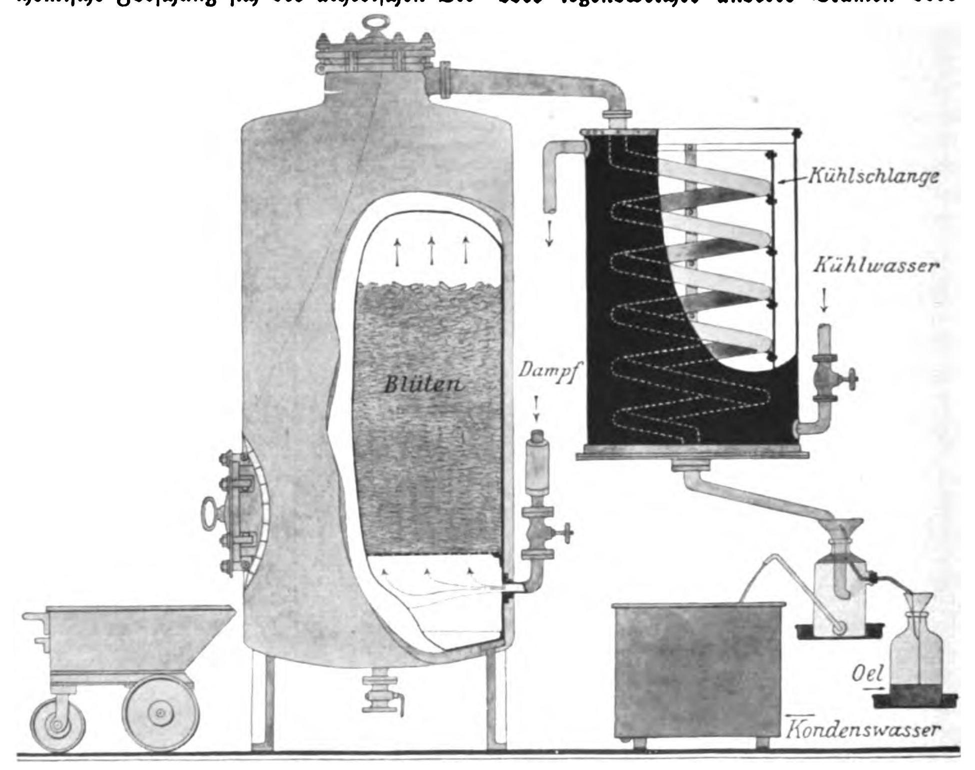
Der Doseur einer französischen Parfümeriefabrik. Phot. Boyer

Dennoch aber gibt es auf diesem Gebiete etwas anderes, was vielleicht noch mehr interessieren dürfte. Es ist die wirtschaftgeschichtlich merkwürdige Tatsache, daß Deutschland, in dem weder die Blumen der Riviera, noch vielleicht so wie in Paris die Grazien, desto mehr aber die Musen und die von



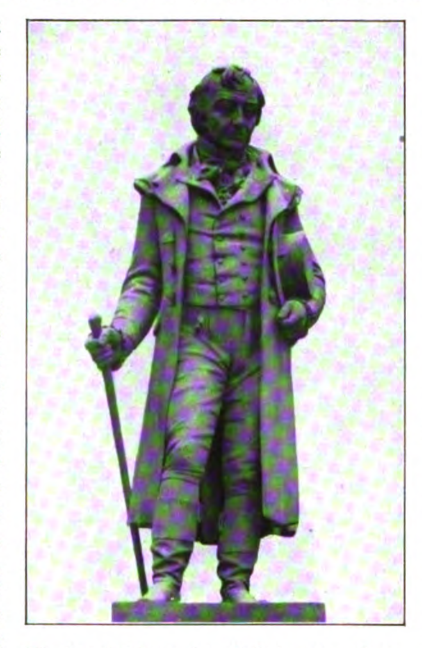
Der angebliche Erfinder des Kölnischen Wassers (Eau de Cologne) ist Johann Maria Farina, ein Kurz- und Parfümeriewarenhändler zu Köln, der von 1685—1766 lebte

ihnen beschützten Denker zu Hause sind, es vermocht hat, in der Parfümerie auf seine Art eine führende Stellung zu erringen. Diese unerwartete Wendung trat ein, nachdem in den 1880er Jahren die deutsche chemische Forschung sich der ätherischen Öle angenommen hatte. — Die wissenschaftlichen Arbeiten, welche unter der Führung von Prof. Dr. W a l l a c h in Göttingen einsetzten, brachten Überraschungen. Der Duft der Rosen, der Maiglöckchen, der Veilchen oder irgendwelcher anderer Blumen oder

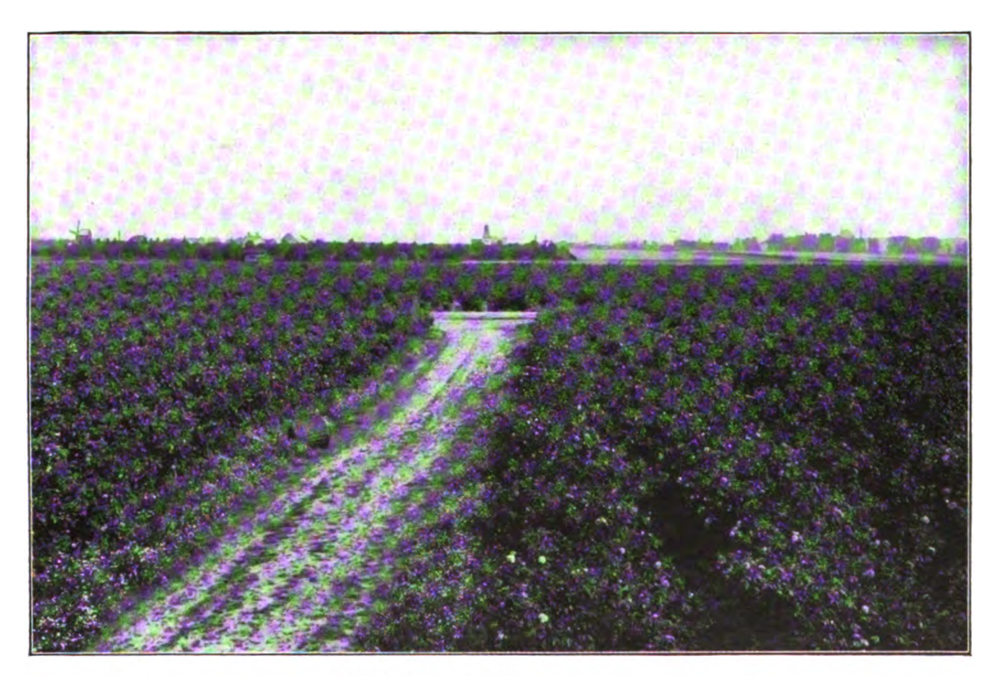


Gewinnung von ätherischen Ölen durch Dampfdestillation von Pflanzenteilen: In einem großen Kessel liegen die Blüten auf einem durchlochten Boden, welcher von unten dem Wasserdampf Eintritt gestattet. Der Dampf steigt in der Richtung der Pfeile auf, reißt das Blütenöl mit sich und gelangt mit diesem in die kupferne von kaltem Wasser umspülte Kühlschlange. Das Kühlwasser tritt unten rechts ein und fließt, nachdem es die Wärme des Destillates aufgenommen hat, kontinuierlich oben links ab. Das Kondensat fließt in einen Trichter, der im Halse einer Flasche steckt; hier schichtet sich das Öl über dem Kondenswasser. Beide Schichten lassen sich, wie aus der Zeichnung ersichtlich, getrennt abheben. Das Wasser fließt links in das große Becken, das Blütenöl rechts in eine kleinere Flasche. — Am Schluß der Operation entleert man die Blütenrückstände in den links auf der Zeichnung sichtbaren kleinen Wagen.

Pflanzenteile ist in jedem Falle so charakteristisch, daß man annehmen sollte, jeder Pflanzenduftstoff sei eine einheitliche Substanz ganz für sich. Die Untersuchung ergab aber, daß die meisten dieser scheinbar so verschiedenen ätherischen Öle einer und derselben chemischen Gruppe angehören, ja daß ihnen auch Stoffe wie Terpentinöl und Kampfer verwandt sind, welche zwar einen ausgeprägten Geruch, nicht aber Wohlgeruch im Sinne des Parfümeurs aufweisen. Es zeigte sich ferner, daß auch die Natur schon Mischungen hergestellt hat, so daß ein Blütenöl aus mehreren Gliedern jener chemischen Gruppe besteht, und daß demnach der Parfümeur, welcher mischt, eigentlich nur das fortsetzt, was die Natur schon begonnen hat. Und schließlich ergab sich, daß die Natur unvollkommen gemischt und in vielen scheinbar unübertrefflichen Blütenölen Stoffe hat wachsen lassen, welche keinen Wohlgeruch haben und deshalb als Ballast wirken. Hier setzte nun im Verein mit unserer chemischen Forschung unsere chemische Industrie ein. Man kaufte die Rohöle vom Auslande, trennte den Ballast von dem Wertvollen und lieferte dadurch dem Parfümeur Blütenöle von einer Reinheit und Stärke, wie sie bis dahin unbekannt waren. Darüber hinaus gelang es, künstliche Riechstoffe herzustellen, welche den natürlichen fast gleichwertig, dabei aber viel wohlfeiler sind. Der hohe Preis der natürlichen Blütenöle rührt daher, daß die in den Blumen enthaltenen Mengen sehr gering sind. So z. B. erhält man aus je 1 Kilogramm Rosen nur etwa



Nicolas Leblanc, der Erfinder des Soda, 1742—1806. Statue des Pariser Denkmals
Phot. Boyer



Rosenfelder in Miltitz bei Leipzig



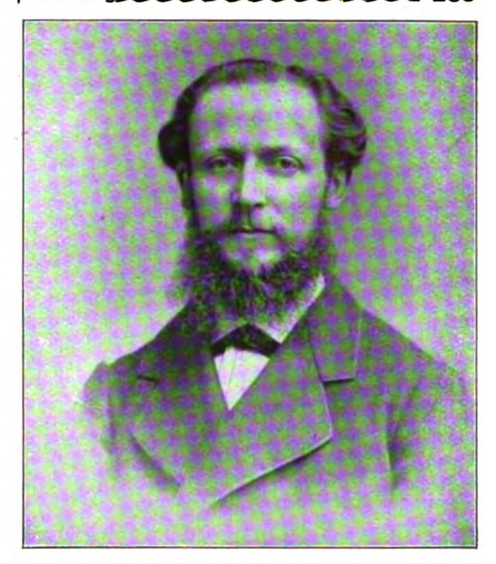
Auslese der geernteten Rosen in der Fabrik

1,7 Gramm, aus Orangenblüten etwa 3 Gramm, aus Jasmin etwa 2 Gramm des kostbaren Öles. Als man aber erkannt hatte, daß z. B. im Rosenöl sich 18 verschiedene Stoffe befinden und daß diese zum Teil aus anderen viel billigeren Rohstoffen erhältlich sind, konnte man ein billiges künstliches Rosenöl herstellen. Das gleiche gelang mit Flieder-, Maiglöckchen-, Resedaöl und anderen. Zu noch wohlfeileren Produkten kam man, als die chemische Untersuchung weiter ergab, daß die Hauptbestandteile mancher natürlicher Duftstoffe synthetisch aus ganz anderen technischen Quellen gewinnbar sind, insbesondere aus der unerschöpflichen Fundgrube des Chemikers, dem Steinkohlenteer. Diese schwarze, nichts weniger als gutriechende Masse gibt bei der Destillation Stoffe, von denen aus man je nach der Art der Verarbeitung sowohl zu den wirksamen Prinzipien, z. B. der Vanilleschote, des Cassiaöles, des Nerolioles und des Orangenblütenöles gelangen kann. Andere ähnliche rein chemische Verfahren liefern den Duft des Veilchens und des Flieders. Außer Prof. Wallach waren Prof. Tiemann, Prof. Semmler, Prof. Gildemeister und andere an diesen Arbeiten beteiligt. So konnte der betreffende Teil der deutschen chemischen Industrie durch Forschungsgeist das ersetzen, was uns an südlicher Sonne fehlt, so daß die deutsche Ware in alle Welt ging, auch in die eigentliche Heimat der natürlichen Duftstoffe. Pariser Parfümeure sahen sich veranlaßt, die gereinigten und hochwertigen deutschen Pflanzenöle zu kaufen, und der deutsche Chemiker Prof. Hesse zeigte in Grasse, dem Zentrum der französischen Blütenölgewinnung, daß man nach seinem wissenschaftlichen Verfahren z. B. aus 1000 Kilogramm Jasminblüten etwa 1780 Gramm des kostbaren Öles

Ernte der Orangenblüten in Südfrankreich. Phot. Boyer



Prof. Dr. Ferdinand Tiemann, ein Mitarbeiter von Prof. Dr. Otto Wallach

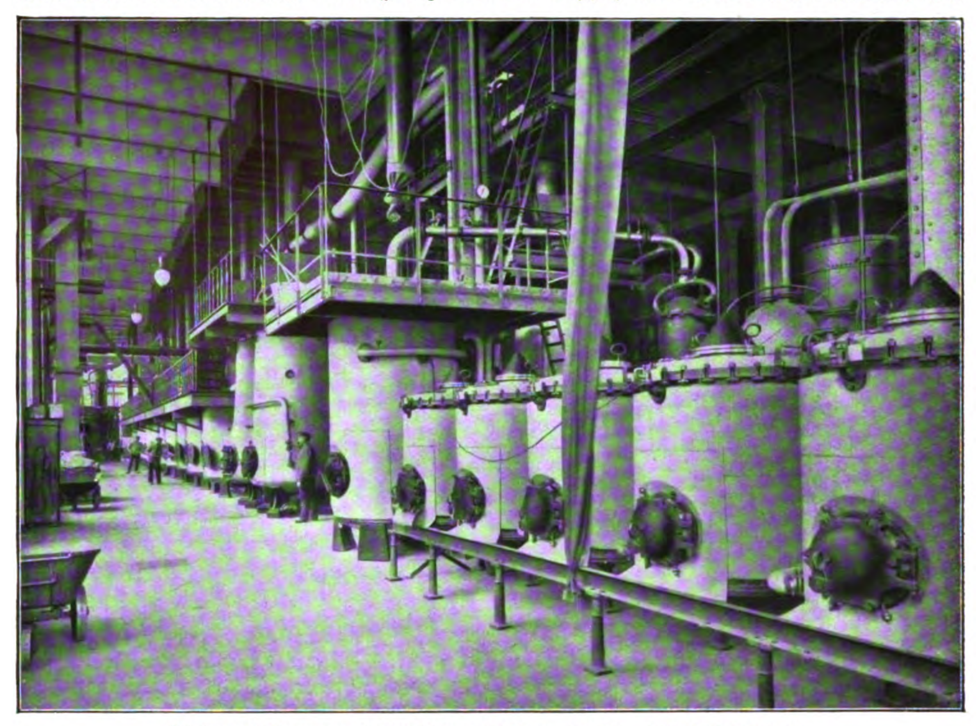


Prof. Dr. Otto Wallach, Göttingen, der erfolgreiche deutsche Forscher auf dem Gebiete der Gewinnung ätherischer Öle. Phot. Deutsches Museum

gewann, während die alte empirische Arbeitsweise nur etwa 194 Gramm lieferte. Die Verstimmung, welche durch diese Erfolge deutscher Chemiker in gewissen Kreisen Frankreichs ausgelöst wurde, gehört zu den beklagenswerten Erscheinungen der Vorkriegszeit. — Die furchtbare Lehre des Krieges zwingt die Menschheit zu einer neuen geistigen Einstellung, und jedes Volk wird am besten fahren, wenn es neidlos die Fähigkeiten anderer Völker anerkennt. Auch auf dem Gebiete der Parfümerie gab es stets be-



Neuzeitlich eingerichtetes Parfümerie-Laboratorium



Riesendestillierapparate der Firma Schimmel & Co., Miltitz bei Leipzig

sondere Talente einerseits in Deutschland, anderseits in Frankreich.

So haben in früheren Zeiten Natur und Gewerbe, späterhin Natur, Gewerbe, Wissenschaft und Industrie zusammengewirkt, um die Parfümeriewaren zu schaffen, und wenn sie auch Luxuswaren sind und als solche in der Zeit internationaler Verschuldung für überflüssig gelten könnten, so sind sie doch bewundernswerte Erzeugnisse einer alten, bis in die Neuzeit gesteigerten Kultur, auf die man Voltaires Wort anwenden kann:

„Le superflu, chose très nécessaire."

Gipfelstunde

Ich steig' die abendlichen Schrofen an.
Die Schatten grinsen schon aus blauen Grüften. —
Felsfrohe Hände greifen fieberhastig
In schnellen Zügen in die Glut der Steine. —
Dann lieg' ich droben. — Gipfelwarme Felsen,
Um die der Abendgeist der Sonne glutet.
Tief unten brennt der Firn noch einmal auf —
Ein Flammenmeer von glitzernden Kristallen.
Die Berge lodern in den roten Himmel.
Blaudunst und Ferne wird zum großen Leuchten,
Der Stein zerfließt, der Gletscher wird zum Licht — —
Und langsam fühl' ich, daß ich nicht mehr bin,
Nur noch — mit Fels und Firn und roter Ferne —
Ein jäh verglühend Licht im Abend fließe. —

Karl Heinz Stauder

Fischer in Laurana

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

Als habe die Bucht gestern alle Fische in die Netze gesandt, so ungeheuer war die Fracht gewesen; vorwiegend die Assinelli mit dem zarten Fleisch, worüber die feinschmeckerischen Liebhaber an den sommerlichen Tafeln, auf die sie aus dem deutschen, slawischen, ungarischen Norden kamen, mit den Zungen leise schnalzen würden. Es verursachte eine Heidenarbeit, die bauchigen Netze mit dem zuckenden, glitzernden Inhalt in die Boote zu heben. Nach dem wildesten Borastoß schmerzten die Handgelenke nicht mehr, und so ein knallendes Segel war gewiß ein Ungetüm. Aber dafür fuhren sie heute erst spät nach Mitternacht hinaus, und die Sorge, sie könnten die Netze vergeblich auswerfen, plagte sie einmal nicht. Sie hatten jetzt Brot und Wein für mehrere Tage; sie durften sich sogar Tabak und Oliven in Öl kaufen.

In gewöhnlichen Trinkgläsern stand der dunkelrote Domači bis zum Rand hinauf, heimatlicher Landwein, auf istrianischen Hügeln gekeltert, in jedem Tropfen noch den Geschmack der Traube, aus der er gepreßt wurde, doch so empfindlich und leicht, daß er nicht einmal die Fuhre durch einige Gemeinden hindurch vertrug. Aber es lebten viele Durstige am Meer entlang, die um seinetwillen das Wasser nicht entbehrten, und wenn eine zufriedene Gruppe von Menschen irgend jemandem zur Ehrung die vollen Gläser zutrank, wie hier in der niederen, verrauchten Osteria die Fischer dem Mate Krpič, so war es gleichgültig, ob die Gläser Champagner oder Domači enthielten.

Der lärmende Zutrunk galt eigentlich der Nase des Mate Krpič. Diese witterte über das Meer hinaus, und je nach der Botschaft, die sie empfing, wurden die Segel gerichtet oder die Steuer gestellt. Gott oder der Teufel mußte ihm die Gnade verliehen haben. Einmal hatte jemand von Cherso, woher Mate Krpič stammte, die Legende gebracht, seine Mutter sei als junges Mädchen von einem Meergeist im Schlafe überrascht worden und die Frucht wäre der Mate gewesen. Es habe ihn deshalb der Pfarrer auch nicht getauft, sondern als er schon ein Knabe war, hätte ihn die Mutter zum Meer hinabgeführt und in das Wasser gestoßen. Dann sollte sie gesagt haben: „Steig als Mate heraus!"

Niemand wagte mehr, ihn selber darum zu fragen, seit er den Nicodemo samt seinem fahrenden Gelatikasten emporhob und auf die Straße niederschmetterte. Mit dem Zitronen- und Schokoladeneis hatte sich damals der stöhnende Nicodemo Wunden und Beulen gekühlt. Niemand trug Sehnsucht, dies auch mit dem lieben, guten Domači zu tun. Mochte Mate Krpič die seltsame Gabe haben, woher er wollte.

Er lehnte sich an ein Faß, denn die Bank ging knapp an den Weinbehältern hin. Er sog mit Wohlbehagen den Ölgeruch ein, der aus dem verschlossenen Raum nicht abziehen konnte. Er glaubte hinter sich den Wein glunkern zu hören; ja, der Domači redete kroatisch.

„Du sollst nicht soviel trinken," mahnte jemand freundlich jenseits des dicken Pfeilers, der die verrußte Zimmerdecke genau in der Mitte zu tragen schien.

„Gott wird zornig, Herr, wenn man seinen Wein nicht ehrt," antwortete der Mate.

„Tausendmal sage ich es dir schon, Mate, du sollst mich nicht Herr nennen. Ich bin nicht mehr dein Herr."

Mate schaute verzückt in das rußige Dämmern der Stube, wo es am tiefsten war. Dort gloste sonst eine Flamme auf dem offenen Herde.

„Oh, Gospod Kapitän . . . Rapport . . . Alle Mann klar zum Gefecht . . . und das Meer ganz grün . . . und am Abend ganz rot . . . wie der Domači . . . oh wie schön . . .."

„Sei still, Mate," bat eine traurige Stimme.

Das Feuer der Erregung in ihm brach wieder zusammen, und zurück blieb als trübe Asche nur noch ein gurgelnder Seufzer. Eine Gestalt erhob sich an der Säule, um die der ringförmige Tisch bog. Dünnere Luft drang plötzlich durch die geöffnete Tür herein; die Klinke krachte. Jemand höhnte vorsichtig aus dem Schatten, den der Pfeiler hinter der schwachen, stinkenden Petroleumlampe warf: „Du wirst ihn nicht halten, deinen Gospod Kapitän. Er ist schon wieder draußen."

Mate Krpič bog seinen Oberkörper mit einem jähen Schwung über den Tisch. Er lag auf Scherben und Wein und frevelte einen furchtbaren Fluch hin, daß sich einige fromme, alte Fischer ängstlich bekreuzigten. Sein Nachbar zerrte ihn zurück: „Gib Ruh, es sind fünf Leute aus Medwea."

Aber gerade diese Zahl peitschte ihn auf.

Er riß die Lampe von der Decke und warf sie durch das Fenster, damit sie noch mehr splitterndes Glas mitnähme. Dann griff er in der Finsternis nach den schreienden Leuten, trat die Türe ein und ruhte nicht eher, bis seine Fäuste den verworrenen Knäuel aufgelöst hatten. Dann atmete er tief den gemischten Geruch von Wein, Petroleum, Öl, Staub ein.

„So ein Esel," hörte er jemanden draußen auf der Straße schimpfen, „er wirft auch seine eigenen Leute hinaus."

In der Herdecke wimmerte eine Frauenstimme.

Als scheuche ihn Menschenlaut neuerlich auf, und als wäre sein Jähzorn noch immer nicht gebändigt, umfaßte er den Pfeiler und rüttelte daran, ein neuer Simson, blind durch Dunkelheit. Aber die gemauerte Säule rührte sich nicht, kaum daß in dem Gebälk der Decke ein feines Knistern verrieselte.

Er trat in die Nacht. Jemand leierte Wasser aus dem Brunnen herauf, die Winde jammerte. Deutlich war zu vernehmen, daß sich mehrere wuschen, andere räusperten sich krampfhaft, vielleicht spuckten sie Blut. Keine der bewegten Gestalten sprach auch nur eine Silbe.

Mate bohrte seine scharfen Augen in das Dunkel, nirgends sah er ihn, den er suchte; er wußte nicht, daß sich Milivoj Gogola tief unter der schattigen Pergola, durch die auch ein voller Mond nicht drang, verbarg. Hinter Mate schlichen einige wieder in die einzige Stube der Osteria. Als er einen, der am Brunnen stand, singen hörte, lief er zornig die enge Gasse hinab.

Milivoj Gogola deutete seine stampfenden Schritte, die in den Winkeln verhallten, richtig. Es stimmte nicht, wenn die Leute behaupteten, daß der letzte Bär am Monte Maggiore längst ausgerottet sei. An diesem Abend wütete er durch das alte Laurana hinunter, und die Leute erschraken, die Kinder verkrochen sich droben hinter den winzigen Fenstern, denn die Fußböden knarrten, Gegenstände wackelten auf Kästen und Tischen, und die Sprossen jeder Pergola verzitterten ihre Angst in das lang unruhige Gerank des Weinlaubs.

„Wenn ihm nur niemand begegnet," wünschte Milivoj Gogola, „dem Riesen, dem Kind."

Und er dachte in einer verleugneten Rührung dem Entstürmenden nach. So war er schon auf Deck gewesen, der gutmütigste und rabiateste Matrose, unverbesserlich auch nach den schwersten Strafen, die auf einem Kriegsschiff zu verhängen waren, wild, aber treu, frühzeitig von seinen eigenen Kameraden und von den Offizieren das Urvieh gescholten und gelobt.

Katzen huschten um Milivoj Gogola, irgendwo jaulte ein Kater sein Liebeslied dem aufgehenden Mond entgegen. Flüstern kam die Gasse herauf und gerann in einer finsteren Ecke zu Schweigen. Der Himmel wurde heller, die krummen Firste der kleinen, schläfrigen Häuser glänzten. Milivoj Gogola stand noch im violetten Schatten gefangen, aber er wußte, über den dalmatinischen Bergen war die gelbe Scheibe emporgewachsen, die nächtliche Blüte des Mangobaumes. Und in dem Lichte des sich immer vermehrenden Wunders irrte irgendwo der zürnende Mate Krpič.

★

In Abbazia ging währenddessen Baron Hyazinth als Wunschträger zwischen der Jazz und der Gräfin Szikloſy hin und wider. Es war ihm peinlich, fortwährend mit dem Banjospieler oder dem Saxophonbläser verhandeln zu müssen, verdorbene Titel, wie sie die Gräfin lässig hinwarf, von den diskret lächelnden Musikern verbessert zu hören. Es deuchte ihm schließlich, als empfinge er eine Lektion in Tropfen, aber die Gräfin bestand auf solchen unablässigen Diensten.

Während er lautlos auf einem Korkläufer durch die Bar hinwechselte, einem besonders vornehmen Kellner nicht unähnlich, etwa einem vertriebenen russischen Aristokraten, und dabei auch über eine Ecke des glatten Tanzvierecks jonglieren mußte — diese köstliche Unsicherheit des sonst so sicheren Herrenreiters war nämlich die Ursache der Frauenlaune — durfte Doktor Salomon, der Vizepräsident im Verwaltungsrat einer Zellulose- und Papier-A.-G., neben der Gräfin bleiben und genoß den Vorzug, deren heimliches oder auch kaum unterdrücktes Gähnen beobachten zu dürfen.

„Salome ... Valencia ... Turandot ... lauter langweilige Frauenzimmer," urteilte er endlich über Lied, Shimmy, Tango.

„Sie verstehen nichts davon, lieber Doktor," fauchte ihn die Gräfin an. „Übrigens, Frauen sind nie langweilig, weder in der Musik noch im Leben. Merken Sie sich das."

Salomon versprach es mit einer ironischen Verbeugung. Er hätte heute längst um Entlassung gebeten, denn er wußte Herren ganz nahe bei Bridge oder Poker, aber seine Eifersucht, sein Mißtrauen verboten ihm, einen offenkundigen Wunsch des jungen Barons förmlich mäzenhaft zu achten. Die Laune einer schönen, begehrten Frau war rätselhafter als der Wind an

diesen Ufern, der stets nach bekannten Regeln umsprang. Salomon aber wollte jede zufällige Wendung auch in seinen Segeln fangen. Und so ertrug er alle Zeichen einer ungnädigen Stimmung.

Baron Hyazinth aber war endlich nervös und mißlaunig geworden. Es geschah beinahe, daß er den Champagner auf das Lamékleid der Gräfin goß.

„Wenn Ihre Nerven versagen, lieber Baron, werden wir beim großen Herbstpreis Überraschungen erfahren," stichelte sie.

„Wenn Sie meiner überdrüssig sind, sagen Sie es ruhig, Gräfin," fuhr er gereizt auf.

„Aber, aber, lieber Baron, Ihr roter Kopf ist ja zwar eine Abwechslung in der Eintönigkeit, doch er paßt nicht zum grünen Licht, zum Blues, zum Parfüm der Bar."

Baron Hyazinth hatte sich gleich im nächsten Augenblick wieder in der Gewalt. Er lächelte verbindlich: „Ich kann also die unglaublichsten Anstrengungen machen, ich kann völlig aus meiner gewohnten Rolle fallen, nur um für Ihre Gnade eben einmal anders zu sein; alles vergeblich."

Er verzog sein Gesicht zu einem weinerlichen Grinsen.

„Es ist nicht mehr Fasching; überhaupt habe ich für das Spiel mit Masken kein Organ," lehnte sie streng ab.

„Heute," stellte Salomon fest.

„Immer," sagte die Gräfin böse.

Salomon warf sich mit komischer Verzweiflung in die weiche Bucht der Loge zurück. Die beiden Männer sahen sich hilflos in die verdutzten Gesichter.

„Ich will einen ausgefallenen Charleston bestellen," versprach Baron Hyazinth in einer leisen Verlegenheit.

„Bleiben Sie," befahl die Frau.

„Bitte, wie Sie wünschen."

„Ich weiß jetzt, warum wir heute so wenig in Form sind."

Die zwei neugierigen Männer entfernten zu gleicher Zeit die Finger von ihren Champagnerkelchen.

„Wo ist Baron Reiff?" fragte Gräfin Sziklosy.

Ach, das war es. Die Herren tranken, ehe sie antworteten. Immer der Abwesende von ihnen dreien war der Ersehnte, um ihn gingen die Gedanken der Frau, nur von ihm kam das Heil, solange er eben nicht zugegen war.

„Reiff ist mit seinem Wagen fortgefahren," sagte Hyazinth.

‚Der Glückliche hat heute Urlaub,' beneidete ihn Salomon bei sich.

★

Am Eingang entstand ein Gedränge um einen erregten, gestikulierenden Ankömmling. Selbst die abgestumpften Musiker drehten sich nach ihm um. Er schien offenbar vergessen zu haben, daß er sich an einem Orte des Vergnügens befand, wo man Zuckungen der Glieder nur gestattete und hinnahm, wenn sie von anerkannten Tanzfiguren stammten. Der Oberkellner mit den hängenden Mundwinkeln ließ den nach seiner Meinung Halbverrückten zwar gewähren, weil er den eleganten Herrn in einer verschwommenen Ahnung zu kennen glaubte — saß er nicht manchmal in der erlauchten Gesellschaft der Gräfin Sziklosy? — aber er stellte sich so geschickt vor ihn hin, daß er eine trennende Wand zwischen den Tanzpaaren und dem einstweilen unbequemen Gaste bildete. Niemand von den Fröhlichen sollte von dem sonderbaren Eindringling, der mit den Armen mehr lärmte als mit der versagenden Stimme, gestört sein. Der Oberkellner nickte mehrere Male heftig zur Jazzband hin; das bedeutete nach immer gültigen Vereinbarungen: Musik ohne Ende. Nur jetzt keine Pause; wer wüßte mit der Stille etwas anzufangen?

Dann wagte der Oberkellner ein Lotteriespiel, und seine Mundwinkel verleugneten dabei die gefährliche Haltung.

„Suchen der Herr vielleicht die Gräfin Sziklosy und ihre Gesellschaft?"

Den unruhigen Gast riß es auf der Ferse herum.

„Wo ist die Gräfin Sziklosy?"

‚Gott sei Dank,' dachte sich der Oberkellner und führte ihn in einem Halbkreis um die Tanzenden über den Korkteppich hin.

„Da haben Sie ja den Baron Reiff," sagte Hyazinth schadenfroh, denn er entdeckte die unzeitgemäße Kleidung des Herannahenden. Sportanzug zu dieser Stunde bedeutete in diesem Bereich des Smokings todsichere Ungnade der Gräfin.

„Ja, wie sehen Sie denn aus?" maß sie ihn gleich von oben bis unten.

Er überhörte die Zurechtweisung; er war eigentümlich fremd geworden. „Beinah hätte ich Sie alle zu meinem Begräbnis einladen können."

Salomon bemerkte einen dünnen Blutstreifen an Stirne und Schläfe. „Haben Sie einen Unfall gehabt?" fragte er.

„Jedenfalls führt der erste Weg nicht in die Bar," verwies die Gräfin.

„Ach was, Unfall . . . Ein unheimliches Erlebnis . . . Räuber vom Maggiore . . . Brüder aus den Abruzzen . . . Hier mitten in der großen, lebendigen Welt . . . keine Stunde von Abbazia entfernt . . ."

Das unvermutete Abenteuer sengte durch die gelangweilte Frau. Sie vergab dem Unzeremoniösen jeden Verstoß für seine Botschaft; er hatte die Erlösung gebracht. „Spannen Sie uns nicht auf die Folter," drängte sie. Hyazinth und Salomon hatten zu bestehen aufgehört.

„Zwischen Laurana und Medwea . . . in irgendeiner der Kurven ... hart am Meer, das weiß ich . . . denn ich habe den Mond bis zum Ufer im Wasser gesehen ... springt ein Kerl vor mein Auto . . . und hält es buchstäblich mit seinen Händen auf . . . Es muß ein Vieh von einem Menschen gewesen sein . . . er schnaubte wie ein Tier . . . die anderen lagen wohl noch im Gebüsch . . . aber ich gebe Vollgas . . . der Kerl fliegt zur Seite . . . und wirft mir einen Stein nach . . . ich glaube, er hat mich getroffen . . ."

Er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirne.

„Benzinlatein!" Hyazinth lächelte und hob das Glas gegen Reiff. Er wollte sich an dem Bevorzugten, der die Aufmerksamkeit der Frau so rasch gewann, rächen.

„Erlauben Sie," schoß Reiff empor.

„Ruhe," gebot die nun vergnügte Gräfin. „In meiner Gegenwart gilt ewiger Burgfriede."

„Haben Sie ihn nicht erkannt?" erkundigte sich Salomon.

„Wen . . . den Räuber?"

„Nun den . . . Kraftprotz."

„Die Lampen blenden . . . ich habe nur ein Raubtiergebiß gesehen . . . Ich muß übrigens zur Gendarmerie . . ."

„Dann werden Sie nächstens die Messer zwischen den Rippen herausklauben," kündigte Salomon an.

„Kleiden Sie sich wenigstens um," riet die Gräfin dem nun Eingeschüchterten.

★

Hören Sie nur den humoristischen Tango. Da verhöhnt einer die Jazz und den Tanz," ereiferte sich Baron Hyazinth, der in den letzten Minuten beinahe furchtsam überlegt hatte, wie er die verlockte Frau dem Abenteuer wieder abjagen könnte.

Aber Gräfin Sziklosy achtete nicht auf die quäkenden, schrillenden, verrückten Instrumente, die sich selber verspotteten; sie antwortete der Aufforderung Hyazinths nur mit einer verächtlichen Handbewegung, als wischten die Finger einen schwebenden Staub aus der Luft.

Der stumme Doktor benahm sich, als wäre nun die Zeit des Champagners gekommen; er trank unablässig und hütete sich, der Frau irgendwie zu begegnen; seine Aufgabe war es nur, anwesend zu sein, ein Hindernis zu bilden.

„Also das ist eine Sensation," begann endlich die Gräfin, „Räuber bei Abbazia."

Sie blickte dabei keinen der Herren an, sie richtete diesen erlösten Ausbruch an niemand und forderte demnach auch keine Antwort. Ihre Augen wanderten in die Piladämmerung des Raumes; die grellen Lampen waren eben ausgeschaltet worden, das Lilalicht glomm als stumme Ansage über einem sentimentalen Boston; während Grün Blues oder Tango bedeutete, Rot Charleston, ein giftiges, groteskes Gelb aber Black Bottom.

„In einer der kleinen Bergschenken haben die Räuber wahrscheinlich ihren Schlupfwinkel. Sie werden bald einen Generaldirektor oder einen Industriellen, womöglich mitten auf der abendlichen Promenade, überfallen haben, und dann werden sie arme Weinbauern oder hungrige Fischersleute mit der Beute beschenken. Wir sind nahe daran, berühmt zu werden, denn wer weiß, ob die Burschen nicht hier in der Bar erscheinen, dort am Eingang, in der linken und rechten Hand eine Pistole. Hände hoch, meine Herren . . ."

„Wozu Sie doch Ihre romantische Langeweile verleiten möchte," belustigte sich Hyazinth.

Gräfin Sziklosy ärgerte sich ehrlich. „Sie sind arm, lieber Baron. Sie haben kein Talent zur Illusion. Es gibt aber auch noch andere Dinge als Pferde, Wagen, Jockei, Start, Ziel."

Hyazinth unterwarf sich geschmeidig: „Auch die Romantik gehört natürlich zu Ihrem Charme, Gräfin. Aber Sie sollten sich mehr von den wirklichen Dingen bewegen lassen; denn, offen gestanden, ich halte Reiff für einen halben Dichter."

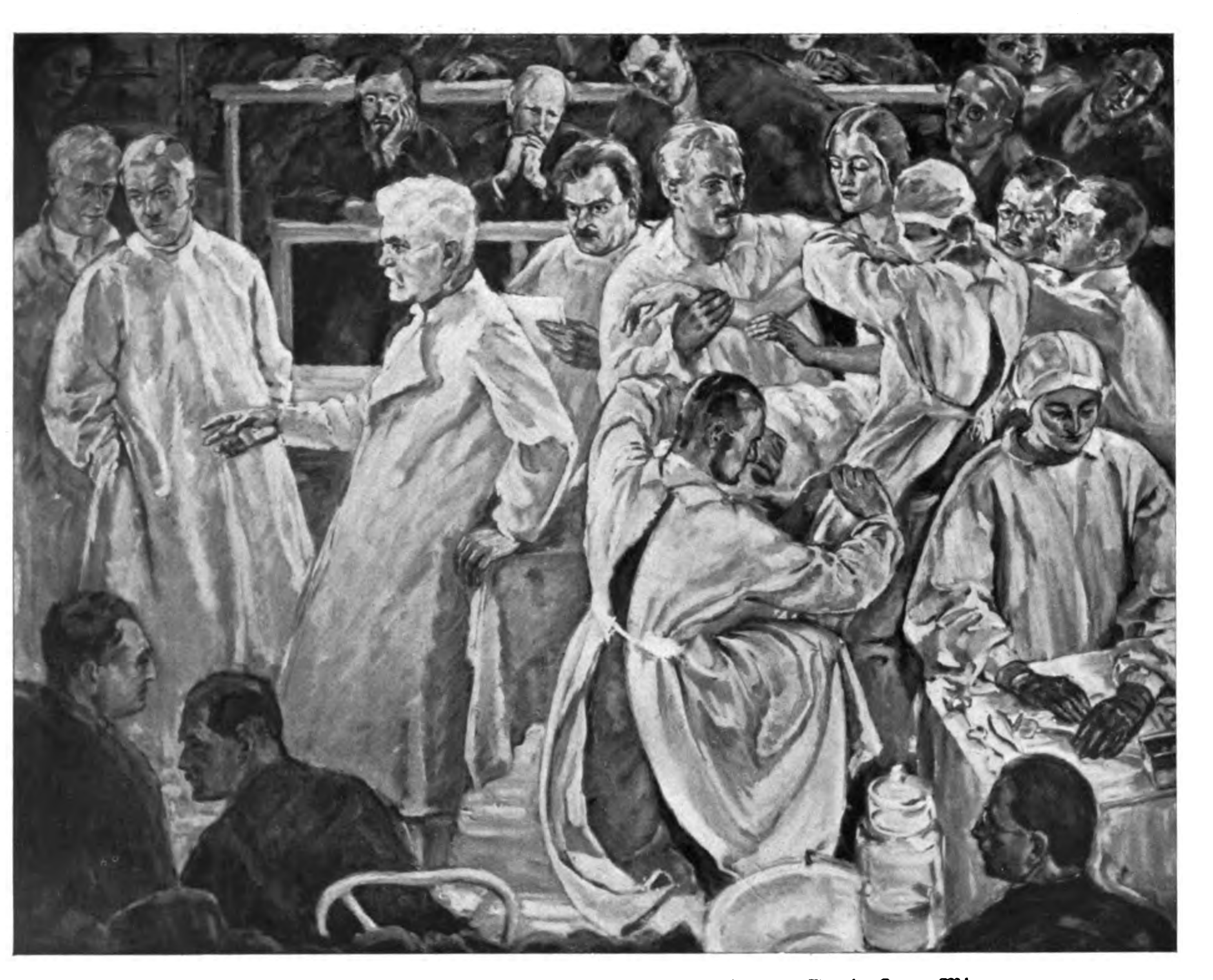
„Wollen Sie damit sagen, daß wir seinem Erlebnis nicht trauen dürfen?"

„Ich will damit sagen, daß die Gegend um den Maggiore, die Landschaft am Meer hinab und auf den Inseln reichlich genug Menschen hat, die Ihrem romantischen Hang ganz natürlich dienen. Es brauchen gar keine Räuber zu sein."

Das aufflammende helle Licht machte einen Einschnitt in das Gespräch.

„Besuchen Sie nur einmal so einen Weinbauer droben auf dem Berg oder die Fischer in Laurana."

„Ausgezeichnet, lieber Baron. Ich entscheide mich für die Fischer, denn ich steige nicht gern aufwärts." Sie erhob sich und strich mit den Fingerspitzen an dem Kleid hinab.



Professor Eiselsberg im Kreise seiner Schüler. Gemälde von Erwin Lang-Wien

„Wohin wollen Sie, Gräfin?"

„Nach Laurana, zu den Fischern."

„Jetzt in der Nacht? Unmöglich."

„Eben jetzt. Ich brauche frische Luft."

Doktor Salomon, der Wächter für sich, wurde munter; er zog seine Uhr. „Es ist bald Mitternacht; wenn die Fischer nicht schon auf dem Meere sind, so werden sie bald ausfahren."

„Jedenfalls verdiene ich für den langweiligen Abend noch einen späten Ersatz," bestand die Gräfin hartnäckig auf ihrer Laune.

‚Entsetzliches Frauenzimmer!' Damit zerbiß Salomon einen aufsteigenden Zorn, als er mit den steif gewordenen Beinen einige Male im Takt des Shimmys fest auftrat.

In der Türe begegnete ihnen Baron Reiff. Gräfin Szikloſy nahm seinen Arm. „Kommen Sie, Baron, heute ist alles verkehrt. Sie werden uns jetzt im Smoking nach Laurana führen. Das ist die Strafe für Knickerbocker."

*

Die Nacht war wohltätig warm, auch der kühlere Zug über den Köpfen noch immer lau. Der Wagen ließ eilig die erleuchteten Häuser des Vergnügens, die Wohnungen der Reichen zurück. Bald fiel in jede Windung der unruhigen Straße ein Duft aus verborgenen Gärten nieder, von bekannten Bäumen, von fremden Pflanzen. Hätte sich der Motor, selbst auf kurzen, geraden Strecken, geschweige in Kurven, wo der Widerhall des Zylinderlärms von Straßenböschungen und Mauern dumpf zurückstieß, nicht so laut gebärdet, man hätte das feine Knallen der Fruchtkapseln, die unter den Gummireifen aufbrachen, hören müssen, oder den Gesang der Nachtigallen, der oben an den Hängen die Olivenhaine erfüllte. Hier, außerhalb der Gefahr häufiger Entdeckung, gingen, nur von dem sehr vergänglichen Lichte der Scheinwerfer gestört, die stummen Liebespaare, für Sekunden grell beschienen, todbleiche, geblendete Gestalten, wie von der Vorahnung eines künftigen Schicksals gezeichnet.

Die Frau in dem langsam fahrenden Wagen beneidete die glückselige Einsamkeit der paarweise Wandelnden, wenn das tiefschwarze Meer auch keiner ihrer Fragen antworten mochte. Wer wollte auch seiner urewigen Bitterkeit glauben, solange noch dort im Hafen von Fiume das rote Blinkfeuer immer in Abständen von fünfzehn Sekunden aufleuchtete, solange es den Sternen die Spiegelung gewährte?

Nach einer nachdenklichen Fahrt, auf der niemand gesprochen hatte, als wäre es laut einer Verabredung geschehen, empfing sie wieder Jazzmusik; sie glitten abermals in die Welt, an einem großen, überhellen Hotel vorüber, in Mandolinengezirp hinein, unter dem Traumlicht bunter Lampions hindurch, an einer Mauer regungsloser Menschen entlang. Es waren Bersaglieri, aus der stickigen Kasernenluft in den wohltuenden Abend alarmiert, hier auf der Straße zu einer nächtlichen Übung angetreten.

In der fremden Umgebung wurden die Lauten stiller, die Heftigen sanfter, die Unberechenbaren umgänglicher.

Gräfin Szikloſy wollte jetzt den Wagen beinahe umkehren lassen, aber sie schämte sich der heimlichen Niederlage.

Würde nicht Reiff folgsam den Volant drehen, aber dabei unverschämt lächeln? Und sie vermochte es kaum zu übersehen, denn sie saß an seiner Seite. So wurde die Bewegung der Hand, die zu seinem Unterarm hintastete, nicht ein Signal für die Heimkehr, sondern fast eine vertrauliche Geste.

Der Berührte aber wäre ihr für den unterlassenen Befehl dankbar gewesen, denn sie kamen nun allmählich in den Bereich seines Abenteuers. Er wollte natürlich die heroische Erzählung nirgends und niemals widerrufen, doch der boshafte Zufall konnte es wünschen, daß schon andere, Geschwätzige die Wahrheit erfahren hatten und nun seinen noch warmen Ruhm gefährdeten. Vor sich selber konnte Baron Reiff es nicht leugnen, daß er eine komische Figur gewesen war. Wohl stimmten Anfang und Ende der Begebenheit: die unheimliche Kraft des Wegelagerers, der die zwanzig Kilometer des Wagens einfach aufhielt, und die Flucht mit Vollgas. Aber er hatte verschwiegen, daß er dem Burschen Uhr und Brillantring in das Scheinwerferlicht hinreckte, doch samt den eitlen Dingen wieder in den Wagen zurückflog. „Bin ich ein Räuber?" fragte eine rauhe, erzürnte Stimme. Und dieses unscheinbare Fragezeichen hatte Reiff unterschlagen.

Hyazinth war der ungewohnten Nacht ausgeliefert, er kam sich unwesentlich und überflüssig vor. Alles um ihn war Geheimnis, sogar die wohlbekannten, aber jetzt schweigenden Menschen. Er glaubte hinter das Tatsächliche geraten zu sein, unter das zweite, seltene Janusgesicht der Gegenstände.

Salomon kauerte neben ihm in halbem Schlaf. Über jeder seichten Straßenrinne zuckte er empor, aber das Brausen des Motors schläferte ihn wieder ein.

Diese drei willenlosen, die Nacht nur duldenden Männer fühlte die Gräfin als entbehrlichen, ja hindernden Ballast um sich. Ehe sie noch in die letzte Biegung einfuhren, über den letzten Hügel hinabglitten, hatte sie ihn ausgeworfen.

Denn jetzt wollte sie schweben.

★

Unten in dem kleinen Hafen krachte das gelbe Feuer der Fackeln; so bereiteten sich schon die homerischen Fischer zur Meerfahrt. Die hohen, schweren Segel jappten ungeduldig und verloren sich oben in die Nacht, aus der ein gemächlicher Wind die Botschaft Sankt Petri brachte. Seile liefen durch Hände, Winden kreischten, Wasser plätscherte. Die Boote schaukelten, wenn ein Fuß ihren dicken Rand als Stufe benutzte. Die Netze erwachten aus ihrem trägen Dasein.

‚Der Himmel sei gelobt', dachte sich Milivoj Gogola, denn da schabte Mate Krpič an seinem Boot. Er war also nicht in seinem Zorn und in der Nacht verblieben. Aber Gogola vermied es, ihn um den letzten Aufenthalt zu fragen, nicht aus Furcht, er war vor dem Wilden sicher wie Gott in der Ferne, sondern aus gütiger Behutsamkeit.

Alle Handgriffe vor der Ausfahrt waren verteilt und festgelegt. Gogola holte aus dem Holzkasten die große, teure Petroleumlampe, mit deren starkem Licht sie draußen die Fischschwärme anlockten. Als er sich zu dem kostbaren Gerät niederbeugte, um Schrauben, Drähte, Haarröhren der empfindlichen Maschinerie zu prüfen — er hatte sie mit einem Teile seiner Abfertigung gekauft und dem widerstrebenden Mate, der nur so fischen wollte wie Vater und Großvater, förmlich aufgedrängt —, hörte er auf der schmalen Landungszunge eine lebhafte Gesellschaft. Gewohnt, von neugierigen Fremden gestört und angestarrt zu werden, zwischen zwei Dingen des erborgten Lichtes eine Sache der ungeschminkten Natur zu sein, drehte er sich nach den ungebetenen Gästen der Nacht gar nicht um. Er war gefaßt, daß sie auch ihn erreichen würden. Manchmal wich er solchen Abgesandten der sogenannten besseren Welt geflissentlich aus, aus Feigheit oder aus Verachtung.

Hyazinth und Reiff, nun einmal in den Fischerhafen ausgesetzt, beobachteten, wie die Leute die schweren Segel festmachten. Salomon erkundigte sich nach dem Gewicht und Marktwert der Beute, überschlug die Kosten der Netze und hatte so im Nu eine beiläufige Bilanz vollendet. Nun, es reichte gerade zu einem beschränkten Leben. Reichtum brachte dieser Fischzug nicht ein. Die Gräfin aber, zuerst benommen von dem Geruch der Fackeln und Fische, von ungewöhnlichen Geräuschen und Lichtspiegelungen im starren Hafenwasser, ging vorsichtig, die glatten, nassen Stellen vermeidend, auf den einzelnen, über ein mächtiges Ding gebeugten Fischer zu. Dieser Gang auf Fußspitzen war die Ursache, daß Gogola die Ankommende völlig überhörte. So erschrak er denn, als sie ihn anredete: „Was tust du da?"

„Ich untersuche die Lampe."

„Ist das so wichtig?"

„Ja. Wir brauchen sie draußen auf dem Meer. Außerdem kostet sie ein kleines Vermögen."

„Was ihr hier eben Vermögen nennt."

„Natürlich. Es gibt uns niemand etwas dazu."

„Da schau, wie bissig. Du weißt wohl nicht, wie man mit einer Frau redet?"

„Vielleicht hab' ich es einmal gekonnt. Aber ich hab' es wahrscheinlich wieder vergessen."

„Ich rate nicht gerne Rätsel. Willst du mir das nicht selbst erklären?"

„Deutlich sein können nur deutliche Menschen; das aber bin ich nicht."

„Du sprichst für einen Fischer merkwürdig klug."

„Auch arme Leute können eben gescheit sein."

„Hast du etwa Schulen besucht?"

„Einige."

„Dann wirst du vielleicht auch wissen, daß man einer Frau, mit der man spricht, in das Gesicht sehen muß."

Gogola hatte bisher seine Antworten an die Lampe gerichtet, jetzt straffte er sein Kreuz und schaute geradeswegs in die Augen der Frau.

„Ich habe bei der Arbeit keine Zeit, die Regeln des höflichen Umganges zu beobachten. Zuerst kommt das Meer und dann erst die Menschen."

Die Gräfin war betroffen, und noch mehr verwirrte sie die Anrede des zyklopischen Mannes, der zu ihnen getreten war und die Lampe hob, als besäße sie ein Federgewicht.

„Wir sind fertig, Gospod Kapitän," meldete er.

„Pardon," sagte die verlegene Gräfin und biß sich auf die Lippen.

Gogola wollte an ihr vorüber, er sollte einen Schritt in das Meer hinaus balancieren, denn die Frau wich ihm an der schmalen Stelle nicht aus.

„Entschuldigen Sie," hielt sie ihn auf, „ich dachte, Sie wären ein gewöhnlicher Fischer."

„Oh, Sie haben gar keine Ursache. Das bin ich ja auch."

Nun erst, im Fackelschein, sah sie sein schönes, männliches Gesicht, ahnte einen entäußerten Grad von Bildung und verlor dadurch die Sicherheit der großen Dame.

„Sie dürfen mir auch ruhig du sagen," sprach Gogola. „Von dem Orte aus, an dem ich angelangt bin, gebrauche ich nämlich für alle Menschen ohne Unterschied innerlich ebenfalls diese Anrede. Sie treten mir damit also nicht nahe."

Mate Krpič, obwohl das Ungetüm der Lampe in den Armen, war wenige Schritte von ihnen stehen geblieben, als müsse er durch sein Zögern den andern mahnen, die Unterhaltung nicht auszudehnen.

„Ich komme schon," sagte Gogola, aber Mate rührte sich nicht.

„Wie böse der Mensch schaut," fürchtete sich die Gräfin.

„Er ist gut und treu, aber er hat eben seine Eigenheiten," verteidigte ihn Gogola leise.

„Wir sind fertig, Gospod Kapitän," wiederholte Mate, diesmal fast drohend. Die Herren waren auf die Gruppe aufmerksam geworden und kamen nun langsam näher. Sie warfen auf dem engen Kai plumpe, geköpfte Schatten. Der Kopf lag unten auf den Wellen.

Die Gräfin trat hart auf Gogola zu.

„Kapitän von diesem Fischerboot?" fragte sie rasch.

Gogola lächelte. „Es gehört meinem Freunde Mate Krpič."

„Wo dann?"

„Das Meer wartet; es ist launischer und gefährlicher als eine Frau," bog er aus und ging.

Mate Krpič schritt vor ihm, er drehte sich zweimal mißtrauisch nach Milivoj Gogola um.

„Was haben Sie?" fragte Hyazinth verwundert Reiff.

„Nichts. Ich bin nur ausgerutscht. Verzeihen Sie."

Er konnte nicht bekennen, daß er eben dem Räuber mit dem Raubtiergebiß begegnet war.

*

Solange sich die ungewissen Gestalten im Hafen, wo die Fackeln vor der Ausfahrt gelöscht worden waren, bewegten, solange noch steigende und fallende Schatten als wehende Arme gedeutet werden konnten, lief und sprang Mate Krpič vom Bug bis zum Steuer und wieder zurück. Einige Male zwängte er sich ohne Nötigung sogar unter dem Segel durch. Gogola mußte an ein unruhiges, gereiztes Tier im Käfig denken, etwa an einen Jahrmarktaffen, dem törichte Zuschauer Brot zeigten und Holz reichten.

Aber je weiter sie auf das Meer getrieben wurden — Mate kannte die Stellen jeder Stunde, wo der Windstrom ergiebig und nicht als kurze Bö zog —, je ferner das Ufer zurückblieb, wo sich alle hellen und dunklen Einzelheiten zu der eintönigen Ahnung Land brüderlich vereinigten, so daß es nur mehr die roten Leuchtfeuer im Hafen, und auch diese nur mehr als winzige Punkte, verkündigten, je tiefer sie also in ihr ureigenes Reich gerieten, desto ruhiger wurde Mate, und er verwandelte sich bald in seinen gewöhnlichen Zustand hinein.

Endlich hörte Gogola ihn singen. Das kroatische Lied fiel in das Wasser, denn Mate beugte sich dabei weit über den Bootrand, als hätte er am tiefen Meeresgrund etwas zu suchen oder als könnte er durch das schwarze Wasser die Fische ziehen sehen. Gogola lehnte am Mast. Neben ihm wuchs die riesenhafte, finstere Wand des Segels zu den Sternen. Seine Randlinie schnitt den nördlichen Himmel in zwei Hälften, eine überschaubare, eine unsichtbare.

Mate kroch durch das Boot her, wie ein unbeholfenes Kind, das noch nicht aufrecht gehen kann. Er blieb zu den Füßen des stehenden Gogola hocken, der bereit war, seine fröhlichen, seine traurigen Phantasien zu empfangen. „Immer kommen diese fremden Leute," erboste sich noch einmal Mate.

„Was willst du? Es ist Sommer in Abbazia und Laurana."

„Auswandern, Herr."

„Das ist für alle anderen erfunden, nicht für uns, lieber Mate. Wir sterben am Heimweh."

„Hier bleiben, Herr."

„Ja, das müssen wir wohl. Und es ist vielleicht auch das Beste. Aber sag' mir Milivoj, nicht Herr."

„Ich werde das Boot verkaufen."

„Das Boot deines Vaters, Mate?"

„Ich mag nicht mehr Fischer in Laurana sein."

„Willst du verhungern?"

„Ich werde reich sein, Milivoj," behauptete die heitere Stimme.

Gogola wartete; nun begann die Herrschaft der Vision. Die Nacht verlieh den Enterbten Ruhm, Macht und Reichtum. Wie viele Schätze waren unter Irrlichtern in Weinbergen schon gehoben worden; in jedem Netz, das eingebracht wurde, konnte eine Meerjungfrau gefangen sein, für die Millionen Muscheln ihre Perlen als

Lösegeld lassen mußten; oder in einer versteckten Bucht fand man endlich die Höhle, in der etruskische Piraten das gesamte Gold der Küste zusammengeschleppt hatten. Hundert Male war Mate um Mitternacht steinreich gewesen und am Morgen dann wieder bettelarm. Und Gogola wanderte mit ihm stumm und einverstanden über Höhen und durch Tiefen.

„Ich werde reich sein," wiederholte Mate nach einigen Minuten. Er konnte das Nicken Gogolas nicht sehen, aber er fühlte die Bejahung.

„Die Inseln haben Buchten und Höhlen, die niemand kennt . . . Nur ein kleines Ruderboot mit höchstens drei Menschen kommt durch . . . Wir aber sind zwei gute Schützen und liegen hinter Steinen . . . Wir schießen sie wie Vögel auf dem Draht, wenn sie uns verfolgen . . ."

Gogola horchte verwundert, die friedlichen Sagen wichen heute gewalttätigen.

„Und wir werden die Herren auf den Inseln sein, Milivoj . . . Die Leute werden uns Brot, Fleisch und Wein in das Fenster stellen, damit wir es in der Nacht holen... Sie werden am Abend von uns heimlich reden und dann von uns träumen ... Wir aber werden mit unserem Motorboot auf dem Meer fahren und nur die reichen Schiffe aufhalten ..."

Nun erst begriff Gogola. „Ach so, wir werden Seeräuber sein," sagte er ernst.

„Milivoj Gogola, der Kapitän, Mate Krpič, der Steuermann."

„Hast du irgendwo so eine Geschichte gelesen?"

„Sie wissen, Herr, ich kann nicht lesen."

„Bist du fertig mit deinem Plan?"

„Wir werden nie mehr nach Laurana und Abbazia kommen. Sie werden dort ihren sauren Domači selber trinken," frohlockte Mate.

„Weil wir irgendwo auf einem Galgen hängen werden."

Der Kauernde schwieg zuerst vor Überraschung. Dann stand er langsam auf und sagte dabei: „Wenn sie uns aber auf den Inseln nicht finden?"

„Mensch, macht dich denn die Nacht wirklich so blind und taub? Bist du denn umsonst Matrose auf einem Kriegsschiff gewesen? Hast du von der Welt nicht mehr Begriff? Glaubst du im Ernst, daß sie uns als Seeräuber gemütlich dulden würden? Nach zwei Wochen sitzen wir dort in Fiume."

Mate bohrte der leidenschaftlichen Absage Gogolas nach. Warum hörte er sonst den Plänen und Erzählungen der Nacht freundlich und gewährend zu? Warum war er nicht auch diesmal stumm geblieben? Schied er so ungern von Laurana? Mate begann Hafen, Stadt, Osteria, fremde Gäste noch mehr zu hassen.

„Feuer soll auf Abbazia und Laurana regnen," wünschte er und warf die ersten Netze über den Rand. Das Wasser schnappte gierig nach ihnen. Gogola trat von dem Maste fort und half dem andern. Sie verstellten einige Male Segel und Steuer, fuhren schneckenhaft, standen wieder und zogen keuchend die Netze. Das Wasser spritzte um sie; weil es ihn auch nach längerer Zeit nicht näßte, wurde Gogola seines Ölzeuges bewußt. In dieser unförmigen Kleidung hatte er sich mit der Frau im Hafen unterhalten, während die drei Begleiter, durch ihren offenkundigen Vorsprung völlig beruhigt, das Gespräch mit ihm gar nicht beachteten.

Mate brüllte in das Geräusch des losen Segels, den Händen Gogolas war ein Netz entglitten. Er schämte sich seines Ungeschicks und holte die entflohenen Gedanken auf das nächtliche Meer zurück.

In den kleinen Pausen sang Mate nicht nach sonstiger Gewohnheit. Als sie den Glocken der Frühmesse in Laurana entgegenfuhren, hatten sie noch keine Silbe gewechselt.

★

Wie war es nur möglich gewesen, daß man, im Rücken eine zwar vergessene, aber immer noch gefühlte, lebendige Welt, die Augen beständig auf dem Meere wandern ließ? Gut, man war auf dem schwankenden Holz daheim, man mußte den Gesang des Wassers an Bug und Heck stets in den Ohren haben und in der Nase den herben, frischen Salzgeruch, das Land begann sogar unter den Füßen zu schwanken, wenn man sich nur wenige Tage des Schiffschaukelns entwöhnte — aber hatte man nicht manchmal durch vertragene Tanzmusik der Fremden schreiten müssen, wehte sie der Wind nicht bis in den Hafen hinunter, daß die Ziehharmonika beschämt verstummte? Glühte nicht hin und wieder ein Frauenauge so dunkel und geheimnisvoll wie die Herdflamme der Osteria im Domači?

Die enge Kammer hoch über einem lärmenden Hof voll Kindern wurde Milivoj Gogola zu eng. Wohin nur war er durch den dumpfen Schlaf dieses Vormittags gewachsen? Hatte vielleicht die Wandlung schon früher begonnen? Oder kündigte sich mit dieser unruhigen Nachdenklichkeit ein Schirokko an?

Jeder Mensch, dem er begegnete, schien

ihn freundlich und teilnehmend zu betrachten. Es waren lauter hastlose Spaziergänger des Nachmittags, dem Bad entstiegen oder danach verlangend. Sie ordneten ihn unter ihresgleichen ein, und er glaubte sich in eine neue, bisher unbekannte Stadt versetzt. Das Leben war auf einmal reicher, vielfältiger, bewegter geworden, auch an diesem Orte, wo er den Kerker der Einheimischen und die Freiheit der Fremden wohl zu kennen meinte.

Die Erinnerung an eine Cremehose ließ ihn wieder umkehren; die Motten hatten Löcher längs der Bügelfalten gefressen. Er wühlte in dem Kasten, in dem alte Kleider und Uniformen hingen, und beschloß, Goldtressen und Goldknöpfe von dunkelblauen Röcken abtrennen zu lassen und die gutsitzenden, einstens an den Leib geschneiderten Stücke zu tragen. Niemals mehr konnte er sie auf eine andere, glanzvollere Weise verwenden.

Die Tür zitterte unter einer derb klopfenden Hand. Gogola kannte wohl den Besucher, der hinter ihr stand; Mate hatte am Morgen die Fische gewogen und verkauft, und jetzt brachte er die Abrechnung, wahrscheinlich auch gleich das Geld. Den Kopf könnte man für die Ehrlichkeit des Burschen verbürgen, auch nicht einen Centesimo würde der verheimlichen, der auf den Inseln ein Seeräuber zu sein verlangte.

Aber Gogola rührte sich nicht; jetzt war der da draußen ein Fremder, so undankbar und häßlich es für den Augenblick sein mochte. Mate drückte die Klinke der versperrten Tür, dann ging er langsam die Treppe hinab. Gogola hörte an seinem schweren, schleppenden Gang förmlich die Bedrückung des guten, armen Teufels. Vorsichtig schaute er aus dem Fenster. Mate stand unten vor dem Hause, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Er änderte zweimal die Richtung, bis er den Weg aufwärts, tiefer in das alte Laurana, nahm.

Gogola aber ging hinab zum Meer. Er setzte sich an den Rand der Straße, die alle verrückten Einbuchtungen der Ufer elegant durchfuhr. Zuerst zählte er wie ein Kind die hinsummenden Automobile, die sich mit dem rauhen Ton der Boschhörner grüßten. Defilierte so die Welt mit ihren Agenten vor einem Halbverlorenen, Zurückgewinnbaren? Rückwärts, oben auf den Wegen der Berglehne, von Landhaus zu Landhaus, gingen laut lachende Frauen in weißen Kleidern. Nun zählte er nicht mehr.

Und die Sommerwolken aus Elfenbein dort über Dalmatien, auch sie, die scheinbar regungslosen, ruhten nicht. Jener wagrechte Streifen, ungefähr über der Bucht von Bari, war er nicht ein Arm, eine Hand geworden? Ein Wegweiser, der nach Norden zeigte?

Nordwärts aber lief die Straße von Laurana nach Abbazia. An ihrem geschwungenen Rande trat Gogola durch den dicken Staub; bis auf dem Hügel von Ika neben ihm ein Auto gefährlich jäh bremste.

*

Jene friedlich beleuchteten Wolken über dem dalmatinischen Karst, vergänglicher Dunst über einem Tage ohne Ende, hatten zu einer gewissen Stunde der Gräfin Sziklosy den gewöhnlichen Hofstaat ersetzt; war es Laune, Zufall oder schon Schicksal, ja, unförmige, ferne Wolken hatten es gegen vornehme, nahe Kavaliere vermocht. Die Gräfin war an diesem Nachmittag nicht eine Minute hindurch versucht gewesen, nach einem der Herren zu schicken. Sie überlegte in einem selten fröhlichen Vorgenuß den Triumph, mit dem sie die empfindlichen, verwöhnten Menschen hinter landstreichernden Wolken in Unwert zu setzen gedachte.

Gerade unter ihnen, wie Gegenstücke auf dem Meere, hielten seit langem zwei große Fischerboote, immer an derselben Stelle, als wären sie in eine Zone völliger Windstille verschlagen. Aus der Ferne nicht erkennbare Zeichen standen in der Mitte die roten und orangenen, krummlinigen Segel.

Die Gräfin riet neugierig, ob sich auf einem jener trägen Schiffe der seltsame Mensch befände, der es ohne merkbare Anstrengung zuwege brachte, jemand auf eine eigentümliche, gar nicht schmerzhafte Art zu beschämen. Wie nichtig wurden dagegen Barone, Herrenreiter und Verwaltungsräte! Sie waren heute wahrscheinlich mit einem Dampfer zur jenseitigen Küste gefahren, um sich dort bei Frauen, die eine heilsame Langeweile gnädig stimmte, zu erholen. Etwa nach Kraljevica, über dem jene langgestreckte Wolke schwamm.

Brauchte man sich wirklich mit Einbildung zu betrügen, wenn man die Form des Wolkenstreifens deutete? Niemand hätte bestreiten können, daß dort eine unverkennbare Hand an einem Arme gegen Süden wies. Im Süden von Abbazia aber lag Laurana, breitete sich jetzt bald der nachmittägige Bergschatten über einen kleinen Hafen, konnten vielleicht Fischer zu treffen sein, andere Männer als die gesalbten und bestäubten Weichlinge, vom Wind durchsaust, vom Wetter gebeizt, durch die Gefahr gleichgültig und gläubig geworden.

Sie ließ ihren kleinen Steyrwagen bringen; ehe sie aber allein, mit einem prickelnden Gefühl der ungewissen Erwartung, losfuhr, konnte sie sich von dem Spiegel kaum trennen. Sie durchraste angstlos die Krümmungen, und ihr Boschhorn drohte unablässig; wie ein vor Lust brummendes Ungeheuer fegte der niedere Wagen dahin. Aber unter dem steilen Hügel von Jka verlor sie für einige Sekunden das Vertrauen zu dem dunklen Instrument. Es scheuchte einen scheinbar ganz in sich Verkapselten, einen Betrunkenen oder Nachdenklichen, nicht aus der Mitte des Weges. Der Wagen, der den Hügel hinansprang wie ein junges, ungestümes Tier, würde den Unbedachtsamen überfahren. Die Gräfin riß an den Bremsen, die gehemmten Naben schrien, unter den Rädern stiegen vier Staubsäulen senkrecht empor, und aus diesem seltsamen Gebäude, traumhafte Vorhalle, sah die Frau lächelnd, verwundert, zürnend, befriedigt auf den Fischer.

„Da hätte ich bald etwas Schönes angerichtet," fürchtete sie nachträglich.

„Milivoj Gogola," verbeugte sich der Bestaubte.

„Kapitän, ich weiß. Ich bin Gräfin Sziklosy, kleiner Rekord auf Steyr, das aber wissen Sie nicht. Ich werde es Ihnen gleich beweisen."

Gogola mußte sich an ihre Seite setzen, und alles neben ihnen, Menschen, Villen, Gärten, Konzerte wurden Flucht. Der Mann schaute auf die weißen, starken Hände am Lenkrad, denen er sich furchtlos ausgeliefert hatte.

Mate Krpič aber spannte im Hafen die Netze zum Trocknen. Nie sonst blickte er zur Straße hinauf, die sommerliche war Eigentum der Fremden; er überquerte sie sogar nur widerwillig, ohne an ihr entlang zu sehen; erst die winterlich verlassene, stille Straße wurde ihm wieder verwandt. Doch gerade zur rechten Zeit, wer weiß, von welchem geheimen Sinn veranlaßt, erkannte Mate die zwei Vorüberfahrenden, nur die Köpfe, denn für den Tieferstehenden blieb der Wagen hinter der Randmauer verborgen; als müßte durch das rasch vorbeigleitende Bild eigens Mate Krpič gereizt werden.

Das Herz tat ihm auf einmal körperlich weh; er warf die Netze achtlos hin, ein Teil der schon fast trockenen hing wieder in das Wasser. Droben auf der Straße wollte er warten, und wenn es eine halbe Ewigkeit dauerte. Sie mußten ja auf der gleichen Straße wiederkehren.

*

Das ist Moschiena," schrie Gogola durch das Motorsurren, und er deutete mit der Hand gegen das Bergnest über den niederen Olivenwäldern. Wie eine zusammengeballte Faust drohte der eng aneinander gebaute Ort aus der Höhe über Meer und Ufer. Friedsamer, unbewegter Abendrauch stand auf den Firsten. Vielleicht läutete jetzt auch eine Glocke, aber die Maschine, die den Berg in sich fraß, unterschlug eifersüchtig ihren Wohllaut.

„Ochsengespanne haben einmal die Schätze der Seeräuber heraufgezogen . . ." erklärte Gogola ganz an dem Ohre der Frau. Doch er fühlte sich dieser Nähe nicht gewachsen und verschwieg einstweilen die weitere Geschichte des Bergdorfes.

Am Eingang hielt die Gräfin den Wagen an. „Man kann nicht mit dem Auto in die uralte Historie einfahren," bekannte sie. Er hätte ihr nicht solche verständige Rücksicht zugemutet.

Sie gingen durch einige Gäßchen, in denen sich die Schultern von Nebeneinanderschreitenden immer wieder berühren mußten, sie bedauerten Vögel in grausamen Bauern unter Fenstern und streckten die Hälse begierig in modrige Winkel.

„Da, auf dem Platz die etruskische Gemeindehalle, dreitausend Jahre alt oder noch älter," sagte Gogola und stampfte auf die rohen Steinplatten, als wollte er die Schatten aller, die je unter diesem ehrwürdigen Dache standen, beschwören.

Die Gräfin aber zog ihn von der plumpen etruskischen Säule, an die er klopfte, fort. „Erzählen Sie endlich, Sie seltsamer Fischer von Laurana. Warum sollte ich unter allen neugierigen Frauen eine Ausnahme sein?"

Ein braunhäutiges Mädchen brachte gelben Wein auf die schmale Terrasse, über der ein fremdartiges Laub an dünnen Stangen schon in hohen Farben erstarb. Tief unter den beiden Menschen dehnte sich das sanftblaue Meer, Boote waren nur mehr klein und unwesentlich wie langsame Wasserläufer; im Süden wurde die Küste von Cherso im reineren Spätnachmittag sichtbar.

„Ich habe eigentlich wenig zu erzählen, Gräfin," begann Gogola, und er schob ein rötliches Blatt durch den Ring des Weines, den das Glas hinterlassen hatte. Sie drang nun nicht mehr in ihn, sein Bekenntnis sollte reifen, Frucht werden und sich selber lösen. Aus einiger Stummheit trat er wie aus einem dumpfen Haus in das Freie. „Ich war Marineoffizier, und nach dem Krieg bin ich von meinem Schiff fortgegan-

gen. Den neuen Herren konnte ich nicht mehr dienen, sie hätten mich wahrscheinlich auch abgelehnt. Auf jeden Fall wollte ich mir die Demütigung ersparen. Man hat mich abgefertigt und ... das ist meine ganze Geschichte."

Gräfin Sziklosy bereute jetzt nachträglich noch einmal die gestrige unbedachte Unterhaltung im Hafen. Sie beschloß, dafür nun doppelt vorsichtig zu sein, und deshalb wagte sich ihre Frage nur zögernd vor: „Haben Sie nicht irgendein Amt erlangen können?"

„Für den Mann ist es gleichgültig, was er arbeitet," wehrte er stolz ab, „er muß nur etwas Anständiges tun. Die Fischer, unter denen ich lebe, sind zwar arme, aber brave Leute."

„Selbstverständlich," sagte die Frau kleinlaut; sie war hilflos geworden wie niemals noch.

„Die Segel stellen, die Netze werfen und ziehen, den Wind fangen, das ist unangenehmer als Dividenden zu berechnen."

„So verstehen Sie mich doch recht," bat halb weinerlich die Frau.

„In einer Kanzlei wäre ich todsicher erstickt," half ihr Gogola. „Wer am Meer groß geworden ist, und wer sich dann auf dem Wasser herumgetrieben hat, bis die ersten grauen Haare ober den Ohren eine deutliche Sprache reden, der kann nicht mehr irgendwo unterkriechen, nur um Dach und Brot zu haben. Wenn es schon so weit ist, dann lieber Schluß, schnell und schmerzlos."

Gogola atmete tief und trank.

„Ich hab' es ja gottlob nicht notwendig gehabt; ich habe mich mit einem Teil meiner Abfertigung in ein Geschäft eingekauft. Ich bin Fischer geworden, regelrechter Kompagnon des Mate Krpič. Und so kann ich wenigstens auf dem Meer bleiben. Zu leben habe ich genug, ich brauche nicht viel, unterstützen muß ich niemand, denn alle sind gestorben." Gogola sah über das stille Meer hinaus.

Die Gräfin schluckte an einer Antwort, aber alle Gedanken waren unbrauchbar. „Mate Krpič," wiederholte sie mühsam den harten Namen.

„So karstig, wie hier die Gegend," sagte der Mann.

„Ihre Heimat liegt woanders?"

„Die Gogola und Milivoj sind in grünen Tälern zu Hause, wo süßer Wein, Obst und Mais wächst. Der Vater mußte an das Meer wandern. Ich glaube, er ist am Heimweh zugrunde gegangen."

„Wie kamen Sie nur zu dem Menschen mit dem bösen Blick?"

„Er war mein Diener auf dem Schiff, ein wilder, guter Kerl. Einmal wurde er abkommandiert, da schwamm er in der Nacht wieder zu meinem Schiff zurück, nicht etwa auf Signalfeuer zu, rein nur nach der Witterung."

„Er ist mir unheimlich."

„Es kann kein größeres Kind unter Männern geben. Als ich sein Angebot, die Planken mit ihm zu teilen, annahm, sprang er vor Freude angekleidet in das Meer."

„Ich möchte mich vor ihm fürchten." Die Gräfin schüttelte sich.

„Sie tun ihm unrecht. Er ist nur wie ein eifersüchtiger Hund, der oft die Zähne zeigt und seinen Herrn nicht gern mit Fremden reden sieht."

Damit war dieses Gespräch beendet, und um ein neues bemühten sich beide vergeblich. Eines wurde an der Stummheit des anderen unbeholfener, bis die Gräfin, in dem Gebrauch ihrer gesellschaftlichen Mittel ganz unsicher geworden, unbedacht mit dem Feuer spielte. „Wir sitzen hier wie ein verbanntes Liebespaar."

Gogola antwortete ihr darauf nicht, auch später auf dem Wege zum Wagen entgegnete er nur widerwillig.

„Haben Sie nie Sehnsucht nach der Vergangenheit? Oder von dem Fischerboot fort?" lockte sie nämlich.

„Sprechen wir bitte nicht davon," wehrte er mit einem trüben Blick zur Seite ab.

„Aber in Abbazia werden Sie mich einmal besuchen," sagte sie beim Einsteigen beiläufig, ohne sein Versprechen herauszufordern. Er hätte ihr auch keines gegeben.

Ober dem Hafen in Laurana wich ein Mann vor dem wütenden Boschton nicht aus der Straße.

„Ist das jetzt modern?" fragte die Gräfin und bremste.

„Es ist Mate Krpič," entschuldigte Gogola den Trotzigen.

Mate spuckte dem Wagen nach und wandte ein entstelltes Gesicht zu Gogola. „Um Gottes willen, bist du krank?" fragte der.

„Wir werden heute nicht fischen," sagte er rauh und ging, sich auf das Geländer stützend, zum Hafen hinab.

*

Über Cherso glänzte der große Stern, und ihm fuhr Mate Krpič entgegen, denn die Küste war ins nächtliche Meer gesunken. Das Segel auf dem kleinen Boot, das allen Fischern in Laurana gemeinsam gehörte, in dem sie die gefangenen Fische zum Verkauf nach Abbazia oder Fiume brachten, war

ein federleichtes Spielzeug, es gehorchte schon dem geringsten Zug an dünnen Seilen.

Sonst hätte man an solchen zarten Dingen fröhlichen Feierabend haben können, aber jetzt waren sie die Zeugen einer traurigen Fahrt. Wenn der unbeständige Wind in dem Segel lag, dann war das gurgelnde Wasser zwar nicht so laut wie die wilden Gedanken, doch es besänftigte den nagenden Schmerz um ein weniges. Wenn aber der Kahn auf eine tote Insel im Wind geriet, dann schwiegen ringsum die tröstenden Stimmen, und der verzweifelte Fischer, der unbequemen eigenen Seele Feind, blieb sich selbst überlassen.

Der Fluch der Familie Krpič wurde jedesmal in der Windstille lebendig. Nicht genug damit, daß man als ein Ungetaufter galt, und war doch in einer schauerlichen Bora zum Pfarrer getragen worden, schon früher vom Regen naß, ehe man in den vollen Taufstein getaucht wurde, mußte der fromme Vater ohne Kommunion in das Meer hinab, war der Großvater mit neun anderen drüben in Fiume erschossen worden, von den Soldaten des Kaisers, im Jahre 1848, niemand wußte warum, und der Vater des Großvaters hatte sich sogar zu dem großen Kaiser Napolium verlaufen. Soweit ging die Erzählung von zunächst bekannten Schicksalen in der Familie. Dann übersprang sie dunkle Zeiten, aus denen nichts oder nur Ungewisses überliefert war, bis sie zu dem Urübel kam, wo alles Unglück anhub.

Der erste Krpič war auf die Inseln eingewandert und wollte sich ein Haus mauern. Als er so an den Ufern hinstreifte, um einen guten, geschützten Platz zu finden, kam er in eine ganz ausgestorbene Stadt. Niemand lehnte an den marmornen Brunnen, niemand ging auf der Straße, niemand sah aus den Fenstern. Da zwickte sich der erstaunte Mann in die Wange, aber er träumte nicht: die unheimliche Stadt war Wirklichkeit. Als er in ein Haus eintreten wollte, erschrak er, denn die Türe war vermauert. Und so auch in dem nächsten, dritten, vierten; alle Häuser waren vermauert. Aber der erste Krpič fürchtete, wie der letzte, weder Tod noch Teufel noch sonst einen Spuk. Er suchte sich das schönste der Häuser aus, brach Türen und Fenster auf, kehrte wohl mit einem leisen Grauen, aber doch herzhaft, zerfallende Totengerippe hinaus und freute sich der vornehmen Wohnung. Von einer der Inseln holte er sich ein junges Weib, aber bald auf Hochzeit und erste Kindstaufe folgte sein Sterben. An einem Morgen legte er sich mit hoher Bluthitze hin, am Abend verröchelte er, in der Nacht war sein Leib kohlschwarz geworden. Erst viele Jahre später erfuhr sein Weib von einem uralten Fischer, den ein Sturm an das Land geschlagen hatte, daß der schwarze Tod in ihrem Hause gewesen sei, und sie hörte ungläubig auch eine seltsame Geschichte. In der reichen Stadt am Meer waren die Leute nacheinander an dieser furchtbaren Krankheit gestorben. In ihrer Angst vermauerten die Gesunden die Pesthäuser. Wenige Verschonte wanderten schließlich aus. Über mehrere hundert Jahre hin erhielt sich die Sage, daß derjenige, der die tote Stadt wieder erwecken wollte, an dem schwarzen Tod sterben müsse, dann sei die Stadt erlöst. Und so war es der erste Krpič gewesen.

Der letzte Krpič, von seinen Ahnen im leichten Nebel umweht, rauschte vor dem starken Morgenwind an der grauen Küste entlang.

Da trug schon ein Mädchen Wäsche zum Meer hinab. Ehe es sich von einem flachen Stein, den dort alle Frauen benützten, zum Wasser niederbeugte, blickte es auf die dämmernde Fläche der Unendlichkeit hinaus. Und es sah, wie ein kleines Boot, von Möwen umflogen, aus der Nacht in den Morgen fuhr, und es erkannte mit seinen scharfen Augen den Schatten vor dem Segel. Aber der Bruder jauchzte nicht wie sonst: „Milica!" Da ließ auch sie die freudig erhobenen Arme sinken; traurig wartete sie, bis das Boot in den Ufersand knirschte. Finster und schweigsam stieg Mate daraus. Die Wäsche in einer großen Blechschüssel auf dem Kopf tragend, wie die Frauen das Wasser in Krügen von den Brunnen brachten, ging die Schwester ängstlich neben ihm.

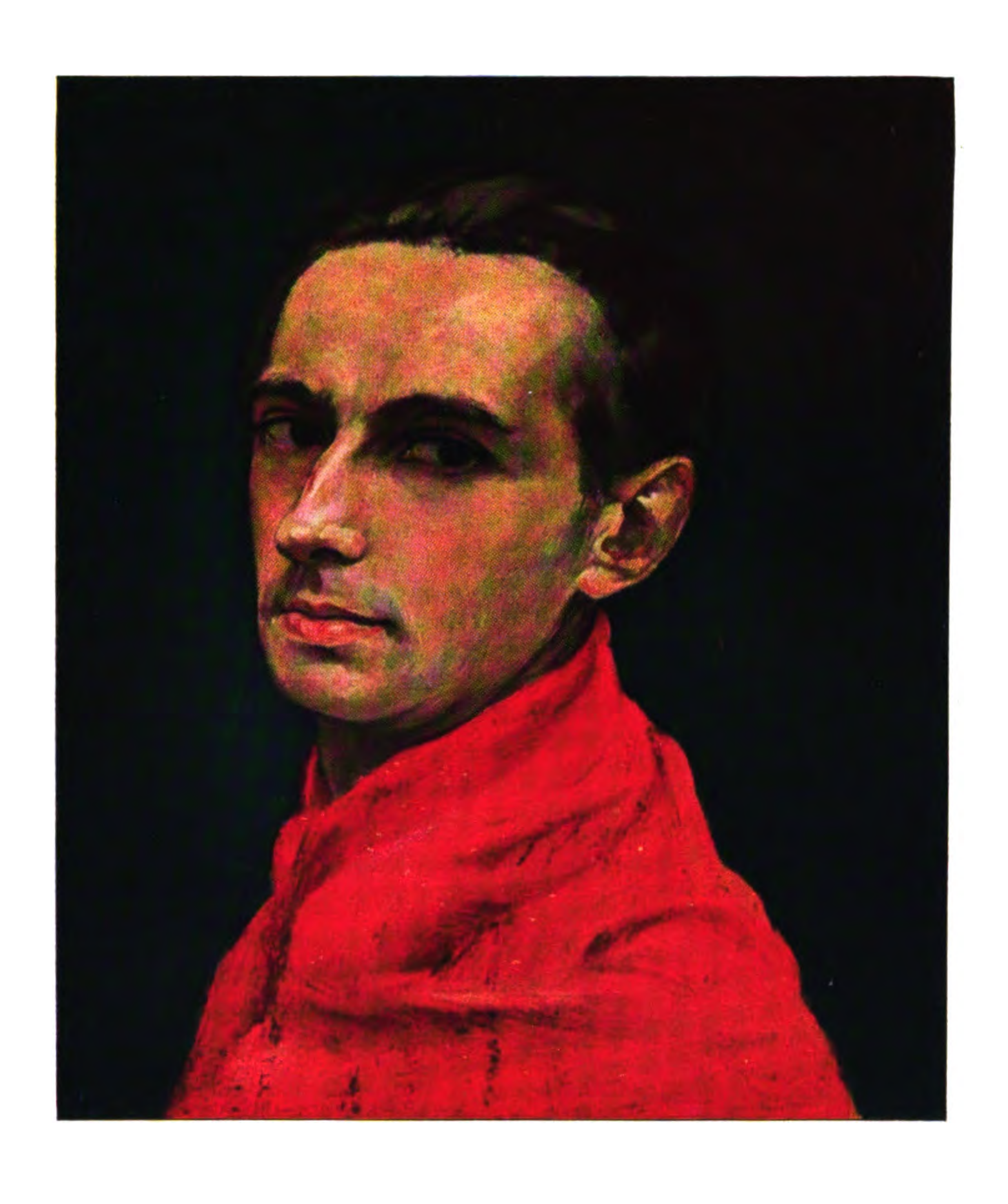
Mate wollte nicht schlafen und nicht essen wie andere Male, wenn er zu Besuch in dem kleinen Witwenhause einkehrte. Die alte, runzelige Mutter saß neben ihm und streichelte manchmal scheu und kurz über seine Faust.

Als die Sonne den Saum des baumlosen Berges anglühte, sagte er vor sich hin: „Ich werde Milica heute mitnehmen."

Die alte Frau wagte nicht zu klagen und die junge nicht zu jubeln. Der Sohn war der Herr der Familie.

„Ich habe von Blut und schwarzen Kleidern geträumt," jammerte später wohl leise die Mutter. Doch Mate überhörte es absichtlich.

„Was du für lange Zeit brauchst, mußt du in das Boot hinuntertragen," verlangte er. „Vergiß auch nicht auf dein schönes Kleid."



Selbstbildnis. Gemälde von Hellmuth Schott

Wer konnte ein Mädchen der Inseln nach solcher Verheißung noch bändigen? Mutter und Sohn durften jetzt gewiß sein, daß Milica sie nicht mehr störte.

„Wohin willst du sie führen?“ fragte die Mutter.

„Ich habe einen Mann für sie.“

Die Frau mit den altersgrünlichen Haarsträhnen faltete glücklich die Hände. „Gott segne Milica. Sie wird also Hochzeit machen.“

„Wer redet von Hochzeit?“ fuhr Mate auf.

Die frohlockende Stimme der Mutter brach zu einem wehmütigen Stammeln: „Ich hab' es nur so geglaubt.“

„Es ist mein Kapitän. Ein Herr nimmt keine Braut von den Inseln.“

Der Kopf der Mutter fiel nach vorn auf die ausgearbeiteten Hände. Ein Weinkrampf marterte ihre kleine, vertrocknete Gestalt.

„Führe sie in die Schande,“ verzweifelte sie dann.

Mate sah wortlos nach dem Stand der Sonne und hob die befeuchtete Handfläche in den Wind.

Währenddessen freute sich Milica, daß die Frauen und Mädchen der Inseln so reiche, bunte Gewänder trugen.

★

Um Mittag schlug der Wind mit jäher Gewalt um, er zog nun ungestüm aus dem Quarnero herauf und schoß wie ein dicker Pfeil in das winzige Segel. Mate mußte die zuckenden Seile fortwährend halten, als wären es die stoßenden Beine eines störrischen Schafes während der Wollschur. Aber er lachte und sang dabei, und der frische Laut des bewegten Wassers vermischte sich mit seinen Liedern.

Dort am Steuer, immer seines Zurufs gewärtig, saß die schöne Schwester. Auf allen Inseln, nicht nur den nahen, Cherso, Veglia, Lussin, war der Ruhm ihrer Schönheit verbreitet, die Schiffe trugen ihn sogar an Dalmatien entlang, und in Sebenico oder Ragusa konnte man von der herrlichen Milica Krpič hören. Wäre es sonst möglich gewesen, daß Leute von jenen Orten kamen, um das Mädchen zu sehen, um für sich selbst und auch für andere eine versteckte oder offene Werbung vorzutragen? Dann hatte die Mutter den Südfrüchtenhändlern, Fischern, Weinwirten geantwortet, das Mädchen wäre noch zu jung, um an eigenen Hausstand zu denken. Es antwortete wohl auch selber, weniger freundlich und nie ausweichend.

Hatte nicht er selber, der Bruder Mate, manchmal im Ernst den beiden Frauen versichert, auf Milica warte irgendwo in der Ferne ein reicher Schiffsherr, einer, der seine Knechte und Mägde habe, damit sie ihr dienen konnten? Hatte er nicht behauptet, sie würde einmal durch ihren eigenen Weingarten spazieren?

Und jetzt brachte er sie seinem armen Gospod Kapitän. Aber er war der beste Mensch auf der Erde, wenn er auch keine Knechte und Mägde, keinen Weinberg besaß. Wie gut war der Gospod Offizier auf dem Schiff gewesen, beinahe wie ein mächtigerer Bruder. Niemanden hatte er geschlagen, und als Mate in der Nacht heimlich zu seinem Schiff zurückschwamm, hatte er nicht einmal geschimpft.

Nur die fremde Frau war als ein Teufel in den guten Gospod Kapitän gefahren, er selber wußte vielleicht noch nichts davon. Aber Mate ahnte die unsichtbare Gefahr in der Luft; darum mußte der Teufel wieder ausgetrieben werden, bevor er Schaden anrichtete. Dort am Steuer hockte die schöne Schwester Milica, von der alle Männer an den slawischen Ufern redeten; sie besaß die Zauberkraft, die den Gospod Kapitän heilen sollte.

Mate sah ihn schon, wie er die Augen vor Verwunderung und Schrecken aufreißen würde, wenn die Schwester in das Zimmer trat. Wahrscheinlich stürzte er auf Mate zu, packte seinen Arm und konnte nicht reden. Dann wollten sie beisammensitzen und Milica mußte singen. Wer sie nur einmal hörte, der war ihr verfallen. Nach dem Gesang wollte Mate aus dem Zimmer gehen und die zwei allein zurücklassen, oder sie würden einen kaum betretenen Weg an der Berglehne suchen, und Mate würde schließlich weder durch Pfeifen noch durch Rufen zu erreichen sein. Wie leicht war es doch, sich vor einem Liebespaar in ein Gebüsch zu drücken, damit es ahnungslos daran vorüberginge. In der Nacht wollte Mate allein zum Fischfang ausfahren; Milivoj mußte zurückbleiben.

Dann sollte am nächsten Tag die fremde Frau aus Abbazia nur kommen, sie war nicht mehr gefährlich und durfte ruhig mit ihren kleinen, vorsichtigen Schritten durch den nassen Hafen rutschen. Der Gospod Kapitän würde sie kaum ansehen. An dem langsamen Wagen mußte es zu hören sein, wie sie traurig und mißlaunig heimfuhr.

Mate, dessen feste Hände unruhiges Segel und fröhlichen Traum hielten, drehte sich plötzlich nach einem hellen Ruf der Schwester um. Sie waren nahe an Laurana, schon konnte man die bunten Farben der

Kleider unterscheiden, in denen die Frauen durch die Kühle der vorabendlichen Zeit wandelten.

Milica mußte im Flur warten, während Mate zu Gogola emporstieg. Dieser erkannte im Spiegel, vor dem er stand, den Eintretenden, und er nickte ihm zu. Mate stellte gegenüber der Tür einen Stuhl zurecht und drückte den erstaunten Milivoj darauf. Dann rief er durch den Schraubenschacht der Stiege hinab und mußte dabei sehr laut sein, denn die Kinder im Hofe lärmten betäubend. Feierlich trat er mit dem Mädchen zur Türe herein und sagte: „Das ist meine Schwester Milica."

Das schöne, scheue Mädchen trug die Tracht der Inseln und wurde so noch entrückter als durch seine Stummheit. Gogola erzählte dann immerfort von den nächtlichen Fahrten wie jemand, der von Jugend an nichts anderes als nur Fischer gewesen war. Aber er wehrte sich damit eigentlich nur gegen die unbequeme Stille, die sonst entstanden wäre, und gegen ein sonderbares Benehmen Mates.

„Milica wird singen, Herr," sprach der auf einmal.

„Wir wollen deine Schwester nicht quälen, Mate; und außerdem ist es auch dunkel geworden."

„Jetzt ist es draußen in der Luft schöner."

„Du wirst allein mit deiner Schwester gehen müssen," meinte Gogola und entzündete die Lampe. Es fiel ihm, der sich in der Dämmerung vorsichtig bewegen mußte, nicht auf, daß hinter ihm die Stube ganz erstarrte.

„Du kannst mit Milica natürlich noch hier bleiben," sagte Gogola, als er sich umdrehte, „aber ich muß jetzt fort."

„Wohin?"

„Nach Abbazia. Ich werde heute auch nicht ausfahren."

Gogola schrieb es dem trüben Lichte zu, daß die Augen Mates so groß und seltsam fiebrig wurden. Der Fischer stand mühsam auf und griff, als vermöchte er nur mit den Händen den anderen zu beschwören, an die Brust Milivojs. Über der schwarzen Seide des Aufschlags wurde er erst der feierlichen, ungewöhnlichen Kleidung, die er an Gogola nie wahrgenommen hatte, bewußt.

„Was ist das?" fragte er furchtsam.

„Ein Smoking, mein lieber Mate."

Da dämmerte es in Mate Krpič herauf, daß er mit diesem unbekannten schwarzen Rock den Gospod Kapitän für immer verlor. Es war ein Gegenstand aus jener anderen, fremden Welt, in die Milivoj jetzt bestimmt zurückkehren wollte, wo die verfluchte Frau schon auf ihn wartete. Mate zog die Schwester wild und wortlos fort, über die finstere Stiege, durch die krummen Gassen, zum verlassenen Fischerhafen. Er stieß sie beinahe in das kleine Boot.

Derselbe gemächliche Wind wie an dem gestrigen Abend bog das kleine Segel. Milica weinte bis zu der Küste der Heimat leise vor sich hin.

★

Auch in seinem Schmerze blieb Mate Krpič immer noch so klug, daß er bedachte: nichts konnte von heute auf morgen werden. Langsam nur schwoll die Beere der Traube, allmählich nur füllte sich die Olive. Solange droben auf dem Maggiore der Schnee lag, blühte herunten nirgends die Myrte. Und er wußte auch, wie die Fische nur zögernd wuchsen. Nicht, daß er diese ewigen Erscheinungen einzeln betrachtet hätte, sondern dieselbe Kraft, die eine Strecke Weges zwischen Anfang und Vollendung legte, die alle Früchte erst nach einer Zeit der Blüte rundete, wirkte in ihm als lauernde Geduld.

Milivoj Gogola, der selten mehr zur Nacht auf das Meer hinausfuhr und die Zumutung Mates, deshalb den Bootsanteil wieder zurückzunehmen, lächelnd und gütig scheltend abgelehnt hatte, bemerkte nicht dessen hohle Wangen und entzündete Augen, die von den übrigen Fischern immer wieder bedauert wurden.

Mate Krpič konnte seinem Gospod Kapitän nicht mehr dienen, denn fast alle Gelegenheiten, deren kleinste er eifrig genützt hatte, waren ihm nun entzogen. Er hütete sich auch, jemals zu der Kammer Gogolas emporzusteigen, er verpuppte sich mehr und mehr in seinen dumpfen Zustand. Und in dem engen Gehäuse der unberedeten Trauer verstärkte sich jeder Gedanke durch sein gewaltiges, nahes Echo.

Es war schon September, als Gogola und die Gräfin Sziklosy einen Spaziergang im Lauraner Hafen beendeten. Das Schicksal — denn jetzt war es kein Zufall mehr — fügte es, daß sie dort Mate trafen, der die trockenen Netze sammelte, nachdem sie nur wenige Stunden im starken Winde gehangen hatten.

„Diese liebe Beschäftigung werde ich manchmal wohl sehr entbehren," sagte Gogola. Mate raffte die Netze weiter zusammen; es hatte den Anschein, als habe er die halb ja für ihn bestimmte Äußerung nicht verstanden.

„Ich kann es mir einstweilen gar nicht vorstellen, daß ich bald das Meer nicht

mehr riechen soll, die Bora nicht mehr hören, die Segel nicht mehr knallen."

Die Netze schleiften mit einer langen Schleppe auf der Hafenmauer, der Fischer mußte sich nach ihnen bücken.

„Wird das Heimweh nach dem Meere auszuhalten sein, Mate?" wandte sich Gogola plötzlich ganz zu dem hartnäckig Schweigenden, der es vermied, den Besuch anzusehen.

„Ich werde nämlich nach Ungarn übersiedeln, Mate," würgte Milivoj das lang zurückgedrängte Geständnis herauf. „Ich weiß, es wird dir nicht recht sein, aber einmal hätte es doch werden müssen; immer wäre ich ja nicht in Laurana geblieben. Du bist ein guter Kerl, Mate, dem ich mein Leben lang dankbar sein muß. Du wirst deinem Gospod Kapitän gewiß eine bessere Zeit vergönnen. Es war schön hier bei dir; du kannst jetzt natürlich auch immer zu mir kommen."

Das waren eine Menge Worte, aber der Abgrund, in den sie fielen, reichte eine Unendlichkeit hinunter, und sie bedeckten kaum den Boden. Die ganze Welt hätte darin Platz gehabt, und dann wäre noch immer keine Brücke darüber gespannt gewesen. Aus solcher Tiefe kam kein Menschenwort mehr, und Gogola durfte deshalb noch nicht enden, wollte er nicht dem Wasser, das an die gemauerte Bucht anschlug, den einzigen Laut überlassen.

„Du mußt die ungarischen Weingärten sehen, Mate, dann erst weißt du, was ein Weinberg ist. Wenn du dann wieder nach Laurana zurückkommst, wirst du den Domači nicht mehr trinken wollen. Und die Zigeunermusik wird dir Tag und Nacht in den Ohren liegen. Über die Pußta sollst du mit mir reiten; selbstverständlich mußt du dort reiten lernen. Den Czardas werden die Leute für dich tanzen, und wer weiß, vielleicht geht sogar eine ungarische Braut mit dir. Du wirst einen guten Tausch machen, Mate, ich gehe nach Ungarn und ein ungarisches Mädchen kommt ans Meer . . ."

Das waren noch mehr Worte; sie lagen wie moderndes Laub in der düsteren Tiefe.

Gab es denn nichts, um den schwermütigen Trotz zu öffnen?

„Große Räuber haben dort in Ungarn gehaust; heute noch redet Kind und Greis von ihnen. Hast du nie von Rosza Szandor gehört? Die Männer verfluchten ihn, und die Frauen träumten von ihm . . ."

„Wollen wir . . . zum Abschied . . . nicht auf dem kleinen . . . Boot . . . hinausfahren?" Der schwere Atem Mates zerriß die Frage in zitternde Fetzen.

Gogola war glücklich, daß er nur etwas redete, etwas wünschte.

„Ich fürchte mich," sagte die Gräfin; aber sie schämte sich dessen und ließ sich bald überzeugen.

„Wir haben schönen Wind, beinahe eine kleine Bora."

Während Mate das zusammengerollte Segel in das Boot trug, sprach Gogola noch leise zu der Frau: „Diesen Wunsch durften wir nicht überhören. Er muß an allem andern schwer genug tragen. So aber wird er noch eine letzte Erinnerung haben."

„Das Boot widersetzt sich ja förmlich," erschauerte die Gräfin. „Ich glaube, es ist ein unsinniges Abenteuer."

Gogola aber, an dem noch losen Segel im Kampf mit dem Wind, verstärkte lachend mit gespreizten Beinen das Schaukeln. Der heitere Sturm unter klarem Himmel schoß das Boot als einen Pfeil über das Meer hin. Anfangs sprühte nur der Gischt über den Rand, weiter draußen durchquerten sie eine Zone wütender Böen; schäumende Wellenkämme stürzten jetzt in das Boot.

„Ich möchte umkehren," bat weinerlich die Gräfin.

„Dreh um!" befahl Gogola.

Aber Mate kümmerte sich nicht mehr um die Stimme der Menschen. Das Segel lag schief über dem Wasser, das Boot fraß die langen Wellen.

Die kalkweiße Frau sank in die Knie, als wehrte sie sich gegen eine Ohnmacht. Da trat Gogola einen weiten Schritt auf Mate zu und wollte dem Widerspenstigen die Seile aus den Händen nehmen. Es wurde nur ein kurzer Kampf unter dem Segel.

In solchem starken Wind kreuzte durch jede Sekunde eine Gefahr.

Eine eisige Welle von Schrecken überspülte Gogola. Als er die Augen öffnete, fand er sich schwimmend. Dort trieb das gekenterte Boot ab, vielleicht würde es noch zu erreichen sein.

Aber da ganz nahe waren die grauenhaft angstvollen Augen, der offene Mund der wieder auftauchenden Gräfin. Sie hob beide Hände aus dem Wasser. Die zehn gespreizten Finger waren zehn Hilferufe.

Gogola stieß auf sie zu. Plötzlich fühlte er, wie ihre Arme seinen Hals umschnürten.

„Nicht . . . um den Hals . . ." gurgelte sein Entsetzen. Er hatte Wasser geschluckt und bekam keine Luft. Aber die Todesfurcht der Frau überlegte nicht mehr, sie hörte wohl auch seine angstvolle Bitte nicht.

Mate Krpič sah den lieben Gospod Kapitän und die fremde Frau langsam sinken.

Er hatte keinen anderen Ausweg gewußt. Seine Tränen vermengten sich mit dem Meerwasser.

Durch die Wellenberge tauchend und in die Wellentäler schwimmend, betete er in Gedanken ein Vaterunser.

Oh, es war schwer, es war eine furchtbare Buße, sich als guter Schwimmer gegen das Meer nicht mehr zu wehren. Mate atmete die Luft aus und hob die Arme; als hinge Blei an seinen Füßen, so sank er langsam tiefer und tiefer. Die beiden Fäuste drohten zuletzt wie zwei stumme Flüche zum Himmel.

★

Die Schwärme der Scombri, von einer geheimnisvollen Strömung bewegt, werden über die drei Toten streichen. Früher aber als die kühlen Fische sind die Möwen unruhig geworden. Immer wieder kehren sie nach einer Stelle draußen im Meere zurück, über der sich ihr mißtöniges Geschrei vereinigt. Längst schon trauert auch der Wind, der, sanfter geworden, durch Olivenwälder und Weingärten weht. Wo er Früchte und Trauben berührt, werden sie nun einen bitteren Geschmack haben. Im Hafen jaulen die roten und orangenen Segel der Fischerbarken leise. Nun werden es bald auch die Menschen erfahren.

Gedichte

Fliederblüte. Von Leo Lenartowitz

Aus tausend Quellen rieselt Blütenduft,
Vom Flieder fließt ein Bächlein in die Luft,
In das die andern Blütenquellen münden.

Und aus dem weiten Blütenatem-Meer
Blutet Gesang von Nachtigallen her —
Als ob sie Menschen-Lust und -Leid verstünden.

Lockung. Von Arnt Hochberg

Deine Seele ist wie trunken.
Frühling pochte in der Nacht.
Deine Sorgen sind versunken,
Deine Sehnsucht ist erwacht. —

Deine Bergesreihen sprechen,
Wie vertraute Freundschaft spricht,
Deiner Gipfel lichte Flächen
Strahlen in verklärtem Licht.

Deiner Täler feuchte Schatten
Blauen wanderwegentlang.
Deine Hänge, deine Matten
Stehn in knospenwirrem Drang.

Deine wilden Bäche schwellen,
Zirbel streckt die braune Hand;
Deine kleinen Soldanellen
Zittern schon am Gletscherrand.

Morgen. Von Ludwig Finckh

Tausend Tage waren schwarz und dunkel,
Aber eine Nacht mit Sterngefunkel
Kann sie alle überhellen.

Auch der alte Zaubervogel Seele
Wetzt das Gold in stummgewordener Kehle.
Morgen wird es ihm erquellen.

Pariser Bilderbogen

Fünfzig Jahre Pariser Bürgerchronik im Spiegel der zeitgenössischen Künstler-Lithographie (1820–1870)

Von Dr. Wolfgang Bruhn

Wer die Eigenart eines Landes verstehen will, muß in dessen Sprache reden und womöglich denken lernen. Gilt dies schon für die lebendige Gegenwart, wieviel mehr für vergangene und entlegene Zeiten! Aber für die Vergangenheit kommt noch das historische Verständnis hinzu, ohne das auch die bloße Sprache meist stumm bleiben würde. Soll die Vergangenheit für uns wahrhaft lebendig und gleichsam gegenwärtig werden, so muß ihr Geist und ihr Charakter auch noch in der besonderen Prägung zu uns reden, die innerhalb eines Volkes zu einer bestimmten Zeit die einzelnen Volkskreise, Stände und Berufsarten kennzeichnet. Hier kann man schon von einem charakteristischen Jargon oder Dialekt sprechen, der etwa den Bauer und Bürger von der amtlich anerkannten Schriftsprache der Vornehmen oder Herrschenden unterscheidet.

Keine Literatursprache kann sich an unmittelbarer Anschaulichkeit mit der Sprache messen, deren die bildende Kunst sich bedient, vorausgesetzt, daß sie nicht bloß in schmuckreicher Rede oder tönendem Pathos auftritt, sondern sich ungezwungen mit knappen und eindeutigen Worten an uns wendet.

Von dem Ideal der Bibelsprache Luthers, der den Leuten „aufs Maul sah“ und sie bei ihrer mancherlei „Hantierung“ belauschte, ist mancher Künstler von heute und von früher oft weit entfernt, und man muß in der Regel viel wegstreichen oder ergänzen, will man den wahren Sinn ihrer Sprache erraten und die historische Wirklichkeit daraus erfassen. Die Sprache der sogen. Gebildeten einer Kulturepoche gibt ja auch nur eine Seite dieser Kultur wieder. Wie einseitig würde z. B. die Zeit der Gegenreformation und der spanischen Machtblüte verstanden werden, wenn man nur nach den offiziellen Bildnissen der Hofmaler oder den dekorativ-monumentalen Gemälden eines Rubens urteilen wollte, ohne die Bauernbilder des älteren Brueghel zu kennen oder die Feinmalereien und Kupferstiche aus den gut bürgerlichen Kreisen!

Solche Gegensätze zwischen offizieller, gehobener Sprache und realistischem, einfachem Jargon treten mit erstaunlicher Deutlichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Frankreich auf, als nach den Umwälzungen der französischen Revolution

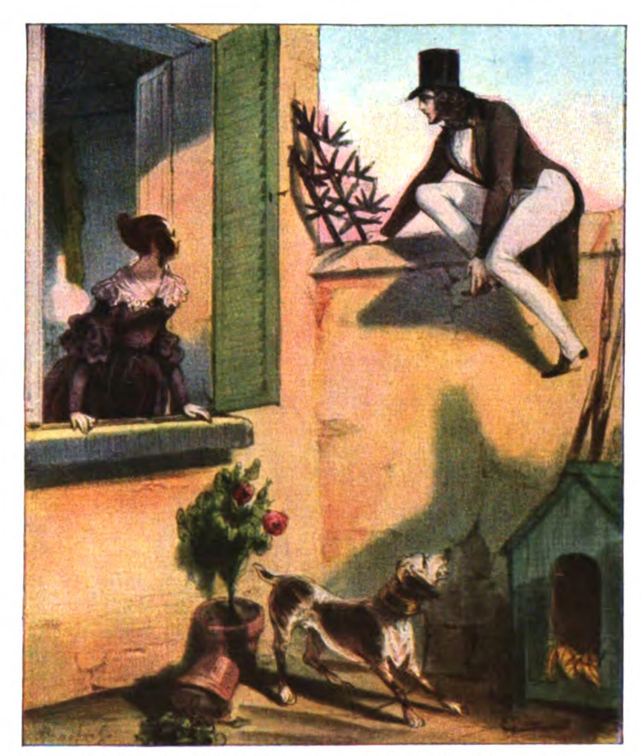


„Ich habe mir erlaubt, Madame, ein paar Freunde mitzubringen!“ (Aus: Les gens sans façon, von Henri Monnier. Um 1832)



Vor und hinter den Kulissen. (Aus: Etre et paraître von Charles Vernier, Paris. Um 1860)

das napoleonische Kaisertum zuerst wieder eine feste Überlieferung für seine neu gewonnene Macht aufzustellen suchte und die Anknüpfung an eine klassizistisch gefärbte „Antike“ als Ziel der offiziellen Kunst verkündete, wobei jeder nach Belieben an ein republikanisches oder ein cäsarisches Vorbild denken konnte. Malerei, Baukunst, Mode und Mobiliar mußten sich gleichmäßig diesem antikischen Ideal unterordnen, und nur schüchtern wagte sich die natürliche Volkssprache in Gestalt von Flugblättern, Genremalereien und gestochenen Karikaturen an die Oberfläche, aus Angst vor der scharfen Zensur. Und als man „des antiken Tones satt“ wurde und nach Napoleons Sturze die Bourbonen auf Frankreichs Thron den alten Königsglanz aus Mittelalter und Renaissance wieder zu beleben suchten, fanden sie gerade bei der neuen Bildungsschicht des Bürgertums mit seinen romantisch-poetischen Sehnsüchten nach der vermeintlich „besseren“ Vergangenheit volle Gegenliebe: an Stelle der klassischen Kunst eines David trat die auf die Vergangenheit gerichtete idealistische Historienmalerei und die Neugotik in Baukunst und Kunstgewerbe. Für die Gegenwart hatte man anscheinend in dieser Gesellschaft keinen Platz. Es war ein Dogma, daß die Kunst nur das ideal Schöne und die verklärte Geschichte darstellen dürfte. Und das gerade, je mehr der gute Bürger im praktischen Leben und Handeln den realsten Zwekken und egoistischen Bedürfnissen nachjagte. „Bürgerlich“ in diesem Sinne war auch das Streben und die Gesinnung der Handwerker-, Angestellten- und Arbeiterkreise. Die pathetisch-schwülstige, innerlich unwahre Sprache in Dichtung, Leben und Kunst war Trumpf; für die natürlich schlichte Sprechweise und Meinungsäußerung, kurz, für den charakteristischen „Jargon“ fehlte, wie es schien, jede Betätigung. Aber auf



Der glückliche Liebhaber findet Treue, wo er sie nicht gesucht hat. Lithographie von Henri Bouchot. Um 1830



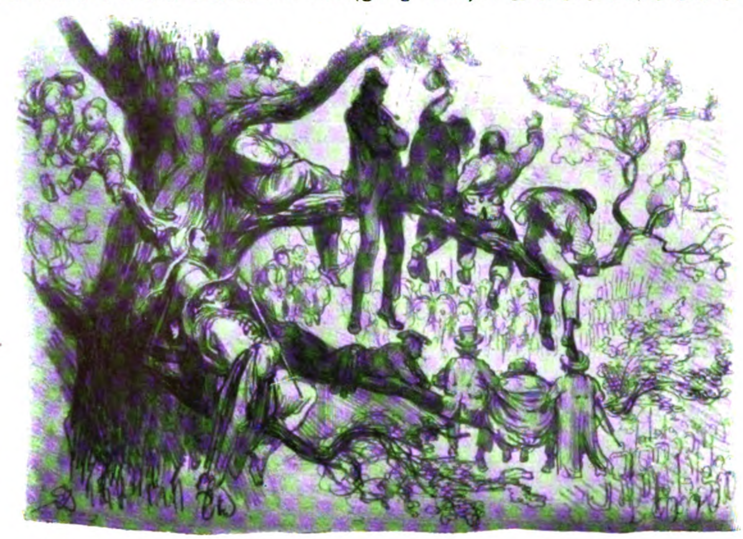
Mitgiftjäger. (Aus der Folge: L'Argent von H. Gérard-Fontallard)

die Dauer ließ sich der freischaffende Künstler in seinem Drange nach Wirklichkeitsdarstellung und unmittelbarem Erlebnis nicht gänzlich unterdrücken. War ihm die „hohe“ Kunst verschlossen, so schuf er sich ein neues Feld: als Zeichner. Er gewann sich hierbei einen mächtigen Bundesgenossen, der bisher auch mehr im stillen vorgearbeitet hatte: die Presse. Als die Zügel der Zensur nur ein wenig gelockert wurden,



„Aber ich will es!“ Ungleiche Gegner
Lithographie von Paul Gavarni

brach diese Tagespresse kühn und gewaltsam hervor und bemächtigte sich einer bisher nie geahnten Rolle im Leben der französischen Nation. In dieser Zeit, dem 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, geht zum erstenmal der zeichnende Künstler Hand in Hand mit der gedruckten Tagespresse. Die technischen Mittel brauchte der Künstler nicht mehr weit zu suchen: sie lagen ihm zur Hand in des Deutschen Senefelder genialer Erfindung des

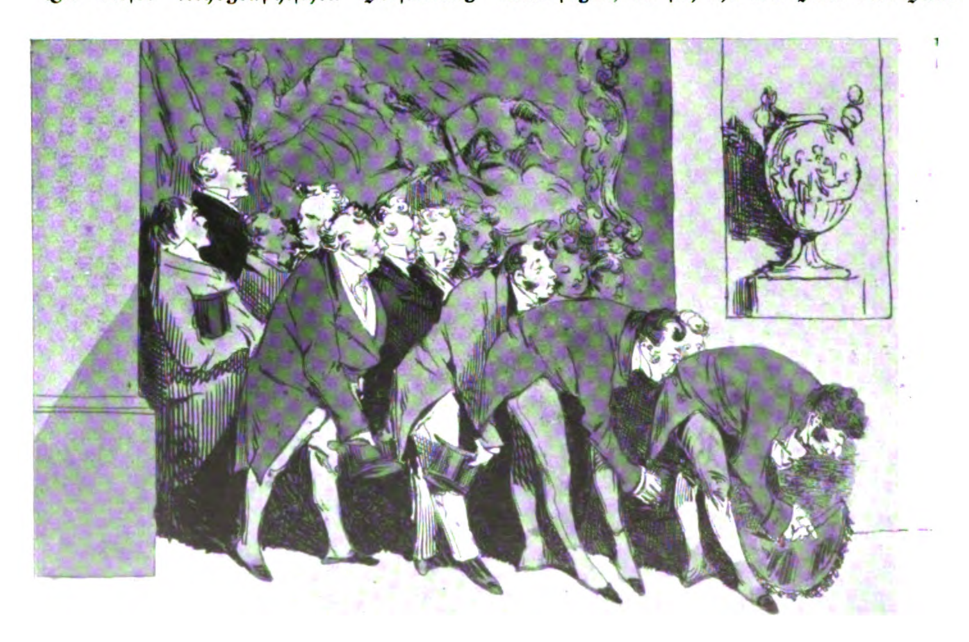


Zuschauer bei der Frühjahrsparade. Lithographie von Gustave Doré. 1858

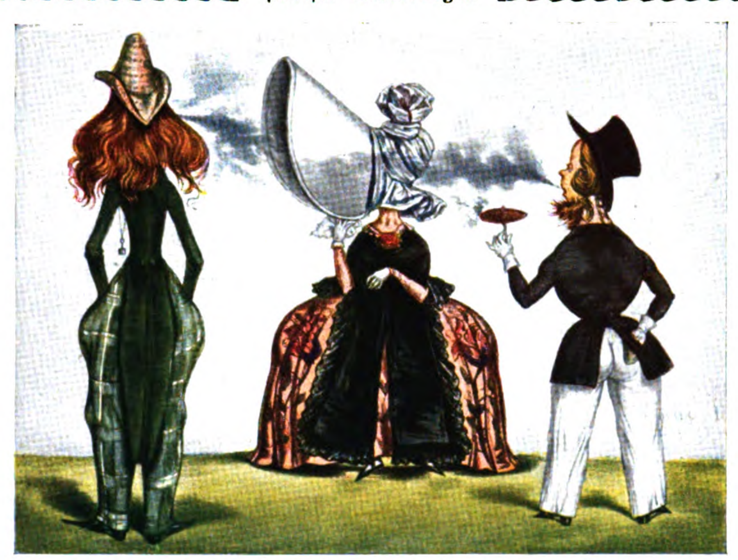
Steindruckes, die es dem Zeichner ermöglichte, ohne fremde Vermittlung (wie beim Holzschnitt und Kupferstich), seine Arbeit und Idee unmittelbar auf den lithographischen Stein zu bringen. Die Arbeit ging rasch und ohne besondere technische Schwierigkeiten vonstatten, und die Wirkung auf die weitesten Kreise in Stadt und Land war fast unbegrenzt, weil der Stein Abdrucke in beliebiger Anzahl gestattete.

In dieser lithographischen Herstellung entstand ein Seitenstück zur gedruckten Tagespresse und -Kritik in Gestalt eines Bilderjournalismus, dessen politische und moralische Macht sich sehr bald wirksam und fruchtbar erweisen sollte.

Ebenso wie die politisch unruhige Zeit vor der Julirevolution sich gleichsam diese lithographische Technik als ihren Zwecken gemäß geschaffen hatte, fanden sich auch bald die Künstler, die sich ihr widmeten, ja man kann sagen, die sich ihr mit Haut und Haar



Bücklinge nach Rang und Würden. Von Henri Monnier. (Aus: Mœurs administratives)



Praktischer Rauchschutz. Lithographie von H. Gérard-Fontallard
(Aus: Bulletin des Modes ridicules. 1838)

verschrieben. Merkwürdig, wie diese Zeichner auf dem Stein eigentlich politisch und sozial eine Gruppe ganz für sich allein bildeten, im wahren Sinne „keiner Partei dienstbar". Je nach Temperament gingen sie auf verschiedenen Wegen vor, aber stets auf das gleiche Ziel hin: jeden lächerlich und unmöglich zu machen, der sich eine menschliche und moralische Blöße gab. Im Jahre 1817 schon ging jenes berüchtigte Kesseltreiben gegen die Pariser „calicots" an, die durch ihre geckenhaft-grünschnäbelige Mode-



Pariser Moden von 1830





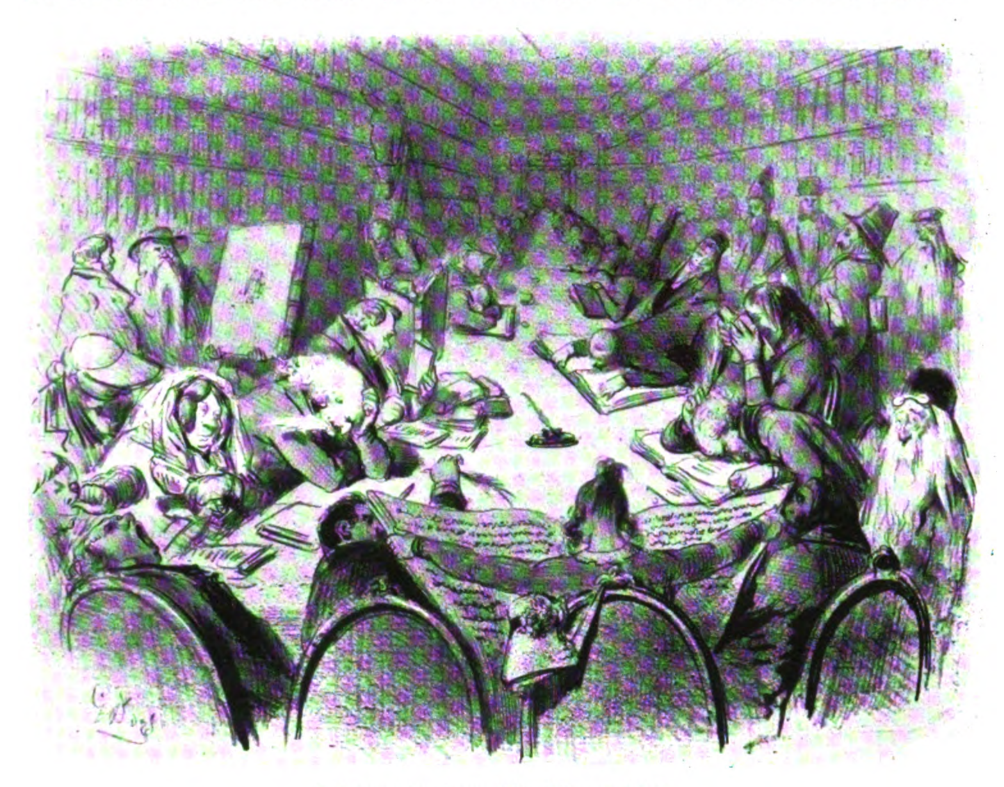
Ich mag wohl! Ich mag nicht!
Lithographien von E. J. Pigal. Aus: Scènes de société. Um 1825

tracht sich lächerlich machten, obgleich sie nichts als Seidenbänder und Posamenten im Laden verkaufen konnten. Bouchot sagt übrigens, die „calicots" hätten in Frankreich die Lithographie geradezu „lanciert". Denn wäre diese auf die akademisch langweiligen Figuren nach Raffael usw. beschränkt geblieben, so wäre sie vielleicht eines frühen Todes gestorben. Auf der andern Seite war es auch die tief im Volke wurzelnde Legendensehnsucht, die der neuen Kunst des Steindrucks frische, phantasiereiche Impulse gab. Der Napoleon-Mythos übte auf zahlreiche begabte Künstler eine faszinierende Wirkung aus, Horace Vernet, Charlet, Bellangé und Lami haben ihm einen Hauptteil ihrer Arbeit gewidmet und haben damit dem Wiedererstehen des Kaiserreichs unbewußt vorgearbeitet. „So rächte sich der Besiegte von Waterloo."

Aber abgesehen von diesem historisierend-mythologischen Darstellungsgebiete, das die Taten des „kleinen Korporals" und seiner Soldaten verherrlichte, war die Kunst der meisten, besonders der jüngeren Pariser Steinzeichner auf die Darstellung, Verspottung oder Bekämpfung der Tagesereignisse und ihrer jeweiligen Träger und Repräsentanten gerichtet. So weit wir bis heute aus den keineswegs lückenlos erhaltenen Einzelblättern und lithographischen Folgen ersehen können, beginnt die Darstellung und Kritik zunächst unpolitisch mit der kommentarlosen Wiedergabe der Pariser Tagesmoden und Sitten um 1820. Dann stellte sie nach und nach einige populäre „Typen" auf, die im Volk schon in irgendeiner Gestalt eines besonders unbeliebten Zeitgenossen, Neureichen, Gewissenlosen, Heuchlerischen, vorgezeichnet waren. Ein Künstler wie Pigal, dessen „Helden" (in umgekehrtem Sinne) die Kleinhändler, Arbeiter und Lumpen sind, kehrt mit Bewußtsein das Abstoßende, Häßliche, Widrige und Ungeschliffene heraus und gibt uns durch diese schminkenlose, naturgetreue Darstellung gleichsam „Dokumente" an die Hand.



Wozu die Mode gut ist. Lithographie von Cham.
Aus: Les tortures de la mode



Lesetypen in einem öffentlichen Lesesaal
Lithographie von Gustave Doré aus: Les différents publics de Paris. 1858

Später in der Betonung des Charakteristischen und im Durcharbeiten der physiognomischen Details sind drei Künstler: Boilly, Grandville und Traviès, von denen der erste, aus der Schule Davids hervorgegangen, erst als ein Sechziger der neuen Technik sich zuwandte. Grandville ist berühmt durch seine Gesellschaftssatiren mit Tieren in Menschenkleidern und durch seinen beißenden Zyklus: „Voyage pour l'éternité" nach Art der alten Totentänze.

Eine Gruppe von Künstlern geht dem Alltagsleben und -Treiben der Pariser Bewohner aller Klassen mit besonderer Liebe und eifrigem Spürsinn nach, wie es sich auf der Straße, im Omnibus, auf der Eisenbahn, im Theater und Varieté abspielt. Da die Mehrzahl dieser Lithographien mit der Hand bemalt sind, geben sie den Künstlern Gelegenheit, ihre koloristische Begabung zu erweisen. Durch besonders weiche, malerische Behandlung der farbigen Flächen, die harmonisch zu dem flockigen Umriß der Kreidezeichnung stehen, zeichnet sich ein fast unbekannter Künstler, Fournier, aus. Seine „Bank im Omnibus" wirkt in der Charakteristik der Menschentypen gerade dadurch besonders eindringlich, weil der Beobachter ganz trocken und scheinbar unbeteiligt seinen Eindruck schildert und die Situation dieser zusammengepferchten Reisenden für sich allein sprechen läßt. Ähnlich schildert Delarue die musikbegeisterten und theaterhungrigen Pariser im 4. Rang („Paradis").

Einen besonders eifrig gepflegten Zweig des bildkünstlerischen „Journalismus" bildet die Gesellschaftssatire im engeren Sinne. Das gesellschaftliche und gesellige Leben des besseren Pariser Bürgers, wir würden sagen: des gehobenen Mittelstandes mit all seinen Einzelzügen, die ihn seiner erworbenen Bildung und angelernten Manieren noch recht unsicher zeigen; die kleinen harmlosen Vergnügungen und Eifersüchteleien, den hinter der Galanterie schlecht verhüllten Egoismus, die Nöte des Heiratskandidaten beim Anblick der allzu reichlich zur Schau getragenen Dekolletés an sonst unansehnlichen weiblichen Personen, die groteske Komik der gierigen Mitgiftjäger von verschiedenem Stand und Bekenntnis, wie sie von der resoluten Brautmutter belehrt und in Schach gehalten werden. Köstlich, wie oftmals die schon in der Zeichnung keck und witzig gegeneinandergesetzten Gestalten durch die Farbflächen dann noch einmal stärker kontrastiert werden.

Der Ahnvater und Meister aller dieser Gesellschafts- und Standeskarikaturen ist der in letzter Zeit von den Kennern wie-



Wenn man von seinem Hausbesitzer Schönheitsreparaturen verlangt! Zeichnung von H. Daumier. Um 1850

der sehr hochgeschätzte Zeichner, Schriftsteller und Schauspieler Henry Monnier (geb. 1805), ein flotter Zeichner und nie ermüdender Beobachter der Welt, in der er durch seine wechselnden Berufe besonders intimen Einblick hatte. Als junger Jurist hatte er es mit der Beamtenlaufbahn versucht und es beim Gericht oder im Anwaltsbüro zu einer sehr mäßig bezahlten, kleinen Stelle gebracht. In seinen „Mœurs administratives" (zwei Folgen von zusammen 12 kolorierten Lithographien) rächt er sich für diesen verfehlten Beruf und geißelt in einem unnachahmlich trockenen und zugleich scharf satirischen Humor die Verlogenheit, Kriecherei und Genußsucht gewisser Staatsbeamten. In seinem „Différents quartiers de Paris" (1832) schildert Monnier mit eindringlicher Beobachtungsschärfe die in den einzelnen Stadtteilen grundverschiedenen Manieren und Moden der Pariserinnen, höchst amüsant in ihren feinen Schattierungen. Monnier ist vor Gavarni gewiß der geistreichste Darsteller der Moden aller Grade, ja, die ungezierte, unsentimentale Berichterstattung über Kleidung, Sitten und Charakter seiner Mitbürger sichert ihm als Sittenschilderer einen besonderen Platz (Gens sans façon). Wie Traviès den Typus des „Mr. Mayeux" endgültig geprägt hat, so ist Monnier der Schöpfer des „Mr. Proud'hon", jenes seither sprichwörtlich gewordenen Vertreters plattesten Spießbürgertums.

Auf Monniers Schultern, wenn auch keineswegs ohne Eigenart, stehen Künstler wie Corneille, Forest u. a., die aber den Stoffkreis über ihr Vorbild hinaus stark erweitern.

Das ist überhaupt das Erfreuliche an diesen Künstlertypen, die uns das gesellschaftliche Leben der Pariser zur Zeit des Bürgerkönigs so unvergeßlich schildern: sie ergänzen sich gegenseitig ohne jede Sucht, sich durch kuriose Einfälle zu überbieten. Sie ziehen sozusagen alle an einem Strange und bereichern dadurch das Gesamtbild dieses ganzen sozialen Lebens auf mannigfaltige Weise. Diese Blätter und Serien sind eine Fundgrube für den Sitten- und Kulturforscher, die bis jetzt noch kaum angegraben, geschweige ausgebeutet worden ist.

Schon seit Anfang der dreißiger Jahre mehrten sich in der lithographischen Herstellung die Ausfälle rein politischer Art, die sich gegen die neue Regierung des „Bürgerkönigs" Louis Philipp von Orléans richteten und von Jahr zu Jahr immer heftigere, ja fanatische Formen annahmen.

Es ist bekannt, daß die ersten, fast ganz politischen Karikaturenblätter mit Text und

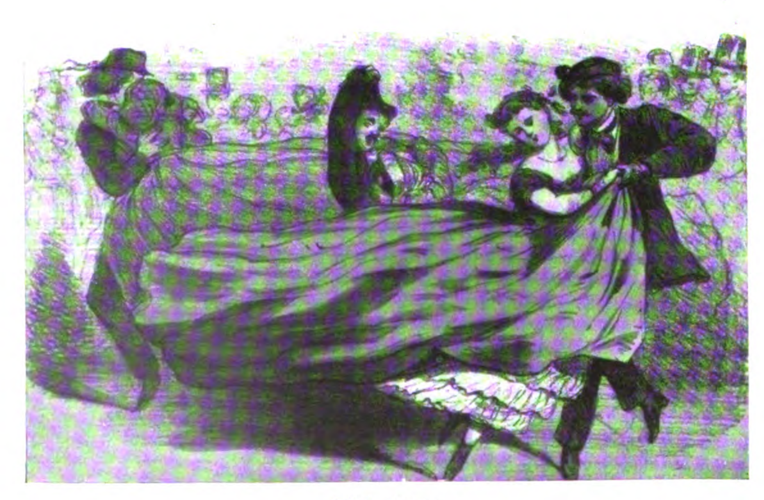


„Unerhört!" Holzschnitt von A. Grevin. 1879



„Aber meine Herren! Das ist doch für die Damen!" Lithographie von E. Forest

Bild, wie La Caricature (1830), Le Charivari (1832), Journal pour rire (erst 1848 gegründet) in dieser Zeit durch den Herausgeber und Lithographen Charles Philipon bei Aubert in Paris ins Leben gerufen, rasch zu einer schneidenden und gefürchteten Waffe gegen alle politischen Gegner, ebenso wie gegen die Heuchelei, Dummheit und Gewissenlosigkeit aller satten Bürger wurden. Künstler wie Grandville, Daumier, Gavarni, Doré, traten mit ihren wohlgespitzten Griffeln und Federn auf den Plan, um die scharfe Lauge ihres Witzes über den Gegner zu gießen. Und entgegen dem Wunsche unseres Dichters begnügten sich die Zeichner nicht, zu „bilden", sondern entschlossen sich auch nachdrücklich zu „reden". Ja, ihre Rede in den Unterschriften wird hier sogar zu einem untrennbaren und wesentlichen Teil ihres Werkes. Aber bei



Wirbelsturm



Der Löwe der Gesellschaft beim Perückenmacher. Lithographie von H. Gérard-Fontallard. (Aus: Bulletin des Modes ridicules.) 1840

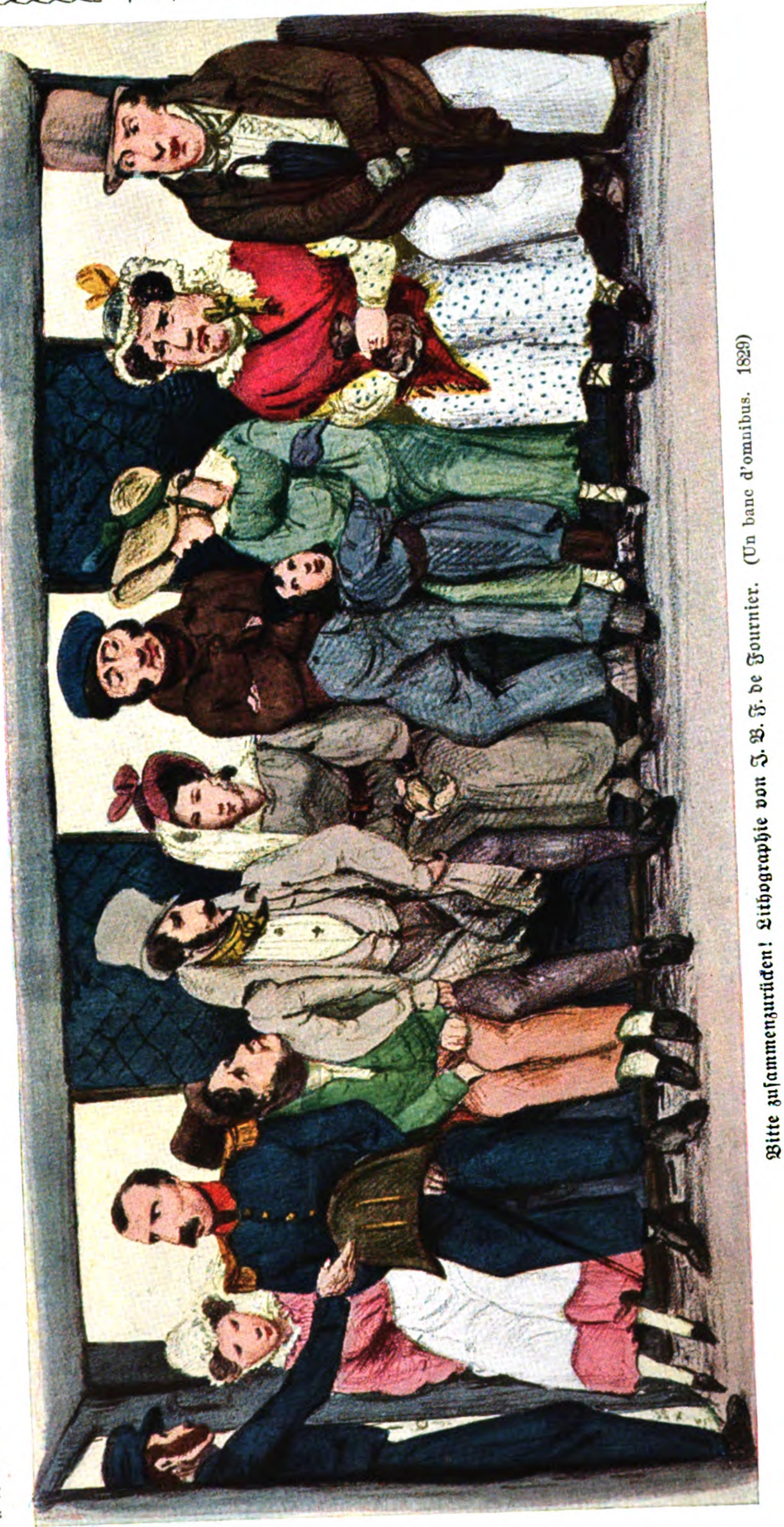
aller Aktualität für die damalige Zeit verlieren diese Darstellungen mit der wachsenden Erbitterung und Leidenschaftlichkeit ihren objektiven Wert für unsere Erkenntnis des Lebens und Denkens jener Kreise. Deshalb schließen wir diese politischen Blätter von unserer Betrachtung aus und wenden uns wieder den rein darstellenden Karikaturen jener Tage zu. Es gab ja auch neben der Tagespolitik, die alle Gemüter beschäftigte, noch genügend Stoff im täglichen Leben des Pariser Bürgers der Restaurationszeit, der dem scharfen Beobachter, dem Nachkommen Rabelais' in gallischem Humor, Angriffsflächen für seine Satire bot.

Da sind es vor allem wieder die Sitten und Beschäftigungen, die Liebhabereien und „Steckenpferde“, die Moden und Manieren aller Stände, jedes Alters und Geschlechts, die den Witz und die Lachlust der Zeichner herausforderten. Auf Schritt und Tritt begegneten dem scharfblickenden Zeichner „seine“ Modelle. Er brauchte sie nur wie ein Photograph im Bilde festzuhalten. Das Familien- und Eheleben, der Junggeselle mit und ohne Freundin, die erlebnishungrigen Grisetten und Modistinnen des „Quartier latin“ mit seiner Boheme, der Straßenkehrer und Eckensteher, die Bewohner der Gefängnisse und Zuchthäuser, die Salons der Eleganten und Reichen, die Unschuld vom Lande, der Studierende aus der Provinz beim ersten Abenteuer in der Residenz, Leiden und Freuden des Liebhabers, die angebetete Schauspielerin vor und hinter den Kulissen, das Literaturcafé, Ausrufer und Straßenhändler usw. Ohne Vorurteile mit dem sachlich-nüchternen Blick des Chronisten, oft ohne erkennbare, persönliche Stellungnahme werden alle diese Typen von Menschen und Zuständen vor den Beschauer hingestellt. Und da, wo Humor und Phantasie die Zügel führen, haben wir meistenteils den Eindruck, als wäre selbst das Unwahrscheinliche und Groteske noch wirklich und möglich.



Das kecke Lüftchen auf der Strandpromenade in Ostende
Lithographie von Cham. Um 1855

Viele von den Künstlern, die in der Generation von 1830 bis 1860 solche mehr oder weniger pointierten Schilderungen gaben, nahmen als Ausgangspunkt die elegante Mode der Dame und des Herrn auf der Promenade oder im Ballsaal. Neben dem größeren Gavarni, der jahrelang sogar als Mitherausgeber und Hauptzeichner für ausgesprochene Modezeitschriften tätig war (vgl. „Das Modenbild". Werbegabe der V. u. Kl. Monatshefte 1926), sind es einige besonders für die Schneiderei, die Schilderung modischer Eleganz und ihrer Auswüchse begabte Zeichner wie der erwähnte Philipon, Bouchot, Scheffler in den dreißiger Jahren, während von 1850 bis 1870 graziöse Nachahmer Gavarnis, wie E. de Beaumont und Daumiers Jünger Cham, die Mode von der beginnenden bis zur wieder verschwindenden Krinoline in allen Phasen verfolgen. Besonders Cham nimmt immer wieder Gelegenheit, die charakteristischen Neuerscheinungen, den dernier cri in irgendeiner Weise als Vor-



Bitte zusammenzurücken! Lithographie von J. B. F. de Fournier. (Un banc d'omnibus. 1829)

wand für seine Phantasiegestaltungen zu verwenden.

Aber in der phantastischen Ausschmückung, grotesken Umbildung und witzig-geistreichen Paraphrase nach den Tagesmoden ist — trotz Monnier, Daumier und Gavarni — kaum ein so origineller Kopf im Paris des Vormärz zu finden, wie der erfindungsreiche und vielgewandte Henri Gérard-Fontallard, über dessen Leben und Arbeiten wir bis jetzt noch kaum etwas wissen, obgleich er sehr fruchtbar war. Als er für die im Jahre 1830 begründete Zeitschrift „La Silhouette" das Titelblatt zeichnete, besaß der junge Künstler schon eine erstaunliche Sicherheit im Erfassen und Wiedergeben charakteristischer Gestalten und Situationen. Aber erst etwa zehn Jahre später gewinnt er ganz seinen eigenen Stil. Gewiß kann er sich an Feinheit der Komposition nicht mit Monnier noch an Liebenswürdigkeit und Grazie etwa mit Gavarni messen, aber seine lithographischen Blätter gehen ja in erster Linie von dem Einfall, der Erfindung, der phantastischen Kombination gegebener und wirklich gesehener Objekte aus, und so interessiert bei ihm der Inhalt mehr als die formale Ausgestaltung. Wenn man z. B. seine umfangreiche Folge von Beiträgen zu dem „Bulletin des Modes ridicules" mit dem Obertitel „Aujourd'hui" (Paris, 1838—42) durchblättert, so ist man verblüfft von dem Reichtum an witzigen und grotesken Ideen, die dem Zeichner in so unerschöpflichem Maße aus der Feder fließen. Übrigens sagt schon der Titel „Bulletin", „Journal" usw., daß bei diesen Künstlern die Absicht bestand, dem Publikum gleichsam Spezialberichte in Telegrammstil zu bieten, wie es das durch seine Zeitungen gewöhnt war. Heutzutage würde man solche Tätigkeit am besten mit der eines Spezialzeichners oder Pressephotographen vergleichen; so aktuell gerichtet sind diese Zeichnungen.

Eine besondere Vorliebe hatte man damals für die „Albums", die in Form von ganzen Serien irgendein gerade „modernes" Thema variierten und die schon zur Zeit ihres Entstehens das Entzücken der Sammler bildeten, sowie sie heute zum Teil gesuchte Seltenheiten sind. In diesen Albums rollt sich vor unseren Augen eine unendliche Fülle der buntesten und amüsantesten Bilderbogen ab und läßt uns so einen intimen Blick in alle Einzelheiten des privaten und öffentlichen Pariser Lebens bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs (am 4. September 1870) tun, wie es dickleibige Romane oder Historien nicht vermöchten.



Wer die Wahl hat... Lithographie von Cornille

Schleichende Quecksilbervergiftung

Von Geh. Med.-Rat o. Univ.-Prof. Dr. W. His
Direktor der Ersten medizinischen Klinik

Unter Gift stellt man sich gewöhnlich eine starkwirkende Substanz vor, von der eine „Gift", eine Gabe, hinreicht, Krankheit oder Tod zu bringen. Die Natur selbst bedroht ja die Menschen mit solchen Giften: dem Schlangen-, Skorpion- und Spinnenbiß, den Insektenstichen; uralte Erfahrung hat die Giftpflanzen kennengelehrt und vor ihnen gewarnt oder sie zu Jagd und Krieg verwendet. Gerade die Plötzlichkeit, mit der Ursache und Wirkung aufeinanderfolgen, ist bezeichnend für Vergiftung und hat den Zusammenhang leicht und früh erkennen lassen.

Ganz anders steht es mit den schleichenden Vergiftungen. Sie zeigen sich, wenn kleine Giftmengen lange Zeit hindurch aufgenommen werden, oft mit recht uncharakteristischen Symptomen: einem allgemeinen Kümmern, allerlei Schmerzen, und selbst die Art des Todes, ja selbst die Leichenöffnung läßt durchaus nicht immer erkennen, wodurch die Krankheit entstanden ist. Die früheste Kunde, die wir von schleichender Vergiftung haben, meldet von verbrecherischen Absichten, bei denen es darauf ankam, den Gegner unmerklich um Gesundheit und Leben zu bringen. Schon das Altertum kannte solche Gifte. Die Kenntnis hat sich zum Teil auf recht dunklen Wegen fortgepflanzt. In der Renaissancezeit war die Aqua toffana weit bekannt und berüchtigt. Zahlreiche Beispiele hat L. Lewin in seinem fesselnden Buche „Die Gifte in der Weltgeschichte" zusammengetragen.

Weit häufiger als die verbrecherische kommt die unabsichtliche schleichende Vergiftung vor, sei es als Einzel-, sei es als Massenerkrankung. Hier ist der Zusammenhang von Krankheit und Giftstoff weit schwerer zu erkennen, und manche dieser Krankheiten waren seit Jahrhunderten bekannt, ehe ihre Giftnatur aufgedeckt wurde. Denn sie entstehen durch Nahrungs- und Genußmittel, durch Gebrauchs- und gewerbliche Gegenstände, von denen niemand ahnte, daß sie Träger von Giften seien. Erst als die Chemie die in der Natur vorkommenden Elemente aufgefunden und ihren Nachweis ermöglicht und die Pharmakologie ihre Wirkungen am Tier erprobt hatte, wurden die Rätsel gelöst. Die Kriebelkrankheit, eine aus dem Mittelalter vielfach berichtete Volksseuche, erwies sich als Mutterkornvergiftung und konnte in ganz ähnlicher Form beim Tier hervorgebracht werden. Die „Colique de Poitou", die in den Obstgegenden Frankreichs in gewissen Jahren wütete, erwies sich als Bleivergiftung, hervorgerufen durch die Aufbewahrung des Mostes in Bleitrögen, die in schlechten Jahren an die Säure des Mostes reichlich Blei abgaben. Dazu gesellten sich mit zunehmender Industrie die Vergiftungen im Gewerbe, durch Getränke und Nahrungsmittel, eigenartige Krankheitsbilder, deren Natur man wohl kaum erkannt hätte, wenn nicht das gehäufte Vorkommen in gewissen Betrieben, Räumlichkeiten, Gegenden den Verdacht erweckt und die Chemie den Nachweis erbracht hätte. Als besonderer Schädling erwies sich das Blei: Buchdrucker und Schriftsetzer, Maler und Lackierer waren häufig die Opfer. Aber auch bleihaltige Glasur in Töpfen und Tassen, Weichkäse und Schokolade, die in bleihaltigem Stanniol verpackt waren, Wasser, das in Bleiröhren gestanden hatte, ja, Bleikämme, die zum Dunkelfärben des Haares verwendet wurden, fanden sich als Ursache der Bleivergiftung. Ähnlich ging's mit dem Arsen. Ehe die modernen Farben aufkamen, wurden Kleider und Tapeten mit lebhaft grünen Arsenfarben hergestellt und mehrfach zur Quelle schwerer Vergiftungen. Vor etwa dreißig Jahren erkrankten in England Hunderte von Personen an Arsenvergiftung. Als Ursache ergab sich Bier. Der englische Porter wird mit Zuckercouleur dunkelgefärbt, die aus Zucker und Schwefelsäure bereitet wird; die Schwefelsäure war aus arsenhaltigem Schwefelkies hergestellt und hatte ihr Gift dem Bier mitgeteilt.

Es sind unendlich kleine Mengen, die dem Körper zugeführt werden, aber der Organismus vermag sie zurückzuhalten, zu speichern. Nach Monaten, Jahren, selbst Jahrzehnten erst treten die Krankheitserscheinungen hervor.

So verhält es sich auch mit dem Quecksilber. Als Heilmittel war es zuerst von den alten arabischen Ärzten angewandt und fand weite Verbreitung, als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Lustseuche sich in Europa rasch und gefährlich ausbreitete. Bei der damals geübten Anwendung gehörte ein gewisser Grad von Vergiftung zur Kur; starken Speichelfluß hielt man

für unerläßlich zur Ausscheidung der Krankheitsstoffe; oft gingen dabei die Zähne verloren. Neue Formen der Quecksilbervergiftung lernte man kennen, als Chemiker und Ärzte die Quecksilbersalze herstellten: Kalomel und Sublimat. Bis vor kurzem war Sublimat als Desinfektionsmittel leicht erhältlich und bevorzugtes Gift der Selbstmörder. Die gewerbliche Quecksilbervergiftung erfuhr durch den berühmten Kliniker Adolf Kußmaul 1861 eine sehr genaue Darstellung. Die Vorgeschichte ist interessant. Der Primarius Herrmann in Wien hatte die Behauptung aufgestellt, die Flechten und Geschwüre bei Syphilitischen würden nicht durch die Krankheit, sondern durch die Quecksilberbehandlung erzeugt. Kußmaul, damals Professor in Erlangen, hatte Gelegenheit, die Spiegelbeleger in dem benachbarten Fürth zu untersuchen. Damals wurden die Spiegel auf ihrer Rückseite mit einem Amalgam von Zinn und Quecksilber belegt. Dabei entstanden Quecksilberdämpfe. Auch durch Kleider und Hände gelangte Quecksilber in den Körper. Kußmaul konnte nun ein sehr typisches Krankheitsbild umgrenzen, das bis in die neueste Zeit als abschließend galt, das aber freilich mit Syphilis gar keine Ähnlichkeit hat. Die wichtigsten Zeichen sind: Speichelfluß, Neigung zu Durchfall, Zittern der Hände, und vor allem eine starke Erregbarkeit und Schreckhaftigkeit; dazu kamen in vorgerückten Stadien allgemeine Schwäche und Blutarmut.

Heute werden Quecksilberspiegel nicht mehr hergestellt, dafür ist in neuen Industrien die Quecksilbergefahr aufgetaucht: in Hutfabriken, beim Arbeiten mit Quecksilberluftpumpen zur Herstellung von Gleichrichtern und Röntgenröhren, in Thermometerfabriken, in der chemischen und Goldindustrie. Im wesentlichen waren es, wenn auch durch die hygienischen Vorkehrungen in sehr gemilderter Form, dieselben Erscheinungen, wie sie Kußmaul beschrieben hatte.

So erregte es nicht geringes Erstaunen, als der in der wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannte Chemiker Stock 1925 auf Grund von Beobachtungen an sich selbst und an einigen Bekannten die Behauptung aufstellte, daß ein eigenartiges und vom Kußmaulschen recht verschiedenes Krankheitsbild durch kleinste Mengen Quecksilber hervorgerufen werde: Neigung zu Kopfschmerzen, Schwindel, große Müdigkeit, auffallende Vergeßlichkeit, Depressionszustände und Nasenkatarrhe. Noch mehr Erstaunen, als Stock als Quelle der Vergiftung Zahnplomben, namentlich solche mit Kupferamalgam bezeichnete und in seiner temperamentvollen Weise die Zahnärzte beschuldigte, ungezählte Mengen von Menschen durch Amalgamplomben geschädigt zu haben.

Dagegen wehrten sich die Zahnärzte.

In langen und sorgsamen Untersuchungen hatten sie das Verhalten der Plomben geprüft und gefunden, daß wohl bei mangelhafter Herstellung und unter gewissen Umständen kleine Quecksilbermengen in Lösung gehen konnten, daß aber die Vergiftungsgefahr doch nur sehr gering sein könne, da bei den Millionen der Plombenträger Vergiftungen kaum je mit Sicherheit aufgefunden worden seien. Professor Dieck hat diese Ergebnisse neuerdings noch in einer ausführlichen Schrift zusammengestellt.

An sich sind ja die Symptome nicht eindeutig. Sie finden sich ganz ähnlich bei Überarbeiteten, Nervösen, Witterungsempfindlichen oft genug. Aber Stock hatte mittels eines von ihm und Heller ausgearbeiteten Verfahrens das Quecksilber im Harn der Kranken nachgewiesen und gezeigt, daß in seinen Beispielen nach Entfernung aus der Quecksilberatmosphäre, nach Beseitigung der Plomben allmählich Heilung eingetreten sei.

So stand Behauptung gegen Behauptung, und nur genaue Prüfung konnte entscheiden. Ich setzte mich daher mit Professor Dieck vom zahnärztlichen Institut der Universität in Verbindung; wir richteten in der medizinischen Poliklinik eine Sondersprechstunde für Quecksilbervergiftung ein; Professor Paul Fleischmann übernahm die klinische, Dr. Zantopp, Assistent Professor Diecks, die zahnärztliche Untersuchung; eine wohleingearbeitete Laborantin wurde mit der chemischen Untersuchung betraut; das Reichsamt des Innern leistete in dankenswerter Weise einen Kostenbeitrag; gleichzeitig wurde vom Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin eine Untersuchung in den Schulzahnkliniken eingeleitet. Wir erwarteten, da die Stockschen Arbeiten und auch die Errichtung der Sondersprechstunde in der Presse bekannt gegeben waren, einen starken Zulauf. Wider Erwarten blieb er aber in mäßigen Grenzen. Immerhin gelang es, innerhalb eines Jahres über 200 Fälle genau zu untersuchen, und in den letzten Monaten hat Professor Fleischmann über die Ergebnisse eingehend berichtet.

Es bestätigt sich zunächst, daß fast alle Personen, die mit Quecksilber in Berührung

kommen, Spuren des Metalls aufnehmen und in ihren Entleerungen abscheiden, nicht nur gewerbliche Arbeiter, sondern auch Ärzte, die sich mit Sublimat desinfizieren, Zahnärzte, die Amalgam zubereiten, Personen, die sich in Zimmern aufhalten, in denen Quecksilber offen steht, und selbstverständlich alle Kranken, die Quecksilber als Arznei, als Pflaster oder als Einreibung erhalten. Freilich sind die Mengen außerordentlich klein, Tausendstel oder Zehntausendstel von Milligrammen in 24 Stunden. Aber der chemische Nachweis ist auch bei so kleinen Mengen noch scharf zu führen; er fällt noch bei einem Zehnmillionstel Gramm positiv aus. Das entspricht einer Verdünnung eines Gramms Quecksilber von der Größe einer kleinen Erbse in einem Würfel von 10 Meter Seite, etwa der Größe einer mittleren, einstöckigen Villa entsprechend. Auch bei Trägern von Amalgamfüllungen konnte Quecksilber gefunden werden, und zwar bei etwa vier Fünftel der Personen, deren Zähne mit Kupferamalgam gefüllt waren. Das ist eine Lösung von 1/3 Kupfer in 2/3 Quecksilber; sie wird ihrer Billigkeit und Bequemlichkeit halber bei Massenfüllungen gern angewandt. Edelamalgam nennt man die Mischungen, die außerdem noch einen Zusatz von Silber oder etwas Gold erhalten; diese sind widerstandsfähiger; von 14 Trägern ließ nur einer Quecksilber im Harn erkennen.

Aber nun kommt das Wichtige: nicht jeder, der Quecksilber aufnimmt und abscheidet, erkrankt daran. Immer ist das nur eine geringe Zahl; sei es, daß bei ihnen die Aufnahme durch besondere Umstände größer ist, etwa bei fehlerhaften, bröckligen Plomben, sei es, daß sie eine besonders große Giftempfindlichkeit besitzen. Solche Überempfindlichkeiten kennen wir auch sonst sehr wohl, selbst dem Laien sind sie von Genußmitteln, wie Alkohol, Kaffee, Tabak gut bekannt. Deren Ursache kennen wir nicht, aber ihr Vorkommen ist absolut sichergestellt. Wir dürfen daher Überempfindlichkeit als eine der Bedingungen annehmen, die zur Entstehung einer Vergiftung durch kleinste Mengen erforderlich sind. Aber anderseits ist auch sicher, daß es sich dabei nicht um allgemein nervöse oder Schwächezustände handelt, denn nach Entfernung der Vergiftungsgelegenheit tritt rasch Heilung ein. Ein Mitarbeiter meiner Klinik, sehr arbeitsam und tatkräftig, erkrankte jedesmal an Kopfschmerz, wenn er in seinem kleinen Arbeitszimmer sich länger aufhielt, und es fiel ihm eine bisher unbekannte Vergeßlichkeit auf. Durch Stocks Bericht aufmerksam gemacht, untersuchte er das Zimmer und fand, daß der Linoleumbelag mit Quecksilber verunreinigt war, das durch wiederholtes Bohnern in feine Tröpfchen zerspalten und der Verdunstung besonders zugänglich geworden war. Nach Entfernung des Belags schwanden die Beschwerden.

Die Ermittlungen haben also die Angaben Stocks bestätigt. Stock hat das große Verdienst, auf diese leichtesten Formen der Quecksilbervergiftung aufmerksam gemacht zu haben. Sie sind so uncharakteristisch, daß sie bisher aus dem Gewirr ähnlicher Erscheinungen nicht hatten herausgelesen werden können. Erst der exakte chemische Nachweis und die Beobachtung, daß sie nach Entfernung der Giftquelle ausheilen, hat ihre Natur sichergestellt.

Sie sind freilich nicht so häufig, wie Stock anfangs angenommen. Die große Mehrzahl der Menschen, die mit Quecksilber zu tun haben, bleibt verschont. Auch unter den Amalgamträgern ist die Zahl der Vergifteten recht gering. Wer aber befallen wird, erleidet Schaden an Wohlbefinden und Arbeitskraft.

Die Gefahr kennen, heißt sie überwinden. Wenn heute ein Kranker zum Arzt kommt mit Klagen über Mattigkeit, Vergeßlichkeit, Erregbarkeit und unerklärlichem Schnupfen, wenn er etwa noch über Speichelfluß, Durchfälle oder gar Zittern der Glieder klagt, so wird der Arzt an die Möglichkeit von Quecksilbervergiftung denken, die Umgebung des Kranken, seinen Beruf, die Zahnplomben prüfen, nötigenfalls die Ausscheidungen untersuchen lassen: bestätigt sich der Verdacht, dann muß und kann Abhilfe geschaffen werden. Oft ist dies ohne Störung des Berufs, einfach durch größere Vorsicht möglich, in Quecksilberberufen werden schärfere hygienische Vorkehrungen erforderlich sein; die Zahnärzte sind sich heute darüber einig, daß die reinen Kupferamalgame durch Edelamalgame oder, falls die Industrie gleichwertigen Ersatz bietet, durch Zemente zu ersetzen seien. Die Zahl der Erkrankungen wird sich dann in bescheidenen Grenzen halten; die Angst, die nach den ersten Veröffentlichungen in weiten Kreisen erregt wurde, ist zum Glück nicht begründet.

Die Geschichte dieser neu erkannten Vergiftungsform ist aber sehr interessant; sie zeigt, daß scharfe Beobachtung in Verbindung mit exakter Untersuchung nicht nur neue Krankheitsbilder aufzudecken, sondern sie auch zu vermeiden lehrt.

Das Erlebnis der Olympiade

Von Paul Oskar Höcker

Wir sind jetzt mitten auf dem Wege von St. Moritz nach Amsterdam. Auf diesem Wege begegnen unsere deutschen Kämpfer enttäuschten, vielleicht sogar vorwurfsvollen Mienen. Nur ein einziges Mal konnte im Eisstadion die deutsche Flagge hochgezogen werden: im Bobrennen hat die Mannschaft Kilian aus München einen Punktsieg erfochten. Auf allen anderen Gebieten des Wintersports sind wir von den fremden Nationen geschlagen worden. Man hört schon wieder Eiferer, die darum Deutschlands Beteiligung an der 9. Olympiade überhaupt verhindern möchten. Die Gründe sind wohlfeil: Zeit und Kraft würden nutzlos vertan, Riesensummen würden verschwendet, sinnlose Rekordarbeit untergrabe die Gesundheit unserer Jugend. Und der Ehrgeiz, in diesem neuen Völkerbund sich durchaus einen Lorbeerzweig sichern zu wollen, sei krankhaft, ein Sieg dort wertlos. Es gebe andere Gebiete, geistige, auf denen zu kämpfen dem jungen Deutschland besser anstünde.

Aber das sind die Einwände derer, die die 2. Olympischen Winterspiele in St. Moritz nicht miterlebt haben. Die Tausende, die die Winterfahrt ins Engadin unternahmen und dort Zeuge wurden der harten Arbeit, des verzweifelten Ringens, nicht zuletzt der nationalen Bedeutung einer Geltung und Anerkennung dort oben, sie werden stärker und dringender denn je die Forderung an die deutsche Jugend richten, ihre ganze Kraft zusammenzufassen, um dem olympischen Wahlspruch gerecht zu werden: „Citius, altius, fortius!“

★

Die Schnellsten, die Besten, die Stärksten ruft die Olympiade aufs friedliche Kampffeld. Baron Pierre de Coubertin hat im Jahre 1894 in der Pariser Sorbonne einem zwischenstaatlichen Verband akademischer und sportlicher Kreise den Vorschlag zur Wiederaufnahme der alten Griechenspiele unterbreitet. Nach einer Pause von sechzehn Jahrhunderten sah das Athener Stadion dann im Jahre 1896 die Abgesandten der sportbegeisterten Jugend aus aller Welt. Lang vorher schon war es Jakob Burckhardt gewesen, der seinen deutschen und Schweizer Hörern den olympischen Weltgedanken aus der Philosophie der alten Griechen nahezubringen versuchte.

Und in den Jahren, die wir bekümmert, mit bedauerndem Abscheu „fin de siècle“ nannten, war es Kaiser Wilhelm II., der sich den Beifall der Jugend, aber auch den — nie so ganz versteckten — Groll zahlreicher Schulfachleute zuzog, als er in einer seiner temperamentvollen Reden sich gegen die Einseitigkeit der Schulbankerziehung wandte, die es nun glücklich dahin gebracht habe, daß jeder dritte Gymnasiast einen Kneifer oder eine Brille trage. Man sah ein, daß etwas geschehen müsse. Deutsche Gründlichkeit stolperte nur leider wieder einmal über ein neues akademisches Streitthema: Turnen oder Sport?

Ein Erziehungsmoment von allerhöchster Bedeutung, das im englischen Volke Wunder bewirkt hat, ist die sportliche Arbeit einer Mannschaft für den Sieg. Nicht um den persönlichen Ruhm dieser Handvoll Ruderer geht es, die Cambridge oder Oxford vertreten: nein, ganz Cambridge, ganz Oxford nimmt den Sieg für sich in Anspruch. Und doch gibt der einzelne Kämpfer das Alleräußerste her — gerade weil er für die Allgemeinheit kämpft. Der Klub — die Crew — die Schule — die Universität — das ganze Land — das Vaterland! Jeder Engländer ist eben ganz Engländer, zu allererst Engländer. Das Training der Mannschaft im Rudersport, im Hockey- oder im Fußballspiel hat drüben die Verantwortlichkeit des einen für den andern, die Subordination und die Kameradschaftlichkeit einer ganzen Nation ebenso gefördert, wie es bei uns die militärische Erziehung tat. In den Olympiaden wird nun vor aller Welt der Turnierplatz aufgebaut, auf dem der nationale Geist der einzelnen Nationen seine Tiefe und seine Stärke erweisen kann.

Darf Deutschland da fehlen? Soll es Vorwände suchen, um sein Ausbleiben zu erklären? Darf es den Siegespreis gering achten? Würde es nicht überall Spott einheimsen dafür, daß es die Trauben sauer schilt, weil sie ihm zu hoch hängen?

★

Die Olympischen Spiele predigen keinen weichlich-verblasenen Pazifismus. Hier gilt nicht die Phrase, hier gilt die Tat. Und die Tat ist Kampf.

Einen der stärksten Eindrücke im Alpinen Olympia erlebte ich am ersten Sonntag nach der feierlichen Eröffnung, die unter Glockengeläute und Artilleriesalven den Einzug der fünfundzwanzig kampfbereiten Nationen und ihrer Fahnen gebracht hatte. Eisige Schneestürme suchten das ganze Engadin heim. Der vielgerühmte Sommer überm Schnee ließ sich verleugnen. Und über Nacht zogen vom Bergell her neue schwere Schneelasten über das Hochgebirge und entluden sich über die zur Kirchgangszeit am Start erschienenen Skiläufer. Zum erstenmal seit dem Krieg sah ich da französische Soldaten in voller Feldausrüstung wieder. Neun Länder hatten zum Skipatrouillenlauf Militärpatrouillen geschickt, mit Gewehr oder Karabiner bewaffnet. Von unsern ehemaligen Feinden sonst noch Ita-

lien, Rumänien, Polen. Außerdem waren die Tschechoslowakei, Norwegen und Schweden vertreten. Und selbstverständlich die Schweiz.

Abgesandte der Wehrministerien der neun Länder haben unter dem Vorsitz der Schweiz die Vorbereitungen für diesen kriegsgemäßen Wettbewerb durchgeführt. Patriotische Begeisterung erfüllt die einzelnen Gruppen — es sind Patrouillen von drei Mann unter Führung eines Offiziers —, und der nationale Ehrgeiz packt die ganze buntgemischte Völkerschar, die während der letzten Stunden vor der Rückkehr der Männer aus den Bergen das weite Schneefeld bedeckt. Zwischen der Chantarella und dem Suvrettahaus erhebt sich die nächste Signalkuppe, von der aus ein Teil der Anfangsarbeit zu überblicken ist. Gegen Wind und Schneegestöber kämpft sich die als erste auf die weite Reise geschickte Mannschaft durch: Es sind die deutschen Reichswehrsoldaten. Die Spur führt sogleich 777 Meter aufwärts. Eine schwere Aufgabe. Besonders für unsere Landsleute, deren Gepäck beträchtlich schwerer ist als das der Skandinavier und der französischen Alpenjäger. Bald ergibt sich auch, daß sie für die vereiste Schneekruste nicht richtig gewachst haben; das ist Pech und muß ertragen werden. Aber die ganze Last des Aufstiegs tragen nun Schultern und Stöcke, und die Anstrengung dieser Anfangsstrecke zehrt doch merklich an der Kraft. Die ganze Reise geht über eine Länge von 28 Kilometern, bergauf und bergab, rund 1100 Meter Steigung sind zu überwinden und rund 1500 Meter Gefälle. Das Ziel liegt bei Salet, dem Hügel westlich vom Neuen Stahlbad im Tale von St. Moritz. Die norwegische Patrouille macht das Rennen in 3 Stunden 50 Minuten. Hinter Finnland, Schweiz und Italien kommt Deutschland. Ihm folgen die Tschechen, die Polen, die Rumänen, als letzte die Franzosen.

Man muß den Jubel gehört haben, mit dem die Landsmannschaften ihre Soldaten begrüßten, als sie von der Höhe herabschossen und durchs Ziel fuhren! Die italienische Kolonie war am stärksten vertreten. Die jungen Burschen wurden umarmt und abgeküßt. Am Beifall für unsere blonde Reichswehr beteiligten sich auch neutrale Nationen. Leutnant Raithel und seine Leute haben sich jedenfalls tapfer gehalten. Ich glaube, die Lehren dieses ersten friedlichen Kräftevergleichs werden für die weitere Ausbildung unseres kleinen Heeres entschieden von Nutzen sein. Und niemand in der Welt kann von uns gleich beim ersten Eintreten in Sportkämpfe von solchem Ausmaß einen überlegenen Triumph erwarten. Ist es schon vergessen, daß die Jahrgänge unserer heutigen Jugend vom 16. bis zum 26. Lebensjahr mehr als die aller andern Völker unter den Entbehrungen und Schrecknissen des Hunger- und Erschöpfungskriegs gelitten haben, daß sie unterernährt sind? Es gilt von Grund aus neu aufzubauen! Da wir keine allgemeine Dienstpflicht mehr durchführen dürfen, muß jedem jungen Deutschen der Ehrgeiz eingeimpft werden, auf irgendeinem sportlichen Gebiet sich gründlich auszubilden und alle Gelegenheiten wahrzunehmen, um durch den Wettbewerb mit andern die Leistung zu steigern.

*

Freuen wir uns doch darüber, daß unsere akademische Jugend mit gutem Beispiel vorangeht! Zahlenmäßig ist es heute nur ein kleiner Rest, der seine Mannbarkeit im Bierkomment zu erweisen trachtet, in längst überholten, von jedem Weltgereisten belächelten Formen. Der akademische Turn-Verein und andere Sportverbände an unseren Universitäten und Hochschulen sind schon auf dem richtigen Wege. Auch in den Kreisen der jungen Kaufleute, der Handwerker, der Arbeiter hat die Freude am Sport die Nachahmung der „alten Burschenherrlichkeit“ fast restlos überwunden. Man muß an Wintertagen, besonders Sonnabends und Sonntags, im Münchner Bahnhof die vielen Hunderte beobachtet haben, die da noch vor der Frühdämmerung mit ihren klappernden Brettern in die Berge zum Skisport ausrücken, man muß im Wald- und Seegebiet rings um Berlin herum den vielen Tausenden begegnet sein, die als Läufer, Ruderer, Radfahrer, Fußball- und Hockeyspieler sich in ehrgeizigen Spielgruppen zusammenzufinden pflegen, um davon überzeugt zu werden, daß alles Zetern und Grollen der Alten die große Freilicht- und Freiluft-Bewegung innerhalb der Großstadtjugend nicht mehr aufzuhalten imstande ist.

In den Tagen der Winterolympiade spielte in Berlin der ekelhafte Krantz-Scheller-Prozeß. Die Zeitungen teilten ihre Spalten für die Berichte aus St. Moritz und Moabit. Im Gerichtssaal der Anblick einer eiterkranken Jugend — droben in den Schneebergen die herrlichsten Sportgestalten, an tausend Menschen aus aller Welt, durchtrainiert, gesund, ehrgeizig, stahlhart, jedem Lebenskampf gewachsen. Auch wenn ein nicht ganz ernst zu nehmendes Sachverständigenwort einen jungen Burschen, der schlechte Gedichte macht und hemmungslos seinem Triebleben folgt, einen im Goetheschen Sinn faustisch ringenden Menschen zu nennen gewagt hat: wir andern wollen lieber dem die Hand reichen, der fern der Brutstätte schwüler Erotik, fern den „Selbstmörderklubs“, seine Glieder, seine Kräfte, seinen Ehrgeiz in frischer Morgenluft dem jungen Sport widmet.

*

Einen unbeschreiblichen Eindruck hat auf alle, die es miterlebten, der Eishockeysport der Kanadier ausgeübt. Sie haben nicht nur Deutschland und die andern mittel-

europäischen Spielgruppen weit hinter sich gelassen, sondern auch die Schweiz und die Skandinavier. Ihrer Niederlage brauchte sich keine der geschlagenen Nationen zu schämen, sie haben vielmehr den Sieg stürmisch anerkannt — und aus der Durchführung der Kämpfe gewiß viel gelernt.

In Kanada huldigt alles vom 7. bis zum 30. Lebensjahr diesem Volkssport. Vielleicht erreicht die Spielerzahl eine halbe Million. Jedenfalls gibt es einige tausend Eishockeyklubs in Kanada; sechshundert sind allein den Schulen angegliedert. Die Witterungsverhältnisse gestatten das Spiel drüben auf Naturbahnen auch nur während des Winters, der in einem Teil des Landes vier Monate währt, in einem andern kaum zwei. Aber man spielt in den übrigen Zeiten auf künstlichen Eisbahnen; in Halifax gibt es deren vier. Die beiden „teams", die Kanada zur Winterolympiade entsandt hat, Klubmannschaften der Universität Toronto, haben den Europäern erst den rechten Begriff des Eishockeyspiels erschlossen.

Zuerst ist es nur Bewunderung der Schnelligkeit. Unfaßbar, wie diese jungen Gestalten, für die es kaum Gesetze der Schwere zu geben scheint, über die Eisfläche flitzen, wie sie vom Stand aus zur höchsten Geschwindigkeit starten, wie sie plötzlich stehen bleiben, sich drehen, wenden, über den Stock des Gegners springen. Man vergißt, daß sie Schlittschuhe tragen, staunt über die Härte, die Wucht, mit der das Spiel durchgeführt wird. Im zähen Zusammenprall ballen sich oft die Gruppen, kommen zu Fall, sausen mit der Schulter auf dem Eis bis zur Schranke, an die sie polternd anrennen, um sich sofort wieder zu erheben. Man glaubt, es müsse in jedem Spiel ein paar Dutzend Knochenbrüche geben. Aber der rechte Hockeyspieler ist hart gebaut — der Torwächter, der dem Anprall der gefährlichen kleinen schwarzen Scheibe am häufigsten standhalten muß, ist wie ein mittelalterlicher Turnierritter mit Beinschienen und Brustpanzer ausgerüstet.

Allmählich gewöhnt sich das Auge an die fabelhaften Geschwindigkeiten, in denen der Spielwechsel sich vollzieht. Und nun lernt man auch die Taktik bewundern, die diese klassischen Eishockeyspieler befolgen. Von dem Augenblick an, in dem der Unparteiische unter kurzem Signal die Scheibe aufs Eis geworfen hat, bleiben die Stöcke der kanadischen Mannschaft in deren unmittelbarer Nähe. Gelingt dem Gegner ein Schlag, so landen die Stöcke der Kanadier schon in der nächsten Sekunde zwanzig oder dreißig Meter weiter dicht am neuen Standplatz; es ist, als sei die Scheibe elastisch mit den kanadischen Stöcken verbunden. Und sie schießen die Scheibe ins Ziel des Gegners mit einer solchen Blitzgeschwindigkeit, daß der Torwächter drüben die Bedrohung noch kaum wahrgenommen hat.

Es ist etwa dreißig Jahre her, daß unsere jungen Fußballspieler eine ähnlich verblüffende Lehre erhielten: das war damals, als die Oxfordstudenten aufs Festland kamen und hier Tempo, Härte, Geschicklichkeit und Zusammenspiel einer einzelnen Klubmannschaft in vorbildlicher Weise zeigten. Damals begann man bei uns zu erfassen, daß in jedem dieser Spiele auch ein gut' Teil Denksport liegt. Mit Finten und Gegenfinten ist zu rechnen, die Beobachtung des Gegners und seiner Absichten darf auch nicht den Bruchteil einer Sekunde unterbrochen werden, die Entschlüsse sind mit jäher Raschheit zu fassen und blitzschnell durchzuführen. Eine Partie Schach, ums Tausendfache konzentriert, ums Tausendfache beschleunigt!

*

Mitten in die Sporttage tapst mit plumper Faust ein echter, rechter Neidhammel von Wettergott. Das Dümmste, was dem Oberengadin geschehen kann: Tauwetter setzt ein. Eine Nacht und einen halben Tag regnet es sogar. Die bekannten ältesten Leute können sich eines solchen Sudelwetters nicht entsinnen. In den Eislaufkonkurrenzen tritt eine Unterbrechung ein, denn die Bahn beginnt zu schwimmen. Das Programm muß hernach, sobald der Frost die Bahnen wieder vorführungsbereit gemacht hat, ohne Rücksicht auf Zeit und Bequemlichkeit der Zuschauer, aufs engste zusammengedrängt abgewickelt werden. Am dritten Tag kann das Spiel aber wieder weitergehen. Diese Höhe hier um 1800 Meter herum kennt wohl auch im Winter die sommerlich wärmende Sonne der Mittagsstunden — aber die Februarnächte rechnen sonst grundsätzlich mit zwanzig Kältegraden und bereiten dem Störenfried, der die ganze Winterherrlichkeit hat zu Wasser werden lassen wollen, rasch eine gründliche Blamage. Die letzten Spieltage atmen dann den ganzen Winterzauber von St. Moritz. Es hat seinen Ruf rasch wieder gesichert. Und man hätte einen Zusammenbruch der „Alpinen Olympiade" mit Recht sehr bitter empfinden müssen. Unendliche Mittel sind aufgebracht worden, um das im Winter bisher im Dornröschenschlaf daliegende St. Moritz-Bad der Sportsaison zu erschließen, und um die große Olympiaschanze für die Skisprünge zu bauen, die Bob- und Skeletonbahnen. Alles ist in nächtlicher Kolonnenarbeit nun wieder für die Kämpfe hergerichtet, und der Endsport wird von allen Kampfgruppen in fieberhafter Spannung erwartet.

An einem der sommerheißen Nachmittage, an denen der Kunstlauf wegen des weichwerdenden Eises unterbrochen werden muß, sitze ich am Eisrink des Kulmhotels in der Sonne inmitten unserer deutschen Eislaufmeister und Eislaufmeisterinnen. Einstimmig wird die Forderung nach Kunstbahnen in Deutschland laut. Wir sind bei unserem leidigen Klima nicht imstande, mit den Skandinaviern zu konkurrieren,

denen mehrere Monate Trainingszeit jährlich zur Verfügung stehen, wenn bei uns nicht endlich das Interesse auch der Stadtgemeinden für Eisbahnen und Eislaufsport erwacht. Ein Volk, das, wie das deutsche, die rhythmische Gymnastik, die moderne Tanzgymnastik zu so hohem Ansehen gebracht hat, ein Volk, das musikalisch, kunstverständig und schönheitliebend ist wie das deutsche, wäre als allererstes berufen, hohe Rekorde im Kunstlauf aufzustellen. Es muß nur zu allernächst einmal für geeignete Abflächen gesorgt werden, die jedermann zugängig sind, die vor allem nicht in geschäftlichem Zusammenhang stehen mit großstädtischen Varietébetrieben.

Weltmeister ist diesmal der Schwede Grafström geworden. Unsere hübschen Meisterinnen, Frau Brockhöfft an der Spitze, haben ehrenvoll abgeschnitten; aber die große Sensation im weiblichen Kunstlauf ist die kindlich-zarte, reizende kleine Norwegerin Sonja Henie. Wenigstens für den, der sie zum ersten Male sah, denn sie hat sich ja schon im vorigen Jahre den Titel der Weltmeisterin erkämpft.

Sonja Henie läuft nicht — sie tanzt. Ihre Pirouetten, Spitzentänze und Spitzensprünge, ihre Bogen, Wirbel, Kreise, Kniebeugen sind das Abenteuerlichste an Tanzkunst, das denkbar ist. Und es ist nicht nur die meisterliche Herrschaft über alle Schwierigkeiten, die verblüfft, sondern es entzückt und beglückt den Zuschauer auch die wundervolle Grazie und Harmonie dieses zierlichen Persönchens, das da in seinem grünseidenen Röckchen wie eine körperlos und schwerelos gewordene Erscheinung aus der Elfen- und Feenwelt über der glasklaren Fläche schwebt.

★

Studenten aus Tokio beteiligen sich unter Führung des intelligenten jungen Dr. Take an der Olympiade als Skiläufer und Skispringer. Dr. Take ist Schüler der Berliner Hochschule für Leibesübungen. Er hat auf dem Arlberg bei Hannes Schneider den Brettersport erlernt, hat Touren auf den Großglockner, auf mehrere Schweizer Gipfel mitgemacht. Bei den Sprüngen auf der Olympiaschanze erringen die Japaner trotz ihrer ganz beachtlichen Leistungen — Sprünge von über 40 Metern — keinen Sieg, aber sie verlassen das Alpine Olympia nicht unbefriedigt: der Ehrgeiz beseelt sie, dem Skisport in Japan, den vor etwa zwanzig Jahren ein Österreicher dort eingeführt hat, immer weitere Verbreitung zu verschaffen.

Wer die harte Arbeit an der Olympiaschanze miterlebt hat, der will nicht mehr darauf verzichten, daß Deutschland hier konkurriert.

Es ist der männlichste Sport, den man sich denken kann: Mit kurzem, jähem Anlauf in einem Riesenschwung frei ins Tal hinabzusausen, nach der Wiedergewinnung der abschüssigen Bahn stehend abzufahren und mit kühner Wendung zum Halten zu kommen! Rückhaltlose Bewunderung gebührt den Siegern. Jeder von ihnen hat den unsagbar mutigen Sprung zweimal gewagt. Der Norweger Andersen sprang 60 und 67 Meter. Aber auch die Deutschen Recknagel und Hailer wurden von allen Kennern wegen ihrer tüchtigen Leistungen — 62 und 57 Meter — stürmisch begrüßt, vor allem wegen ihrer glänzenden Haltung in der stehend durchgeführten Abfahrt.

Deutsche *müssen* dabei sein, wenn irgendwo in der Welt eine solche Prüfung des Mutes und der körperlichen Tüchtigkeit abgehalten wird.

Und wenn auch die 9. Olympiade in Amsterdam unserer sportbegeisterten Jugend noch keinen vollen Sieg bringen sollte: wir wollen, wir sollen und müssen, jeder an seinem Teil und in seinem Kreis, dafür wirken, daß die Besten, die Stärksten und die Schnellsten gründlich vorbereitet und ausgebildet dann zur nächstfolgenden Olympiade als Deutschlands Vertreter entsandt werden.

Im Jahre 1936 soll Berlin die Olympiakämpfer empfangen. Hoffen wir, daß bis dahin auch die letzten Gegner des großen Sportgedankens ihre Besorgnisse verloren haben und mithelfen, der deutschen Nation die Ehre des olympischen Lorbeerzweigs zu erkämpfen.



Der Goeth'sche

Von Leonhard Schrickel

Wenn man in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Weimar ging und die auf dem Markte unter ihrem roten Riesenschirm sitzende Obstlerin Frau Evmarie Fultschin geborene Harras nach dem Wege zum Schillerhause frug oder sonst einen ehrenfesten Bürger oder eine der gefälligeren Bürgerinnen um Auskunft ansprach, erntete man ausnahmslos ein freundliches Lächeln und die Antwort: „Da missense den Goeth'schen frage, der weeß das alles am besten."

Und er wußte in der Tat alles. Denn er war „einer von denen, die wo". Wohnte seit dreißig Jahren oder vierzig Jahren in der Seifengasse in demselben Häuschen und Stübchen, in dem der junge Goethe um 1779 dicht neben Charlotte von Stein gewohnt hatte, und — Gott, was soll man's heute noch verheimlichen! — liebte das Theatermamsellchen.

Eigentlich hieß sie Riekchen Schramm und war ein kleines, mageres, still für sich hin lebendes Fräulein von etlichen fünfzig Jahren, das ein paar kärgliche Interessen zu verzehren hatte; aber sie war vor drei Jahrzehnten, so um 1828 herum, Näh- und Flickmamsell, Aufwartung, Wäscherin und Vertraute der weimarischen Hoftheater-Sängerin Auguste Kladzig gewesen, die der Herr Dr. Peter Eckermann trotz seiner seit sechs und mehr Jahren im fernen Nordheim auf die Hochzeit wartenden Braut gar feurig verehrte und schwärmerisch bedichtete und bisweilen, wennschon in Züchten, besuchte. Also hatte Riekchen damals gar manch Brieflein hin- und hergetragen und sich auf allerlei andere Art nützlich gemacht, und weil der Dr. Eckermann nun bei dem Herrn Geheimde Rat von Goethe, Exzellenz, ein- und ausging, so hatten sich für Riekchen auch sehr natürliche Berührungspunkte mit dem Goeth'schen ergeben. Denn der Goeth'sche war damals auch ein schmukker Bursch gewesen und hatte gewissermaßen ein Stück Goetheschen Hausrat ausgemacht, indem daß er den Garten rigolte und die Hecken beschnitt und das Gras mähte und was derlei wichtige und notwendige Dinge mehr waren.

Seinen rechten Namen kannte man nicht, geschweige denn Geburtsort und -stunde. Genug, er war der Goeth'sche, ein stadtbekannter Mann, vor dem männiglich Respekt hatte und um den die geschäftige Sage einen gar romantischen Schleier wob.

Der Enkel von Goethes ehemaligem Diener Philipp Seidel wollte ganz genau wissen, daß der Goeth'sche ein Sohn eines Dalberg sei. Und was dem Stadelmann, dem späteren Goethediener, seiner Base Schwiegertochter war, die Madame Liebeskinden, die schwor aufs Abendmahl, daß der Goeth'sche ein.. ja, wie soll man sagen..., also geradeswegs ein Sohn des großen Goethe selig selber sei. Aber der Goeth'sche wußte es besser; er verachtete das schamlose Lügengeschwätz der Klatschbasen und hütete sein Geheimnis in stolzer Würde. Eins nur war sicher, und der alte Hofschneider Götze hatte es bis an seinen um 1860 in seinem 85. Lebensjahre vollzogenen Tod noch haarscharf gewußt: daß nämlich der ehemalen gar lustige, dann freilich gar würdig gewordene Herr Johannes Falk den Goeth'schen als Knirps von sechs Jahren gleich nach der Schlacht bei Jena auf der Straße aufgelesen und zu sich genommen hatte. Auf seine Bitte hatte die Jungfer Vulpius, die aber bereits eine richtige Frau von Goethe geworden war — wenn die boshaften Jungen ihr auch den Jungferntitel nach wie vor beließen — oder aber eine bei ihr wohnende Verwandte das Bürschlein zur Bewahrung und Erziehung aufgenommen, d. h. er ward vom Gärtner beschäftigt, ernährt, gekleidet, zur Schule geschickt und beherbergt. Und seitdem — wie gesagt.

Aber nun war die Vulpiussin gestorben und der Herr Geheimde Rat nicht minder und der Herr August von Goethe desgleichen und die kleine Alma ebenfalls und die Frau Ottilie nebst Söhnen waren in der weiten Welt, und nur er war geblieben.

Täglich ging er zur bestimmten Stunde spazieren, immer denselben Weg, den auch Goethe gegangen war so tausendmal: am Haus der Frau von Stein vorüber, den Parkweg am Hang entlang bis zur Felsentreppe durchs Nadelöhr und über das Brückchen und durch die „liebe lange Wiese" hinüber zum Gartenhaus; dann die Wege im Garten hinauf, an der Liebesbank der Frau von Stein vorüber und kreuz und quer die Pfade und Steige, endlich den Stufenstieg herab, zum Gartentor hinaus und wieder nach Hause. Und dazu trug er einen blauen Frack und die gelbe Weste der Werthertracht, einen altmodischen, runden Hut und einen Stock mit weißem Knopf, und um den Hals hatte er ein Halstuch kunstvoll geschlungen; er hielt sich steif und schritt



Maria und Martha (Luc. 10, 42). Gemälde von Dr. Josef Plenk



bedachtsam und erwiderte die Grüße der Parkarbeiter und seltenen Spaziergänger gar würdig, und blieb wohl auch einmal bei einem Baumfäller stehen und frug: „Was macht Er da?“ oder belobte einen jungen Burschen, der ihm auf der schmalen Felsentreppe Platz machte, mit einem huldvollen: „So recht, mein Sohn,“ alles, wie er's vom Geheimden Rat vormalen wollte gesehen und gehört haben. Zu Hause aber hantierte er mit seltsamen Geräten und Instrumenten, die er Gott weiß wo aufgelesen haben mochte und von denen er nicht wußte, was sie eigentlich vorstellen sollten; sortierte eine Menge Steine, meist unschuldige Kiesel und Feldsteine, die er zusammengetragen, aus einem Kasten in den andern, zog wohl auch einmal ein Buch vom Bordbrett und ließ das Auge über die Seiten fliegen, ob ihm auch das Lesen nicht leicht von der Hand ging. Bei alledem fühlte er sich jedoch, trotz des fast eine Elle im Geviert messenden Schnupftuches, das er, wie der Herr Geheimde Rat es auch gehabt, neben dem Tisch in einem Körbchen liegen hatte, und trotz des Suppentellers voll schwarzer Gartenerde am Fenster, nicht durchaus glücklich und war mit seinen Gedanken ständig bei seinem Theatermamsellchen. Denn, wie gesagt, er liebte sie, schrieb ihr fast täglich ein „Zettelchen“ oder „Briefsgen“ oder „Billett“ und viele artige Verschen, aber er schickte sie freilich nicht ab, sei es, weil es ihm am Boten fehlte, sei es, weil er des Schreibens nicht kundig war und Tinte und Federkiel nur zur Erzeugung seltsamer Wellenlinien, Spiralen, Striche, kurz, eines kunstvollen Schnörkelwerkes verwandte, das wohl die Geheimnisse seiner Seele offenbarte, sie aber an niemand verriet.

Dabei wuchs seine Sehnsucht von Tag zu Tag, zumal ihm bei seinem Alter von etlichen sechzig Jahren jede Stunde ein ganzes Leben wert scheinen wollte. Wo immer er ihr zu begegnen hoffen durfte, faßte er Posto, um sie mit leisen Bitten und vielfältigen Mahnungen zu bedrängen.

„Wir sind nicht die jüngsten mehr; Sie nicht, ich nicht. Was soll werden?“

„Ja, was soll werden...“ klang's rat- und hilflos.

„Geb' Sie eine ordentliche Antwort, Riekchen. Hat Sie vergessen, wie es der Geheimde Rat mit der Liebe gehalten und Ihre Sängerin mit dem Doktor gemeint?“

„Lieber, guter Gott, der Doktor Eckermann und der Herr von Goethe, ja doch...! Aber wie soll ich's mit uns ändern?“

„Das fragt Sie mich! Sind wir nicht alt genug? Beim Donner! Ist Ihre Stube nicht so einsam wie meine? Ist Ihr Tag kürzer als meiner? Mir dorrt das Herz im Leibe! Und Sie? Hat Sie keins?“

„Wie garstig, so zu reden...“ — jammerte das alte schmale Jüngferchen und ließ sich die Augen feucht werden. Denn sie liebte den Mann wahrhaftig auch.

Er merkte ihr ab, daß er ihr weh getan mit seiner zweiflerischen Frage, und faßte im langsamen Dahinwandeln verstohlen ihre Hand. „Sie ist mir gut?“ — Und weil sie ihm statt aller Antwort züchtig-schämig die Hand ein wenig drückte, nickte er zufrieden. „Gottlob und Amen. Also komm Sie endlich.“

„Ich...“ wich sie zagend aus.

„Soll i ch die Stube räumen? Denk' Sie dran: an meinem Fenster hat er gesessen und über die Dielen hin ist er geschritten. Es ist noch die alte Tapete und auf der Messingklinke an der Tür hat seine Hand geruht. Die Stube ist seines Atems voll und — es wär' ein Schandstück am Geheimden Rat, wenn ich davonginge, als zög' ich aus einer Herberge ab. Und wer zöge nach mir ein? Vielleicht ein Kesselflicker oder eine alte Vettel von Kartenschlägerin. Nein! Solang' ich lebe . . .“

Er brach ab, weil sie ihre Hand leise aus seiner zog, schwieg ein paar Schritte lang und fügte dann sanft abbittend hinzu: „Ich kann's ja nicht...! Ich bring's ja nicht fertig. Ich... ich...“ und biß sich hilflos auf die Lippen, sein Gestammel endend.

Da tat er ihr leid und nicht lange, da versprach sie ihm, allernächstens einmal zu ihm zu kommen, sich die Stube wenigstens anzusehn.

„Und gilt, Mamsell?“

„Ich... komme...“

„Zehnmal hat Sie's mir versprochen...“

„Versprochen nicht...“

„Doch, Riekchen, doch; aber nie ist Sie gekommen. Seit zwanzig Jahren wart' ich.“

„Ich... komme...“

„Morgen.“

„Nächstens...“

Da suchte er wieder heimlich nach ihrer Hand und als er sie gefaßt und sanft gedrückt hatte, war sie ihm willfährig und versprach: „Nun . . . ja, . . . ich komme morgen.“ —

*

Schon vorm ersten Hahnenkrähen war er am andern Morgen wach, breitete seine Steinsammlung aus, stellte die vielartigen Instrumente auf den Tisch: ein Perspektiv, dem die Linsen abhanden gekommen waren, eine fingerlange, trümmerhafte Hebelvor-

richtung aus Holz, einen Draht voll bunter Perlen, eine Glasröhre mit eingeschlossenen Hollermark-Kügelchen und derlei Kostbarkeiten mehr. Vom Bordbrett aber nahm er etliche Bücher, die ihm am würdigsten schienen und legte sie aufgeschlagen ins Fenster. Dann zog er die gelbe Weste und den blauen Frack an, schlang das weiße Tuch um den Hals und wartete auf die Besucherin. Zwei lange Stunden. Vier endlose Stunden. Es ward Mittag; es ward Nachmittag. Ihm perlte der Schweiß von der Stirn, denn das Atmen machte ihm zu schaffen, war ihm die Kehle doch wie zugeschnürt. Da...! Es klopfte. Mit einem Satz war er an der Tür, riß sie auf — und prallte scharf zurück.

„Guten Tag."

Er blieb Dank und Gegengruß schuldig, maß die Eintretende mit einem bösen Blick und war nahe daran, sie am Schopf zu fassen und hinauszuwerfen, denn er hatte für Gäste jetzt durchaus keine Zeit und für das Wohltätigkeitsinstitut Wuttich überhaupt nichts übrig; ja, er haßte diese Person und hätte ihr schon längst einmal seine trockene Meinung gesagt, wenn die Jungfer Wuttich nicht wie die Allmacht selber die Geschicke der kleinen Leute gelenkt und auch Riekchen in ihren Schutz und Schirm genommen hätte. Überflüssigerweise.

So trat sie also unangefochten über die Schwelle ins Zimmer, hinter sich zwei fremde Reisende männlichen Geschlechts. Es waren, wie sie ohne Einleitung erklärte, zwei kanadische Goetheverehrer, die nicht versäumen wollten, ihm ihre Aufwartung zu machen. Da nahm er seine würdige Haltung an, richtete sich in seinem blauen Frack straff auf, schob die Hand über dem Herzen in die gelbe Weste und sprach: „Ich erwarte Besuch. Drum —"

„Machen wir's schnell ab," fiel ihm die Jungfer in die Rede und wandte sich zu den beiden Fremden, die sie alsbald, mit englischer Zunge redend, im Zimmer umherführte, ihnen anscheinend die Dinge erklärend.

Den Goeth'schen packte die Wut; indessen bändigte er sich mühsam, konnte doch jeden Augenblick Riekchen hereintreten, und da durfte er sie nicht mit wildem Streit und geschwungenen Fäusten empfangen. So hauchte er der Demoiselle Wuttichen alsbald ins Ohr, und zwar auf gut Deutsch, so daß es die Kanadier nicht verstanden, ob auch die Fenster unter dem Geflüster klirrten: „Kreuzmordundtotschlaghimmelherrgottsackerment! Ich will allein sein! Hier ist m e i n e Stube!"

„Sehr wohl, mein Herr," antwortete jene milde lächelnd, wies den Herren noch die Instrumente und die Bücher und wandte sich endlich an den gastfreundlichen Wirt: „Die Herren wünschen ein paar Mineralien von Goethes Egerländer Studienfahrten mitzunehmen; hier die Lava vielleicht vom Kammerbühl, den Meteorstein von Zwodau und den Augit vom Wolfsberg. Eine Handschrift von Goethe besitzen Sie nicht mehr? Alles schon entführt, meine Herren. Und was kostet nun — —?" frug sie den schier verständnislos dreinblickenden Goeth'schen, der von all dem Gerede kein Wort begriff, denn die schlichten Kiesel aus dem weimarischen Asbach und dem Lottenbach hatten weiß Gott die fernen Weltgegenden nie gesehn und die Studienfahrten Goethes gewiß nicht mitgemacht, wennschon sie sozusagen in seinem Geiste waren gesammelt und erforscht worden. Aber bevor er das noch alles hatte denken, geschweige denn sagen können, hatte die 'moiselle, das Miesel, die miserable Person, mit einem „Nach Belieben" die Fremden veranlaßt, je ein Goldstück auf den Tisch zu legen und sich nach geziemender Verbeugung davonzumachen. Das Wohltätigkeitsinstitut hatte die Hand nach einem der Goldstücke ausgestreckt und sich trotz ihres beschwörenden: „Für meine Armen!" vom Goeth'schen mit einem handgroßen Kiesel eins auf die Finger geben lassen müssen und war alsdann in sehr schmerzhafter und wütender Verfassung davongeschossen, und er stand da, wie frisch vom Himmel gefallen.

Beraubt! Mit Lug und Trug entehrt! Mißbraucht! Geschändet! Und weiß Gott: zwei Goldstücke! Und dafür vor der Welt zum Schelm gemacht . . .!

Er stürzte ans Fenster. Zu spät. Zwei Goldstücke! Davon konnte Riekchen einen Monat leben. Und wie leben! Abgemacht: sie blieben liegen. Er verschmerzte den Raub um Riekchens willen. Hoho! Im Grunde war er nicht nur eine ehrenwerte, sondern auch eine gute Partie. Da lagen die Steine, unerschöpflich! Hier standen die Instrumente; die Bücher dort . . . und hier funkelte der gemünzte Reichtum. Nun konnte sie kommen.

Aber sie kam nicht. Es wurde Abend, die Sonne sank, die Hoffnung losch, er saß in seiner dunklen Ecke todallein, und all sein Reichtum schwand in Nacht und Nichts — —

★

Aber bei ihm gewesen war sie! Wie schwer, den Weg zu gehn, der ihr ein unehrbarer Weg schien, und dem Mann in die Stube zu dringen, ihr eigenes Heim preis-

gebend, in das sie doch förmlich hineingewachsen war. Sie handelte schlecht, grundschlecht, wenn — und hatte es ihm doch versprochen! Seit zwanzig Jahren halb und halb zugesagt und tröstlich verheißen, gestern aber richtig in die Hand versprochen. Da mußte sie gehn. Da durfte sie ihn nicht länger warten lassen.

Und so war sie, wenn auch schweren Herzens, aus dem Hause gegangen und in die Seifengasse förmlich geflohen, überall von den Augen Unsichtbarer verfolgt, die, hinter den Gardinen stehend, stechende Blicke auf sie abschossen und mit spitzigen Zungen gegen sie fochten, daß sie gar schmerzhaft sich unter ihrem Schal zusammenkrümmte, und selbst die Pflastersteine kriegten Gesichter, allen möglichen Leuten der Stadt gleichend. Da war sie gelaufen, was sie hatte laufen können, und ehe sie sich's versehn, war sie an seiner Haustür vorbei gewesen und am Steinschen Haus desgleichen. Auf der Löwenbank am Park hatte sie sich müssen niedersetzen und Atem holen und Kräfte sammeln. Ihr war so elend zumute gewesen, daß sie hätte heulen mögen.

Tjeja . . ., die garstige Welt . . .! Da drüben standen die Orangenbäume der Frau von Stein in der Sonne wie einst. Dort hatte die edle Frau gesessen, wer weiß wie oft, das kleine, runde Tischchen mit der Teekanne und zwei Tassen vor sich, den Goethe neben sich. Und die Leute hatten die Hüte gezogen und ihren schuldigen Diener gemacht, und die Frau Herzogin war still daher spaziert und hatte sich zu den beiden gesetzt, und der Herzog war wohl auch erschienen, mit seinen beiden großen Hunden aus dem Parke kommend, und hatte sich hingestellt und ein paar lustige Schnurren erzählt oder sonst was zum Lachen gesagt, aber ein Ärgernis hatte niemand genommen, ein schlechtes Meinen niemand gehegt. Und nun saß sie da auf der Steinbank und wollte nur — — War's schon zu viel gewollt? Nach all den stillen Jahren voll Armut und Entsagung und treuer Beharrung, war das bißchen Glück noch immer zu viel? Bah! Sie hatte es ihm versprochen und so ging sie. Mochten die falschen Zungen schwingen.

Und tapfer war sie aufgestanden, wieder um das Steinsche Haus herumgegangen in die Seifengasse und geradeswegs zum Goeth'schen.

Als sie die schmale Stiege emporgeklommen war, hatte ihr zwar das Herz zum Zerspringen geklopft, aber sie hatte den Schritt nicht angehalten und sich mutig an seine Tür gekämpft -- da waren im Hausflur unten Schritte laut geworden, die schnell die Treppe heraufgekommen waren; flink hatte sie sich in den dunklen Winkel der Bodentreppe geflüchtet und gesehn, wie zwei von Mamsell Wuttich geführte vornehme Fremde alsbald beim Goeth'schen eingetreten waren. Da hatte sie Gott gelobt und war wie befreit von einer schweren Traglast die Stiege hinabgeeilt und nach Hause. —

Der Alte aber hatte — wie gesagt — inmitten seines Reichtums gesessen und auf das Mamsellchen gewartet, bis die Nacht mit dem Abendschein auch alle Hoffnung gelöscht.

„Wortbrecherin!“ zürnte er nun in die Ferne und hob eine Faust, die sich jedoch schon im Aufstieg halb öffnete und verlegen auf die gelbe Weste rettete, wo sie einen Pulsschlag lang über dem pochenden Herz ruhte und dann kraftlos herniederglitt. „Gott weiß, wie ich ihr grolle, aber —! Vergessen sollt' ich sie und aus meinem Gedächtnis tilgen, aber —!“ Stieß einen Fuß auf den Boden, bohrte noch einen funkelnden Blick ins Dunkel und riß den Hut vom Nagel, um im nächsten Augenblick davonzustürmen, so ungoethisch die gemeine Hast auch war. Aber es ging ums Rieckchen.

Konnte sie nicht krank zu Bett liegen? Von einem Schlagfluß getroffen, gestürzt sein und hilflos verbluten? Von einem Mordbuben gemeuchelt . . .!?

Mit ein paar Sätzen war er die Stiege im Entenfang hinauf an ihre Kammertür. Ohne anzuklopfen drang er ein und — da saß sie gesund und wohlgemut, gottlob!

„Rieckchen! Wie konnte Sie . . .! Hat Sie doch kein Herz im Leibe? Weiß der Lahme, ich bin von allen Kräften, so hab' ich auf Sie gewartet“ — und mußte sich kraft- und atemlos, da sonst kein Sitzmöbel in dem erbärmlich engen Kämmerchen Platz gefunden, auf dem Bettrand niederlassen. Da hob sie, noch halb von der Überraschung betäubt, beschwörend die Hände, fand aber vor Scham und Entsetzen nicht Atem zur Rede, also daß er seiner Zunge die Zügel schießen lassen konnte.

„Schlecht gehandelt hat Sie, Mamsellchen, aber ich vergeb' es Ihr. Nur gut, daß Sie mobil ist und nicht totgestürzt oder ermeuchelt am Boden liegt. Geb' Sie mir die Hand. Frieden. Frieden. Und warum kam Sie nicht?“

„Um Gott, hier bei mir zu sitzen. Heiland! Was sollen nur die Leute denken!“

„Mußte ich nicht her? Zwang Sie mich nicht mit Gewalt? Nun komm Sie. Zu mir. Daß wir's endlich in die Richte bringen.“

Doch jetzt wehrte sie sich entschieden, mitten in der Nacht!

„Zum Donner ja!" fuhr er drein und sprang zornig auf. „Bin ich nicht gekommen? Hatte Sie nicht versprochen? Und weiß Sie, wie ich mein Stübchen geputzt und was alles auf dem Tische liegt? Also die Hand her — — —"

Als sie aber noch immer zögerte, beugte er sich zu ihr nieder und flüsterte ihr ins Ohr, was für ein Geld er heute eingeheimst von den zwei Fremden, und wie er, wenn er's darauf anlege, dergestalt ein Vermögen schaffen könne im Handumdrehn, und wie er jetzt fast mit Sicherheit wisse, daß er ein Sohn des großen Talleyrand sei, von dem erst unlängst im Wochenblatt gestanden, wie dieser erste Diplomat des Jahrhunderts anno 1808 mit Goethe zusammen in Erfurt getafelt, oder daß er gar ein Sohn des weltberühmten Pariser Tragöden Talma sei, der 1808 eigens von Erfurt nach Weimar gekommen, um Goethe und ihn, sein Fleisch und Bein, zu sehen. Genug, eine bedeutende Erbschaft stünde in sicherer Aussicht.

„Und ist das nichts? Gilt Ihr das nichts, Mamsellchen?"

Sie schüttelte ängstlich den halb abgewendeten Kopf. „Ein andermal besprechen wir's," wich sie seiner Frage ängstlich aus und bat: „Jetzt gehn Sie nur . . ."

„Riekchen . . .! Potzhunderttausend . . .!" brauste er auf und fuhr gar sanftmütig und freundlich fort: „Will Sie mich untreu machen? Soll ich bleiben? Meine Stube im Stich lassen, darin er gelebt und gedichtet, und zu Ihr ziehn? Das kann Sie nicht wollen! Und ohne mich? Nein! Das noch weniger. Und geht's Ihr nicht arg knapp? O Fluch dieser elenden Welt, aber lebt Mamsell Riekchen nicht ein kärgliches Leben? Ein Hungerleben?"

„Nicht doch . . . Ich . . .!" widersprach sie betreten mit rotem Kopfe. „Und fehlt's einmal ein bißchen, hilft das gute Fräulein Wuttich. Nein, das dürfen Sie nicht denken, daß ich kommen muß, wenn Sie nicht kämen und . . ."

„Und . . .?"

„Gehn Sie für heute. 's ist spät" und erhob sich, ihn zu verabschieden.

Da gab er sie frei. Stand mit hängenden Armen und gesenkter Stirn und sprach: „'s ist spät... Sag' Sie's nur deutlicher... zu spät . . ." kehrte sich ab und wankte zur Tür hinaus.

Sie hätte ihn halten mögen, aber es ward jetzt laut im Häuschen und da löschte sie flink das Licht und verkroch sich in die Dunkelheit.

Am andern Morgen schritt der Goeth'sche stracks zu Fräulein Angelika Wuttich.

„Mamsell, Sie führte mir da neulich zwei Fremde zu."

„Ich hatte die Ehre, mein Herr," bekannte sie nicht ohne Spott.

„Gut. So kennt Sie mich."

Sie knickste.

„Ich komm' von wegen der Theatermamsell."

„Der Jungfer Schramm?"

„Derselbigen."

„Es geht ihr freilich schlecht; sie näht und flickt ein bißchen, im übrigen erhalt' ich sie. Wenn Sie ihr also von den zwei Goldstücken —"

„Hör' Sie mal," unterbrach er sie rauh, „von heute an verbiet' ich Ihr, der Jungfer auch nur noch einen Daumennagel voll Almosen zu geben."

„Verbieten Sie? Mir?"

„Ich! Ihr! Verbiete! Verstanden? Denn die Mamsell ist meine Braut!"

Schweigen. Die Augen des Fräuleins erweiterten sich.

„Die Jungfer Schramm — —?"

„Gehört zu mir; jawohl."

„Das heißt: — —"

„Sie ist so gut wie meine Frau."

„Sie hat sich Ihnen . . ."

„Mit Leib und Seel' ergeben, Amen! Und also ist sie mein, hört Sie? Und ich will nicht, daß Sie sie mit Ihren Bettelsuppen weiterfüttert! Gott befohlen."

Und stürmte grob davon. Gleichsam auf der Flucht. Auf der Flucht vor sich selber. Denn der schlechte Kerl, der da soeben gelärmt, war er nur zur Hälfte. Die andere Hälfte hielt es mit der Wahrheit und Redlichkeit und wollte alles widerrufen.

Nun er aber einmal den seit zwanzig und mehr Jahren umstrichenen Stein ins Rollen gebracht, ging er forsch ins Zeug, sein Unternehmen zu Ende zu führen.

Auf dem Markt saß im Schutz Neptuns Frau Evmarie Fultschin, geborne Harras. Ihre Pastorenbirnen und Eierpflaumen, Nüsse und Naumburger Trauben waren gut, aber ihr Mundwerk war noch um vieles besser. Wenn sie einmal etwas wußte, ganz oder halb, war's bald in aller guten Leute Mund, selbst wenn sie nicht zur eigentlichen Kundschaft gehörten. Ihr nun sagte der Goeth'sche würdig guten Tag, lobte ihre Ware mit Maßen und sprach alsdann: „Die fleckigen und angefaulten Reinetten, guten Luisen und Eierpflaumen mag Sie aber inskünftige selber essen, Fultschen, und nicht mehr der Mamsell Schrammen in den Strick-

beutel schieben. Die braucht's nicht mehr und ich will's nicht mehr, seit sie mir anheimgefallen ist und eine Heirat vor der Türe steht. Das merk' Sie sich."

„Nanu?!" Die Obstlerin lachte und sträubte das zierliche Bärtchen, das ihr auf der breiten Oberlippe sproßte und die Mundwinkel schwärzlich beschattete. Aber er wartete nicht, bis sie ihre ungefällige Rede hervorgeströmt, und schritt spornstreichs davon. Und das war gut so, denn als er heimkam, lehnte ein Gelehrter in der Haustür und wartete bereits lange auf ihn. Es war der junge Dr. Vollrat aus Jena, der schon mehrmals den Goeth'schen besucht, befragt und behorcht hatte.

Und als der den Wissensdurst des in die Stube gebetenen Doktors gestillt hatte, offenbarte er ihm, daß er den Entschluß gefaßt, zu heiraten.

„Jetzt noch?" entfuhr es dem unvorsichtigen Besucher.

Da traf ihn ein vernichtender Blick überlegener Verachtung. „Weiß Er nicht, daß der Geheimde Rat noch mit vierundsiebzig Jahren —"

„Schon recht," gab der Doktor beschämt zu.

„Nun gut. Ich zähle zweiundsechzig. Rund gerechnet," fuhr der Alte gemessen fort und weihte den Doktor dann vertraulich in seine dunkle Vorgeschichte ein.

„Papiere fehlen. Sichre Überlieferungen ditto. Eltern? Wer kennt die Wahrheit? Ich glaube an Talma."

„Und ich soll . . .?"

„Hier ist ein Buch," fuhr jener eifrig fort, während er ein altertümliches Druckwerkchen vom Brett nahm. „Der alte Hofschneider Götze sagte mir einmal: als ich zehn Jahre alt gewesen, sei eine Muhme aus Wenigenjena gekommen, die habe eine Hose ihres abgeschiedenen Mannes zu ihm gebracht, daß er sie für mich, besagter Muhme Schwestersohn, zurechtschneidere. Und hier ist ein Katechismus, von Johann Gottfried Herder aufgesetzt, darinnen steht geschrieben . . ." er schlug das Büchlein auf und hielt es dem Gelehrten hin, der alsbald las: „Melanie Stümpel. 1790. Melanie Langbein. 1798."

„Und," gab der Goeth'sche dazu kund, „Langbein soll die Frau, die sich meine Muhme genannt, geheißen haben. Nun forsche Er. Ob Talleyrand, ob Talma, Doktor, mir soll das eine recht sein und das andre. Nur bald Papiere! Papiere! Ich brauche sie zum Aufgebot."

„Hm . . ."

„Er wird's machen. Er ist eine Leuchte der Wissenschaft. Drum frisch ans Werk. Glückzu und guten Heimweg!" und schob den ehrlich erstaunten Doktor freundlich aus der Stube.

So war auch das getan. Aber sein Eifer trieb ihn weiter. Er las seine Steinsammlung, so da noch immer auf dem Tische ausgebreitet lag, sorglich zusammen und barg sie in mehreren Pappschachteln und Holzkästchen. Auch seine Bibliothek häufte er dazu, kurz, er packte ein, ohne es eigentlich so recht beschlossen zu haben. Nein! Wenn das närrische Mamsellchen nun einmal nicht von ihrer Kammer loskam — —? Sollte er in seiner Feste verschanzt bleiben und verkommen? Verdursten, verhungern, vermodern vor Sehnsucht nach einem Trunk Sonne? Seine Seele schrie nach Glück! . . . oder doch nach einem Schein von Glück — —

So rang er mehr denn eine Woche mit sich selber, packte die Steine und Bücher ein und wieder aus, dreimal, viermal. Es war ein schwerer Kampf, aber — —

„Wenn es denn sein muß, wenn es denn gar kein andres gibt und die Not es erzwingt, dann, Riekchen, . . . komm' ich zu Ihr . . ."

Ganz leise flüsterte er es ihr zu, als er sie von ungefähr einmal im Zeughof vor dem annoch geschlossenen Tor der Suppenanstalt stehen sah, magerer und kleiner und blasser denn je; sie schaute ihn ein wenig erschreckt und erstaunt, ungläubig und schmerzhaft an, aber widersprach doch mit keinem Wort.

Zweimal schon war sie auf die Minute pünktlich zur gewohnten Stunde in der Suppenanstalt gewesen, sich ihren kargen Freitisch, der ihr daselbst an drei Tagen der Woche gedeckt ward, still-emsig zuzueignen; aber beide Male hatte Fräulein Angelika Wuttich, die hier die Oberaufsicht führte, an der Tür gestanden und ihr bedeutet, daß sie zu spät komme und die Suppe bereits bis auf den letzten Tropfen verteilt sei. Und als im Luisen-Stift ein paar alte Kleider zur Verteilung kamen, deren eins ihr schon lange zugedacht war, mußte sie auch hier wieder leer abziehen. Und als es ein Ärmchen Holz im Arbeitshaus zu holen galt, das sie jedes Jahr erhalten, war für sie auch nichts mehr da. Ja, selbst die Madame Fultsche, die sie sonst immer einmal, wenn sie an ihrem Obststand auf dem Markt vorüberging, zu sich gerufen und ihr ein paar Fleckige zugesteckt, achtete ihrer nicht, so oft und so dicht sie auch gerade jetzt an der wackeren Frau vorüberstrich. Und als sie, im Joch der bittern Not, einmal wie von ungefähr am Marktbrunnen stehen blieb und grüßend nach der guten

Frau hinübersah, lachte die Obstlerin laut auf und rief ihr einen beißenden Spott zu.

Da kroch sie denn endlich, unter ihr altes, mit den Bertuchischen Blumen geschmücktes Schleierhütchen gebückt, still nach Hause und setzte sich in ihren Stuhl, wo sie nun, allem Kampf und Widerstand entsagend, mürbe und willfährig auf ihn wartete, daß er sie als Bräutigam entführe. Nein, an ihr Kämmerchen klammerte sie sich nicht mehr; wenn er wollte, ließ sie alles im Stich.

Aber er kam nicht; die erste Woche nicht, die zweite nicht, und in der dritten — — Allerbarmer im Himmel!

An ihm freilich lag's nicht. Der Dr. Vollrat war schuld. Der kam und brachte ihm ein gelehrtes Schriftwesen und lachte und sprach: „Alles Unsinn, lieber Langbein, alles Unsinn! Die Muhme hat den rechten Weg gewiesen: ihr Mann und Ihr Vater waren Brüder. Das heißt: Sie heißen Langbein, Gottlieb August Langbein und sind geboren anno 1800 in Wenigenjena. Ihre Mutter starb im Wochenbett, Ihr Vater 1806 im Schlachtgewühl. Er war Brückenwart und —"

„Lüge! Lüge!!" brüllte der Goeth'sche, warf sich auf den Doktor, packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn heftig. „Verleumder, erbärmlicher! Ich sollte . . .?! Auf einem elenden Strohsack . . .! Ich? Ich?! Verruchter!" und stieß ihn mit großer Gewalt gegen die Tür, so daß selbige aufflog und der mißhandelte Forscher die Treppe hinunterkullerte.

Der Goeth'sche aber sank in seinen historischen Stuhl. Ihm ward es dunkel vor den Augen.

Zwei Wochen verbarg er sich vor der Welt, hinsiechend an einer tiefen, innern Wunde. Als aber in der dritten Woche das Intelligenzblatt die Nachricht brachte, daß der Goeth'sche, der stadtbekannte letzte Zeuge großer Zeit, nicht, wie Fama glauben gemacht, der illegitime Abkömmling eines Dalberg oder Talma, sondern der in rechtmäßiger Ehe gezeugte Sohn des verstorbenen Brückenwarts von Wenigenjena sei und daß demzufolge sein bürgerlicher Name: Gottlieb August Langbein laute, — als ihm dieses Schandblatt dergestalt alle Ehre öffentlich vom Leibe riß und ihn nackt und bloß dem hämischen Gelächter der Welt preisgab, da ging er wie eine entwurzelte Königskerze jählings ein und floh förmlich aus dem Leben in Angst und Furcht, daß Mamsell Rieckchen etwa gar noch zu ihm komme und ihn so in seiner ganzen Blöße und Ruhmlosigkeit, Schande und entlarvten Lächerlichkeit erblicken könnte. Wenige Tage später war er tot und ward in aller Stille begraben.

Mamsell Rieckchen aber harrte seiner, alle bittere Not um ihrer Hoffnung willen ertragend. Tapfer machte sie ihr Budchen kahl und entschlug sich des letzten Besitzes, um ein Geldchen im Papier zu haben, so er sie zu sich in die Ehe hole. Aber er kam nicht. Und zu ihm hin traute sie sich nicht, der bösen Zungen wegen und um den Leuten nicht merken zu lassen, **wie** sie auf ihn warte . . ., bis sie denn eines Tages von der Obstlerin auf dem Markte erfuhr, daß er „draußen" lag schon seit fast zwei Wochen. Da schüttelte sie zwar ungläubig den Kopf und schlich nach Hause, gegen Abend aber ging sie über den Friedhof und fand einen ungeschmückten, ungepflegten Erdhügel, und als sie einen Totengräber, der in der Nähe schaufelte, befrug, wer denn da drunten liege, erfuhr sie's nur allzu schnell und allzu deutlich. Da wich alle Kraft von ihr und sie mußte sich auf den Grabhügel niedersetzen, der feuchten Erde und ihres windigen Röckleins nicht achtend, und mußte sich den Kopf in die Hände sinken lassen.

Aus — — —!

Dann nestelte sie sich, sein Grab zu schmücken, die schönen, unvergänglichen Blumen, die noch aus der Bertuchischen Fabrik stammten und am Ende gar — o heiligendes Wunder! — von der viellieben Jungfrau Christiane Vulpius, nachmaligen Frau Geheimden Rätin von Goethe, gemacht worden waren, still von ihrem altmodischen Schleierhut, und steckte sie in die lockere Erde des kunstlosen, unordentlichen Hügels. Endlich raffte sie sich auf, um durch den Park hinab in Goethes Garten zu gehn und ein paar Zweige für den Toten zu brechen, aber am Luisenkloster verfehlte sie, auf schwanken Füßen tappend, die Stufen und stürzte die Treppe hinab und verblutete ohne Hilfe, ihren letzten Atem in die Sternenstille des heiligen Hains verströmend...

Bald lagen sie nebeneinander, still und weltverloren, und es war fast, als wollten sie sich noch mehr vor den Menschen verbergen, sich noch tiefer und sicherer verkriechen, denn ihre Hügel sanken mehr und mehr ein, bis sie endlich ganz dem Erdboden gleich und unter dem sich ausbreitenden Rasen verschwunden waren, also daß nichts mehr vom Goeth'schen und seinem Theatermamsellchen kündete.

Unauffindbar sind sie heute, die selbander voreinst mit in der Ruhmessonne der Großen gestanden und die glanzvollen Tage jener wunderhaften Zeit mit genossen, so völlig vergessen, als wären sie nie gewesen.

Wie man Antiquitäten sammelt

Von Dr. Franz Meine

Seit bald dreißig Jahren habe ich manch schönes Stück alter Heimatskunst gesammelt, das ich hoch in Ehren halte. Wie wenig dies oft die ursprünglichen Besitzer tun, weiß jeder Sammler. Ich erfuhr z. B. eines Tages in der Gegend von Winsen, in einem benachbarten Orte sei ein geschnitztes altes Himmelbett zu verkaufen. Als ich den bäuerlichen Besitzer aufsuchte, sagte er zu mir, er habe die alte Bettstelle vor ein paar Wochen zerhackt und im Backofen verbrannt. Seine junge Frau habe ihm neue, schöne Bettstellen, fein poliert, sogar mit Muschelaufsätzen, mitgebracht, so daß er „dat olle Ding" nicht mehr habe sehen mögen. Er beschrieb mir auf meine Fragen, das Bett habe gedrechselte Säulen und unter dem Himmel kleine abgeteilte Felder („Kassetten") mit Holzrosen in jedes Feldes Mitte gehabt und es sei altes, rissiges und schwarz gewordenes Holz gewesen. Meinem Ärger über diese Zerstörung eines alten Heimatkunstwerks schaffte ich dadurch Luft, daß ich ihm zur Strafe erzählte, er hätte 3- bis 400 Mark von mir als Kaufpreis erhalten können.

Nicht weit von Fallersleben zeigte mir ein Großbauer stolz seinen neuen großen Kuhstall. Über dem Loch, in welches die Jauche aus dem Stall lief, lag eine 4 Zentimeter starke Platte aus Gußeisen, die 80 Zentimeter lang, 40 Zentimeter breit war. Ich schöpfte Verdacht und wendete sie mit Mühe um. Auf der unteren Seite war ein wunderbarer Guß! Die Hochzeit von Kana, 12 Figuren in guter Gruppierung und Charakterisierung. Um das Mittelbild herum waren rankenartige Ornamente gelagert. Der Besitzer war in Kunstdingen völlig verständnislos, und so konnte ich für ein eisernes Gitter die Platte mitnehmen.

Südlich von Peine sah ich eine Rokoko-Schreibkommode mit Schrankaufsatz in einem kleinen Bauernhause. Drei geschweifte Schubkästen bildeten das Unterteil, darüber folgte eine schräge Schreibplatte zum Herunterklappen. Innen an jeder Seite drei Schubkästen mit einem Geheimfach und darüber ein großer Mittelschrank, an dessen beiden Seiten je fünf Schubkästen standen, die, höchst raffiniert, durch die Schranktür verschlossen wurden. Das ganze Möbel trug einen Belag von feingemustertem, buntem Holz, Schranktür und Schreibtischklappe außerdem noch Elfenbeineinlagen, unter denen der friderizianische Adler besonders hervortrat. Wie war dieser stilechte Schrank in ein Bauernhaus geraten? Durch Nachfragen kam ich endlich dahinter, daß eine Groß- oder Urgroßmutter auf dem Schloß in der Nachbarschaft als Jungfer oder Amme tätig gewesen war und wahrscheinlich diesen Schrank einmal als Hochzeitsgut von der Gräfin erhalten hatte. Aber wie sah dieses edle Möbel aus, als ich es zum erstenmal erblickte? Zerstoßen, beschmutzt, benagelt, lange Nägel waren von innen durch die Scharniere der Schreibklappe und des Schrankes getrieben und die Spitzen waren umgeschlagen (!), so daß der Außenbelag an diesen Stellen ruiniert war. Als ich die Schreibklappe öffnete, lagen auf der Platte ein angeschnittener Schinken und zwei Würste. Ich empfand Mitleid mit diesem tief gesunkenen adligen Stück und erlöste es aus der unwürdigen Haft. Ein geschickter Möbelkünstler tilgte die Zeichen der Erniedrigung; im Monbijou-Museum fand ich an einer alten Potsdamer Kommode die Modelle für Schlüsselschilder und Griffe, nach denen ich neue formen ließ, und dann bildete der Schreibschrank eine Hauptzierde meiner Wohnung.

*

Wie ich zu dem schönsten und wertvollsten Stück meines Besitzes kam, einem meiner vier alten, geschnitzten Eichenschränke, ist mir auch heute noch immer eine freundliche Erinnerung. Auf einer Fahrt im Automobil durch die Lüneburger Heide erlebte ich eine Panne, die nicht zu beheben war. Ich ließ Chauffeur und Wagen auf der Landstraße und wanderte zum nächsten Dorfe, um mir vom Wirtshaus aus ein Ersatz-Schnauferl aus Hannover zu bestellen. Auf meine Frage nach dem Telephon öffnete der Wirt die Tür eines kleinen dunklen Raumes, indem er mir Vorsicht wegen der Dunkelheit und der Enge empfahl. Ich zündete in dem dunklen Raume ein Streichholz an und sah in dessen Schein einen geschnitzten Schrank vor mir.

Bei seinem Anblick war mir klar, daß ich ohne den Schrank nicht lebendig das Haus verlassen würde. Unter dem Vorwande mehrmaligen Telephonierens und unter Verbrauch einer halben Schachtel Streichhölzer betrachtete ich den Schrank genauer. Dann predigte ich mir Ruhe, ließ mich auf die Bank im Gastzimmer nieder und bestellte zunächst ein ordentliches Landfrühstück, Rührei und mit Wacholder geräucherten Schinken, dazu ein gut im Gastzimmer gewärmtes (Brr!) Glas Bier und einen „großen Klaren" (hannoverscher Korn). Den Wirt lud ich auch zu einem Klaren und einem Glase Bier ein. Warum sollte er es besser haben als ich und nicht auch das greuliche warme Bier trinken?

Beim Frühstück begann ich die Unter-

haltung, nachdem ich mir Ruhe und äußerliche Gleichgültigkeit anbefohlen hatte.

„Was haben Sie denn da für einen großen Schrank, an dem ich mich beinahe gestoßen hätte?"

„Jäo, dat Schapp hebbe ick man blot in die dunkle Kammer gestellt, weil mine Fru sick jümmer so schanniert hat wegen die nackigen Figuren."

Pause. — „Na, Prost!" — „Prost ook!"

„Na, dann würde ich den Schrank doch verkaufen." — „Jäo, dat wull ick ook, ick harre schon en paormol gedacht, dat ick dat Schapp mit na Ülzen nehmen wull, awer ick harre immer keinen Platz."

Pause. („Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Herz!")

„Na, für wieviel wollten Sie ihn denn verkaufen?" — „Och, ick dachte, ick möggte woll so veel daför hebben, dat ick meck en nigen (neuen) daför köpen kann."

Pause. — („Immer langsam voran!")

„Na, das sind wohl hundert Mark, an die Sie gedacht haben?"

„Och nee, hunnertfiefundtwintig mött ick er doch woll för hebben."

Pause. — „Na, Prost!" — „Prost ook!"

„Na, wissen Sie, ich habe einen Freund, der so'n altes Kram kauft. Ich weiß ja nicht, was er daran findet, aber er macht's mal so. Der würde den Schrank vielleicht kaufen." —

„Jäo, hei kann meck ja maol schriewen! Wenn dä mick dat Schapp afköpt, dann bruke ick nich mehr na Ülzen tau fäuern (fahren)."

Pause. — „Prost, na denn trinken wir noch eins." — „Jäo, un denn könn wi ook ne Zihgare smöken. Ick gew ook eine to'n Besten."

Sprach's und holte eine echte Heidekraut-Havanna mit Zichorien-Brasil-Einlage, Einkaufspreis mindestens zwei Pfennige.

Dann nahm Hinrich Wittkopp die Unterhaltung wieder auf. In seinem lederfarbenen, durchrunzelten Gesicht standen zwei vergnügte, ein wenig listige Augen, deren Unruhe mir verriet, daß der gute Verkauf gegen bares Geld ihm verlockend erschien. „Jäo, ward denn Ehr Fründ ook minen Preis betalen? Handeln late ick nich. Hunnertfiefundtwintig möt eck er för hebben." (Große Stille. Übergang wie von dem dritten zum vierten Satz in der Fünften Sinfonie.)

„Ich will Ihnen mal was sagen. Mein Freund ist jetzt auf Reisen. Bis ich ihn treffe, kann es noch eine Woche dauern. Da will ich einfach jetzt den Schrank für ihn kaufen."

Und dies geschah. Schon am andern Tage fuhr ich im Auto wie eine besorgte Mutter hinter dem Leiterwagen her, der den mit Säcken gut geschützten Schrank nach Ülzen brachte, und ich war bereit, jeden zu morden, der mich jetzt noch zwischen Lipp' und Kelchesrand gestört hätte.

Ein großer Humorist muß es ja gewesen sein, der den Schrank geschnitzt hat. „Er blies ihm einen lebendigen Odem in die Nase," soweit stimmt das obere Mittelbild mit der biblischen Geschichte überein. Aber dann hat der Künstler als scherzhafte Zutat noch die tätige Mitwirkung des hinter Adam knienden Engels beim Lufteinblasen geschildert, dazu das schadenfrohe Lachen der drei anderen Engel, die sich freuen, daß der kniende Engel an diesem Tage gerade Dienst hat.

Auch das untere Mittelstück zeigt, daß der Bildner sich die Erschaffung Evas anders als die Bibel vorstellte. Der sitzende Herrgott hat ein großes Messer in der Hand, mit welchem er dem schlafenden Adam einen von der linken Brust bis zur Hüfte reichenden Schnitt beigebracht hat. Aus dieser Schnittwunde zieht ein im Baum sitzender Engel die Eva an den Haaren heraus. Aber der Künstler hat noch weiter gedacht als der Verfasser des ersten Buches Mose: zum Zunähen der Wunde hält der Herrgott eine große Sacknadel und ein Riesenknäuel Bindfaden in der linken Hand.

Und nun die Seitenbilder. Links oben die Apfelszene. Die Schlange mit menschlichem Oberkörper und Kopf (ein Paar kleine Hörner symbolisieren den Teufel) malt Eva die Freuden der Erkenntnis aus, und die auch in der groben Holzschnitzerei holdselige Eva greift lächelnd nach dem Apfel. Rechts oben stellt der Herrgott Eva wegen des sichtlich fehlenden Apfels zur Rede. Im Gegensatz zu ihrem Lächeln auf dem linken Bilde zeigt Eva hier ein ganz und gar bedeppertes Gesicht. Der linke Zeigefinger des Herrgotts weist energisch nach unten, wo der Erzengel Gabriel mit dräuendem Schwert bereit steht.

In der Mitte der linken Leiste erblickt man den teuflisch grinsenden Beelzebub. Links unten sitzt Adam. Auf seinem Schoße liegt ein ordentliches Hausmacher-Schwarzbrot nebst einem Messer und er beißt in eine dicke Scheibe. Nach dem Bibelwort: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" sieht man die dicken Schweißtropfen auf seiner Stirne und neben seinem Arm.

Sachverständige halten den Schrank, auch wegen der Schnitzerei der Türleisten, für friesische Arbeit, als Entstehungszeit wird die Mitte des 16. Jahrhunderts angenommen. Das Material ist Eiche.

Aus derselben Gegend der Lüneburger Heide stammt eine kieferne Truhe, welche stilisierten, breiten Eisenbeschlag hat und mir jetzt als Mottenkiste dient. Von ihrer Existenz erfuhr ich ungefähr ein Jahr nach dem oben geschilderten Erwerb des Schrankes durch einen Gemeindevorsteher, dem ich bei näherem Bekanntwerden von meiner Sammlerleidenschaft erzählt hatte. Er sagte mir eines Tages, der Nachlaß des verstorbenen alten Schäfers und Wunder-



Rhönbäuerin. Holzbildwerk von Fritz Röll

doktors werde verkauft, sicher sei etwas für mich dabei. Bei der Auktion sah ich neben vielem Gerümpel eine alte schmutzige Truhe mit gewölbtem Deckel stehen, die ich sofort aufs Visier nahm. Als „dat alte Schapp“ zum Verkauf kam, fielen allerhand Bemerkungen, aus denen ich entnehmen konnte, daß der Schäfer in dieser Lade seine Mixturen und Zaubermittel aufbewahrt hatte und daß man die Truhe auch für verhext hielt. Als ich „75 Pfennige“ als erstes Gebot nannte, kreischten einige Frauen: „Huch, der will dat verhexte Schapp köpen!“ — Niemand entschloß sich zu einem anderen Gebot, und so steht jetzt die für 75 Pfennige erworbene Zaubertruhe mit rot untergemaltem breiten Eisenbeschlag in meinem Hause, ohne daß ich bislang etwas von Hexerei gespürt hätte.

★

Eine tragikomische Geschichte verbindet sich in meiner Erinnerung mit dem Erwerb eines Himmelbetts, das ich in einer südbayrischen Kreisstadt fand, deren Namen ich verschweigen will. Auf einer Wanderung durch die Bodenseestädte und benachbarte Orte besuchte ich ein kleines städtisches Museum, das auf dem großen Dachboden des Rathauses untergebracht war. Als Mittelstück der kleinen, erst kürzlich begonnenen Sammlung sah ich ein geschnitztes und bemaltes Himmelbett mit reich verzierten Säulen und bedauerte in Gedanken, daß mir ein Himmelbett nicht auch einmal in die Quere gekommen war. Nähertretend sah ich einen kleinen Zettel: Dies Himmelbett ist zu verkaufen. Näheres beim Privatier Alois Huber. Ich besichtigte das Bett genauer, das Unterteil reich geschnitzt und bunt bemalt, am Kopfteil und Fußbrett primitive Gemälde, Darstellungen aus dem Leben der heiligen Barbara. Die mit Schnitzerei verzierten und bemalten Säulen tragen eine schwere bemalte Decke, welche Gott Vater, Sohn, den Heiligen Geist und die Jungfrau Maria darstellten. — Eine Stunde später gehörte das Bett mir, und Herr Huber hatte sich verpflichtet, es wohl verpackt nach Berlin zu senden.

Nachmittags machte ich in vergnügter Stimmung einen größeren Ausflug; bei meiner Rückkehr teilte mir der Hotelbesitzer mit, daß schon dreimal ein Herr dagewesen sei, der mich dringend hatte sprechen wollen, er würde am nächsten Morgen wiederkommen. Es war Herr Huber, der betrübt erschien und sprach: „Alsdann, wir müssen den Kauf rückgängig machen, hier haben Sie Ihr Geld wieder.“

„Lieber Herr Huber,“ sagte ich, „gekauft ist gekauft, das Himmelbett gehört mir, und dabei bleibt es. Aber warum wollten Sie denn bis gestern verkaufen und heute plötzlich nicht mehr?“

Nun erzählte er mir, daß er vor langen Jahren die Bettstelle in der Gegend von Bregenz in einem alten Bürgerhause bei einer Nachlaßversteigerung erworben habe, daß er sie aber in seinem Hause nicht aufstellen konnte, weil die Zimmer viel zu niedrig waren. Als vor wenigen Wochen das städtische Museum ins Leben gerufen wurde, erging ein Aufruf an die Bürger, Antiquitäten jeder Art aus ihrem Besitz dem Museum zu leihen, welches auch auf Wunsch den Verkauf in die Wege leiten würde. Deshalb holte er das Himmelbett vom Boden, auf dem es jahrelang gelegen hatte, und schaffte es ins Museum, wo es in der Mitte den Ehrenplatz erhielt. Als er es mir gestern verkauft hatte, ging er zum Magistratsrat Wrampelmeyer, dem Leiter des Museums, und erzählte ihm, daß er das Himmelbett verkauft habe. Dieser schimpfte mörderlich auf die Leitung des Münchner Nationalmuseums, welche den Provinzstädten nichts gönne und alles für sich aufkaufe. Auf die Zwischenbemerkung Hubers, daß kein Münchner, sondern ein Berliner das Bett gekauft habe, kochte die bayrische Volksseele des Herrn Wrampelmeyer über. „A Preuß!“ habe er gerufen, „a Preuß hat unser Museumsstück gekauft? Herr Huber, für so unpatriotisch hätte ich Sie nicht gehalten, daß Sie etwas ins Ausland verkaufen! Wenn das nicht rückgängig gemacht wird, komme ich nicht mehr an Ihren Stammtisch und verkehre überhaupts nicht mehr mit Ihnen!“ — Huber versprach, sein möglichstes zu tun, den Kauf rückgängig zu machen. Indessen gelang es ihm nicht, mich umzustimmen, und er schied mit betrübter Miene, aber zum Schluß meinte er doch, Herrn Wrampelmeyers Zorn werde schon verrauchen und er würde doch wieder zum Stammtisch kommen. —

★

Wie sich ein Menzelbild in ein Musikinstrument verwandelte, ist mir auch immer noch eine angenehme Erinnerung.

Nach einem vergnügten Frühschoppen kam ich mit mehreren Freunden an der Auktionshalle von Kn. in Hannover vorbei, und wir gingen spaßeshalber hinein. Bald wurden sieben altersgraue Ölbilder verkauft, die ich auf das erste Gebot von zwei Mark erstand. Als ich nach Berlin zurückgekehrt war, wanderten drei Bilder sofort in den Ofen, von den andern war eins eine leidliche Wouwermann-Kopie mit dem üblichen Schimmel, ein anderes war ein mit vielen Rissen in der Farbe übersätes Frauenbild mit der Signatur: „A. Menzel 39“. Ich ließ beide einrahmen und verfehlte für die Folge nicht, wenn ich wieder Bekannte durch mein „Museum“ führte, mit ironischem Pathos zu sagen: „Hier mein Wouwermann und dort mein Menzel!“ Als ich eines Tages wieder einem Besucher dies in gleichem Tonfall erklärte, sagte er mir nach längerer Betrachtung des Bildes: „Ich

würde an Ihrer Stelle nicht so ironisch sprechen, lassen Sie doch das Bild einmal von einem Sachverständigen prüfen, vielleicht ist es doch ein Menzel!" Der Gedanke ließ mir keine Ruhe. Bald darauf nahm ich das Bild aus dem Rahmen und wanderte damit zum Kunstauktionshause von Lepke, wo man mir den Rat gab, mich an die Nationalgalerie zu wenden, wo ein dem meinen ganz ähnliches Porträt von 1838 hing und wo man mir die Wahrscheinlichkeit der Echtheit bestätigte. Ich verkaufte das Bild für 550 Mark und eine Klingersche Radierung an eine Kunsthandlung, legte 500 Mark für eine Phonola und den Rest in der Weinstube bei Habel an.

*

Während bei den bislang erwähnten Käufen in der Lüneburger Heide meist ein gänzliches Unverständnis bei den Besitzern zu finden war, habe ich auch manchmal Besitzer getroffen, die sehr genau Bescheid wußten. In der Gegend von Rotenburg, zwischen Hamburg und Bremen, hielten wir einmal Mittagsrast in einer Dorfwirtschaft, und ich erfreute mich an einer alten Standuhr, welche in eichenem geschnitzten Gehäuse ein englisches Uhrwerk barg, das ein mehrstimmiges Schlagwerk hatte, und außer Sekunden, Minuten und Stunden auch noch Tage, Monate und Mondviertel anzeigte.

Vorsichtig pirschte ich mich an den Besitzer heran und fragte ihn, ob die alte Uhr vielleicht verkäuflich sei. Als er dies bejahte, erkundigte ich mich mit gleichgültiger Miene nach dem Preise, da ich in diesem entlegenen Dorfe einen billigen Kauf für hundert Mark oder einen ähnlich niedrigen Preis erhoffte.

Mit einem pfiffigen Ausdruck in den Augen sagte der biedere Heide-Gastwirt: „750 Mark ist der Taxwert und dafür gebe ich sie auch her." Meine beiden Gefährten erzählten mir nachher auf der Weiterfahrt, daß ich im Gegensatz zum normalen Zustand bei diesen Worten ein recht dummes Gesicht gemacht hätte. Auch der biedere Gastwirt merkte dies wohl, denn er sagte noch: „Hier laufen soviel Berliner und Hamburger in der Gegend herum, die unsere alten schönen Sachen für ein Butterbrot und ein Ei kaufen wollen. Deshalb habe ich unseren Hamburger Kirchturm-Uhrmacher mal um ein Taxat gebeten, damit ich mich nachher nicht für dumm halten muß."

*

Zum Schluß möge hier noch ein Erlebnis folgen, welches einen Einblick in die Psyche des Sammlers gewährt.

Ein lieber Bekannter, Rechtsanwalt und Notar in Celle, den ich als ‚Herold' unserer Sammeltätigkeit bezeichnen möchte, hatte viele alte Schränke, Truhen, Tische, Türen, Kacheln, Zinnsachen, Bilder, Waffen und dergleichen mehr gesammelt und sie in seinem Hause so eingebaut und verteilt, daß es stets eine Freude war, in seinen Räumen zu weilen. Bei einem Abendschoppen, ungefähr im Jahre 1902, erzählte ich in vorgeschrittener Stunde, um den gleichfalls anwesenden Notar aufzuziehen, folgendes angeblich wahre Geschichtchen aus seiner Tätigkeit, das ich in der Geschwindigkeit erfand: „Unser Freund wurde kürzlich als Notar zu einem alten, schwerkranken Heidebauern gerufen und traf diesen in einem uralten Heidehause, im Bette liegend, an. Er fragte ihn: ‚Sind Sie der Vollkätner Hans Hinrich Meyer?' — ‚Jäo, dat bünn ick', erwiderte der Kranke mit schwacher Stimme. — ‚Ich bin der Königliche Notar und bin gekommen, um Ihr Testament aufzunehmen. Bevor ich nun zu der Amtshandlung schreite, muß ich zunächst noch eine Frage ohne Zeugen an Sie richten.' Die Zeugen verließen das Zimmer, und der Notar fragte den Alten: ‚Haben Sie vielleicht alte Zinnsachen?!'" Schallendes Gelächter, in welches unser Notar am lautesten mit einstimmte, folgte diesen Worten.

Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als wir ungefähr ein Jahr später in einer kleinen Gesellschaft zusammensaßen und Freund Notar in später Stunde sagte, er wolle einmal einen Schwank aus seinem Leben erzählen.

„Wohin einen Menschen die Sammelwut treiben kann, habe ich an mir selbst gesehen. Ich soll da vor einigen Jahren ein Testament aufnehmen und fahre hinaus in ein Heidedorf, zu einem alten Bauern, der beinahe am Sterben war. Als ich die Formalitäten aufnehmen will, packt mich der Sammelteufel, ich schicke die Kinder des Testators hinaus und frage den alten Mann statt nach seinen Personalien erst heimlich und eindringlich: ‚Haben Sie noch alte Möbel oder Zinnsachen?'"

Kaum hatte der Notar ausgesprochen, schlug ich mit der Faust auf den Tisch und berichtete der erstaunten Corona, daß ich dieses ‚Selbsterlebnis' des Notars vor einem Jahre an einem vergnügten Abend frei erfunden und als angebliches Geschehnis vorgetragen hätte. Der ebenfalls mit anwesende Bergingenieur Hugo C. bestätigte dies, wobei sein Bäuchlein vor Lachen wakkelte. Unser Freund Notar sah mich und meinen Freund Hugo erstaunt an und fragte, indem er sich über die Stirne strich, ob meine Worte wirklich wahr seien. Er habe diese Geschichte schon so oft im Spaß von sich erzählt, daß er jetzt, selbst wenn er eidlich vernommen werden solle, kaum mehr sagen könne, was Wahrheit und was Dichtung sei.

Allmählich aber kam ihm die Erinnerung, und eine festliche Strafrunde, die er bezahlen mußte, krönte die Erzählung.

Neues vom Büchertisch

Lyrik. Von Karl Strecker

Stefan George: Die Fibel (Berlin 1928, G. Bondi) — Agnes Miegel: Gesammelte Gedichte (Jena 1928, Diederichs) — Jakob Kneip: Der lebendige Gott. Bekenntnis (Berlin 1927, Horen-Verlag) — Jakob Schaffner: Der Kreislauf (Stuttgart 1927, Union) — Wilhelm von Scholz: Das Jahr (Berlin 1928, Horen-Verlag) — Franz Werfel: Gedichte (Berlin-Wien 1927, Paul Zsolnay) — Christian Morgenstern: Mensch Wanderer. Nachlaß (München 1927, R. Piper & Co.) — Hans Heinrich Ehrler: Gesicht und Antlitz (Gotha 1928, Klotz) — Börries Frhr. v. Münchhausen: Idyllen und Lieder (Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt) — Otto Blüse: Wandlungen der Seele (Melsungen, Heimatschollen-Verlag) — Wilhelm Tidemann: Gedichte (Bremen 1927, A. v. Halem) — Franziska Martienßen: Landschaft—Menschen—Ich (Berlin, L. Behr) — Victor Meyer-Eckhardt: Das Marienleben (Jena 1927, Diederichs) — Siehe auch das Verzeichnis am Schluß.

Schwieriger als je ist es diesmal, die neue lyrische Ernte zu charakterisieren. Ein eigenes Gesicht hat die heutige Lyrik kaum. Hundert Gesichter mit sehr verschiedenen Zügen blicken uns an. Die Jazzband-Lyrik der ehemals Jüngsten, jetzt Ältesten, tackt und hackt kaum noch einmal dazwischen, dafür begegnet man häufiger als je dem ernsten Blick eines Sehnsüchtigen, der Gott und Welt, die stillsten Regungen der eigenen Seele mit dem Ewigen und Unfaßbaren in Einklang setzen möchte. Wohin führt der Weg?

Sieh zunächst zu, woher er kommt, ruft eine wohlbekannte Stimme aus einem soeben erschienenen Buch. Der Abgott seiner Gläubigen, der auf einsamer Höhe stehende Lyriker Stefan George spricht das Wort in seiner Fibel, dem ersten Band der Gesamtausgabe seiner Dichtungen. Dies Frühwerk des Dichters (seit drei Lustren vergriffen) bringt eine „Auswahl erster Verse“, also die immer fesselnden künstlerischen Gehversuche eines Begnadeten. Vieles ist darin denn auch noch anfängerhaft und klingt an schwächere Dichterkollegen an. Schon in dieser Fibel, deren älteste Gedichte bis in die achtziger Jahre zurückreichen, sieht man die entschiedene Abkehr des jungen Dichters von der Lyrik der Geibel und Heine, wie von dem Naturalismus. Schon hier fühlt man trotz mancher Unzulänglichkeit die geheimnisvollen Verbindungsfäden, die von Goethes hellenischem Schönheitsbegriff herführen, aber auch vom West-östlichen Diwan, von Hölderlins Diotima-Oden und Conrad Ferdinand Meyers Lyrik, ja, selbst zur dichterischen Prosa in Jean Pauls „Titan“ kann man Beziehungen entdecken. Und wiederum: wie ein flüchtig auftauchendes Spiegelbild seines eigenen Schaffens in den nächsten Jahrzehnten mutet es an, wenn Stefan George hier singt:

> Du standest in der Wolken Wehen
> Gehüllt in wunderbares Licht
> So schön und herrlich anzusehen
> Und wie ein sterblich Wesen nicht.

So stehen tatsächlich die statuenhaften Gebilde seiner Phantasie in großen Linien schön und unbewegt von den Luftströmen der Zeit. Wir grüßen diesen reinen Dichter, der in wenigen Wochen auf sechs Lebensjahrzehnte zurückblicken kann, und gedenken dankbar, daß seine edle Kunst, in ihrer hoheitsvollen Abkehr von dem Tagestreiben, gerade zur Zeit des Nachkriegs vielen ein stiller Tempel, ein heiliger Hain zu beruhigender Einkehr war.

Aber die Gefolgschaft dieser reinen Formkunst, dieser oft kalten Klang- und Reimartistik ist in der Gegenwart gering. Den heutigen Lyriker treibt es, von seiner inneren Bewegung, von Gefühl und Affekt zu singen und sie zu deuten. Gerade die stärksten Begabungen in der heutigen Bücherschau lassen sich dies nicht verkümmern.

Von Agnes Miegel liegen jetzt die Gesammelten Gedichte vor. Die neue Ausgabe bringt manches Neue und Schöne, das, im Verein mit dem Wertvollsten aus früheren Gedichtbüchern der Miegel, als ein wahres Schatzkästlein großer Lyrik bezeichnet werden muß. Einige der schönsten Gedichte widerlegen die alte Behauptung, die, glaube ich, Carl Busse an dieser Stelle zuerst aufstellte, und die für die damalige Zeit auch zutraf, nämlich daß Agnes Miegel „sofort schwächer“ werde, „wenn sie rein lyrisch wirken will“, „der schlichte Gefühlsausdruck versagt sich ihr“. Das stimmt heute nicht mehr. Gedichte wie dieses widerlegen es:

Der es gegeben

> Der es gegeben,
> Daß ich so jung dich fand,
> Gott hielt dein und mein Leben
> Wie Blumen in seiner Hand.
>
> Daß er die eine
> Verwarf und zertrat,
> Er weiß alleine,
> Warum er es tat.
>
> Der nimmt und der gibt
> Weiß, warum er uns schied —
> Herz, das mich immer geliebt,
> Herz, das mich immer verriet.

So kurz nur gegeben
Die Frist, die uns band —
Gott hielt dein und mein Leben
Wie Blumen in seiner Hand!

Ganz lyrische Dichterin ist Agnes Miegel auch, wenn sie von ihren Kindheitserinnerungen singt: „O meine selige Jugend, Blaue Tage am Ostseestrand." Weich und warm liegt sie im sonndurchglühten Dünensande, geborgen am Hang „so wie ein Kätzchen liegt im warmen Schoß, und wohlig blinzelnd und gedankenlos" spürt sie das Wehen der See: „heilig, vertraut, uralt".

Ein guter Bekannter ist unseren Lesern auch — seit acht Jahren — der starkgewurzelte Gott- und Heimatdichter Jakob Kneip. Er hat den Verlag gewechselt und legt so in neuem Gewande zwei Gedichtbücher vor, die hier schon gewürdigt wurden. Doch kann nicht oft genug auf diesen Dichter hingewiesen werden. Wieder ist einem, wenn man seine Verse liest, als säße man in einem Dorfkirchlein, die Orgel rauscht, durch bunte Scheiben fällt gefärbtes Sonnenlicht auf den Altar.

Eine Überraschung bringt Jakob Schaffner mit seinem ersten Gedichtbuch Der Kreislauf. Es ist sonst Dichterregel, mit der Lyrik zu beginnen; Schaffner macht es umgekehrt, er hat sich längst zu einem der ersten Epiker unserer Zeit hinaufgeläutert, er hat die Fünfzig schon eine Weile hinter sich, da kommt der verspätete Frühling seiner Verse. Der Grund liegt nahe. Mit der ihm eigenen Offenheit und Wahrheitsliebe, die kein eitles Aufplustern kennt, hat Schaffner einmal in einem Lebensabriß gesagt: „Ich bin kein Lyriker." Diese allgemeine Fassung übertreibt freilich, denn Schaffner ist schon in seinen Romanen mitunter Lyriker, aber die Ursprünglichkeit des geborenen Lyrikers, der „vogelhaft" singt, fehlt ihm freilich. Nachdenkliche, grübelnde Betrachtung ringt mühsam nach klingendem Ausdruck. Das Ergebnis ist meist ein ernster Gedanke oder ein männlicher Entschluß. Keine weiche Melodie, kein heiteres Aufklingen, keine Geige tönt in diesen Versen, eher die herbe Trockenheit eines wohlabgestimmten Schlaginstruments. Die gelungensten Verse erinnern manchmal an Goethes Lyrik, da wo sie besinnlich bleibt und Substantiva reimt; am frischesten wirkt Schaffner, wenn ihm Zorn und Ärger das Blut erhitzen.

Bei dem umfassenden Geist von Wilhelm von Scholz käme man in Verlegenheit, sollte man sagen, wo eigentlich seine geistige Heimat nicht wäre: er ist als Dramatiker lange anerkannt, seinen großen Roman „Perpetua" konnten wir den ersten Erzählungswerken der deutschen Dichtung einreihen, als scharfsinniger und wohlmeinender Kritiker wie als Reiseschriftsteller ganz besonderer Art und nicht zum wenigsten als Lyriker ist sein Ruf festbegründet. Im Hinblick auf diese Leistungen muß gesagt werden, daß sein neues Gedichtbuch Das Jahr im ganzen enttäuscht. Zumal, wenn man es mit seinem schönsten Gedichtbuch „Der Spiegel" vergleicht. Scholz hat einmal gesagt, er wolle als Lyriker „symbolischer Realist" sein. Das ist er in dem „Spiegel" — im „Jahr" tritt das Sinnbildliche sehr zurück, und das Realistische beschränkt sich auf Aphorismen der Schilderung, wie ich es nennen möchte. Gleich zu Anfang spannt der schöne „Wintermorgen" die Erwartungen. Sie werden nicht enttäuscht durch das dritte Gedicht „Nebelwald":

Die Bäume, die aus tiefem Nebelwald
Wie Tiere bis zu meinem Fenster kamen,
Die knorrige, astzackige Gestalt
Drängend in unsichtbar verglasten Rahmen,
Holt jäh die Nacht ein, die sich atemdicht
An nah sichtbar gewordene Scheiben hebt.
Das Dunkel trägt jetzt mein gespiegelt Licht,
Das auf dem Glas und fern im Walde schwebt.

Immer spüren wir Scholzens Kraft in Nacht- und Dämmerungsgedichten, wo es gilt, Wolken, Nebel, Schattenstunden, Spiegel im Halbdunkel, das farblos Fließende und Wehende darzustellen, eine Vorliebe, die seinem Hang zur Mystik und zum Mittelalter nahverwandt ist. Auch „Vorfrühling", „Zweig im Glase", „Der Lehrer" und „Gäste zu Weihnacht" liest man noch mit Genuß. Aber das übrige sind kleine, meist belanglose Beobachtungen der alltäglichsten Dinge, Minuteneindrücke, ohne einen Gedanken und auch ohne Symbol. Aber vielleicht blättert man das Buch mit zu großen Erwartungen auf, wenn man auf dem Umschlag liest, das neue Werk enthalte die seit 1923 entstandenen Gedichte des Verfassers. Wohl ein Zeichen, daß der vierundfünfzigjährige Dichter über die lyrischen Perioden hinaus nunmehr bis zu den Stufen der großen Meisterwerke seines Lebens gelangt ist, von denen „Perpetua" das erste erstaunliche Zeugnis war.

Will auch Franz Werfel der Lyrik Valet sagen? Schon macht der Achtunddreißigjährige aus mehr als sechshundert Gedichten, zu denen er sich bekennt, eine Auslese, ein Drittel etwa, unter der einfachen Aufschrift Gedichte. Nur zwei Dutzend neue Gedichte sind ihnen angehängt. Werfels Gottessehnsucht und hymnische Kreaturliebe verleugnet er auch in diesen letzten nicht. Man wird an sein Wort „Fremde sind wir auf der Erde alle" erinnert, wenn man das für ihn Kennzeichnendste und Gelungenste dieser Nachlese: „Der Wolfshund" betrachtet:

Der nasse Bernstein seines Augs sieht wehe
Und mit uraltem Vorwurf rund mich an,
Als bitte er, weil ich sein Steppenherz nicht mehr verstehe.

Der Dichter redet ihm freundlich zu, streichelt ihn und erzählt ihm von ihrem gemeinsamen „Bruder-Ursprung". Der Hund bemüht sich, den Sinn seiner Worte zu er-

fassen, aber dann kehrt dies „starre Trauern urtiefen Vorwurfs" in seinem Blick wieder, und der Hund horcht lauernd nach einer summenden Fliege. Schade, daß dieser gefühltiefe Dichter keinen Sinn zu haben scheint für die letzte Reife und Rundung eines Gedichts.

Den lyrischen Nachlaß Christian Morgensterns geben Margarete Morgenstern und Michael Bauer unter der Aufschrift Mensch Wanderer heraus. Ein wertvolles Buch. Es bringt nicht nur Morgensterns letzte, sondern auch seine ersten unveröffentlichten Gedichte. Der Dichter selber hat nichts herausgegeben, was er vor seinem 23. Lebensjahr geschrieben hat, aber es wäre schade, wenn diese frühen Versuche, sich mit dem Leben, mit Gott und dem eigenen Ich auseinanderzusetzen, verloren gegangen wären. Nicht ohne Ergriffenheit wird man Gedichte, wie das in der Nacht vor seinem 20. Geburtstag lesen. Wir finden hier schon den Morgenstern, der sich in seiner Wandlung von 1905 bis 1906 und in seinen späteren Gedichten zu erkennen gab und der weitab von dem Verfasser der „Galgenlieder" und der „Palmström-Gedichte" steht. Im Innersten war Morgenstern, wohl tiefer noch als Werfel, ein sehr ernster Sucher nach ewigen Werten, wie jener übrigens erfüllt von franziskanischer Bruderliebe. Bis zum letzten Augenblick war Christian Morgenstern sich in diesem Streben treu. Seine letzten Verse, ein Fragment auf dem Sterbebett gedichtet, lauten:

Gewaltiger, der du aus Geisterhöhn
Auf deinen armen Sohn der Erde schaust,
Ich sah!
Und kann nun fürder nimmer leben mehr,
Wie ich bisher gelebt.

Erhabenster,
Hilf mir auf meinem neuen Lebensweg,
Von dem ich nur erst dieses eine weiß:
Sein ganzer Sinn muß Hilf' und Opfer sein.
Ich sah,
Die Augen wurden aufgetan,
Die lange erst im Halbschlaf rings geirrt ...
— — — — — — — — — — — — — —

Hier nahm ihm der Tod den Griffel aus der Hand ... Merkwürdig, wie jetzt alle wesentlichen Lyriker fast nach dem Urwesen menschlicher Dichtung zurücktasten und nach einer Verbindung von Himmel und Erde suchen — eine natürliche Reaktion auf die seelischen Zerrüttungen der Kriegs- und Nachkriegszeit. Da spricht Hans Heinrich Ehrler in seinem neuen Gedichtbuch Gesicht und Antlitz sein Alpha Omega:

Noch unter Geistern, bald bin ich ein Geist.
Noch Schweif der Sinne; kreis' ich in den Sinn.
Ein Vogel her aus tausend Wäldern weist
Zum einen Baume End' und Anbeginn.

Das Buch ist mit dem Literaturpreis des Württembergischen Goethebundes ausgezeichnet. Mit Recht wird in der Begründung u. a. hervorgehoben, daß Ehrler „reinste und klingendste dichterische Substanz mit dem Adel strenger Form verbindet". Darin nämlich übertrifft Ehrler fast alle bisher genannten Lyriker außer Agnes Miegel: er sucht nach Melodie, nach Klang und Schönheit, ohne sich im Äußerlichen zu verlieren. Das ist noch immer nicht ganz zeitgemäß, wohl aber sinngemäß; man kann die Melodie nicht totschlagen, sie ist der Ordnung im Kosmos zu nahe verwandt, der Geigenstrich an der sandbestreuten Glasplatte beweist es.

Mit Recht sah sich Börries Freiherr von Münchhausen veranlaßt, in einem Büchlein Idyllen und Lieder zwei Idyllen, die er vor drei Jahren als „allzu vertraulich" in einem Privatdruck herausgab, jetzt der Öffentlichkeit mitzuteilen, im Verein mit anderen neuen Gedichten. Sie gehören zum Anheimelndsten, was Münchhausen seit Jahren gedichtet hat, wie unsere Leser aus der Besprechung jener drei Dichtungen ja schon wissen. Nichts von Krieg, Politik, Partei, vom Ärger des Tages, dafür aber der stille Trost des Heimatglücks beim Rauschen der alten Bäume von Windischleuba, liebevolle Betrachtungen der Natur und das Behagen am schönen eigenen Heim im Familienkreise. Das alles ist in beschwingter, oft reizender Form dargeboten, wie sich bei Münchhausen von selbst versteht, herzerquickend frisch und lebensfroh, aber doch nicht ohne jenes leise tragische Gefühl, das aus nächtlichen Schatten wächst und den Vollmenschen erst vollendet.

Wer kannte bisher den Namen Otto Blüse? Ich nicht, im Kürschner steht er auch nicht, aber ich prophezeie, daß er dort bald seinen Einzug halten wird. Blüses Erstling heißt Wandlungen der Seele und knüpft an gute Überlieferung an. Aber neuer Wein gärt in den alten Schläuchen. Als Gottsucher, als Liebender und besonders als Landschafter findet dieser junge Hesse eigene Töne; so in dem Gedicht „Späte Felder", „Dein Weg", „Schlafliedchen", „Gebet an die Nacht" oder „Nacht im Hochgebirge":

Die Bergnacht schläft — wie lange schon!
Im Traume regt sie kaum die Glieder.
Da fährt mit urweltlichem Ton
Ein Felsblock in die Tiefe nieder.
Gestein schrillt auf. Die Nacht ward wach.
Sie reibt die schweren Augenlider,
Wirft grollend ihm ein Echo nach,
Holt Atem und entschlummert wieder.

Sogar Balladen gelingen diesem Vielversprechenden („Der Liebenbach"). Wir wollen ihn im Auge behalten und an seinen inneren Jubel glauben:

Jauchze, jauchze, trunkne Kehle,
Denn der Himmel ist nicht fern.
Schwinge dich ins Blaue, Seele,
Und die Erde wird zum Stern.

Erstlinge sind auch die Gedichte Wilhelm Tidemanns, denen Stefan Zweig ein ermunterndes Wort mit auf den

Weg gibt. Vorläufig drängt sich freilich noch viel ungeklärtes Wortgetöse hervor.

Anspruchsvoller kommt Franziska Martienßen daher, schon die Aufschrift ihres Gedichtbuches läßt erkennen: Landschaft — Menschen — Ich (Pastorale — Grave — Appassionato). Hundert Gesänge und Sonette. Ricarda Huch schreibt ein Geleitwort dazu, das ohne Überschwenglichkeit die Vorzüge der Dichterin preist. Aber hören wir sie selber, die begabte Frau Professor aus der Staatlichen Akademie der Tonkunst in München:

Auf der Brücke

Sterne flutengespiegelt
Über und unter mir,
Was ist droben und hier?
Jede Ferne entriegelt.
Still und goldengeflügelt
Schwebt meine Seele herfür,
Und ihr Finger entsiegelt
Heimlichen Frommseins verborgene Tür.

Schade, daß das Wort Frommsein ein wenig prosaisch in diese glitzernde Schönheit fällt.

Stärker braust das lyrische Gefühl aus einem erstaunlichen Hymnen-Zyklus Das Marienleben von Victor Meyer-Eckhardt. Hier ist tiefste Inbrunst durch reinste Form geadelt. Man glaubt es kaum, daß in heutiger Zeit eine solche Glut religiösen und menschlichen Empfindens und zugleich eine so sorgsam gepflegte verfeinerte Kunst möglich ist. Das ganze Buch ist ein Gebet zur Madonna, von Orgelklang begleitet.

Leider erlaubt der Raum nur noch kurz auf einige Lyriker hinzuweisen, die aus der Menge hervorragen: Richard O. Koppin: Das Gesicht der Nacht (Berlin, Carl P. Chryselius). Max Barthel: Botschaft und Befehl (Berlin, Buchmeister-Verlag). David Luschnat: Die Sonette der Ewigkeit (München, Paul Stangl). Tilly Grüber: Bergrauschen und Waldweben (Lüdenscheid, Heimatverlag). Thomas Wilhelm Reimer: Sonette und Terzinen. — Dichtungen (Berlin, Kurt Bock). Joseph Georg Oberkofler: Triumph der Heimat (München, Jos. Kösel und Friedr. Pustet).

Der amerikanische Roman und der deutsche Leser. Von Dr. Arthur Rundt

Seit etwa zwei Jahren zeigen deutsche Verleger ein bemerkenswertes und noch immer steigendes Interesse für amerikanische Erzählungskunst. Früher vergingen Jahre, ehe Name und Werk eines Erzählers von drüben zu unserer Kenntnis gelangten; heute verfolgen wir die neue Produktion Amerikas eifrig und aufmerksam, übersetzen, drucken und lesen mehr amerikanische Romane als je. Die Invasion ist so heftig, daß wegen der Menge und nicht seltenen Wahllosigkeit dessen, was dem deutschen Leser vorgesetzt wird, hier und da Bedenken laut werden, auch abfällige Generalkritik des Importierten, bisweilen ungeschminkt Ärger.

Es lohnt, eine Beantwortung der Fragen zu versuchen: Worin hat diese plötzlich aufgetauchte Tendenz des deutschen Verlegers und Lesers ihren Grund? Womit bereichert uns der amerikanische Roman? Wird ihm berechtigter Respekt gezollt oder übertriebener?

Zunächst: was Europa von Amerika kennenlernt, ist amerikanische „Literatur“, drüben geistiger Besitz einer nur dünnen Oberschicht. Unbekannt bleibt, weil kaum übertragbar und deshalb für den Export nicht geeignet, die gewaltige Massenproduktion des anspruchslosen literaturfernen amerikanischen Erzählertums. Dieses anspruchslose amerikanische Erzählertum ist etwas sehr Sonderbares, schwer zu Umschreibendes. Es ist nicht immer aufregend und spannend, es ist vielmehr in erster Linie fesselnd; es will den Leser vor allem am Buch festhalten.

John Dos Passos spießt in einem kurzen Dialog seines „Manhattan Transfer“ (S. Fischer, Verlag, Berlin) Ziel und Art dessen, womit das große amerikanische Lesertum gefüttert wird, haarscharf auf:

„Man muß ganz einfach jeder Leserin das Gefühl vermitteln, daß sie in der großen Welt zu Hause ist.“

„Als würde sie richtig hier im Algonquin ihren Lunch verspeisen.“

„Nicht heute, aber morgen.“

Diese drei Sätze bringen auf eine knappe Formel, was sonst ohne umständliche Erklärungen kaum klargemacht werden könnte. Diese Sätze könnten in einem Lehrbuch stehen: „Wie schreibt man Romane und Kurzgeschichten?“ Denn beides wird drüben in Kursen gelehrt und gelernt wie bei uns Zuschneidekunst und Buchhaltung.

Dos Passos' erster Satz spricht selbstverständlich von der Leserin, nicht vom männlichen Leser, der als Konsument kaum in Betracht kommt. Das für den Massenabsatz berechnete Produkt muß auf die Frau und das Mädchen, die Leserin, zugeschnitten sein. Es muß der Leserin das Gefühl vermitteln, daß sie mehr ist, als sie ist. Oder ganz genau: daß sie jederzeit — „morgen“ — das sein kann, was sie sich zu sein wünscht. Die nach solchem Rezept hergestellten großen oder kleinen Geschichten sind Futtermittel für den bewundernswürdigen amerikanischen Volks-Optimismus. Hunderttausende verschlingen sie täglich auf der Fahrt ins Office, auf dem Heimwege und abends zu Hause. Sie sind zwischen Schlaf, Essen und Arbeit die geistige Nahrung von Millionen.

Diese geschäftsmäßig hergestellte und

wissentlich dem blanken Unterhaltungsbedürfnis dienende Produktion kommt nicht zu uns, wir lernen nur amerikanische „Literatur" kennen.

Die amerikanische Literatur ist fast immer Kritik an der amerikanischen Welt, ist fast ausnahmslos Opposition. Opposition muß notgedrungen beschreiben. Sie muß, um ihre abweichende Meinung auszusprechen, zuerst einmal sagen, was ist und wie es ist. Erst an diesem Punkt, erst damit, daß die amerikanische Welt beschrieben und an ihr Kritik geübt wird, beginnt die Möglichkeit, den nicht-amerikanischen Leser für amerikanische Literatur lebhafter zu interessieren.

Natürlich ist schon früher amerikanisches Schrifttum nach Europa gekommen und verstanden worden. Aber es war entweder Wildwestromantik, die seit langem mit einem bestimmten treuen Leserkreis rechnen konnte, oder es zeigte das amerikanische Leben in den geläufigen Klischees seiner Oberfläche. Das Amerika, das unter dieser Oberfläche liegt, das andere, das weniger erfreuliche Amerika, mußte uns um so eher unbekannt bleiben, als drüben ja alles geschah, um dem Amerikaner selbst nur die eine Seite seiner Welt, ihre Lichtseite, zum Bewußtsein zu bringen und immer wieder zu zeigen.

Da begannen drüben die Unzufriedenen den Mund aufzutun, die „Schmutzaufrührer". Und sie begannen, weil sie nirgends, auch nicht in der Politik, eine Projektionsfläche fanden, auf der sie Amerikas wahres Bild hätten zeigen können — sie begannen in der Literatur.

Frank Norris schrieb seinen „Oktopus", die große, Fragment gebliebene Geschichte vom Wege des Weizens. Upton Sinclair („Der Sumpf", Malik Verlag, Berlin) brachte es fertig, auf dem Wege über ein Schriftwerk ein Geschäft zu stören, das Geschäft der Konservenfabrikanten von Chicago, durch die Schilderung der Zustände in den Chicagoer Schlachthäusern. Fast alles, was heute an amerikanischem Schrifttum zu uns kommt und bei uns gefeiert wird, ist drüben Opposition, Ableugnung des Glaubens, daß Amerika die beste der Welten sei, God's own country, Gottes eigene Welt. Sinclair Lewis, der von diesen Kritikern des eigenen Landes in den letzten Jahren den erfolgreichsten Vorstoß zu uns gemacht hat, führt als erster den amerikanischen Bürger vor, den mittleren oder kleinen Mann, dem angeordnet ist, glücklich und heiter zu sein, der befehlsgemäß so tut, als wäre er es, und der hinter dieser Maske ein armseliges, freud- und trostloses Geschöpf ist. George F. Babbitt („Babbitt", Kurt Wolff Verlag, München), den populärsten von Sinclair Lewis' Helden, lernen wir im Badezimmer kennen, bei der Morgentoilette, wie er eben aus dem Bett gestiegen ist. Babbitt, der später am Tage die Frisur des nach rückwärts gebürsteten, glänzenden Haars trägt und die rundglasige repräsentative Brille, steht im Unterzeug da, im ärmellosen Trikotleibchen, mit Wuschelkopf und ohne Brille. Er sieht scheußlich aus, unbändig komisch und Mitleid erregend zugleich.

Auf solche Art das wahre Gesicht der Menschen und Dinge zu zeigen, gilt drüben natürlich als schwerer Verstoß gegen das uramerikanische Gesetz vom Optimismus um jeden Preis. Sinclair Lewis' Bücher sind drüben Enthüllungen, tun als solche ihre Wirkung, das heißt, sie haben in Amerika ihre Leser gefunden. Aber man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Ehren, die Lewis in Amerika erwiesen werden, beträchtlich zurückbleiben hinter seinem europäischen Ruhm. —

Europas Not und Amerikas Aufstieg haben bei uns eine allgemeine, heftige Amerika-Sehnsucht entstehen lassen, die nicht, wie zu den Zeiten der kalifornischen Goldfunde, den Ranzen schnüren, hinübergehen, dem Glück nachlaufen kann. Daran hindert die Wanderlustigen die Einwanderungsschranke der Vereinigten Staaten. Also wollen wir wenigstens wissen, wie es drüben aussieht, strecken gierig die Hand nach dem Buch aus, das von drüben erzählt. Diesem Verlangen kommt einzig die eben heraufgekommene amerikanische Literatur des künstlerischen Romans entgegen, der, weil er den Dingen auf den Grund gehen will, Aufschluß gebend beschreibt, der für Leser ohne Vorkenntnisse schreibt und der — unsere Sehnsucht dadurch dämpft, daß er verkündet: auch Amerika ist nicht das Paradies, „Gottes eigenes Land" ist gelegentlich und gar nicht so selten eine Hölle an Stumpfheit, Zwang und grauer Öde. Und die so zu uns reden, die Lewis, Dreiser, Hergesheimer, reden zu uns Europäern europäisch. Denn sie sind wohl Amerikaner, aber sie haben sich den kritischen Maßstab, den sie an ihr Land legen, aus Europa geholt, sie sind in ihrem Herzen und in ihrer Lust, das Amerikanische in Amerika auszurotten, Europäer. Überdies kennen sie alle ihren Dickens und ihren Balzac, ihren Tolstoi und ihren Flaubert und vor allem ihren Dostojewski und ihren Freud. —

Nach Sinclair Lewis scheint soeben Theodore Dreiser mit seinem großen dreibändigen Roman „Eine amerikanische Tragödie" (Paul Zsolnay, Verlag, Wien) den deutschen Leser zu erobern. Die „amerikanische Tragödie" erlebt ein junger Bursch ohne viel Sondermerkmale. Leidliches Äußere, die angeborene Fähigkeit, in einem guten Anzug nichts von der bescheidenen Herkunft zu verraten, rettungslos verloren vor den geschminkten Lippen jedes Girls und vor allem vom ehrgeizigen Willen getrieben: in die Höhe zu klettern. Er ist gerade in dem Augenblick allzu fest an ein

Mädel ärmlicher Herkunft gebunden, als die Möglichkeit vor ihm steht. durch die Heirat einer anderen, reicheren, den ersehnten Sprung vorwärts zu tun. Er sieht nur einen Ausweg: die Lästige beiseite zu schaffen, bei einer Bootsfahrt mit Kentern des Kahns; er selbst als guter Schwimmer würde sich zu retten wissen. Im entscheidenden Augenblick fehlt ihm der Mut zum brutalen Stoß. Dem innerlich erregten jungen Menschen im Boot nähert sich das Mädel mit einer zärtlichen Geste, er will sie von sich wegdrängen, seine Bewegung gerät zu heftig, sie stürzt über Bord, ertrinkt. Also: Vorsatz und verräterische Vorbereitungen zu einer Tat, die dann auch ausgeführt wird, zwar nicht vorsätzlich, aber doch aus dem Vorsatz heraus. Fast den ganzen dritten Band füllt der Mordprozeß gegen Clyde Griffiths, das Ende ist der elektrische Stuhl.

Auch hier lernt der Leser eine ihm neue Welt kennen. Zwar könnte alles, was in dem Buch geschieht, auch bei uns geschehen. Aber alles ist um eine entscheidende Nuance anders. Das Missionshaus, das Clydes Vater leitet und an dessen Tor die Sätze stehen „Gott ist die Liebe" und „Seit wann hast du deiner Mutter nicht geschrieben?", das Hotel, in dem er als Page sein erstes Geld verdient, die kleine Stadt der reichen Verwandten und auch der große Prozeß — das alles ist für uns eine fremdartige Umwelt; die Fremdartigkeit wirkt als Sonder-Anziehungskraft.

Theodore Dreisers Erzählungskunst ist in ihren Mitteln altfränkisch-schlicht, oft schlechterdings naiv. Er hat Sätze, die auch in einem deutschen Familienroman aus den achtzigern Jahren stehen könnten. Aber hinter Dreisers ganzem Opus wirkt sein großer unamerikanischer Zorn gegen die menschenfressende Maschinerie des amerikanischen Gesellschaftslebens, seine heiße Liebe für die von dieser Maschinerie erfaßte leidende Kreatur.

Sherwood Anderson erzählt, was ihm einmal eine fremde Dame berichtete, die mit Theodore Dreiser ein Waisenhaus besuchte. Dreiser hätte lange stumm vor der Schar elternloser Kinder auf einem Stuhl gesessen, sein Taschentuch in der Hand zusammenpressend, plötzlich seien große Tränen über sein starres Gesicht gelaufen.

Dreiser wird zornig, so oft er von dieser Geschichte hört. Er leugnet es, jemals mit einer Dame in einem Waisenhaus gewesen zu sein; wer immer diese Dame sei, sie habe gelogen. Ich vermute, die Dame hat nicht existiert, Anderson hat sie erfunden, um auf dem Weg über sie dem Freunde die Geschichte anzudichten, die, auch wenn sie nicht wahr ist, wahr sein könnte. —

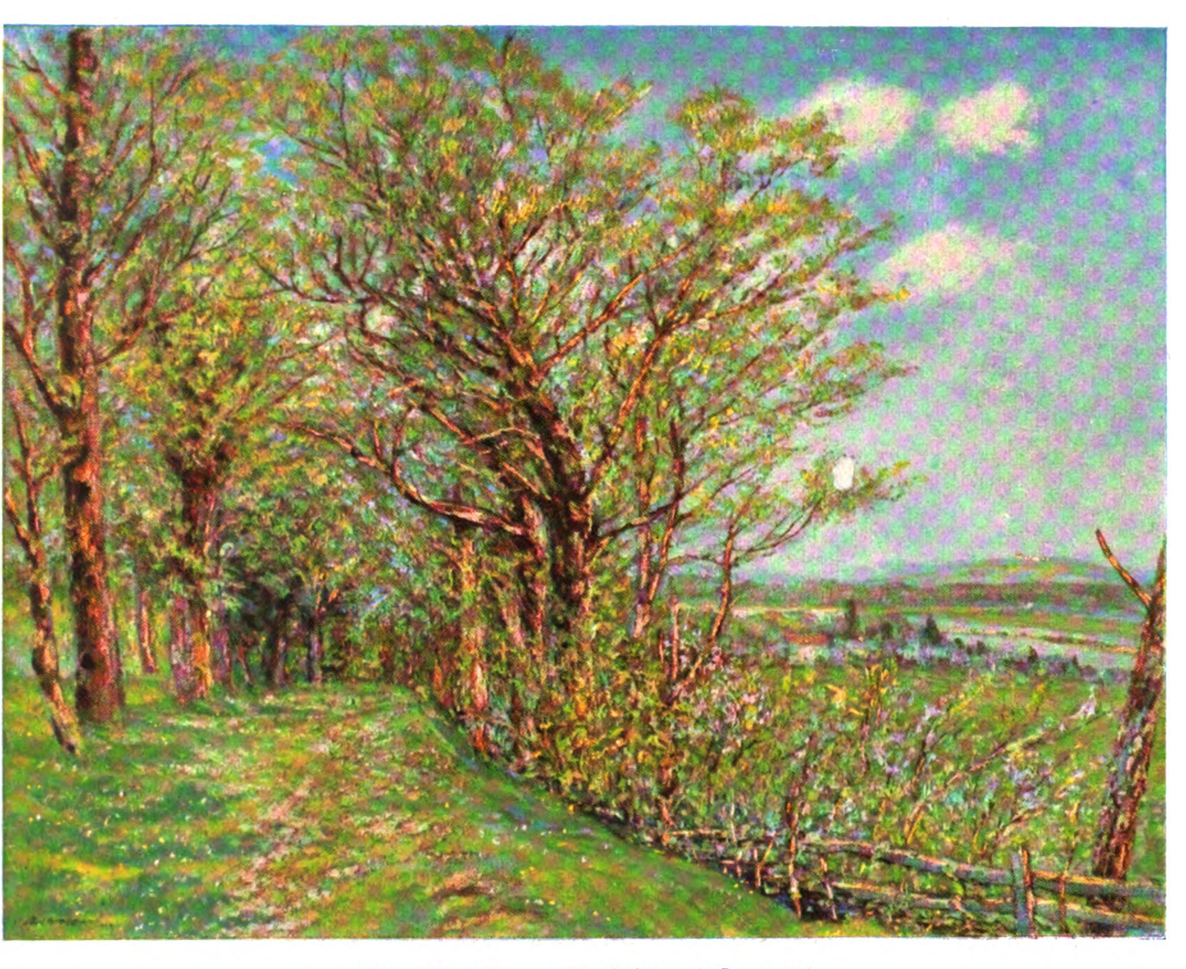
Die „amerikanische Tragödie" füllt drei Bände, mehr als 1100 Seiten. Dieses Format des Romans zeugt von einer Gründlichkeit, die allen literarischen Romanciers Amerikas eigentümlich ist. Sie alle arbeiten — auch hierin sind Sinclair Lewis und Theodore Dreiser bezeichnende Beispiele — sie alle arbeiten peinlich sorgfältig, suchen und finden immer wieder neue Details, türmen sie in wohldurchdachter Anordnung zum Riesenbau. Der Fabrikant der amerikanischen Unterhaltungslektüre stellt seine Ware als Massenartikel auf dem laufenden Band her; der literarische amerikanische Roman ist, immer fern von aller Typisierung, saubere Präzisionsarbeit.

Ein Neuyorker Verleger hat einmal versucht, das Verhältnis des amerikanischen Romanciers zum europäischen zu charakterisieren: der europäische wolle im Leser immer den Eindruck erwecken, er gäbe lange nicht alles, was er geben könnte, er wisse zur Sache noch viel, viel mehr zu sagen; der amerikanische Autor dagegen sei immer entschlossen, alles zu geben, wozu er imstande ist, er arbeite bis zur Leistungsgrenze, in ihm bleibe, wenn das Buch fertig ist, nichts mehr übrig. —

Der wahre Romanleser hat sich inmitten einer hastigen Zeit, die dem kleinen Format und der raschen Bewältigung günstig ist, einen unzeitgemäßen Sinn für Breite und Gründlichkeit bewahrt. Den so gerichteten, tiefwurzelnden Wunsch des Romanlesers erfüllt die amerikanische Erzählungskunst fast immer. Ihre Breite ist selten Hohlheit, gründet sich vielmehr meist auf erstaunliche Fülle; ihre Gründlichkeit ist nicht weitschweifig, sondern immer handlungsbewegt und bleibt frisch bis ans Ende. Der künstlerische Roman Amerikas ist jung, weiß also nichts von der Müdigkeit einer späten Generation.

Und doch ist es kein europäischer Hochmut, wenn ihm entgegengehalten wird, daß er, in Europa fußend, uns bisher, so weit ich sehe, in der Entwicklung der Romanform und in den Mitteln der erzählenden Kunst nirgends etwas Neues gebracht hat.

Das wird eines Tages auch der Leser spüren. Jetzt ziehen ihn das neue Stoffgebiet an, die Frische des Vortrags und die Handlungsfülle des amerikanischen Buches, er greift gern nach den Werken neuer Männer und wird gewiß nur selten enttäuscht. Aber wenn Amerikas Roman-Export nach Europa noch eine Weile so schrankenlos andauert, wird vielleicht schneller, als manche glauben, eine Übersättigung eintreten. Wir werden von Amerika genug gehört haben, werden die fremde Welt kennen; dann wird, wenn solche Voraussagen überhaupt gestattet sind, der jetzigen Gier nach allem, was von drüben kommt, in nicht sehr ferner Zeit eine ebenso kräftige Amerika-Müdigkeit folgen.



Mai. Gemälde von Prof. Eduard Lammert

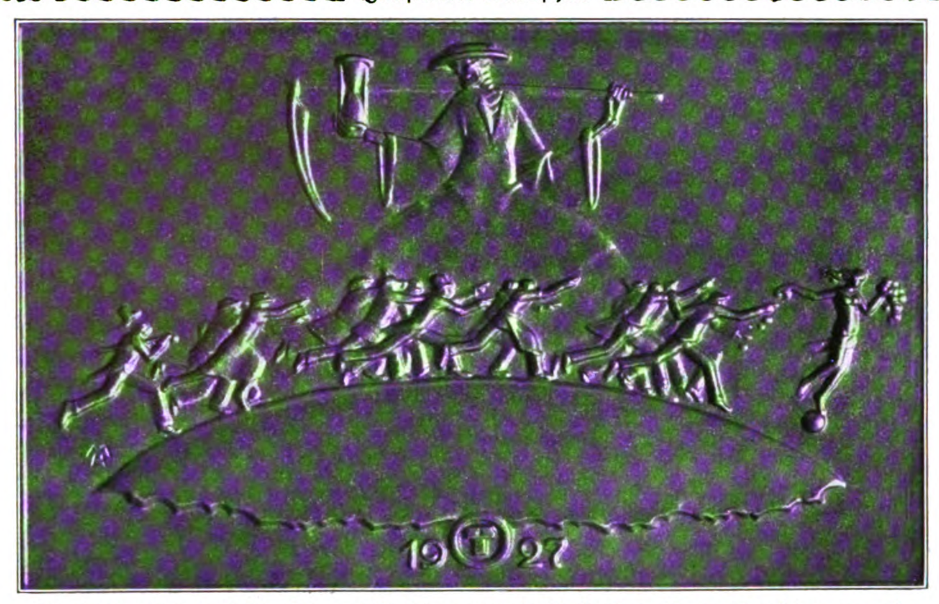
Illustrierte Rundschau

„Monte Carlo“ von Julius Müller-Maßdorf — Eisenplakette von Heinrich Moshage — Tafelaufsatz der Schule Reimann — Tänzer — Schlafzimmer von E. v. Walthausen — Diedrich Steilen: Die Niederweser — Alfred Sohn-Rethel — Schmelzarbeiten von Karl Lang — Beethovens unsterbliche Geliebte — Zu unsern Bildern

Ein modernes „Genrebild“ eröffnet diese Rundschau: „Monte Carlo“ von Julius Müller-Maßdorf, einem Düsseldorfer Künstler, der die alte Meisterschaft der Schilderung, wie sie hier am Rhein immer zu Hause war, mit moderner Technik verbindet und klüglich die Gefahr vermeidet, im Vortrag allzu deutlich aufzutrumpfen. Was sich an Leidenschaft in diesen Menschen regt, leuchtet gemildert und dennoch erregend durch die Maske der im gesellschaftlichen Leben geforderten Selbst-



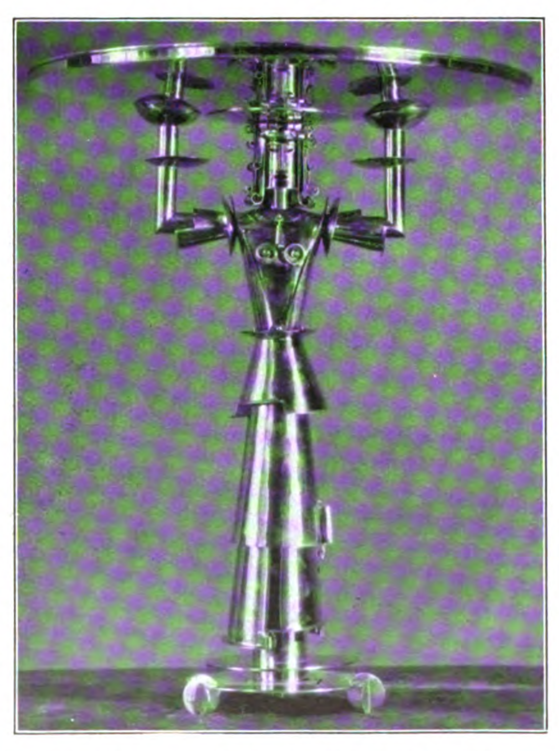
Monte Carlo. Gemälde von Julius Müller-Maßdorf



Die Jagd nach dem Glück. Eisenguß-Plakette von Heinrich Moshage für das Lauchhammerwerk

beherrschung. — Der Osnabrücker Heinrich Moshage hat schon mit fünfzehn Jahren begonnen, Bildhauer zu werden. Sieben Jahre hat er gelernt, am dankbarsten in der hier mehrfach behandelten Warmbrunner Holzschnitzschule dell' Antonios, der ihn auf den Weg strenger handwerklicher Zucht gewiesen hat. Später ward ihm in München Professor Heinrich Wadere ein selbstloser Führer und Freund, der ihn auch in die Technik und den Stil der Negativplatte einweihte. Mehrere Plaketten Moshages kaufte der bayrische Staat an; eine von ihm geschaffene Goethebüste stiftete die Provinz Schlesien ihrem berühmten Landeskinde Gerhart Hauptmann. Für die Mitteldeutschen Stahlwerke in Lauchhammer schuf Moshage die hier abgebildete Plakette. Sie schildert in eigenartiger Auffassung die Jagd nach dem Glück. Lauchhammer hat bereits eine ganze Folge solcher Kleinkunst herausgegeben und so den alten Eisenkunstguß neu belebt. Die Auflage jeder dieser Plaketten ist beschränkt, so daß sie bald nicht nur ihres Kunst-, sondern auch ihres Seltenheitswertes halber die Sammler anziehen wird. —

Eine der blühendsten privaten Kunst- und Kunstgewerbeschulen ist die Schule Reimann in Berlin, berühmt durch ihre Bälle auch bei denen, die sonst keine näheren Beziehungen zur Kunst unterhalten. Immer frisch und aufnahmefähig läßt sie sich auch durch die Bestrebungen



Tafelaufsatz aus Messingblech. Aus den Werkstätten der Schule Reimann, Berlin. Phot. Binder

des Dessauer Bauhauses anregen. Der aus Messingblech hergestellte Tafelaufsatz zeigt einen aus mathematischen Formen zusammengesetzten Menschen, wunderlich genug anzusehen, aber vielleicht das treffendste Symbol für unsere genormte Zeit. — Von starkem Humor erfüllt ist der schwedische Tänzer J. Boerlin als Trunkener, ein Bildwerk von Martel. Die stürmischen Bemühungen, das Gleichgewicht zu halten, sind höchst erheiternd. — Das schöne Bildnis Ruth Baytons stammt aus der Berliner Werkstatt von Mario von Bucovich. Die Bayton ist eine westindische Tänzerin, deren Kunst in den großen Varietés von Europa begeisterten Beifall gefunden hat. —

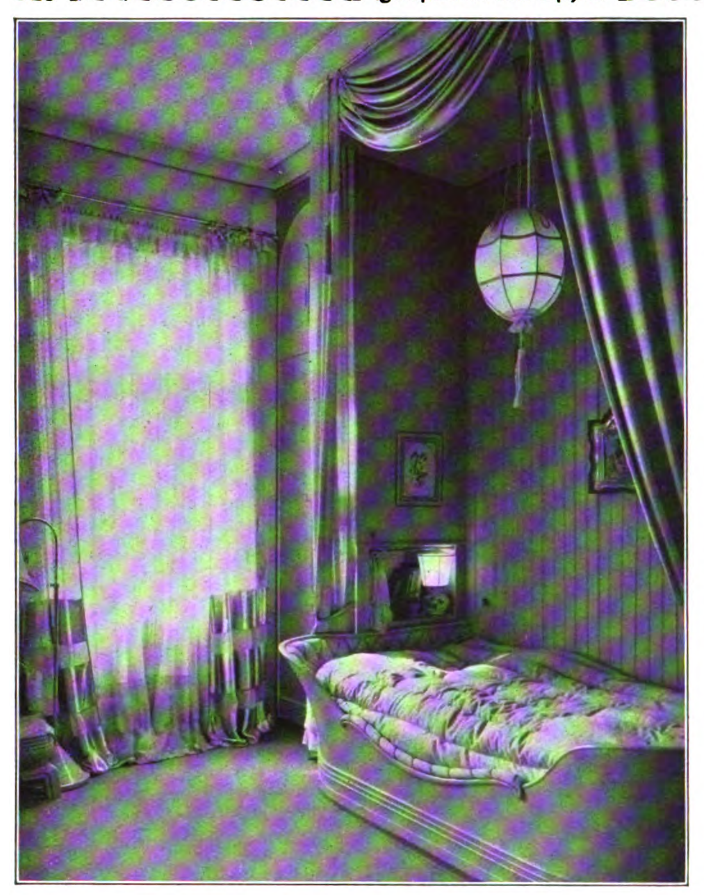
Aus den Kunstgewerblichen Werkstätten von Elisabeth von Walthausen in Hamburg zeigen wir ein neuartiges Schlafzimmer, neu nicht bloß wegen des badewannenartigen Bettes, sondern auch wegen der Farben. Wand- und Betthimmel sind mit champagnerfarbigem Atlas bezogen und mit hellblauen Fransen besetzt. Die Tüllvorhänge tragen reiche Spitzen. Die Übergardinen aus champagnerfarbigem Voile sind mit ebensolchen Atlasstrei-



Der schwedische Tänzer J. Boerlin als Trunkener Bildwerk von J. und J. Martel



Ruth Bayton. Bildnisaufnahme von M. von Bucovich, Berlin (Atelier K. Schenker)



Schlafzimmer. Entwurf und Ausführung von Elisabeth von Walthausen-Hamburg. Phot. Dransfeld

wegen betrachtet, sondern gespannt Blatt für Blatt liest, immer von neuem angeregt und unterrichtet auf den verschiedensten Gebieten. —

Ein in Farbe und Stimmung besonders fein abgetöntes Gemälde verdanken wir Professor Alfred Sohn-Rethel. Es ist die Ruhe eines heißen Sommertags. Wir blicken in einen bleiernen Himmel, unbewegtes Laub. Die jungen Frauen halten lesend und müßig ihre Siesta. Das Kätzchen putzt sich, bald wird es sich zusammenrollen und schnurren. —

In der Leipziger Ausstellung „Europäisches Kunstgewerbe" haben wir uns von neuem über die Arbeiten von Karl Lang in Hanau gefreut, Schmelzarbeiten von erstaunlicher Farbenpracht. Wir zeigen hier den Lesern ein paar Proben in bunter Wiedergabe. Man ermißt die Leuchtkraft der Farben und erkennt den guten Geschmack bei ihrer Zusammenstellung. Lang geht jeder billigen, protzigen Wirkung aus dem Wege. Seine Kunst ist von vornehmer Fröhlichkeit. —

fen besetzt. Auch die Möbel sind champagnerfarben. Die Knöpfe sind vergoldet, Polstersachen und Steppdecken blau. Die Decke ist wie die Wand gestrichen, die Hohlkehle zart hellblau abgetönt. Der Fußboden ist mit champagnerfarbigem Filz ausgelegt. —

Durch das farbige Bild von der Wesermündung sei auf einen neuen Band von Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde hingewiesen: auf „Die Niederweser" von Diedrich Steilen. Der reich, auch mit farbigen Kunstbeilagen illustrierte Band beschäftigt sich mit dem Gebiet, das zwar nicht politisch, wohl aber wirtschaftlich in vollem Umfange von dem Stadtstaat Bremen bestimmt wird. Steilen schildert Land und Leute aus genauer, wissenschaftlich begründeter Kenntnis und streift auf Wanderungen die Weser und die Küste entlang in die Lande mit den seltsamen Namen: Wührden und Wursten, Butjadingen und Stadland, Moorriem und Stedingen. Die Darstellung ist frisch und anschaulich und ergibt ein Buch, das man nicht nur seiner herrlichen Bilder

Das Geheimnis, das Beethovens unsterbliche Geliebte umgibt, ist heute noch nicht enthüllt. Man fand den an sie gerichteten leidenschaftlichen Gefühlserguß in seinem Nachlaß. Wunderlich genug! Hat er den Brief gar nicht abgeschickt oder ist er ihm zurückgegeben worden? Und wie kam der sonst so Unachtsame dazu, grade ihn sorgsam aufzubewahren? Nachdem man lange die Giulia Guicciardi, dann Therese Brunswieck als die Empfängerin angesehen hat — ihr widmete Beethoven die wundervolle Fis-Dur-Sonate —, neigt man sich jetzt zu der Sängerin Amalie Sebald aus Berlin, mit der er mehrmals in Teplitz zusammen war, die er geliebt hat und deren Heirat mit Justizrat Krause eine schwere Enttäuschung für ihn bedeutete. Unser von Doris Stock (1761—1815) gemaltes Pastell ist nach den Teplitzer Begegnungen (1811 und 1812) gemalt worden. Amalie Sebald bewahrte eine

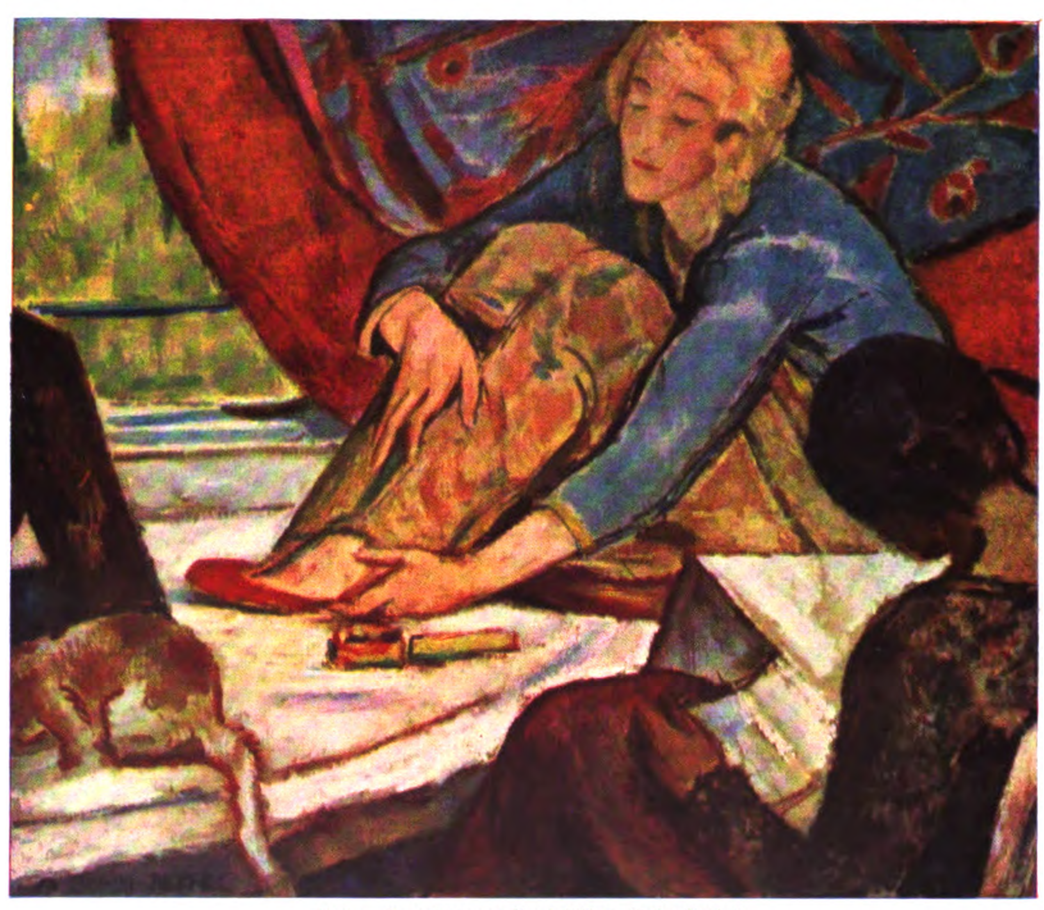


In der Wesermündung. Gemälde von Walter Bertelsmann-Worpswede

Aus Bd. 37 der Monographien zur Erdkunde: „Die Niederweser". Von Diedrich Steilen. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig

Locke Beethovens und schrieb dazu: „Ich schnitt sie ihm ab Ende September in Teplitz.“ Aber so sehr sie den genialen Künstler verehrte: der halbtaube Meister hatte etwas Unheimliches für sie, die eine verwöhnte Frau der Gesellschaft war. —

A. K. Zinkeisen, die Schöpferin unseres Titelbildes, ist eine Schottin. Sie stellt seit Jahren in London und in Paris aus und hat viele Anerkennung gefunden. Man kann das Damenporträt raffiniert nennen. Es ist fabelhaft, wie berechnet jede Bewegung, jede Linie, jeder Farbton ist. — Von packender Majestät ist die prachtvoll gelungene, schwierige Aufnahme des Leoparden von Renger-Patzsch (zw. S. 240 u. 241). — Fritz Kaltwasser, geboren 1889 im Rheinland, jetzt ansässig in Dresden, wollte ursprünglich Förster werden, und als das nicht ging, warf er sich auf die Tiermalerei. Aber lange hielt ihn der besorgte Wille des Vaters im Dienst der Reklame fest. Ludwig Hohlwein wurde in München sein Lehrer. Wichtiger ward ihm in der Schleißheimer Galerie das Erlebnis Hans v. Marées. Dank ihm fand er sich selbst, und durch Krieg und Sorgen wurde er selbständig. Gern malt er Landschaften wie die unsre, eingehüllt in die Geheimnisse von Farbe und Licht. Auch Porträts gelingen ihm, die über der Haltung das Seelische nicht vermissen lassen. Aber am liebsten schafft er monumentale Wandmalereien, Visionen des Lichts im Kampf mit der Finsternis, ähnlich unserm „Sonnenaufgang“ (zw. S. 248 u. 249). Er will ewige Naturphänomene gestalten, doch ohne sich völlig von der Wirklichkeit loszulösen, etwa die vier Elemente oder die Jahreszeiten. — Ein ähnlicher Grübler ist der Berliner Werner Schön (geb. 1893). Schüler des Landschafters Türcke hat er sich früh zur Ideenmalerei gewandt. Probleme wie Mann und Weib, Mensch und Welt will er zu Gestalten zwingen. So hat sich unser Bild (zw. S. 272 u. 273) aus allerlei Grübeleien geformt: der Bogen stellt etwa den Gedankenkreis des Mannes dar. Während er im Weiß der Geistigkeit verharrt, dehnt sich das Weib den bunten



Ruhe. Gemälde von Prof. Alfred Sohn-Rethel



Neue kunstgewerbliche Schmelzarbeiten von Karl Lang, Hanau

Farben des abendlichen Himmels entgegen. — Erwin Lang (geb. 1886) ist Wiener. Einige Holzschnittfolgen zum „Jedermann“, zu Dantes „Vita nuova“, zu Kleists „Michael Kohlhaas“ haben ihn früh bekannt gemacht. Als Maler hat ihn vor allem das Bildnis angezogen. Jetzt arbeitet er an einer großen Auferstehung Christi. Eine schwierige Aufgabe hat er sich auch mit unserm Bilde gestellt. Es zeigt den Wiener Chirurgen Anton Eiselsberg im Kreise seiner Schüler. Mehr als zwanzig Personen sind hier in erregter Tätigkeit zusammengefaßt. Um so machtvoller wirkt die Ruhe des Meisters, der sich an das große Auditorium in klarem Lehrvortrag wendet (zw. S. 292 u. 293). — Das sympathische Selbstbildnis (zw. S. 296 u. 297) stammt von dem jungen Berliner Maler Helmuth Schott. Es ist mit starkem Gefühl für Wirklichkeit und Wirkung gemalt. — Josef Plenk ist Dr. phil. 1886 in Wien geboren, hat er Naturwissenschaften studiert und sich nur nebenbei im Aktzeichnen und Malen bei dem früh verstorbenen Sezessionisten Franz Jaschke geübt. Viel gab ihm dann, als er Maler ward, der Münchner Herterich, in dessen Schule er bis Ostern 1914 blieb. Während des Krieges entstanden an der Front nur kleine Zeichnungen und Aquarelle, neben phantastischen und idyllischen Kompositionen namentlich Pferdestudien. Nach dem Frieden ging Plenk zu Angelo Jank, der ihm den Mut stärkte, auf sich selbst zu vertrauen und aus sich selber zu schaffen. Denn die Kunst dieses Malers entspringt völlig der inneren Anschauung. Oft ist eine farbige Vision der Ausgang eines Bildes. Gern läßt Plenk Stift, Feder oder Pinsel unter möglichster Ausschaltung der eigenen Willkür den Lauf. Modellstudien dienen ihm nur zu Einzelheiten. Er will das menschliche und kosmische Leben in Bildern und Gleichnissen umfassen, denn er glaubt, daß sein inneres Erleben typisch ist, also auch für andere Menschen zutrifft, und daß sich im kleinen Menschen das große All spiegelt (zw. S. 320 u. 321). — Fritz Röll hat mit seiner „Rhönbäuerin“ (zw. S. 328 u. 329), wie er schreibt, nichts anderes gewollt, als der alte Ägypter, der den Dorfschulzen schnitzte. Er strebt danach, einfach, schlicht zu sein, sozusagen das Ding an sich zu gestalten. —

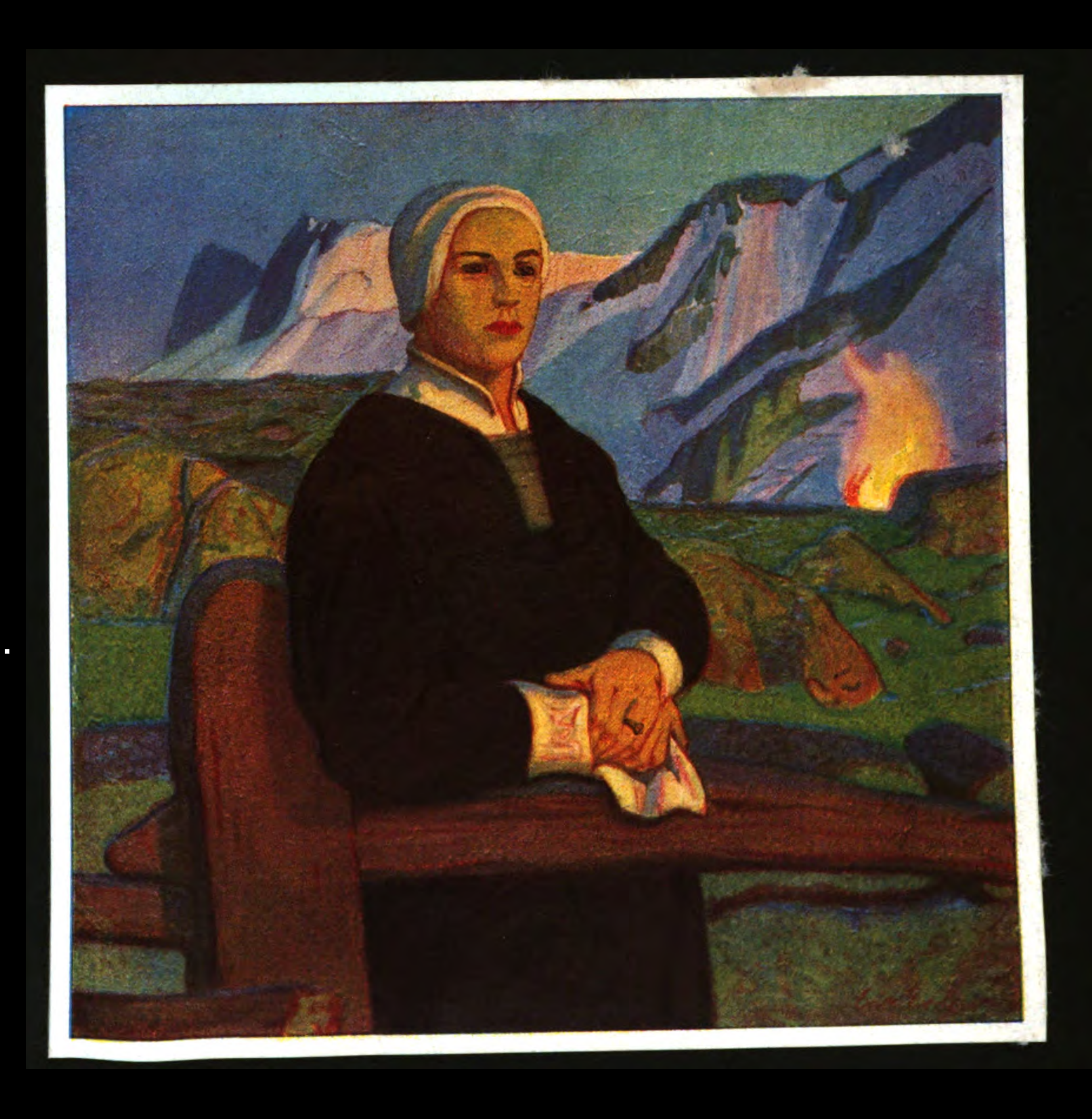


Bildnis der unsterblichen Geliebten Beethovens, der Berliner Sängerin Amalie Sebald
Pastell von Dorothea Stock. Berlin, Kunstausstellung Carl Nicolai

Zum Schluß die frühlingsfrische Landschaft eines älteren Meisters. Die Allee von Prof. Eduard Lammert (zw. S. 336 u. 337), Zeugnis für die unproblematische, freundliche Begabung eines Mannes, der etwas von der Heiterkeit seiner unterfränkischen Heimat in seine liebenswürdige Kunst verpflanzt hat. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50







Reif sein ist alles

Roman von Bernhard Gunther

Thora Dobinger wartete am Frühstückstisch mit einiger Ungeduld auf ihren Mann. Daß er sich beim Ankleiden verspätete, wäre ihr an und für sich belanglos gewesen, wenn sich nicht eine gewisse Reizbarkeit in ihrem Gemüte vorgefunden hätte, vom vorigen Abend her. Franz nämlich war in später Stunde unerwartet erschienen, nachdem sie mindestens zwei Tage lang auf eine Nachricht gewartet hatte. Wenn ihre Nächsten zurückkamen, liebte sie es, an der Bahn zu sein, wie sie es liebte, von ihnen empfangen zu werden. Das war in ihrer eigenen Familie von jeher Sitte gewesen. Franz gab an, er habe am Morgen in München depeschieren wollen, nur keine Minute Zeit gehabt, aber es schade ja nicht soviel, man solle das nicht tragisch nehmen. Er hätte das nicht so leichthin sagen sollen. Wenigstens hätte nachher eine doppelt eindringliche Liebenswürdigkeit den verfehlten Empfang ausgleichen müssen; er jedoch war zerstreut, umarmte sie flüchtig, schlug seinem Sohne, der im Bette gelesen hatte und im Nachthemd an seine Tür kam, derb auf die Schulter, verlangte eine Tasse Tee und ging, weil er sich müde fühle, sofort schlafen. Aber er schlief nicht ein und sie auch nicht. Das war einer der Unterschiede zwischen ihnen: er konnte eine Verstimmung, eine Trübsal tagelang in sich herumtragen ohne das Bedürfnis, sich zu äußern, während aus ihr alles herausdrängte. Waren nicht Gespräche die Zeiger, die allein die verborgene Wesensuhr lesbar machten? Und wenn sie fehlten, stand man nicht vor einem unheimlich leeren Zifferblatt?

Thora wartete immer verstimmter vor der Kaffeekanne, als zum Glück das Hausmädchen einen Brief hereinbrachte. Sie sah die Handschrift und wurde heller. Als Franz erschien, hatte sie noch nicht fertig gelesen, rief ihm aber zu: „Onkel Kersten! Er drängt, daß wir kommen."

„Was ist denn geschehen?"

„Ich soll mit Albrecht nach Klein-Halstedt." Sie las unter dem Sprechen zu Ende. „Das schrieb ich dir ja vor zehn, zwölf Tagen nach Raxendorf — im Geburtstagbrief. Hast du ihn denn nicht gelesen?"

„Doch, doch — indessen — — —"

„Geantwortet hast du darauf nicht. Mir seitdem nur ein paar Bilderkarten geschickt."

„Ich war in diesen letzten Tagen bei dem schönen Wetter immer draußen."

„Ich glaubte immer, wenigstens für deinen Sohn und seine Zukunft sei dein Interesse groß."

„Zukunft! Du wirst das Gut nicht für ihn bekommen."

„Du täuschst dich vielleicht. Grade der heutige Brief ist sehr andeutungsreich."

„Ich habe den Jungen zum Studium bestimmt!"

„Soll er Amtsrichter werden und Gemüsefrauen judizieren? — Da ist er!"

Albrecht stand am Tisch und schüttelte seinen Eltern mit freudiger Wucht die Hände. Er und sein Vater sahen sich in die Augen, und Franz Dobinger sagte mit übertriebener Lustigkeit: „Kerl, du bist in den vier Wochen wieder ein Stück gewachsen!"

„Ach, Vater, ich glaube, du hast überhaupt vergessen, wie groß ich war."

„Warum? Du sprichst ja beinahe sentimental."

„Vater, du bist ein Rabenvater. Wir werden dich nicht mehr allein reisen lassen.

Hattest du mir nicht versprochen, daß ich dir bis Weimar entgegenfahren dürfte?“

„Ja, wie nett von mir, das zu versprechen. Du hast dich einen vollen Monat freuen können. Übrigens war es kein einklagbares Versprechen, nur ein für uns beide schöner Gedanke. Die Sache ist, ich traf in der letzten Woche dort oben einen sehr alten Freund — —“

„Wen? Ich kenne ihn gewiß.“

„Nein, Thora, er lag vor deiner Zeit. Auf der Universität! Er ist natürlich Professor, wozu ich es nicht brachte.“

Obwohl wenig erfahren im Lügen, wurde Dobinger damit ganz gut fertig; er machte an sich die Beobachtung, daß es bei weitem nicht so schwierig sei, wie erzählt wurde. Hätte Thora Namen und Verdienste des plötzlich auftauchenden Professors erfahren wollen, so würde er auch diese beschafft haben. Aber Albrechts Ankunft lenkte die Gedanken auf ihn ab und hob die Stimmung am Tische. Beide Eltern waren sehr stolz auf ihn, doch sie suchten, es ihn nicht merken zu lassen. Deshalb sprach Franz mit ihm, besonders wenn die Mutter zugegen war, noch immer in einer nicht ganz echten, burschikosen Manier, die scherzhaft rauh klang und sich aus Albrechts Sekundanerzeit herschrieb. Sie wurde auch darum bewahrt, weil sie nach einer schweigenden Verständigung wohltätig auf die häusliche Atmosphäre wirkte. Denn wenn sich in einer Familie von vielen Köpfen, wo es immerfort Gegensätze geben muß, schließlich unter Schlagen und Vertragen ein öffentlicher Verkehrston herausbildet, bei dem man bestehen kann, so werden im Zusammenleben von zweien oder dreien die Dissonanzen nicht so vom Lärm verschlungen und haben Platz, sich recht hübsch auszuschwingen. Häßliche Zwistigkeiten gab es im Dobingerschen Hause nie, aber Albrecht mit seiner vom Vater geerbten Nervenscharfsicht hatte zeitig gelernt, auf dem Gefühlsbarometer im Zimmer zu lesen. Er hielt zwar innerlich mehr zu Franz, doch gab sein Instinkt ihm ein, wenn Grollen im Raume war, scheinbar der Muttersohn zu sein; dann wurde es leichter, und die üblichen Neckereien zwischen ihm und seinem Vater leiteten die Elektrizität der Luft unschädlich in den Boden hinein.

Albrecht fühlte beim Eintreten ganz gut, daß eine gewisse Schwüle vorhanden sei, und übte bei der Revue der kleinen Vorfälle, die sich im näheren Kreise zugetragen hatten, seine erlernte Fertigkeit als lustiger Rat. Die spitzigen Untertöne schwanden denn auch allmählich, aber er konnte nicht den ganzen Morgen als Schutzengel bei seinen Erzeugern bleiben, denn sein Freund Iversen, der mitten in den Ferien aus Hamburg auf ein paar Tage gekommen war, erwartete ihn um zehn im Lustgarten. Als er fort war, sagte Franz: „Ist dies mit dem Iversen echt? Oder trifft er etwa die Kleine von Stippe? Du schriebst davon.“

„Nein, lügen tut der Junge nicht, das ist wirklich Iversen. Aber es ist gut, daß du auf seinen Flirt zu sprechen kommst. Ich habe Befürchtungen, er ist zu ernst in allem. Du wirst wohl mit ihm reden müssen.“

„Ich tue es herzlich ungern.“

„Ja, lieber Franz, eingreifen ist nicht gerade deine Sache.“

„Wie alt ist denn eigentlich dieses Käthchen Stippe?“

„Bald achtzehn. Das Gefährliche ist, sie ist so schrecklich gefühlvoll.“

„Für ihn gefährlich?“

„Was denn sonst? In diesem Fall sind alle Männer dumm, hat jemand Berühmtes geschrieben. Bist du denn sicher, selbst du, daß du nicht den Kopf verlörest, wenn sich dir etwas Weibliches daran würfe?“

„Schön gesagt, aber — —“

„Hattest du Reiseerlebnisse, mein Freund?“

„Ja, ich habe meine Zahnbürste verloren. Die neue kostet zwei Mark.“

„Ach! Mit Damen!“

„Großmütig von dir, meine graugewordenen Schläfen nicht zu sehen.“

„Ich finde, du siehst jünger aus als vorher, blickst frischer, hältst dich sogar gerader.“

„Darum geht man in die Ferien. Um auf unsere Hämmel zurückzukommen: wenigstens hat der gute Albrecht keinen ganz schlechten Geschmack. Häßlich ist die kleine Stippin nicht.“

„Nicht meine Linie, typisches sweet girl! Möchtest du dein Leben mit einem solchen himmelnden Äffchen zubringen?“

„Ich! Habe ich nicht bewiesen, daß ich das heroische Weib vorziehe?“

„Du wußtest überhaupt nie, was Liebe ist.“

„Woher weißt du es, wenn ich fragen darf?“

Thora besann sich und wich zurück. Sie schwieg und fing dann wieder an: „Eigentlich wäre es Klara Stippes Sache, auf ihre Tochter achtzugeben. Aber sie ist selbst nicht ganz taktfest und hält vielleicht eine intensive Liebelei für unentbehrlich in der heutigen Mädchenerziehung. Dann müssen also wir unseren Jüngling am Jackenzipfel zurückziehen.“

„Es wäre nett von dir, wenn du selber es tätest. Schließlich auch für ihn delikater."

„Gut, ich übernehme es. Aber nicht hier. Die passende Gelegenheit kommt in Klein-Halstedt."

„Im Ernst? Du willst mit ihm hinfahren?"

„Aber Kersten erwartet uns mit Ungeduld. Ich denke, wir werden in acht Tagen reisen können. Ich habe mir einen Haufen neue Kunstbücher geliehen und werde mein Wissen dort gründlich auffrischen."

„Du unternimmst eine große Sache und hast mich nicht einmal gefragt."

„Unternommen ist noch nichts. Ich gehe einfach auf das Gut, auf dem ich als Mädchen soviel war. Ich kann gar nicht nein sagen, ohne Onkel Kersten zu kränken, und das wirst auch du nicht wollen. Wir können's uns auch nicht leisten. Er ist der einzige Erblasser in meiner Familie, und in deiner sind meines Wissens gar keine."

„Ich höre da immer von Erbschaften. Willst du deinen Onkel zu etwas überreden?"

„Du traust mir wohl nicht im Ernste eine Hinterlist zu!"

„Was bezweckt er selber denn?"

„Er will mich sehen. Wir sind Jugendfreunde, er ist ja nur ein Dutzend Jahre älter. Außerdem will er sich allerdings, das glaube ich, Albrecht ansehen. Kersten ist nun sechzig, bis vor ein paar Jahren spielte er immer noch mit Ehegedanken, das ist vorbei; er scheint sich alt zu fühlen. Versetze dich in seine Lage. Das Gut ist länger als hundert Jahre in unserer Familie. Soll ihm der Gedanke willkommen sein, daß es an fremde Menschen verkauft und das tote Geld verteilt wird? Axels Söhne in Köln wären die männliche Linie und der alte Name, ich glaube aber, er will sie nicht hinhaben."

„Wir dürfen aber nicht in ein schiefes Verhältnis zu deinem Bruder Axel geraten."

„Das laß meine Sorge sein."

Franz murmelte etwas von einem einzigen Sohne, der in seiner Spur nachfolgen sollte.

„Warum pathetisch werden? Halstedt liegt nicht in Afrika. Er wird deine Spur da nicht verlieren. Was für eine Spur meinst du übrigens? Du wolltest ihn ja nicht ins Ministerium bringen."

„Mein Vater war ein Künstler, der steckenblieb. Mir ist es nicht so leicht gemacht worden wie Albrecht. Schließlich habe ich etwas erreicht, auf dem er weiterbauen könnte. Dir war ich freilich niemals genug."

„Mein lieber Mann, jetzt verstehe ich dich wirklich nicht. Wenn dich also schon der Gedanke der Reise auf das Gut so erregt, so verfüge über deinen Sohn. Gegen deinen Willen soll er seine Laufbahn nicht verändern. Nur hattest du bis heut mir nicht gesagt, wie wertvoll dir deine eigene erscheint."

„Albrecht würde sicherer vorwärtsgehen. Ich hatte Hindernisse in mir."

„Was schadet das? Du bist ja, der du bist, alle schätzen dich."

„Ach! Eine Position, die befriedigen könnte, habe ich nicht."

„Das liegt an dir, und du hast es eben selbst gesagt. Verzeih mir, aber du machst aus dir nicht, was du könntest."

„Was soll man tun, Thora?"

„Du kannst so vieles, bist ein glänzender Jurist, und doch fehlt dir — wie sage ich? — der Griff nach dem Tatsächlichen. Ich habe den mehr, darum laß mir nur etwas Einfluß auf unser Schicksal."

„Griff nach dem Tatsächlichen — du hast ihn — Stippe auch!"

„Diese Nachbarschaft verbitte ich mir! Der Streber und Stümper wird dich bald eingeholt haben!"

„Überholen wird er mich nächstens, darauf verlaß dich, Thora!"

Er erhob sich und ging in sein Arbeitszimmer, wo ein Stapel Postsachen auf dem Schreibtisch lag. Thora kam mehrmals herein, um dies und das zu erzählen, und es wurde noch ein ganz behaglicher Vormittag. Kurz vor der Mahlzeit war Albrecht wieder da, und nun stieg die Stimmung so sehr, daß beschlossen wurde, am Abend zu dritt ins Theater zu gehen und nachher in ein Restaurant. Nach dem Kaffee trieb Thora die beiden Männer hinaus, damit sie frisch zu den festlichen Handlungen kämen. Sie wanderten nach Charlottenburg zum Schloßpark. Unter sich ließen sie bald die für den Familiengebrauch erfundene lustige Manier fallen; sie paßte nicht zu ihrer Stimmung. Dobinger fand seinen Sohn männlicher vor, als er ihn verlassen hatte. Er gewahrte in ihm etwas Klares und Festes, das er in sich selbst nicht wußte; eine solche Natur wäre er als Junger gern gewesen. Albrecht aber bewunderte von jeher seinen Vater über die Maßen, es ward ihm wohl, wenn er an ihn dachte. Als sie in den Park eintraten, schilderte er gerade in seiner lebhaften Art, die Thoras Art war, eine politische Versammlung von Studenten. Ein bekannter Nationaler hatte zu ihnen von der geistigen Not des Vaterlandes gesprochen. Innere Reinigung forderte er. Sie sollten den

Lügengeist von sich austreiben, der eine Schande für unser Volkstum sei. Dies beschäftigte Albrecht ernstlich, und die Entscheidung wurde ihm nicht leicht, während seine Kameraden fast alle ohne weiteres Besinnen die Lehre annahmen.

„Ich sehe allerdings ein," sagte er, „daß wir viel mit der Lüge, die unter uns umgeht, zu tun haben. Und die Lüge müssen wir doch aus unserem Boden reißen, nicht wahr, Vater?"

„Ja, das werden wir wohl müssen. Wo würdest du aber anfangen?"

„Im täglichen Leben! Die nächsten menschlichen Beziehungen müssen wieder auf den Boden der Wahrheit gestellt werden —"

„Das ist Zeitungsdeutsch, Albrecht. Und Allgemeinheiten, die gar nichts sagen. Was für Beziehungen meinst du in concreto?"

„Nun also — Mann und Weib — die Jugend denkt darüber nach. So wie jetzt kann es unmöglich bleiben. Vielleicht ahnst du nicht, was für unwürdige Zustände herrschen."

„Ich ahne es. Es war auch früher so. Und wie ändert ihr es?"

„Durch Befreiung des Lebens von der Lüge. Wir — ein kleiner Bund von Freunden — wir haben uns gelobt, weder uns selbst, noch die Frau herabzuwürdigen. Du wirst mich verstehen, Vater. Die meisten kennen ein Mädchen, dem sie für das Leben angehören wollen, vorher soll uns das Weib fremd bleiben. Natürlich erfordern Natur und Sitte die frühe Heirat wie bei den Vorfahren. Weißt du, warum Iversen hergekommen ist? Er hat sich gestern verlobt. Wenn er den Referendar gemacht hat, heiratet er."

„Wer ist das Mädchen?"

„Ihr Vater ist Kellermeister in einer Brauerei. Seiner ist ja ein Hamburger Reeder, und es gibt natürlich großen Krach, aber das ist ihm gleichgültig. Ich finde das prachtvoll."

„Ich nicht. Glaubst du nicht, die Meinung seines Vaters könnte für ihn wertvoll sein? Ich meine nicht die bloße Autorität oder derartiges, aber der Vater ist um ein ganzes Leben älter, und die Kultur ist nichts anderes als das Verwerten der Erfahrung früherer Generationen, die Quintessenz ihres Daseins in unsere kurze Zeitspanne hereingenommen. Ohne das würden wir noch in Höhlen leben."

„Es gibt aber neue Anforderungen, und die Verhältnisse sind unerträglich geworden."

„Iversens Weg führt nicht heraus. Entweder sein Vater söhnt sich mit der Ehe aus und gibt ihm das nötige Geld, dann ist da einfach ein reicher, junger Mensch, der die Laune hatte, sehr früh zu heiraten. Das kam immer vor. Oder der Vater bleibt auf seinem Standpunkt, dann hat dein Iversen die beste Aussicht, Vater einer Proletarierfamilie zu werden. Beseitigt das die Lüge im Leben?"

„Soll er denn aber ein freies Verhältnis mit seiner Braut haben?"

„Hat er es vielleicht schon bisher?"

„Ich — das kann ich nicht wissen. Angenommen aber, es wäre so, ist es dann nicht sittlicher, das Mädchen zu heiraten?"

„Es ist seine Sache, Albrecht, das zu entscheiden. Im Sittlichen können wir nur sehr schwer einer dem anderen Weisungen geben. Ich glaube an eigene Verantwortung und persönliches Gewissen."

„Verzeih, Vater, aber das ist eben der moralische Relativismus, aus dem wir herausmüssen. Für uns Germanen muß etwas anderes gelten. Feste Werte, an die der Mann sich bindet, ob ihn das Leben dann niederwirft oder nicht. Wir wollen nicht klügeln, sondern unser Schicksal erleben."

„Ach — Worte! Ihr Kinder, die ihr mit euerm und anderer Leben spielt — Schicksal spielen wollt! Rate dem Iversen, noch einmal tief, aber sehr tief nachzudenken, bevor er Unwiderrufliches tut."

„Das kann ich nicht, denn ich habe ihm heute aus vollem Herzen Glück gewünscht und ich fühle, daß er das Richtige tut. Ich will dir sagen, Vater, was mich selbst betrifft —"

„Lassen wir es jetzt. Es ist hohe Zeit, die Mutter müßte sonst warten. Komm zurück!"

Sie sprachen auf dem Heimwege nicht viel.

★

In ein paar rheinländischen Bürgerhäusern hängen noch Gemälde eines Nikolaus Dobinger, der in den sechziger Jahren in Düsseldorf ansässig war. In der Kunstgeschichte ist der Name verschollen. Dobinger, ein gebürtiger Schwabe, hatte bei Kaspar Scheuren gelernt und besaß ein Talent für romantische Szenerie. Mit einigen genrehaften Landschaften hatte er leidliches Glück und fing darauf an, große Entwürfe zu komponieren, wobei er in die Öde geriet.

Er heiratete die Tochter eines Fabrikanten, hielt mit der Mitgift einige Jahre Haus und verließ dann mit Frau und Kindern die Stadt, die ihm verleidet war. In unsteten Verhältnissen kam ihm die Fähig-

keit, zu produzieren, abhanden. In Berlin, wohin er zog, als sein Leben schon verwirtschaftet war, verschafften ihm alte Freunde die Stelle des Zeichenlehrers an einem Gymnasium. Zwar hatte sich Dobinger, je mehr seine Leistungskraft abnahm, in großspurige Phantasien versponnen, er war aber doch gewitzt genug, nach dem Stücke Brot zu greifen, wenngleich mit der Miene eines, der sich in einer kunstfeindlichen Welt den Seinigen opfert. Bis zum Ende spielte er mit Projekten und erschreckte seine müde Frau ab und zu mit der Drohung, nächstens den Kram hinzuwerfen und allein in die Welt zu ziehen, am liebsten nach Paris, wo er in seiner guten Zeit zwei Monate verbracht hatte. Solche Tiraden waren ungefährlich und dienten bloß einem unterdrückten Selbstbewußtsein als Surrogatstärkungen; der Mann fürchtete das Elend zu sehr, um es entschlossen auf sich zu nehmen. Das Glas Kulmbacher Bier, das er sich manchmal gönnte, hatte Wirklichkeit, die Kunst war bloßer Wortschwall geworden.

Die untergeordnete Rolle, die er als Zeichenlehrer einnahm, drückte ihn, noch mehr aber seinen jüngsten Sohn, der an derselben Schule eine Freistelle bekommen hatte. Schon als Quartaner nahm Franz mit überwacher Empfindlichkeit jede Blöße wahr, die sich der Vater gab, jedes respektlose Zucken im Gesichte eines Mitschülers tat ihm weh, und wenn es Geschrei setzte oder sonst eine Lächerlichkeit, so kam er um vor Scham. Von beiden Eltern wurde die Seele des Knaben frühzeitig verletzt. Am Vater mißfiel ihm das unbeherrschte Gebaren und der Kontrast zwischen den Ansprüchen und dem Lebensrange; die Mutter, deren verständige, kühle Natur das brüchige Hauswesen zusammenhielt, war zwar seine Zuflucht, sie redeten offen über die Launen und Schrullen des Vaters, aber zuweilen verdachte er ihr doch das Abweisende, das unter den Bedrängnissen stärker geworden war, und auch einen gewissen Hochmut auf ihre eigene Familie. Zwei ihrer Brüder lebten in Berlin. In den behäbigen Häusern seiner Onkel wurde ihm nicht wohl; er haßte die Blicke der gutgenährten Tanten und ihrer hübsch angezogenen, anspruchsvollen Kinder. Von dem ältesten Bruder der Mutter, einem großen Manne mit eiskaltem Gesichte, in dem immer die Zigarre steckte, wurde er kaum jemals einer Ansprache gewürdigt. Viel lieber war ihm der Bankdirektor, der kleine Onkel Ferdinand, hinter dessen straffem, kurzem Wesen schon das Kind ein milderes Herz merkte. Wenn der Junge in dieses Haus kam, so wurde er mit einem etwas barschen Wohlwollen nach den Fortschritten gefragt, und als an ihm die Begabung sichtbar wurde, fühlte er auch eine gewisse Achtung heraus. Sehr bittere Erinnerungen blieben einige Gänge zum Onkel Ferdinand auf die Bank, wenn die Eltern die Miete nicht auftreiben konnten. Erst sprachen sie tagelang davon und zankten sich, bis die Mutter nach heftigem Sträuben den Brief an ihren Bruder schrieb, den der jüngste Sohn hinbringen mußte. Noch nach Jahrzehnten sah Franz den hochnäsigen Portier vor Augen, der ihm mit schnöden Blicken erlaubte, die rotbelegte Treppe hinaufzugehen. Er sah sich selbst, wie er den Brief hineintrug und kaum die Stimme fand, guten Tag zu sagen. Der Bankdirektor wurde beim Lesen rot vor Verdruß, wollte etwas hervorstoßen, dann sah er an dem zu kurzen Paletot hinunter, der für Franz aus einem abgetragenen seines ältesten Bruders herausgeschnitten war. Schweigend ging der Onkel zu seinem kleinen Privatgeldschrank und nahm die Scheine heraus, doch war er auch wieder nicht so überfeinert, daß er sie in einen Umschlag getan und verschlossen hingegeben hätte, sondern er mußte als Geschäftsmann sicher gehen und vorzählen. Aber ehe er Franz entließ, sprach er noch ein Wort mit ihm. Dann setzte er sich schnell wieder an den großen Schreibtisch.

Nikolaus Dobinger starb, als Franz schon sechzehn war. Die älteren Söhne hatten damals schon ein kleines Auskommen in Geschäftshäusern, und mit der Pension, die der Witwe aus besonderer Rücksicht gewährt wurde, konnten sie zusammen gerade leben. Nun aber kam die erste Krise für Franz, denn er setzte es sich in den Kopf, Bildhauer zu werden. Gut gezeichnet hatte er von klein auf, und eine starke Liebe zur Kunst wurde seine erste Neigung, für seinen zusammensinkenden Vater noch ein später Sonnenblick. Sie schlossen sich im letzten Jahre enger aneinander und brachten oft viele Stunden in den Museen zu. Vielleicht hatte Nikolaus, Phantast, der er doch einmal blieb, zuviel aus dem keimenden Gestaltertrieb seines Sohnes gemacht, jedenfalls wollte Franz nun Künstler sein. Sein Freund Franz Maurer war ein begeisterter Anhänger der Idee. Maurer war zwei Jahre älter, weil er aber mehrmals sitzenblieb, kamen sie in der Sekunda auf dieselbe Schulbank. Dünn aufgeschossen, unendlich lange Arme und Beine, fahles, blondes Haar, das sehr unordentlich herumhing — das war Maurer. Er war Poet und ein guter Klassizist, aber die Mathematik bildete sein Verhängnis, und als in den

Oberklassen auch noch die Physik auftrat, war er verloren. Der erste Mathematiklehrer, den man den Cosinus nannte, betrachtete diesen Schüler schon seit Jahren mit Mißbilligung. „Maua, Maua — Se wean's wieda nich schaffen" — dieses vom Cosinus aufgeprägte Stigma brannte den unglücklichen Dichter seine ganze gymnasiale Laufbahn hindurch.

Und Franz Maurer schaffte es nicht, und der um vier Halbklassen jüngere Franz Dobinger holte ihn ein. Sie wurden große Freunde; beide standen unter den anderen ziemlich vereinsamt da. Zuerst nannten sie sich mit ihrem gemeinschaftlichen Vornamen, indessen dies fand Maurer bald zu weichlich. Er hatte sich gerade in den Horaz vertieft, wo er am römischsten ist. „Justum et tenacem propositi virum", das mußte Leitstern des Lebens werden. Der schlaffen heutigen Welt, namentlich aber der verluderten Literatur war nur durch den männlichen Anhauch der Antike zu helfen. Goethe hatte das schon ganz gut begriffen, aber bei seinem Servilismus fehlte ihm die Kraft, und seitdem torkeln wir den Irrwischen der Romantik nach, immer tiefer in den Sumpf der Pöbelei. So war Maurers damalige Kulturphilosophie, und wie nun Dobinger kam und Plastiker sein wollte, war seine Freude unbändig. „Dobinger, Mensch, wie gerne liefe ich mit dir aus diesem Hammelstall und von dem Cosinus weg, aber für meinen Alten wäre ich ohne Abitur einfach defekt, und er würde mich gnadenlos zum Seidenwarenjüngling machen. Wenn ich aber hier fertig bin, fängt das richtige Leben an. Inzwischen bist du schon ein Stück durch die Akademie, und wenn ich noch ein paar Semester studiert habe, gehen wir beide nach Rom. Ich will dir was sagen, Dobinger, wir werden zusammen Unerhörtes leisten. Ein ganz großes Werk schwebt mir vor. Du übernimmst das Malerische und Zeichnerische, ich schreibe. Man muß das Altertum überhaupt erst entdecken. Wir werden etwas ganz Neues geben. Natürlich bleiben wir Jahre in Griechenland!"

Das war schön, aber Franz mußte auch mit dem Bankdirektor sprechen, der jetzt sein Vormund war. Er erwartete einen Zornesausbruch, und der kam wirklich, von der ersten Qualität. Der Onkel hatte gegen die Dobingers vieles auf dem Herzen, nun packte er einmal aus und machte dem Neffen, den er bisher immer noch mit Nachsicht behandelt hatte, endlich die Unzulänglichkeit der ganzen Dobingerschen Lebensauffassung klar. Gewissermaßen wurde Franz damit zum gereiften Menschen erklärt und mit der männlichen Toga ausgestattet; man konnte ihn jetzt genau so schlecht behandeln wie andere erwachsene Leute. Aber gerade dieses Schelten und die Hinweise auf die verfehlte Existenz seines Vaters machten den Jungen erst recht rebellisch und hartnäckig. Er zog sich mürrisch in sich hinein, und es kam eine unerquickliche Zeit. Zuletzt sprach nochmals die Mutter mit ihrem Bruder, und Onkel Ferdinand wurde weicher. Ja, er war schließlich bereit, zu den Kosten des Kunststudiums etwas beizutragen. So hatte sich also Franz durchgesetzt, und man war vor seinem festen Willen zurückgewichen. Doch nun geschah das Merkwürdige. Als alle nachgegeben hatten, geriet er selbst in Zweifel. Es lebte in Berlin auch ein Vaterbruder, ein Junggeselle und Gelehrter, den die Verwandten selten sahen. Manchmal bekam man ihn ein halbes Jahr und länger nicht zu Gesicht, dann saß er in westfälischen oder luxemburgischen Klöstern über alten Urkunden, denn er gehörte zu dem Forscherstabe der Monumenta Germaniae. Zu diesem Onkel Theodor ging nun Franz, um sich vor der letzten Entscheidung Rats zu erfragen.

Er fand ihn zwischen ganzen Bergen von Büchern bei seiner Arbeit. Enorme Folianten aus der Reihe der Monumenta lagen am Boden, auf ihnen Stöße anderer Bände. Es war ein schöner Vorsommertag, und die Sonne schien auf die Scharteken gebirge und die unzähligen Notizenzettel. Wie kann er nur sein ganzes Leben damit zubringen, dachte Franz. Ja, aber es war doch einmal sein Ideal, verbesserte er sich gleich darauf. Während er seine Sache nicht ohne Stokkungen berichtete, betrachtete er den Oheim, der gesenkten Blickes zuhörte, kaum daß man den grauen Bart seinen Winkel zu dem Bogen Papier auf dem Schreibtische um ein weniges verändern sah. Als nachher Theodor Dobinger zu reden anfing, begriff Franz nicht schnell, was er meinte. Ein solcher Stubengelehrter konnte ja wohl auch nicht alles so deutlich heraussagen wie der Onkel Ferdinand, der Meister des Lebens. Inzwischen wurde der Sinn der Sätze allmählich denn doch klarer und ein kühler Verstand bemerklich. Ohne Sentimentalitäten, aber ganz unverblümt war von den oft so furchtbaren Entbehrungen die Rede, die in der Kunst und der Wissenschaft einem wirklich reinen Willen abgefordert würden. Daran gehen schon viele zugrunde, noch schlimmer ist es aber, hinterher feige und morsch zu werden, um ein Stück Brot zu erhandeln. Die Sache sei eigentlich so, sagte Theodor Dobinger, daß der Jünger eines idealisti-

schen Berufes von Anfang an viel mehr an Verlieren als Gewinnen denken sollte. Solche Verzichter seien die alten Mönche gewesen, die großen Gelehrten und Maler und Steinhauer, die jedoch niemals goldene Medaillen bekamen oder Professoren wurden, sondern in braunen Kutten gingen und auf Pritschen schliefen wie der unwissendste Bruder neben ihnen. Man müsse sich eben selber kennen und sehen, wie man sei. Franz komme nun bald in die Jahre, wo die Menschen nach den roheren Genüssen verlangten. Sein armer Vater habe beides nicht erlangt, weder Zufriedenheit durch die Kunst, noch behagliches Leben. Er schloß mit den Worten: „Daß du mich überhaupt fragst, der ich ja kein Fachmann bin, ist ein Zeichen, daß du dich nicht sicher fühlst. Willst du es dann nicht lieber lassen? Werde Jurist, wie dein Vormund will! Der andere Weg ist sehr dornig und ungewiß."

Franz wurde irre und verlebte eine schwere Woche. Jedes Wort Theodors war ihm gegenwärtig, sogar den Tonfall wußte er. Dieser in Bibliotheken ergraute, vergilbte Mann sprach also von „roheren Genüssen". Wie kam er dazu, sie überhaupt zu erwähnen? War er enttäuscht? Erst jetzt stellte sich Franz auch seinen Vater wieder so vor, wie er wirklich gewesen war, und nicht als romantischen Märtyrer. Er sah dieses zerquetschte Hilfslehrerdasein, er hörte die Stimme, die die Mutter anschrie: „Ich schmeiße alles hin und geh' nach Paris." An die häuslichen Ängste vor der Mietezahlung dachte er, und ihm graute. So wollte er nicht gern leben. Groß war dann die Überraschung, als er damit herauskam, daß er auf der Schule bleiben wolle. Seine Mutter war froh, verstand ihn aber nicht, Onkel Ferdinand, an sich sehr zufrieden, erblickte in dem Umschwung einen neuen Beweis Dobingerscher Unberechenbarkeit, Maurer war tief empört und sprach dem Renegaten seine Verachtung aus. Aber nach kurzer Zeit wurden sie doch wieder Freunde.

Die Abgangsprüfung bestand Franz mit allem magern Glanz, den das Gymnasium verleihen kann, und ein Halbjahr früher als Maurer, denn der blieb in den Schlingen des Cosinus noch einmal hängen. Auf der Universität war die erste Zeit wie für jeden Begabten köstlich. Man sitzt endlich als freier Mann am mächtig rauschenden Borne aller Erkenntnis und trinkt, was die Kehle nur halten kann; erst später stellt sich ja die Wahrnehmung ein, daß auch dieses Wasser schließlich Wasser ist. Von der berühmten Burschenherrlichkeit kam auf sein Teil nicht viel. Onkel Ferdinand blieb wohlgesinnt, aber die Last seiner kostspieligen Familie wurde ihm immer schwerer, und die Zuschüsse, die er gab, waren schmal. Franz erteilte Nachhilfestunden und brachte es sogar fertig, für ein Sommersemester nach Heidelberg zu gehen, wo er sich einer bescheidenen und farbenlosen Vereinigung anschloß, sich in Scheffelscher Feuchtfröhlichkeit erging und einen Abend in jeder Woche zuviel Bier trank. Im folgenden Winter in Berlin fiel das wieder von ihm ab. Das erste Examen kam näher; er setzte sich zu den Büchern und gewann jetzt Geschmack an seiner Wissenschaft. Hinter den Paragraphen und Kommentaren ahnte er etwas von der Architektur der Rechtssysteme, die der Geist der Gemeinschaft nach großen Ideen emporsteigen läßt. Für Jahre war Franz nun mit Hingebung Jurist. Die Professoren wurden aufmerksam, und man sprach mit ihm, ob er es möglich machen könne, Dozent zu werden. Da gab einem seiner Lehrer ein befreundeter hoher Beamter einmal den Wunsch kund, für die wissenschaftliche Vorarbeit zu einem großen Gesetz, mit dem sein Ministerium beschäftigt war, einen geschulten jungen Adepten zur Hand zu haben. Der Referendar Dobinger wurde warm empfohlen und ausgewählt. Seine Vorgesetzten würdigten ihn, und er wuchs rasch in den Kreis der Beamtenschaft hinein. Eine Familie hatte er nicht mehr, die Mutter war schon gestorben, und mit den auswärts lebenden Brüdern war er kaum verbunden. Als die letzte Prüfung bestanden war und er seinen Beruf wählen mußte, hielt man ihn im Ministerium fest, obwohl er nicht zu der privilegierten Kaste der Regierungsreferendare gehört hatte. In seinem Leben wurden diese ersten vier, fünf Jahre der neuen Laufbahn die zufriedensten. Noch jung, gehörte er nun zu der Schicht, die den Staat regierte, womit sein Bedürfnis nach Geltung, das von Kindheit an Mangel gelitten hatte, endlich befriedigt wurde.

Maurer war seinem Gesichtskreise schon in den allerersten Semestern entschwunden und blieb es. Er ging nicht nach Rom, sondern nach München, in dessen literarischen Strudeln er untertauchte. Nach etlichen Jahren erhielt Dobinger ein Drama zugesandt, das er wüst und gräßlich fand. Aus Pflichtgefühl schrieb er dem Jugendfreunde seine Meinung und wurde von da an durch verachtungsvolles Schweigen bestraft.

★

Sehr ungern erinnerte Dobinger sich seiner ersten Erfahrungen mit Frauen. Sie waren so, wie in großen Städten alle

sie machen, und noch in reifen Jahren schämte er sich, an die Sibyllen zu denken, die in schmutzigen Winkeln das Geheimnis der Schöpfung offenbaren. Ein Verhältnis anzuknüpfen, fiel Franz lange Zeit nicht so leicht wie anderen. Schon wenn er mit einem jungen Mädchen sprach, merkte er, wie sich der Ton seiner Stimme anders färbte. Er fühlte eine hemmende, hohe Schwelle und dahinter stand ein großes Mysterium: das Weib. Er übersprang die Schwelle, er hatte ein Verhältnis und dann mehrere. Anfangs war die sinnliche Täuschung stark, aber sie hielt, er wußte nicht warum, gewöhnlich nicht lange vor. Nicht alle Mädchen waren ungebildet und banal, nur blieben sie immer Ida oder Else oder Thea, und sie sollten „das Weib" sein, die Synthesis aller gärend-brünstigen Urkräfte, Helena, die der ekstatische Faust aus dem Tartarus seiner Einbildungen heraufholt, die in Feuerdunst aufgehen soll. Endlich, Franz war schon am Ende der Zwanziger, traf er eine Gefährtin für sich. Ihre Natur war von einer feinen Herbheit, und es lag in ihrer Seele etwas Ungezähmtes und Schweifendes, das ihn verwandt anblickte wie eine Antilope hinter dem Gitter. Der Bund mit ihr veränderte ihn, er wurde freier und kühner, sogar im Amte sprach man, wie dieser zurückgedämmte Mensch erst förmlich durchbreche. Aber nach zwei Jahren wurde seine Freundin von einer Lungenentzündung rasch fortgerafft. Als der Schlag ihn traf, meinte Franz, sein Leben müsse sich nun ganz auflösen und zerfasern.

Er dachte in jener Zeit viel über eine Zwiespältigkeit nach, die er in sich wahrnahm und die ihn mit Angst erfüllte. Was war es nur? Die zwei Seelen, die Faust in sich weiß, eine irdisch-sinnlich, eine zum Äther aufstrebend, sind am Ende in jedem nicht gerade gemeinen Menschen anzutreffen. Um diese durchaus nicht beunruhigende Doppelheit handelte es sich nicht. Er bemerkte in seinem Innern vielmehr eine Fehlerhaftigkeit oder vielleicht Seelenträgheit; darüber ins klare zu kommen, war ungemein schwer. Er erlebte doch die Dinge mit ganz ungetrübtem Bewußtsein und nachher war es, als seien sie nicht mehr völlig wirklich, nicht so eigentlich. Seine Geliebte war gestorben; er hatte erst geglaubt, den Verstand zu verlieren. Dann überlegte er und überlegte — er konnte sich das Ereignis nicht recht wahrmachen. Er konnte es nicht anpacken. Und er war bei klarer Vernunft und zweifelte keinen Augenblick an dem Geschehenen, nur sein Gefühl davon war so unwirklich. Die Seele hatte die Tatsache, diese schreckliche Erfahrung, wie eine schwere Last in ihr Erlebnismagazin geschleppt und ließ sie da hinfallen, wie sie nun eben lag. Was wird aber weiter daraus? Damals war er in einer sehr kritischen, zerstörenden Stimmung gegen sich selbst. Ja, er zerstörte sich fast.

Monate saß er und brütete. Das Jahr, das ihm die Freundin geraubt hatte, war fast vorüber, nur noch eine Woche hatte es bis zu seinem Ende. Da steckte am Morgen vor Weihnachten der Regierungsassessor Axel Grootebuur, mit dem Franz näheren Verkehr hielt, den Kopf ins Zimmer und rief: „Dobinger, Sie Trauerweide, was machen Sie heut am heiligen Abend? Kommen Sie mit nach Magdeburg! Eigentlich wollte ich nicht nach Hause fahren, fahre plötzlich aber doch. Begleiten Sie mich, hier in Berlin sind Feiertage für einen solchen Einödbauer wie Sie eine Qual, und uns machen Sie eine große Freude. Ich zeige Ihnen unsere Elblandschaft. Es ist eine bezaubernde Gegend, besonders allerdings für Mathematiker, denn man kann durch einen Punkt in der Fläche nach allen Richtungen grade Linien ziehen. Außerdem ist mein alter Herr da, der das Preußische Landrecht sowohl von vorn wie von hinten aufsagen kann. Divertissement in Menge! Natürlich wohnen Sie bei uns."

Sie reisten und waren kurz vor dem Baumanzünden in Magdeburg. Der Landgerichtsdirektor Grootebuur und seine Tochter Thora, die dem verwitweten Vater das Haus führte, nahmen Dobinger mit Herzlichkeit auf. Am Weihnachtsmorgen fuhren alle ein paar Stationen rechtselbisch auf der Eisenbahn und dann eine Stunde im Schlitten durch dicken Schnee nach dem angestammten Gute Klein-Halstedt, wo Christian Grootebuur saß, ein jüngerer Bruder des alten Herrn. Christian wurde Kersten gerufen, denn die Grootebuurs waren nicht nur stolz auf ihre zwei o und zwei u, sie duldeten auch bloß niederdeutsche und nordische Vornamen in der Familie. Es kamen noch Vettern und sonstige Versippte hin, manche mit Frauen, zusammen wohl fünfzehn Personen, die in dem altmodischen, aber bequemen Hause leicht untergebracht wurden. Alle standen miteinander vortrefflich, obgleich keine Gefühlswallungen vorkamen; die behagliche Stimmung äußerte sich mehr in einem trockenen norddeutschen Schrauben und Necken, das man gegenseitig übte. Thora war im Kreise mühelos die erste. Sie übernahm, da es in Klein-Halstedt keine Hausfrau gab, sogleich das Regiment, und Onkel Kersten, ihr alter Ver-



Unterhaltung. Gemälde von Hans Best

ehrer und Anhänger, fühlte sich glücklich. Alle hörten ihr zu, und ihre Vorschläge erhielten meistens ohne weiteres Gesetzeskraft. Sie sprach rasch und sicher, und es klang in einigen Augenblicken wie Kommando, aber dann lachte sie gleich selbst das zu Scharfe ihres Tones wieder fort, und man hatte kaum Zeit, kopfscheu zu werden. Dabei war die Gewohnheit, sich als schon gealterte Dame zu geben, eine gute Maske ihres Führerdranges, auch eine kleidsame Maske, denn als Oberhofmeisterin, die am Treiben der späteren Generation fröhlich Anteil nahm, aber sich eigentlich zur Partei der reiferen Herrschaften zählte, wirkte sie selber jugendlich. Franz bewunderte ihre Selbstgewißheit und schlagfertige, gute Laune, doch fand sie am ersten Festtage nicht viel Muße für ihn. Am folgenden jedoch machte er sich bei einer allgemeinen Auflehnung ihrer Untertanen höchlich verdient. Man bewegte sich nach einem stundenlangen Spaziergang, da bis zum Mittagessen noch Zeit war, vor dem Hause in der Sonne umher, als einige mit Schneebällen zu werfen anfingen und es sich auf Betreiben der jungen Herren ergab, daß man in zwei abgezählten Gruppen zur Schlacht antrat. Aber aus Übermut kam man zu keiner regelrechten Beschießung, und Thora, die in allem Tun gegen nutzlose Kraftverschwendung war, ließ klingend den Ruf zur Ordnung und Energie ergehen. Dies war das Signal zu einer großen Meuterei, die bei den Damen anfing. Nicht bloß die feindliche Hälfte richtete gegen sie allein ein konzentrisches Feuer, sondern ihre eigene Partei fiel in offenem Verrat über sie her, und sie stand in einem Schneeballenhagel. Nur Franz Dobinger bewies dabei eine herrliche Treue und versuchte, an ihrer Seite ausharrend, gegen den Massensturm eine kaum mögliche Abwehr. Schließlich kam der lange Axel Grootebuur ganz nahe zu ihm hin, faßte in beiden Händen dicke weiße Fladen und warf sie ihm gegen die Brust. Fast bis zu den Knien war Franz eingeschneit, als von drinnen der Paukenschlag ertönte und sich in ungeheurem Jubel alles löste, um vor der Tafel die Kleidung zu wechseln.

Am spätern Nachmittage fuhr man ins benachbarte Dorf Halstedt, um sich den Einwohnern im Gasthof beim Beginn des Festballes zu zeigen. Thora walzte einmal mit Onkel Kersten durch den Saal und saß dann, auf den Tanz verzichtend, bis zur Rückkehr ins Gutshaus bei ihrem Schneekampfritter. Auch am nächsten Morgen, wo alles aufbrach, waren sie bis zur Station im Schlitten zusammen. Franz sah, daß sie mit eigenem Nachdenken über die Welt urteilte. Sie hatte vieles gelesen, in der Kunstgeschichte hatte sie ernsthafte Studien getrieben und war ihm darin überlegen. Ein Buch, von dem die Rede war, sandte er von Berlin und schrieb dazu. Sie antwortete, und monatelang gingen die Briefe hin und her. Er fand sich gegenüber eine helle und feste Klugheit; so muß man sein Leben zimmern, dachte er nach jedem ihrer Briefe. Unwillkürlich nahm er sich zusammen, wenn er ihr schrieb, und fühlte, daß ihm das gut tat. In ihrer Atmosphäre konnte weder Halbheit noch Zweiheit der Seele bestehen.

Zu Ostern fuhr er nach Magdeburg und fragte, ob sie ihn heiraten wolle. Thora sagte ja.

*

Geheimrat Dobinger fuhr am Montag nach seiner Rückkehr gegen zehn ins Amt und bemerkte im überfüllten Wagen der Untergrundbahn Tschirnhaus, der einige Schritte entfernt stand. Er blickte nach der anderen Seite, aber das Gedächtnis fixierte sofort den weißhaarigen starken Hinterkopf über dem mageren Halse. Dobinger zwängte sich durch das Gedränge und berührte seine Schulter. „Guten Morgen und grollen Sie mir nicht mehr! Neulich in Razendorf ließ ich Sie umsonst warten und habe mich nicht einmal entschuldigt. Hatte mich im Walde verlaufen, fand Sie nicht mehr, wollte andern Tags zu Ihnen kommen und hab' es, Gott sei's geklagt, vertrödelt."

Der andere sah einen Augenblick verwundert den Grüßenden an, gleich aber reichte er ihm freundlich die Hand. „Fast hätt' ich Sie nicht erkannt. Sie sehen sehr erfrischt aus. Zu entschuldigen ist nichts. Verabredungen in der Sommerfrische zählen kaum; man versäumt nichts."

Der Zug fuhr unter dem Potsdamer Platz ein. „Steigen wir aus," sagte Dobinger, „gehen wir ein Stück? Hier im Gewühl kann man nicht reden."

„Ich habe mir angewöhnt, dieses Fortrollen in der Menge wie eine Lehrstunde anzusehen. Wenn man über Kunst schreiben soll und bloß in der Nähe genau sieht, bietet sich unten eine vorzügliche Gelegenheit, die Originale der Bilder zu betrachten. Wahrscheinlich waren alle großen Idealisten stark kurzsichtige Leute, sie wären sonst erschrocken. Wenn ich unter der Erde eingeklemmt in dem Haufen stehe, sehe ich, wie wir sind. Es ist wie ein Wassertropfen unterm Mikroskop, Infusorien, die einander fressen wollen."

„Häßlich, der Schlag, wie?"

„Unglücklich. Darum sind sie so häßlich. Man erkennt sie, wenn sie da in dicken Schwärmen beisammenstehen, jeder aber isoliert durch eigene Gedanken. Die Sprechmaske ist auf einen Moment gelüftet, sie sind alle inkognito, bis sie wieder Mitmenschen sein müssen. — Wohin gehen Sie?" Die Ecke war die der Wilhelmstraße.

„Hier hinein in die Sackgasse der Weltgeschichte. Aber wie in Razendorf darf ich Sie nicht wieder verlieren. Kommen Sie doch bitte morgen abend zu uns!"

„Ich lebe so einsiedlerisch," sagte Tschirnhaus zögernd. „Esse im Wirtshaus, betrete seit Jahren kaum die Wohnung gebildeter Leute. Geben Sie eine Gesellschaft? Ich würde —"

„Nichts weniger als das. Wir sind allein, höchstens ist noch ein alter Freund da, keinerlei Etikette. Kommen Sie!" Tschirnhaus versprach.

Im Ministerium die Haupttreppe sehr rasch hinaufsteigend, stieß Dobinger gegen Stippe, den er zuletzt an dem Sonntag mit Agathe gesehen hatte. Das Gesicht des andern strahlte vor Vergnügen und seine Arme hoben sich zur Gebärde des An-die-Brust-Ziehens.

„Dobinger, Mann, Sie sind nicht zu erkennen! Straff kommen Sie daher wie sechsundzwanzig Jahre. In Razendorf sind Sie mir völlig abhanden gekommen. Einmal, Sie Schwerenöter, sah ich Sie flüchtig mit einer hübschen Frau. Nun kommen Sie zunächst in mein Zimmer, ich muß Sie ins Bild setzen. Hier geht allerlei Unschönes vor."

Seine Fenster schloß Stippe sorgfältig, ehe er begann. Sie sahen auf einen innern Hof des massigen Komplexes, den man hinter der Straßenfront, einem alten Bau von einigem architektonischen Verdienst, nicht vermutete. Dieser ursprüngliche Kern langte bei weitem nicht mehr aus, und es waren hinten ganz nüchterne Quer- und Verbindungshäuser von fünf Stockwerken darangestellt worden. Dobinger blickte durch die breiten Scheiben. Jeden Zoll in diesem grauen Fabrikhof kannte er. Fenster und Fenster neben- und übereinander, hinter jedem ein Rat oder Assessor oder wenigstens ein Sekretär. Neben ihnen stand ein Fenster offen, man hörte eine pedantische Stimme, die diktierte, und eine tickende Schreibmaschine. Er spürte einen unklaren Widerwillen, als wäre er in einem Keller mit Moder- und Chlorgeruch; doch das eindringliche Sprechen Stippes rief ihn zum Bewußtsein. Der Kollege war seit drei Tagen vom Urlaub zurück und gut unterrichtet. Es blieb also dabei, ihr alter Chef war reif zum Abgehen. Man hatte sich an ihn, der seit so vielen Jahren auf diesem Stuhle saß, bisher nicht herangewagt, jetzt waren auch die Parteien von der Rechten gegen ihn erkaltet; denn die überjährige Exzellenz benahm sich gegen die Parlamentarier, mochten sie rechts oder links stehen, sehr spröde und erwies wenig Gefälligkeiten. Warum ihn also ohne Nutzen länger stützen, da doch sein Posten eine ausgezeichnete Tauschgröße war? Wurde der endlich frei und einer Gruppe zugeschlagen, dann ergaben sich Gegengeschäfte. Stippe erklärte es außerdem für eine Tatsache, daß der Minister selbst seinen Rücktritt wünsche. Nachfolger könne natürlich nur Eibler sein, ein Freund des Beamtentums, ein kräftiger Politiker und sicherlich ein bequemer Vorgesetzter wie meistens die Sozialisten, weil sie nichts vom Dienst verstehen. Das wisse Eibler auch ganz gut und werde seinen Staatssekretär machen lassen, was für das Ressort das beste sei. Und so befinde sich alles bereits in Ordnung und nach Beginn der neuen Session, so gegen den November, werde das Amt den Chef zu wechseln haben.

Außerdem war aber noch eine andere, peinliche, höchst unerwünschte Neuigkeit zu berichten. Da sei dieser Fall Chasanitsch, Dobinger kenne ihn. Jefrem Chasanitsch, russischer Jude, hatte in den wilden Jahren der völligen Zerrüttung des Geldes ein ungeheures Unternehmen erbaut. Er spekulierte in Kupfer, Eisenerz, Getreide und Kohle, war Großreeder und Zechenbesitzer in fast allen Staaten Mitteleuropas. Der Umkreis seines Tuns war für alle unübersehlich, bis er in Konflikt mit der Justiz geriet und in Haft genommen wurde. Man behandelte ihn sofort sehr hart und viele Zeitungen nahmen gegen ihn gehässig Partei. Da ergab es sich bei der vom öffentlichen Lärm erzwungenen genauen Durchforschung seiner Operationen, daß Chasanitsch eng mit einflußreichen Männern verbunden war. Angesehene Parlamentsleute, hohe Beamte hatten sehr unangenehme Verhöre durchzumachen, indessen bei dem Wirrwarr in diesen komplizierten Geschäften wußte man noch durchaus nicht, wer wirklich dem Finanzmann zu eigenem Vorteil mit amtlichen Kenntnissen geholfen habe, aber mehr als einer war in Verdacht. Der Angeklagte selbst benahm sich nicht bloß geschickt, sondern eigentlich vornehm; er versteckte sich nicht etwa hinter seinen hochgestellten Bekannten, sondern deckte

und entschuldigte sie nach Kräften, die Beziehungen als harmlos gesellige darstellend. In Berlin sagte man, in der ganzen Schar der Kompromittierten sei Jefrem Chasanitsch aus Pinsk der einzige Gentleman. Nun war, Stippe erzählte es mit bekümmerten Augen und leiserer Stimme, vor einer Woche zutage gekommen, daß einer der Gänge des Chasanitsch in ihre unmittelbare Nähe, in dieses Ministerium selbst führte. Ihr Kollege Wanne stand leider in einem gewissen Verdachte, dem Spekulanten allerlei Auskünfte erteilt zu haben. Der Regierungsrat Wanne, den der Minister selbst zu sich gerufen hatte, bestritt freilich hartnäckig auch die fernste Verschuldung, und nachgewiesen war gar nichts, indessen der alte Herr wollte die genaueste Aufklärung haben. Darum habe er eine interne Untersuchung gegen Wanne angeordnet, und Dobinger werde damit beauftragt werden.

„Mich haben Sie dafür ausgesucht?"

„Ich doch nicht! Er selbst nannte sofort Sie. Was wollen Sie? Positive Verletzungen der Amtspflicht hat Wanne kaum begangen, aber es handelt sich um Grenzgebiete, um sehr feine Bestimmungen dessen, was über die Pflicht hinaus die Standesehre fordert und was sie nicht unbedingt verlangt. Sie gelten mit Recht als unser bester Mann für so feine Dinge. Die Aufgabe ist schwierig, aber die Auszeichnung groß."

„Es ist eher eine Aufgabe für einen schon pensionierten Geheimrat als für einen noch lebendigen."

„Verehrter Herr Kollege, ich verstehe Sie wieder einmal gar nicht!"

„Ob ich den Wanne heraushaue oder hineinlege, falsch mache ich es in jedem Falle. Mich wundert, daß Sie das Gegenteil denken, lieber Stippe."

„Wenn Sie durchaus nicht wollen, so ersinnen Sie einen Vorwand, um abzulehnen. Dann habe ich Sie getreulich gewarnt, denn er wird Sie gleich rufen lassen."

„Nein, wenn er mir den Auftrag gibt, führe ich ihn aus. Sonst wird er schließlich noch Sie dazu nehmen, und das wäre von mir nicht getreulich an Ihnen getan. Nun, schönen Dank und guten Morgen!"

An der Tür seines eigenen Zimmers wurde Dobinger von den Dienern Pott und Schilski mit tiefer Verbeugung empfangen. Pott trug trotz den sehr veränderten Zeiten immer noch den Frack, der der Würde der Behörde angemessen war. Er ging vornübergeneigt, und sein Schnurrbart war weiß. Schilski, jünger und stämmiger, hatte braunen Vollbart mit ausrasiertem Kinn, mehrere Verdienstmedaillen glänzten auf seiner Brust. Schilski öffnete mit weiter Armbewegung die Tür, Dobinger trat ein, Pott ging dem Geheimrat mit dienstlichen Schritten nach und nahm den Hut in Empfang. Er schloß hierauf die Fenster, brachte vom Ständer mehrere rote Mappen auf den Schreibtisch, stellte sich, die Absätze zusammenschließend, in die Mitte des Zimmers und sagte mit respektvoll verhaltener Stimme: „Wenn Herr Geheimrat möchten so gut sein und möchten bemerken, Exzellenz Herr Minister ließen nämlich sagen, wenn sich möchten bereit halten um elf, jedoch unbestimmt, falls möglicherweise Exzellenz Exzellenz Herrn Staatsminister Köhler sollten müssen empfangen, in dem Falle würden bitten, morgen, wenn Herr Geheimrat wollen bemerken."

Diesen Jargon der unteren Ministerialbeamten nannte Dobinger die Sprache der wattierten Plurale. Sie wurde mit Meisterschaft von Herrn Pott gehandhabt, während Schilski, ein früherer Unteroffizier, der hier erst sechs Jahre Dienst tat, betitelte Visitenkarten in die Zimmer trug und Aktendeckel heftete, auf deren Vorderseite der Faszikelinhalt in Kanzleirundschrift angegeben war, noch nicht lange genug Umgang mit jenen Bildungsmitteln hatte, um den Stil so fertig zu beherrschen. Der Insasse des Zimmers hörte seit ungefähr einem Vierteljahrhundert jeden Tag diese Redeweise, aber noch niemals war ihm das Gesäusel so lächerlich vorgekommen. Wieder spürte er einen faden Kellergeruch; er riß das Fenster auf, trotz dem alten Pott.

Warum empfangen sie mich eigentlich immer mit solcher Ehrfurcht, dachte er. Dieser Pott gerät in Wallung, wenn er „Herr Geheimrat" sagt und meinen Rock nimmt. Bloß „Herr Dobinger" zu sagen, würde seinen Berufsstolz nicht befriedigen. Könnte man aus solchen Schatten Menschen machen? Vor allem, kann ich selbst noch ein Mensch werden? Es ist ein Scheinleben in diesen Wänden, in Gesellschaft dieser roten Mappen. Mich trägt es nicht mehr. Wer sich zum Baustein macht aus Pflichtgefühl, der muß wirklich Stein werden können und das Leben vergessen. Ich hingegen will anderes. Was also? Zuerst diese Frau. Das Weib!

Er dachte an ihre erste Hingabe, an einen Blick. Plötzlich durchfuhr es ihn: wenn sie ein Kind trüge? Werde ich mich dann fürchten? Keineswegs! Zwar, Franz Dobinger, mache dir klar, was du getan

haſt! Tat? Nein, Ereignis! Ich wollte ſie, aber ich mußte ſie wollen. O, ich darf dieſe ſtarke Empfindung nicht von ſchwächenden Nachgedanken antaſten laſſen, nicht aushöhlen laſſen. Ich klammere mich an dieſes ſtarke Gefühl und ſchwinge mich auf eine neue Höhe über dem dürren Flachlande, wo alles in kleine Teilchen zerbröckelt. Wann durfte ich denn etwas Ganzes hinſtellen, wie ich es geplant hätte? Der Menſch wird göttlich, wenn er Dinge machen kann, nach ſeinem innern Bilde. Ich muß hier fort. Ich bin Juriſt, Verwaltungsmann. Ich kann an die Spitze großer Werke treten, großer Unternehmungen. Wenn ich keine großen finde, ſo werde ich kleinere leiten. Man braucht jetzt Perſönlichkeiten. Das Schickſal gibt mir einen Wink, auszubrechen, das Schickſal in dieſer Frau. Eine ſolche Entzündung meiner Phantaſie iſt ein Schickſal, ich erlebte das noch nicht, es war mir aufgehoben.

Dieſe Unterſuchung gegen Wanne! Klar iſt, daß Stippe mir das zuſchob, um mich mit unliebſamen Geſchichten zu beſchäftigen, während er nach oben ſtrebt. Soll ich mich weigern? Halt, vielleicht könnte ich ihn enttäuſchen! Man kann dieſen peinlichen Auftrag ſtilvoll abwickeln — in großem Stile — auf Biegen oder Brechen! Keine Rückſichten und Konzeſſionen hier! Es könnte mein Übergang zum neuen Leben werden —

Die Tür bewegte ſich, er blieb ſtehen, und ſeine Hand fiel herunter. In der Öffnung erſchien Schilſkis brauner Vollbart.

„Exzellenz laſſen bitten.“

*

Pünktlich um acht kam Tſchirnhaus, und mit ihm langte auch der Geheimrat erſt zu Hauſe an; Doktor Nothmann, der ebenfalls gebeten war, ſaß ſchon ſeit einer halben Stunde bei Thora. Nothmann hatte für ſeine Freunde immer Zeit, und er hatte viele Freunde. Denen war es ein Rätſel, in welcher Geſellſchaftsklaſſe ſeine Praxis ihre Wurzel habe. Er ſchien ſeine Patienten eher auf zufällige Art zu bekommen, manchmal auch gar keine zu haben, aber die Stimmung des hohen Vierzigers blieb immer heiter. Er ſagte ſelbſt, die Kategorie Ärzte, wie er einer ſei, verſchwinde in den großen Städten mehr und mehr, weil es bei dem jetzigen Tempo jedem zum Verkehr mit dem Doktor an Luſt und Zeit fehle, außer wenn er krank ſei, und dann wiederum ſei er, Nothmann, nicht ganz in ſeinem Element. Dobingers hatten ihn in den erſten Jahren ihrer Ehe einmal in der Nacht herbeiholen müſſen, als ihr Kind von heftigem Huſten befallen wurde. Seitdem kam er manchmal noch ins Haus. Franz, der ihn genau kannte, mochte ihn eigentlich nicht leiden, doch hörte Thora dem ſehr unterhaltſamen Herrn gern zu, ſo wenig ſie in ihrem eigenen Bezirke Dilettantismus vertrug. Selmar Nothmanns Sprechfreudigkeit war nicht zu erſchöpfen, und wenn Stimmung und Eſſen gut waren, dann flogen ihm die kleinen Witze vom Munde. Er hatte einen ſchöngeiſtigen Zug und wußte immer über die neueſte Literatur Beſcheid. Natürlich las er die Bücher nicht, blätterte ſie aber in den Läden an und kannte die Feuilletons darüber. In ganz reiche Häuſer, wo man die Leute mit Geld, Titeln und Ruhm hat, gelangte er nicht; er erfuhr aber, was dort vorging. Er hatte in jedem Lager Bekannte, denn die Politik war ihm ſehr gleichgültig, obwohl er viel darüber ſprach; eine biſſige Bemerkung über den früheren Kaiſer ſtörte ihn ſo wenig wie das Schimpfen alter Offiziere auf den Judenſtaat. Manchmal glaubte er, von ſeiner Natur eigentlich für die ariſtokratiſchen Meinungen beſtimmt zu ſein, wie denn immer Nietzſche ſein Philoſoph blieb.

Als die zwei anderen Herren eintraten, mußte Nothmann den begonnenen Bericht über den peinlichen Vorfall im Hauſe des Großinduſtriellen Roneck unterbrechen. Tſchirnhaus wurde vorgeſtellt, und man ging ſogleich zu Tiſche. Dem zerſtreuten Arzte legte die Hausfrau auf ſeinen Teller vor; ſie ſagte, ſie betrachte Junggeſellen überhaupt wie Kinder. Freilich wiſſe ſie nicht, wie ſie mit Herrn Tſchirnhaus daran ſei.

„Ich lebe ſeit einigen Tagen mit zwei Katzen — —“

„Das iſt ſo gut wie eine Frau,“ meinte Nothmann.

„Was wiſſen Sie von Frauen und vom Eheſtande!“

„Als Arzt, gnädige Frau, iſt man dicht hinter der Schlachtlinie und hört aus erſter Hand die Berichte der Kämpfenden.“

„Aber meine beiden Katzen ſind miteinander verheiratet,“ konnte Tſchirnhaus nun fortfahren.

„Hoffentlich ein Liebesbund?“

„Ich bezweifle es nicht, denn ſie ſind noch recht jung und haben niemals andere Katzen gekannt, weil ich ſie ſorgfältig eingeſperrt halte.“

„Iſt das die Bedingung einer glücklichen Häuslichkeit?“

„Als alter Orientale denke ich's faſt. Im noch unverfälſchten Morgenlande näm-

lich verläßt man sich auf undurchsichtige Schleier und unzerbrechliche Schlösser."

„Diese Morgenländer sind just nicht galant."

„Damit machst du auf Herrn Tschirnhaus keinen Eindruck. Die Galanterie gehört in die westliche Zivilisation, die er verabscheut."

„Und Sie vergessen die Polygamie, gnädige Frau! Wo einer so viele Frauen hat und sich leicht irren kann abends beim Nachzählen, braucht er eine sichere Haustüre."

„Ach, Doktor Rothmann, daß Ihnen gleich die Vielweiberei einfällt; Ihnen war ja schon eine zuviel."

„War? In der Blüte des Lebens stehend, fange ich eben an, mich ernstlich umzusehen."

„Wenn das nur gut tut! Ein Mann, der solange ans Alleinsein gewöhnt ist —"

„Ich bin niemals allein! Außer in meiner Sprechstunde!"

„Über den Orient, Herr Tschirnhaus, möchte ich wohl Belehrung von Ihnen. Eigentlich kommt doch daher die gesamte Kultur und sogar wir selbst."

„Ich bin begierig, Thora, wie du das beweisen willst."

„Nun, ich dachte an die Bibel, an den Erzvater Noah mit den drei Söhnen, von denen wir alle abstammen sollen. Wie hießen sie doch? Sem, Ham — und — der dritte?"

„Antisem!" rief Rothmann strahlend.

„Japhet, meine Liebe!"

„Richtig! Und so leicht zu merken. Wie das Wäschegeschäft am Kurfürstendamm."

Albrecht kam ins Speisezimmer, um die Gäste zu begrüßen, bleiben konnte er aber nicht, denn Iversen, der zu seinen Eltern zurückreisen mußte, versammelte am Abend seine Freunde um sich. Während die anderen mit dem jungen Menschen sprachen, betrachtete ihn sein Vater. Erschien nicht in dem offenen, glatten Gesichte, das ihm immer so kindlich vorgekommen war, jetzt im Lampenlicht plötzlich ein neuer, harter Zug? Fast war es auch, als ob Albrecht die Augen seines Vaters vermeide; nachher beim Abschied, als sie sich die Hand gaben, maßen sie sich mit einem schweren Blick. Das einfache Mahl war schon zu Ende, und die anderen gingen in Thoras Salon zurück. Bei der Zigarre sagte dann Rothmann ganz befriedigt: „Sie mögen mich einen Kurpfuscher nennen, aber wem verdanken Sie heute diesen prächtigen Studenten als meiner klinischen Leistung vor fünfzehn, sechzehn Jahren? Wenn etwas mich mit dem Familienleben aussöhnen könnte, dann ein junger Recke wie Ihrer da. Kleine Kinder mag ich nicht."

„Hier muß ich doch widersprechen, und wären Sie wie ich Vater so eines langen Mitmenschen, vielleicht redeten Sie anders. Erwachsen ist Entwachsen. Nur das Kind ist unser Kind."

„Ich bin auf Doktor Rothmanns Seite, Franz. Die Lust am Kinde ist doch wohl mehr animalisch, wenn ich mich etwas derb ausdrücken darf. Herrlich ist es, die Entfaltung des Charakters mitzuerleben. Sagten Sie, diese Frau Roneck habe schon große Kinder?"

„Zwei, von dreizehn bis fünfzehn."

„Welch unerträglich niedrige Frau! Kannst du dir denken, Franz, daß eine Dame in glänzenden Verhältnissen, dabei keineswegs jung, die Kinder fast groß, aus ihrem Hause wegläuft, einem fremden Manne nach?"

„Warum soll ich mir das nicht vorstellen können? Ähnliches kommt beinahe jeden Tag vor." Seine Stimme hatte einen schwach verdrossenen Klang, den Thora hörte und nicht mochte.

„Vielleicht im Proletariat. In der Gesellschaft ist es unverantwortlich und abscheulich. Warum du das heute nur bestreitest?"

„Ich habe es nicht bestritten. Nenne es unverantwortlich und abscheulich — geschieht es darum nicht? Wer einen solchen Schritt tut, verzichtet auf deine — auf unsere Zustimmung."

„Eine Frau reifen Alters verzichtet nicht auf ihren Ruf. Sie mag ihn in den Schmutz treten, gleichgültig dagegen kann sie nie sein. Darum muß sie unglücklich werden."

Rothmann fand es am Platze, etwas dazwischen zu sagen; in dem Sprechen der beiden lag ein Nachdruck, der seine Behaglichkeit beeinträchtigte. „Die Sache kam vor ein paar Wochen heraus, als Roneck unerwartet von einer Reise wiederkam. Er fand sie nicht zu Hause — spät abends — so wurde es entdeckt. Übrigens ist der Bel-ami ein Ingenieur bei der Firma."

„Ist das der Zement-Roneck?"

„Ja — haben Sie von der neuen großen Zementgründung gehört? Kolossal —"

„Vom Sehen kenne ich den Mann. Ein Feister, mit einem öden, unverschämten Gesicht. Vermutlich hatte die Frau recht."

„Du sagst erstaunliche Sachen, Franz! Wenn jede Frau weglaufen wollte, der das Gesicht ihres Mannes nicht mehr zusagt!"

„Du hörtest, sie lief nicht weg, sondern ging erst nach der Entdeckung."

„Das ist viel schlimmer. Tat sie es, hätte sie offen wählen sollen."

„Darin hast du recht — in der Theorie. Die Umstände —"

„Wie? Umstände? An einem gefiel ihr das Geld, am andern sonst was. Verteidigst du auch das?"

„Vielleicht hinderte sie der Gedanke an die Kinder."

„Sich an ihnen zu versündigen?"

„Offen zu sein. Der Mensch, dem das zustößt, wird innerlich hin- und hergezerrt. Sie mag feiner sein, als du denkst, konnte vielleicht den rohen Mann nicht ertragen."

„Wie genau du weißt, daß er roh sein muß! Der Liebhaber ist auch kein Dichter, sondern gleichfalls Ingenieur."

„Meinetwegen — dann gefiel er ihr als Mann."

„Ja eben, das war es. Eine solche Frau folgt ihrem Triebleben, das richtet sie."

„Es richtet sie noch nicht. Um zu verurteilen, müßte man den Fall erst kennen. Auf das innere Bild kommt es an."

„Daß gerade du als Staatsbeamter es so auffassen kannst! Schließlich wurzelt unsere ganze Kultur in ein paar Grundgedanken aus Religion und Moral. Ich bin nicht Frömmlerin, aber wenn alles in Frage gestellt wird, dann stürzt auch alles."

„Möglich. Dann stürzt es."

„Ich finde dich unerhört."

„Immer die pathetischen Worte! Und die Religion ist nicht so eindeutig, wie du denkst."

„Ich spreche nicht von der türkischen Religion. Unsere Religion sagt klipp und klar, was sie verbieten will."

„Ja, das Alte Testament — das dir im Grunde näher liegt. Erinnerst du dich — ich muß das den Herren erklären — ich nannte früher scherzend meine Frau wegen einer kleinen gesetzgeberischen Neigung die Rolle Thora —"

„Lassen wir das! Mein Vorname ist nordisch. Ich bitte sehr!"

„In der Bergpredigt ist das alles nicht so klar. Er führt das alte Gebot an, du sollst nicht ehebrechen, und dann sagt er: schon wer ein Weib bloß anblickt — mit begehrenden Augen — hat in seinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen."

„Nun — das bestätigt meine Ansicht."

„Er sieht nur auf die Gesinnung. Leider ist es nicht deutlich, woher wir die Gesinnung nehmen sollen. Kann einer für seine begehrlichen Augen?"

„Willst du das deinem Sohne als Erziehung mitgeben?"

„Zum Glück ist er schon erzogen und das von dir. Wenn ich ihm etwas mitgeben könnte, dann sollte er glauben lernen, daß das Gift in der Seele giftiger ist als die Übel, die es draußen anrichtet."

„Demnach hätte man nicht einmal nötig, erst lange gegen die schlechte Regung anzukämpfen?"

„Ja, nun bist du auf die schwache Stelle gestoßen. Wenn die Sünde dieselbe ist, ob man das Weib des andern wirklich anrührt oder nur anrühren möchte — wo ist das Verdienst der Selbstüberwindung? Er denkt nur an das Himmelreich, wie das erworben wird, aber es ist gefährlich, der äußeren Gesetzlichkeit den Wert abzusprechen. Für die Gesellschaft, die uns nicht in die Brust hineinsieht, kommt es nur darauf an, wie wir uns in diesem Kampfe halten. Darin hast du vollständig recht. Und doch sage ich: im allertiefsten hat *er* recht. Denn was im Herzen vorgeht, muß schließlich unter den Menschen sichtbar werden. Wenn wir als hochgeachtete Bürger leben und sterben, dabei aber die Seelen von Kupplern und Mördern haben, so wird sich das irgendwann herausstellen, wenn auch erst bei den Enkeln."

„Das ist mir mystisch. Ist diese Frau zu entschuldigen, wenn sie mit solchen Gedanken von ihren Kindern geht?"

„Ja. Besser, als daß sie mit solchen Gedanken ihre Kinder in Unwahrheit erzieht."

„Unfaßbar. Und doch sind diese Dinge einfach und niemals anzutasten. Man verläßt Vater und Mutter und folgt dem Gatten. Vor Jahrtausenden wurde das geschrieben."

„Ganz richtig. Es heißt: der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen. Nicht steht da: er wird Frau und Kind verlassen und an einem anderen Weibe hangen. Wir beide sind heute sehr bibelfest!"

Er schnitt mit der Hand durch die Luft, um dies zu beenden. Es war Bier hereingebracht worden, und die Herren tranken. Die Unterhaltung teilte sich jetzt, Franz lauschte Rothmanns bissigen Bemerkungen über den Reichstag, Thora hatte sich zu Tschirnhaus gewendet. Sie zeigte ein Werk mit Abbildungen arabischer und persischer Architektur, und er gab Kommentare, denn fast alle diese Bauten hatte er gesehen. Im Erklären wuchs seine Stimme, und bald hörten ihm, weil Franz bei Rothmanns Suada nicht warm wurde, die beiden anderen zu. Ein gemeinsames Gespräch kam nicht mehr zustande, und nach einer halben Stunde gingen die Gäste weg.

Bis zur zweiten Ecke hatte Rothmann

einen Weg mit Tschirnhaus. Er fragte den älteren Mann, ob er lange im Hause bekannt sei, und redete gleich selbst: „Sind es nicht prachtvolle Menschen? Man kann lange gehen, bis man soviel echte Bildung findet, beide von alter Kultur und dabei den modernen Ideen so offen. Bestes ancien régime ohne Ablehnung des man in the street. Besonders die Frau ist eine eigenartige, starke Natur. Bei ihm —"

„Ein echter Mensch!"

„Das sage ich ja. Sehr anregend, aber gleichzeitig etwas sonderbar. Manchmal verrennt er sich in Ideen, und es fehlt bei ihm ein Gran von durchschlagendem Lebensrealismus, möchte ich es nennen. Verfolgten Sie das Gespräch zwischen ihnen? Als erfahrener Psychologe haben Sie sofort bemerkt, wie er aus Widerspruchsgeist völlig unhaltbare Thesen verfocht."

„Nein, es war seine Überzeugung."

„Die reinsten Schrullen von ihm! Als Psychiater kennt man das. Nicht einen Augenblick denkt der Mann, was er sagte — ein typischer Gradegänger, Beamter und pater familias. Nur das Gedankenspiel lockte ihn auf den Abweg. Besonders weil sie sich ärgerte."

„Von Abwegen ist wohl nicht zu sprechen."

„Ich bin nicht im geringsten Philister, aber wie kann er eine Frau, die durchgeht, rechtfertigen wollen? Man kann sie sehr gut menschlich verstehen, aber doch nicht moralisch rehabilitieren."

„Das Menschliche und das Moralische müssen eben eins werden."

„Hier sage ich als Arzt: Es gibt eine Hygiene der Weltanschauungen. Die alten Maximen haben seit den Urzeiten ihre biologische Brauchbarkeit bewährt."

„Nein, Herr, das haben sie nicht!"

„Es läßt sich dazu natürlich vieles sagen."

„Nicht um die Biologie handelt es sich. Der Streit wurzelt im Metaphysischen."

„Ja, das sind so die letzten und höchsten Sachen. Dort kommt Ihre Straßenbahn. Schlafen Sie wohl!"

★

Heute machte Dobinger den Morgenweg ins Amt zu Fuß. Die beiden Uferalleen des Landwehrkanals standen noch im Laube, das erst anfing, sich zu färben. Das Wetter war kälter und trübe, doch fühlte er sich recht behaglich, fast wie in den Ferien, so als ginge er in einer hübschen Gegend irgendwo in der Welt spazieren. An einer Stelle, wo die großen Bäume ganz dicht aneinander standen und dicke Äste bis ins Wasser hinunterhingen, hatte er eine Empfindung, etwa wie auf der Kanalpromenade einer holländischen Stadt, Arnheim vielleicht oder Utrecht. Es war ihm in der Tat wohl, er wußte nur nicht eigentlich, warum. Daß Thora und Albrecht seit einigen Tagen verreist waren, konnte es nicht sein. Ihre Gegenwart drückte nicht... Ja, er wußte den Grund dieser inneren Leichtigkeit nun. Besaß er nicht eine Freundin, ihm ganz gehörig, so wie man sich in der Jugend zusammenschließt — und nicht bloß das, würde dieses Schweben über den Wolken nicht weiterdauern ohne Gefahr des Absturzes?

Agathes neuer Brief löste alle vorgestellten Verwicklungen in Nebel auf . . . Nur etwas war merkwürdig: ehe dieser Brief kam, war er sehr mutig gewesen. Er glaubte bestimmt, daß der Gedanke an jene Verwicklungen keine Feigheit hervorgebracht habe. Wohl innere Beschäftigung, auch Sorgen, das war natürlich, aber Feigheit nicht. Im Gegenteil, das Kind seines späten, jedoch echtesten Lebens würde ja erst sein wahrer Nachkomme sein. Voller Entschlossenheit betrat er vor zwei Tagen den Schalterraum, um ihre Nachricht zu empfangen; denn er mußte sich, so lächerlich es war, ihre Briefe postlagernd senden lassen. Bei seiner Behörde konnte einmal ein unachtsamer Sekretär einen öffnen, und an das eigene Haus war natürlich nicht zu denken. Es kam ihm ziemlich unwürdig vor, dieses Warten hinter Stellenbewerbern und Ladenfräuleins, die ihre Liebesbriefe hier abholten, bis man selbst an der Reihe war und der Umschlag herausgereicht wurde. Darin also saß gefaltet und geduckt ein vollwichtiges Schicksal, sogar das Schicksal mehrerer Menschen. Noch beim Aufmachen dachte er: Nun fängt alles von vorn an!

Und als er dann Wort nach Wort las, daß sie in Ruhe sei und es keinen Ruck gebe, war er ehrlich enttäuscht; er erinnerte sich daran sehr deutlich. Indessen mußte er nachträglich doch zugeben, daß sich bald nach der Enttäuschung schon ein gewisses Gefühl der Befreiung eingestellt habe. Es wuchs von vorgestern bis heute. Diese triviale Erleichterung überwand also mehr und mehr jene heroischen Wallungen — die Willensstärke, den Mut, die Lebensfülle, die Mannesherrlichkeit. Der Geheimrat war von den Jahren an die unzähligen Verleugnungen des Vornehmen, Hohen gewöhnt worden. Er wußte, wie oft er selbst verleugnet hatte. Er wußte, daß die Welt, wenn wir an ihrem Tische mitspeisen wollen, uns zur Probe unsrer Magen-

festigkeit hie und da eine Kröte serviert, aber er war auch keiner, der sich vorredete, daß die Kröte auf seinem Teller eine Auster sei. Das befreite Gefühl, das ihn bis unter die Baumallee des Kanals begleitet hatte, wurde ihm peinlich widerwärtig.

Was bin ich eigentlich für einer? Ich dachte, es müsse ein Schicksal für mich kommen, nun bleibt alles sacht im Geleise, und siehe da, es ist mir lieber so! Mithin war, was ich tat, bloß leichtsinnig. Ich genoß, aber ohne den Willen, die Folgen zu wollen, und schlüpfte noch so glücklich durch. Am Ende bin ich kein Mensch für ein Schicksal, sondern auch nur so ein Windhund — ich habe in meinen Handlungen entweder Schwein oder Pech, wie man als Student sagt. Das ist —

Sie sind introspektiv, hatte einmal zu ihm ein Engländer gesagt. Die Erinnerung kam plötzlich wieder. Es war ein Sonnabend, ein sehr heißer August, und seit einer Woche ging er über das glühende Pflaster Londons. Er kam aus einer Galerie, ein zweiter Sonntag hier war unerträglich, so fuhr er mit dem Erholungszuge an die See. Am Ziele rannten alle Leute zuerst in die Gaststätten, keiner dachte ans Meer, das weit hinten zwischen Häusermassen als viereckiger grauer Ausschnitt lag. Franz hingegen konnte nicht warten, lief mit seiner Tasche am Arm sogleich auf die lange Strandpromenade und mußte dann kilometerweit zurück. Zuletzt kam er nur im teuersten Hotel unter und fühlte sich im Straßenanzug unter den geputzten Menschen verloren.

Als nach dem Essen der befrackte und juwelentragende Schwarm in die Halle strömte, um bei Musik zu verdauen, setzte er sich draußen bei den Bosketten der Einfahrt auf eine Bank, wo bereits ein Herr, die kurze Pfeife rauchend, verweilte. Nach einer stummen Viertelstunde sagte der andere halb für sich, halb für Franz, dies sei ein schöner Abend, und so hob ein Gespräch an. Der Mann war in einem hinterindischen Staate Leiter der Wasserbauten, in Europa auf Urlaub. Sie spazierten nachts zwei Stunden am Meere und sprachen auch am Sonntag zusammen, nachher war der Fremde ohne Abschied verschwunden. Was er erzählte, war fesselnd, nur geriet er immerfort in ein sonderbares Philosophieren. Er hatte eine Lieblingsvorstellung, die er „my theory“ nannte und höchst wichtig nahm. Soviel Franz daraus klug wurde, war seine Entdeckung, daß die Kultur immer wie die Sonne von Ost nach Westen wandre und anders nicht könne. Wie die Sonne müsse sie aber auch von jeder Stelle wieder fort. Von Indien kam sie nach Griechenland und hierauf nach Westeuropa, überall hat sie die Völker erst groß und dann unglücklich gemacht, denn sie dörrt das Leben aus und es geht am Denken zugrunde wie an einem Sonnenstich. Die Hindus, einst sehr tapfere Leute, gerieten ins Spintisieren, und es gibt für den Menschen keine so erschlaffende Beschäftigung wie das Hinstarren auf sein Inneres. Heut ist Europa so weit, die Sonne hat hier schon zulange geschienen. Über kurz oder lang wird es hier drüben einen furchtbaren Krach geben. Das ist der Kultursonnenstich, und die Leute denken dann, der Imperialismus sei schuld oder der Kapitalismus oder die Ungläubigkeit. Übrigens liegt im Unglauben wirklich die Gefahr, denn eine Sorte Religion ist durchaus notwendig. Ob sie sich wie die bei uns da hinten einen schmierigen Bonzen halten, der auf ein kupfernes Becken schlägt, oder wie hier einen gutgewaschenen Gentleman von Oxford, das ist alles Gewohnheit und Geschmack wie in der Kleidung. Der Mensch muß so etwas haben, wenn er brauchbare Arbeit abliefern soll; es ist eine Idee, die ihn komfortabel macht, und außerdem schützt sie ihn vor dem vielen Nachdenken. Natürlich ist das Gehirn seine stärkste Waffe gegen die anderen Tiere, aber es ist Wahnsinn, dieses Messer gegen sich selbst zu richten. Der Hinterindier hatte in Amerika gelebt; stupide Leute, daher für die Weltherrschaft ausersehen, große Praktiker, höllisch religiös, keinerlei Introspektion. Zu Dobinger sagte er: „Nehmen Sie sich in acht! You are an introspective man.“

Der Geheimrat hörte sich selbst die letzten Worte laut wiederholen und war ärgerlich. Seine Lippen hatten sich murmelnd bewegt, er sah sich um. Denn er verfiel leider, wenn sein Gemüt erregt war, leicht in das vom Vater ererbte Laster der Selbstgespräche. Diese Monologe, dachte er, sind dumm, aber mit wem soll ich sprechen als mit mir? Irgendwo muß es hin, und wenn man älter wird, hat man nur noch Zeitgenossen, nicht Lebensgenossen. Wie sagte Agathe am ersten Abend? Die Jugend muß ohne Verstand auskommen und das Alter ohne Gefühl. Das ist wahr und schrecklich. Und warum soll ich ohne Gefühl sein? Wenn man mich sticht, tut es nicht weh, und wenn ich liebe, brennt es nicht im Herzen? Ja eben, für mich soll es kein Herz geben. Meine Schläfen sind grau, also muß ich mich schämen, daß ich empfinde. Nur einige große pathetische Regungen sind



Kostümfest. Wandbild von Prof. Adolf Münzer



dann noch gestattet, namentlich für das Vaterland und, wenn man katholisch ist, für die Religion. Auch darf ich mich im Konzert und Theater in erhabener Manier etwas anwärmen; nur als Privatmensch soll ich schlechterdings in meinen Jahren keine höhere Temperatur verraten. Das ist für Literaten und Künstler, unsereinem bricht es den Hals. Der Liebe muß man sich als Europäer nach dem vierzigsten Jahre schämen. Der Islam ist darin tolerant, er verbietet Bacchus und gibt Venus frei; hierzulande darf ich mich hingegen betrinken, aber nicht lieben. Wenn man aber doch liebt, so darf wenigstens keine Beteiligung der Seele erkennbar sein. Über das evidente Laster wird allenfalls ein Auge zugedrückt, wenn es wirklich bloß animalisch ist; man sagt dann, der Mann brauche das für die Gesundheit, seine Frau reiche ihm nicht aus. Aber meine Kollegen würden mich verachten, wenn sie von einer Beziehung wüßten, die mir nahegeht. Ein Franzose in meinem Alter dürfte es sich erlauben. Kann überhaupt ein Deutscher, verkrüppelt wie man ist durch Verstand und Ironie, sich als Natur nehmen? Die Natur hatte ich in der Schule und reise in die Schweiz, um sie mir anzusehen. Aber selbst Natursubjekt sein, so ein Blutkörperchen vom großen Pan — wer fühlt es so? Ich fühle es so, seit Agathe da ist. Die Sinnlichkeit geht nicht bloß das Fleisch an. Seitdem ich dies in mir habe, sehe ich eine andere Welt, denn mit der grünlichroten Sinnenflamme leuchtet Eros wie mit einer tiefreichenden Grubenlampe in den Seelenschacht und entdeckt Wesen ... Neu entdecke ich mich. Das Element in mir will ans Licht. Wann war ich Element? Nichts Urtümliches, Erdiges, gehörte mir. Ich säe nicht, ich jäte nicht, ich baue nicht, ich zerstöre nicht, ich töte nicht und ich begrabe nicht. Viele liebten den Krieg, ohne einen Menschen zu hassen; sie stürzten sich nur in die Barbarei, um sich selber zu fühlen. Durch Agathe spüre ich in der innersten Faser meines Elements, daß auch ich vom Stamme der Urmenschen bin. Ihr Fleisch und mein Fleisch — Halt! Aufpassen!

Er war bis nahe an die Potsdamer Brücke gegangen, anstatt wie sonst vorher abzubiegen. Auf der andern Straßenseite stand ein Bücherwagen und ein Liebhaber dabei, der in den Bänden wühlte. Dobinger sah unter grauem Mantel einen breiten, runden Rücken, der ihm bekannt vorkam, aber es war bereits zu spät, um noch zu entkommen. Denn wenn der literarische Mediziner Rothmann auch an nichts Gedrucktem vorbeigehen konnte, ohne hinzufassen, so tat er wiederum selten etwas mit solcher Versenkung, daß er nicht zu gleicher Zeit nach rechts und links ausgeschaut hätte. Daher wurde Dobinger genau in dem Augenblick, wo er harmlos vor sich blickend vorbeizuwandeln hoffte, von jenem bemerkt. Rothmann ließ schleunig das gerade inspizierte Buch fallen und rief, den schlecht eingerollten Regenschirm wie einen Spieß vor sich streckend, laut über die Straße: „Nehmen Sie mich mit, wertester Geheimrat!" Dagegen war nichts anzufangen.

★

Der September war im letzten Drittel unfreundlich. Windiges Regenwetter herrschte in Klein-Halstedt seit Tagen, und Thora fand den Aufenthalt nicht so angenehm, wie sie es sich erwartet hatte. Sie ging in der Umgebung des Gutshauses, die sie trotz langer Abwesenheit genau wiedererkannte, wohl spazieren, aber der Boden war weich und die Wege durch die Felder kotig. Es war nicht anders, und sie mußte es sich eingestehen: sie selbst war verstädtert; die Natur ihrerseits hatte es als norddeutsches Ackerflachland nicht so leicht, zu sich zu verführen wie im Hochgebirge. Wenn wohlüberlegte Entwürfe nicht nach ihrem Wunsch gerieten, war Thora immer geneigt, das als eine Kränkung anzusehen. Ging sie denn etwa leichtsinnig an eine Sache, studierte sie nicht die Beschaffenheit von Menschen und Dingen, ehe sie sich damit einließ? Zu Hause hatte sie für alles ihre erprobten Lieferanten, war aber die Ware trotz umsichtiger Auswahl minderwertig, erwies sich ein Huhn, das nach allen Kennzeichen jung und frisch sein sollte, als alt und zäh, so war das mehr als ein Unfall, es war eine Unbill, und Reflexe in der Stimmung konnten nicht ausbleiben. So ging es jetzt mit dem Wetter, da doch nach ihrem Plane Albrecht, um den es sich zumeist handelte, Halstedt bei schöner Herbstzeit von der besten Seite kennenlernen sollte. Den Onkel Kersten fand sie ein wenig alt und bequem. Er ging fast nicht aus, sondern saß den Tag durch in der bereits geheizten Schreibstube der Verwaltung. Einen Verkehr mit Gutsnachbarn unterhielt er kaum mehr, aber die Nachrichten über die Umwohnenden lauteten auch nicht ermutigend. Wie vordem lebten die Leute nicht, sie saßen mit Sorgen auf ihrem Boden und einige staken in ganz übeln Verhältnissen. Nur eines schien nach Thoras Willen zu gehen: Kersten Grootebuur hatte an ihrem Sohne offenbar großes Gefallen. Sie war also mit der Haupt-

aktion auf guter Straße, wenn nur Albrecht sich ein wenig bequemen wollte, ihr zu helfen.

In Berlin hatte sie ihm von dem Plane nichts gesagt, um ihn nicht scheu zu machen. Er merkte indessen schon in den ersten Tagen, worauf es abgesehen sei, und nahm sich in acht. Auch anderes hatte er zu denken. Am dritten Tage kam an ihn aus Berlin ein Brief in bläulichem Umschlage. Thora hatte ihn zuerst in der Hand, der Name war mit dünnen, steilen Buchstaben geschrieben. Sie suchte unbeteiligt auszusehen und fragte nebenher, wer das sei, worauf Albrecht einen Männernamen murmelte und sein Zimmer erstieg. Thora verschluckte eine Bemerkung, beschloß aber, den großen Jungen nun in die Hand zu nehmen, und brach schon am nächsten Tage, wie sie in einer regenfreien Stunde draußen gingen, die Frage vom Zaun, ob er wohl für immer hierbleiben möchte. Albrecht war bei aller Offenheit seiner Natur ein bißchen Diplomat, zu Hause zwischen Vater und Mutter war er das geworden. Er hatte die Sache vorher überlegt; es schien unrichtig, gleich anfangs herauszusagen, daß er kein Landwirt sein wolle. Als seine Mutter, wie ihre Art es war, energisch und auch etwas umständlich enthüllte, daß Großonkel Kersten, um das Gut in der Familie zu erhalten, ihn zum Erben einsetzen würde, wenn guter Wille dazu vorhanden sei, zeigte er sich sehr überrascht. Wie konnte das sein? Er studierte ja die Rechte und es würde Jahre dauern, bis er hier hineinwüchse; die landwirtschaftliche Hochschule sei dann auch durchzumachen. Thora fühlte sich schon erleichtert, als sie nichts von einem innern Widerstreben hörte; sie war nicht Psychologin genug, um gerade darüber stutzig zu werden. Seine Bedenken suchte sie für diesmal nur ganz sanft zu zerstreuen und schloß, die Sache werde nicht sofort entschieden, aber er müsse sie jetzt genau überdenken, denn wenn er nicht zugreife, werde wahrscheinlich Kersten das Gut bald verkaufen. Für ihn habe die Sorge und Plage keinen Zweck mehr, wenn nach seinem Tode alles zu Gelde gemacht werden solle. Inzwischen möge sich Albrecht die Dinge ansehen, soviel er davon verstünde.

Am Sonntagmorgen kam wieder ein Brief mit steiler, dünner Schrift. Diesmal nahm Albrecht ihn in der Stube vom Buchhalter in Empfang, er wußte aber nicht, daß seine Mutter schon eine Stunde früher auf dem Felde dem Mann begegnet war, der die Post ins Haus heraufbrachte. Gegen elf konnte Thora es vor Ungeduld und Langweile nicht mehr aushalten, ging zu Albrecht hinauf und fing gleich mit der festen Erwartung an, er werde sich in den Gedanken, auf dem Gute zu bleiben, eingelebt haben. Auf dies erhielt sie ein rundes und unverbrämtes Nein und die Bitte, es dem Onkel Kersten weiterzugeben, mit herzlichem Dank für seine edle, verwandtschaftliche Absicht. Das würde er, Albrecht, gern selbst sagen, nur habe Kersten zu ihm kein Wort geäußert und so wäre es wohl nicht passend, davon anzufangen. In Thoras Gesicht stand geschrieben, wie ungemein stark ihr Unwille war. Noch beherrschte sie sich und fragte, was er denn dagegen habe, Gutsherr auf eigenem Boden zu sein und nicht ein abhängiger, ewig in der Klemme sitzender Justizbeamter.

„Ich habe andere Ideen, Mutter. Es ist gar nicht sicher, daß ich Beamter werde. Laß mich erst das Studium zu Ende bringen, das andere findet sich. Ich habe großes Interesse für die Politik. Lernen muß ich noch viel, wenn ich aber klarer sehe —“

„Das ist auch dringend nötig. Bis jetzt bist du über dich und deine Aussichten sehr unklar. Denkst du, dein Vater besitze ein Vermögen, das dir gestatten wird, ein erwerbsloses Dilettantendasein zu führen? Er besitzt es nicht.“

„Ich weiß das und wünsche auch weder Dilettant noch erwerbslos zu sein. Wir jungen Menschen denken über die Brotfrage mehr nach als die Älteren früher. In meinem Kreise ist es Ehrenpunkt, den Vätern nicht länger auf der Tasche zu liegen, als die Notwendigkeit fordert.“

„Dein Kreis! Das sind wohl lauter reife Geister? Wollen die alle Politiker werden? In den Reichstag kommt ihr doch nicht und bleibt in der Zeitungsschreiberei stecken. Glaubst du, dein Vater werde sich darüber freuen?“

„Soviel ich weiß, hat Vater es auch schwer gehabt.“

„Auch? Wann hattest du es schwer bis jetzt, mein Junge? Dein Vater hatte es wirklich schwer, und er ist nicht einmal so sehr robust, weniger als du. Dafür hast du nicht ein Viertel seiner Anlagen. Glaube mir das, ich kenne meine zwei Männeken.“

„Ich weiß wahrhaftig, daß ich mich mit Vater nicht vergleichen kann. Aber ich glaube eben mehr Robustheit in mir zu spüren, um dein eigenes Wort zu brauchen. Ich kann mir manches zumuten, wovor er, ich will nicht sagen: zurückschrickt —“

„Du analysierst uns ziemlich scharf, mein Sohn.“

„Ach was, ich bin kein Kind. Glaube das nicht! Vielleicht würde Vater mehr aus sich gemacht haben, wenn er Menschen gehabt hätte — ich meine in Verhältnissen lebte —"

„Was für Menschen meinst du eigentlich? Du bist dreister, als ich dachte."

„Du brausest wieder auf, Mutter, wie so oft."

„Brause ich? Hast du dir deine Verhältnisse schon gemacht, wie du sie brauchst? Oder dein Verhältnis? Hältst du mich für so naiv, daß ich den Ursprung dieser blaßblauen Briefe nicht ahnte? Ist Käthchen Stippe gegen die Landwirtschaft?"

„Ich muß dich dringend ersuchen —"

„Ich ersuche dich, mich reden zu lassen. Denn du bist sogar unreifer als deine Jahre und doch noch nicht mal zwanzig. Wenn dir dieses schöne Gut durchaus nicht gefällt, so kann ich deine Torheit nicht heilen. Ich nehme aber an, daß das letzte Wort nicht gesprochen ist, wir bleiben noch diese Woche. Was das andere betrifft, bitte ich dich, auch im Namen deines Vater, diesen Wahn zu beendigen. In deiner Lage hast du kein Recht, ein so junges Mädchen aus guter Familie in falsche Vorstellungen zu versetzen. Bevor wir abreisen, gibst du mir dein Wort, daß die alberne Geschichte aus ist. Sie wird ja deine Briefe bekommen; auf welchem Postamt holt sie ab? Wenn du dein Wort nicht geben kannst, so halte ich mich für verpflichtet, in Berlin ihre Mutter zu unterrichten. Ich kann die Verantwortung nicht tragen. Auf Wiedersehen bei Tisch!"

Ohne den Halstedter Pastor, der als Gast da war, hätte man bei der herrschenden Stimmung die Mahlzeit nicht aushalten können. Er saß bis gegen vier bei Kersten Grootebuur und Thora, dann stieg der Onkel steifbeinig zu seinem Großneffen hinauf, der bald nach dem Essen aus dem Familienzimmer verschwunden war. Kersten klopfte bedachtsam und sah sich beim Eintreten den großen Pack Bücher auf der Kommode an. Albrecht hatte nicht darin studiert, sondern lag müßig auf dem altertümlichen Sofa, das zu kurz für seinen Leib war, weswegen ein Stuhl, den er beim Klopfen schnell wegstieß, zur Aufnahme der Füße darangestellt werden mußte. Der Onkel bedauerte die unbequeme Position über der harten Sofalehne mit den Füßen abwärts, Albrecht dagegen entschuldigte sich, so dazuliegen — er wollte arbeiten — man werde bei dem guten Leben hier ganz faul — total. Dann sagte Kersten, was er sagen wollte. Er habe von Mißhelligkeiten gehört. Niemand denke daran, Albrecht zu nötigen. Von ihm, Kersten, sei es ein Gedanke gewesen, ob Thoras Sohn auf das Gut passen würde. Zwang gebe es aber nicht, auch nicht groß Zureden, man sei hier auf alter Sachsenerde, auf freiem Boden. Wenn Albrecht nicht wolle, habe er recht, sich zu weigern, und für Kersten wäre die Sache schon damit entschieden, nur bitte ihn unten seine liebe Thora, ihrem Sohne noch Zeit zu lassen. Gut; übrigens könne Albrecht als Gast dableiben, solange er wolle. Doch beim Herumgehen hier könnten neue Wortwechsel entstehen, so komme man nicht weiter. Albrecht möge also ein paar Tage in den Harz wandern und die Sache ganz allein für sich überlegen: entweder — oder. Wenn er zurück sei, dann werde man wissen. Das Wetter bessere sich, morgen regne es nicht, und am Dienstag habe er auf dem Brocken wahrscheinlich Aussicht. Kersten überreichte einen Hundertmarkschein; für Fahrt und vier, fünf Tage lange es.

Am frühen Vormittag war Albrecht in Magdeburg, ein gutes, aber altmodisches Lederränzel auf dem Rücken, denn ein Rucksack hatte sich in Klein-Halstedt nicht vorgefunden. Vor dem Weiterreisen wollte er den Magdeburger Dom sehen; in den Harz würde er früh genug gelangen. Im Dom fiel ihm ein neuer Gedanke ein. Nach Hamburg konnte es von hier nicht allzuweit sein. Dorthin fahren und mit Iversen sprechen! Er mußte den ganzen Fall mit seinem Freunde bereden, sich klarzuwerden war für ihn jetzt die Hauptsache. Die Reise dauerte aber viel länger, als er sich vorgestellt hatte, und es war fast acht, als er in Hamburg anlangte. Da Iversens Eltern ihr Haus außerhalb bei Othmarschen hatten, so wäre es unschicklich gewesen, noch dorthin zu fahren und um Quartier zu bitten. Er nahm das Ränzel wie eine Tasche in die Hand, ging den Leuten nach in die Stadt und kam in einer Viertelstunde an die Alster. Wirklich hatte sich im Laufe des Tages der norddeutsche Himmel geändert, wie Onkel Kersten prophezeite, und es wurde ein milder, noch fast sommerlicher Abend. Albrecht trat ohne lange nachzudenken in ein großes, schönes Hotel. Erst in der vornehmen Halle wurde er stutzig, besonders als der schwarzberockte Herr hinter dem Empfangstisch seine Kniehosen und den Ledertornister mit einem Blicke streifte. Wie er alsdann auf der ihm überreichten Karte den Preis des Zimmers las, bekam er einen Schrecken. Deshalb scheute er sich, zum Diner in den Speisesaal zu gehen, sondern schlenderte durch die Straßen und sättigte sich in einem bürgerlichen Bier-

lokal. Um zehn war er wieder in dem großartigen Hotel, aber sich schlafen zu legen war es ihm zu früh, unschlüssig stand er in der Halle. Da bemerkte er die hohe Glastür des erleuchteten Lesesalons. Ganz gut, er konnte da eine Stunde Zeitungen und illustrierte Blätter lesen. Wie er aber den Türflügel schon in der Hand hielt, ließ er ihn wieder zurückfallen. Der Saal war zwar fast leer, bloß im Hintergrunde nahe der Wand saß ein Herr mit einer Dame in hellem Kleid. Nun war am Ende das doch unfein, als junger Mensch in einer solchen Millionärherberge sich in Kniestrümpfen und plumpen Wanderschuhen in den Salons zu zeigen. Wieder drückte er sich zwischen uniformierten Pagen und befrackten Kellnern herum, marschierte auch einen Seitengang hinunter, an dem die Bürozimmer der Hoteldirektion lagen; weiter hinten hörte man die Teller in den Aufwaschräumen klappern. Dann kam ihm dies töricht vor; er war hier ja zahlender Gast wie andere und hatte folglich dieselben Rechte. Also ging er an der getäfelten Wand nochmals bis an das Lesezimmer und spähte eben, draußen vor dem Eintreten, von der Seite durch die bis zum Boden reichenden Scheiben, als drinnen der Herr, von dem er vorhin bloß den Rücken wahrgenommen hatte, seinen Kopf ins Licht wandte. Was war das? Jetzt schaute er wieder die Dame an, aber er selbst, auch bloß von hinten auf dem Sessel gesehen, Schultern und ganze Haltung, war ja unverkennbar. Nun drehte er sich wieder — das war der Vater! Wie kam der nach Hamburg? Offenbar eine Dienstreise; er muß hier im Hotel Bekannte getroffen haben. Ob ich hineingehe — lieber nachher, wenn die Dame gegangen ist, er fragt ja doch sofort, und ich muß die ganze Geschichte von Klein-Halstedt erzählen. Unwillkürlich trat er außen noch weiter zur Seite, behielt aber den Saal gut im Auge. Was — wie denn? Die Frau im hellen Kleide blickte hastig in der Richtung der Tür, griff nach des Vaters Hand und küßte sie, gleich darauf noch einmal. Draußen der junge Mensch erstarrte, sein Mund öffnete sich, nachher in der Nacht kam es ihm zum Bewußtsein. Quer ihm gegenüber am Hoteleingang standen Kellner, die ihn erstaunt betrachteten. In demselben Augenblick erhoben sich die zwei. Albrecht floh in den Seitengang. Er hörte, wie sie in die Halle herauskamen; jemand erkundigte sich, ob die Herrschaften ihr Zimmer aufzusuchen gedächten, wünschte angenehme Ruhe. Die Tür zum Lift wurde für sie aufgerissen, dann zugeschlagen.

In diesem Seitengange wurde innerhalb von drei Minuten aus ihm ein anderer Mensch. Er kam hervor und ging auf der Treppe ins vierte Stockwerk hinauf, in sein Zimmer. Bis um zwei saß er auf dem Stuhle, legte sich dann halb angezogen aufs Bett, schlief aber nicht. Was sollte er machen? Kein Gedanke mehr, am Morgen zu Iversen zu gehen; das ganze Leben erhielt ein gänzlich neues Aussehen. Jedenfalls mußte er Hamburg so schnell als möglich wieder verlassen, aus diesem Hause fort, wo sein Vater mit einer fremden Frau das Zimmer teilte. Gut, daß die Klein-Halstedter ihn in den Harz geschickt hatten; jetzt wird er hinfahren, in den Wäldern wandern und beschließen. Alles Bisherige ist vernichtet. Er hat keinen mehr über sich, hat selber für sich einzustehen. Um halb sieben war er unten und forderte die Rechnung. Sie war nicht fertig, er hatte ja am Abend nichts von einer frühen Abreise gesagt, und der Sekretär würde erst in einer Stunde seinen Dienst beginnen. Solange konnte Albrecht nicht warten; wie denn, wenn er — er — mit jener Frau herunterkäme? Er gab an, eine frühzeitige Besprechung am Bahnhof zu haben. Sobald die Rechnung ausgestellt sei, solle sie jemand in den Wartesaal bringen, nebst dem Reiseranzen.

*

War es bloßer Zufall oder eine gesetzmäßige, wenn auch unerklärbare Anordnung, kraft welcher bestimmte äußere Vorgänge von einem wohlbekannten Punkte seines Bewußtseins angezogen wurden, wie sich Eisensplitter um den Magneten gruppieren? Seitdem Franz mit Agathe verbunden war, erfuhr er unaufhörlich von mißlichen Verhältnissen, hervorgerufen durch Konflikte alter Pflichten mit neuen Forderungen der Sinne. Offenbar hatte er früher nicht darauf geachtet. Man war zwanzig Jahre seinen Weg gegangen wie das Pferd an der Wagendeichsel, entschlossen, die Last, die bewegt werden mußte, für das höchste Gut zu halten, um so entschlossener, als der Glaube daran an einer noch nicht erkannten Auszehrung krankte. Man vernahm in dieser langen Zeit bisweilen außerordentliche Berichte über andere, ganz ebenso im Geschirr stampfende Mitgeschöpfe, die wider alles Vermuten mitten im Tagewerk, von einer sinnlosen Leidenschaft gepackt, plötzlich ihren Karren umgeworfen hatten, doch solche Vorkommnisse erfuhren Mißbilligung, gingen einen nichts weiter an, blieben draußen, wurden an der gut instandgehaltenen, wöchentlich gescheuerten Haustür des

moralischen Bewußtseins als Vagabunden abgewiesen. Jetzt jedoch, seit diese Frau in den innern Raum getreten war, sie mit dem verwirrenden Nacken, dem hastigen, wiegenden Schritt, jetzt wurde die Schwelle nicht mehr frei von Gestalten, die erregt, bedrängt anpochten. Rechts und links Ausbrüche der Verliebtheit, unvermähltes Zusammenleben, Scheidungen, häuslicher Einsturz, offenes Dirnentum lange verheirateter Frauen, Hahnreischaft der Männer, von der mit gutem Humor gesprochen wurde, Komödien des Verlassens und schleuniger, nicht reuiger Rückkehr, hie und da tragische Verknotungen der Fäden, ein paarmal Ende durch die Pistole. Der Fall Roneck, der Thora so entrüstet hatte, war längst wieder befriedigend erledigt. Das Ehepaar fand sich zusammen. Die Kinder sandte man auf einige Jahre in die Schweiz, um ihnen in der entscheidenden Periode vor dem Eintritt ins Leben freundlichere Eindrücke zu verschaffen, als sie das gedemütigte und verarmte Vaterland bieten konnte. Der Bel-ami übernahm die Direktion eines befreundeten Zementwerks im Westen. Herr Roneck selbst trat mit seiner Gattin eine Fahrt in die Vereinigten Staaten an, die, auf sechs Monate berechnet, den Reiz einer erneuerten Hochzeitsreise mit den Möglichkeiten geschäftlicher Ausdehnung verbinden sollte. Als die Dobingers, Thora und Franz, davon sprachen, fanden sie diese Art der Beilegung ungemischt abscheulich und waren hier ganz einig. Es muß wohl doch, sagte Franz zu sich allein, für die Seele dieser Geschlechtsrausch auf geheime Weise mit dem Erhabenen, sogar dem Tragischen zusammenhängen. Sie möchte da keine Verquickung mit niedrigen Rücksichten auf materielles Wohlbefinden zulassen. Die Menschen sollen sich zwar brav und ordentlich benehmen und nicht vom Kitzel der Sinne irremachen lassen, nur, wenn sie doch einmal toll werden, dann sollen sie in der Rolle bleiben. So denkt nun einmal unser besseres Selbst. Und warum denkt es so?

Das Erstaunlichste war der Fall Wanne.

Als der Minister ihn damals rufen ließ, um darüber zu sprechen, hatte Dobinger noch einmal geschwankt, ob er bitten solle, mit der Sache verschont zu werden. Er trug trotz dem noch neuen Aufschwunge seines Selbstvertrauens auch das dunkle Gefühl einer Unfestigkeit oder Undichtheit in sich, die ihm gerade jetzt, wo er über einen von seiner eigenen Klasse aburteilen sollte, hinderlich sein mochte. Aber als er sich vor dem Chef verneigte, der aufrecht auf seinem Stuhle saß, unangefochten von den Jahren und von den Machenschaften und Gerüchten, die draußen schwirrten, die feinen weißen Hände auf den Schreibtisch gelegt, der völlig weiße Bart scharf am Kinn auseinandergehend zu zwei langen, schmalen Dreiecken, deren Spitzen über den Aufschlägen seines schwarzen Rockes lagen, die ganze Figur das imponierende Bild des alten preußischen Beamtenstaates in seiner unverminderten Würde, da verschwanden die unsicheren, widerstrebenden Gedanken. Der Minister war ihm jederzeit sehr gewogen gewesen, ein Gönner, selbst ein Freund, soweit sich ein hochgestellter Mann aus der adligen Verwaltungskaste und Inhaber des Ordens vom Schwarzen Adler Empfindungen solcher Art für einen bürgerlichen Herrn seines Ressorts gestatten konnte. Wegen der Berichterstattung über Wanne hatte er zuerst an Stippe gedacht, weil er ihm Lebenserfahrung zutraute, ihn für geeignet hielt, sich sogar in den unterirdischen Gängen des allermodernsten Geschäftslebens zurechtzufinden. Indessen erhob Stippe gegen sich bescheiden den Einwand einer gewissen Befangenheit zugunsten des Verdächtigten. Er sei mit Wanne zwar keineswegs befreundet, doch immerhin näher bekannt; von vornherein könne er nicht an seine Schuld glauben, er traue ihm weder die erforderliche Schlechtigkeit zu, noch auch die Torheit; alles in allem liege es vielleicht im Interesse des Amtes, einen ferner Stehenden wie Dobinger zu wählen, der noch dazu so hervorragende Eigenschaften für die schwierige Mission mitbringe. Dem Minister war Dobinger menschlich angenehmer und er würde ihn von Anfang an vorgezogen haben, nur wußte er nicht, wie weit in so kniffligen Dingen seine Gewandtheit reiche. Nachher entschied er sich für ihn gern und sagte es ihm. Der Auftrag war nicht, eine Verhandlung vor dem Strafgericht vorwegzunehmen oder Vorarbeit dafür zu leisten. Die Sache mußte nach amtlichen Gepflogenheiten mit Kenntnis Wannes geführt werden, blieb aber vor der Welt geheim. Zunächst kam es darauf an, Wanne selbst über seinen Verkehr mit dem Spekulanten Chasanitsch berichten zu lassen. Selbst wenn dem Regierungsrat keine Verfehlungen nachzuweisen waren, wollte man sich ein Urteil über ihn bilden. Hatte er sich nur mit schlauer Berechnung an der Grube, in die andere hineinfielen, vorbeigeschlichen oder war sein Gewissen rein?

Es vergingen mehrere Wochen, bis sich Dobinger den dicken, verwickelten Knäuel

anfechtbarer Geschäfte, den man den Fall Chasanitsch nannte, lange genug betrachtet hatte, um mit einiger Kenntnis selbst Fragen an Wanne richten zu können. Die Protokolle des Untersuchungsrichters hatte er nicht zur Verfügung, sein Aktenstück bestand vorerst aus Artikeln der Blätter, die den Sachverhalt schilderten, soviel sie davon wußten, dazu aus Gegenartikeln und Erklärungen von Anwälten und Genossen des Verhafteten. Als er Wanne zum ersten Male zu sich bat, war er verlegener als der andere, der mit aller höflichen Bereitwilligkeit ihm gegenüber Platz nahm und korrekt und sicher Auskunft gab. Er war von dem Untersuchungsrichter im Falle Chasanitsch zweimal vernommen worden, und es war glänzend abgelaufen. Sein Auftreten hatte dem Vertreter der Justiz sichtbar imponiert, so daß der zuletzt ganz deutlich erkennen ließ, er erblicke in den Verdächtigungen gegen Wanne einfach verleumderische Anwürfe, wie sie in gewissen Kreisen und bei einer gewissen Presse gegen unser Beamtentum beliebt seien. Nun, hatte sich der Richter, auf dessen Tisch immerhin Stöße von Aussagen lagen, zufrieden gegeben, so würde es der Ministerialrat wohl auch tun. Die zwei Männer kannten sich nicht viel. Dobinger, fünfzehn Jahre älter und immer etwas spröde, hatte keinen Anlaß empfunden, den jüngern zu sich heranzuziehen. Wanne dagegen schien in den Lebenskreis der obern Beamtenschaft nicht völlig hineinzupassen; es haftete ihm sogar ein leichter Duft des Abenteuernden an, den man jedoch gern hatte als Abweichung von dem Philistermäßigen, Eingerosteten des Durchschnitts umher. Man schrieb seine Weise, sich zu geben, vom Kriege her, den er vom ersten Tage bis zuletzt mitgekämpft hatte. Er war von großer, eleganter Figur und immer gut angezogen. Seinen Umgang hatte er in allen möglichen Zirkeln; Dobinger erinnerte sich, gehört zu haben, daß er als toller Kerl und Frauenjäger bekannt sei. Es hieß, seine Ehe sei gänzlich zerrüttet; die Frau war mit den Kindern seit Monaten aus dem Hause gegangen, man wußte nicht recht, waren sie in der Scheidung oder nicht.

Ob er mit dem Chasanitsch verkehrt habe? Selbstverständlich; es wäre einfach Wahnsinn, das zu bestreiten. Kannte ihn seit drei Jahren. Oft gesehen? Sehr oft, zuzeiten an drei, vier Abenden in der Woche, dann wieder Monate nicht, wenn der Unternehmer im Auslande war. Was fesselte ihn an diesem Manne so? „Vieles; denn Chasanitsch ist fesselnd. Hochintelligent, erstaunlich. Sieht ja nicht gut aus, klein und korpulent, Spitzkopf, Glatze. Wenn man aus ganz verschiedenem Milieu stammt, preußischer Offiziers- und Beamtenfamilie, kommt's einem erst komisch vor, widerstrebt 'n bißchen, wie da dieser — na — Ostjude großen Salon macht und man sitzt an seinem Tisch. Aber bei dem Manne entscheidet wirklich die Klugheit, und die ist phänomenal. Sitzt da auf seinem Stuhle und sieht alles, was in Amerika, Rußland, China vorgeht. Erklärt mir, was ich selber am gleichen Tage zu machen hatte, und weiß mehr davon als ich. Solcher Mensch übt auf mich eine Anziehung aus. Ich kenne keinen so. Anders als der ewige Bürokratendreh hier. Und was für Leute zu dem kamen! Alle, vom Minister bis zum lyrischen Dichter. Interessierte sich für alles. Geschäfte? Davon wurde natürlich auch geredet. War unvermeidlich, wäre dumm, geziert gewesen, sich davor zu graulen, abzubiegen. Aber meine Hilfe brauchte der nicht. Nee! So kleine Knöppe wie unsereins hat so'n Mann nicht nötig. Erfährt alles, was er wissen will, aus erster Hand — primaprima." Auf die Frage, ob Wanne selbst geschäftliche Spekulationen gemacht habe, wenn auch noch so kleine: „Spekuliert, Herr Geheimrat, haben wir wohl alle 'n bißchen, oder sagen wir, die meisten, in diesen verrückten Zeiten. Die Preise kletterten irrsinnig, mit ein paar Dollars war alle Tage ein kleines Vermögen zu verdienen, es riß einen mit. Wer kann denn mit dem bißchen Gehalt auskommen? Mein Vermögen natürlich futsch. Gebe zu, ich stelle gewisse Ansprüche ans Leben, die ein andrer am Ende unterdrückt. Wenn man sich aber immerzu den Riemen ganz eng schnallen soll! Ich habe mir leider im Kriege angewöhnt, so 'n bißchen mit dem Gelde zu schlenkern. Zusammenstellung? Kann ich liefern, wenn Sie wünschen, Daten, Beträge, sämtliche Nachweise, wie und wann. Hatte alles mit dem Chasanitsch nicht das mindeste zu tun."

‚Was für Gesellen wir doch sind,' dachte bei alldem Dobinger. ‚Du da sprichst so keck und frisch über Dinge, die vielleicht schlimm genug für dich ausgehen, und doch weiß ich noch ganz anderes von dir und weiß, wie dein Dasein zerhöhlt ist.' Der Minister hatte ihm anonyme Briefe übergeben, von einer weiblichen Hand, die gegen Wanne höchst leidenschaftliche Anklagen schleuderte. Nur den ersten überflog der Chef, den zweiten und alle folgenden stellte er Dobinger ungelesen zu. Die Abfassung ließ eine gebildete Frau erkennen. Um so wilder

mußte der Haß sein, der sie trieb, unbekannten Männern ihr Geheimnis zu enthüllen. Sie schrieb, sie sei erst verführt, nachher unerhört betrogen worden. Sie sei verheiratet, doch mit einem alten Manne, und in ihrer Schwäche einem Lüstling zum Opfer gefallen, der sie zum Tier erniedrigt habe. Menschen wie dieser seien nicht würdig, dem Staate zu dienen, sie verlange seine Ausstoßung. Das Schlimmste war, daß sie eigene Briefe Wannes einlegte. Als Dobinger las, lief es heiß und kalt über ihn. Diese Briefe erfüllten den fremden Leser nicht bloß mit Scham wegen seiner eigenen Zudringlichkeit, sondern mit einem Grauen über dieses schutzlose, nackte Irren der Menschenvernunft und Menschenseele in dem fieberhauchenden, blind und toll machenden Urwald der Triebe. Franz Dobinger dachte an das, was er und Agathe sich in Briefen manchmal gesagt hatten; nichts gleich dem, was dort auf den Seiten stand, aber wehe, wenn es verraten würde! Er erblickte sich selbst, gespiegelt in einem morastigen Wasser, das trüben Blasenschaum ausquoll. War er dieses Bild oder Wanne? Neue Briefe kamen von jener Frau. Sie war empört, beklagte sich, daß man immer noch einen Menschen dieser Art unter den Beamten dulde, nachdem sie durch seine Handschrift bewiesen, welche Natur er sei. Gelte etwa das Privatleben der Staatsdiener als gleichgültig? Das sei schlimm für den Staat. Dann hätten die Kommunisten recht, die eine im Kerne morsche Gesellschaft mit Feuer und Schwert beseitigen wollten, damit endlich etwas Besseres entstehen könne. Die Schreiberin wisse, wovon sie rede. Ihre Kenntnis sei teuer gekauft.

★

Zwei Wochen hatte Thora in Klein-Halstedt bleiben wollen, indessen die vierte ging zu Ende, und Franz war noch allein. Sie hatte ihm von dem unverständlichen Benehmen seines Sohnes geschrieben, aber in diesem Zeitpunkt bekümmerte ihn das nicht so tief; es verursachte wohl Verwunderung, aber keine Sorge. Er befand sich in einem sonderbaren Zustande, in einem glühenden Lebensgefühl, sein Dasein war gesteigert bis in die Unwirklichkeit hinein, jawohl, er hatte ein unwirkliches, doch sehr angenehmes, schwebendes Empfinden. Eine Erregung hob ihn über die Plattheit des Alltags fort wie ein beständiger, leichter Rausch, aber bei großer Deutlichkeit des Bewußtseins. Er sah alles um ihn her sogar schärfer, nur sagte er sich heiter, alles sei eben lange nicht alles, eine Phantasiewelt sei außerdem da, ein zwar unsinniges, aber ganz reales und sehr starkes Traumleben, dunkel hervorquellend aus den Wünschen des Blutes, und dann lichter werdend und aufsteigend zu den obersten Wolkenschichten des Geistes.

Zweimal trafen sie sich in dieser Zeit. Konsul Helling hatte in Geschäften hie und da kurze Reisen zu machen, und Agathe fand Mut, sich zu entfernen, doch überfiel sie beim ersten Wagnis in Hamburg solche Furcht, daß sie sich am Morgen eilig zurückbegab. Dobinger wußte nicht genau, was sie gesprochen hatten. Er war in einer Entrücktheit. Nicht wie sonst stachen die Gedanken ihre Nadeln in das Erfühlte, die Schmetterlinge wurden nicht getötet, sogen an den Blumen und durften weiterfliegen. Es war ihm so, wie wenn er bei warmer Luft in einem schönumuferten Wasser flach schwebend läge, tief eingetaucht, nur Augen und Mund über dem weichen Element.

In solchem Wähnen ging Franz Dobinger umher in der Zeit, als sein Sohn von ihm abfiel.

Erst im Oktober kam Thora zurück. Endlich war sie von dem Gute abgereist, denn es hatte sich klar erwiesen, daß Albrecht seinen Entschluß, das Studium sofort aufzugeben und nicht erst in Berlin mit dem Vater zu sprechen, nicht mehr verändere. Während der Fahrt vom Bahnhof zur Wohnung sprach Franz mit seiner Frau davon nichts. Sie verschoben es beide, sie aus Bedrücktheit, er aus Entfremdung. Zu Hause wechselte Thora die Kleider, der Tee wurde gebracht, sie tranken. Dann mußte das Gespräch beginnen. Sie hatte den Sohn nicht wiedergebracht. Was also war geschehen? Auch jetzt drängte Franz nicht, sondern saß mit ineinandergeschlagenen Armen ruhig. Seine Haltung war kühl und richterlich. Thora fühlte es gut.

Neues hatte sie nicht zu sagen, alles war aus ihren Briefen bekannt. Sie wiederholte die Umstände. Auf der Reise in den Harz mußte über Albrecht etwas gekommen sein, man verstand nur nicht was. Er war vorher mürrisch gewesen, sollte sich nach Onkel Kerstens Rat tüchtig auslaufen und bestimmen, wie er wolle. Denn seine Selbstbestimmung wurde geachtet, er ließ sich auch nicht von außen drängen. Vier Tage sollte er wegbleiben und blieb zehn. Das Geld hatte er bis auf wenige Groschen ausgegeben, er muß zuletzt sehr knapp gelebt haben, spricht darüber aber nicht, erzählt überhaupt nichts. Vom Brocken sandte er eine Karte, er bleibe ein paar Tage länger aus. Man befand sich bereits in Klein-Halstedt in großer Unruhe, dann war er eines Abends da,

spät. Er war ganz ausgehungert, sprach wenig, setzte sich, um zu essen, und ging schlafen. Andern Tages kam er, nicht zu seiner Mutter zuerst, sondern zu Kersten. Er habe es sich überlegt, wolle Landwirt werden und gleich anfangen. Dem Onkel war das in solcher Eile nicht recht, und das Gesicht, das der Junge dazu machte, mußte einen auch erschrecken, so finster war es. Noch niemals hatte Thora bei ihrem Sohne diese Entschlossenheit gekannt, auch nicht geahnt. Er drang förmlich in Kersten, dem alles zu schnell und wild ging. Der alte Herr meinte, so könne man eine Entscheidung fürs Leben nicht über das Knie brechen, Albrecht solle erst nach Berlin und die Genehmigung seines Vaters holen. Das wurde zurückgewiesen. Der Junge sagte, er sei fortgeschickt, um nachzudenken, das habe er getan, und sein Vater könne ihm nun nichts mehr helfen. Und als dann Kersten immer noch zögerte, da meinte er, Bauer werde er jetzt unter allen Umständen, und wenn man ihn hier nicht haben wolle, gehe er irgendwohin als Knecht. Es war nichts auszurichten und Kersten gab nach. Ein Glück, daß er und Albrecht gut zusammen fortkommen.

Diesen erstaunlichen Bericht hörte Franz an, ohne sie zu unterbrechen. Als gerechter Richter ließ er die Angeklagte erst ruhig auszusprechen. „Welchen Reim machst du dir auf das alles?"

„Ich habe dir erzählt, wie es war. Ich verstehe es selbst nicht."

„Dabei kann ich mich nicht beruhigen. Du wirst dir eine Erklärung gemacht haben, als seine Mutter mußt du seinen Zustand irgendwie deuten. Du konntest nicht gleichgültig abreisen und ihn dalassen."

„Gleichgültig? Was sollte ich tun, Franz? Du wärst mit ihm auch nicht weitergekommen."

„Hattest du ihn sehr mit deinem Landwirtschaftsplane bedrängt?"

„Nur zweimal sprach ich überhaupt davon. Das zweitemal mußte ich mich über ihn ärgern und sagte es auch; das schrieb ich dir doch. Es war ja nur ein Rat, und er wußte, daß wir immer seinen Willen respektieren würden."

„Es ist die Frage, ob er davon noch überzeugt sein konnte. Du allein hattest ihn vor dir und sprachst zu ihm auf deine Weise. Wer weiß, wie das auf ihn gewirkt hat! Sehr bedaure ich nun, nicht selbst vorher mit ihm geredet zu haben. Etwas noch, wovon du nichts geschrieben hast. Er hatte diese unschuldige Schwärmerei für das kleine Mädchen."

„Unschuldig war sie, aber nicht harmlos. Davon bin ich jetzt überzeugt. Es kamen Briefe von ihr hin. Natürlich sprach ich mit ihm davon."

„Wie nahm er es auf?"

„Er war aufgebracht. Ich sagte, er müsse die dumme Geschichte abbrechen. War das nicht meine Pflicht?"

„Pflicht? Drohtest du ihm?"

„Es war nicht meine Absicht, zu drohen, aber eingreifen mußte ich ja. Er sollte vor unserer Rückreise erklären, daß die Affäre zu Ende sei, sonst würde ich es ihrer Mutter sagen."

„Ist das etwa keine Drohung? Das war es, was ihn kopflos machte, so daß er die Flinte ins Korn warf. Dies zusammen mit dem andern, daß er verbauern sollte. So sind deine Methoden, Thora."

Sie saß mutlos auf ihrem Stuhle. Ihre Sprache war sehr kleinlaut. „Ich habe mir auch selber Vorwürfe gemacht. Aber ganz allein ist das unmöglich der Grund. Es muß noch etwas anderes vorgefallen sein. Ich habe nach seiner Rückkehr vom Harz kein Wort über die Käthe Stippe gesprochen; ich war zu sehr erschrocken über sein Wesen und den Trotz in allem. Gestern fing er aber selbst davon an. Der Briefwechsel sei nun beendet, er habe ihr geschrieben, er dürfe keine Hoffnungen mehr hegen. Ist das nicht merkwürdig? Gerade als Landwirt und Kerstens Nachfolger kann er ja noch am ersten Hoffnung haben. Wenn er durchaus will, könnte er sie in drei Jahren heiraten."

„Das sagst du jetzt. Du hättest es ihm vorher andeuten sollen, um ihn für deinen Gutsplan zu stimmen. Du aber mußtest ihm zwei Wünsche zugleich knicken."

„Es tut mir alles so leid, Franz. Laß mich noch eins erwidern. Wieso kam er nicht selbst auf die Idee, wenn er die Käthe so gern hat? Es muß dazwischen etwas liegen — irgendein Erlebnis."

„Woran denkst du?"

„Auffallend war schon, wie er sich widersprach. Als Kersten ihn fragte, wo er am ersten Tage der Reise übernachtete, sagte er Goslar, zu mir nachher Wernigerode. Ein junger Mensch vergißt doch nicht, wo er geblieben ist. Dann aber etwas, was er zum Buchhalter sagte. Der Buchhalter fragte ihn zum Spaß am letzten Sonntag, ob er nicht auch zum Tanzen mitwolle, es kämen hübsche Mädchen hin. Da soll nun Albrecht eine förmliche Wut bekommen haben; der Buchhalter erzählte es dem Inspektor, und der hat es Kersten wiedergesagt. Er hat sich so ausgedrückt, das ganze



Die apokalyptischen Reiter. Bildwerk von Egon Gutmann

(Kunstausstellung Darmstadt)

Unglück in der Welt komme von den Weibern her, die feinsten und anständigsten Menschen machten sie irre. Wie findest du das? So war mein Junge nie, daß er solche unverstandenen, großtuerischen Phrasen in den Mund nahm, und seine Erfahrungen mit der kleinen Käthe können ihn auch nicht so gemacht haben. Mithin —"

„Was denn?"

„Er hat ein Abenteuer gehabt, das ihn nun unglücklich macht. Es treibt sich allerhand Frauenvolk herum."

„An so etwas denkst du? Mir kommt das nicht wahrscheinlich vor. Noch vor kurzem war er in einem wahren Fanatismus der Reinheit. Ich habe darüber mit ihm gesprochen."

„Gerade das könnte in ihm, wenn er dann doch verlockt worden ist, den großen Abscheu erzeugen und sein ganzes Leben verändern."

„Das sind Hypothesen. Ich stelle mir seine Seelenverfassung ganz gut vor. Er fühlte sich von euch bedroht, lief einsam im Wald herum und verlor den Kopf. Da hat er sich in diesen jäh gefaßten Entschluß verbohrt, ist förmlich verbiestert und kommt nicht heraus. Eben der Verzicht auf das Mädchen beweist mir einen ganz heillosen Verdruß. Solche Zustände kenne ich. Du wohl nicht. Du bleibst klar in jeder Lage."

„Willst du mir mein Wesen zum Vorwurf machen? Als du mich heiratetest, sagtest du oft, ich sei die rechte Ergänzung für dich. Wenn du wüßtest, wie schwer ich alles empfinde! Ich war es, die ihn nicht zurückbrachte, und du wirst es mir bis zum Tode vorhalten."

„Versetze dich bitte auch in mein Empfinden! Man hat einen einzigen Sohn, und er kommt einem so weg. Dieser ganze agrarische Plan war mir vom ersten Augenblick an verhaßt."

„So hast du es aber nicht ausgesprochen, Franz, wirklich nicht. Du hattest Bedenken, aber in den Versuch willigtest du ein."

„Ja, ich willigte ein, wie ich immer tue. Du hast ganz recht, dich darauf zu berufen. Ich hätte alles eher abändern müssen."

„Das sind harte Worte für mich. Willst du sagen, wir hätten uns trennen sollen?"

„Ach! Woher kommt es denn, daß wir diese Gespräche führen? Es muß eine tiefe Verschiedenheit der Naturen dasein."

„Man könnte sich trotzdem verstehen. Nachsicht gegen den andern —"

„Ja, Verständnis, Nachsicht, Duldung, gegenseitige Achtung, sie genügen zum Haushalten. Einmal kommt doch ein Durchbruch. Wahrhaftig, jetzt erscheint mir das Zusammenleben der zwei Geschlechter auf der Grundlage der anständigen Gesinnung wie eine Unanständigkeit. Stuben- und Bettgemeinschaft, weil beide orthographisch schreiben."

„Wenn ich nur wüßte, was du meinst! Es klingt wie Philosophie und doch muß etwas dahinter stecken. Du bist mit deiner Ehe unzufrieden geworden. Ich gebe dir aufrichtig den Rat, wenn es nicht mehr geht, so zu handeln, wie es für dein Wohl notwendig ist. Ich gewiß werde dir nicht verdenken, die Konsequenzen zu ziehen. Übrigens bist du noch in Jahren, wo ein Mann etwas Neues beginnen kann, ich dagegen bin eine alte Frau, seit den letzten Erlebnissen erst recht. Wir können uns anders einrichten, da nun auch Albrecht seinen eigenen Weg geht."

„Kann denn der Mensch aus seinem Wesen Konsequenzen ziehen? Alles, was man tut, ist falsch."

„Wozu dieser Pessimismus? Um dich sind so viele tatkräftige Leute. Sie handeln einfach, wie sie wollen."

„Du irrst dich. Sie handeln, aber nicht einfach. Gerade das Einfache ist abhanden gekommen. Sie arbeiten fieberhaft, um zu zeigen, daß sie nicht schlapp sind, nicht zurückbleiben. Wenn Krieg ist, schießen sie tot und lassen sich totschießen, weil es Vorschrift ist. Das Wollen dieser Menschen, die du rühmst, ist maschinell, es ist ihnen künstlich eingesetzt worden. Es müßte frei, triebhaft sein, eine wohltuende Entladung —"

„Ich möchte wissen, wie die Frau beschaffen ist, die dein Ideal wäre!"

„Nicht Ideal! Das ist es gerade, warum wir uns nicht verstehen. Gibt es keine Gemeinschaft, wo man ohne große Worte leben könnte, Mann und Frau, so wie denkende Tiere, nein wirklich, Tiere mit hoher Vernunft und ohne Satzung, die doch alles zerstört?"

„Also keine Ehe, bloß Liebe — sinnlich?"

„Eine Liebe, die immer Ehe werden möchte."

„Du glaubst doch nicht, die naive Sinnenfreude des Zusammenseins könne Bestand haben? Zu irgendeiner Zeit muß das maschinelle Wollen, wie du es nanntest, hinzutreten. Wenn man sich sein ganzes Leben lang auf sich selbst, auf das schöne, selbstherrliche Gefühl verlassen sollte! Man bleibt bei einer Sache, weil man sie einmal übernahm, es ist ein Pflichtbewußtsein. Oder auch man wirft sie hin und unternimmt eine andere Sache, die später ebenso drücken wird. Auch mir gefiel es bei dir nicht in

jeder Stunde gleich gut, und doch war ich im ganzen glücklich."

„Im ganzen glücklich! Für mich würde Glück ein sehr reiches, allerletztes Gefühl der Erfüllung sein. Denke einen sehr tiefen, vollen, dunkeln Ton, hinter dem nichts mehr kommen kann. Meine Vorfahren, die Großeltern noch, waren fromme schwäbische Christen, die zeit ihres Lebens dachten: Wie fange ich's an, um selig zu werden? So denke ich auch, aber die Seligkeit müßte auf dieser Seite liegen. Gibt es keine?"

„Armer Franz! Wenn ich dir helfen könnte!"

„Das Leben verrinnt. Eines Tages wird es am Ende sein, und ich liege da, auf den Tod wartend. Dann war alles umsonst. Man könnte wahnsinnig werden."

„Was hast du? Man bekommt Angst."

„Laß! Du kennst mich, ich spreche manchmal so. Dieser Albrecht! Meine Schuld! Ich hätte ihn halten müssen. Es liegt im Blute. Auch mein Vater rang nach dem Leben und verbarg sich vor dem Leben."

„Eine Frau — —"

„Ja! Sie kann unendlich viel! Was wolltest du sagen?"

„Eine Frau, wie ich bin, kann nicht immer so ganz einsehen, was dich hemmt. Aber solange du keine weißt, die dir besser hilft, nimm mit mir vorlieb! Wir versuchen es nun zwanzig Jahre!"

Thora weinte zwar, aber nur noch wenig. Franz saß in sich versenkt, und sie legte ihre Hand auf seinen Kopf. Es war jetzt kein Richter mehr da und keine Angeklagte.

Daß er sofort nach Klein-Halstedt reisen solle, wurde zuerst beschlossen und dann wieder verworfen. Ihnen beiden schien es nicht ratsam, im Hause des Onkels eine große Auseinandersetzung stattfinden zu lassen. Dafür schrieb Franz seinem Sohne einen sehr langen Brief. Er begann scherzend und bat dann schonungsvoll um nochmalige Selbstprüfung und vor allem, wie sich Albrecht zuletzt auch entscheide, um den Besuch des Elternhauses. Auf dieses umfängliche Schriftstück kam keine Erwiderung. Nach acht Tagen schickte man eine Depesche, die Befremden ausdrückte und auf eine schleunige, ausführliche Erklärung drang. Darauf langte gleichfalls ein Telegramm an. Es enthielt die Worte: „Bin vollkommen gesund und mit erwähltem Beruf zufrieden. Entschluß ist unabänderlich. Weil viel zu tun, könnte ich frühestens zu Weihnachten kommen."

*

Wanne hielt sein Versprechen nicht. Weder kam er selbst, noch sandte er die Aufzeichnung über seine privaten Geschäfte. Dobinger ließ zwei Wochen verstreichen und erinnerte ihn daran, daß ihre Unterhaltung nicht beendigt sei. Als hierauf der Regierungsrat wieder eintrat, sah er an ihm eine andere Miene und war auf schärfere Tonart vorbereitet. Das erstemal war Wanne mit weltmännischer Offenheit gekommen, schien diesen Fall Chasanitsch, zu dem man seine Meinung zu erfahren wünschte, gelassen wie ein Unbeteiligter anzusehen. Heute war er der Offizier und höhere Beamte, dessen Ehrenbewußtsein nachgerade empfindlich berührt wurde. Er verriet eine punktiliöse Stimmung, als werde nun er um Aufklärung seinerseits bitten und in der nächsten Minute recht ungemütlich werden. Aufzeichnungen? Was sollte er eigentlich notieren? In seinen Schubläden hatte er gekramt, unter den Papieren. Seine paar Aktienkäufe — einige halbzerrissene Zettel waren wohl noch da, an anderes erinnerte er sich ungefähr, konnte aber nichts Schriftliches finden. Er sei nicht Kaufmann und brauche keine Bücher zu führen. Habe mal gewonnen, mal verloren. Den ganzen Kram nachträglich vorzulegen sei er außerstande.

„Verzichten wir demnach darauf," sagte nachsichtig Dobinger. „Es könnte in Ihrem Interesse sein, mir die Aufstellung zu geben, aber ich verstehe, die Unterlagen sind Ihnen verloren gegangen. An sich, Herr Kollege, waren Sie als Bewohner dieses hochkultivierten Staatswesens wohl verpflichtet, genaue Vermerke über Ihre Verhältnisse und Unternehmungen zurückzubehalten, schon damit Sie Ihre Steuern richtig zahlen können. Nun, Sie wollen das nicht, also frage ich: empfingen Sie je den finanziellen Rat des Chasanitsch, waren Sie an Geschäften von ihm beteiligt, hatten Sie überhaupt Vorteile von der Verbindung mit ihm?"

„Vollständig ausgeschlossen. Ich muß diese Frage zurückweisen!"

„Das können Sie nicht. Ich habe Vorschrift, Ihr Verhalten zu prüfen. Weigern Sie sich, mir zu antworten, so berichte ich das, und es wird Ihnen schlecht bekommen. Herr Wanne, machen Sie keinen solchen Fehler! Vielleicht dachten Sie, ich sei ein besonders weicher, lebensunkundiger Mensch, Sie könnten durch Barschheit die Sache loswerden. Das wäre ein Irrtum, aber glauben Sie mir, daß ich entschlossen bin, meinen Auftrag mit aller Rücksicht auf Sie auszuführen — als Mensch und als Beamter mit besonderer Rücksicht. Sie wissen

ganz gut, welcher Verdacht auf Ihnen ruht. Man hielt in einer bestimmten Zeit die deutsche Papierwährung im Inlande auf einer künstlichen Höhe fest, obwohl sie jenseits der Grenze längst viel schlechter stand. Jeder wußte, daß uns die Kraft schließlich ausgehen würde, daß wir loslassen müßten, es war aber nicht sicher, wann das geschehen werde, und für die Geschäftswelt kam alles darauf an, den Zeitpunkt richtig zu berechnen. Die Untersuchung gegen Chasanitsch ergibt, daß dieser Mann gerade in den letzten Tagen, bevor die Regierung den Dollar an unseren Börsen in die Höhe sausen ließ, ungeheure Summen gegen die Mark einsetzte; vorher hatte er sich eher zurückgehalten. Das ist auffallend. Er hat Industriepapiere, Bergwerke, kurz alles mögliche für enorme Beträge gekauft und weil er nicht bar zahlen konnte, erstaunlich hohe Zinsen bewilligt. Als nachher die Mark bald so entsetzlich heruntersank, spielten diese Unkosten keine Rolle für ihn, er verdiente ja kolossal. Nun sind von dem Termin nur wenige unterrichtet gewesen, hier bei uns amtlich bloß der Staatssekretär. Ich habe nicht den Auftrag, Erhebungen darüber anzustellen, ob diese Kenntnis zu anderen Beamten im Hause durchgesickert ist, deshalb werde ich vorläufig auch Sie nicht fragen, ob oder wie Sie etwas davon erfahren haben. Aber über Ihren Verkehr mit Chasanitsch in der kritischen Zeit muß ich mich von Ihnen noch näher aufklären lassen. Ungefähr eine Woche vor dem Marksturz fand bei ihm eine Feier statt, es waren da bekannte Leute, Politik, Kunst, Theater, eine berühmte Tänzerin produzierte sich. Ich werde Sie befragen, ob Sie anwesend waren und sich der Gespräche mit dem Gastgeber erinnern, auch ob Sie ihn in den folgenden Tagen sahen und noch einiges, was damit zusammenhängt. Kommen Sie, wenn ich bitten darf, morgen zur selben Stunde und prüfen Sie inzwischen Ihr Gedächtnis!"

Wanne erhob sich mit stummer, steifer Verbeugung und war bereits an der Tür, als Dobinger nochmals sprach, aber mit milderer Stimme als zuletzt.

„Ich möchte noch eins sagen, was streng genommen nicht zur Angelegenheit gehört, nicht unmittelbar. Ich sage es, um Sie aufmerksam und vorsichtig zu machen. Wir verstehen uns ja darüber, daß Sie mir diese Dinge, wenn auch nicht unter Eid, doch mit der gleichen Verpflichtung berichten. Außerdem ist es nicht unmöglich, daß Sie als Zeuge im Prozeß vorgeladen werden und dann unter Ihrem Schwur aussagen müssen. Es ist aber noch etwas da, was Sie von Anfang an zu doppelter Exaktheit veranlassen wird. Sie mögen in jener Zeit über die Vorgänge zu anderen Personen gesprochen haben, zu Ihnen heut nicht mehr wohlgesinnten Menschen. Sie haben einen Feind, Herr Wanne, ich will es Ihnen lieber sagen. Es kommen Briefe hierher, der Absender nennt sich nicht, es ist eine Frau, die Sie haßt und anklagt. Sie schickt auch Briefe ein, die ihr von Ihnen selbst geschrieben worden sind. Ihr Vorname steht darunter, und es ist Ihre Handschrift."

Wanne hatte sich knapp und scharf umgedreht. Er war im Gesicht grau wie Asche, doch seine Haltung wahrte er. Nur die Stimme war seltsam schwankend. „Ich ersuche Sie, mir meine Briefe sogleich zurückzugeben. Sie sind mein Eigentum und haben nichts in den Akten zu suchen."

„Wenn Sie darauf bestehen wollen, dann werde ich den Minister um seine Entscheidung bitten. Die Briefe sind an ihn gelangt und mir zur Einsicht übergeben worden, verfügen kann ich darüber nicht. Lieber Herr Wanne, ich rate Ihnen, den Wunsch fallen zu lassen. Sie würden damit zunächst erreichen, daß die Briefe vom Chef gelesen werden, was bis jetzt nicht geschah. Vielleicht konsultiert er dann auch den Staatssekretär, oder er verfügt Abschrift, wir sind nun einmal Bürokraten. Von mir gelangen die Briefe nicht in die Akten, ich habe sie überflogen und weggeschlossen, denn ich fand darin nichts zu unserm Fall. Ich sprach ungern davon. Es geschah, um Sie zu warnen."

Der Mann, der sein verhülltestes Denken urplötzlich von einem andern gekannt weiß, wird seinen Entdecker, selbst wenn er von ihm keinen Schaden zu befürchten hat, in einem neuen, harten Lichte sehen. Wahrscheinlich wird er ihn hassen. Unser Geheimnis ist mehr als nur die Sache, die wir verbergen wollten, es war ein Teil unseres Wesens geworden, des vom Leben sehr kunstvoll für das Leben gegrabenen Dachsbaus, worin wir saßen, aus dem man uns kleiderlos und frierend ins Freie jagt. Dobinger war überzeugt, daß Wanne ihn nun für einen Feind halte. In Wirklichkeit empfand er, das war das Ergebnis seiner Untersuchung, für den in unheilvolle Schlingen verstrickten Menschen eher eine Sympathie; aber das konnte er ihm nicht sagen, daß zwischen ihnen Kameradschaft der Schleichwege bestehe. Er erwartete, als Wanne nächsten Tages mit düsterem Antlitz im Zimmer stand, eine peinliche Stunde, schnallte seinen inneren Panzer an. Die

ersten Fragen kamen abgemessen und klar, die Antworten nicht ganz so klar und etwas zögernd. Dann konnte es aber Wanne nicht mehr aushalten, sprang vom Stuhle auf, lief durch die Stube. Eine Flut von Sätzen goß sich aus. Der Bleistift in den Fingern des Zuhörers sank auf den Bogen Konzeptpapier. Es war vorderhand kein ordentliches Verfahren möglich.

Wie sei es denn alles gewesen? Man müsse sich eins aus dem andern vorstellen, bitte, dürfe doch den Menschen nicht als Fertigfabrikat nehmen, so etwas Planmäßiges; so sei wenigstens er nicht. Gerade ist man Assessor, da bricht der Krieg aus. Man hat sich anständig geschlagen, das ist keine Renommage. Auszeichnungen, im zweiten Jahre E. K. I. „Überhaupt ist der Krieg was Großartiges. Jeder denkt so nicht, mir hat es im Grunde sehr gefallen. Grandios. Hier diese ewige Ordnung, alles am Schnürchen — liegt mir nicht recht. Wenn man denkt, wie wir so in Rußland fuhrwerkten! Man hätte eben vor fünfhundert Jahren dasein müssen, Landsknecht, Reisläufer, Fechten, Rauben, Würfeln, um Dukaten und Weiber. Das ist meine Schwäche, Herr Geheimrat! Sie haben also die Briefe gelesen, meine Briefe. Ich frage nicht erst, was. Bloß ein Rindvieh schreibt solchen Irrsinn, aber ich bin in diesen Stimmungen wehrlos, haltlos. Ich sei eine haltlose Natur, hat schon der Direktor auf dem Gymnasium gesagt, als er mich 'rausschmiß. Ich wurde von der Prima relegiert, eine Geschichte mit einer Kellnerin, mußte in einer Stadt in Westpreußen das Abitur machen. Es ist — dieser Punkt ist mein Verhängnis. Sie als gereifter Mann in Ihren Jahren müssen es verurteilen, aber haben Sie, bitte, Herr Geheimrat, ein Verständnis, vielleicht eine Erinnerung, wie das den Menschen hin- und herreißen kann. Diese Frau — es ist bloß rasende Eifersucht, die sie zum Schreiben bringt. Ich trennte mich nämlich von ihr, gab sie auf, als ich endlich ein völlig reines Wesen kennenlernte. Es ist meine Braut. Ich bin zwar noch nicht geschieden, hoffentlich ist es aber bald soweit. Es sind Schwierigkeiten, man weigert sich — und dann die Kinder! Wenn ich das durchgekämpft habe, werde ich ein andrer Mensch sein. Diese Frau jedoch — die Dame, die schreibt — es ist entsetzlich, wie zwei Menschen zusammen in tiefe Sünde geraten können. Ich weiß es, was Sünde heißt. Aber ich habe mich befreit, jetzt Gott sei Dank steht mir ein Schutzengel zur Seite. Beurteilen Sie mich nicht nach den Briefen, Herr Geheimrat Dobinger, nicht ausschließlich danach! Ich habe einiges Wertvolle in mir, es wurde nur immer von dem andern überschwemmt. Das ist das Große an dem Chasanitsch, daß er gleich das Wertvolle an einem Menschen herausfühlt. Er benutzt jeden nach seinen Anlagen. Natürlich will er die Menschen benutzen, das ist seine Rasse und sein Geschäft. Wenn Sie mich aufs Gewissen fragen: Freilich mag er sich ja gedacht haben, der Wanne könnte ihm wohl gelegentlich nützlich sein. Ist das schon kriminell für mich? Bei dem Abend mit der Tänzerin war ich auch, nichts Großes, mehr eine intime Sache. Protzig ist Chasanitsch überhaupt nicht, schmeißt nicht mit dem Gelde. Von dem Marksturz, der bevorstand, wurde dabei vielleicht auch gesprochen, jeder Mensch sprach damals davon. Ich erinnere mich, es war gar kein Geheimnis mehr, alle wußten es, er sicherlich auch. Falls es wirklich vorgekommen ist, daß er in meiner Gegenwart davon sprach und das Datum nannte, hätte ich mir die Ohren zuhalten sollen? Macht man das, wenn man mit jemand einmal befreundet ist? Er ist nicht soviel älter als ich, wir waren sehr oft zusammen, auch mit Damengesellschaft. Sie müssen aber nicht glauben, daß da nur immer der Champagner strömt. Man spricht sehr ruhig über alles, er hat auch wunderbare Sammlungen. Allerdings lebt er sehr frei, Weiber hatte der Mensch aus Kreisen — Sie würden erschrecken! Diese Leute würfeln mit dem Gold und mit uns allen. Wenn man aus solchem Hause in seinen eigenen Philisterbetrieb heimkommt, dann kann es nicht gut gehen. Meine Frau heiratete ich kurz vor Kriegsende, Professorentochter, ich kannte die Familie gar nicht, überbrachte bloß Andenken vom gefallenen Sohne, Kamerad von mir. Man kam aus dem Dreck so direkt in die deutsche gute Stube und verliebte sich ohne Umstände, wahrscheinlich in die saubere weibliche Wäsche. Meine Frau war die deutsche Reinlichkeit in Person. Dabei mehrere Jahre älter als ich, ist jetzt schon über vierzig. Später wußte sie von meinen Beziehungen, ertrug es. Erst vor einem halben Jahre nahm es ein Ende, als ich mit meiner jetzigen Braut bekannt wurde. Ich habe zwei Kinder; es sind eben doch furchtbare Krisen, man wird zermürbt. Gern möchte ich in ganz neue Verhältnisse. Chasanitsch bot mir dreimal Direktorposten an, viermal sogar. Auch andere Industrielle wollten mich haben. Meine Art gefällt den Leuten. Es sind tatfreudige, zugreifende Menschen. Ich stecke in Schulden, da paßt

man schließlich auf, wenn von Verdienen die Rede ist. Beim Essen, beim Spiel sprechen sie von großartigen Gewinnchancen, und da kauft man sich als kleiner Mann so'n bißchen Zeug mit, ist das schlimm? Chasanitsch hat sich beim Pokern hundertmal umgedreht und zu seinem Sekretär gesagt: ‚Geben Sie morgen früh Auftrag, das und das Papier, so und soviel tausend Stück!' Und er dreht sich wieder zum Tisch und sagt zu uns anderen: ‚Die klettern, ich weiß es genau, aber die Ochsen wissen's zum Glück noch nicht.' Wenn man dann solchen Tip auch mal benutzt — ist das Korruption?"

Er setzte sich hin und schwieg. Nach einer Minute brachte er eine Entschuldigung vor, er sei todmüde, habe die Nacht hindurch kein Auge geschlossen. Das gehe ihm oft so in letzter Zeit. Wenn alle diese Gedanken auf den Menschen einstürmen! Dobinger fühlte nicht den Wunsch, den erschöpften Mann heute bis aufs letzte auszuforschen. Er wiederholte in schonender Wortfassung einige Aussagen Wannes und bat, noch etwas näher anzugeben, in welcher Form er von den Unterhaltungen mit Chasanitsch Gewinn gezogen habe; denn daß sie ihm finanzielle Vorteile brachten, habe er gestern zwar bestritten, heute aber erkennen lassen. Ging er denn mit den Andeutungen, die vor ihm ausgestreut wurden, zu einer Bankfirma, um Aufträge zu erteilen, oder stand er mit Chasanitsch selbst in Geschäftsverbindung? Matt und gequält gab Wanne Auskunft. Natürlich hatte er seinen Bankier und gab ihm häufig Order zu kaufen oder zu verkaufen, je nachdem er brauchbare Informationen erhielt, aber nicht bloß von Chasanitsch, er hatte auch sonst genug Bekannte. Der Chasanitsch — manchmal habe der so hingeworfen: „Heute habe ich einen ordentlichen Packen von dem und dem Papier hereingenommen, wenn Sie wollen, können Sie fünfzig Stück zum Kostenpreise kriegen, sie werden klettern." Nach acht Tagen hatte man alsdann einen ganz hübschen Batzen verdient. Oder beim Pokern sagte er: „Wanne, ich habe ohne Ihre gütige Ermächtigung für Sie was gekauft, was Ihnen gut schmecken wird." Gingen diese Geschäfte durch Chasanitschs Bücher? Nein, wenigstens sei das sehr unwahrscheinlich; übrigens hatte sich Wanne darum niemals gekümmert. Man machte es freundschaftlich ab, wie einer für einen andern ein Buch oder ein Theaterbillett kauft und das Geld dafür auslegt.

Allein geblieben dachte Dobinger über den Mann Wanne nach. Das ist also der Mensch, der handelt. Die tatkräftige Natur, ein Gemüt mit strammen Muskeln und Sehnen, die nicht vom tückischen Messer der Selbstbeobachtung durchgeschnitten sind. Er hat Menschen getötet, selbst schwere Wunden empfangen, oft sein Leben gewagt, zurückgekehrt ist er Spieler, Verschwender, greift nach jeder Frau, besinnt sich nicht. Eben besinnlich ist er nicht, das ist sein Nachteil, an dem er vielleicht zugrunde gehen muß, wenn er auch sonst gescheit genug ist. Er sagt, er hätte früher geboren werden müssen. Aber ob nicht gerade seinem Typus wieder die Zukunft lächelt? Menschen ohne Besinnen, mit Energie — die Zeit wird ihnen günstig sein. So wie wir jetzt sind, bleiben die Menschen nicht. Das Tun bloß halbgewollt, das Wollen nicht getan, das Denken als Registrator sitzt dabei und macht sich Notizen. Wo ist da Einheit? Er dachte flüchtig an seinen Sohn Albrecht. Ob der die allgemeine Gefahr spürt und sich retten will? In dem Wanne ist aber pulsierendes Blut. Woher kommt bei mir dieses heimliche Wohlwollen für den Menschen? Erst log er mich an, nachher spricht er von Sünde, hat mit der Frau gesündigt und weiß, was es ist. War das Heuchelei, denkt er vielleicht, ich sei fromm und er könne mich bestechen? Oder es mag ein bloßes Echo aus dem Katechismus sein und er redet es sich vor. O nein, das doch nicht! Ich höre seinen Tonfall, der echt war. Er muß also etwas empfinden, was ich in mir so nicht kenne. Auch Agathe spricht von ihrer Sünde, von unserer Sünde. Für mich ist das eine Vokabel aus einer toten Sprache. Oder bin ich der Tote? Warum reden sie denn von Sünde, da ihnen das Tun gefällt? Sollte es nicht Furcht vor der Entdeckung und allen ihren Unannehmlichkeiten sein, dann verstehe ich es nicht. Würde ich es aber vielleicht wissen, wenn ich einen Menschen mordete?

Was Wanne über sich gesagt hatte, war für ihn nicht günstig, aber es brauchte ihn an sich noch nicht gänzlich zu verdammen. Ein eifriger und befähigter Nachspürer allerdings konnte ihm daraus wahrscheinlich einen tragfähigen Strick drehen, indessen Dobinger fühlte keinen sonderlichen Beruf, diesen Lorbeer zu ernten. Jedenfalls beschloß er, an den Minister einstweilen nicht zu berichten. Der Fall schien der weiteren Klärung bedürftig.

(Schluß des Romans folgt)

Die deutsche Sehnsucht nach dem Götterbild der Antike

Von Univ.-Prof. Dr. Kurt Breysig

Das Romantische im Deutschen ist seine Sehnsucht nach etwas, das er weder ist, noch hat, das er zuweilen einige Jahrzehnte oder Jahrhunderte hindurch zu sein und zu haben auf das heftigste bemüht bleibt, und das doch, soweit er es überhaupt in seinem Werk und in seiner Gestalt zu verwirklichen, zu verleiblichen imstande ist, von dem Urbild, dem es gleichen soll, sehr weit entfernt bleibt. Wir werden sagen dürfen, sagen müssen, daß zum Glück für den Schöpferruhm des deutschen Volkes diese Nachahmung immer mißlang, eben insofern dem Deutschen sein Selbst und sein Schaffen nach dem fremden Sein und Haben umzumodeln, unter der Hand gar nicht nach dem Muster gerieten, sondern schließlich doch sehr anders, d. h. sehr deutsch blieben.

Man ersieht schon aus dieser Deutung, daß die Bewegung, die sich selbst romantisch genannt hat, nicht ausgeprägt romantisch in diesem Sinne war. Denn sie streckte sich ja mit der besten ihrer Sehnsüchte nach der Vergangenheit des eigenen Volkes, war freilich auch ihr gegenüber schwach und nachahmungsselig — und insofern ihrem Wesen nach grundromantisch. Aber die bezeichnendsten Regungen dieses Dranges der deutschen Seele sind ganz andere Bewegungen unserer Kunst: ins Weite gesehen drei an der Zahl: die romanische, die Renaissance-, die klassizistisch-romantische Zeit unserer bildenden und redenden Kunst. Alle drei sind gekennzeichnet, man sollte meinen nicht zu ihrem Vorteil in unser aller Augen, durch die Eigenschaft, daß sie die eigene überlieferte Weise als gänzlich falsch beiseite schieben, daß sie nach so vollzogener Selbstverwerfung und Selbsterniedrigung vor dem Götterbilde eines als allein recht und gut erkannten fremden Musters knien und dieses mit aller Kraft nachzuahmen trachten, daß aber auch die Kreuzung fremden Vorbildes und eigenen Machens ihre Hervorbringungen, freilich in sehr verschiedenem Grade, doch noch zu Offenbarungen deutschen Wesens werden läßt. Ganz gewiß sind sie als solche nicht von gleichem Rang und Wert wie die beiden großen Ausbrüche des eigenen germanischen und deutschen Wesens. Denn daß diese voll, stark und ihrer selbst gewiß sind, leuchtet noch aus dem letzten und schwächsten ihrer Erzeugnisse: als reine und ungebrochene Äußerungen unseres Volkstums sind sie der polare Gegensatz zu den drei anderen. Wem möchte der Gedanke kommen, Gotik oder gar Rokoko als romantisch, d. h. sehnsüchtig, d. h. angekränkelt zu empfinden? Sie waren Erfüllung, die Romantiken aber waren Gebrochenheiten, waren Halbheiten, waren Bastarde des fremden und des eigenen Blutes. Auch die beiden ältesten dieser Bewegungen, von denen heute und hier allein die Rede sein soll, die romanische und die Renaissance-Umkehr zur Antike, waren es.

Nicht Aneignen fremden Gutes an sich ist ihr Verhängnis gewesen: die deutsche Gotik, Mystik und gar Rittersang und Scholastik der Deutschen haben unsäglich viel Fremdes dem deutschen Wesen einverleibt; die Gotik, der Rittersang waren im Grundstock fremd, französisch. Aber sie waren nur volks-, nicht blutsfremd; germanische Franzosen haben die Gedichte von Parzival und von Tristan gedichtet, die Dome von Reims und Amiens gebaut. Und so auch ist das Rokoko, das als Zierkunst fremden Ursprungs ist, nordostfranzösischen, vlämischen Wesens und germanischen Geistes voll. Die drei Romantiken aber sind auch darin eines Zieles, daß alle drei — die dritte allerdings nur insofern sie Klassizismus war, nicht sofern sie als eigentliche Romantik gotisiert oder orientalisiert — nur ein Götterbild kennen, vor dem sie sich in Staub und Knechtschaft werfen: die Antike. Und sie war deutschem, war germanischem Wesen im Innersten fern und fremd: schaut ihn an, den Poseidontempel von Pästum und das Straßburger Münster, was haben sie miteinander zu schaffen? Nicht, weil das eine dem andern Werke überlegen wäre, sondern weil jedes stark die Weise seines Volkes, seines Landes und des Himmels, unter dem es erwuchs, zum Ausdruck bringt, sind sie einander ebenbürtig, aber im selben Grade einander wesensfremd, einander entgegengesetzt. Noch nie hat von den Lobrednern der Antike einer den Aberwitz befürwortet, Attika und Lazedämon heut mit gotischen Kirchen oder Nürnberger Häusern zu bepflanzen; aber daß es der gleiche Aberwitz ist, der auf einen Donauhügel einen griechischen Tempel stellte und dies Gebäude auch noch Walhalla nannte, dies hat noch nie einer von ihnen erkannt. Doch freilich, die es erkennen, müssen auch feststellen, daß es ein Grundtrieb deutschen Wesens zu sein scheint: so schroff Entgegengesetztes bis zur Selbstverleugnung und Selbstwegwerfung zu umfassen.

Scheinbar am glimpflichsten ist die früheste dieser Bekehrungen des deutschen Geistes zur Antike verlaufen. Sie hat unserer Baukunst ihre erste fremde Form, die romanische Weise auferlegt: ein Geschenk gewiß, aber auch ein Raub. Denn es

nahm allen Möglichkeiten eigener Entwicklung — für die die im skandinavischen Norden schon entfalteten Anfänge eines eigenen Schaffens reiche Hoffnungen gewährten — Luft und Raum. Und es war schließlich nur ein Teilerfolg, daß die deutschen Verwalter des römisch-italischen Erbes eine oder mehrere Provinzen in dem Reich der romanischen Bauweise nach ihrer Art ausbilden durften. Die eigentümlich klare Weiträumigkeit der Innenräume, die sehr zarte Tonkunst der Verhältnisse der Körperteile und der Flächen am Außenleibe dieser Kirchen würde doch ihre Ausdrucksmöglichkeiten wohl auch ohne den Krückstock des fremden Musters gefunden haben — oder ist auch dies schon ein unerlaubtes oder parteiisches Vermutungsgebäude? Bis in die letzten Ausfaserungen der Gotik und des Rokoko hat der von Rom und Ravenna überkommene Grundstock an Form vorgehalten. Nicht unser Volk nur, nein die Menschheit selbst ist um eine wirklich bodenwüchsige, eigendeutsche Kunst gekommen.

Ärger als Totschlag aber war die Wirkung des gleichen Vorganges in Hinsicht auf die Dichtung. Die Stumpfheit des geschichtlichen Bewußtseins vor der Gewalt der vollendeten Tatsache hat verhindert, daß man die Furchtbarkeit dieses Geschehens überhaupt nur gewahr wurde. Man denke: einer Dichtung, einem ganzen Schrifttum und damit auch einer Sprache ist ein Vierteljahrtausend ihrer lebendigen Entwicklung geraubt worden. Man sollte meinen, gerade die ganz sprachwissenschaftlich denkende und von Sprachkunde beherrschte Schrifttumsgeschichte würde diesen schlechthin mörderischen Vorgang am tiefsten beklagt haben: in Wahrheit sind ganze Generationen von ihren Erforschern an der Tatsache vorbeigegangen, als ob sie die selbstverständlichste von der Welt wäre. Oder ging die Hypnose, unter die die griechisch-römische Altertumswissenschaft in Deutschland alle Geisteswissenschaften setzte, so weit, daß man nicht wagte zu sehen, welche Selbstverstümmelung der deutsche Geist mit jenem Tun an sich vorgenommen hat?

Man stelle sich nur vor, von irgendeinem Wahn benommen beschlössen die Deutschen von heute auch nur fünfundzwanzig Jahre lang — nicht zweihundertfünfzig wie damals — jedes Gedicht höheren Anspruchs, jede Schrift ernst-schönen oder wissenschaftlichen Inhalts nicht in deutscher Sprache sondern französisch abzufassen. Und noch abgesehen von der Länge des Zeitraumes war, was damals geschah, schlimmer, da ja eine Jugend, eine Kindheit noch unserem Volke verkrüppelt wurde. Es war, als hätte man einem jungen Baum ebensolange jeden Frühling Stamm und Krone gekappt. Wer kann denn ermessen, welche Wachstumsmöglichkeiten diesem blühenden Leben genommen, verkrüppelt, gelähmt oder umgebogen worden sind.

Es war die kindhafte, zur höheren Bildung anderer Völker mit gläubigem Staunen aufblickende Ehrfurcht, die Kaiser Ludwig den Frommen und unsere Geistlichkeit, die damals unsere Geistigkeit darstellte, so handeln ließ. Aber Romantik war auch dies: man wünschte für den Dienst des neuen Christengottes — der unserem Volk ja ebenso von außenher kam — eine höhere, hehrere Sprache, die schon durch ihre Unverständlichkeit die Schauer des Rätsels und der Weihe ausströmte, so wie viele lebende Urzeitvölker in ihre heilige Sprache viele alte, längst nicht mehr verstandene Worte aufnehmen oder gar eine Sprache, die gar nicht mehr im Schwange ist und die höchstens die Geweihten — zuweilen auch die nicht mehr — verstehen, für ihre Geisterdienste als Zauberformeln verwenden. Schweres Verstehen, selbst Gar-nicht-Verstehen ist solchem Sehnen Zauber an sich. Dazu die Ehrfurcht vor reicherem Geistesbesitz, der in dies Gewand gekleidet war, immer aber die schlechthin romantische Sehnsucht nach einem Fremden, als dem an sich Stolzen, Spröden, das durch die von ihm, vor ihm geschaffene Entfernung, die Schwierigkeit ihrer Überwindung an sich verlockte.

Das Germanentum und mit ihm das Deutschtum besann sich auf sich selbst und hat dann wieder ein Vierteljahrtausend später wirklich zu sich heimgefunden, sich Kunst und Forschung und selbst den Glauben halb nach dem eigenen Sinn umformen dürfen. Aber schon setzte der Rückschlag ein, gleich als ob der unbesiegbare Geist der Antike sich dafür rächen müßte, daß das lebendige Germanentum von ihm, dem toten Wiederkehrenden und seinen knöchernen Händen sich einmal Hals und Haupt befreit hatte, daß es einmal — ach nur eine kurze Spanne Zeit, gemessen am Stab der Ewigkeit — gewagt hatte, sein eigenes Leben zu leben, daß sogar das dem Blute nach ihr verschriebene Land der Romanen vom germanischen Geist, wenn auch zumeist oberflächlich genug, erobert worden war. Die Renaissance, die in Italien, ihrer Heimat, die natürliche Gegenbewegung romanischen Blutes zum romanischen Geist zurück ist, wird, insofern sie — immerhin erst ein Jahrhundert später — nach Deutschland hinübergreift, die zweite Romantik des ewig nach Ferne, ewig nach Fremdheit sehnsüchtigen Deutschtums.

Man hat, nicht ohne eine geistreiche, wenn auch gänzlich im vorhinein — a priori — gefaßte Begründung wohl den Satz aufgestellt: damals sei die deutsche Kunst zwar von dem Einfluß der antikisch-italischen Formgedanken überwältigt worden. Aber sie selbst müsse um diese Zeit zu einer inneren Wandlung von der Unrast und Zerrissenheit der Gotik fort zu jener Ausgeglichenheit und Ruhe, wie sie den Kern der italienischen Renaissance ausmacht, bereit gewesen sein. Wäre dies

richtig, so würde in das Bild vom germanischen, vom deutschen Geist, wie es diese Blätter entwerfen, ein sehr fremder Zug eingetragen werden müssen. Aber daran ist nicht zu denken: den Beweis erbringt der Anblick dessen, was man, im Grunde recht irreführend, deutsche Renaissance genannt hat.

Gewiß die Gotik ist von dem deutschen Volk völlig fallen gelassen worden, oft in prachtvollem Aufschäumen der alten Wildheit gegen den neuen Geist: man denke nur des Grabmals für Uriel von Gemmingen im Dom zu Mainz —, aber die fremde Formensprache, die — nun ein zweites Mal in dem Jahrtausendkampf des Germanentums mit dem Geist der Antike — ihm als dem Unterlegenen aufgedrängt wurde, hat er doch vom ersten Tage an seinem ganz anderen, viel heftigeren Drang angepaßt.

Die Tragik des Schauspiels bleibt dennoch: zum zweitenmal war unseren Völkern von dem Gespenst der Antike Leben und Atem geraubt, wieder mußten sie die eigene Linie aufgeben, wieder wurde ihrer Kunst der schwerste Schaden zugefügt, der sich überhaupt erdenken läßt: die innere Demütigung und Beugung, die den Betroffenen alle Eigenart für falsch und töricht, die aufgedrungene fremde Gabe für allein richtig halten läßt. Und man könnte sagen, diesmal war der Vorgang noch jammervoller; denn jetzt hatten Germanentum wie Deutschtum eine voll ausgereifte eigene Kunst aufzuweisen. Das deutsche Volk — nicht auch das englische, hier wie so oft überlieferungstreuer, zäher, vielleicht auch rückständiger — hat seine eigenste, stärkste Kunst wie einen lästigen, abgetragenen Handschuh weggeworfen.

Aber diesmal war der Widerstand größer als ehedem, und es ist ein bewegender Anblick, wie der deutsche Geist sich hilft: er nimmt wohl die Urbestandteile der italischen Formensprache an, aber die Gesamtkörper der Bau- und Zierkunst, die er aus ihnen gestaltet, weichen zuerst wenig, später immer mehr von den fremden Vorbildern ab. Die Bau- und die Schmuckweisen, die man mit dem nicht eben glücklichen Namen deutsche Renaissance belegt hat, stammeln deutsch in italienischer Sprache. Sie verwandten zahlreiche im Süden festgeprägte Linienfolgen, vorzüglich von geometrischer, gradliniger, rechteckiger Beschaffenheit, aber die Überdrängtheit, die Überfülle und der Gesamteindruck sind überwiegend germanisch, d. h. beweglich, kraus, durch zahllose Einzelheiten die Gesamtlinie eher störend als fördernd, oft bis zum Hinterindischen verworren. Man kann sagen: die Holztäfelungen der Rathäuser zu Lübeck und Lüneburg oder der Veste Koburg und auch die Stirnseite des Ottheinrichsbaus von Heidelberg oder der Schloßhof von Schaleburg bei Wels sind in Hinsicht auf die Mängel ihrer Wirrheit und Überfülltheit deutscher als jede Gotik.

Und dennoch war Romantik auch hier der Beweggrund: wie sehnsüchtig langte Dürer nach den verlockenden Früchten, die damals an dem üppigen Baum der südlichen Kunst vorbrachen, wie sorglos hat er das Königserbe gotischer Herbheit und Kraft, das Holbein und fester noch Grünewald zäh bewahrten, verschwendet, um den fragwürdigen Reichtum italienischer Süße und Glätte dagegen einzutauschen. Ärger und trauervoller noch ist das Schauspiel, wie unter Peter Vischers allzu weichen Händen das Vermögen zerrann, das noch eben der rauhe und tiefe Adam Kraft, der heftige eckige Veit Stoß und selbst der schilderungsfrische Realist Tilman Riemenschneider auf das fruchtbarste verwaltet hatten. Der Glorienschein, der um das letzte große Werk der gotischen Bildnerei, um Pachers Marienkrönung in Sankt Wolfgang, gegossen ist, wird noch leuchtender dadurch, daß die Schönheit seiner Linienführung noch fast ganz deutsch und noch fast gar nicht von der Weichheit des Südens, dem so nah es doch entstand, erreicht erscheint.

Aber dieses und manche ebenbürtige, viele geringere Werke der deutschen Bildnerei, der deutschen Malerei, die noch Eigentum und Erbe der Väter bis tief in das 16. Jahrhundert festhielten, machen, daß das unaufhaltsame Hinabgleiten der darauf folgenden Jahrzehnte sich um so sichtbarer darstellt. Was damals Antike und Renaissance nicht an Deutschtum nur, nein an Kunst in unserem Volke zerstört haben, ist nicht auszusagen und auszuklagen. Meere von Zuckerwasser haben sich über die Gefilde deutscher Kunst ergossen, süße, schleimige Glätte hat alle Zacken und Knorren unserer Weise überzogen, ein ebenso sicheres wie hohles, von Geist und Form gleich entleertes Könnertum zeichnerischer und malerischer Macht nahm Besitz von unserem Schaffen, von unserem Geschmack. Einige der tiefsten Wunden, die damals dem deutschen Empfinden beigebracht worden sind, sind noch heute nicht verwunden: der Museumsbesucher älteren Durchschnitts hält noch heute die Madonna della Sedia des Signor Raffaello für eines der höchsten Werke aller Zeiten und umfaßt alle Italiener von Correggio bis Guido Reni abwärts mit gleicher Begeisterung. Steht einer von diesen Kunstrichtern mit den Luca-fa-Presto-Augen an einem autoritativen Ort im Staat, so werden wir belehrt, dies seien die alten Meister, die man bis an das Ende der Tage ehren müsse. Die gleichen Augen aber wenden sich gleichgültig stumpf und unverstehend von jedem Werke Grünewalds oder Pachers ab und sie haben für die ungezählten Herrlichkeiten unserer Bildschnitzerei, für die über alle Stämme Deutschlands gleich verteilten Scharen der Maler des 15. Jahrhunderts nichts als ein leeres, unverstehendes Starren und Versagen.

Constantin Gerhardinger

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Der Maler Constantin Gerhardinger ist ein Münchner und ist es mit Stolz und Bewußtsein. Dazu gehört einiger Mut und viel Vertrauen und Zuversicht auf Münchens Leistung und Fortschritt zu einer Zeit, in der das künstlerische Münchnertum in Deutschland in Mißkredit geriet und, wenn auch zu Unrecht, als rückschrittlich oder wenigstens als rückständig verschrien ist. Es gibt in diesen Tagen nicht wenige unter den Münchner Künstlern, die ihre Herkunft verleugnen, sich von dem mütterlichen Grund ihrer künstlerischen Arbeit lossagen und sich das Mäntelchen und die Maske der Allerweltsinternationalität umtun. Gewiß ist die Kunst international und soll es sein, sie muß das geheimnisvolle Esperanto der Seele sprechen,



In der Werkstätte. Gemälde



Feldweg. Gemälde

die Zeichensprache von Volk zu Volk, sie soll die Brücke der Versöhnung und des Verstehens bilden, und von ihren Jüngern muß man deshalb in ganz besonderem Maße verlangen, daß sie sich des Chauvinismus enthalten, eine Forderung, die man freilich an romanische Künstler vergebens stellen wird. Diese internationale Einstellung der Kunst, das Verständnis für die andern und das Geltenlassen ihrer Leistung, bedeutet aber nicht und soll nicht bedeuten, daß der Deutsche wie der Franzose, daß der Engländer wie der Spanier malen soll. Was für eine jammervolle, öde Gleichmacherei wäre dies, was für ein charakterloses, verschwommenes und verwaschenes Wesen käme da zustande! Nein — der Künstler sei seines Volkes, ich gehe so weit, zu sagen: seines Stammes! Das Entscheidende an der Kunst ist die Nuance, und das will nicht nur im Sinn der individuellen, sondern auch der lokalen Nuance verstanden sein. Es wäre traurig, wenn man von der Berliner Malerschaft kein anderes Gesicht verlangen könnte als von den Dresdnern, von den Wienern nicht etwas, das grundsätzlich vom Münchnerischen abweicht. Um dies aber zu erreichen, diesen über den Ausdruck der Individualität hinausgehenden Zug der Gemeinschaft künstlerisch Schaffender einer Kunststadt, muß man, wie Gerhardinger, sich froh und stolz zu seiner künstlerischen Heimat und zu ihrer Art bekennen. — Spricht man von Münchner Kunst, von Münchner Malerei, so denkt man nicht sofort an die „Moderne“, die doch eigentlich von München, der Stadt der ersten „Sezession“, ausging und dort auch heute eine ausgezeichnete Pflegestätte besitzt, sondern es stellt sich ungerufen die Erinnerung an die Piloty- und die Wilhelm Diez-Schule, an Lier und die Seinen, an Wilhelm Leibl und seinen Kreis ein. Es steigt also eine Vergangenheit auf, die etwa ein halbes Jahrhundert zurückliegt, die aber durch viele Fäden persönlicher Erinnerung und durch das wenn auch schon verblaßte Schüler- und Enkelschülerverhältnis der älteren Generation zu Piloty, Diez, Lier und zu einzelnen Persönlichkeiten des Leibl-Kreises an das Heute gebunden ist. München ist eine Stadt, der die Tradition viel bedeutet (oder wenigstens bis vor kurzem sehr viel bedeutete), der sie kein leerer Wahn ist. München ist nicht raschlebig wie Berlin und die Städte am Rhein; es ist die Metropole eines Bauernlandes mit nur wenigen größeren Städten und um dessentwillen schon aus seiner sozialen Struktur heraus eine Macht der Beharrung: die Treue zum Gewesenen ist also für den echten Münchner ein markanter Charakterzug. Der Münchner Maler ist darin im allgemeinen mit dem Münchner Bürger einer Meinung, wenn bei

ihm auch die Lobrednerschaft auf die „gute alte Zeit" und die Sehnsucht nach ihr etwas subtiler und differenzierter ist. Aber das steht doch fest, daß heute jeder Münchner Maler, wenn man ihn fragt, was oder wen technischer Akribie zu betreibendes Handwerk und dabei der feinste, zarteste Künstler war und blieb, wirkt in seinem Werk als stärkstes Traditionsmoment in der Münchner Malerei fort. Vielleicht „unterirdisch" noch



Regensburg. Gemälde

er als ausschlaggebenden Faktor für die Entwicklung der Münchner Malerei ansieht, nicht eine „Richtung" angeben oder einen Namen der jüngeren Generation nennen wird, sondern immer wieder Wilhelm Leibl. Der große Meister der realistischen Malerei in Deutschland, der absolute Maler, der seinen Beruf auffaßte wie ein mit äußerster viel stärker als an der Oberfläche: d. h. in Erkenntnis und verpflichtendem Vorbild, in Gesetz und Technik mehr als in der Form und Erscheinung.

Auch über Gerhardingers Schaffen und Werk steht Leibls Vorbild, er ist ihm auf seinem Weg zur Kunst und in die tieferen Bezirke der Kunst hinein der Führer ge=



Bildnis. Gemälde

wesen — einen besseren hätte er sich gar nicht wählen können. Auch Schuchs Werk hat stark auf Gerhardinger gewirkt. Als es geraume Zeit vor dem Kriege im Münchner Kunstverein einmal eine sehr ergiebige und aufschlußreiche Ausstellung von Gemälden Schuchs, besonders von Stilleben, zu sehen gab, machte dies auf den damals noch sehr jungen Gerhardinger so tiefen Eindruck, daß er sich entschloß, all den vielen und ernsthaften Widerständen zum Trotz, Maler zu werden und so zu malen wie Schuch und dessen Lehrmeister Leibl.

Gerhardinger stand damals mit der Kunst erst in einem sehr losen Verband, es war gewissermaßen ein „platonisches Verhältnis". Geboren am 31. Juli 1888 in München, hatte Constantin Gerhardinger nach der Volksschule einige Jahre hindurch das Gymnasium besucht, mußte sich aber bald auf eigene Füße stellen und verdienen — nicht nur für sich, sondern auch für seine leidende Mutter, an der der Künstler mit rührender Sohnesliebe hängt. Er versuchte es auf mancherlei Art, zu Geld und Verdienst zu kommen, hoffte beim Stadtmagistrat unterschlüpfen zu können, war bei einem originellen, spaßigen Kauz, einem alten Antiquitätenhändler, tätig und lernte hier sehen, begreifen, was Kunst ist, hielt es aber bei dem Sonderling nicht lange aus, sondern ließ sich von einem neuen Windstoß des Schicksals in eine Zigarrenhandlung als Verkäufer wirbeln und wurde



Meine Modelle. Gemälde

schließlich — Ministrant in der schönen alten St. Peterskirche in München. Aber dieser heiligmäßige Beruf erfüllte ihn keineswegs ganz, er betrachtete ihn als Übergang, als eine Station auf seinem Lebensweg, beileibe nicht als dauerndes Verweilen. Um sich aber das Warten auf bessere Tage zu versüßen, zeichnete Gerhardinger in seinen Freistunden in der städtischen Gewerbeschule. Es war ein schematischer Unterricht: Gipsmodelle und ausgestopfte Vögel bildeten die Vorlage. Auf so etwas wie „Individualität" der Schüler wurde nicht eingegangen. Wer das Vorbild am „naturgetreuesten" herausbrachte, der konnte es am besten — und damit basta. So war es nun eben einmal mit dem Zeichenunterricht vor beiläufig zwanzig Jahren bestellt.

In diese Zeit fällt Gerhardingers Begegnung mit den nachgelassenen Werken Schuchs und der brennende Wunsch, selbst Maler zu werden. Er erkundigt sich nach den Aufnahmebedingungen an der Akademie. Aber da war eine fast unüberwindliche Schwierigkeit: es wurde eine nicht zu erlassende Aufnahmegebühr von sechzig Mark erhoben. Woher das Geld nehmen? Es war kein Rat zu schaffen, und so ministrierte Gerhardinger in der alten Weise weiter, bis ihn eines Tages ein Geistlicher der Peterskirche, der von Gerhardingers Versuchen in der Kunst wußte, fragte, ob er ihm wohl gegen ein Honorar von hundert Mark das Innere der Kirche auf einem Bild festhalten wolle. Das war die Rettung! Nun war das Geld für die Aufnahmegebühr da, alle anderen Formalitäten, die Aufnahmeprüfung und was sonst verlangt wurde, war schnell überwunden, und im Jahre 1911 trat der dreiundzwanzigjährige Gerhardinger in die Klasse Angelo Janks ein, die er zwei Jahre später mit dem Atelier Adolf Hengelers vertauschte. Der Kriegsausbruch machte den akademischen Studien Gerhardingers ein rasches, frühzeitiges Ende. Indessen wurde dies für seine Kunst nicht zur Katastrophe, es hielt sie keinen Augenblick in ihrer Entwicklung auf. Denn wenn Gerhardinger seinen ausgezeichneten Akademielehrern auch für all die guten Lehren, die sie ihm besonders in Hinblick auf die Maltechnik zu geben hatten, sehr dankbar war und blieb, so trug er in seinem Inneren doch ein ganz anderes Ideal. Andere Sterne leuchteten ihm begehrenswert vor: es waren Leibl und Schuch — und die blieben auch jenseits der Akademieschülerschaft seine getreuen Führer.

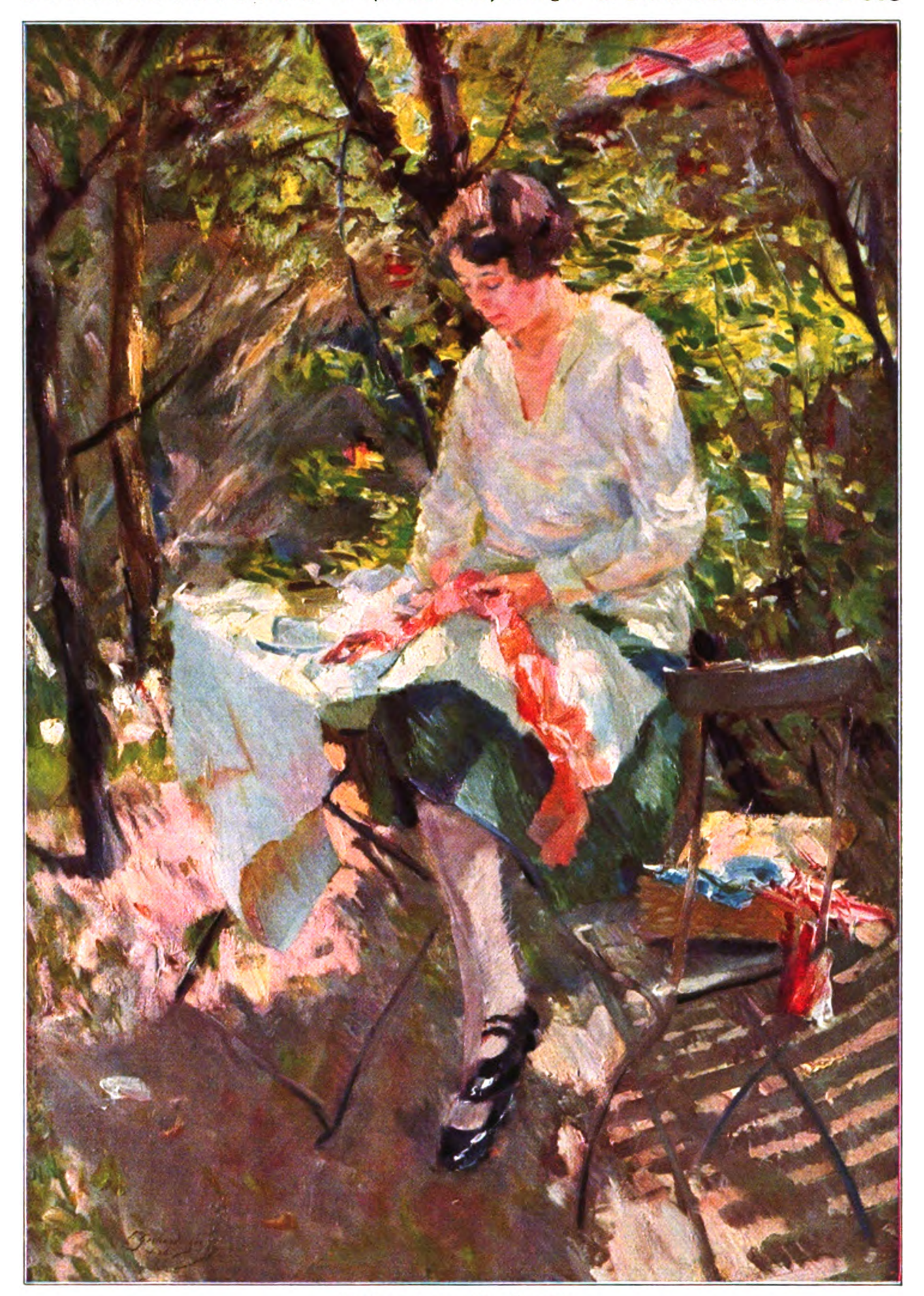
Gerhardingers früheste selbständige Arbeiten fallen in die Kriegsjahre; sie entstanden in der Zeit, die ihm seine militärische Inanspruchnahme für die eigene künstlerische Arbeit übrigließ. Vorübergehend konnte er sich auch als Kriegsmaler betätigen, er war an der Südfront und hat allerlei, was man da draußen zu sehen bekam, in Zeichnungen



Erwachen. Gemälde

und Bildern festgehalten. Lebhaft ist mir davon ein schönes Straßenbild aus Görz in Erinnerung geblieben.

Im Jahre 1918 trat Gerhardinger zum erstenmal mit einer Kollektivausstellung kleineren Ausmaßes im Münchner Kunstverein hervor: der Dreißigjährige gab so etwas wie einen Rechenschaftsbericht, wollte aber auch erproben, ob er mit seiner Kunst bei den Kollegen, den Kennern, den Kunstfreunden und in weiteren Kreisen des Publikums Resonanz finde. Es war ein Erfolg. Seine gediegene, an die große technische Tradition Münchens anknüpfende Art, seine Unbefangenheit gegenüber allem, was künstlerische „Mode“ war, sein unverkennbarer Ernst und sein großes Können gewannen ihm Freunde. Freilich war alles noch sehr in der Entwicklung. Noch war das Wohin der Fahrt nicht klar, Gerhardinger war noch ein „Werdender“ — aber grade dies zog an. Drei Gruppen von Bildern, soweit man vom Stofflichen, vom Thematischen her den Charakter der Kunstwerke ansehen will, hoben sich heraus: Stilleben, Landschaften und die Stadtbilder, besonders jene von der Auer Dult. Die Stilleben in verschiedenartiger Komposition, indessen doch mit Vorliebe Äpfel auf Zinntellern, Gläser, einen Bund Spargel, Lauch, Fleischstücke, eine Apfelsine, Porzellan zum Vorwurf wählend, standen sehr im Zeichen Schuchs, obwohl der junge Gerhardinger bestrebt war, sich selbst zu geben, nicht ausschließlich als Gefolgsmann des großen Meisters zu erscheinen. Aber man sah ihn nur durch Schuchs künstlerische Persönlichkeit hindurch; es war unmöglich, nicht an Schuch zu denken. Dieser Zustand blieb noch bestehen, auch als Gerhardinger längst gelernt hatte, seine Palette unabhängig von großen Vorbildern aufzusetzen, als seine Technik keiner Stützen mehr bedurfte, als seine Komposition unabhängig und sein Strich frei geworden war. Was ihn mit Leibl und Schuch verbindet und damit in die große Münchner Tradition einordnet, ist die stillebenmäßige Auffassung der Kunst, das Ruhende, Feste, dem Flüchtigen Abgewandte. Damit trifft er allerdings nicht den Ton der



In der Gartenecke. Gemälde

Zeitkunst. Auch einer der vortrefflichsten Kunsttheoretiker der Gegenwart, Heinrich Wölfflin, ist ein Gegner des Stillebens, denn er gründet den Begriff des Malerischen auf den Eindruck der Bewegung, da sie wegen des Mangels der Körperlichkeit durch den Schein zu wirken habe und weil sie ihre Mittel, wie keine andere Kunst, zur



Puppen. Gemälde

Darstellung der Bewegung befähigen. Demgegenüber kann sich Gerhardinger (wenn er sich auf das Theoretisieren einläßt, was ich nicht für notwendig halte, denn der Maler soll seinem Impuls folgen und seine Werke für sich sprechen lassen) auf Leibl berufen, dessen Geltung gerade auf dem Stillebenmäßigen, auf dem absolut Malerischen beruht. Dem literarisch Problematischen, zu dem auch die Frage, ob der Eindruck der Bewegung das Wesentliche der Malerei sei, war Leibl abhold, und als man einmal in einer Künstlergesellschaft, in die der große Einsame unglückseligerweise hineingeraten war, das Thema in Debatten und heftigen Wechselreden zu Tode ritt, sagte er in seiner gelassenen Art mit einem Vergleich, den er aus seiner geliebten Jägerei holte: „In der Malerei gibt es Flugschützen und Standschützen — ich bin ein Standschütze.“ Er hatte in seiner schlichten Art den Nagel auf den Kopf getroffen. Es bedeutete in der Tat eine große Verarmung der Kunst, wenn wir neben Marées und Böcklin, neben Hodler und Van Gogh Künstler wie Leibl, Trübner, Schuch nicht gelten ließen, weil sie die stillebenmäßige Malerei betrieben. Auch das Stilleben ist im großen Haushalt der Kunst notwendig.

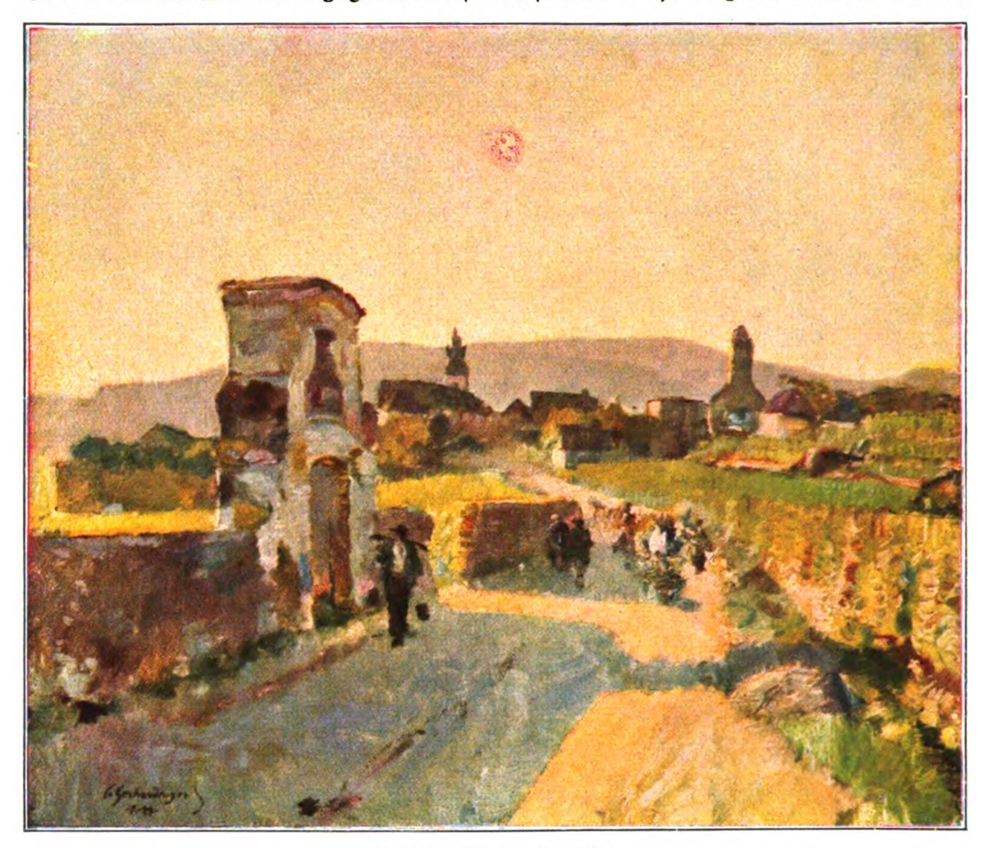
Nun, Gerhardinger ist ein „Standschütze“, obwohl er zuweilen auch Bilder malt, die voll Bewegung, voll kribbelnden Lebens sind. Es braucht nur an die Bilder, die er von der Auer Dult schuf, dem bewegten, farbenfrohen Jahrmarkt und Volksfest in der Münchner Vorstadt Au, erinnert zu werden. Mitten in der ihn umdrangenden und sich selber drängenden und schiebenden Menschenmenge, von Drehorgeln umkreischt und flatternde weißblaue Fahnen zu Häupten, hat Gerhardinger diese Bilder gemalt, die aber nicht etwa „Impressionen“ im Sinne der französischen Straßenbilder eines Claude Monet und Pissarro wurden, sondern münchnerisch, in gewissem Sinne auch stillebenmäßig blieben.

Die Landschaften Gerhardingers enthüllen ein sehr lebhaftes Naturgefühl, das aber nicht geradezu schwärmerisch und pantheistisch ist, sondern sich an die Wirklichkeit, an die Tatsachen hält und sich an dem erfreut, was da ist, nicht an dem, was man ahnungsvoll in die Landschaft hineindenkt. Die Natur ist ihm im Sinne Goethes „die ewige Zier“, auf die er seine schaufrohen Augen richtet, ohne daß er Hintergründiges, Mystisches, Transzendentales aus ihr herausfühlte. Dafür ist auch die Wahl seiner



Anemonen und Mohn. Gemälde

Motive charakteristisch. Ursprünglich, als er in seiner Bewegungsfreiheit noch gebunden war, genügten ihm ein paar hundert Schritte in die Münchner Isarauen hinein; vor der von großen, alten Bäumen beschatteten Handschuhfabrik stellte er seine Staffelei auf. Dann war es die wenig bekannte herbe, stille Landschaft des Samerbergs, die ihn anzog: das ist ein Höhenzug hinter Rosenheim, dem eigentlichen Gebirge vorgelagert, und deshalb mit besonders weiter, prächtiger Schau ins Land. Hier hat Gerhardinger manche Sommer- und Winterwoche in fleißiger Arbeit zugebracht. Zumal der malerischen alten Mühle, die jetzt abgebrochen ist, gehörte seine ganze Liebe. Er hat ihre Tatsachen-Romantik zu einem Bild gestaltet, das in seiner jüngsten großen Kollektiv-Ausstellung in der Galerie Heinemann in München (November — Dezember 1926) ein Hauptwerk bildete. Der Umkreis seines Studienbezirkes weitete sich immer mehr. Mit gleichgesinnten Kunstgenossen, von denen ihm besonders Otto Miller-Diflo und Erich Müller, beide hochbegabte Landschaftsmaler, nahestehen, zieht er gern in das oberpfälzische Städtchen Kallmünz am Einfluß der Vils in die Naab, oder nach Harburg an der Wörnitz, wo von der Höhe die alte Burg herunterschaut auf das verschlafene Städtlein mit seinen gemütlichen, den Übergangscharakter von schwäbischer zu fränkischer Bauart bekundenden Häusern. Gerhardinger fand hier viele schöne Motive, obwohl er kein Motivejäger ist; im Gegenteil, man kann ihn vor eine weißgetünchte Hauswand setzen oder vor eine staubige Landstraße, und er wird als echter, absoluter Maler, der er ist, auch da unerwartete Schönheiten, die sich vor profanen Augen verschließen und verbergen, herausholen. Vor ein paar Jahren wanderte er durch die fröhliche Wachau, den weingesegneten Landstrich Niederösterreichs, an der Donau hin, bei Spitz und Schwallenbach; dieser Marsch wurde ihm zum künstlerischen Erlebnis, das ihm manches Bild, darunter die schöne, helle Studie „Sonnige Straße“, schenkte. Kurz vorher aber war ihm etwas anderes zu einem ebenso nachhaltigen Eindruck gediehen: er hatte eine deutsche Galeriereise gemacht, in Berlin, Frankfurt, Köln, Hamburg, Dresden, Leipzig und anderwärts alte und neue Meister gesehen und damit eine Lücke seiner künstlerischen Entwicklung geschlossen. Braucht man wohl zu versichern, daß von dieser Galeriereise nichts so nachhaltig in ihm



Sonnige Straße. Gemälde

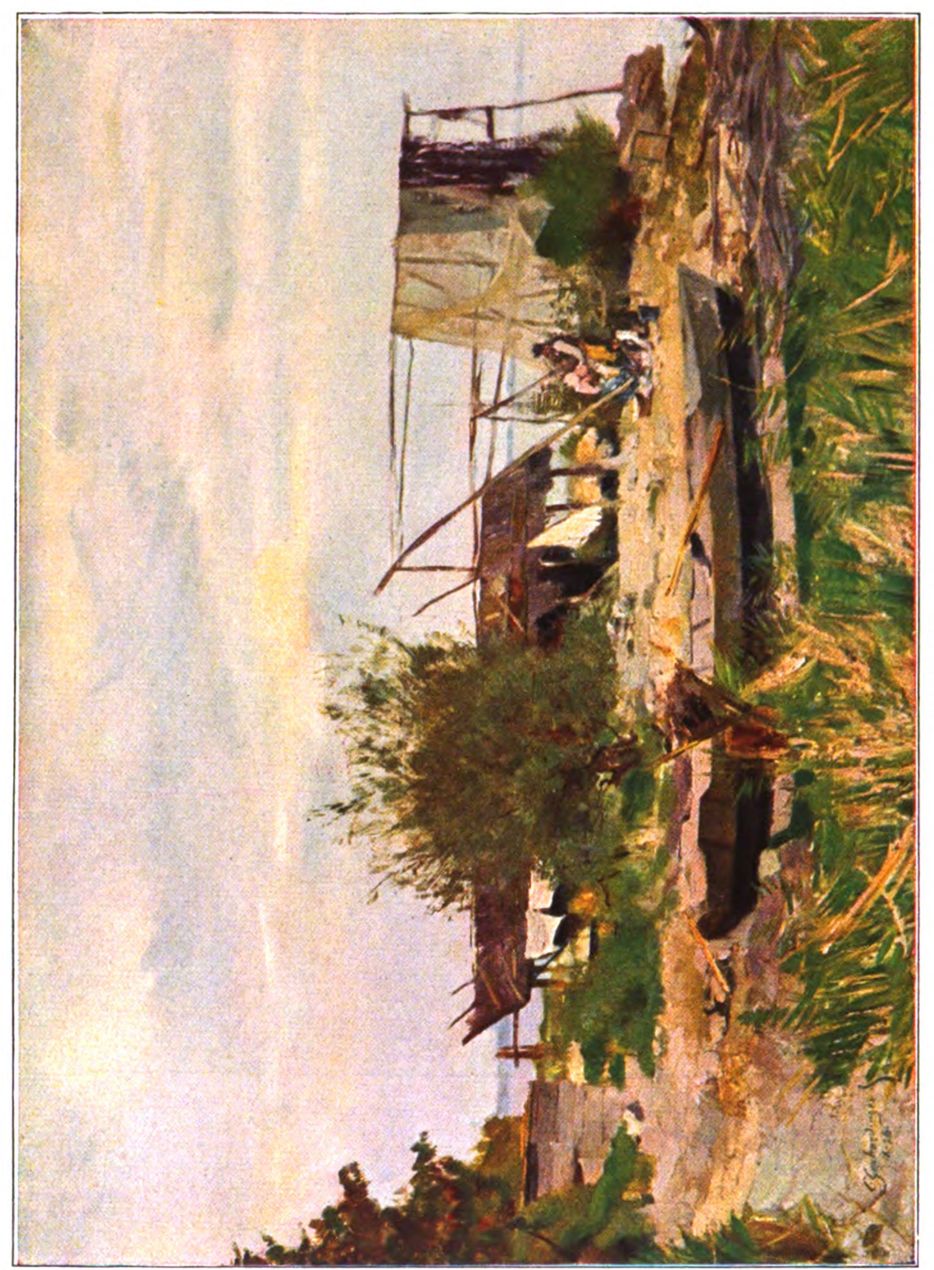
weiterwirkte wie der überwältigende, sein ganzes Sein erfüllende Eindruck, den er in Köln, im großen Leibl-Saal des Wallraf-Richartz-Museums, erfuhr? Man kann sich in der Tat vorstellen, wie dieses Erlebnis eigenen Schauens einen Künstler packen mußte, dem Leibl der Inbegriff, das hohe Ideal der Malerei ist, der aber bis dahin nur die relativ wenigen Werke des Meisters, die die Münchner Staatsgalerie beherbergt, kennengelernt hatte, sonst aber auf die Reproduktionen angewiesen war!

Samerberg und Wachau, Kallmünz und Harburg, die Galeriereise — noch fehlt ein wichtiges Glied in der Kette der äußeren Entwicklung, der von außen auf das Wesen Gerhardingers stoßenden und es zur Entfaltung treibenden Dinge: die Fraueninsel im Chiemsee! Das ist ein altes Malerparadies, in das seit fast hundert Jahren Münchner und Wiener und Berliner Künstler wallen, ein wunderschönes, im Grunde unberührt gebliebenes, sein ländliches Gepräge heute noch treu bewahrendes Eiland mitten in der blauen Flut des von Bergen umstandenen bayrischen Meers. Hier verbringt Gerhardinger seit einigen Jahren seine Sommer, glückliche, gesegnete Künstlerferien, die sich aber nicht in seinen gewagten Segelbootfahrten, ganze Sommertage hindurch, erschöpften, sondern auch den Maler zur Arbeit spornen, ihn fördern und in seiner künstlerischen Entfaltung Entscheidendes bedeuten. In den letzten Jahren sind auf der Fraueninsel Bilder entstanden, die im Schaffen Gerhardingers insofern besondere Geltung haben, als sie Luft und Licht, größere Helligkeit und vermehrte, außerordentlich gesteigerte Farbigkeit seiner Palette zur unmittelbaren Folge hatten. Eine gewisse Schwere und eine oft etwas zäh wirkende Tonigkeit, durch allerlei technische Finessen unterstrichen, war den früheren Werken Gerhardingers eigen gewesen. Diese der vollen, zum Optimismus und zur Lebensfreude rufenden Wirkung von Gerhardingers Kunst hinderlichen Elemente überwand er, indem er die Atmosphäre und die gesellige Sphäre der Fraueninsel auf sich wirken ließ. Der Landschafter fand hier am Seeufer und im Blick über das schimmernde weite Gewässer nicht nur die dankbaren, ansprechenden Motive, hier stellten sich ihm auch malerische Probleme, die ihn zur Auseinandersetzung, vor allem mit der Darstellung der Luft, der Atmo-



Bildnis. Gemälde

sphäre, zwangen und ihn vor Stillestand bewahrten. Ein Bild wie der „Fischerweg auf der Fraueninsel" zeigt Gerhardinger konstruieren: Hier wie dort Bewegung im Figürlichen, das aber der betonten Umwelt, dem Landschaftlichen und der



Seeufer. Gemälde

von einer neuen malerischen, d. h. koloristischen Seite.

Zunächst fühlt man sich getrieben, eine Verbindung zwischen Gerhardingers frühen Dultbildern aus den letzten Kriegsjahren und diesem „Fischerweg" von 1926 zu Luft, gegenüber Staffage bleibt — dann aber erkennt man bald, um wieviel reicher, freier, lockerer dieses Chiemsee-Bild ist, wie hier die Luft Ausdruckskraft gewann, vor allem: wie Gerhardinger malerisch fortschritt, wie er heute eine ganz andere

Qualitätsklasse darstellt. Aus diesem Gemälde heraus erklärt sich auch die durchsichtige Art, die erhöhte Farbigkeit eines Bildes wie „Puppen“ oder des Stillebens mit Mädchenköpfe ganz vor die Luft, vor den Horizont stellte und weich herausmodellierte. In der Reihe seiner Figurenbilder, denen er sich mit Bildnissen und besonders mit



Mühle am Samerberg. Gemälde

Anemonen und Mohn, das ja eigentlich kein echt Gerhardingerisches Stilleben im Sinne seiner früheren, allgemein noch als für ihn charakteristisch geltenden Malweise ist.

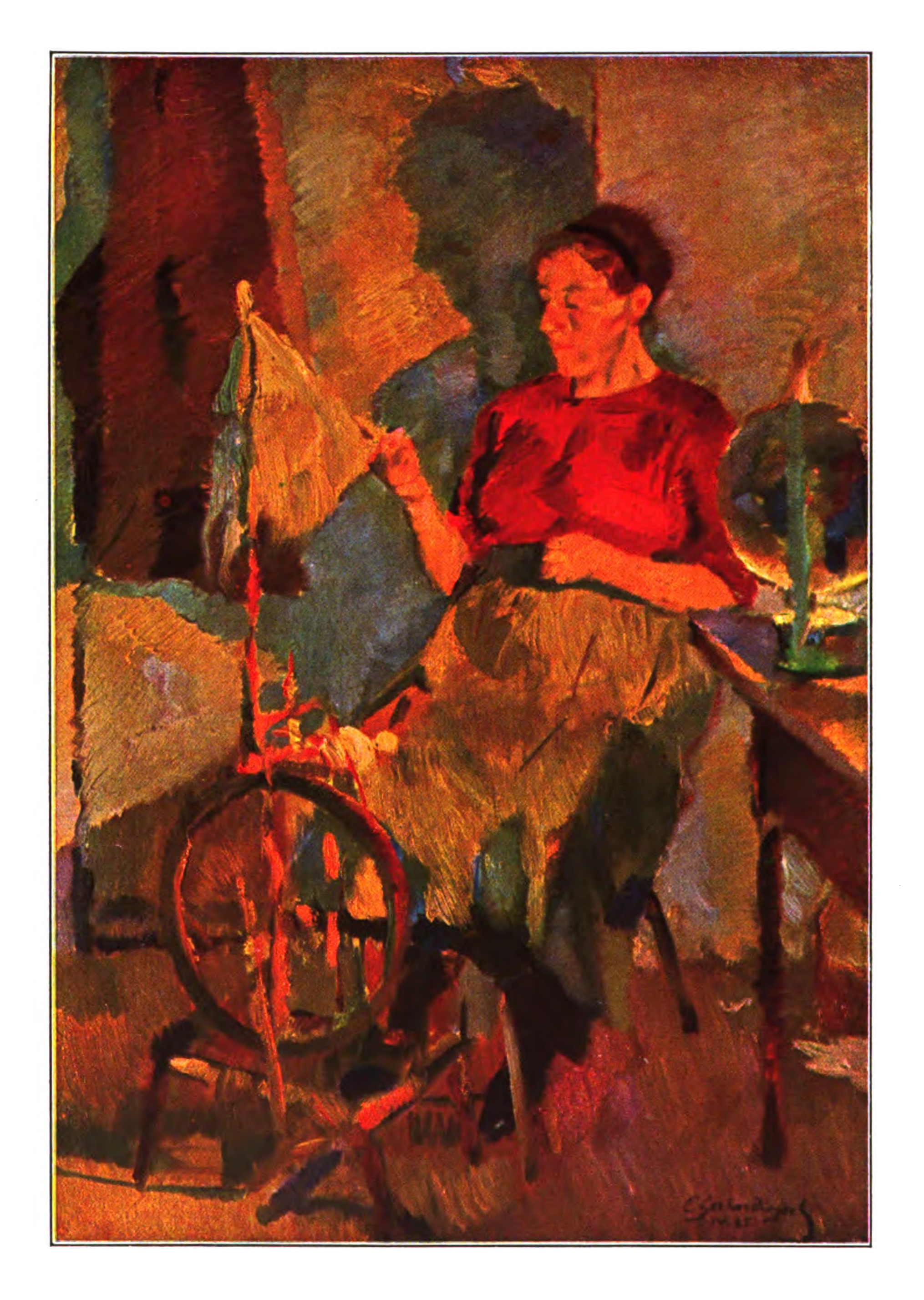
Am Chiemsee entstand auch das Bild „Abendsonne“, bei dem der Künstler zwei sorgfältig durchgearbeiteten weiblichen Akten zuwandte, ist es eines der bedeutungsvollsten.

In dieser Reihe sind außerdem die Atelier-Bilder bemerkenswert. Vor ein paar Jahren sah man im Glaspalast auf der Seite der Künstlergenossenschaft, der



Abendsonne. Gemälde

Gerhardinger bis vor kurzem angehörte (jetzt hat er die Sezession bei den Konservativen mitgemacht und bekennt sich zur Neuen Münchner Künstlergenossenschaft), einen wundervoll durchgearbeiteten kleinen weiblichen Akt vor einem hohen Atelierfenster. Eine Variante, die in allem Beiwerk bereichert ist und das Interieurhafte des Bildes im Malerischen stark betont, ist das auf Blau gestimmte Gemälde „In der Werkstatt", das einen hübschen Akt zeigt und den Maler, der ihn zum Bild gestaltet.



Beim Lampenschein. Gemälde



Fischerweg auf der Fraueninsel. Gemälde

Ob man auch das Bild „Meine Modelle“ in diese Serie aufnehmen kann, muß ich dahingestellt sein lassen, wenn auch der Titel in diese Richtung weist. Auf alle Fälle scheint es sich mehr um eine Boudoir-Ecke als um ein Atelier zu handeln. Gerhardinger hat mit diesem fast überreichen, mit Motiven allerart bedachten, in Stilleben, Figurenstück und Interieur gleichermaßen hineinragenden Bild größten Formats der Abteilung der Künstlergenossenschaft auf der 1. Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926 den „Clou“ gegeben. Einige kleinere Bilder des Künstlers, z. B. ein Mädchenbildnis mit ausgezeichnet gemaltem Pelzwerk und ein frisches, anmutiges Gartenstück, bestätigten den Eindruck, den jeder unbefangene Kunstfreund gewann, daß die Münchner Künstlerschaft und die Münchner Kunst in Gerhardinger eine ihrer fähigsten Kräfte besitzt und, wenn er nur will, auch eine Entfaltung an neuen Ufern verheißende und ihrer Aufgaben sich klar gewordene ausgesprochene künstlerische Persönlichkeit.



Selbstbildnis des Künstlers

Die Landstraße

Novelle von Gustav Renker

Wenn der Mesner von Maria Luschari die Spitze eines Wallfahrtszuges aus dem Walde treten sah, begann er am Glockenstrang zu ziehen. Das Hämmern des etwas harten Glockentones flog dann als freundliche Begrüßung über die steilen, von Almrosen durchbluteten Weidenhänge hinab zu dem Saum der wipfelbewegten Fichten, aus denen der behutsam zur Höhe kreisende Weg vorbrach. Eine gute Viertelstunde ging es noch vom Waldsaum zur Kirche hinauf, und diese Viertelstunde läutete der Mesner getreulich aus. Unterdessen rüsteten im Mesnerhause, das zu einer stattlichen Gastwirtschaft erweitert war, die Mesnerin und ihre beiden Töchter Tische und Stühle, schlugen ein Faß Bier an, zogen Wein in großen Doppelliterflaschen ab und stellten das in Krauthäfen tief versenkte Geselchte über das Feuer. Rund um die Kirche weckten die Töne der Glocke quellfrisches Leben wie der Stab Moses, da er in der Wüste an den Felsen schlug. Kleine Bretterbuden standen dort, mit unterschiedlichem Kram angefüllt und herrenlos, so daß ein unredlicher Mensch hätte nehmen können, wonach er gerade begehrte. Ein sonnenfauler Kater hockte blinzelnd auf einer Steinplatte des Weges, und ein fürwitziger Apollofalter zitterte blütensuchend über dem trügerisch bunten Allerlei der Buden. Hie und da klirrte der lustige Bergwind spielerisch in den leise schaukelnden Glaskettlein und Rosenkränzen, und aus der Taltiefe, die von einem hellblauen Dunst verschleiert war, kam die gedämpfte Musik der stürzenden Wildwässer.

In diese Ruhe sprudelte alsogleich geschäftstüchtiges Leben, wenn der sorgsam ausschauende Mesner die Glocke zum Gruße der nahenden Wallfahrerschar singen ließ. Aus einem der frei um die Kirche gewürfelten Gebäude hasteten die Besitzer der Buden. Die Betbüchelthres riß vor ihrem Stand die Sonnenplache weg, die verhindern sollte, daß all die schönen Hefte, Büchlein und Bilder vom starken Höhenlicht ausgebleicht würden. Der Rosenkranznaz schob seine Ware je nach Preis und Größe in Abteilungen auseinander. Die Lebzeltenstandlerin ließ alte, schon etwas ausgedörrte Stücke verschwinden und ersetzte sie durch neue, auf denen der Zuckerguß brennender Herzen und säbelzückender Reiter hell wie gefrorener Mondschein glänzte. Der Wachszieher aber tat einen forschenden Blick über die Alpweiden hinab zum Weg, wo sich die Prozession mit der feierlich flatternden Kirchenfahne langsam heraufschlängelte. Leuchteten grellfarbene Frauenkleider durch das herbe Grün der Bergwiesen, dann waren es Windische (Südslawen), die kamen. Die hatten hauptsächlich Bedarf an wächsernen Nachbildungen menschlicher Körperteile. Der Weg aus dem windischen Land zum Gipfel des Luschariberges war weit und wurde nur ernsthafter Gebrechen und Krankheiten halber unternommen. An wächsernen Herzen, Beinen, Armen und Fingern war immer Bedarf. Wies der nahende Zug aber dunklere Farben auf, dann nahten deutsche Wallfahrer aus Kärnten oder Salzburg. Die gingen, wenn sie ein körperliches Übel plagte, lieber zum Arzt, vertrauten hingegen der Mutter Gottes von Luschari Viehschäden, Schutz des Hauses vor Naturgewalten und Sorge um die Ernte an. Wächserne Kühe, Kälber und Schweine, Sankt Floriane mit unerschöpflich strömenden Wasserkübeln und Feldfrüchte allerart waren in diesem Falle sehr beliebt. Von jungen Personen beider Parteien aber wurde immer wieder eines begehrt, und demgemäß hatte der Wachszieher davon auch einen ansehnlichen Vorrat: Herzen mit grausam durchbohrendem Pfeil. Denn die irdische Liebe, welche von der himmlischen Erfüllung erhoffte, war bei Deutschen und Windischen in gleichem Maße verteilt.

Es war dazumal ein Sommer, der mit glashellen Morgenstunden, geheimnisvoll träumender Mittagschwere und grünseidenem Abenddämmern über die Berge ging. Die hohen Grate und Zacken der Julischen Alpen hatten längst ihre Silbermäntel abgelegt, nur aus schattigen Runsen und Schluchten tasteten hartgeballte Lawinenzungen zu den flimmernden Geröllfeldern nieder, und der zersägte Block des Jof di Montasio wies der Grenze zwischen italienischem und deutschem Lande den Weg.

Wenngleich es nicht in die Begebenheiten dieser jedem Weltgeschehen fernen Geschichte gehört, mag hier erwähnt sein, daß zwei Jahre später über die riesige Sperrmauer des Montasiogrates italienische Granaten heulten und das Gotteshaus auf dem Gipfel des Luschari mit den umgebenden Gebäuden in Trümmer rissen, daß ferner fünf Jahre nachher in den deutschen Tälern rund um den Wallfahrtsberg die Trikolore Italiens wehte.

Die Spitze des Wallfahrtszuges hatte die kleine Siedlung um die Kirche erreicht, und der Mesner ließ den Glockenstrick fahren, um sich mit erhöhtem Eifer seinem Wirtsgeschäfte zu widmen. Aus dem Walde ameiselten die letzten Nachzügler emsiger hervor, um das verheißungsvolle Stück Weg über die baumlosen Hänge zu bewältigen. Die Sonne stand hoch im Mittag und holte durch ihre nun unbehindert niederflirrenden Brandpfeile ein, was ihr bisher der Waldweg an flammendem Schabernack verwehrt hatte. Einige Boshafte des Vortrupps schwenkten von oben, auf der Terrasse des Wirtshauses stehend, volle Bierkrüge gegen die Nachhut, was ein auffälliges Beschleunigen der Gangart zur Folge hatte.

Im breitgekegelten Schatten einer Wettertanne aber lag einer, auf den weder das nun verhauchende Echo der Glockenklänge noch die topasglänzenden Bierkrüge irgendeine Wirkung auszuüben vermochten. Neben sich hatte er einen Plutzer liegen, der nicht mit eitel Quellwasser gefüllt sein mochte, und von einem Stücke kalter Polentamasse schnitten die breiten, blinkenden Zähne halbkreisrunde Bissen ab. Der Mensch freute sich, daß nun nach dem schnaufenden Singsang der Prozession und dem Tripptrapp der vielen Füße wieder Ruhe war. Neid gegen die Leute, die vielerlei Labung des Körpers und der Seele am Gnadenort entgegengingen, war keineswegs in dem sonnverbrannten Gesicht des Mannes unter der Wettertanne, aber wie Spott hatte es doch manchmal um die Mundwinkel gezuckt, wenn er den Eifer der Emporkrabbelnden beobachtete. Als nun, lange nach den letzten der Prozession, ein einzelnes Frauenzimmer aus dem Waldweg in den Sonnenglast der Almwiese trat und den nahen Anblick der Kirche mit einem raschen, stillgeflüsterten Gebet begrüßte, konnte der Beschauliche im Schatten ein leichtflatterndes Spottwort doch nicht verhalten. „Jetzt mußt noch durchs Fegefeuer, bevor daß du beim vollen Bierkrug sitzest.“

Die so unvermutet Angerufene sah ihn mit einer stillen, feinen Bewegung des Kopfes an. „Wenn's Fegefeuer nicht schlimmer ist, hab' ich vor dem Sterben keine Angst. Und nach dem Bierkrug verlangt's mich nicht.“

„Was willst denn nachher oben?“

„Beten halt.“ Sie tat zwei zögernde Schritte aus den letzten, spitzen Wipfelschatten auf die Wiese.

„Magst für mich auch beten?“ rief er ihr lustig nach.

Sie wandte sich noch einmal und blickte ernsthaft zu ihm.

„Wenn du's nötig hast, tu' ich's gern.“

„Wohl hab' ich's nötig, denn selber kann ich's nicht und wüßt' auch keinen in der Welt, der's für mich tät'.“

Sie nickte, ohne daß er aus diesem Nicken eine Abweisung oder Gewährung entnehmen konnte, und ging ihres Weges weiter. Der Bursch unter der Tanne sah ihr nach, wie sie bedachtsam und gleichmäßig den Hang emporstieg mit den Schritten eines Menschen, der das Gehen auf steilem Bergpfad gewohnt ist. Die langen, schwarzseidenen Bänder ihres Hutes, der mit dunklen Stoffrüschen hoch aufgetürmt war, wurden vom Wind wie flatternde Wimpel hin und her bewegt. Aus dieser Art der Kopfbedeckung erkannte der Mann, daß die einsame Wallfahrerin aus einem Tale Oberkärntens stammen mußte, wo solche Hüte zur Landestracht des Weibervolkes gehören. ‚Schade,‘ dachte er. ‚Ein so liebes Gesichterl und dabei doch eine Knierutscherin und Betschwester.‘ Damit war die flüchtige Begegnung für ihn abgetan. Wenn er allen Menschen, die da oder dort seinen krausen Pfad kreuzten, hätte nachsinnen wollen, wäre er nie zu einem Ende gekommen. Er zermalmte mit seinen starken Kiefern das letzte Stück Polenta und nahm einen Schluck aus dem Plutzer. Dann barg er diesen in dem verschlissenen, an den Ecken durchgeschabten Rucksack, den er über die Achseln warf, und tauchte absteigend in den Waldschatten ein. Mühe eines beschleunigten Schrittes gab er sich nicht, denn ziellos wie sein ganzes Leben war auch der heutige Tag. Aus dem Zweiggeflechte brannten die roten Ziegeldächer des Dorfes, das noch tief unten lag. Dort gab es Herbergen für die Nacht, ohne daß diese Aussicht die Schritte des Dahinschlendernden beflügelt hätte. Denn er hatte wohl kein Geld, um sich in einem Gasthof eine kurzbefristete Heimstätte zu suchen. In seinem Rucksack knisterte noch ein Papiersäcklein voll Polentamehl — das hatte er sich drüben im Italienischen verdient. Auch der Tonplutzer war ihm dort mit Beerenschnaps gefüllt worden. Und Heuschupfen gab es allerorten, verstreut auf waldversteckten Almwiesen.

Über eine dieser Wiesen rieselte das mildere Licht der Sonne, die nur mehr handhoch über den Bergen stand. Der Schupfen war bis obenhin gefüllt mit Bergheu, und eine Quelle kicherte irgendwo in der Nähe aus dem Moosgestein hervor. Im Rucksack befand sich unter anderem auch eine eiserne Sterzpfanne. Die füllte der Landstreicher

halb mit Wasser, setzte sie über einen rasch errichteten Herd aus vier quadratisch aneinandergestellten Steinplatten und entzündete darunter ein rasch aufloderndes Feuer aus zusammengerafftem Dürrgeäst. Das Polantamehl schüttete er in das kochende Wasser, tat ein wenig Salz dazu und rührte nun die Masse so lange, bis die Körner aufquollen und aus dem Brei ein kräftig gestockter Fladen wurde.

Über dieser Beschäftigung war es mählich Abend geworden. Der Wald stand wie eine schwarze Wand rings um die noch matt erhellte Wiese. Mit dem Verschwinden der Sonne hatte der Himmel eine grün verblassende Farbe angenommen, von der sich die bleigrauen Grate der Berge scharf abhoben.

Der Einsame vor der Heuhütte wollte seine säuberlich ausgelöffelte Sterzpfanne auch an der Unterseite von der Brandschwärze des Feuers reinigen, ohne auf der Wiese den dazu nötigen Sand zu finden. Deshalb begab er sich die wenigen Schritte durch den Wald zum Hohlweg zurück, durch den er abgestiegen war und der scharfkantige Steinchen in Menge aufwies. Als er eben im besten Reiben und Scheuern war, brach die nachtverträumte Stille vor dem Hall rascher Schritte entzwei. Das junge Weib von heute mittag kam den Weg herab und fuhr erschreckt zusammen, als es plötzlich die Stimme des Mannes traf, der am Wegrand zu einem dunklen Klumpen zusammengeballt saß und bei eiligem Gehen auf dem nur mehr schwach kenntlichen Pfad wohl zu übersehen war.

„Hab' keine Zeit, oben zu übernachten," antwortete sie auf seine Frage. „Ein bissel verspätet hab' ich mich auch, und bis ins Dorf wird's wohl noch eine gute Stunde sein."

„In der Stunde fällst du zehnmal hin und brichst dir Füße und Arme. Denn wir haben Neumond, und in einigen Minuten ist's so finster, daß man nicht die Hand vor den Augen sieht. Übrigens — hast du für mich gebetet?"

Er fühlte, daß sie ihn starr und streng ansah, ohne mehr von ihr zu gewahren, als die Helligkeit ihres Gesichtes.

„Freilich hab' ich für dich gebetet. Hast's wohl notwendig. Und jetzt gute Nacht."

Er sah ihren abwärtsgleitenden Schatten mit dem Dunkel des Waldes eins werden und hörte ihre sich entfernenden Schritte. Die Sterzpfanne hielt er in der einen Hand, das Büschel Reisig, mit dem er das Metall gefegt hatte, in der andern. Eine Starrheit jäher Beglückung hielt ihn in dieser Stellung fest. Ihre Worte hatten wie ein lichtes Wunder in die Unstetheit seines Stromerdaseins geleuchtet. Ein fremder Mensch war da des Weges gegangen, durch nichts ihm verbunden, von ihm mit der Bürde einer spöttisch gemeinten Aufforderung belastet und hatte doch diese Last bis vor den Altar der Gottesmutter getragen. Wie ein Blitz furchte seine Erinnerung lange Jahre ruhelosen Wanderns zurück, erfolgreicher oder hinausgeprügelter Bettelei, lässig hingeworfener Arbeitsmöglichkeit. Mit ihm gelacht, mit ihm getollt, mit ihm strohfeuerschnell geliebt — da und dort so viele, so gleichgültige.

Für ihn, an ihn gedacht über den kargen Augenblick niemand.

Für ihn gebetet? Die Mutter, damals — — undenkbar lang war es her.

Er ließ die Sterzpfanne in die Steine rasseln und sprang den holperigen Weg hinab. „He! Du! Dirndel! Wart' ein bissel!" Der Wald gab Echo und irgendwo schwirrte ein Nachtvogel auf.

Hundert Schritte tiefer traf er sie wieder. Sie stand ratlos an einer Teilung des Weges und wandte sich rasch, als freue sie sein Kommen, zu ihm. „Jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich da recht geh'."

Etwas atemlos stieß er ihr die Frage entgegen: „Ist das wirklich und wahrhaftig so, daß du für mich gebetet hast?"

„Ein Närrischer bist du. Aber wenn ich's gesagt hab', wird's wohl so sein müssen."

„Sag' mir das, wie du gebetet hast."

„Das ist doch nicht schwer zu erraten. Sitzt da ein Mensch am Waldrand, dem man auf den ersten Blick ansieht, daß er ein Landstörzer ist, der für den Glauben nur Spott hat. Da sagt man der Gottesmutter halt, sie soll sich um den verlaufenen Menschen annehmen, ihm eine Heimstatt weisen und vor neuem Abirren behüten. Jetzt weißt es und jetzt sag' mir, welcher Weg ins Dorf führt."

„Wie soll ich das wissen? Ich bin hier auch zum erstenmal."

„Dann werd' ich also aufs Geratewohl gehen müssen."

„Ich tät's nicht raten. Der Berg hat Schluchten und Wände, und die Nacht ist finster."

„Wenn ich nicht mehr aus weiß, bleib' ich sitzen bis zum Morgenlicht. So eine warme Julinacht wird wohl zu überdauern sein."

„Ich könnt' dir ein Nachtlager weisen, wenn du mir vertrauen wolltest."

Er fühlte durch die Dunkelheit hin ihren ablehnenden Blick.

„Dir vertrauen — wenn ich viel Geld da hätt', tät' ich's nicht."

„Ein Räuber bin ich nicht," fuhr er auf.

„Kann sein, kann auch nicht sein. Aber was für ein Nachtlager meinst du? Auf den harten Boden kann ich mich auch allein legen."

„In einer Heuhütte hab' ich mich eingesiedelt."

„Im Heu ist gut liegen — wenn man allein ist."

„Ich tu' dir nichts, dir nichts. Weil du — für mich gebetet hast. Und wenn du willst, leg' ich mich vor der Hütte ins Gras."

„Das darf ich nicht begehren. Aber trauen will ich dir. Also führ' mich."

„Ist gleich oben auf der Wiese. Komm mir nur nach, Dirndel."

„Ein Dirndel bin ich nicht, sondern eine Frau."

Sie stiegen schweigend den Hohlweg wieder empor. Nach der Sterzpfanne suchte er in den Dunkelheit vergebens, aber die Wiese leuchtete doch durch die schwarze Masse des Waldes, als strahle sie jetzt tagsüber empfangenes Licht in zarten Wellen wieder aus. Klotzig und gestaltlos stand in ihr die Heuhütte wie ein in den Boden abschießender Schlund. Als sie vor ihr standen, ließ die Frau ihr Bündel zu Boden gleiten und setzte sich in das Gras, den Rücken an die Hüttenwand gelehnt.

„Etwas essen muß ich noch. Ich hab' mir's auf den Abend im Dorf aufsparen wollen. Wenn du hungrig bist, kannst mithalten." Sie schob ihm ein Stück Speck und Brot in die Hand.

„Man will doch wissen," begann sie nach einer Weile, „mit wem man es zu tun hat. Aus dem Land hier bist, aber doch hast was Fremdes in der Sprache."

„Das kommt davon, weil ich viele Jahre auswärts war. Da haben andere Sprachen dreingeredet und die Muttersprach' verschandelt."

„So weit bist herumgekommen?"

„Ja," sagte er, mit vollen Backen kauend. Er tat sich keinen Zwang der Zurückhaltung an, denn dieses körnige Bauernbrot und der rauchschmeckende Speck war etwas, das ihm lange, so lange fremd gewesen war. Aus dem Geschmack der Zunge wandelte sich die Erinnerung an alles, was einstens war. Und dieses Aufwachen grob zurückgestoßener Gefühle überflutete den harten Gegenwartsmenschen mit einer weichen, fast sentimentalen Stimmung.

„Wenn du mir nicht sagen willst, wer du bist," ließ sich die Frau vernehmen, „dann läßt es halt bleiben."

„Ich sag' dir's schon. Andreas Lassing heiß' ich und bin aus Sankt Veit. Vor zehn Jahren bin ich fort von daheim, wie die Mutter gestorben ist. Der Bruder hat das Geschäft und die Werkstatt übernommen — eine Tischlerei war's — und ich hab' nicht als Geselle bei ihm arbeiten wollen. Werd' wohl auch unstetes Blut gehabt haben, das hat mich fortgetrieben."

„Und jetzt willst wieder heim?"

„Nein. Nur grad' so durchwandern durchs Land. Nach dem Norden möcht' ist einmal. Zehn Jahre im Süden ist mir genug."

„Warst in Italien?"

„Bis ganz hinunter, wo der Feuerberg Ätna ist. Da hab' ich noch Arbeit gesucht und gefunden. Dann aber bin ich ins Nichtstun gekommen. Neugierig war ich, wie's in Afrika ist — da hab' ich mich in der Fremdenlegion anwerben lassen. Hart genug war's — ein Jahr geschunden in der Wüstenhitze, ein paar Monate malariakrank. Da bin ich durchgebrannt. Eines hat mir geholfen: schön blasen kann ich auf der Mundharmonika. Die Beduinen sind rein verrückt gewesen von der Musik, und so hab' ich mich durchgeschlagen." Er brach jäh ab.

„Weiter! Was war dann?"

„Ich erzähl' nicht weiter," sagte er trotzig. „Es klingt vieles, als wär's erlogen und aufgeschnitten. Morgen bei Tageslicht kann ich dir meinen Paß zeigen. Da kannst dann selbst lesen, wo ich überall war. Jetzt bin ich über den Balkan und längs der Küste wieder in die Berge gekommen."

„Und willst hier nicht bleiben?"

„Das Wandern liegt mir im Blut, und je knapper ich mich durchschlag', desto mehr freut's mich. Geh schlafen, Frau, ich richt' dir das Lager."

Er arbeitete und wühlte im Heu, während sie sinnend, die Hände über die Knie gelegt, dasaß. Als er von der Höhe des Schuppens wieder auf die Wiese niedersprang, sah sie, daß er seine Jacke abgelegt hatte. „Ich hab' sie dir als Kopfpolster hingelegt. Ist soweit sauber, und du liegst besser."

„Und du?"

„Ich schlaf' auf der drüberen Seite und grab' mich fest ins Heu ein. Das macht wärmer, als einem lieb ist. Jetzt geh und schlaf gut."

Er baute zwischen sich und sie eine unsichtbare Scheidewand, und sie empfand das. Wortlos stieg sie in den Schuppen hinauf und wuschelte sich dort im Heu ein. Mit einem Male aber kam noch ihre Stimme: „Gute Nacht, Andreas. Magst mir nicht die Hand geben?"

„Gute Nacht! — Herrgott, hast du eine weiche Hand. Du bist wohl nicht bei der Bäuerei?"

„Schneiderin bin ich."

„Ah, darum. Und heißen tust?"

„Anna Leirer."

„Also gute Nacht, Anna. Und ich dank' dir auch schön."

„Für was denn?"

„Wenn du das nicht selbst weißt! — Daß du gebetet hast für mich."

Eine Zeitlang blieb sie ganz still. Er dachte schon, sie sei eingeschlafen. Dann aber klang es nochmal, heimlich und zögernd, als verrate sie ein Geheimnis. „Jetzt bet' ich wieder für dich. Daß du seßhaft wirst unter den Menschen, zu denen du gehörst."

Darauf antwortete er gar nichts. Er lag, den Kopf in die Hand gestützt, im Grase vor der Hütte, und es war sehr still um ihn und in ihm. So wie in einer der vielen Wüstennächte, die er schon im Freien verbracht hatte, über sich die Sterne und rings in der Weite die wesenlos verschattende Unendlichkeit. Dort die Wälle, Gruben und Flächen von Sand, hier die zu schwarzer Masse geballte Einheit der Gebirgslandschaft. Im Grunde war es ja doch das gleiche, und die äußere Form der Erscheinung war zum Nichts geworden in dem Dunkel der Nacht. Irgendwelches Wünschen, aufgejagt durch die Nähe der schlafenden Frau, blieb stumm.

‚Es ist nicht immer so gewesen,' dachte er. ‚Nein, noch nie ist es so gewesen. Aber warum?'

Er grübelte dem nach, die stützende Hand sank nieder, der Arm wurde zum Kissen. Andreas Lassing spürte noch, wie der Tau spinnenleicht über Gesicht und Arme zu rieseln begann und schlief dabei ein.

⋆

Als er erwachte, geschah es von dem Lärmen der Vögel in Busch und Baum. Es tagte über den Felshäupten der Julischen Alpen, in den bunten Farbenstreifen des Morgens stand der Gipfel des Mangarts grau und groß wie ein ungeheurer Römerhelm. Das Kärntnerland erwachte; an die silberne Glocke der Hochalmspitz schlug der junge Tag mit einem goldenen Stäbchen aus Sonnenstrahlen, die Täler dampften Frühnebel auf und von den waldkrausen Hängen der Berge floß das Licht in breiten Strömen zur Tiefe nieder. Über der Waldwiese lag der glitzernde Glasschleier des Taues, an den von Halm zu Halm gespannten, leise zitternden Spinnwebfäden hing er gleich einer Brücke aus winzigen Sonnenkugeln, und alle Zweige waren seines Segens voll. Die Luft war herb und stark wie alter Wein, und von den Eisfeldern des Montasio kam ein leichter Wind, der aus den taunassen Zweigen einen gedämpften Regentropfenfall zur Erde zwang.

Andreas, der Landstreicher, richtete sich auf und sah die Hütte vor sich, unter deren niedrigem Dach das Heu in Büscheln hervorquoll. Auf einem Querbalken standen die Schuhe der fremden Person, von der er nichts als den Namen und daß sie Frau war, wußte. Sogleich kauerte ihm wieder die Frage ins Genick: warum?

Warum hatte er hier auf der Wiese geschlafen, statt ins Heu zu steigen und von der Fremden Besitz zu nehmen? Der Mann war in allem, was die Liebe betraf, eine sehr unproblematische Natur. Das Weib auf seinen Wanderfahrten, in den Hafenstädten, in Herbergen an der Straße, hatte ihn gelehrt, die Liebe nicht anders zu nehmen als Essen und Trinken. An diese mühelose Ausdeutung des großen Wunders gewöhnt, fand er auch jetzt eine sehr bequeme Erklärung: „Ich habe einfach keinen Appetit gehabt."

Aber zufrieden war er mit dieser Erklärung nicht. Ein Ungelöstes war noch immer in ihm.

Er stellte seinen Hafen, den er wiedergefunden und gereinigt hatte, mit Wasser gefüllt, über das neu entzündete Feuer und holte aus dem Rucksack eine Mischung getrockneter Würzkräuter, wie er deren stets zur Bereitung eines Morgentees zu sammeln pflegte. Seiner anspruchslosen Natur genügte dieser duftende, aber inhaltlose Trank stets, um das Gefühl der Nüchternheit am Morgen zu übertauchen. Ob die Anna Leirer damit zufrieden sein würde, war eine andere Frage. Aber er hatte in Gottesnamen keine Kondensmilch, Butter und Marmelade bei sich.

Während das Feuer die Dürräste zersplitterte und die vom Hafen niederrieselnden Tropfen in der Glut verpufften, holte der Landstreicher aus der Rocktasche seine Mundharmonika und begann zu blasen. Das gehörte bei ihm zum Frühstück wie bei anderen Leuten Brot und Butter. Es gab kaum etwas in der Welt, zu dem er in ein innigeres Verhältnis getreten wäre als das Instrument, das in der Hand von Kindern und selbst Erwachsenen zumeist nur ein Gefäß regellos hervorquäkender und durcheinander gewürfelter Akkorde darstellt. Andreas Lassing hatte der Mundharmonika allerletzte Feinheiten abgezwungen, wußte die Lippen so spitz und zierlich zu setzen, daß er aus einer einzigen der kleinen, vier-

eckigen Schallöffnungen einen klaren Ton hervorbringen, ja sogar zum Triller steigern konnte.

Damit begann er auch jetzt. Mit einem fast gehauchten, spitzfeinen Einzelton begann er, ließ diesen in gleichmäßigem Anschwellen stärker werden, zum Triller emporjauchzen, um dann plötzlich dem frohen Zwitschern durch einen geschickt verbundenen Baßton eine feste, ernsthafte Grundlage zu geben. Aus dem Baßton wurde ein Choral, dessen Feierlichkeit aber nichts Tragisches besaß, sondern durch leichte, harmonische Gegenbewegung eine fast graziöse Färbung erhielt. Zum Ende stampfte die Mundharmonika in einem derben Marsch daher, den Andreas in der Fremdenlegion gelernt hatte. Die alte, galgenhumoristische Weise begeisterte den ehemaligen Legionär so, daß er flugs das Instrument absetzte und das Lied mit seiner etwas kratzigen Stimme zu singen begann, dazu mit den Stiefelhacken begeistert im Grase trommelnd:

„Nous sommes les braves soldats de la légion étrangère.
Nous n'avons pas une patrie, n'avons pas une maison."

Die Wallfahrerin von Maria Luschari mußte davon erwachen; sie streckte den Kopf, in dessen verzausten Haaren Heuhalme und verdorrte Blüten hingen, unter dem Dach der Hütte hervor und unterbrach den Sänger mit einem Gutenmorgengruß. „Das gibt einen schönen Tag, wenn er schon mit Singen anhebt."

„Singen tu' ich auch, wenn's regnet oder schneit."

„Bist halt ein Kärntner, daß dir die Musik so im Blut liegt."

„Gar nichts bin ich. Nous n'avons pas une patrie," trällerte er vor sich hin.

„Was heißt das?"

„Ist ein Lied, das sie in der Fremdenlegion beim Marsch gerne singen. Wir sind die tapfern Krieger von der Fremdenlegion, wir haben keine Heimat und kein Vaterhaus. Und so weiter!"

„Du, das ist aber ein trauriges Lied. Wie kann einer keine Heimat haben? Und sich damit noch prahlen?"

„Das ist einmal so bei diesen Leuten. Und jetzt komm herunter, Dirndl."

„Ich hab' dir schon gestern gesagt, daß ich eine Frau bin."

„Dann ist dein Mann aber schön dumm, daß er so ein sauberes, junges Weiberl allein wallfahrten gehen laßt. Wenn zum Beispiel ich heut nacht hätt' schlimm sein wollen . . ."

„Bist es ja nicht gewesen." Sie errötete. „Mein Mann aber ist seit ein und einem halben Jahre tot."

„Da bist zur Maria Luschari gegangen, um einen Neuen bitten!"

„Über solche Sachen spottet man nicht."

Sie holte die Schuhe vom Querbalken und warf sie auf die Wiese. Dann ließ sie sich vom oberen Rand der Hütte niedergleiten. Er sprang hinzu und hob sie, ehe sie noch den Sprung ins Gras hinab tat, auf den Boden und hielt sie einen Augenblick länger, als es notwendig gewesen wäre, in den Armen. Und weil ihr Gesicht seinem so nahe war, küßte er sie rasch auf die Wange.

Die Frau tat, als sei nichts vorgefallen. Sie wies auf den Hafen, in dem eben das Wasser zu sieden begann.

„Was willst da kochen?"

Er warf die getrockneten Kräuter in das Brodeln. „Zufrieden wirst nicht sein — ein Tee aus allen möglichen Pflanzen, nur die richtige Teepflanze ist natürlich nicht dabei. Und zum Essen hab' ich noch ein Stück altes Brot im Sack."

„Ich hab' schon noch mehreres in meinem Bündel."

„Lustig ist's," sagte sie plötzlich mit hellem Auflachen. „Jetzt hab' ich vergessen, wie du heißt."

Er nannte seinen Namen. „Ich aber hab' die Anna Leirer nicht vergessen. Und Schneiderin bist, nicht wahr? War dein Seliger schon bei dem Gewerb?"

„Nein! Gebauert hat er. Eine Keuschen — ein kleines Bauernhäusel — haben wir gehabt und etliche Joch Land. Man hätt' leben können davon, wenn der Mann nicht allweil krank gewesen wär'. Aber so — recht armselig ist's gegangen. Da hab' ich das Schneidern gelernt und nebenbei was verdient. Wie er dann gestorben ist, hab' ich das Land verpachtet und nur die Keuschen behalten. So bring' ich uns halt jetzt durch."

„Uns?"

„Ja, das Kind und mich." Als verstünde sie, daß er noch mehr wissen wollte. „Ein Bub ist's, drei Jahre, Jokele heißt er. Und so lieb! Blonde Locken auf dem Köpferl über und über und Schwarzkirschenaugen im Gesicht. Sprechen tut er auch schon."

„Jetzt weiß ich viel von dir, Anna. Nur wo das alles ist: die Keuschen, die Felder und der Jokele, das möcht' ich noch gern wissen."

„Neugierig bist nicht. Na, 's ist ja kein Geheimnis: am Ossiachersee, Burg heißt man's, ist eine Ortschaft von etwa sechs

Häusern und eine gute Viertelstunde von der Bahnstation Bodensdorf entfernt. Bist jetzt zufrieden oder möchtest meinen Taufschein sehen? Ich hab' ihn zufällig da im Bündel."

Der Landstreicher überhörte den Spott. Er schüttete den Rest des Tees mit den aufgequollenen Blättern ins Gras, barg den Hafen im Rucksack und trat das noch glimmende, versterbende Feuer aus.

„Alsdann gehen wir, wo unser Weg so lang zusammenläuft." Er sah ihren erstaunten Blick. „Ja, das hast auch schon vergessen, daß ich aus Sankt Veit bin. Da muß ich doch geradenwegs am Ossiachersee vorbei."

Als sie aber schon eine halbe Stunde talab gestiegen waren, nun am unteren Rande des Waldes standen und hinter flacher auslaufenden Wiesen die hellen Häuser des Dorfes Saifnitz vor sich sahen, blieb Andreas plötzlich stehen. „Oha! Jetzt hab' ich aber eins vergessen." Seine Stimme klang so rauh und hart, so gänzlich verändert, daß ihn die junge Witfrau erstaunt ansah. „Ja, vergessen hab' ich eins: mit einem Vagabunden wie mir wirst nicht auf der Straßen gehen wollen."

„Du bist gut gewesen zu mir, hast mir ein Nachtlager verschafft — da werd' ich mich deiner nicht schämen."

„Der nächste Gendarm wird mich um die Ausweispapiere fragen. Das sag' ich dir im voraus."

„Zeigst sie ihm halt."

„Und dich fragt er auch, wenn du mit mir gehst."

„Hab' eh' meinen Trauschein da."

„Mir kann's recht sein," brummte er und setzte den Weg fort. Aber als sie so dahingingen, Seite an Seite über die Wiesen talab, fing die Frau hie und da einen verstohlen huschenden Blick des Landstreichers auf. Einen Blick, in dem Staunen und Rührung zugleich lag, Dankbarkeit aber auch für ein unerwartetes Geschenk. Sie verstand alles: der da war von der Unstetheit seines Wesens seit Jahren herumgejagt worden, verprügelt, ausgestoßen, überall verdächtigt, von der Polizei aller Länder überwacht. Und da war jetzt eine, die sich ihm allein nachts anvertraut hatte, die sich am hellheiteren Tag nicht scheute, mit ihm zu wandern. Gar zum Fürchten sah er freilich aus: das Hemd, unsagbar schmierig und zerfetzt, auf der erdbraunen Brust, der ungepflegte Bart rund um das Kinn, während die Oberlippe nur einen leichten Flaum hatte. Aber gute Augen hatte der Mensch. Augen eines Hundes, der von allen Schwellen geprügelt wird, listig und bissig geworden ist und dabei doch dem dankbar, der ihm einmal den struppigen Kopf streichelt.

In ihrer offenen Art sagte sie es ihm gerade heraus: „Schön bist nicht, Andreas."

„He? Wie?" fuhr er auf.

„Nicht schön bist. Hast kein sauberes Hemd mehr im Rucksack? Vielleicht auch gar eine Bartscher' oder Rasiermesser?"

Sie sah, wie es in ihm zuckte, ein rasches: ‚Wenn ich dir nicht schön genug bin . . .' Aber er sprach es nicht aus, kannte sie jetzt wohl schon so weit, um den sanften Vorwurf nicht als Ablehnung aufzufassen.

„Was hast da für einen seltsamen Stock?" fragte sie weiter, als er schwieg.

Er hielt ihr den Stock vor die Augen. Es war ein in Spiralen gewundener Stab, unten mit einer Eisenspitze, aus rotbraunem Holze kunstvoll gedrechselt, am Griff mit vielerlei merkwürdigen Zeichen versehen.

„Das ist der Stock des ewigen Juden," sagte er leichthin.

„Nein, ernsthaft, Andreas."

„Also, wenn du's wissen willst. Der Stock ist aus dem fernen Arabien, und ich hab' ihn auf sonderbare Weise gekriegt. In Tougourt war das, einer Oase am Rand der Wüste Sahara. In der Nähe war ein Lager wandernder Beduinen, und das hab' ich mir ansehen wollen. Knapp vor dem Lager spielen ein paar braune, nackte Kinder im Sand. Wie sie mich sehen, auf und mit großem Geschrei davon. Plötzlich zerspringt das Trüpplein, als sei eine Granate hineingefahren. Nur ein Kind bleibt stehen, schreit laut und halt' sich das linke Bein. Wie ich hinkomm, seh' ich's — eine Cerastes hat es gebissen."

„Was ist das — eine Cerastes?"

„Eine sehr giftige Schlange. Graubraun wie der Wüstensand, halb vergraben darin, so daß nur der häßliche Kopf herausschaut. Wer von ihr gebissen wird und nicht gleich Hilfe bekommt, ist in einigen Stunden tot. In der Legion haben wir gelernt, was man gegen Schlangenbisse machen muß. Ich nehm' also das Bübel in den Arm, halt' es fest und schneide die Wunde auf, unterbinde sie, brenne sie aus — was man halt machen muß in solchen Fällen. Dann trag' ich den Kleinen in das Lager. Denk' dir — es war grad' der Sohn vom Scheik — das ist der Oberhäuptling. Zuerst haben mir die Leute an den Kragen wollen, weil sie gedacht haben, ich hätt' dem Kind was getan, aber dann haben sie sich beruhigt, wie die andern Kinder erzählt haben, was passiert ist. Die Beduinen glauben, daß jeder verloren ist,

der von einer Cerastes gebissen wird. Und wie sich das Bübel dann richtig erholt hat, haben sie mich für einen großen Zauberer gehalten. Du, da ist's mir gut gegangen bei den braunen Menschen. Essen und trinken, soviel ich hab' wollen, und wie ich dann abends auf der Mundharmonika geblasen hab', sind sie völlig närrisch gewesen. Ist dann die Nacht gekommen — ich hab' natürlich ein eigenes Zelt gekriegt. Wie ich schlafen gehen will, liegt auf dem Lager schon ein sauberes Mädel."

„Aber geh! Jetzt schneidest du auf."

„Bei Ehr' und Seligkeit nicht. Das ist dort so Sitte und gehört zur Gastfreundschaft. Man darf's nicht ausschlagen."

„Wird dir nicht schwer gefallen sein," meinte sie spitz.

„Nein, wahrhaftig nicht. Also daß ich weiter erzähl' . . ."

Aber da war schon der Gendarm, den Andreas Lassing prophezeit hatte. Selbstverständlich hielt er das ungleiche Paar an. In des Stromers Paß blätterte er lange und umständlich, der Witfrau Trauschein sah er nur flüchtig an, zumal sie ihm auch den Beichtzettel von Maria Luschari zeigte. Dann nahm er das junge Weib am Arm und zog sie ein wenig seitab.

„Ich würd' mir's überlegen, mit einem so dahergelaufenen Kerl auf der Straße zu gehen. Warum fahren Sie nicht mit der Bahn?"

„Ist ein Gelöbnis, die Wallfahrt zu Fuß zu machen."

„Na gut, aber dann schütteln Sie den Menschen irgendwie ab. Oder soll ich ihn zurückhalten, damit er Sie nicht weiter belästigt?"

„Unterstehen's Ihnen!" rief sie empört. „Mit wem ich geh', schert niemand etwas. Seine Papiere sind in Ordnung, und alles andere geht Ihnen nichts an."

Der Gendarm knurrte was von leichtsinnigem Weibervolk und ging seines Weges.

„Siehst es jetzt," sagte Andreas traurig. „Schand' und Unehr' hast mit mir. Sagen wir uns Pfüat Gott und gehn wir auseinander."

„Jetzt grad geh' ich mit dir."

„Warum?"

„Damit du siehst, daß du noch immer soviel bist, daß dir ein Mensch vertraut. Wie ist das weitergegangen mit dem Stock?"

„Der Scheik hat ihn mir geschenkt."

„Und was hat's damit für eine Bewandtnis?"

„Ein Zauber ist darin." Er war nach der Begegnung mit dem Gendarm einsilbig geworden, grübelte sich in den Unterschied hinein, der zwischen ihm Ruhelosen und der fest in ihrem Boden und Beruf wurzelnden Frau lag. Zum ersten Male kam dem sorglosen Weltenbummler der Gedanke, wie wertlos eigentlich sein durch tausend Wunder des Erdballes hinschlenderndes Leben war, wenn alle Erfahrungen, alle Kenntnisse fremder Sprachen und alles im Fluge erhaschte Wissen nicht genügten, bei fremden Menschen nur das geringste Maß von Glauben an seine Person zu begründen. Um so wunderbarer kam ihm nun aber die Tatsache vor, daß die junge Frau an seiner Seite ihn sogleich ernst genommen hatte, als er ihr oben am Waldrand die spöttische Bitte getan hatte, ihn in ihr Gebet mit einzuschließen.

„Muß man dir jetzt die Worte aus dem Mund ziehen, Andreas?" sagte sie ungeduldig. „Ich möcht' die Geschichte von dem Stock weiter wissen."

„Sie ist nicht mehr lang," raffte er sich auf. „Einige Wochen hab' ich es im Beduinenlager ausgehalten, und wie ich weitergezogen bin, hat mir der Scheik den Stock geschenkt. Ein Wanderstock ist's, hat er gesagt, und ein Zauber ist dabei. Wer ihn führt, den treibt's von Ort zu Ort . . ."

„Das ist mir ein schönes Geschenk. Da ist ja ein Fluch daran."

„Mir war's schon recht. Ich hab' ja die Wanderlust in den Knochen gehabt und mir nichts Schöneres denken können, als all meine Tage hin immer zu wandern und Neues zu sehen. Und da wär' mir die zweite Eigenschaft des Stockes gut zustatten gekommen. Wer ihn trägt, der findet immer eine Herberg', immer einen Napf voll Futter und muß nie eigentlich Not leiden."

„Und stimmt das?"

„Ich kann mich nicht beklagen. Allerdings, ich bin bescheiden und komme mit wenig aus. So ist's mir denn auch nie gerade schlecht gegangen. Aber ich glaub', das hab' ich mehr meinem Mundharmonikaspiel als dem Stock zu verdanken."

„Ich tät' das unheimliche Ding aufheizen (verbrennen)!"

„Du ratest mir gut. Dann muß ich seßhaft werden, hat der Scheik gesagt, weil ich bei der Wanderschaft kein Glück mehr hätt'."

„Und du willst um keinen Preis seßhaft werden?"

„Die Welt ist so schön und groß, und ich hab' erst den kleinsten Teil davon gesehen!" rief er lustig und schwang den Ahasverstock im Kreise. Sah dabei nicht, daß eine rasche, scheu behütete Traurigkeit über ihr Gesicht schattete.

Die Sonne hing in der Mittagshöhe. Da



Am Fenster. Gemälde von Prof. Carl Hofer
(Ausstellung der Akademie, Berlin)

drängten sich Häuser an die Straße und in der Ebene stach ein spitzer Kirchturm auf.

„Villach ist das," sagte Anna. „Da bin ich bei einer Tante zum Mittagessen und — da mußt halt doch irgendwo auf mich warten."

„Aha, vor der Verwandtschaft schämst dich meiner doch. Ich kann dir's nicht übelnehmen."

Sie kämpfte den schwersten Kampf in den Stunden, seit sie den Menschen kannte. Die Wahrheit war es eigentlich, was er sagte — vor der Tante, einer spießbürgerlichen Kleinstädterin, die sich stolz Beamtenwitwe nannte, weil ihr Seliger Briefträger gewesen war, konnte sie doch nicht mit dem Stromer erscheinen. Zu viel Äußerliches sprach dagegen. Anderseits aber war ihr, als ob ihr die Mutter Gottes von Luschari an diesem Menschen ein gutes Werk übertragen hätte. Anna Leirer war uneins mit sich, wie kaum jemals in ihrem Leben. Endlich entschloß sie sich zu einem Zwischending, wollte die Entscheidung dem Zufall überlassen.

„Wir machen es so: um Schlag eins stehst du unten vor der Haustür, Khevenhüllergasse drei, und wartest. Begleitet mich die Tante vor die Tür oder schaut sie mir vom Fenster nach — gut, dann sieht sie dich. Ich bin ein freier Mensch und kann tun, was ich will. Sieht sie dich nicht, ist's auch recht."

*

Aber die Tante, von der Gicht geplagt, begleitete Anna weder vor die Haustüre, noch sah sie ihr vom Fenster nach. Dennoch stand die junge Frau eine Zeitlang ratlos und unsicher in der Gasse, schaute auf und ab und dachte schon, Andreas sei gekränkt oder ihrer überdrüssig allein des Weges gezogen. Und hätte sie in der Hand des Mannes, der ihr gegenüber unter einem Haustor stand und ihr Suchen lächelnd verfolgte, nicht den arabischen Stock bemerkt, so hätte sie den Landstreicher gar nicht wieder erkannt.

„Woher hast denn nur das Geld gehabt für das neue Hemd?" fragte sie zweifelnd, als sie selbander den Hauptplatz hinabgingen.

„Da und dort verdient mit Musizieren. Einen Notpfennig muß man immer bei sich haben."

„Und neue Schuh!"

Es waren zwar nur Sandalen, zu richtigen Schuhen hatte der Notpfennig wohl doch nicht gelangt. Aber das wollte sie ihn nicht merken lassen.

„Der Bartscherer wird eine Plag' gehabt haben!" bemerkte sie, ihn weiter musternd. Dann lachte sie plötzlich. „Das ist jetzt lustig, Andreas. Hin und hin übers ganze Gesicht bist du braun wie ein Indianer, nur dort, wo der Bart gestanden ist, weiß wie ein Stadtfräulein. Aber sauber ausschauen tust. Das Beduinenmädel hätt' jetzt doppelte Freude an dir."

„Laß mich mit der in Ruh. Sie hat nach Zwiebeln und ranzigem Fett gestunken."

Mit einem Male wurde sie ernsthaft. „Mir zuliebe hast dich so schön gemacht?"

„Freilich! Oder glaubst wegen den Gendarmen?"

Mehr sagte er nicht. Aber sie verstand ihn. Und ihre gläubige Einfachheit dankte der Mutter Gottes von Luschari. Wenn nur der Stock nicht gewesen wäre, der unheimliche braune Stock, der wie eine erstarrte Schlange in der Hand des Mannes lag.

„Heute morgen," begann er plötzlich frei, als ringe sich ihm der Zwang einer Wahrheit von der Zunge, „heute morgen hab' ich mich erstaunt gefragt, warum ich in der Nacht nicht zu dir ins Heu gekrochen bin und lieb getan hab'."

„Aber, Andreas! An so was hast gedacht?"

„Eben nicht hab' ich dran gedacht, sonst hätt' ich's getan. Ich bin kein heuriger Has', der lange vor einem Mädelfenster schmachtet. Aber bei dir bin ich doch nicht keck geworden. Warum — das hab' ich mich gefragt. Jetzt weiß ich's. Die alte Heimat, die ich abgetan hab', ist mir entgegengekommen — das bist du gewesen. Alles im Leben kann man grob und hart anfassen — die Heimat macht einen wieder zum Kind."

„Wird schon so sein," sagte sie leise. Die Möglichkeit, die jene Nacht in sich getragen hatte, durchzuckte ihre jungen, erweckten und nun so lange entbehrenden Sinne wie jäh angefachte Glut.

So zogen sie eine Weile schweigend dahin.

An einem Gendarm vorbei!

Das war ein neues, tief empfundenes Erlebnis für Andreas Lassing. Soweit er zurückdenken konnte in die wirren Schlingen seines Wanderns, war für ihn eine Begegnung mit einem Gendarm eine Unannehmlichkeit oder Belästigung gewesen. Er hielt nie auf sich und sein Äußeres etwas und erregte infolgedessen auch stets den Verdacht der Hüter der Ordnung. Der Pickelhaubenmann, an dem er nun vorbeiging, tat nichts dergleichen, sondern erwiderte einen übermütig hingeworfenen Gruß, der eine Art

von Herausforderung war, sogar mit dem gespreizten Wohlwollen dieser Könige der Landstraße.

„Na, siehst es!“ triumphierte Anna Leirer.

Das war vorschnell gesagt, erzielte eine gegenteilige Wirkung, die sich aber erst später in einer Äußerung Bahn brach. Denn der Bursch war nach der Begegnung schweigend drauflosgegangen, und das belanglose Erlebnis rumorte widerspruchsvoll in seinem Schädel. Er fühlte sich durch die Anerkennung seiner Persönlichkeit, die ihm das Nichtfragen des Gendarmen gegeben hatte, plötzlich in eine andere Welt versetzt, als die es war, in der er sich jetzt seit Jahren bewegt hatte. Irgend etwas fesselte seinen freien Schritt, zog ihn von der ungebundenen Herrlichkeit der Landstraße ab. Andreas schalt sich ungewohnter Handlungen, die er unter einem ihm unverständlichen Zwang begangen hatte. Er hatte sich ein funkelnagelneues, nach Stärke und Seife riechendes Hemd gekauft — bisher hatte er, wenn ihm das am Leibe zu zerfallen drohte, ein altes, abgetragenes Stück geschnorrt oder um ein paar Kreuzer in einem Trödelladen erstanden. Er hatte sich vom Bartscherer Kinn und Wangen glatt kratzen und sogar mit einer duftenden Flüssigkeit anspritzen lassen — die rostige Schere, die er für Barbier- und andere Zwecke in seinem Rucksack barg, hatte ausgedient. Mehr noch — und das war das Sonderbarste: er war vom frühen Morgen bis jetzt unentwegt, nur mit kurzen Rasten, die Straße dahingezogen wie ein Mann, der ein Ziel vor Augen hat, auf den daheim Pflichten oder Freuden warten. Das Schönste der Walz hatte er gröblich vernachlässigt: das planlose, heitere Schlendern, das kein festes Ende kennt, dafür aber von der Freude stiller, abseits gelegener Orte weiß, an denen man nach Wunsch und Willen einen Nachmittag verträumen kann, ohne die dafür geopferte Zeit beklagen zu müssen.

Er entsann sich einer absonderlich willkürlichen Wanderung an der Südküste Siziliens. Da war er frühmorgens von Messina aufgebrochen und hatte gedacht, am Abend werde er wohl in Taormina eintreffen, wo er sich für sein Musizieren Nachtlager, Essen und ein paar Soldi erhoffte. Indessen: es vergingen vier Tage, bis er auf den zerborstenen Säulen des teatro greco die grünschillernden Smaragdeidechsen laufen sah. Denn immer wieder lockte an der Felsküste irgendein Platz, von dem er sagte, hier sei gut sein, hier könne man den Rest des Tages verfaulenzen, um dann im weichen Grase unter dem aufgeregt flirrenden Sternenhimmel zu schlafen. Man hatte ja Zeit.

Jetzt war es so: er hatte keine Zeit. Nur darum, weil das junge Weib an seiner Seite wie gehetzt heimlief, um noch rechtzeitig die Kühe zu füttern und dem Jokele das abendliche Brennmus in den Mund zu stopfen. Was ging das alles ihn, Andreas Lassing, an?

Seitwärts tat sich ein Tal auf — er kannte es nicht, seine Erinnerung an diese der Heimat schon so nahe gerückte Gegend war überhaupt sehr mangelhaft. Aber das war hier gleichgültig, mehr als das: Unbekanntes war dem Boden vorzuziehen, der ihn langsam als Jugendland zu umstricken begann, eine Ferne war die Fluchtpforte vor der Frau, die gleichsam als Abgesandte der Heimat ihn, den unbändig Freien, an der Schwelle empfangen und zu einem unerträglich zielvollen Wege gezwungen hatte.

Andreas Lassing blieb stehen und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Dahin geh' ich jetzt — leb' wohl!“

Anna Leirer sah ihn bestürzt an. „Was hast denn auf einmal? Ganz bös schaust du drein!“

„Ich hab' genug von dem stumpfsinnigen Rennen. Bin kein Roß, das zur Futterkrippe möcht'.“

„Wir können ja langsamer gehen, wenn du magst.“

„So mein' ich's nicht. Überhaupt — das kannst du nicht verstehen. Leb' wohl, bleib gesund.“

Nicht einmal die Hand gab er ihr, aus Furcht, sie könnte ihn mit einem Worte zurückhalten. So sehr hatte ihm ihr stilles, liebes Wesen gefallen, so sehr begriff er das Opfer, das sie ihm gebracht hatte, da sie mit ihm, dem Vagabunden, stundenlang durchs Land gegangen war.

*

Er ging rasch, als könne er das Alleinsein nicht erwarten, einen schmalen Feldweg hin, der seitab von der Straße gerade in das breite Tal zu führen schien. Rechts sah er durch die Zweige der Bäume ein großes Wasser glitzern — das war wohl der See, an dessen Ufer Anna wohnte. Darüber stand ein großer, dunkler Berg wie eine den Himmel stemmende Riesenschulter. Unter seinen fichtenkrausen Hängen aber führte jenes Seitental neuen Bergen entgegen. Der Feldweg, auf dem Andreas nun ging, verlor sich allmählich, bei einem großen Heuschober hörte er vollends auf. Und als der Landstreicher zwischen den Wiesen in der Richtung auf das Tal hin vorstoßen wollte, merkte er bald, daß der Boden

sumpfig wurde, daß er hier über spärlichen Humus schritt, welcher morastiger Auslauf des Sees war. Er mußte rechts abbiegen, sprang von Grasbüschel zu Grasbüschel, patschte einmal in ein Moorloch, übersprang dann einen Graben voll fauligem Standwasser, brach durch ein Dickicht wuchernder Weiden und stand plötzlich wieder auf der Landstraße. Hier wäre es bei einem Haar geschehen, daß er mit Anna Leirer zusammengestoßen wäre.

Sie blieb stehen, und ein frohes Leuchten war in ihren Augen. „Da bist ja wieder."

Das war mit so echter Freude gesagt, daß darin kein böser Nebenklang eines Triumphes zu hören war. Und der torenhafte Mensch von der Landstraße tat in diesem unvermuteten Wiedersehen nichts anderes, als daß er ihr um den Hals fiel und sie küßte.

Sie löste sich rasch von ihm, denn aus der Ferne war Rasseln eines nahenden Wagens hörbar. „Wie bist denn dahergekommen?"

„Verlaufen hab' ich mich im Sumpf. Aber daß auch deine Straße da geht!"

„Freilich! Bei Sankt Andrä, wo du mich verlassen hast, macht sie einen großen Bogen und geht jetzt längs dem See-Ende zum andern Ufer hinüber."

„Dann hat's also wohl so sein müssen."

Das Sonderbare dieses Zufalls bedrückte beide, die darin einen Willen des Schicksales sahen, ohne sich darüber auszusprechen. So legten sie auch den letzten Teil dieser absonderlichen Wanderung ziemlich schweigsam zurück.

Der See war zur Halbscheid in Licht und Schatten getaucht, als sie der Häusergruppe Burg nahten, welche Annas Wohnort war. Drüben am anderen Ufer, wo die Sonne noch über jung erwachten Laubwäldern lag, war das Wasser von hellgrüner, schimmernder Seide überwebt.

Als sie bei einem breitbehäbigen Wirtshaus vorbeikamen, fragte Anna nach ihrem Kinde, das sie in den zwei Tagen ihrer Abwesenheit dort zur Pflege gegeben hatte. Aber man wußte von dem Kleinen nichts. Sie habe ihn den ganzen Nachmittag nicht gesehen, erklärte die Wirtin, er werde wohl schon nach Hause gelaufen sein.

Andreas wollte ob dieser Sorglosigkeit zornig auffahren. Das Wirtshaus lag dicht an der Straße, auf welcher manchmal Automobile in rücksichtsloser Fahrt vorbeitollten, zwanzig Schritte hinter dem Gebäude war der Bahndamm und dahinter das steile Seeufer. Zudem war im Hofe eine mächtige Jauchengrube mit widerlich grüner Flüssigkeit angefüllt, also genug Möglichkeiten der Gefahr für ein unbehütetes Kind von drei Jahren. Aber konnte sich der Landstreicher herausnehmen, der protzigen Wirtin Vorwürfe zu machen?

„Der hätt' ich was anderes gesagt als dank schön!" meinte Andreas, als sie der am Waldrand sichtbaren Keusche zuschritten.

„Mein lieber Mensch, was weißt du davon, wie sich eine Witib drehen und wenden muß, daß sie durchkommen kann? Wenn ich mit der Wirtin Streit anfang', krieg' ich dort keine Arbeit mehr. Wegen dem bin ich ja zur lieben Frau von Luschari gegangen, daß ich bitt', es soll nicht schlimmer werden, als es ist. Aber schau, der Jokele ist ja da — dort am Brunnen sitzt er und tut mit Schlatzkügeln (Marmeln) spielen."

„Dann will ich nicht mehr lästig sein." Er zögerte. „Wirst jetzt genug zu tun haben."

„Kannst wohl noch einen Sterz und Milch essen — ich bin auch hungrig."

„Sterz — ist mir recht."

Sie sprachen beide herum um das, was sie dachten — daß es nämlich nach diesem Tag kein so jähes Abschiednehmen gäbe.

Der kleine Jokele hing an der Mutter Kittelfalten, während diese den Sterz in der Pfanne lindete (umrührte). Der Mann war eine Weile auf der Ofenbank gesessen und hatte sich in der Wohnküche umgesehen. Sie war so, wie er es von einem Raume, in dem Anna Leirer herrschte, erwartet hatte. Ärmlich, aber sauber, mit blühenden Nägelein am Fenster, gerahmten Bildern und hellen Vorhängen geschmückt. Die hohe Herdflamme stand steil im Dämmern des Raumes, ließ närrische Schatten an den Wänden tanzen und beleuchtete das Gesicht der Frau, das vom Sonnenbrand der beiden Wandertage gesund und frisch gerötet war.

Andreas schämte sich plötzlich, daß er, des Wanderns gewohnt, hier raste, während das Weib, ohne ein wenig auszuruhen, sofort an die Arbeit gegangen war.

„Wenn ich dir was helfen könnt'?"

„Wär' mir nicht unlieb — das Vieh soll gefüttert werden. Heu ist im Stadel."

„Jokele, kommst mit mir. Ich erzähl' dir auch was Schönes," lockte er.

Der Bub sah ihn rasch und prüfend an, dann lief er mit ihm. Und während Andreas das Heu in die Raufen tat, berichtete er dem Buben von der Christnacht, in welcher die Tiere zu sprechen anfingen und sich allerlei Merkwürdigkeiten erzählten.

Beim Abendessen war es dann schon so, daß das Jokele zwischen dem fremden Mann, der so lustig plaudern konnte, und der Mutter hin und her rutschte.

„Wie ist's jetzt mit dir?" fragte Anna,

als das Kind gegessen hatte und in einem Winkel mit Holzklötzchen Soldaten spielte.

„Dableiben möcht' ich," sagte Andreas. Er sah sie voll an, so daß sie sein Wünschen rasch begriff.

Sie schüttelte den Kopf und sagte nichts.

„Wär's doch noch gestern abend!" verlangte er leise. „Du und ich in der Heuhütte und nichts um uns als der Wald und die Berge."

„Es ist halt nicht mehr gestern abend."

Als er enttäuscht schwieg, faßte sie über den Tisch hin seine Hand. „Wär' das gestern abend so gewesen, dann wärst du heut schon längst wieder allein auf der Landstraße oder in einer Herberg'. Tu's nicht abreden, Andreas. Es wär' sicher so."

„Jetzt aber?"

„Jetzt?" sagte sie stark. „Ich weiß, wie es jetzt ist. Um zehn Uhr geht der letzte Zug nach Sankt Veit. Dorthin willst du ja zu deinem Bruder."

„Ich in der Eisenbahn!" sagte er mit so komischem Entsetzen, daß sie lächeln mußte.

„Wirst halt von jetzt an in der Eisenbahn fahren — hin nach Sankt Veit und dann wieder zurück."

„Wohin zurück?"

„Daher."

„Glaubst, daß ich wieder daher komm'?"

„Ich glaub's schon!" antwortete sie zuversichtlich.

„Geld hab' ich auch keines mehr. Der Bartscherer hat mir fast alles abgenommen. Grad drei Kreuzer sind noch im Sack."

Es war nur die letzte Ausflucht.

„Geld geb' ich dir. Wirst es mir schon wiederbringen."

Er erhob sich, warf den Rucksack über die Schultern.

„Dann auf Wiedersehen, Anna."

„Eines solltest mir dalassen. Den Stock, den arabischen Zauberstock."

„Was willst damit?"

„Schenkst ihn mir? Kann ich damit machen, was ich will? Gut, ich dank' dir auch schön."

Sie nahm den Stock. Er lag schwer wie ein Schicksal in ihrer Hand. Eine Zeitlang hielt sie ihn vor sich hin, wie eine Schranke lag er zwischen Mann und Weib. Dann warf sie ihn rasch auf den Gluthaufen des offenen Herdes.

Hand in Hand standen sie dann beide und sahen zu, wie an dem dürren Holz das Feuer neu aufflammte. Der Stock schien sich zu drehen und zu winden wie eine plötzlich erwachte Schlange, die geheimnisvollen Schriftzeichen begannen zu tanzen und zu kreisen, sprangen ineinander, bildeten einen rotzuckenden Wirbel, versanken in spitz züngelnden Flammen.

Und schließlich war von dem Zauberstabe des Scheiks nichts mehr da als ein längliches Häuflein Glut, dessen Purpur allmählich von grauer Asche übersponnen wurde.

Ein Liebender wartet auf der Straße

Von Karla Höcker

Sommerabend – helle Kleider glänzen
Hinter Büschen und im Straßenblau;
Die Konturen werden ungenau
In dem festlichen Gewirr von Tänzen.
Und aus Gärten weht ein fremder Wind
Frohes Lied der Jugend – Angesichter
Lehnen hell am Zaun. Die Nacht beginnt
Und die große Einsamkeit der Dichter.

Aber noch ist Sommer, und ich fühle,
Selbst geschloss'nen Auges, all die breiten
Alten Linden in der Abendkühle,
Sacht, als ob sie in die Ferne schreiten –
Sommer: das ist Nähe und doch Ferne,
Abgewogen in der einen Hand!
Nah und strahlend stehen viele Sterne
Über unbegreiflich weitem Land.

– – Und Musik aus Gärten. Helle Worte,
Eine braune Knabenhand, die winkt,
Eine Frau in Weiß, die lächelnd trinkt,
Hingewandt zu jenem an der Pforte – –
Fremdes Leben, süß und nah gebracht,
Daß wir es im Weitergehen streifen!
Und die Früchte in den Gärten reifen,
Und die Küsse dieser blauen Nacht –

Alles ist so nah! Auch Ding und Stein,
Mauer eines Hauses, Tür und Gänge –
Danken möcht' ich allen! Wie Gesänge
Stehn sie heute auf und wollen sein.
Großes Leben braust durch dich und mich.
Und wie süß, zu atmen und zu warten, –
Während Sterne stürzen in den Garten,
Und die Gottheit lächelt ewiglich!

Aufzeichnungen eines Weltumseglers

Von Kapitän Kircheiß

Vorwort

Kapitän Kircheiß war ein berühmter Mann, schon bevor er den abenteuerlichen Plan einer Weltumseglung faßte. Er war Navigationsoffizier auf dem „Seeadler“ des Grafen Luckner gewesen und hatte Anteil an den überraschenden Erfolgen kühner Fahrten. Zwei Gefühle erfüllten ihn ganz: die Liebe zum Vaterlande und die Lust am Wagnis. Beide Gefühle bestimmten ihn dazu, die Weltumseglung auf dem Motor-Segelkutter Hamburg zu unternehmen. Er wollte der Welt zeigen, was ein deutscher Mann mit wenigen guten Kameraden vermag, und er wollte gleichzeitig überall, wo er an Land ging und wo sich ihm irgendeine Möglichkeit bot, vor Landsleuten und Fremden gegen die schändlich im Umlauf gebrachte Meinung von der Alleinschuld Deutschlands im Weltkriege auftreten. Sicherlich hat Kircheiß, durch die geglückte Fahrt wie durch seine Worte, für das Ansehen Deutschlands in der weiten Welt segensreich gewirkt, und der Jubel, der ihn am 29. Dezember 1927 nach fast einjähriger Abwesenheit bei seiner Ankunft in Hamburg grüßte, galt dem verdienten deutschen Mann von bestem Schlage. Am 2. Januar war er ausgefahren. Sein Weg war über Spanien, durchs Mittelländische und Rote Meer nach Indien, Japan und China gegangen. Über den Stillen Ozean hatte er Amerika erreicht und war dann durch den Panama-Kanal und Neuyork über den Atlantischen Ozean heimgekehrt. Diese Rundfahrt um den Globus liest sich sehr glatt. Sie war von unerhörter Mühsal und zum Überfluß dadurch erschwert, daß dem mutigen Seefahrer nur sehr dürftige Mittel zur Verfügung standen. Immer wieder begegnen wir z. B. in seinen Aufzeichnungen der Sorge um den Ankauf von Öl für den Motor, denn die Witterung erlaubte leider nicht immer zu segeln. Wie glücklich ist er, wenn ihm begeisterte Landsleute aus der Patsche helfen, wenn sportmännisch gesinnte Hafenkommandanten ihm die Gebühren erlassen. Hier folgen nun einige besonders spannende Einzelheiten von seiner Fahrt.

Sturm in der Biskaya

Es weht aus allen Knopflöchern. Der Kahn geht zu kehr wie mit Karlchen in der Luftschaukel. Die „Hamburg“ liegt mit dicht gerefftem Großsegel beigedreht. Alle Augenblicke kommt eine Bö aus Nord-West. Eben ist durch das heftige Arbeiten des Schiffes in der schweren See die Funkenantenne von oben und ins Wasser gestürzt. Panne! Aber nicht zu ändern.

In meiner Kajüte sieht es ziemlich verbogen aus. Alles ist naß, Tischtücher sind schon lange verschwunden. In einer Ecke liegt die Kaffeemütze vollkommen durchtränkt mit Kaffee. Die Kanne ist Gott sei Dank durch die schöne Polsterung heil geblieben. Die hübschen Blumen, die ich in Hamburg und Cuxhaven von lieben Händen überreicht bekam, sind mit den Vasen zwischen Sofakissen fest verstaut. Mit Ausnahme einer Hyazinthe sind sie aber alle zum Deubel. Seegang können doch nur wenige lebende Wesen vertragen. Die kleine „Hamburg“ stöhnt und ächzt in allen Fugen. Die Schiffskatze ist schon ganz nervös geworden. Sie denkt anscheinend, die Welt geht unter. Seebeine hat sie auch noch nicht, dauernd miaut sie kläglich.



Kapitän Kircheiß bei der Einfahrt in San Franzisko

Meine Mannschaft ist seefest. Nur der Koch macht mir Sorge. Er sieht aus wie Kalkmilch. Und das Schreiben ist ein Kunststück! Aber es muß gehen! Meine Erlebnisse sollen, wenn ich glücklich heimkomme, ein hübsches Buch ergeben. — Wir sind im ganzen fünf Mann. Von diesen paar Männekens müssen alle Berufe vertreten werden. Ik bün de Kaptein! Und im Nebenberuf: 1. Wachoffizier, 1. Maschinist, Funkentelegraphist, Arzt (Rhizinusöl), Filmoperateur, Redner, überhaupt Mädchen für alles.

Mein Steuermann und Vertreter in den

meisten dieser Berufe heißt Fritz Kunert. Er stammt aus Finsterwalde. Der Name seines Geburtsortes hat aber keinen Einfluß auf ihn gehabt, er ist nur ein bißchen klein geblieben; dafür ist er aber auch fixer als viele seiner Mitmenschen.

Meine Matrosen heißen Spengemann und Knoke. Beide vom Schulschiff. Glänzende Jungens. Spengemann ist 2. Maschinist und wird von den anderen „Specks" genannt. Ihm platzten in der letzten Zeit nämlich sämtliche Hosen. Er stammt aus Heidelberg. Knoke ist knorke; er stammt aus Hannover und gibt sich alle Mühe, dicker zu werden; jedenfalls hat er einen herrlichen Appetit. Als letzter kommt Emil Niemann aus Stade. Er ist Koch, Steward und Leichtmatrose. Eins macht er aber nur zurzeit. Kochen kann er tip-top, doch nur in feinem Wetter.

Wir haben ihn deswegen Feinwetter-Emil getauft.

Lackschuhe mit grünen Haaren

Lissabon haben wir am 15. Februar nachmittags gegen 5 Uhr verlassen. Seit der Abfahrt von Cuxhaven hatten wir hier zum erstenmal schönen, warmen Sonnenschein.

Es war aber auch höchste Zeit. An Bord war kaum mehr ein trockener Platz zu finden. Sämtliche Spinde riechen muffig. Meine Anzüge haben alle Schimmelflecke. Die Schuhe und Stiefel tragen zentimeterlange Haare. Oberhemden sind weich und schlatterig. Richtig bemerkt habe ich das alles erst, als ich mich zu einem Fest im Deutschen Klub in Wichs schmeißen mußte. Emil Niemann kam immer mit neuen Hiobsbotschaften. Ganz wichtig sagte er: „Herr Kapitän, der Smoking ist an verschiedenen Stellen kaputt gescheuert, und die Lackschuhe haben ganz lange grüne Haare." Als ich das sah, hatte ich beinahe schon den Mut verloren, in diesem Aufzuge an Land zu gehen. Mit Tinte und Spucke haben wir dann aber doch die größten Schäden repariert. Bloß das Muffige war nicht wegzukriegen. Ich muß einen betäubenden Duft ausgestrahlt haben.

Der Tag von sechzehn Stunden

Wir befinden uns auf der Reise von Malaga nach Neapel. Ich dachte die 1000 Seemeilen in zehn Tagen machen zu können. Jetzt sind wir schon dreizehn Tage auf See und haben knapp die Hälfte geschafft. Entweder war es totenstill oder der Wind kam aus der Richtung, wohin wir wollten. Schon als wir eben durch die Straße von Gibraltar waren, war das Wetter wie umgewandelt. Was im Atlantik zuviel Wind war, war hier zu wenig. Drei Tage brauchten wir, um von Gibraltar nach Malaga zu kommen. Ein Dampfer fährt die Strecke in sechs Stunden. Meinen Motor darf ich für die großen Strecken nicht anstellen; ich habe zu wenig Geld, um dauernd den Brennstoff und das Öl zu ersetzen. Nun denken Sie nicht etwa, daß wir bei solchem Wetter an Deck liegen und uns die Sonne auf den Magen scheinen lassen; das gibt's nur Sonntags. Alltags wird schwer gearbeitet. Unter sechzehn Stunden dauert der Tag bei uns nie. Das Schiff, das in den langen Wintermonaten vollkommen verwahrlost war, wird jetzt wieder aufgewienert. Von morgens bis abends wird gewaschen, geschrubbt, gemalt und lackiert. Einen unsichtbaren sechsten Mann haben wir auch dazu bekommen. Es ist wohl der olle Kolumbus; jedenfalls haben wir ihn so getauft. Er nimmt uns immer das Steuern des Schiffes ab. Wir brauchen nur unsere Segel gut hinzutrimmen, das Ruder richtig zu legen, und Kolumbus ist da, und steuert die „Hamburg" so schnurgerade, wie wir's selbst nicht machen können.

Sand und Bavaria-Bier

Durch den Suez-Kanal sind wir in zwei Etappen gefahren, den ersten Tag bis Ismailia, den zweiten Tag bis Suez. Bei günstigem Wind hatten wir auch im Kanal sämtliche Segel gesetzt. Sand, weiter nichts als Sand! Gott sei Dank waren uns auf Veranlassung der Bavaria-Brauerei in Hamburg von der Niederlassung in Alexandrien einige Kisten herrlichen Biers gestiftet. Es war ja fast 30 Grad warm und schmeckt dann nicht ganz so gut, als wenn es auf Eis liegt, aber man verkorkst sich dafür auch nicht so leicht den Magen.

In Suez haben wir nur eine Bauernnacht gehabt. Bauernnacht nennt der Seemann es aus dem Grunde, weil er dann wie ein Bauer die ganze Nacht, ohne geweckt zu werden, durchpennen kann.

Für guten Wind!

Holt ju fast, Jungs!" Heulend und pfeifend braust der Wind durch unsere Takelage. Die kleine „Hamburg" schießt wie ein Pfeil durch das aufgewühlte, weißschäumende Meer des Indischen Ozeans. Der Süd-West-Monsum weht mit Stärke 8. Wir haben die See quer ein. Gewaltig, lang und steil, mit brausenden, gurgelnden Köpfen kommen die Brecher herangefegt. Oft sieht es aus, als wenn die See uns vollkommen begraben will. Aber die „Hamburg" hat ein Talent, über die Dinger hinwegzuklettern. Alle Augenblicke gibt es allerdings einen Schlag Wasser an Deck. Ein feines

Zittern geht dann durch ihren schlanken Leib. So wird eine See nach der anderen abgeschüttelt.

Uns, der Besatzung, geht es nicht ganz so gut. Mit dieser hohen See quer ein rollt das Schiff entsetzlich. Wir sind schon die reinen Klammeraffen geworden, wer hier nicht gute Seebeine hat, stößt sich die Rippsachen kaputt. Ein Glück nur, daß es warm ist. Wir sind immer total durchnäßt. An Bord gibt es seit Wochen kein trockenes Plätzchen mehr. Es ist so naß, daß mein Steuermann einen Haifischschwanz an die Spitze des Klüverbaums genagelt hat. „Für guten Wind,“ sagte er. Außerdem hat er im Golf von Aden noch ein Paar alte Stiefel über Bord geflenzt. „Für guten Wind,“ sagte er. Inzwischen hat ihm der Wind seine beste weiße Mütze abgedeckelt. „Für guten Wind,“ rief er ihr nach, bloß der Ton war anders, so als wenn ein Kater explodiert. Mützen sind ungefähr das einzige, was wir noch anhaben, und die haben wir auch nur auf, damit uns die Sonne unsere Saby-Box (Ausdruck der Neger für Gehirnkasten) nicht ganz verklötert.

In unserer Takelage sieht es bös aus. Die Segel sind zum Teil gerissen. Das Rack der Großgaffel ist gebrochen. Die Pardunen unserer Großstenge sind gerissen. Drei Bullentaljen sind uns schon zum Teufel gegangen. Trotz des stürmischen Windes schlagen die Segel im Wellental ab und zu back. Dann knistert und knackt es, als wenn die Masten über Bord fliegen wollten. In den letzten Tagen waren fast immer alle Mann an Deck, um nur die nötigsten Reparaturen machen zu können. Es wird höchste Zeit, daß wir einen Hafen erreichen. Bloß nicht wieder einen so gottverlassenen wie „Aden“!

Eine stockfinstere, regnerisch-böige Nacht ist es. Ab und zu, wenn der Regen mal etwas dünner wird, blitzt das Feuer von Colombo im Osten auf. In der hohen südwestlichen See und der Reflexdünung von der Küste schlingert unser kleiner Kahn, als wenn ihm der Teufel im Leibe säße. Eigentlich wollten wir erst bei Tagwerden in den Hafen, aber der Strom setzt hart auf die Küste, und außerdem ist es wahrhaftig kein Vergnügen, in dieser wild durcheinanderlaufenden See die ganze Nacht beigedreht herumzudümpeln. Lotsen nehmen? Nee, das kostet Geld! Ich war nie in dem Hafen gewesen, hatte aber eine gute deutsche Admiralitätskarte und traute mir schon zu, ohne Lotsen auch des Nachts einsegeln zu können. Alles funkte auch glänzend. Zwei Stunden später segelten wir durch die Nordeinfahrt in den Hafen.

Im Augenblick, wo wir die Molen passierten, wurde die See spiegelglatt. Gespenstisch huschen wir an einigen großen Dampfern vorbei. Dann rasselt unser Anker in den Grund. Von Aden nach Colombo hatten wir nur 20 Tage gebraucht, das sind über 100 Seemeilen täglich, für mein kleines Schiff eine ausgezeichnete Reise.

Farbenhändler auf Java

Auf Java habe ich mir die zum Teil sehr mühevolle Herstellung echter Batiktücher angesehen. Jeder Javane trägt diese Tücher. Seit den letzten zwanzig Jahren braucht man zum Färben hauptsächlich deutsche Farben, nach dem Kriege auch viel französische und amerikanische. Durch den Versailler Vertrag ist unsere Industrie ja leider gezwungen worden, die Farbenrezepte herauszugeben. Die Zwischenhändler für diese Farben sind meistens Araber und Chinesen. Ohne die Chinesen wäre der Handel der Europäer hier überhaupt unmöglich. Nur er ist in der Lage, die verschiedenen Artikel durch weitverzweigte Kanäle an den Eingeborenen heranzubringen.

Bei dem reichsten chinesischen Farbenhändler, Kwik-Tjin-Gwan, waren wir abends eingeladen. Durch den Krieg, als keiner mehr Farben bekam, konnte er seinen Vorrat zu schwindelhaften Preisen verkaufen. So ist er mehrfacher Millionär geworden. Er hat sich eine vornehme Villa im europäischen Stil bauen lassen. Pompös war es dort: Marmortreppen, getäfelte Wände, Perserteppiche usw. Er und sein Sohn gut angezogen, lange Fingernägel und lieblich parfümiert. Mit Stolz wurde uns das ganze Haus gezeigt. Diese Chinesen sind aber doch verdammt schlechte Lebenskünstler. Das Haus war nämlich nur zum Zeigen da, man wohnte nebenan. Im Speisezimmer war wie bei Tietz im Ausstellungsraum der Tisch mit allen Schikanen für zwölf Personen gedeckt. Die Teller waren schon mit einer Staubschicht überzogen. Das bleibt immer zur Ansicht so stehen. Vorne, im Vestibül, hat er einen großen Flügel, welcher mit neuester Maschinerie zum Selbstspielen eingerichtet ist. Bei der ewigen Hitze war das Ding aber stark ausgetrocknet und gab leider nur noch chinesische Töne von sich. Also leben können diese Menschen mit all dem Geld und all der Pracht doch nur kümmerlich. Um so mehr sind sie dem Spielteufel ergeben. Wie mir erzählt wurde, soll gerade dieser Kwik-Tjin-Gwan einen Tag vorher 70 000 Gulden auf einen Hieb verloren haben. Außerdem sind sie leidenschaftliche Opiumraucher.

Eine hawaiische Nacht auf Honolulu

Wir sind mit etwa 25 Personen, Deutsche und Amerikaner, zu einer hawaiischen Nacht in dem idyllisch gelegenen Berghaus von Schattauers auf dem Tantalus eingeladen.

Kosende, schmeichelnde Akkorde hawai-

ischer Musik empfangen uns. Das ganze Haus ist mit Palmenblättern und Blumen ausgeschmückt. Bevor das Luau (Festessen) beginnt, treten wir alle an, werden mit Laternen bewaffnet, und dann ziehen wir hinaus in die wundervolle Tropennacht, in den Wald, um unseren Festbraten auszugraben. Drei Kanaker haben ihn zubereitet. An einem kleinen Hügel machen wir halt. Der Duft frisch gebratenen Fleisches entströmt diesem Hügel. Das Wasser im Mund läuft einem zusammen. Jetzt fangen die Kanaker an auszugraben. Es erscheinen Säcke; als diese weggenommen sind, kommen Bananenblätter zum Vorschein. Alles schnuppert. Unter den Bananenblättern liegt auf dem Rücken ein ganzes gebackenes Schwein. Unter seinen Rücken und in den Bauch hat man glühendheiße Steine gepackt. Rundherum liegen, in Bananenblätter gewickelt, Fische, Taro, süße Kartoffeln, Hühner usw. Alles ist von den heißen Steinen in eigenem Saft tadellos gar gebacken. Jetzt geht's im Gänsemarsch ins Haus zurück. An einer langen Tafel, die mit Blättern gedeckt und mit Blumen geschmückt ist, beginnt das Luau. Es wird fast alles mit den Fingern von Bananenblättern oder aus kleinen Koaholzschalen gegessen. In der Umgebung, der Ausschmückung, der Tropennacht, der hawaiischen Musik und dem Gesang fühlt man sich ganz in das Ur-Traumland zurückversetzt. Es schmeckt geradezu fabelhaft, alle zehn Finger werden abgeleckt.

Hawaiischer Gesang mit blendendem Rhythmus klingt an unser Ohr. Alles kommt in Bewegung und stürmt nach oben. Da sind sie nun endlich, die Hula-Mädchen. Drei entzückende Geschöpfe tanzten uns in wildem Rhythmus und außerordentlicher Gelenkigkeit ihren Hula-Hula vor. Auf einer Matte sitzt eine alte Matrone und schlägt auf einer großen Kalabasse mit unglaublicher Geschicklichkeit den Takt. Man muß schon eine gänzlich verknitterte Mumie mit drei geflickten Arterienverkalkungen sein, wenn man bei einem solchen Hula nicht mitgerissen wird. Es dauerte auch nicht lange, da hulate die ganze Gesellschaft. Ich habe auch mal die alte Matrone vertreten und die Kalabasse gekloppt.

Der Bürgermeister von Frisko

San Franziskos Bürgermeister heißt James Rolph jr. Nirgends in der Welt hat mir ein Beamter so imponiert wie dieser Welt- und Gentleman James Rolph jr., und nirgends in der Welt bin ich einem Ausländer begegnet, der so warm und mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für die Ehre Deutschlands eintritt, wie gerade dieser Mann. Es ist auch das erstemal, daß der Bürgermeister einer so großen Stadt zu mir an Bord kommt, ohne daß ich vorher einen Besuch bei ihm gemacht habe.

Das letztere habe ich vielleicht einem Zufall zu verdanken. Es kam folgendermaßen: Als ich mit meinem Schiff am Pier 23 anlegte, hörte ich, daß auch Graf Luckner in San Franzisko erwartet würde. Da ich noch mit meinem Schiff zu tun hatte, konnte ich ihn nicht an der Bahn begrüßen. Ganz unverhofft kamen um 9 Uhr 30 drei große Autos an der Pier bei mir vorgefahren. In dem einen sitzt Graf Luckner mit dem Bürgermeister, in den andern das Empfangskomitee der deutschen Verbände. Alle klettern zu mir an Bord, dann folgt freudige Begrüßung und Vorstellung. Der Bürgermeister hatte den Grafen von der Bahn abgeholt und dann waren sie alle zu mir gefahren.

In meiner kleinen Kajüte ging nun das Fragen und Erzählen los, und da erfuhr ich dann auch zu meinem größten Erstaunen, daß der Bürgermeister von San Franzisko der Reeder von zwei Schiffen war, die wir 1917 im Stillen Ozean versenkt hatten. Aber er sagte ganz richtig: „All is fair in war and love.“ (Alles ist recht im Krieg und in der Liebe.)

Von meinem Schiff ging's nun im Auto in die wunderbare City-hall (Rathaus). Seinen ganzen Stab trommelte Rolph zusammen, und nun mußten wir erzählen. Dann zeigte der Graf noch seine große Kraft, indem er das 500 Seiten dicke Telephonbuch des Bürgermeisters einmal längs und einmal quer in Stücke riß. Jeder wollte ein Stück zur Erinnerung haben. Luckner hatte nachher weiter nichts zu tun, als Telephonbücher zu zerreißen. Als wir das Rathaus verließen, wurde uns feierlich der Schlüssel der Stadt (ein großer, vergoldeter Schlüssel aus Holz) mit einer Widmung überreicht.

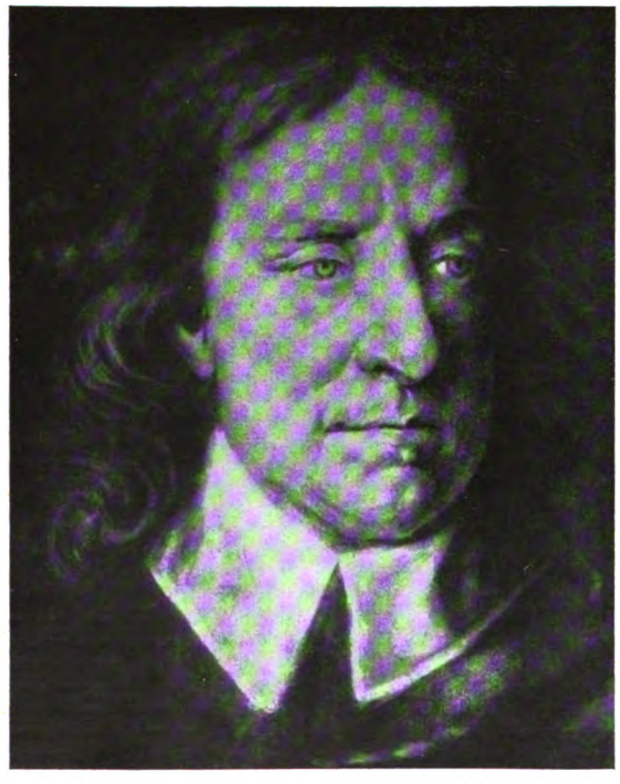
Am 12. Mai hielt Graf Luckner im großen Civic Auditorium vor 4000 bis 5000 Menschen einen Vortrag. Bürgermeister Rolph, der Bürgermeister von Oakland, die Spitzen der Behörden, der deutsche Generalkonsul und die Vorsitzenden der deutschen Vereine waren anwesend. In überaus herzlicher Weise stellte der Bürgermeister uns dem Publikum vor. In der Pause, die Graf Luckner in seinem Vortrag hielt, bat mich der Bürgermeister, mit ihm zu kommen. Draußen angelangt, zeigte er auf den taghell erleuchteten Dom des Rathauses und sagte: „Den habe ich Euch zu Ehren heute erleuchten lassen.“

Hut ab vor dem Mann! Einen besseren Kämpfer gegen die Kriegsschuldlüge konnten wir nicht finden. Aufrecht, wahrhaft und ehrlich hat er sich öffentlich für die Ehre unseres Volkes eingesetzt.

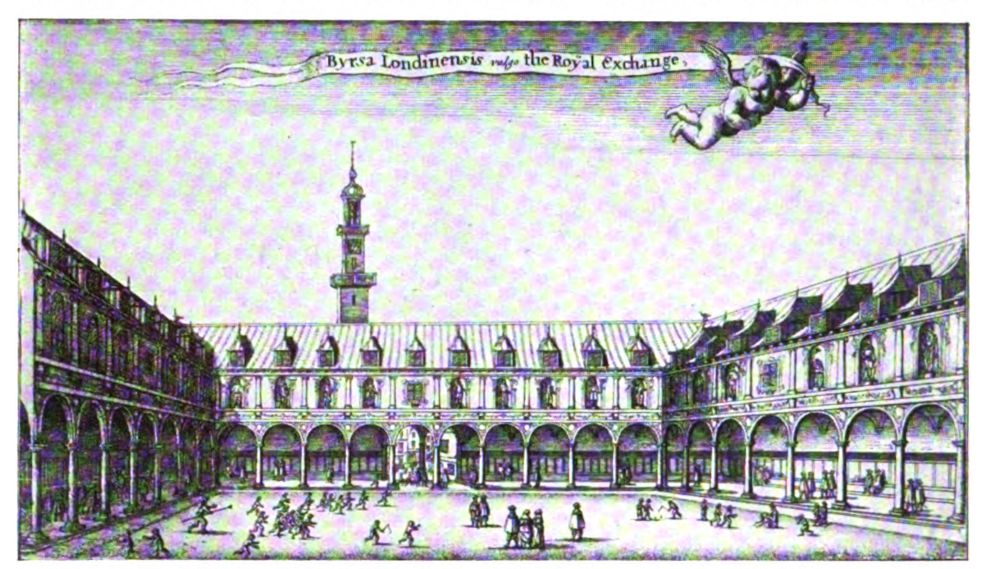
Der Diktator: Oliver Cromwell

Von Univ.-Prof. Dr. Karl Alexander v. Müller, München

Alle großen europäischen Revolutionen der Neuzeit haben mit einer Diktatur geendet: die russische mit der Lenins, die französische mit der Napoleons, die englische mit der Cromwells. Nur die deutsche hat weder in der Zerstörung, noch im Aufbau die Maße ihrer Vorgängerinnen erreicht. Von diesen modernen europäischen Revolutionen war die englische die erste, die älteste. Sie fällt in dieselbe Zeit, in der bei uns in Deutschland der Dreißigjährige Krieg in Erschöpfung ausblutete, etwa in die Mitte des 17. Jahrhunderts: fast hundertfünfzig Jahre also vor der französischen, über zweihundertfünfzig vor der russischen und der deutschen. Sie gehört noch in die Epoche der letzten großen religiösen Bewegungen, welche Europa erschüttert haben. Der Geist, der sie getragen hat, war nicht die Aufklärung oder der Jakobinismus, nicht die marxistische Lehre oder der Bolschewismus, sondern eine Spielart des protestantischen Christentums, des Calvinismus: das Puritanertum. Und gerade dieser Charakter bestimmt ihre Eigenart und ihre weltgeschichtliche Bedeutung. — Zugleich religiös und politisch, aus dem Widerstand gegen die absolutistischen wie gegen die katholisierenden Bestrebungen der Stuartkönige, ist sie langsam emporgewachsen. An einem religiösen Aufstand der Schotten gegen ihr eigenes Königshaus hat sich ihr Bürgerkrieg entzündet, der nach neunjährigen Kämpfen zum erstenmal in einem großen europäischen Staat die königliche Gewalt niederrang und stürzte. Auch diese Revolution, gleich ihren späteren Nachfolgerinnen, hat der Reihe nach alle Stadien durchlaufen: ein erstes, noch gesetzmäßiges und königliches, dann ein zweites der parlamentarischen Revolution, das schließlich in die republikanische und soziale überschlägt. Gewaltige Ereignisse, voll mächtiger und eindrucksvoller Charaktere, voll farbiger Gegensätze, noch mit der ganzen sinnfälligen Unmittelbarkeit, die unsern heutigen abstrakten Zeiten so fremd geworden ist. Unvergeßliche menschliche und historische Szenen, wie Karl I. aus seinem Schloß in Windsor, wo der Mundschenk ihm



Oliver Cromwell. Gemälde von Samuel Casper. Cambridge, Jesus College



Die Königliche Bank von England zu Cromwells Zeit. Erbaut von J. Greshem
Zeitgenössischer Stich von W. Hollar

noch kniend den Wein gereicht hatte, nach London geführt wird, um vor dem Gericht des revolutionären Unterhauses als Angeklagter zu erscheinen: die Mitglieder des Gerichtes behalten als Vertreter des souveränen Volkes ihre Hüte auf, als er, von Soldaten geleitet, vor sie hintritt — aber auch er weigert sich, als ihr König, das Haupt vor ihnen zu entblößen; wie er das Schwert vor sich auf dem Tische liegen sieht und sagt: „Ich fürchte es nicht"; wie der Gedanke der Volkssouveränität und das göttliche Recht der Könige („gleichsam Leib an Leib einander entgegentreten".) Der König versucht sich zu verteidigen, die Königin bittet, zu ihrem Gemahl kommen zu dürfen, sein ältester Sohn bewegt Holland und Frankreich, Sondergesandtschaften zu senden, um sein Leben zu retten: aber nach sechs Tagen verurteilt das Gericht „Karl Stuart, gegenwärtig König von England", als Tyrannen, Verräter, Mörder und öffentlichen Feind des Gemeinwesens von England in aller Form zum Tode. Vor Whitehall, in der Mitte von London, wird die Richtstätte aufgebaut; Karl I. legt sein Haupt auf den Block und gibt dem Henker selbst das Zeichen zum tödlichen Schlag. England war Republik geworden (1649).

Ein weltgeschichtlicher Augenblick! Die erste große, nationale, auf dem Grundsatz der Volkssouveränität aufgerichtete Republik in Europa. Vollständig revolutionär in ihrem ganzen Charakter: gegen die alte englische Kirche wie gegen den alten englischen Staat, gegen den alten Adel und seine politische Stellung wie gegen die alte Geistlichkeit gewendet. Gewaltig schien sie sich zunächst zu behaupten.

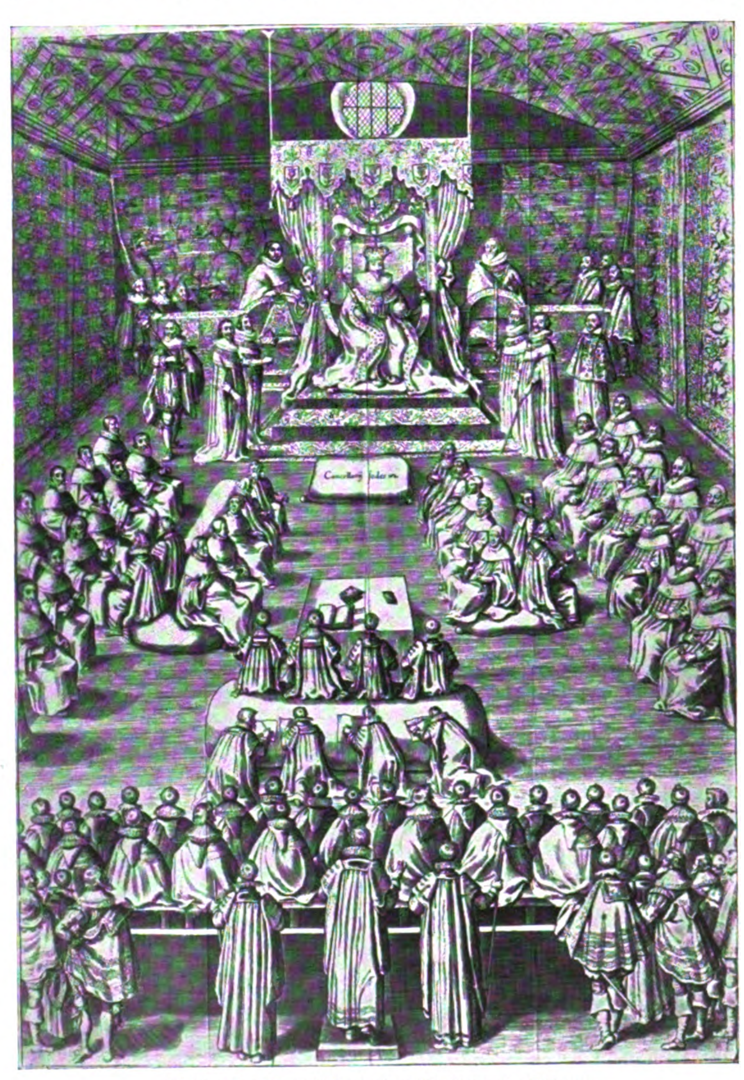
Mit unerbittlicher Grausamkeit schlug sie den royalistischen Aufstand in Irland nieder, der dort Katholiken und Protestanten, neun Zehntel der ganzen Bevölkerung gegen sie zusammengeführt hatte. Sie warf Karl II. und die schottischen Presbyterianer mit grausamen Schlägen zu Boden. Sie hielt sich mit eiserner Strenge, aufs nackte Schwert gestützt, gegen alle Widerstände in England aufrecht. Fast den gesamten royalistischen Adel belegte sie mit Vermögensentziehung. Die königlichen Schlösser und Gärten versteigerte sie, um den Krieg gegen das Königtum zu führen. Sie riß Kathedralen nieder, um ihre Steine zu verwenden; ihre Glocken goß sie um zu Schiffskanonen. Sie trug den Krieg gegen ihre Feinde, als er in England entschieden war, auch noch über die Meere. Sie kannte nur noch Macht und Krieg. Und sie schien sie zu gewinnen. Sie errang in der Tat die Oberhand in den drei Reichen und verschmolz England, Schottland und Irland zum erstenmal zu einer streng zusammengefaßten Einheit. Eine „großartig furchtbare Staatsgewalt," wie Ranke sagt, „von einer intensiven Kraft und weiten Umfassung, wie sie die Welt überhaupt nur selten erlebt und Britannien noch nie gesehen hatte."

★

Es war **e i n** Mann, der diese neue Staatsgewalt trug, auf dessen Wesen sie zugeschnitten war, wie diejenige, welche die französische Revolution beendete, auf Napoleon Bonaparte. Aber er ist nicht wie dieser erst gekommen, nachdem die Revolution bereits ihren ganzen eigenen Kreislauf durchmessen und sich selbst erschöpft hatte: um zum Teil wieder aufzurichten, was vor-

her zerstört worden war. Auch war es nicht wie Bonaparte in Frankreich ein Fremder, der die englische Revolution geführt und beherrscht hat, sondern ein Landedelmann dieser Insel selbst, aus ihrem eigensten Boden hervorgewachsen; seine Vorfahren hatten schon ein Jahrhundert zuvor in der Reformation mitgewirkt, von der Mutter her floß sogar stuartisches Blut in seinen Adern. Oliver Cromwell (1599—1658), der in diesen Wirbeln plötzlich aus der dunklen, grünen Stille seines Landguts in Huntingdon emporsteigt, bis ganz England seinem Willen dienstbar zu Füßen liegt; der erste europäische Privatmann, der in einem der großen abendländischen Reiche die souveräne Gewalt ergreift, eine vulkanische Natur von dämonischer Tiefe und Gewalt, aber, wenn man so sagen darf, ein englischer Vulkan: zähflüssig noch mitten in der Glut, beständig in aller Treulosigkeit, konservativ in aller Zerstörung, von unbeirrbarer Geradheit in seinem unregelmäßigen Gang: „Was ihm widerstrebt, muß weichen oder zugrunde gehen."

Ranke hat in meisterhafter Kürze seinen Weg geschildert, Carlyle hat ihn als erster aus seinen Briefen und Reden von innenher erleuchtet. Eine weltliche, vielleicht zum Teil verwilderte Jugend: Fußball, Jagden, wenig Universität, juristische Studien, Leben eines Landedelmanns, Heirat, früh (1628) schon Mitglied des Parlaments; mitten darin, in den zwanziger Jahren, gewaltige religiöse Erschütterungen, in denen sein leidenschaftliches, melancholisches Gemüt vom Puritanismus im Innersten ergriffen und durchtränkt wird, der aktivsten und heroischsten Form des protestantischen Christentums, die ihre Bewährung nicht in der Selbstgewißheit des Glaubens, nicht im bloßen inneren Ringen nach Vollkommenheit, nicht in der Zugehörigkeit zu irgendeiner Kirche fand, sondern nur in der praktischen Tat und im rastlosen Kampf für das Interesse Gottes schon in dieser Welt. Furchtbare innere Schlachten zwischen erdrückender Gottesfurcht und befeuerndem Bewußtsein der Gnadenwahl, die doch immer neuer Bestätigung im Erfolg bedurfte. Unzertrennliche, religiös gestimmte Bindung von Gottesdienst und persönlichem Streben: sie bleibt von da ab, in großartiger Ausprägung, die Grundlage seines Wesens wie seines Handelns, gibt ihm den Antrieb zur Tat, die unerschütterliche Ausdauer im



König Karl I. eröffnet eine Parlaments-Sitzung

Kampf, den alles verachtenden Mut in der Gefahr.

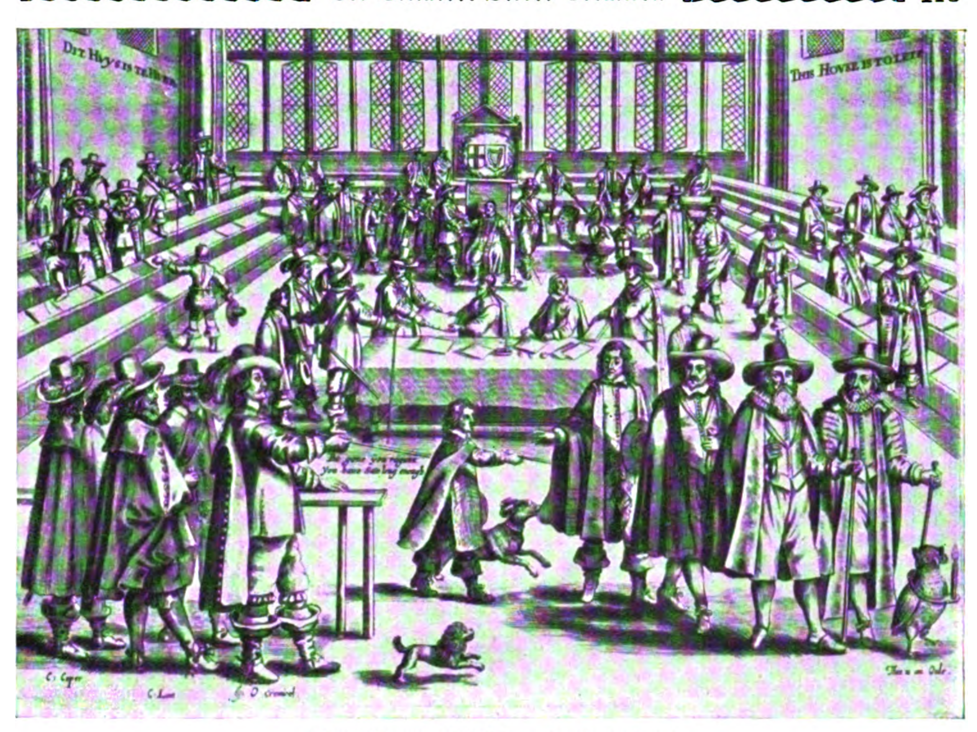
Schritt für Schritt steigt er nun hinan: immer mit seiner Aufgabe wachsend und doch immer derselbe. In den örtlichen Angelegenheiten seines Landbezirks ist er zunächst hervorgetreten; dann im sog. Langen Parlament — wo Warwick ihn zuerst schildert: in einfacher, nachlässiger Kleidung, der man den ungeschickten Landschneider ansieht, das Schwert an der Seite, mit gerötetem Gesicht, scharfer, unmelodischer Stimme und leidenschaftlicher Beredsamkeit. Durch seine Tatkraft und unbeugsame Entschlossenheit erlangt er sogleich ein besonderes Gewicht. Aber seine eigentliche Rolle beginnt doch erst da, wo die Waffen anfangen, an die Stelle der Reden zu treten. Da rüstet er auf eigene Faust, wieder zuerst in seiner engeren Heimat, die puritanische Bürgerschicht unterhalb der Gentry aus, faßt sie unter seiner Führung als freiwillige Reitertruppen des Parlaments zusammen — die berühmten „Eisenseiten“ Cromwells, Besitzende ohne Sold, mit strenger Sorgfalt ausgewählt, gleich ihm selbst leidenschaftlich puritanisch gesinnte Männer, von gestählter Kraft und persönlichem Mut, zur ernstesten Manneszucht verpflichtet, eine Truppe von „religiös-politischen Fanatikern“, von denen jedem erlaubt ist zu predigen, die sich mit einem Psalm auf den Lippen in die Schlacht stürzen, deren jede für sie ein Gottesurteil ist für diese und jene Welt, eine Entscheidung zwischen dem Allmächtigen und dem Satan, deren hinreißende Tapferkeit alle verwandten Herzen im Land an sich zieht. An ihrer Spitze schwingt er sich allmählich zur entscheidenden Macht im Bürgerkrieg auf, Jahr um Jahr Städte erstürmend und verteidigend, Royalisten entwaffnend, Gefechte und schließlich die Schlachten entscheidend, immer im Feld, immer am gefährlichen oder wichtigen Punkt, immer persönlich vornedran im Treffen, mehrmals verwundet oder wie durch ein Wunder gerettet, fortschreitend von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg, bis alle Feinde niedergeworfen sind. Er war kein Offizier der Armee gewesen, als er diese Laufbahn begann; er war immer noch ein einfaches Parlamentsmitglied, als er an der Spitze des parlamentarischen Heeres das Oberhaus aufhob, den König stürzte, das Unterhaus selbst ersetzte durch ein ausgesiebtes Konventikel seiner Anhänger. Er hat auch später die Krone abgelehnt, als er, unumschränkter als ein König, England regierte, und ist der Führer des siegreichen Heeres geblieben, der sich als solcher mit der höchsten bürgerlichen Gewalt bekleidete (Lord Protector 1653—58).

★

Aber was bedeutete diese Stellung, wie ist er schließlich zu ihr gekommen? Ein höchst bemerkenswerter Weg, kennzeichnend für ihn selbst wie für die Eigenart der englischen Revolution, deren Gang er bestimmte. Eine beinahe übermenschliche Aufgabe. Denn wenn die Lawine einer solchen allgemeinen Umwälzung einmal gelöst ist, will sie ihren Lauf haben. So erhob sich



Großes Staatssiegel von England nach Aufrichtung der Republik mit Darstellung einer Versammlung der Gemeinen im Parlament. Die Umschrift lautet: Im dritten Jahre der durch Gottes Gnade wiederhergestellten Freiheit, 1651



Oliver Cromwell löst das Parlament auf

auch in England sofort nach dem Sturz des Königtums mit Notwendigkeit zwischen dem Heer und dem Unterhaus der Streit um die oberste Gewalt. Das Parlament, so umgewandelt es schon war, hatte doch das Interesse, aufrechtzuerhalten, was noch bestand; das Heer trieb von Natur weiter auf dem eingeschlagenen Wege. Die großen Hoffnungen, welche die Anfänge der Revolution im Volk erregt hatten, waren, wie immer, nicht erfüllt worden; die religiösen wie die politischen Ideale, die man ihm gezeigt hatte, noch alles eher als verwirklicht. Schon hörte man in den Truppen von neuen Bewegungen. Eine meeresgrüne Standarte, hieß es, wollten sie aufpflanzen und ihre Pläne ausfahren An der Spitze dieser Truppen löste Cromwell den letzten Rumpf des alten, Langen Parlaments mit einigen zwanzig Musketieren auf (1653) und berief eine neue Versammlung lediglich aus „Männern mit Gottesfurcht und von erprobter Gläubigkeit“, den sog. Godlys, den Gottseligen. Schon hatten sich am linken Flügel der puritanischen Republikaner die Ideen der sog. Levellers in einem großen sozialen Programm zusammengeschlossen. Die ursprüngliche Freiheit der Schöpfung wiederherzustellen, ist ihr Ziel, die alte natürliche Gemeinschaft der Menschen im Genuß der Früchte dieser Erde, die sofortige Befreiung aus der „ägyptischen Knechtschaft“. Freiheit von allen Abgaben fordern sie, Fürsorge für einen jeden, der arbeiten will. Das Privateigentum, vor allem an Grund und Boden, soll aufgehoben werden. Die Erde, sagen sie, ist von dem Schöpfer „zur großen Schatzkammer des Unterhalts bestimmt, für den einen so gut wie für den andern, ohne Unterschied der Person . . . Gott hat das Menschengeschlecht zum Herrn über die Erde und die Tiere des Feldes gesetzt, aber nicht die einen zu Herren und die andern zu Sklaven“. Und schon haben sie die Hand am Hebel der Gewalt.

In der Armee breiten ihre Lehren sich aus; in dem sog. Kleinen Parlament der Godlys gewinnen sie die Oberhand. Schon gehen sie daran, das oberste englische Gericht abzuschaffen, das alte gemeine und statutarische Recht von England aufzuheben, die Ehe als bloßen bürgerlichen Haushaltsvertrag zu erklären, alle Patronatsrechte zu verwerfen, die Eidesleistung zu beseitigen, die Zehnten aufzuheben — so gleich bleiben sich im Grund alle europäischen Revolutionen. Und schon spaltet sich auf ihrer linken Seite abermals eine noch radikalere Gruppe ab, die Gesellschaft der sog. fünften Monarchie, die — wie ein Jahrhundert zuvor die Wiedertäufer in Münster — auf Grund biblischer Prophezeiungen den Grundsatz aufstellen, daß nun die Regierung des Gottessohnes selbst beginne, und daß die ganze Erde ohne Unterschied ihnen, seinen Heiligen, allein zum Erbteil gegeben sei,

daß Staat und Kirche überhaupt, als Einrichtung der vierten Monarchie, jetzt vernichtet werden müßten. Führer des Kleinen Parlaments und alsbald die Mehrheit von dessen Mitgliedern werden von solchen Anschauungen hingerissen. Die Revolution greift über auf die bürgerliche Ordnung, auf den sozialen Zustand des Landes. Sie ist dabei, würden wir heute sagen, wenngleich mit calvinistischem Geist, eine bolschewistische Revolution zu werden.

An Cromwells Stellung hingen die Geschicke Englands.

Von dem äußersten linken Flügel der Independenten, welche jetzt diese Wege einschlugen, war er selber ausgegangen; mit ihnen vor allem hatte er seine Stellung errungen, die alten politischen Mächte des Landes zersprengt. Er selbst hatte dies Parlament der Godlys berufen. War es nicht die gewiesene Rolle für ihn, wie Ranke es ausdrückt, jetzt an die Spitze dieser anabaptistisch-demokratischen Partei zu treten, ihre Ideen in England durchzuführen, und dann als ein neuer Mohammed — ein Lenin und Trotzki von damals — in der Welt auszubreiten?



Zeitgenössische Medaille auf Oliver Cromwell
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Aber Cromwell war kein Orientale, sondern ein Engländer; kein Marxist, sondern ein Puritaner. Immer schon hatte letzten Endes nicht eine Theorie, sondern ein praktischer Gesichtspunkt, neben und im „Interesse Gottes" das „Interesse der ehrlichen Leute" (wie er selbst zu sagen pflegte) sein Handeln bestimmt. Er hatte, im Gefühl eines göttlichen Auftrags, die Stürme der Revolution nicht gescheut, die ihn selbst emportrugen. Aber er wollte nicht den allgemeinen Umsturz, die chaotische Verwirrung. Wie die Bewegung, die er bisher geführt hatte, in diese umschlug, warf er selbst sich ihr entgegen. König, Lords und Parlament hatte er mit dem Schwert und der Bibel zu Boden gerungen: aber an diesem Punkt hielt er inne. Nun erhob er, mitten im Zusammenbruch des alten Staates und der alten Kirche, dasselbe Schwert und dieselbe Bibel zum Schutz der bürgerlichen Zustände und der Grundlagen der Gesellschaft, des bürgerlichen Rechts, des Eigentums, der niederen Geistlichkeit, welche das Gemeinwesen von England trugen. In diesem Sinn ergriff er, als Lord Protector, als die einzige übrig gebliebene gesetzliche Gewalt, die höchste Macht.

Eine ungeheure Stellung, nach beiden Seiten im Kampf. Es zeigt seine ganze staatsmännische Kraft, wie er in den folgenden Jahren immer wieder von neuem versucht, die inneren Gegner zu versöhnen, sein Protektorat in ein Verhältnis zu den alten parlamentarischen Überlieferungen des Landes zu bringen. Nie hat er, bei allen taktischen Wendungen im einzelnen, das große Ziel einer wirklichen Befriedung des Gemeinwesens aus dem Auge verloren. Aber wie hätte sie in so kurzer Zeit gelingen können? Bis in den tiefsten Grund waren die Leidenschaften aufgeregt. Bis in seine letzten Tage drohten ihm von beiden Seiten, den Royalisten wie den Levellers, Verschwörungen und Attentate. Nur mit grausamster Härte vermochte er sie niederzuschlagen. Worauf sein Protektorat sich stützte, war und blieb ein Militärregiment von einer Schrankenlosigkeit, wie



Links: Vorderseite der halben Krone mit dem Georgskreuz, dem Wappen der neuen Republik England

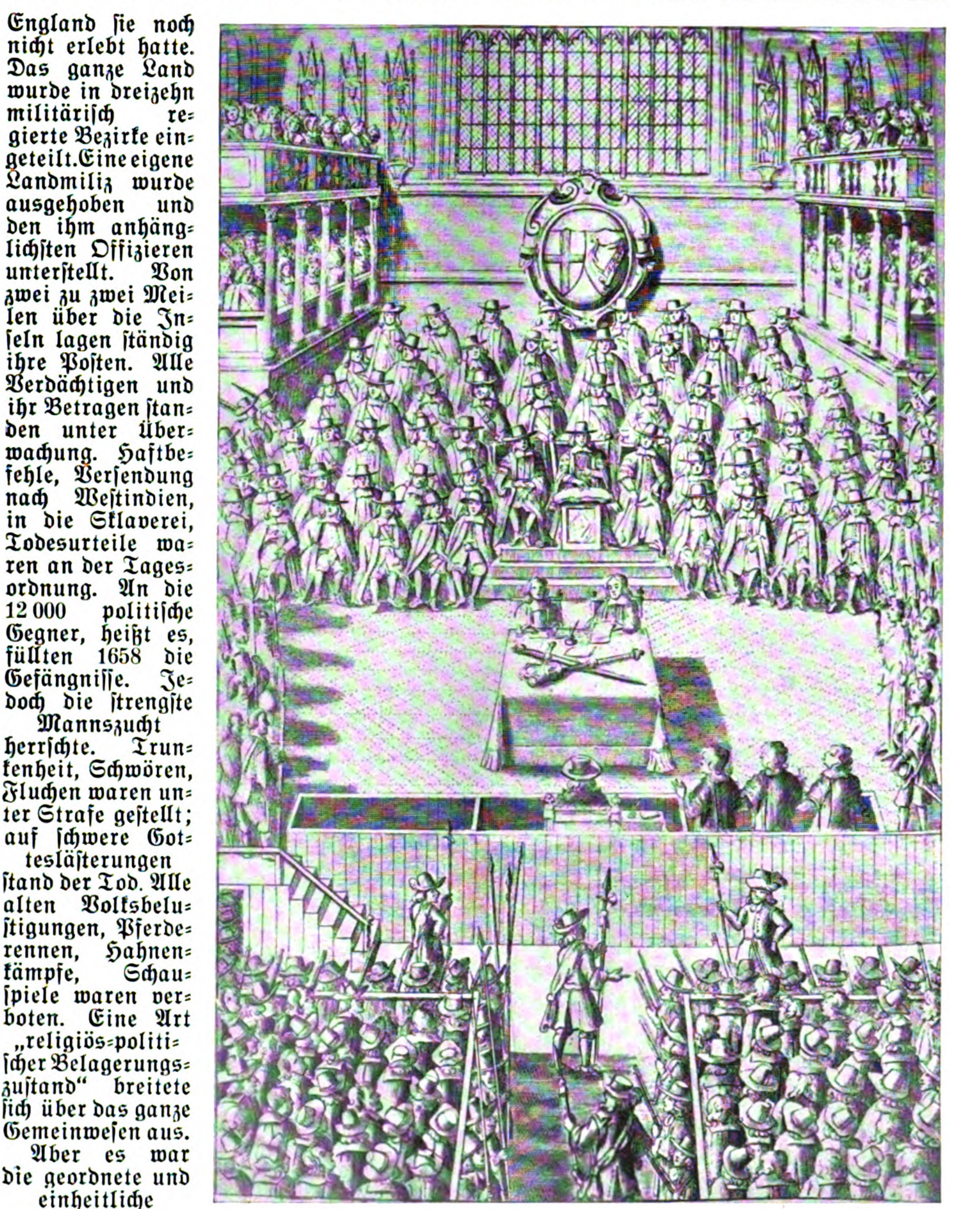
★



Rechts: Rückseite der im Jahre 1651 vom Parlament geprägten halben Krone

England sie noch nicht erlebt hatte. Das ganze Land wurde in dreizehn militärisch regierte Bezirke eingeteilt. Eine eigene Landmiliz wurde ausgehoben und den ihm anhänglichsten Offizieren unterstellt. Von zwei zu zwei Meilen über die Inseln lagen ständig ihre Posten. Alle Verdächtigen und ihr Betragen standen unter Überwachung. Haftbefehle, Versendung nach Westindien, in die Sklaverei, Todesurteile waren an der Tagesordnung. An die 12 000 politische Gegner, heißt es, füllten 1658 die Gefängnisse. Jedoch die strengste Mannszucht herrschte. Trunkenheit, Schwören, Fluchen waren unter Strafe gestellt; auf schwere Gotteslästerungen stand der Tod. Alle alten Volksbelustigungen, Pferderennen, Hahnenkämpfe, Schauspiele waren verboten. Eine Art „religiös-politischer Belagerungszustand“ breitete sich über das ganze Gemeinwesen aus.

Aber es war die geordnete und einheitliche Staatsgewalt Englands, die mit diesen Mitteln, mitten in einer grundstürzenden Revolution, aufrechterhalten wurde. Es war die alte Überlieferung des Landes, die auch dieser Usurpator — mit Mitteln, die ihr ins Gesicht zu schlagen schienen — fortführte. Derselbe Oliver Cromwell, der den König aufs Schafott gebracht hatte, hat die Revolution selbst in den Bahnen der englischen Entwicklung festgehalten.



König Karl I. von England vor seinen Richtern

Es ist das gleiche, was auch seine äußere Politik kennzeichnet. Auch hier bleibt Cromwell innerhalb der englischen Entwicklung, ja hier hat er selbst sie sogar aufs mächtigste gesteigert. Den ersten reinen Imperialisten Englands hat man diesen Puritaner genannt, der sich vornahm, den Namen der Engländer so groß zu machen, wie einst derjenige der Römer gewesen war. Auch hier ging er aus von parteimäßigen, einseitig religiösen Ideen. Phantastische Gedanken, wie der einer völligen Verschmelzung von England und Holland zu einer einzigen

Republik, einer einzigen Nation tauchten am Anfang in seinen Plänen auf. Eine große Liga aller protestantischen Staaten zur Sicherung der protestantischen Religion blieb bis zuletzt sein oberstes Ziel. Aber in der Ausführung wurde auch hier schließlich alles überwältigt vom Interesse des Staates, der gesamten Nation. So stark war deren dunkler Trieb, daß er alle, auch die gewaltsamsten einzelnen, zu seinen Trägern machte.

Er hatte als erster, wie wir sahen, das ganze Gebiet der großbritannischen Inseln innerlich zu einer Einheit zusammengefaßt; als erster wandte er dies neue Selbstbewußtsein nun auch nach außen. Der Vorteil der geographischen Lage der ganzen vereinigten Inselgruppe, ihr Beruf zur See drängten sich diesem stolzen, militärischen Geist auf. Kriegerisch und kraftbewußt führte er dies neue England in die europäischen Auseinandersetzungen hinein.

Zum ersten Male, unter diesem demokratischen und calvinistischen Protektor, empfanden die atlantischen und mittelmeerischen Küsten Europas das Übergewicht der englischen Flotte. Zum erstenmal erzitterte Italien vor dem englischen Namen. Vor den spanischen und portugiesischen Häfen, vor Tunis, Malta und Toulon drohten die englischen Schiffsgeschütze. Schon dachte diese neue Republik an eine Fußfassung in Italien, in Deutschland; in den Niederlanden kam sie wirklich zustande. Der Schlüssel des Kontinents, sagte ein Zeitgenosse, hange am Gürtel Cromwells.

Vor allem bedeutsam aber wurde der Kampf gegen Spanien, in dem die religiösen und die nationalen Antriebe, die puritanische Kreuzzugsstimmung und das englische Handelsinteresse völlig ineinander aufgingen, in dem Cromwell vollends, nur mit gesammelter Stärke, die Bahnen der alten elisabethanischen Politik einschlug. Dieser Kampf führte zur Fußfassung auf Jamaika, zum Bündnis mit Frankreich, das den Keil zwischen den katholischen Weltmächten verstärkte, und damit — erfolgreicher als die geplante protestantische Liga — zur Sicherung des Protestantismus in Europa, zum künftigen Ausbau des britischen Reiches über die Welt.

★

Als Cromwell am 3. September 1658, 59½ Jahre alt, am Jahrestag seiner Siege von Dunbar und Worcester, starb, hatte er die puritanische Revolution in die Grundlagen des englischen Staatsbaues eingefügt. Sein Protektorat freilich, ganz auf seine Person zugeschnitten, und mit ihm die republikanische Staatsform, brach alsbald nach seinem Tode zusammen. Das alte, noch unter dem König gewählte Parlament versammelte sich wieder; die Stuarts wurden zurückberufen (1660). Fast ein weiteres Menschenalter lang dauerten die neuen inneren Erschütterungen, in denen sich schließlich, zwischen König und Volk mitteninne, das Parlament zur führenden Stellung in einer neuberufenen, eingeschränkten Monarchie emporrang. Über alle Kriege und Umstürze Europas hinweg, bis zum heutigen Tage, hat England sich diese Staatsform bewahrt.

Der Protektor selbst wurde nach seinem Tod zuerst einbalsamiert und mit mehr als königlichen Ehren in der Westminster-Abtei bestattet. Aber kaum zweieinhalb Jahre später, nach der Rückkehr der Stuarts, wurde sein Leichnam, auf einstimmigen Parlamentsbeschluß, wieder ausgegraben und, am Tage der Hinrichtung Karls I., öffentlich an den Galgen gehängt. Sein Kopf wurde abgeschnitten und auf dem Dach der Westminster Hall, in der Karl I. verurteilt worden war, auf einem Pfahl aufgespießt, bis ihn der Sturm herabwarf.

Oliver Cromwell war im Leben ein Mann von kräftigem und gedrungenem Körperbau, nicht ganz sechs Fuß groß (etwa 178 cm); als Protektor gern in dunklen, schwarzen Samt und Mantel gekleidet; mit hellbraunem, früh ergrautem Haar und Schnurrbart, starker, stumpfer Adlernase, tiefen, gewaltigen Augen unter drohenden Brauen; im ganzen, löwenhaften Antlitz, durchfurcht von unermüdlicher Arbeit und Anspannung, von leidenschaftlichen Kämpfen des Gemüts, ein Zug von Schwermut und Größe, der über die Jahrhunderte hinweg erschüttert. Ein Mann von vulkanischem Temperament, aber gesammelter sittlicher Willenskraft; von unerbittlicher Härte in seinem Werk, aber von Natur äußerst mitleidig gegen alles, was er in Schmerzen sah; lebenslang ein Freund sportlicher Vergnügungen im Freien, vor allem der Falkenjagd und der Pferde; ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, der menschlichen Stimme wie der Instrumente; wie es scheint, nicht ohne Sinn für bildende Künste, als Regent ein Förderer der Wissenschaft und Literatur, selbst wenn ihre Träger ihm politisch gegnerisch gesinnt waren: mit einem angeborenen Zug zum Großen auf jedem Gebiet. Seine Tapferkeit als Mann, seine großartige Würde als Herrscher erkannten auch seine Feinde uneingeschränkt an. Der Ehrgeiz, der ihn zweifellos beseelte, war aufs tiefste mit seiner Religion verwachsen: von seinem ersten öffentlichen Auftreten 1629 bis zu seinem Tod betrachtete er sich als Instrument Gottes, zugleich von der Vorsehung und der sachlichen Notwendigkeit vorwärtsgetrieben. Der Vorwurf berechneter Heuchelei, den vor allem seine enttäuschten Anhänger später gegen ihn erhoben, hält vor der tiefen Wahrhaftigkeit seiner Briefe und Reden nicht stand. „Selten, meine ich," sagte der Verwalter seines Haushalts, Maidstone, „hat eine größere Seele in einem Kleid von Erde gelebt, als die seinige war."



Die Skagerrakschlacht. Gemälde von Claus Bergen

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Aus meinem Leben und Streben

Von Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Heck

Ludwig Heck ist ein berühmter Mann. Er hat sich eine Volkstümlichkeit errungen, wie sie unter den Zoologen vor ihm wohl nur dem Verfasser von Brehms Tierleben zuteil geworden ist. Auch wer zu den wenigen zählt, die sein stolzestes Werk, den Berliner Zoo, in seiner jetzigen Gestalt nicht kennen, weiß von Ludwig Heck. Sein Name hat den vollen Klang einer Autorität. Seit vierzig Jahren leitet er den mustergültigen Berliner Garten und hat in dieser langen Zeit sich nicht darauf beschränkt, ein ausgezeichneter Fachmann zu sein. Ein lebhafter Mensch, wie er ist, hat es ihn immer wieder getrieben, von seinen Beobachtungen und Erfahrungen einem großen Publikum zu erzählen, und er hat stets aufmerksame Hörer und Leser gefunden, auch in diesen Heften, wo er besonders gern Ausflüge in das ihm so innig ans Herz gewachsene Gebiet der bildenden Kunst unternommen hat. Als sich sein Jubiläum nahte, haben wir Heck gebeten, ein wenig aus seinem Leben und Streben zu plaudern. Er hat es getan, Ernst und Frohsinn auf eine höchst anmutige Weise mischend. Aber die fertige Handschrift war ein Buch geworden, und so drucken wir hier nur ein paar Stellen daraus ab. Sie zeigen mehr den Menschen als den Gelehrten, doch es will uns scheinen, als ob im Abschnitt eines so arbeitsreichen Lebens auch der Mann Ludwig Heck ein Recht hätte vorzutreten, und sicher sind wir, daß die Leser sich seiner mit Dank und Glückwunsch freuen werden. Geben wir ihm jetzt das Wort:

Wo ich herkam

Bei jedem besseren Tier fragt man längst nach Abstammung und Aufzucht, um seinen Wert zu beurteilen. Es wäre Zeit, auch beim Menschen diese grundlegenden Umstände zu würdigen. Es gibt ja auch schon eine ganze Wissenschaft, die darauf abzielt. Ich fürchte aber, ehe diese Erkenntnisse nur einigermaßen Allgemeingut werden, müssen wir noch viel mehr leiden unter dem Irrwahn, alle Menschen seien gleich. Was bin ich nun für einer? Ein Lehrerssohn und ein Oberförsterenkel, also sozusagen Mischblut von Lehrer und Jäger, von Wissenschaft und Natur, und in Darmstadt aufgewachsen, d. h. ein evangelischer oberrheinischer Süddeutscher. Das hat alles viel zu bedeuten.

Von meinem Großvater, der den Kranichsteiner Wildpark bei Darmstadt unter sich hatte, habe ich wohl die angeborene Neigung zur Tierwelt, die von klein auf, wie selbstverständlich, bei mir vorhanden war. Auf eine Rundfrage „Wie kam ich zur Naturwissenschaft?" konnte ich deshalb nur antworten: „Ich war immer bei ihr, wenigstens bei der Tierwelt." Und von meinem Vater, der historisch und literarisch eingestellt war, habe ich wohl das Bedürfnis, das mit Herz und Gemüt in Besitz Genommene mit dem Verstande zu ordnen und zu beherrschen. Deshalb gingen mir als kleinem Knirps schon Tierbilderbücher über alles.

Wenn ich zurückdenke, an was für fürchterlichen Schreckgespenstern der Tiermalerei ich meine ersten zoologischen Kenntnisse habe erwerben müssen, so muß ich die heutige Jugend beneiden. Zugleich aber kann ich mich gar nicht genug wundern, daß klassische Bücher wie Brehms Tierleben nicht breiter und tiefer auf unsere Allgemeinbildung eingewirkt haben. Denn darüber bin ich mir mit meinen sämtlichen Kollegen einig: man hört im zoologischen Garten vom durchschnittlichen Publikum heute noch genau dieselben törichten, von krasser Unwissenheit zeugenden Redensarten wie vor Jahrzehnten. Ja, ich habe sogar — leider, leider, leider! — manchmal den Eindruck, als ob ein gewisses löbliches Bestreben des 19. Jahrhunderts, alles, insonderheit auch die Tierwelt, möglichst verständig zu betrachten und vernünftig aufzufassen, wieder sehr zurückgetreten sei und einer ganz bedenklichen, mir geradezu Leibschmerzen verursachenden Hinneigung Platz gemacht habe zum Übernatürlichen, Mystischen. Hemmungslose Vermenschlichung der Tiere, als ob sie verkleidete Menschen von beachtlicher Bildungsstufe wären, und ohne die geringste Rücksicht darauf, wie hoch oder niedrig sie in der Abstufung der geistigen Fähigkeiten stehen, fanatische Tierschützerei ohne eine Ahnung von der Natur der Schützlinge und daher auch ohne jedes Urteil darüber, was ihnen wirklich frommt, das erlebt man jetzt alle Tage — man könnte manchmal an seinem ganzen Lebenswerk verzweifeln.

Ich hatte zu meinem Glück in der Schmitzschen Privatschule, die ich zunächst besuchte, einen sehr guten Lehrer für Naturgeschichte, den alten Klier, der uns die Tiere anschaulich schilderte und selbst an die

Tafel zeichnete; er hat auch ein ausgezeichnetes Schmetterlingsbuch geschrieben und selbst mit schönen farbigen Tafeln ausgestattet, das ich mir natürlich glühend wünschte und von meinen guten Eltern eines Tages auch erhielt.

Zum erstenmal im Zoo

Und dann kam der Brehm! Schon als Quintaner bekam ich einen Band der Volksausgabe zum Geburtstag, und nun fühlte ich mich besorgt und aufgehoben. Was da drin stand, das wußte ich bald alles. So kam es, daß ich dem Landsmann und Jugendfreund meines Vaters, dem Rektor Dr. Dietrich in Frankfurt a. M., der heute noch hochbetagt lebt und jetzt wohl der einzige Lebende ist, für den ich noch einfach „'s Hecke Luddwig" bin, im Frankfurter Zoo eine Enttäuschung bereitete, weil ich ihn gar nichts fragte, sondern jedes Tier gleich selber beim Namen nannte. „Dem braucht man nichts mehr beizubringen!" sagte er, einigermaßen ärgerlich, abseits zu meinem Vater. Ich aber war von diesem ersten Besuche eines zoologischen Gartens natürlich ganz erfüllt, und damals mag wohl die erste dunkle Ahnung in mir aufgedämmert sein, daß ich dahin streben müsse, an solchem Orte meines Lebens Zweck und Inhalt zu finden.

Ähnlich ging es im Kölner Garten, den ich mit meinen Düsseldorfer Verwandten besuchte. Da hatte ich auch schon eine tiergärtnerisch-kritische Anwandlung. Man wollte ein Paar Weißschwanzgnus eintreiben, indem man ein Tau quer durch das Gehege zog und an beiden Enden je einen Wärter außerhalb des Geheges anfassen ließ. Ich weiß heute noch, daß ich mir dachte, so geht das vielleicht mit Schafen, aber nicht mit Gnus, und tatsächlich stürmte der Gnubulle derart gegen das Tau an, daß die beiden Wärter lang hinschlugen, ehe sie nur loslassen konnten. Fünfzehn Jahre später war ich Direktor am Kölner Zoo.

Gut Essen und Trinken

Durch meinen ersten Besuch bei den Düsseldorfer Verwandten, die die städtische Tonhalle dort bewirtschafteten, die größte Saalanlage des damaligen Deutschlands, wurde wohl auch der Grund gelegt zu meiner Vorliebe und meinem Verständnis für gutes Essen und Trinken, das ich für nichts weniger als Schwäche halte, sondern ganz im Gegenteil für ein wesentliches Merkmal des vollsinnigen und vollkräftigen Kulturmenschen.

Wer da nicht mitkann, den entschuldigt in meinen Augen nur ein vorgeschrittenes Magen- oder Nierenleiden. Der damalige Düsseldorfer städtische Kellermeister, der den vertrauenerweckenden Namen Unschuld führte, nahm mich mit zwölf Jahren schon in sein weitläufiges unterirdisches Reich, lehrte mich Rhein- und Moselwein unterscheiden und war mit meinen Fortschritten zufrieden. Freilich kam ich nicht gänzlich unvorbereitet zu ihm. Denn auch in meinem Vaterhause gehörte zum Sonntagsbraten ein Glas Wein. Da tranken wir aber Bergsträßer, Auerbacher Rott, der es an Körper und Alkoholgehalt mit kräftigem Rheinwein aufnehmen kann, nur daß er leider kein Bukett hat. Und die Zubereitung und das Anrichten all der feinen Gerichte, der Fische und Braten, des Geflügels und der süßen Speisen in der großen Tonhallenküche! Mit welchem Interesse ich mir das alles ansah und die französischen Namen lernte! Die Köche freuten sich über mich und noch mehr die „Kochstudenten", rheinische Mädels aus guten bürgerlichen Familien, die die feine Küche lernten, Schönheiten dabei von jenem urgermanischen, urgesunden niederrheinischen Typ, an dem sich mein Mannesauge jedesmal wieder erfreut, so oft ich an den Rhein komme.

„Die Preußen kommen!"

Ich war und bin ein richtiger Hesse, und als wir im Gymnasium später den ersten preußischen Direktor bekamen, hielt er in meinen Augen den Vergleich mit unserem alten Boßler nicht aus. Trotzdem war ich nie ein beschränkter Partikularist und verbohrter Preußenhasser. Ich habe mit meinen hessischen Landsleuten und badischen Stammverwandten schon als heranwachsender Mensch die Überzeugung vertreten, daß Deutschland nur mit und durch Preußen vorwärtskommen könne. Dafür wurde ich von gewissen Familienverwandten als der „Preiße-Luddwig" abgestempelt, und das geht bis in meine Kindheit zurück, bis ins Jahr 66. Von dieser Wende Deutschlands zum Starken und Großen hatte ich als sechsjähriger Bub schon meine tiefen, fest in der Erinnerung haftenden Eindrücke. Da lernte ich Preußens Kraft- und Glanzpunkt kennen, seine Armee, und konnte sie vergleichen mit anderen Armeen.

Was hatten wir da in wenigen Monaten für verschiedene Einquartierungen! Sogar einen Bremer Stadtsoldaten in ganz schwarzer Uniform. Alle wurden sie sehr mitleidig und liebevoll aufgenommen, zumal wenn sie müde und staubig waren. Als es aber eines Tages hieß: „Die Preußen kommen!", da wurden die Gesichter bedenklich

ernst, auch die meiner guten Eltern, und man sprach sich besorgt mit Hausgenossen und Nachbarn darüber aus, was man wohl von denen zu gewärtigen haben würde. Wir Buben rannten ans Rheintor; denn daher mußten sie kommen. Sie waren aber schon da, saßen und lagen unter den alten Linden im Grase, und wir waren gleich ganz vertraut mit ihnen, durften uns das Wunderwerk der damaligen Waffenindustrie, das Zündnadelgewehr, ansehen, mit dem die Preußen so schnell schießen konnten, während unser Militär noch Vorderlader stopfte.

Da auf einmal die hellen Kommandostimmen der Offiziere: „An die Gewehre!“ Wie elektrisiert sprang alles auf, und wie gescheuchte Spatzen stoben wir Buben auf die Seite. Ich spitzte schon die Ohren und riß die Augen auf. Und dann der Einmarsch die berühmte Darmstädter Rheinstraße hinauf! So was hatte man bei uns noch nicht gehört und gesehen! Wie der schrille Ton der Querpfeifen in die Ohren gellte und der helle Ton der kleinen, niedrigen Trommeln dazu! Die Österreicher und Süddeutschen hatten große, hohe Trommeln, wie kleine Bierfässer, mit dumpfem, dunklem Ton. Und dann der Einmarsch des Regiments selber! Wie da die Beine geschmissen wurden und die Köpfe sich mit hörbarem Ruck zur Seite drehten, als es vor der Rheintorwache am Obersten vorbeidefilierte! Das imponierte mir so, daß ich es zu Hause gleich vormachte und den sicheren Sieg der Preußen vorhersagte. Meine Mutter lachte, und mein Vater staunte über mich. Als Einquartierung brachte ich einen blondbärtigen pommerschen Reserve- oder Landwehrmann mit, der meiner Mutter durch sein bescheidenes, freundliches Wesen eine große, aber angenehme Enttäuschung bereitete. Sie hatte sich „so en Preiß“ ganz anders gedacht, drängte ihm aber nun um so mehr an Essen auf, je weniger er verlangte.

Nun aber erst die Wandlung unserer süddeutschen Geister, Seelen und Herzen bis zum Ruhmes- und Einigungsjahre 1870, in der kurzen Zeitspanne von vier Jahren! Das konnten die preußischen Deutschen, die schon hundert Jahre und länger in einem großen, gefestigten und geachteten Staatsgefüge saßen, uns gar nicht nachfühlen. Wir waren aus Rand und Band vor Begeisterung. Wie viele Nächte habe ich am Bahnhof verbracht, Eimer mit Kaffee und anderes geschleppt für die durchfahrenden Truppen und auf den Straßen Hurra geschrien, und meine Eltern mit! Schule spielte gar keine Rolle mehr, alle Augenblicke war siegfrei. Es war eine Zeit ohnegleichen.

Als Student in Berlin

Ich hatte die ersten Semester in Straßburg und Gießen studiert und kam in Berlin in das von mir erhoffte rege geistige Leben. Im akademischen Zoologiestudium kam ich aber nicht viel weiter; denn auf dem zoologischen Lehrstuhl saß noch der alte Peters, der zwar ein tüchtiger Museumssystematiker, doch von allem modernen Institutsbetrieb so weit entfernt war, daß sein Kolleg eine gesprochene Naturgeschichte war und sein Praktikum im Bestimmen von Reptilien bestand, deren Kopfschuppen gezählt werden mußten, ohne die Tiere aus dem versiegelten Spiritusglase herauszunehmen. Da waren aber andere, die mich fesselten; darunter wirklich große Universitätslehrer. v. Martens, noch einer der universalen Wissensbolde aus der alten Gelehrtenschule, las Geschichte der Zoologie; den genialen Chemiker Hoffmann (auch noch ein Liebigjünger) mit seinen eleganten Experimenten ließ ich mir nicht entgehen; von Dubois-Reymonds geistreichem Publikum in dem verflossenen Barackenauditorium, einem unglaublichen Dreckstall, ließ ich mich anregen und entzücken. Bei Treitschke und Herman Grimm zu belegen oder auch nur zu schinden, was viele Naturwissenschafter taten, konnte ich mich nicht aufschwingen: so gründlich hatte man mir im Darmstädter Gymnasium Geschichte und Literatur, denen ich sowieso nicht sehr zugeneigt bin, verleidet. Aber zwei Berliner Philosophen übten merklichen Einfluß auf mich. Der eine war der alte Zeller, ein furchtbar gelehrtes Haus, in der äußeren Erscheinung ein zweiter Kant. Er las Geschichte der Philosophie im Barackenauditorium. Während der greise Gelehrte, ganz weit da vorne, seinen Vortrag hielt, sanken die Zuhörerköpfe langsam immer tiefer auf die Tische herab. Da plötzlich schwang er sein weißes Kollegheft mehrmals hin und her, und nun fuhren sie alle wieder hoch; denn jetzt gab er eine kurze Zusammenfassung des vorher Gesagten, und da wurde nachgeschrieben aus Leibeskräften. Dann wieder dasselbe Wechselspiel zwischen Niedersinken und Aufraffen. Ganz anders bei Paulsen. Da waren die ganze Stunde alle Ohren gespitzt und alle Federn in Tätigkeit, kein Wort mochte man verlieren. Es waren mitunter aber auch unvergeßliche Worte, die dieser unbefangene große Geist mit leiser Stimme sprach, ohne jegliche äußere Erregung, während er ein winzig kleines Bleistiftrestchen zwischen den Fingern drehte und sanft aufs Katheder aufstieß. So z. B. sagte er: „Die meisten Väter glauben genug getan zu haben in der Erziehung ihrer Kinder, wenn sie sie von Zeit zu Zeit einmal durchprügeln,“ oder: „Die Kirche ist dank ihrer Erstarrung in mittelalterlichen Glaubensformeln vielen Menschen so gleichgültig geworden, daß sie sich nicht einmal mehr die Mühe nehmen, aus ihr auszutreten.“

Der Berliner Zoo 1880

Mein Hauptkolleg in Berlin aber war natürlich der Zoologische Garten. Wie oft wanderte ich schon des Morgens in aller Frühe hinaus durch den damals noch, ach, so stillen Tiergarten. Auf der Tiergartenstraße kein Mensch und kein Fuhrwerk. Auch am Tage kaum. Hie und da wiesen an die Bäume genagelte Bretter mit grob ausgeschnittener Hand den Weg nach dem Zoologischen Garten.

Der damalige Zoo imponierte durch einen gewissen großartigen Zuschnitt des Ganzen. Gebäude, wie Bärenzwinger, Raubtierhaus, Antilopenhaus, Elefantenhaus hatten damals nicht ihresgleichen. Waren sie doch von Ende & Böckmann, der ersten großen Privatarchitektenfirma, die sich in Berlin auftat, entworfen und ausgeführt! Ebenso viele kleinere Anlagen (Büffelhäuser, die zum Teil heute noch stehen, Stelzvogelhäuser). Der Tierbestand ragte hervor durch viele große Schautiere, schönes Geflügel und seltene Vögel.

Da sah man unter den Bewohnern der einzigartigen Indischen Elefantenpagode ein Paar indische Nashörner (heute ein beinahe ausgestorbenes Tier!), die sich allerdings nicht vertragen wollten, sondern, zusammengelassen, einen lebensgefährlichen Kampf aufführten. Das eine hat 37 Jahre, von 1871 bis 1908, hier gelebt. Heute muß man schon der Prinz von Wales sein, um von einer Indienreise noch eins mitbringen zu können: es muß aus den unzugänglichen Wildnissen am Fuße des Himalaya herausgeholt werden.

In dem eleganten Antilopenhause mit dem anmutigen Säulenumgang, das damals auch die Zebras beherbergte, starb 1875 das letzte Quagga vom Kap, das überhaupt auf der Erde gelebt hat. Ich habe es nicht mehr gesehen. Wohl aber das „bonte Quagga" der immer weiter nach Norden „trekkenden" Buren, das Burchellszebra, aus dem Gebiete des Oranjeflusses, bei dem die Streifung nach hinten immer schwächer wird und auf den Keulen und Beinen ganz aufhört. Dieses Zebra habe ich selbst noch gesehen und später als Direktor gepflegt; ja ich habe gerade jetzt wieder ein solches nach hinten schwach gestreiftes Stück. Die Burchells-Hengste waren wunderbar feurige Tiere, mit Tiergärtneraugen angesehen: böse Teufel, die allen möglichen Unfug machten, gegen die Stallwände schlugen, daß es knallte wie Pistolenschüsse, und bissen wie die Hunde. Jetzt lassen wir alle unsere Tiere, mit wenigen Ausnahmen, immer einmal heraus, und diese Auffrischung tut ihnen ganz gut, wenn man sie nur nicht zu längerem Liegen kommen läßt. Früher aber wurde alles Ende Oktober spätestens eingewintert und kam frühestens im April erst wieder ins Freie. Da war natürlich der Stallmut groß, und ich sah als Volontär hier bei solchem ersten Herauslassen ein Burchellszebra so toll gegen das Gehegegitter rennen, daß die Stäbe sich krumm bogen und das Tier wie ein Gummiball wieder zurückflog. Ohne Schaden zu nehmen. Gute Knochen und ein unerschütterliches Gehirn! Die großen, schweren Elenantilopen züchtete man Generationen hindurch. Schließlich wurden aber die Kälber so knochenweich, daß sie nicht mehr stehen konnten. Freilich wußte man damals noch nichts von Vitaminen und hatte überhaupt nur unvollkommene Einsichten in rationelle Fütterung. Heute ist das anders, und diese Fortschritte verdanken wir den Forschungen unserer modernen Tierärztlichen und Landwirtschaftlichen Hochschulen.

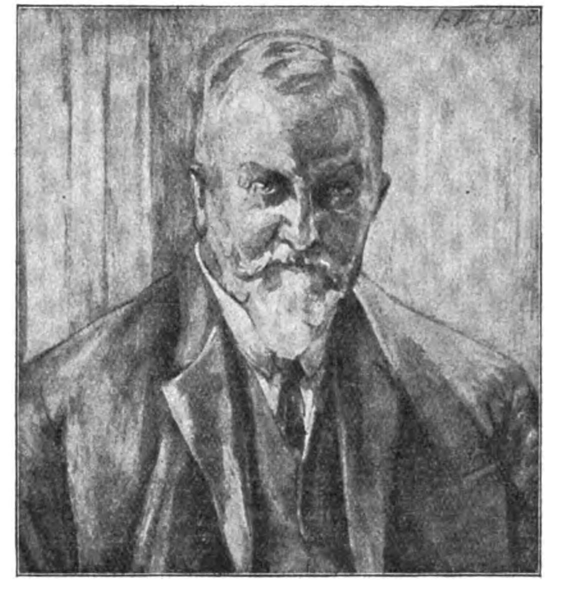
Schon damals blühte im Berliner Zoo auch die Zucht des Wisents, dieses gewaltigen europäischen Wildrindes, das in früheren Jahrhunderten auch unsere Heimat bewohnte, in neuerer Zeit aber auf den Bialowieser Wald, ein Leibrevier der russischen Zaren, beschränkt war. Diese, zuletzt noch Zar Alexander II., übten die noble Fürstenpflicht, den älteren Zoologischen Gärten (Berlin, Dresden, Wien) von Zeit zu Zeit ein Paar zu schenken, und so hat sich die Zucht bis heute forterhalten. In Bialowies aber waren sehr schnell die letzten Reste vernichtet, als nach Errichtung der polnischen Republik die Deutschen abzogen.

Stundenlang stand ich als Student auch bei den Fasanen, die damals ihre Gehege zwischen Affen- und Elefantenhaus hatten. Da waren, wie auch heute wieder, kostbare Prachtstücke zu sehen, und ihnen zuliebe pilgerte ich so manches Mal schon in aller Herrgottsfrühe durch den Tiergarten hinaus in den Zoo. Da hatte ich denn auch das Glück, den Tragopan balzen zu sehen, einen der schönsten fasanartigen Vögel aus dem fernen Ostasien: auf braunem und sattrotem Grunde prachtvoll geperlt und der Hahn am Kopfe mit einem Schmuck buntfarbiger Hautlappen ausgestattet, der sich schwer beschreiben läßt. Für gewöhnlich sieht man kaum etwas davon; aber in der Balzerregung dehnen sie sich aus zu wunderschönen Figuren, auf tiefblauem Grunde rot und orangegelb gemustert.

Leipziger Lehrzeit

Man spricht nicht umsonst von Universitäten, auf denen man sich studienhalber aufgehalten, und solchen, auf denen man wirklich studiert hat. Diese Unterscheidung mußte ich jetzt ins Praktische übersetzen. In meinem Fache, in der Richtung aufs Examen war ich noch nicht vorwärtsgekommen: ich hatte gesucht, aber nichts gefunden.

Was ich suchte und brauchte, das fand ich erst in Leipzig. Da aber im höchsten und schönsten Maße, und da wurde ich dann auch etwas. Dieses bestimmte, frohe und zuversichtliche Gefühl hatte ich sofort beim ersten Anblick des Leipziger Zoologischen Universitätsinstituts, das sich aus seiner Nachbarschaft spießiger Mietshäuser um so stattlicher heraushob. Es war das schönste und beste seiner Zeit. Als ich im Innern die Laboratorien, Hör- und Museumssäle sah, freute ich mich erst recht, und als ich die erste Vorlesung bei Rudolf Leuckart, dem Schöpfer und Leiter des Ganzen, hörte, da ging ganz und gar mein junges, begeisterungsfähiges Herz auf. Ich habe ihn geliebt wie einen zweiten Vater, und das hat er auch um mich verdient. War er doch wirklich mein geistiger Vater! Ohne ihn wäre ich sicher nicht das geworden, was ich bin. Sein Arbeitsgebiet war zwar weit entfernt von meinen besonderen Interessen: er war der Begründer der modernen Parasitenforschung. Aber er war von jener bewundernswerten Vielseitigkeit, deren geniale Persönlichkeiten fähig sind, und hat als Förderer meiner persönlichen Bestrebungen wie ein Vater an mir gehandelt.



Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Heck
Gemälde von F. Klinkert-Rieß

Wo ich eigentlich hinauswollte, das kam ihm wohl zum ersten Bewußtsein durch folgende kleine Episode, die in der rückschauenden Erinnerung für mich selber immer etwas Belustigendes hat. Ich war natürlich sehr bald auch in Pinkerts damals rein privatem Leipziger Zoo zu Hause und kannte den Tierbestand auswendig. Da wurde die erste Tierleiche ins Laboratorium gebracht, die ich schon als lebendigen Kranken und Todeskandidaten bei Pinkert gekannt hatte: ein indischer Palmenmarder. Leuckart rief seine Schüler zusammen und fragte mit lauter Stimme: „Was ist das für ein Tier?" Allgemeines Schweigen, wie der Frager es wohl erwartet hatte. Da wurde ich erst auf die Sache aufmerksam und sagte im Aufstehen schon von meinem Arbeitsplatz her: „Paradoxurus musanga." Er: „Woher wissen Sie das?" Ich: „Das sehe ich, Herr Geheimrat, ich habe das Tier schon bei Pinkert lebendig gekannt." Wäre Leuckart ein kleiner Geist gewesen, so hätte mir mein unverhofftes Wissen in diesem Augenblick vielleicht schaden können; denn ich hatte den Lehrer um die beste Wirkung auf seine Schüler gebracht. So aber nickte er mir bloß freundlich zu, ehe er nähere Erklärungen anfügte, und das gab mir den Mut, später bei ihm anzuklopfen und ihm nicht ohne banges Zagen zu gestehen, welchem Ideal ich zustrebte: der Tiergärtnerei. Er zeigte volles, ich muß sagen: väterliches Verständnis und ließ mich mein ganzes Studium nach Möglichkeit auf mein Endziel einrichten. So wurde die Arbeit im Institut meine Freude, zumal noch zwei hervorragende Forscher und Lehrer da wirkten: Carl Chun, der später als Führer der Valdivia-Expedition in aller Munde war, und William Marshall, der aus der Weimarer Goetheluft stammte und in alle seine Vorträge einen gewissen idealen Schwung hineinbrachte. Ich habe keinen Tag und keine Stunde im Institut gefehlt, und meine Kolleghefte waren so gut, daß Chun, als er Ordinarius in Königsberg wurde, sie von mir sich entlieh, um sie bei der Vorbereitung für seine Vorlesungen zu benutzen. Das war eine Ehrung, auf die ich noch heute sehr stolz bin.

Trotz ernstester und fleißigster Arbeit wurde ich aber kein Kopfhänger, und das verlangte unser Oberhaupt auch nicht: Leuckart war ein Mensch im besten Sinne des Wortes, und nichts Menschliches war ihm fremd. Das bewies er mir mit humordurchwürztem Wohlwollen, nachdem ich mich eines Abends auf der Straße an ihm vorbeigedrückt hatte, weil ich mich in einem gewissen Zustande der Zweisamkeit befand. Da fragte er mich am anderen Morgen im Laboratorium mit ebenso freundlichem wie verschmitztem Schmunzeln, ob ich mich in Leipzig bereits einigermaßen eingelebt habe. Ich bejahte das etwas beklommen, worauf er noch stärker schmunzelte und zur Besprechung des anatomischen Präparates

überging, das ich gerade vorhatte. — Nun habe ich einmal diejenige Seite des Studentenlebens berührt, die — mir wenigstens — für Herz und Gemüt ebenso wichtig scheint wie das Studium für Geist und Verstand. Ich würde mir selber beschämend feige und undankbar vorkommen, wenn ich in meinen Lebenserinnerungen die lustigen und lieblichen Wesen totschweigen wollte, die mir nach strammer Tages- und Wochenarbeit manchen Abend und die Sonntage verschönt haben. In selbstloser Zuneigung und arglosem Vertrauen. So waren damals in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts diese Verhältnisse in Leipzig; andere, die es auch gab, kamen für mich nicht in Betracht. Deshalb kann ich aber auch eine schöne und ungetrübte Erinnerung bewahren und darf begründete Hoffnung hegen, daß das bei den anderen Beteiligten ebenso ist.

Die nächste glückhafte Wendung meines Lebens, die Berufung nach Köln, hatte ich natürlich wieder meinem geliebten Lehrer Leuckart zu verdanken. An welchem dünnen Zufallsfaden hing es, daß ich überhaupt von der Ausschreibung der Stelle erfuhr! An einem winzigen, dreizeiligen Inserätchen hatte sich der Verwaltungsrat genügen lassen. Wenn das nicht meine Düsseldorfer Verwandten zufällig gesehen und es ausgeschnitten mir zu meinen Eltern nach Darmstadt geschickt hätten, wer weiß, was und wo ich heute wäre! Es war gerade Weihnachten; ich setzte sofort ein Bewerbungsschreiben auf und fuhr am nächsten Tage schon nach Leipzig, um mir von Leuckart ein empfehlendes Zeugnis zu erbitten. Trotz Kopfschüttelns meines guten Vaters, der mit verzweifelter Miene meinte: „Du junger Mensch wirst dir doch nicht einbilden, daß du solche Stelle kriegst.“ Meine Mutter war schon mutiger: ihr war für ihren „Lud“ nichts zu gut. Leuckart empfing mich einigermaßen erstaunt, als ich mich mitten in den Weihnachtsferien bei ihm meldete und mein Anliegen vorbrachte. Dann sagte er mit halb nachdenklichem, halb zuversichtlichem Gesichtsausdruck: „Ich werde Ihnen was aufschreiben. Kommen Sie Nachmittag wieder!“ Als ich Nachmittag wiederkam, hielt er mir ein Papier entgegen und sagte in seiner freundlich-herzhaften Art: „Hier! Lesen Sie!“ Was ich da las, war so, daß ich ihm unwillkürlich die Hand küssen wollte. Er aber, selbst etwas bewegt, schob mich mit gütigem Lächeln zur Tür hinaus.

Direktor des Berliner Zoo

Noch nicht 26jährig, wurde ich zum Direktor des Kölner Zoo ausersehen. Mein Vorgänger war ein Belgier gewesen, und ich hatte viel zu tun, um den Betrieb in Ordnung zu bringen. Ich verfügte über wenig Hilfskräfte, mußte viel selbst anpacken, und ein Bär quetschte mir einmal dabei gehörig die Finger. Das war mein Glück. Ich mußte sehr oft ins Krankenhaus und kam dadurch auch sehr oft zu einer befreundeten Familie, bei der ich dann mit zu Mittag aß. Da war nun die Tochter eines Berliner Kollegen und Freundes des Hausherrn zu Besuch, und da ist es eben geschehen. Ich war bald sterblich verliebt in das schöne, hochgebildete Mädchen, bald so fest überzeugt, die Richtige gefunden zu haben, wie ich das heute, nach 40 Jahren, noch bin. Meine Verlobung durch den Bärenbiß stand lang und breit im Kölner Stadtanzeiger und war Stadtgespräch.

Gewöhnlich sagt man: Ein Unglück kommt selten allein. Ich konnte in meinem Leben aber dasselbe vom Glück sagen, und zwar für die beiden wichtigsten Lebensfragen. Ich überlegte mir gerade, daß ich nun doch wohl nach Berlin fahren müsse, um mich meinen Schwiegereltern vorzustellen, da sagte der von mir hochgeschätzte Zoowirt Worringer eines Morgens zu mir, als ich in seinem Hinterstübchen wie immer beim Kaffee saß: „Wissen Sie schon: Ihr Berliner Kollege und Lehrmeister Schmidt ist gestorben.“ Am anderen Tage fuhr ich nach Berlin.

Es waren gerade die Märztage des Jahres 1888, als der alte Kaiser Wilhelm gestorben war. Am Rhein war schon Frühling, ich hatte schon Maibowle mit frischem Waldmeisterkraut vom Siebengebirge getrunken. Aber hinter Hannover froren die Fensterscheiben im Zuge, und ich in meinem hellen Sommerüberzieher fror mit. In Berlin waren 6 Grad R Kälte, und ich mußte mir für meine Bewerberbesuche von meinem Schwiegervater einen Winterüberzieher leihen.

Meine Bewerbung wurde von den geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern des Gartens sehr freundlich aufgenommen. Insbesondere derjenige, der am meisten im Garten war und mich infolgedessen von meiner Volontärzeit her am besten kannte, klopfte mir vertraulich auf die Schulter und sagte in seiner entschlossenen urberlinischen Art: „Wir werden die Sache schon fingern. Sie kommen hierher!“ Bald war ich denn auch berufen. Aber der Abschied von Köln, auf den Tag nach zwei Jahren schon, war mir doch etwas peinlich. Der Vorsitzende sagte: „Sie haben unglaubliches Glück, schon mehr Schwein! Aber Sie werden den Posten ausfüllen.“ Das klang etwas ärgerlich, zugleich aber ehrlich anerkennend und entsprach ganz dem ebenso natürlichen wie vornehmen Wesen des Mannes. Die Kölner Verwaltung brauchte sich übrigens nicht zu grämen: sie erhielt den denkbar besten Ersatz in der Person meines Freundes und bis dahin Frankfurter Kollegen Wunderlich.

Ein Besuch in Tagores Erziehungs-Anstalt

Von Univ.-Prof. Dr. phil. et theol. Joh. B. Aufhauser

In viereinhalbstündiger Fahrt durchquert der Personenzug von Kalkutta bis Bolpur, nordwestlich von der gewaltigen Handelsstadt im Gangesdelta, eine eintönige, ungemein fruchtbare, aber völlig flache Ebene, wie ich sie je kaum in meinem Leben sah. Soweit das Auge reicht, Reisfeld an Reisfeld, bis am Horizont einige Baumlinien Himmel und Erde ineinander übergehen lassen. Überall herrscht hier im fruchtbaren Gangestale, wie auch sonst meist in Indien, Kleinfeldwirtschaft. Doch die Felder sind abgeerntet und von einer sengenden Sonne ausgesogen.

Bolpur ist eine völlig unbedeutende Ortschaft mit etwa 6000 Einwohnern, zum weitaus größten Teile Hindus, nur einige Hundert Mohammedaner. Ärmliche Lehmhütten, mit Palmenfaserblättern bedeckt, wechseln mit nur wenigen Geschäfts- und Wohnhäusern aus Ziegelstein; alle haben sie nur ein Erdgeschoß. Die Basarstraße bildet langgestreckt fast die ganze Ortschaft.

Seit Dr. Rabindranath Tagore in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde 1901 sein Erziehungs- und Unterrichts-Institut Visva-Bharati (Brahma-Vidyalaya) eröffnet hat, ist Bolpur das Ziel gar vieler Inder, West- und Ostländer geworden, die diese Schule besuchen, mit ihrem Gründer und Leiter sich besprechen wollen. Zwei Rasthäuser, eines für Europäer, ein zweites für Inder, geben uns die Möglichkeit, einfach bescheiden und doch bequem hier einige Tage Gastfreundschaft zu genießen.

Das Institut zerfällt in zwei Abteilungen. Jene in Santi-Niketan baut sich auf einer Art Elementarschule (Patha-bhavan) als unterster Stufe auf.

Hier werden etwa vierzig Knaben und zehn Mädchen im Alter von sechs bis elf Jahren in den Anfangsgründen unterrichtet und erzogen, und zwar hauptsächlich nach der Methode des Anschauungs- und Werkunterrichtes auf individueller Grundlage ohne die sonst übliche Klasseneinteilung, ohne Lehrbücher usw., also nach dem Ideal alt-arischer persönlicher Einwirkung des Sadhu (Eremiten), des Lehrers auf den Schüler, wie wir dies auch sonst in manchen Asram (Erziehungsheimen) heute in Indien finden. Der Unterricht und die persönliche Erziehung finden dann ihre Fortsetzung in der höheren Stufe (Siksha-bhavan, College). Hier kann man Bengali, Urdu, Tamil oder sonst eine lebende Sprache des indischen Reiches, Sanskrit oder Pali, Englisch, auf Wunsch auch Deutsch — nach meinem Wissen wird in keinem anderen Regierungs- oder auch Missions-College, selbst nicht bei unseren deutschen Missionären oder Schwestern Deutsch auch nur als Wahlfach gelehrt — Französisch, Griechisch, Latein, Mathematik, Geschichte, Geographie, Musik, Philosophie, Hygiene, in der Abteilung für Kunst (Kala-bhavan) Zeichnen, Malen, Modellieren usw. lernen. Im nächsten Jahre sollen auch Laboratorien für Physik und Chemie geschaffen werden. Eine eigene landwirtschaftlich-industrielle Abteilung im nahen Sri-Niketan-Surul mit Farm gibt Gelegenheit zu theoretischer und praktischer Ausbildung für das Leben eines Landwirtes. Insgesamt mögen etwa 200 bis 300 Schüler und Schülerinnen hier ihre Erziehung und Ausbildung finden. Die Unterrichtssprache ist nicht wie in all den Regierungs- und Missionsschulen im Lande Englisch, sondern Bengali. Übrigens findet der Unterricht entsprechend dem Asram-Ideal auch vielfach im Freien, im Schatten der Bäume, selbst beim mildklaren Mondlicht statt. Das Studium hier berechtigt zum Privatexamen bei der Universitätsbehörde in Kalkutta oder bei einer anderen indischen Universität für den Bachelor oder Master of Arts.

Im wesentlichen Unterschied zu unseren Unterrichtsanstalten wird hier der Hauptwert auf Erziehung, und zwar im echt indischen Sinne gelegt. Indien gibt ja auf dem Gebiete der Erziehung viel größere Freiheit als unsere westlichen Länder. Jeder kann dort nach alt-arischer Art Kinder um sich sammeln und sie, zumal wenn er auf finanzielle Unterstützung der anglo-indischen Regierung verzichtet, völlig nach seinem eigenen Geiste ohne Buchgelehrsamkeit erziehen. Manche solcher Asram (Home, Heim-Schulen) besuchte ich während meines Aufenthaltes in Indien. Die erzieherische Einwirkung übertrifft bei weitem die reine Unterrichtstätigkeit. Wer einmal Zeuge davon war, welche Anhänglichkeit, Liebe, Offenheit, welches Vertrauen hier Schüler und Lehrer verbinden, wird den Wert dieser Erziehung sicherlich hoch einschätzen. Freilich ist dies nur bei einer geringen Zahl von Schülern für einen Lehrer möglich. So finden wir denn in jedem gutgeleiteten

Asram neben dem Prinzipal, dem Direktor, noch eine Reihe von anderen Lehrern; ja jeder Schüler hat gewöhnlich seinen eigenen „tutor“, Mentor, Angelus, wie er in Jesuitenschulen wohl heißt. Keine staatlichen Vorschriften drängen sich hier in diesen freien Asram zwischen Lehrer und Schüler.

Rein indischer Geist beseelt diese Anstalten Tagores. Schüler wie Lehrer begrüßen ihren weltberühmten Meister nach echt indischer Art, indem sie sich in Liebe und Verehrung vor ihm niederwerfen oder doch tief verneigen und dabei seine Schuhe berühren. Alle verbindet gemeinsam indisches Denken und Wollen. Kastenunterschiede kennt man hier nicht. Alle Schüler wohnen in einzelnen, nur erdgeschossigen Pavillons äußerst bescheiden und genügsam. Auf dem Steinpflaster ruht eine niedrige Holzpritsche mit einigen Decken: die nächtliche Ruhestätte. Daneben ein paar Koffer, einige Bücher, die wenigen Habseligkeiten dieser Studenten. Gewöhnlich wohnen sie in Gruppen von je sechs in diesen Räumen. Die Schülerinnen hausen natürlich für sich im Naribhavan, nach indischer Sitte betreut von einigen Lehrerinnen und Damen. Sie haben auch ihre eigenen Zeichensäle, lernen außer den genannten Gegenständen auch Kochen, Sticken und andere Hausarbeiten, Krankenpflege usw. Alle Schüler und Schülerinnen speisen gemeinsam, und zwar vegetarisch, ohne sich auch hier durch Kastenvorschriften voneinander abzusondern. Weite Spielplätze für Fußball, Kricket, Tennis usw. dienen der körperlichen Ertüchtigung, ebenso auch Wandersport mit den Lehrern. Bei besonderen Gelegenheiten wie jüngst anläßlich der Überschwemmung in Orissa werden sie auch zu sozialer Gesinnung und Gemeinschaftsgeist aufgemuntert. Das ganze Leben dieser Schüler- und Studentengruppen ist größtenteils auf Selbstverwaltung und Selbstaufsicht aufgebaut.

Eine natürlich auch erst im Werden begriffene Bibliothek bietet neben einer ansehnlichen Zahl von Werken aus dem Gebiete der Philosophie, Religion, schönen Literatur und Kunstwissenschaft in verschiedenen abendländischen Sprachen auch eine Reihe von indischen Werken sowie eine beträchtliche Zahl indischer, zumal buddhistischer Handschriften. Ein kleines Museum zeigt indische Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, Musikinstrumente usw. Das Sekretariat, die elektrische Lichtanlage, das Bad und einige Wohnhäuser der Lehrer wie auch das gleich nüchtern bescheidene Bungalow Tagores und seines Sohnes, des Leiters der landwirtschaftlichen Abteilung, vollenden das äußere Bild des Instituts. — Tagore will durch sein Erziehungs- und Bildungs-Institut nicht bloß geistige Führer seines Volkes in echt indischem Geiste, in psychologisch weisem Eingehen auf eines jeden Schülers Eigenart für die Aufgaben ihrer künftigen Berufe heranbilden. Als Ideal schwebt ihm vielmehr vor, zunächst die verschiedenen Völker des Ostens und Westens einander näherzubringen und damit höchsten Aufgaben des Friedens und der Wohlfahrt der gesamten Menschheit zu dienen, ohne deren kulturelle und wirtschaftliche Verschiedenheiten aufzuheben und zu verkennen.

Gerade die öde äußere landschaftliche Umgebung, bar jeglichen Reizes wie auch weit abgelegen von den Zerstreuungen und Gefahren der Großstadt, sowie das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler mag um so mehr das innere geistige Leben fördern. Die unmittelbare Naturverbundenheit soll zugleich das geistliche Leben der Schüler wahren und pflegen helfen. Nach Tagores Idee soll das tägliche Leben hier zugleich eine Art Gottesdienst darstellen ohne eigentliche direkte religiöse Beeinflussung, vielmehr aus dem eigenen Innern, der eigenen Initiative der Schüler erstehend, die am Morgen private Versenkung und Gebet pflegen, am Abend gemeinsam im Schatten der Bäume eine Sutra singen.

Zur besseren Pflege des gegenseitigen Austausches der besten Kulturgüter des Ostens und des Westens sucht Tagore auch seinen Mitarbeiterstab dementsprechend international auszugestalten. So lehrten hier seit 1921/22, also seit dem eigentlichen Heraustreten des Instituts aus dem bisherigen mehr privaten Charakter in die Öffentlichkeit, die Professoren Sylvain Levy, Paris, Mor. Winternitz und Dr. Lesni, Prag, Sten Konovo, Oslo, Dr. Bogdanow, Rußland, N. G. Lim, China, Formichi, Rom. Sie alle suchten besonders in Zusammenarbeit und Forschung mit den älteren Schülern im Vidya-bhavan, dem Forschungs-Institut, nach unserem Begriff etwa im Seminar, ihr Bestes zu geben und durchs gemeinsame Leben im Asram auch dessen Ideale praktisch zu verwirklichen. Sie alle fühlten auch, daß hier in Wahrheit ein Band der Liebe und des Glücks Lehrer und Schüler umschlingt. So mag die Visva-Bharati in Santiniketan, dem „Heime des Friedens“, heute noch klein und erst im Aufblühen, nicht bloß ein heimatliebendes Jung-Indien heranbilden, sondern in noch höherem Maße zum Frieden unter den Völkern beitragen.

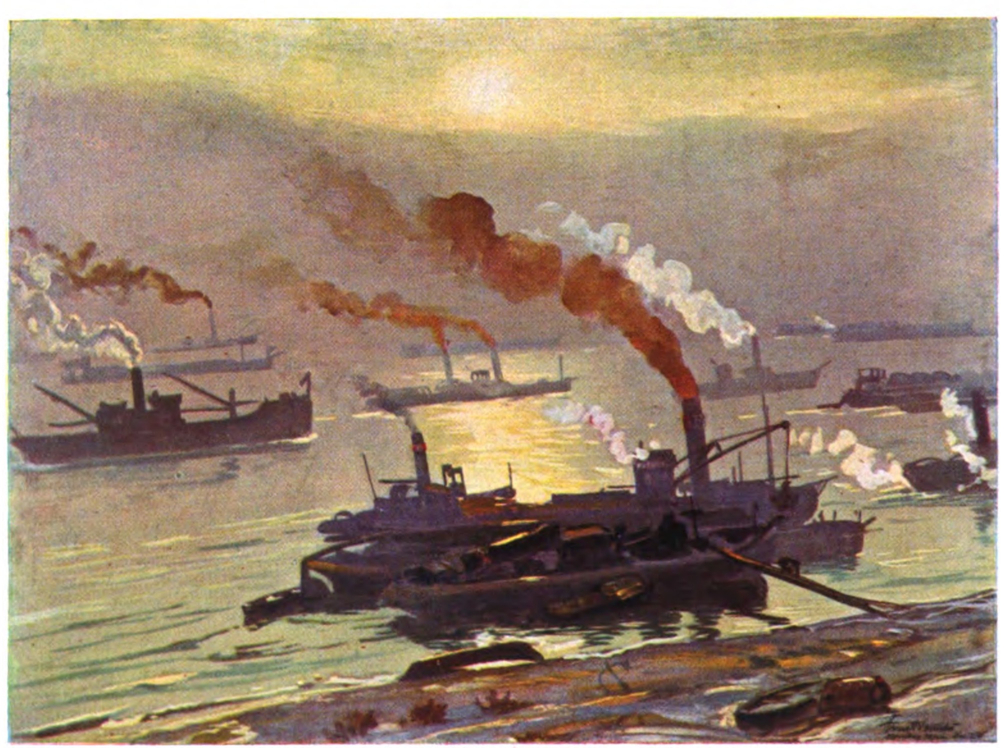
Deutsche Wasserstraßen und Binnenhäfen

Von Privatdozent Dr. A. F. Napp-Zinn

Mit Bildern von Ernst Vollbehr

Wer natur- oder kunstfrohen Auges den Rhein, nicht nur die „romantische" Mittelrheinstrecke, bereist, dem wird das vielgestaltige Treiben auf dem Strom, die eleganten Personendampfer, die mächtigen Schlepper mit den Lastkähnen im Anhang, die Frachtdampfer und Frachtmotorboote ebenso wie das Laden und Löschen der Fahrzeuge, das zwischen einfachster Handarbeit und Verwendung modernster Hebemittel wechselt, Gelegenheit zu mannigfach bereicherndem Schauen geben. Aber wohl die wenigsten werden sich vergegenwärtigen, welche wirtschaftliche Bedeutung dem ganzen Geschehen zukommt, welchen Wandlungen es im Lauf der Zeit unterworfen war, was da heute überwiegend geladen, gefahren und entladen wird.

Etwa ein Jahrhundert ist es her, daß das Dampfschiff auf dem Rhein seinen Einzug hielt: Am 11. Juni 1926 konnte die Preußisch-Rheinische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die zusammen mit der Dampfschiffahrts-Gesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein zu der weltbekannten Betriebsgemeinschaft der „Köln-Düsseldorfer" zusammengeschlossen ist, als erste deutsche Unternehmung ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Wenn man auch schon bei Einführung der Dampfkraft auf dem Rhein an ihre Verwendung zum Schleppen der bisher getreidelten bzw. segelnden Lastschiffe dachte, so dienten doch die ersten Dampfer auf dem Mittel- und Oberrhein fast ausschließlich dem Personen- und Eilguttransport. Erst die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts ließen daneben die Dampfschleppschiffahrtsunternehmen hochkommen. Zugleich trat aber der jüngere und stärkere Bruder der Dampfschiffahrt, die Eisenbahn auf den Plan. Da die ersten Eisenbahnlinien senkrecht zum Strom liefen, war das neue Verkehrsmittel als Zubringer und Abführer von Gütern der Rheinschiffahrt zunächst willkommen, wenn es auch gleichzeitig den Verkehr auf den Nebenflüssen erdrosselte. Mit der Entwicklung dem Strom parallel laufender Linien wurde aber die Konkurrenz auch für die Rheinschiffahrt mehr und mehr fühlbar. Sie führte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem Erliegen der Schiffahrt auf der technisch ungünstigen Strecke oberhalb Mannheims. Auf dem übrigen Strom wandelte sich die Personenbeförderung zum



Im Rheinhafen bei Homberg-Ruhrort



Blick auf die Hafenanlagen der Stadt Dortmund (vom Turm des Hafenamtes aus)

Saison- und Vergnügungsverkehr. Der Güterverkehr wurde in dem gleichwohl vor sich gehenden Aufschwung gehemmt. Zugleich bahnte sich eine Arbeitsteilung an, die auch heute das Verhältnis von Binnenschiffahrt und Eisenbahn bezeichnet, deren wirtschaftliche Begründung hier aber zu weit führen würde: für die Binnenschiffahrt wurde der Transport von Massengütern auf weite Entfernungen die Domäne, während der Eisenbahn vorwiegend der Einzelguttransport sowie die Massennahtransporte zufielen. Da die Eisenbahnen im Gegensatz zu den Wasserstraßen eine höhere Verzweigungsfähigkeit aufweisen und dementsprechend für weite Landesteile das einzige Großverkehrsmittel sind, müssen naturgemäß auch Massenguttransporte auf weite Entfernungen sich ihrer bedienen. Von besonderer Wichtigkeit ist nun der Umstand, daß in vielen Fällen die Verbindung von Wasserweg und Bahntransport die wirtschaftlichste Beförderungsart bildet. Daraus ergibt sich für die Umschlagsstellen der Wasserstraßen die bedeutsame Folgerung, daß sie nicht etwa nur Versand- oder Empfangsplätze für die Erzeugung oder den Verbrauch des betreffenden Ortes sind, sondern auch in großem Umfang nur Orte des Fahrzeugwechsels, also Hauptknotenpunkte des Verkehrs, eine Tatsache, die aus Vollbehrs Bildern lebensstark hervorleuchtet.

Da die Wasserstraßen nur ein grobmaschiges Netz bilden und dank ihrer Billigkeit in großem Umfang auch Güter anziehen, die nur mit vorhergehender oder nachfolgender Bahnbeförderung ihr Ziel zu erreichen vermögen, so ergibt sich, daß die Wasserstraßen eine bedeutend höhere Verkehrsdichte aufweisen als die Eisenbahnen. Unter den Wasserstraßen zeichnen sich hinwieder einige wenige durch ihre überragende Leistung aus. Vor dem Krieg belief sich die auf den deutschen Wasserstraßen bewältigte Verkehrsleistung auf ein Drittel der der deutschen Bahnen, heute unter der Auswirkung der seit 1920 geänderten Eisenbahntarifpolitik und sonstiger wirtschaftlicher Umlagerungen nur etwa zwei Neuntel. Von der Vorkriegsverkehrsleistung der deutschen Wasserstraßen entfiel nicht weniger als die Hälfte auf den Rhein, ein Fünftel auf die Elbe, ein Achtel auf die Oder. Der Rhein hat nach dem Verkehrsrückgang der Kriegs- und Inflationsjahre jetzt das Vorkriegsmaß überschritten, während der Verkehr auf den anderen Strömen noch dahinter zurückbleibt.

Wie gesagt, drücken heute die Massengüter, in erster Linie Schüttgut, der Binnenschiffahrt ihren Stempel auf. An die Stelle der Mannigfaltigkeit der Kaufmannsgüter, die noch vor hundert Jahren die Schiffe füllten, ist heute im wesentlichen die große Masse weniger wichtiger Rohstoffe der Pro-

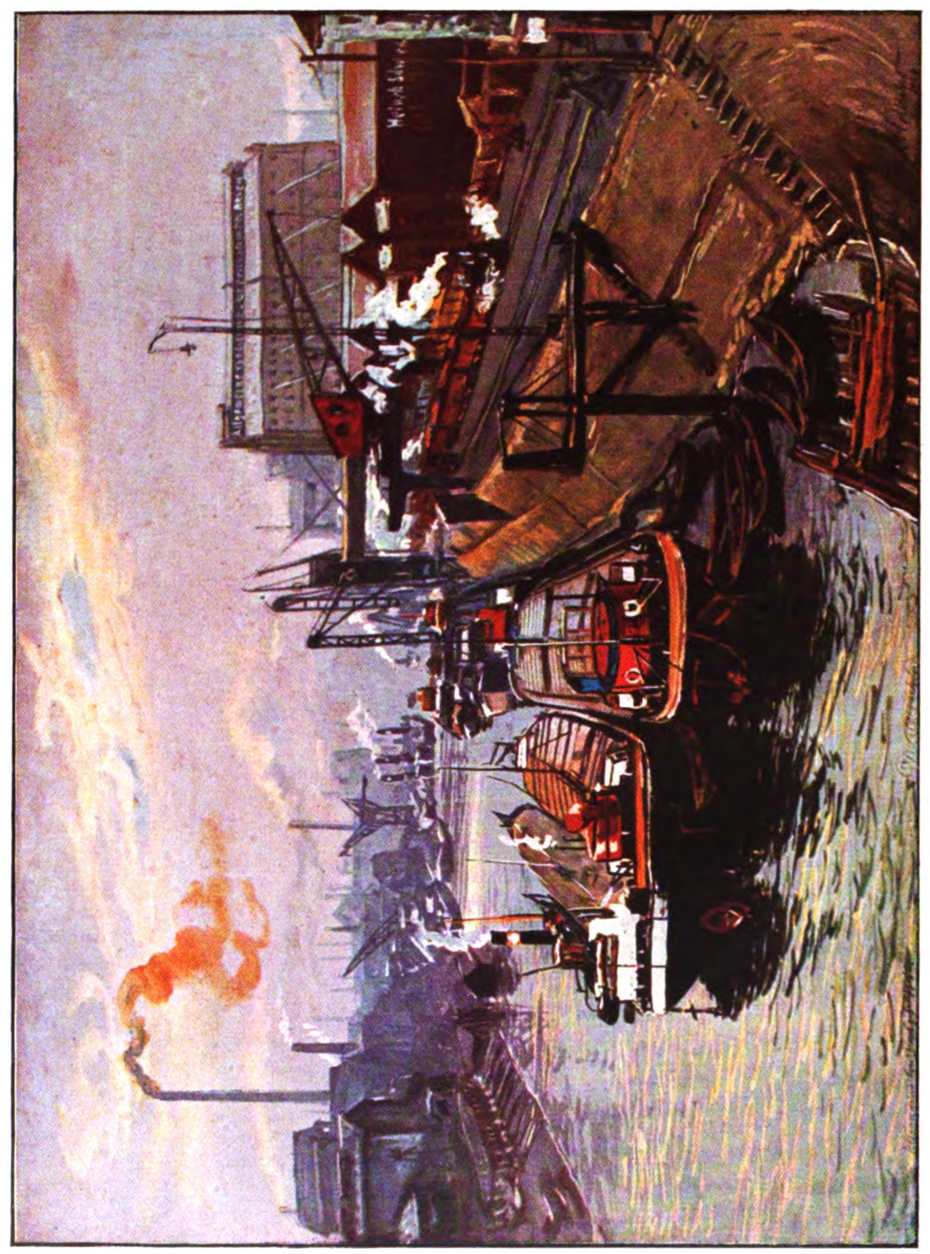


Luitpoldhafen mit Speichern in Ludwigshafen-Mannheim

duktion und Konsumtion getreten. Nicht weniger als die Hälfte allen auf dem Rhein verfrachteten Gutes ist heute Ruhrkohle, die von den Häfen um Duisburg und am Rhein-Herne-Kanal stromauf und stromab wandert. An zweiter Stelle steht das Erz, das in erster Linie aus Schweden und Spanien, daneben aber auch aus anderen Weltteilen kommend den Strom hinaufzieht nach den Hütten am Niederrhein, die ihrerseits das erzeugte Eisen zum Teil wieder stromab senden. An dritter Stelle ist dann überseeisches Getreide zu nennen, dessen Empfangsplätze sich über den ganzen Strom verteilen. Daneben belebt noch manches andere Massengut den Strom, so Steine, Erden, Kali, Salz, inländische Hölzer und chemische Produkte im Talverkehr, Schwefelkies, ausländische Hölzer, Mineralöle im Bergverkehr.

Versand und Empfang dieser Güter geben nun den verschiedenen Rheinhäfen ihren besonderen Charakter. Zentrum der Rheinschiffahrt ist, seitdem die Kohle zum Urgrund des wirtschaftlichen Seins wurde, Duisburg-Ruhrort. In weitem Kranz um seine Häfen entstanden Ende des vorigen, Anfang dieses Jahrhunderts die Häfen der großen Hüttenwerke. So wuchs sich der Komplex der Rhein-Ruhr-Häfen zu einer Größe aus, die von keiner anderen an Binnenflüssen gelegenen Hafengruppe der Welt erreicht wird. Die Kohle, die in Mengen von jährlich 25—30 Mill. t in den Rhein-Ruhr-Häfen zum Umschlag gelangt, macht den Versand zur charakteristischen Funktion dieser Häfen, hinter der der Empfang von Erz zur Verhüttung und noch mehr der von Getreide zur Ernährung der Bevölkerung des westlichen niederrheinischen Industriebezirks zurücktritt. Der Erfüllung dieser Aufgabe dient eine in dauernder Ausdehnung begriffene Reihe von Umschlagsstellen am offenen Strom und in das Land tief eingeschnittenen Hafenbecken. Das Treiben auf Strom und Kai erreicht nicht die Großartigkeit des Bildes in Seehäfen: die Dimension der Höhe tritt im Binnenhafen in den Hintergrund, die der Breite wirkt sich mehr aus. An langgestreckten Ufern liegen hier die gradlinigen Kähne und nehmen mit Hilfe der Kipper und Krane die schwarze Last auf. In dem alten Duisburger Hafen drängt sich allerdings das Leben auf engerem Raum und mehr in die Vertikale. Die Wasserfläche ist hier nur ein langes, schmales Band, zu dessen Seiten sich hochragende Lagerhäuser erheben, die in erster Linie zur Aufnahme des Getreides bestimmt sind. Den schönsten Eindruck gewährt indessen der freie Strom, wo sich die Schleppzüge zur Fahrt ordnen. Von der Ruhrorter Straßenbrücke kann man zu jeder Tageszeit dieses bunte Treiben beobachten:

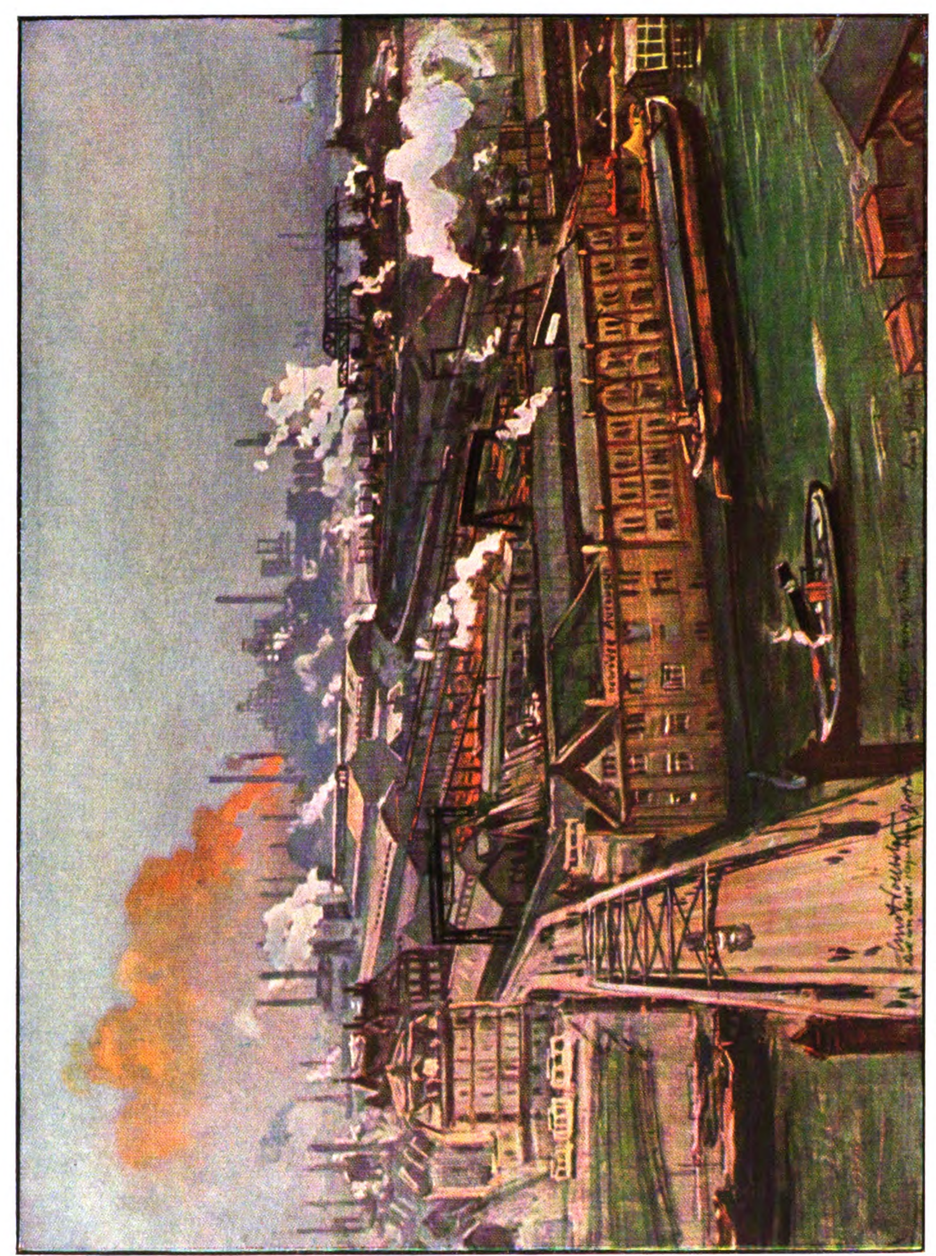
klarmachende Schleppzüge, dazwischen Güterboote, Seedampfer (kleinere Typen, die regelmäßig den Rhein bis Köln befahren), Bugsierboote. Zugleich spiegelt dieses Bild die Mannigfaltigkeit der am Rheinverkehr teilnehmenden Nationen wider: neben den vorherrschenden deutschen und holländischen Farben erblickt man die französische, in geringerem Umfang auch die belgische Trikolore und das eidgenössische Kreuz.



Blick von der Klappbrücke in Duisburg nach den Hafenanlagen

Kennzeichnet die Kohlenabfuhr und der Massengüterumschlag der Schwerindustrie (Erz, Eisen) die Rhein-Ruhr-Häfen, so sind die Oberrheinhäfen, aus deren Schar Mainz, Mannheim-Ludwigshafen, Karlsruhe und Straßburg hervorragen und zu denen sich nach Bedeutung und wirtschaftlichem Charakter die Mainhäfen Frankfurt und Aschaffenburg gesellen, in erster Linie Empfangsplätze. Hier gelangen einmal die Kohlen-

kähne zur Entladung, zum Teil auf weit gedehnten Lagerplätzen, um von hier später der Industrie des Hinterlandes zugeführt zu werden. Zahlreiche Lagerhäuser nehmen dann das Getreide von Übersee auf, das zur Versorgung von Süddeutschland und der Schweiz bestimmt ist. Gemessen an Vorkriegsverhältnissen ist heute die Lage des Lagerhausgewerbes ungünstig, da in den letzten Jahren die Getreideeinfuhr über den Rhein infolge Verschiebung der Einfuhrwege und Minderung des Bedarfs nur etwa die Hälfte der Vorkriegsmenge erreichte, überdies die Vorratslagerung zu spekulativen Zwecken eingeschränkt worden ist. So finden heute die mächtigen Bauten der oberrheinischen Häfen keineswegs die ihrem Leistungsvermögen entsprechende Ausnutzung.



Blick vom städtischen Hafenturm auf den Dortmunder Hafen und die Fabrikanlagen der Union

Wie angedeutet wurde die Binnenschiffahrt um die Mitte des vorigen Jahrhun-



Hafen- und Speicheranlagen bei Worms

derts durch das neue Verkehrsmittel der Eisenbahn in Bedrängnis versetzt. Sie erstarb auf leistungsschwachen Wasserstraßen, und selbst die Zukunft der stärkeren schien bedroht. Die ungünstige Beurteilung ihrer ökonomischen Kraft machte indessen schon in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts einer hoffnungsfreudigeren Platz. Durch Schaffung neuer Wasserwege und Verbesserung bestehender erstrebte man, bislang nicht an leistungsfähigen Wasserstraßen gelegenen Plätzen die gleichen Vorteile des Standorts zu verschaffen wie den bereits an solchen gelegenen. Allerdings mußte man sich dabei vielfach für die mangelnde Eigenwirtschaftlichkeit der neuen Wasserstraße trösten mit der Förderung der gesamten Wirtschaftsverhältnisse der von der neuen Wasserstraße berührten Orte. So kam es, daß auch der Rhein teils neue Arme erhielt, die seine Kraft stärkten, teils Konkurrenten in Form neben ihm laufender Wasserstraßen. Zu den ersteren gehört die 1886 bis Frankfurt, 1921 bis Aschaffenburg durchgeführte Mainkanalisierung wie die Regulierung des Oberrheins 1908—1918 bis Straßburg.

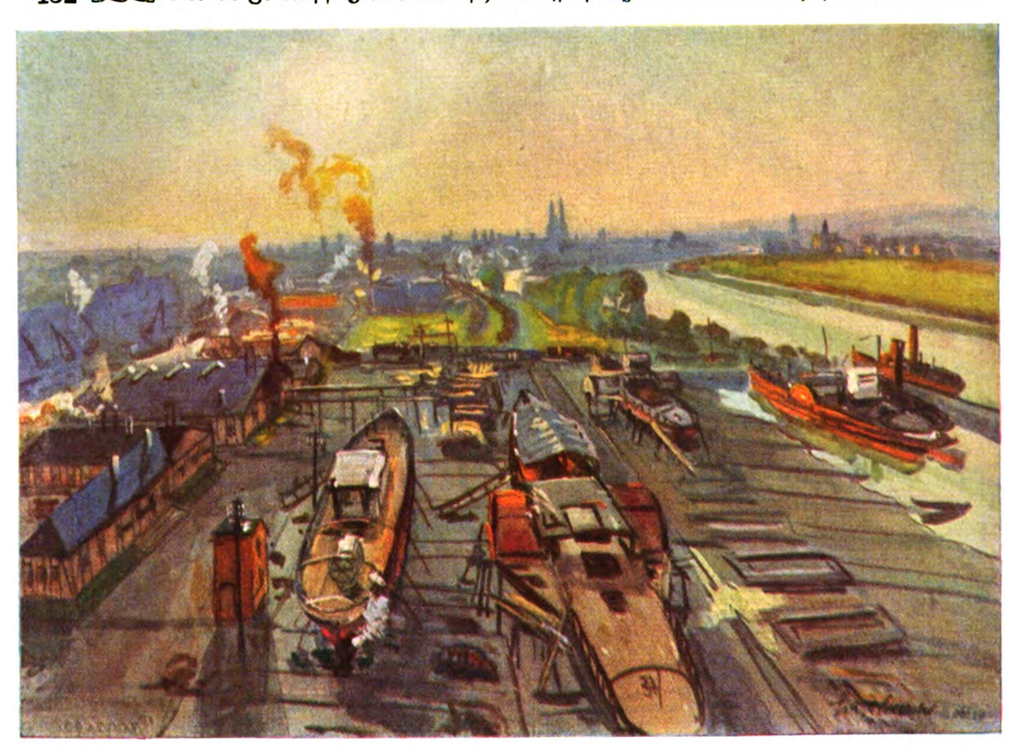
Einen Mitbewerber erhielt der Rhein dagegen in dem 1899 vollendeten Dortmund-Ems-Kanal. Die Veranlassung zu seinem Bau war einmal eine politische. Man wollte einen Zugang zur Nordsee, der nicht wie die Rheinmündung das Risiko der Sperrung bei kriegerischen Verwicklungen in sich trug. Zum anderen sollte den östlichen Teilen des rheinisch-westfälischen Industriegebietes ein ähnlich vorteilhafter Verkehrsweg zur Verfügung gestellt werden, wie ihn die westlichen im Rhein schon besaßen. Zugleich bezweckte man einen Teil des Verkehrs von den ausländischen Rheinmündungshäfen abzulenken und Emden, dem Lieblingskinde preußischer Seehafenpolitik, zuzuwenden. Als Ausgangs-, bzw. Endpunkt dieser Wasserstraße entwickelte sich Dortmund zum bedeutendsten Hafenplatz. Der Erzbezug für seine großen Hüttenwerke ist die wichtigste Funktion. Allgemein wird der weitaus größte Teil des Verkehrs auf dem Dortmund-Ems-Kanal von zu Berg gehendem Erz und zu Tal gehender Kohle bestritten, die einander etwa die Wage halten. Durch die Vollendung des Rhein-Herne-Kanals (1914) und die Fertigstellung der Mittellandkanalstrecke Bewergern (am Dortmund-Ems-Kanal) — Hannover (1916) ist der südliche Teil des Dortmund-Ems-Kanals zu einem Glied der großen westöstlichen deutschen Wasserstraße geworden, die die Verbindung zwischen Rhein und Elbe schaffen soll, um deren Bau in der Vorkriegszeit so schwere Fehden in Wort und Schrift geführt worden, deren Vollendung aber heute noch trotz des Beschlusses des preußischen Landtages von 1920 dahinsteht.

Ungleich älter und doch von der Verwirklichung noch weiter entfernt als der



Schleusenbau an der Kachletstufe bei Passau (Rhein-Main-Donaukanal)

Plan des Schiffahrtsweges Rhein-Elbe ist der der Verbindung von Rhein und Donau. Allerdings ist sie in Miniatur bereits geschaffen: Von Bamberg am Main nach Kelheim an der Donau zieht der 1836 bis 1845 gebaute, hundertschleusige Ludwigskanal. Doch entspricht er den heute an eine Wasserstraße, will sie sich gegen die Bahn behaupten, zu stellenden Anforderungen keineswegs. Nur für 120 t-Schiffe befahrbar, ist er der mit Kähnen von 1000 t und mehr arbeitenden Großschiffahrt verschlossen. Beschwingt von dem Gedanken der mitteleuropäischen Gemeinschaft nahm der, wenn auch im engeren Kreis, schon vor dem Krieg geförderte Gedanke der Schaffung einer Großschiffahrts- und Kraftwasserstraße Rhein-Main-Donau mit Kriegsende greif-



Schiffswerft Ubigau bei Regensburg a. d. Donau

barere Form an. Die Hoffnungen auf kurzfristige Verwirklichung zerschellten indessen bald. Nur in jahrzehntelanger Arbeit wird dieser Plan in die Tat umgesetzt werden können. Nächst einer am Main neu erstellten Staustufe reift heute als erstes Teilstück, als solches gleichwohl von eindrucksvoller Größe, der Ausbau des Kachlets bei Passau seiner Vollendung entgegen. Hier, wo die Donau in einer 25 Kilometer langen Strecke die Ausläufer des Bayrischen Waldes durchbricht und der Schiffahrt durch geringe Tiefen und starkes Gefälle Schwierigkeiten bereitet, wird der Strom bis zu 9 Meter aufgestaut. Das an der Staustufe gewonnene Gefälle wird der Kraftgewinnung dienstbar gemacht, während die Schiffahrt den Höhenunterschied mittels einer Doppelschleuse, deren Kammern je einen aus einem Raddampfer und vier Kähnen bestehenden Schleppzug auf einmal aufzunehmen vermögen, überwindet. So wird nach weiterer Durchführung von Regulierungsarbeiten oberhalb der Kachletstauung die Donauschiffahrt bis Regensburg, den heutigen Endpunkt der Großschiffahrt, fortan immer glatte Fahrt haben.

Bahn und Schiff! Wie sie in ihrem Werk halb Feinde, halb Brüder sind, einerseits miteinander ringen, die Transporte am billigsten zu bewerkstelligen, anderseits sich gegenseitig Transporte zuführen, so sind sie auch als wirtschaftlich-kulturelle Erscheinung Gegenpole, die teils fremd einander gegenüberstehen, teils einander ergänzen: Die Bahn ganz ein Ergebnis der rastlos nach höherer Wirtschaftlichkeit strebenden modernen Technik, Uhrwerk, das sich die fernsten Täler und höchsten Berge erobert, Tag und Nacht sein ratterndes Lied singt. Das Schiff hingegen trotz aller Neuerungen ungleich mehr naturgebunden. Nach wie vor sind Kanäle, die höchste Berge überschreiten oder untertunneln, technische Träume ohne wirtschaftlichen Bestand. Noch hört mit dem sinkenden Tag im allgemeinen auch der Schiffahrt Tagwerk auf. Hoch- wie Niedrigwasser, Nebel und Frost hemmen ihre Arbeit. Zum Leben und Handwerk des Schiffers gehört auch heute noch die Verwachsenheit mit der Natur, mag man an die Duldung ihrer Unbill oder die notwendige Vertrautheit mit dem Stromlauf denken. Für die Eigenart der Bahn mag der nächtliche Rangierbahnhof mit seinen ungezählte Gleise überstrahlenden Bogenlampen, den rollenden und stoßenden Wagen, Pfiffen und Hornlauten ein charakteristischer Spiegel sein. Für die Schiffahrt ist es der Schleppzug, der im Morgengrauen seinen Anhang aufnimmt, der mit scheidendem Tageslicht sich auf Strom vor Anker legt, oder das Güterboot, das noch vor Abend dem Hafen zustrebt.

Hoppners Ausflug ins Dionysische
Novelle von Werner von der Schulenburg

Ein seltsamer Mann ging über die Terrasse der Villa Serbelloni und schaute gelegentlich hinab auf die beiden blaugoldenen Arme des Comer Sees. Die alten Steineichen, unter denen bewegliche und schön gekleidete Menschen den Tee nahmen, warfen graublaue Flecken auf den erbsenfarbenen Anzug des langsam Dahinschreitenden. Wenn das blasse, lange Gesicht in einen Lichtkreis kam, zog es sich rasch und erschrocken zusammen, als ob hinter der hohen Stirn etwas Böses vorgehe. Aber bald verging der strenge Blick der klugen, dunklen Augen; der Mann lachte leise vor sich hin, schlug mit der Hand in die Luft, als ob er eine Mücke abwehren wolle, und setzte sich endlich, ohne sich um die wachsende Aufmerksamkeit der Gäste zu kümmern, an einen der weißgedeckten Teetische, an welchem bereits ein ernster Gast in mittleren Jahren Platz genommen hatte.

„Gestatten Sie," sagte der Ankömmling, „ich bin der Oberfinanzrat Hoppner." Er sah den Tischgenossen besorgt an und setzte sich fast ängstlich an den Tisch.

Der Angeredete hob den Kopf ein wenig, prüfte den Oberfinanzrat rasch aus grauen, nordischen Augen und antwortete, mit dem feinen Spott des Niederdeutschen: „Ich gestatte."

Ein Schrecken fuhr dem Oberfinanzrat durch den Körper. Man sah ihm diesen Schrecken an; sogar der erbsenfarbene Anzug verzog sich. Die seltsame Uhrkette aus kleinen eisernen Platten, an welche goldene Anhänger gereiht waren, schlug eine winzige Welle. Dann aber hob der so Angesprochene plötzlich die hängenden Arme, legte seine schönen, mageren Hände auf den Tisch, warf sich in den Stuhl zurück und begann laut zu lachen. Seine Rechte umfaßte dabei ein Buch, welches er neben das Gedeck gelegt hatte.

Erstaunt sah ihn sein norddeutscher Tischgenosse an. Während der Kellner dem neuen Gast den Tee brachte, stieß der Oberfinanzrat, immer noch ruckweise lachend, die Worte hervor: „Sie sind mein Mann — Sie habe ich gesucht."

Der Niedersachse setzte die Teetasse, welche er gerade zum Munde heben wollte, mit dem Ausdruck leichten Erstaunens wieder hin. „Das ehrt mich, werter Fremdling," meinte er, blieb aber im Satz stecken, als der Oberfinanzrat, sich vor Lachen schüttelnd, immer nur wiederholte: „Werter Fremdling . . . Werter Fremdling . . ."

Die Mischung von Erstaunen, Mißmut und Ansteckungsgefahr in der Richtung des Lachens hin, welche sich jetzt auf dem durchdachten Antlitz des Niederdeutschen zeigte, brachte den Oberfinanzrat zur Besinnung. Er schien sogar zu fürchten, daß sein Tischgenosse sich empfehlen könnte, denn er meinte plötzlich mit einem fast klagenden Ausdruck in der Stimme: „Gehen Sie nicht, ich bitte Sie; ich bin nicht verrückt, ich bin nicht betrunken, ich bin nur ein Unikum."

Nun begann der so Aufgeklärte herzhaft zu lachen. Es war ein verhaltenes, aber ganz reifes Lachen, von bezaubernder Anmut, und den Oberfinanzrat überkam es wie eine Befreiung, als sein Gegenüber antwortete: „Daran wage ich nicht mehr zu zweifeln."

„Ja," erwiderte der Oberfinanzrat — er sprach eilig, als ob er doch noch irgendwo eine leise Furcht habe, daß sein Nachbar sich unter irgendwelchen Gründen empfehlen könnte — „es ist merkwürdig, ich gebe es zu; aber ich mache eine Kur durch."

„Darf ich eines bitten," antwortete der Niederdeutsche und sah mit fein zusammengekniffenen Seemannsaugen hinunter auf die besonnte Halbinsel mit ihren zarten Olivengärten, ihren bunten Häusern und den Zypressen, die wie schwarze Spindeln in all dem Licht standen, „nur keine Krankengeschichte."

„O, ich bin kerngesund," beeilte sich der Oberfinanzrat zu versichern, und seine braunen Augen suchten eifrig einen Blick der grauen Augen zu erhaschen, „ich entwöhne mich nur . . ."

„Also doch," nickte der Niederdeutsche.

„Nein, nicht so: drei Zigarren, eine halbe Flasche Moulin à vent, von dem modernen Zeug, fff" — er zog die Nase hoch und machte die Bewegung des Schnupfens — „oder ssst" — er bewegte die Rechte mit steifem Handgelenk gegen den linken Arm — „natürlich nichts! O, nein! Macht faul und feig. Tötet das Bewußtsein. Asiatisch. Nicht humanistisch. Nein!" Der Oberfinanzrat wiegte den Kopf und fuhr fort: „Großartig sind die Palmen hier. Und der Waldpark auf der Halbinsel, über dem See. Plinius. Ja, der wußte Bescheid. Für einen Römer allerlei, so ein Landschaftsverständnis." Er blätterte in seinem Buch. „Sehen

Sie hier . . . aber, ich verstehe . . . ich bin Ihnen die Antwort schuldig: wovon ich mich entwöhne."

„Und warum ich Ihr Mann bin," setzte der Niederdeutsche gutmütig hinzu. Man sah, daß er innerlich lachte, aber er hielt sein Gesicht in guter Form.

„Ich entwöhne mich von der Gewöhnung, Herr . . . Lassen Sie mich bitte zu Ende reden. Ich bin Beamter. Das sehen Sie, brauchen Sie mir gar nicht erst zu sagen. Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre Beamter und ich bin es gern. Sie sind kein Beamter, das brauchen Sie mir auch nicht erst zu sagen. Ich würde Sie für einen Rittergutsbesitzer halten, der künstlerisch tätig ist, früher Offizier war . . ."

„Und jetzt hier als Hilfsprediger eine Anstellung hat," nickte der Niederdeutsche ernst. „Stimmt."

Wieder hielt sich der Oberfinanzrat vor Lachen am Tisch fest. Dann, ernster werdend, fuhr er fort: „Sehen Sie, zwanzig Jahre im gleichen Büro, im gleichen Dienst, das gewöhnt. Denken Sie sich eines: seit zwanzig Jahren stehe ich um halb acht Uhr auf, frühstücke das gleiche Frühstück — mal war es schlechter, aber jetzt ist's schon längst wieder ebenso — erwische gerade noch die 18, bekomme die gleichen Vorlagen, gebe die gleichen Anordnungen, habe die gleiche Stunde den gleichen Vortrag, und so geht es weiter, bis zum Schlafengehen. Als ich im vergangenen Herbst acht Tage Ferien gemacht hatte, merkte ich zu meinem Entsetzen, daß ich an solcher Gewöhnung krank war. Von zwanzig Minuten vor neun bis drei Minuten vor neun war ich an der 18 krank. Ich saß in Schierke — keine 18. Um neun Uhr und drei Minuten wandte ich mich nach Stoffelsen um, der natürlich nicht in Schierke war, um neun Uhr und fünfzehn nach Fräulein Drechsler, deren rotes Haar sonst wie ein Sonnenaufgang in mein Büro kam . . ."

„Das muß nett sein, so ein Sonnenaufgang, der einem ins Büro kommt. Recht komfortabel," bemerkte der Nachbar und entzündete sich eine Zigarette. „Alles ist schön hier," murmelte er, „nur das Rauchwerk . . . Nun, bitte weiter."

„Was soll ich weiter erzählen?" antwortete der Oberfinanzrat sinnend. „Sie können es sich ja denken. Die Viertelstunde Angst vor dem Vortrag, die Fahrt mit der 18 zum Essen — ich bin Junggeselle und esse allein — und die Rückfahrt ins Büro, wissen Sie, das machte ich alles in Schierke durch. Jeden Tag. Glauben Sie ja nicht, daß es besser wurde. Im Gegenteil. Am vorletzten Tag lief ich verzweifelt im Zimmer hin und her. Frühstück, 18, Fräulein Drechsler, Stoffelsen, der Vortrag — ich sage Ihnen, ich litt Qualen. In mir saß eine Uhr, ein Lautsprecher, und die beiden arbeiteten gemeinsam auf meiner Seele herum — Rest Schierke — Elend."

Inzwischen hatte der Niederdeutsche sich dem Sprecher zugewandt. Er sog von Zeit zu Zeit an seiner Zigarette und lächelte heiter, als der Oberfinanzrat eine kleine Pause machte. „Und von diesem Zustand wollen Sie sich entwöhnen?" fragte er. „Warum? Ich wäre froh, wenn ich ihn hätte."

„Um Gottes willen, Herr . . ."

„Thorwaldsen, kein Verwandter vom Bildhauer, sondern aus Auenhof bei Celle, damit Sie beruhigt sind und nicht etwa jene überflüssige Frage an mich richten, welche mir die sogenannte gebildete Menschheit zur Qual werden läßt — die Frage nach meiner Verwandtschaft mit dem Bildhauer Thorwaldsen, der sich da drüben in der Villa Carlotta ausgetobt hat. — Ja, ich möchte Ihre Krankheit haben. Ich bin nämlich — erschrecken Sie nicht — freier Schriftsteller."

„O, ich erschrecke gar nicht," beeilte sich der Oberfinanzrat zu erwidern, „das ist sogar sehr interessant . . ." Er stutzte einen Augenblick, lächelte dann und murmelte: „Es ist jetzt fünf Uhr fünfzehn — ich fühle das — das — da kommt die Abendzeitung. Verzeihen Sie. Es gibt ja sogar sehr vornehme Schriftsteller. Manche sollen ja direkt Herren sein wie beispielsweise . . ."

„Ja, manche sollen direkt Herren sein," nickte Thorwaldsen, „aber die sind selten."

Der Oberfinanzrat lachte unsicher. Plötzlich aber lachte er so schallend, daß sich zwei Amerikanerinnen am Nebentisch erschrocken umwandten und ein holländischer Knabe, zwei Tische weiter, laut mitlachte. Der Kellner, welcher hilfsbereit zum Tisch der beiden Herren eilen wollte, kehrte, vornehm lächelnd, in der Baumreihe wieder um.

„Sie sind mein Mann," begann der Oberfinanzrat nach einiger Zeit wieder. „Es ist eine Gottesfügung. Sie haben Witz. Ich habe ihn eigentlich auch, aber auch von ihm habe ich mich entwöhnt. Doch weiter. Ich muß mich von der Entwöhnung entwöhnen. Denn, Herr Thorwaldsen, Sie als Schriftsteller — ich habe zwar noch nichts von Ihnen gehört, also werden Sie etwas können — o bitte sehr, das weiß ich, es ist immer so, mit Dudenstrupp und Pinkernelle ist es die gleiche Geschichte —"

„Kenne ich leider nicht." Der Niedersachse machte ein erstauntes Gesicht.

„Ich auch nicht, aber da sehen Sie es ja. Doch Sie als bedeutender Schriftsteller, als Dichter, wenn ich so sagen darf, werden es begreifen, wenn ich Ihnen den Grund sage: Ich liebe. Das ist zwar kein Sonderfall, in der Geschichte der Menschheit soll er öfter vorgekommen sein. Und hier oben, in diesem paradiesischen Ort, in dem alten Schloß, welchem auch alkoholentwöhnte Amerikaner nichts vom Geist des italienischen Barock nehmen können, ist dieses Geschäft wohl auch kräftig betrieben worden. Aber für mich ist's ein Sonderfall. Und ich habe eines eingesehen: so geht das nicht weiter. Der Bürokrat tut seine Pflicht. Das wird ja fürchterlich. Die arme Carmen. Carmen, ja. Aus Hamburg. Carmen Achternknick, von Achternknick & Co. die älteste. In Sao Paulo groß geworden; weite Gesichtspunkte mit Kaffee. Sie ist Witwe, ohne Kinder. Prachtvoller Mensch. Sie kommt hierher. Aber bis dahin muß . . ." Wieder zuckte Oberfinanzrat Hoppner zusammen.

„Ihnen ist wohl eben die 18 vor der Nase weggefahren?" erkundigte sich Thorwaldsen nicht ohne Teilnahme.

Aus dem Knurren konnte und wollte der Schriftsteller nicht klar werden. Er hatte während der Unterhaltung den Kopf des öfteren zur Seite gewandt; jetzt überflog seine Züge ein Glanz; im Aufstehen sagte er zu Hoppner: „Da kommt Frau Sonne," und ging rasch einer jungen Frau entgegen, welche aus dem Hotel auf die Terrasse trat.

Die Dame blinzelte ein wenig, schob die feine Nase umher, als ob sie mit der Nasenspitze sähe und dann, als sie Thorwaldsen erblickte, ging sie mit bewegten, weichen Schritten rasch auf ihn zu und bot ihm die Hand. Alles an ihr war Frische und Bewegung; sie war nicht gemalt und nicht gefärbt, und das ganz feine Grau im Blond ihrer Haare machte sie noch jugendlicher, als sie an sich schon durch ihre ungezwungenen Bewegungen wirkte.

„Sie ist aus einer Familie, in der die Säuglinge bereits zu ergrauen beginnen," stellte der Oberfinanzrat für sich fest. Als die Dame auf ihn zutrat, mit kleinen, gezähmten Bewegungen des Meeres, und ihm die Hand reichte, meinte er: „Oberfinanzrat Hoppner. Angenehm. Thorwaldsen und Frau Sonne, Sie bleiben bei uns. Ja? Sie werden Sonderbares hören. Wir haben hier eben eine G. m. b. H. gegründet. Na, jetzt gucken Sie?"

Frau Sonne verfügte über eine sympathische Art, mit welcher sie sich dorthin zu greifen pflegte, wo früher der Haarknoten saß. Gelegentlich dieses atavistischen Griffes zeigte sie, mit hochgehobenen, spitzen Ellenbogen, ihre schönen Arme. Der Oberfinanzrat genoß diesen Anblick mit Kennermiene, aber seine beginnende Behaglichkeit wurde bedroht, als Frau Sonne, in ihrer Stellung verharrend, den Kopf ein wenig zu Thorwaldsen drehte und ganz liebreich und freundlich meinte: „Du bist wohl leicht verrückt?"

Thorwaldsen bestritt dieses. Er nahm mit Andacht eine neue Zigarette aus seinem Etui, klopfte sie mit zwei Fingern zurecht und begann, während er das Feuer benutzte: „So ist die Geschichte nicht. Hör' mich einmal an, Chiarina. Du weißt," sprach er breit, „daß seit jenem köstlichen Tag, da uns der eine Blitz gemeinsam aneinander schmiedete, du dir über mein allzu dionysisches Naturell Sorgen gemacht hast, du hast darunter gelitten . . ."

„Ich? Thorwaldsen, du bist wirklich verdreht!" Chiarina begann herzlich zu lachen.

„Doch," setzte der Oberfinanzrat fast ängstlich hinzu. „Sie haben sicher gelitten, Frau Sonne."

Chiarina schüttelte den Kopf. „Angesichts dieser Märchenwelt, im schönsten Hotel der Erde, ist ein Massenirrsinn etwas Überraschendes. Aber nun los. Also ich habe gelitten, Herr . . ."

„Hoppner," ergänzte der Oberfinanzrat. „Leopold Hoppner. Sie haben gelitten."

„Denke an Miß Turtle," bekräftigte Thorwaldsen eifrig. Er freute sich an seiner Reue; aber obwohl er sie nur aus dialektischen Gründen heraufbeschworen hatte, begann sie sich selbständig zu regen.

Chiarina wurde dunkelrot und schoß in die Höhe. „Na, wenn ich das Beef in die Finger bekomme. Gnade ihm Gott." Sie atmete heftig. „Und du, mein Sohn! Ich werd' dir dionysisch!"

„Also haben Sie gelitten?" Der Oberfinanzrat bekam in seiner Stimme etwas Sanftes wie ein Modearzt. Mit strahlenden Augen, halb offenem Munde streckte er die Rechte mit dem großen Karneol entgegen, aber Frau Sonne wandte den Kopf dem Kellner zu. „Kaffee, bitte."

Dann neigte sie sich Thorwaldsen zu und sagte leise: „Vieles war auch sehr hübsch."

„Das ehrt mich," erwiderte der Dichter mit sanftem Kopfneigen. „Aber das Dionysische, weißt du, ist doch so eine Sache. In gewissen Fällen mag es gut sein. Nur hat heutzutage jeder Backfisch seine dionysischen — sagen wir — Bedürfnisse, wie er sein Radio und sein Unterbewußtsein notwendig hat."

Hoppner zog seine Taschenuhr und sagte:

„Noch sieben Minuten. Dann darf ich meine Zigarre rauchen.“

Aber Thorwaldsen überhörte diese Betrachtung. Er fühlte, daß Chiarina unsicher war, ob sein Vorschlag, die dionysische Note in sich einer apollinischen Schulung zu unterziehen, Scherz wäre oder ob dem ein Korn Wahrheit innewohne. Tatsächlich wußte Thorwaldsen das selbst nicht, und er hätte gern von Chiarina gehört, wie es eigentlich damit stünde. Nun aber, weil er keine Unterstützung oder Führung fand, begann er sich in der Vorstellung einer schulmäßigen Zügelung seines Dionysischen zu verbeißen, und da ihm nie bessere und überzeugendere Worte zur Verfügung standen, als wenn er sich durch seine eigene Rede selbst überzeugen wollte, sprach er hinreißend.

„Sieh, Chiarina, diese mordende asiatische Woge, der Bromios, der Brausende, der mich, den Künstler, quält und foltert, muß gezähmt werden. Du weißt: das Dionysische — der Rausch, das Ur-Rasen, das Apollinische — das gezähmte, das geordnete, das Griechische, das ist das Höchste. Du willst, daß ich das Höchste leiste. Wie aber leistet man das Höchste? Allein. Wie aber bereitet man sich vor? In einer Gemeinschaft. Es mag sonderbar klingen: aber ist es nicht fast eine Fügung, daß Herr Oberfinanzrat Hoppner genau mit dem gegenteiligen Wunsch hierher kommt? Der Herr Oberfinanzrat beabsichtigt — sagen wir mal — einen Ausflug ins Dionysische. Er bereitet sich vor auf ein Wiedersehen mit der Frau, welche er liebt. Wir werden Frau Carmen Achternknick in den nächsten Tagen hier sehen. Bis dahin will ich die Gelegenheit benutzen zu einem Ausflug ins Apollinische, um der Frau immer mehr wert zu werden, die ich liebe, und so das Höchste zu leisten.“ Sein Gesicht war traurig, als er schwieg.

Inzwischen hatte der Oberfinanzrat noch einmal nach der Uhr gesehen und sich dann mit stillem Behagen eine Zigarre angezündet.

Chiarina sah in ihre leere Kaffeetasse. „Wann kommt Frau Carmen? . . .“

„Achternknick, von Achternknick & Co.,“ ergänzte der Oberfinanzrat höflich, nachdem er mit zurückgelegtem Kopf eine große Wolke in das Geäst der Steineichen gesandt hatte. „Sie kommt in drei Tagen. Jetzt ist sie im Waldhaus in Sils-Maria.“

„Und bis dahin wollen Sie fertig sein?“ Frau Sonne fragte als kluge Hausfrau, welche die Dauer von Arbeitsleistungen zu beurteilen vermochte.

Der Oberfinanzrat wiegte den Kopf. „In den Anfängen. Im Bewußt-Machen der schädlichen Motoren. Jetzt glaube ich daran — nachdem ich durch eine Fügung Herrn Thorwaldsen . . .“

„Und du?“ fragte Frau Chiarina, die plötzlich ganz unauffällig mit der Selbständigkeit ihrer Mundwinkel zu kämpfen begann.

Das ernste und schöne Antlitz des Dichters wandte sich der blaugoldenen Bergwelt zu, welche über beiden Teilen des bei Belaggio gegabelten Sees in seltsamen Farbgegensätzen lag. Das Ostufer schwamm in heiterem, watteauschem Glänzen; das Westufer, hinter welchem die Sonne sank, entrollte vor seinen Augen eine dramatische Düsternis. Die Halbinsel tief unter der Terrasse aber flimmerte in florentiner Lieblichkeit.

Thorwaldsen wandte den Blick zu Frau Sonne. ‚Schön ist er,‘ dachte sie, ‚so wunderbar wahr und schön, trotz Miß Turtle und trotz allen Verrücktheiten. Er ist köstlich, so wie er ist.‘ Vom Dionysischen und Apollinischen wußte sie nicht viel, aber sie hielt dergleichen Feststellungen auch für harmlose Männerbelustigungen, an denen die Frauen von heute gern teilnahmen. Nur wußte sie, daß sie wußte, was los war.

„Ich denke, ebenfalls in drei Tagen einen großen Schritt weiter gekommen zu sein,“ sagte Thorwaldsen sinnend.

„Hast du gestern etwas gearbeitet?“ fragte Frau Sonne mit schonender Stimme.

„Ich habe gedacht,“ entgegnete der Dichter kurz. „Ich suchte.“

Der Oberfinanzrat streckte dem neuen Freund die Rechte entgegen, während er die Linke, welche die Zigarre hielt, mit ausgestrecktem Arm über die Seitenlehne des Rohrstuhles hielt. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend,“ nickte er.

Frau Sonne erhob sich. „Ihr fangt dann wohl gleich an,“ bemerkte sie gleichmütig. „Ich werde noch ein paar Briefe schreiben. Beim Essen sehen wir uns wieder.“ Und freundlich nickend, mit weichen, schönen Bewegungen, ging sie über die Märchenterrasse in das spätbesonnte Hotel zurück.

★

Der Dionysier und der Apollinier saßen sich eine Zeitlang stumm gegenüber. Thorwaldsen wußte nicht recht, wie er jetzt mit dem neuen Freunde weiter kommen sollte. Der aber erhob sich kurz und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Thorwaldsen, dann fangen wir gleich an. Es ist jetzt fünf Uhr fünfunddreißig, und wir haben noch bis sieben Uhr Zeit. Lassen Sie uns durch den Waldpark wandern.“

Der Waldpark der Villa Serbelloni liegt

auf der felsigen Höhe, in welcher die Halbinsel von Belaggio endet. Hunderte von Metern stürzen die Schroffen ins Wasser; aber japanisch gebogene und zartnadelige Bäume, welche an den seltsamsten und verwegensten Stellen Wurzel gefaßt haben, mildern die erschreckende Großartigkeit der Felslandschaft. Die beiden neuen Freunde stiegen von der Terrasse hinauf in den Waldpark; sie schritten über wohlgepflegte Wege, genossen die malerischen Durchblicke auf die jenseitigen Ufer und standen endlich ergriffen an der äußersten Spitze des Parkes, über dem weiten, grünen See, der von der Firnenpracht der fernen Alpen begrenzt wurde.

„Hochaufgefügtes Wunder meiner Seele,
Ihr Spitzen, die ihr den Himmel,
Den Himmel ihrer Güte zerfetzt,
Daß Blut herniederrieselt, Blut ihres Herzens,"

improvisierte Thorwaldsen.

„Es ist jetzt fünf Uhr fünfundvierzig," bemerkte der Oberfinanzrat.

Thorwaldsen zuckte zusammen. „Was ist da?"

„Dann kommt die Zeitung. Die Abendausgabe. Amalie legt sie mir auf den Schreibtisch. Amalie ist meine Haushälterin, die ich seit zwanzig Jahren . . ."

Mit Würde wandte sich Thorwaldsen dem Sprecher zu. „Sagen Sie, lieber Verehrter, können Sie sich nun wirklich nicht von der Vorstellung Ihrer elenden Zeitung lösen? Müssen Sie denn an schlechtes, beschmiertes Papier denken, wenn man Ihnen Verse zitiert, deren sich Hölderlin gewiß nicht ..." Er hustete und sah starr hinaus auf die ferne Alpenkette, deren Schneegipfel noch leuchteten.

Der Oberfinanzrat hing seine beiden Daumen in die Ärmellöcher der erbsfarbenen Weste. „Tja," sagte er, „da haben Sie recht. Aber was tun wir?"

Sinnend sah der Dichter vor sich hin. „Wir müssen psychologisch vorgehen. Wir müssen vorbauen. Wir müssen feststellen, welche Erregungen jetzt kommen werden; und dann wollen wir versuchen, sie von vornherein zu neutralisieren. Bitte, Herr Oberfinanzrat, was kommt jetzt?"

Hoppner hakte die Daumen wieder aus. „Ja," meinte er nachdenklich, „um sechs Uhr zehn kommt die Aktenmappe; um sechs Uhr dreißig fährt die 18 zum Dämmerschoppen; um sechs Uhr fünfundvierzig beginnt die Sitzung im ‚Athenaion'. Um elf Uhr spiele ich allein die Flöte."

Thorwaldsen nickte. „Verehrter Christ, Mensch und Sonntagsjäger," befahl er, „wir wollen uns, angesichts dieser einzigen Landschaft erst einmal theoretisch über das Wesen des Dionysischen klar werden, und ich hoffe, daß Sie über meinem Vortrag die Aktenmappe vergessen."

„Und das Praktikum?" erkundigte sich der Oberfinanzrat.

„Ich denke, das beginnen wir heute abend. Wir gehen dann hinunter ins Hotel Britannia; rassige Jazzband; belebte Säle; munterer Betrieb; Stimmung. Sie erinnern sich: auch Miß Turtle, von der Frau Sonne . . ."

Ein verhaltenes Leuchten ging über das Gesicht des Oberfinanzrates. „Ah, die ist da . . . Aber wissen Sie, mein Tanz ist etwas rückständig . . ."

„Darüber machen Sie sich keine Sorge. Sie knöpfen sich vorher die Hosenträger ab, und wir setzen Ihnen einen hübschen Floh zwischen die Schulterblätter. Dann werden Sie bei Saxophonklängen losgelassen, und das dionysische Rasen ergibt sich von selbst."

Gegen das Rezept seines dionysischen Mentors wollte der Oberfinanzrat noch einiges einwenden. Thorwaldsen hatte jedoch mit seinem Vortrag über das Dionysische begonnen. Er sprach, mit dem Genossen langsam zu dem Gemäuer aus mittelalterlicher Zeit hinaufsteigend, schön und gehaltvoll. Die Flöte, so sagte er, sei in ihrer heutigen Form ein absolut apollinisches Instrument geworden. Ihr fehle die Leidenschaft, eben das Dionysische. Er sprach von der großen asiatischen Woge, welche einst Griechenland überfiel; von den rasenden Weibern, den Satyrn, die mit Zymbelklang und Beckengerassel — „Beckengerassel" wiederholte der Oberfinanzrat tiefsinnig — durch die Wälder getobt waren; wie Pallas und Apollon, die ordnenden Gottheiten, dieser Woge von Alkohol und Zügellosigkeit Meister geworden seien und ihre Kräfte dem griechischen Volksgeist als belebendes Element zugeführt hätten. „Und so ist's auch heute wieder," fuhr Thorwaldsen begeistert fort. „Wieder kommt aus Asien ein Angriff gegen Europa. Wieder wird — diesmal nicht Griechenland, sondern der ganze Mittelmeerkreis von asiatischen Giftwinden erschüttert, politisch, religiös, kulturell — es droht Asien. Zurückschlagen können wir diese Gifte nicht mehr. Wir können Dostojewski und Buddha nicht mehr ausschalten. Wir müssen Götter werden, Herr Oberfinanzrat. Wir müssen ferntreffen wie Apoll, was wir treffen können; aber wir müssen uns — wenn es nötig ist, wie bei Ihnen — die belebenden Kräfte dieses

Rasens zuführen, damit wir nicht verstumpfen, versteinern. Wir haben die gleiche Aufgabe, wie die Griechen zur Zeit des Aischylos sie hatten."

Auf baumumstandenen Burgplatz fiel der erste Glanz der Sternennacht. Die Berge leuchteten glasig-weiß, und der See lugte schwarzseidig durch die Bäume. „Das ist wunderschön, was Sie da sagen," meinte der Oberfinanzrat sinnend. „Ganz wunderschön. Das leuchtet mir ein."

Als er nach seiner Uhr sah — er benötigte dazu einer kleinen Taschenlaterne — hatte er die Aktenmappe und die Tram ins Athenaion versäumt.

„Herrlicher Mensch!" jubelte er und legte dem Dichter die Hand auf die Schulter. „Ja, es gibt Fügungen." Dann brummte er den Torreromarsch und ging heiter neben dem Dichter her, welcher langsam, mit jenem inneren Hochgefühl des Edelpädagogen, dem Hotel zusteuerte. „Es wird," strahlte der Oberfinanzrat bei der Trennung, „seien Sie sicher, es wird. Ich habe die Aktenmappe, die Tram, ja sogar das Athenaion glatt vergessen, den Eröffnungsschluck, den Weiheschluck der Athene."

„Nehmen Sie den immer?" erkundigte sich Thorwaldsen.

„Ja. Das ist so eine alte Sitte. Mit Kulmbacher. Mit echtem Kulmbacher." Dann schüttelte der Oberfinanzrat dem etwas befangenen Dichter beide Hände und stieg rasch hinauf in sein Zimmer. Thorwaldsen ging langsam in seine schöne Behausung. Er warf noch einen Blick vom Fenster aus hinab auf die dunkle Halbinsel, auf welcher sich die Lichter zu entzünden begannen. Über den Orten an beiden Seearmen lag das Licht wie goldiger Staub.

Im Nebenzimmer wirtschaftete Frau Sonne. Sie lief hin und her, und man hörte das Klappen von Schränken, von Koffern und das leise Klingen metallischer Geräte. Thorwaldsen aber stand am Fenster und murmelte etwas bedrückt vor sich hin: „Mit Kulmbacher. Mit echtem Kulmbacher."

★

Chiarina hatte für den Oberfinanzrat mit an ihrem Tisch decken lassen, welchen sonst nur Thorwaldsen mit ihr teilte. Den Dichter, der etwas später kam, überfiel ein neues, kleines Mißbehagen, als er den Oberfinanzrat bereits in lebhaftem Gespräch mit Frau Sonne vorfand. Frau Sonne bemühte sich sichtlich um seinen dionysischen Schüler. Sie trug jenes schwarz-weiße Stilkleid, das er so besonders liebte. Wenn er in ihrer Abwesenheit an sie dachte, dann sah er sie in diesem Kleid, das sie zeitlos jung machte. Er fühlte sich erhoben, wenn er, im Dinnerdreß der schwarz-weißen Frau Sonne folgend, in den Speisesaal eines großen Hotels trat und die Gäste sich nach ihnen umsahen. Und nun hatte er über dem Kulmbacher und der Pallas den gemeinsamen Einzug in den Speisesaal versäumt. Nicht genug: Frau Sonne unterhielt sich mit dem Mann im Gehrock. Thorwaldsen verbeugte sich lächelnd, wie immer, wenn er innerlich mißmutig war, mit einer leicht karikierten Verbindlichkeit.

Frau Sonne sah ihn kurz und freundlich an, legte die Rechte auf den Platz, welchen er einnehmen sollte, sprach aber weiter mit dem Oberfinanzrat, der sich über die erste Unterrichtsstunde im Dionysischen und die bereits merklichen Erfolge nicht beruhigen konnte. „Es freut mich von Herzen, daß der Herr Oberfinanzrat Hoppner so zufrieden ist." Sie lächelte freundlich zu Thorwaldsen. „Und du, mein Lieber?"

„Ich möchte Kulmbacher trinken," erwiderte Thorwaldsen ruhig.

„Ein guter Anfang," stellte Frau Sonne fest. „Das ist Ruhe, Würde, Maß."

„Du bist infam," zischelte der Dichter.

Der Oberfinanzrat erkundigte sich lebhaft, ob es hier wohl Kulmbacher gäbe. Mit besonderer Liebenswürdigkeit wandte sich Chiarina an den Kellner und erreichte es, daß eine große Karaffe mit einem dunklen, schweren Bier auf den Tisch gesetzt wurde. Diese Karaffe überließ Thorwaldsen dem Oberfinanzrat; er beteiligte sich kaum an der Unterhaltung der beiden Tischgenossen. Ihm war weh im Leib.

Nach dem Essen trieb Hoppner zum Aufbruch. Chiarina wünschte ihm guten Fortgang seiner Exerzitien und sah Thorwaldsen vergnügt an. „Es freut mich, daß du mitgehst, du mußt einmal wieder unter Menschen. Wir sind schon zu lange hier allein. Und deinen Übungen wird das sicher gut tun. Ich habe mir vorgenommen, dich darin mit allen Kräften zu unterstützen. Nur so kannst du Großes leisten. Gute Nacht. Wir sehen uns dann morgen früh wieder."

Sie stand auf, nickte herzlich nach beiden Seiten, und wunderbar federnd, im Wiegen des schwarz-weißen Stilkleides, verließ sie den Speisesaal. Ihre schönen, nackten Arme leuchteten noch zartrosa durch die Glasfenster des Flures.

★

Während Thorwaldsen verstimmt und mißmutig den Fahrweg durch die Olivengärten herunterging, jubilierte der Oberfinanzrat an seiner Seite in allen

Tönen. Ohne seiner Carmen auch nur seelisch untreu werden zu wollen, hatte er doch in der Unterhaltung mit der bezaubernden Frau Sonne eine ungewohnte Anregung empfunden. Das war ja eine entzückende Frau! Und was sie für ein Verständnis für seine Absichten hatte! Wie sie auch seinen mäßigenden Einfluß auf Thorwaldsen richtig einschätzte! O, Thorwaldsen war durchaus nicht der allein Gebende! „Sehen Sie," so hatte sie gesagt, „wie still und besonnen er schon heute abend geworden ist! Nichts von seinen ungestümen, oft allzu gewagten Einfällen. Ich danke Ihnen, Herr Oberfinanzrat." So hatte sie gesagt. Ja, mit dieser Frau wollte er Carmen sofort bekannt machen. Die würde Carmen auch über seine Persönlichkeit aufklären.

Der Oberfinanzrat pfiff ‚Valencia'! Thorwaldsen erinnerte sich des beglückenden Tages in Pozzuoli, als Chiarina und er am Ufer zwischen den auf Sand gesetzten Schiffen entlang gestrichen waren, und aus einem kleinen Café am Meer ein guter südländischer Straßensänger ‚Valencia' schmetterte. Seit jenem Tag, einem der reifsten seines Lebens, war ihm der Gassenhauer zum Choral geworden. Er duldete aus begreiflichen Gründen viel; aber jetzt wurde es ihm doch zu toll. „Lassen Sie bitte dies undionysische Gepfeife," sagte er kurz vor dem Verlassen des Parkes. „Das ist dümmstes Klischee; von Dionysiertum keine Spur. Das sollten Sie nach meinen Auseinandersetzungen begriffen haben."

Der Oberfinanzrat schwieg verschüchtert. ‚Ganz so einfach ist das nicht mit dem Dionysiertum,' dachte er. Aber bald tröstete er sich, daß das gezähmte Apolliniertum in seinem Genossen Wurzel zu fassen beginne, und so war er über diese Bemerkung durchaus nicht ungehalten, sondern sie bereitete ihm sogar Vergnügen. Er summte ‚Valencia', ohne Töne zu bilden, im Kopfe weiter und war angenehm überrascht, als die Jazzband im ‚Britannia' die beiden beim Eintreten mit ‚Valencia' begrüßte und das Gesicht Thorwaldsens einen bitteren Geschmack auf seiner Zunge anzeigte.

Der Dichter verbeugte sich lächelnd gegen eine lange, blonde, kniefreie Dame in Liberty, welche an ihm vorübertanzte und ihm zulachte. Das Bild ihrer Zähne, stark und schön, vielleicht zu weiß, blieb als Eindruck dieses Grußes haften. Der Körper war ebenmäßig gewachsen, von jener gleichgültigen Ebenmäßigkeit, welche der Sport hervorbringt. Was an ihr allenfalls ein Interesse erregen konnte, war eine bewegte, kränkliche Lebhaftigkeit, eine „Morbidezza", wie Thorwaldsen es zu nennen pflegte, die ein wissenschaftlich gebildeter Arzt auf eine gut ausgeheilte Kindertuberkulose zurückgeführt haben würde.

„Ist das Miß Turtle?" erkundigte sich der Oberfinanzrat angelegentlich.

„Ja, das ist Miß Real Turtle."

„Was heißt Real?" fragte der Oberfinanzrat weiter. Seine dionysischen Bestrebungen begannen ihm wieder in einem rosigeren Licht zu erscheinen.

Ärgerlich erwiderte der Dichter: „Real heißt Königlich. Sie ist aus dem uralten Geschlecht der Könige von . . . Ich weiß nicht: Ulster, Raglan oder so. Ich werde Sie mit ihr bekanntmachen."

Die Saxophone hatten ‚Valencia' noch einmal in ihre Hackmaschine genommen; diese ungeheure Zumutung von Musik brach jäh ab. Fünfzig Armpaare sanken schlaff herab; die Tänzerpaare gingen mit einer Gleichgültigkeit auseinander, wie sich sonst im Leben nie Leute trennen, die eine noch so unbedeutende Beziehung zueinander gehabt haben. ‚Wenn ich jemand um ein Streichholz gebeten habe, grüße ich doch nachher," dachte Thorwaldsen. Dann aber brachte er den Oberfinanzrat, den er noch instruiert hatte, daß man das Real nie aussprechen dürfe, zu Miß Turtle.

Wieder setzte die Jazzband ein. Schlaginstrumente vom mittleren Kongo, turkistanische Flöten und peruanische Maultrommeln gaben die Begleitung; sechs Saxophone herrschten. Nun ließ Thorwaldsen seinen Schüler los. Mit einem seltenen Senkrücken, bedeutender Kruppe und steifer Hinterhand schob er Miß Turtle vorwärts. Der Gehrock flatterte geteilt, daß die Revolvertasche auf dem gestreiften Beinkleid des Oberfinanzrates sichtbar wurde. Als die Musik einige Takte lang gearbeitet hatte, setzte das Orchester plötzlich zum Gesang ein, und die Tänzerpaare sangen mit. „We have seen at Eton Jimmy Phaeton with his dog Hog nää!" Thorwaldsen beobachtete, wie Miß Turtle ihrem Tänzer die Worte ins Ohr sang und dieser sie nachzusingen suchte. Lächelnd, ruhig und undurchdringlich schritt der große dunkle italienische Hoteldirektor an Thorwaldsen vorüber.

Als der Tanz vorüber war, kam der Oberfinanzrat strahlend auf Thorwaldsen zu. Er fächelte sich Luft zu mit einem seidenen Taschentuch, das er aus dem Rockärmel gezogen hatte, und trällerte dabei: „We have seen at Eton Jimmy Phaeton with his dog Hog. Großartig geht es,

lieber Dichter. Ich fühle mich wahrhaftig ganz verjüngt. Walpurgiszauber! Rassige Jazzmusik! Munterer Betrieb! Stimmung! Und die Turtle! Das ist ja eine scharmante Person, die kleine Turtle. So was von Rasse. Na, sie will mich gleich zu ein paar Freundinnen bringen. Ich habe die ganze Corona zu Sekt eingeladen. Gott sei gepriesen, daß er mich zu Ihnen geführt hat! Hoch das Dionysische! Heureka! Sehen Sie, da kommt Miß Turtle schon, das Turtletäubchen. Jawohl, wir kommen, Holdselige!" Und wiegend, von rückwärts belächelt, ging der Oberfinanzrat, geführt von Miß Turtle, durch die schwatzenden Paare hindurch zu einem Tisch, an dem viele Mädchen saßen und auf dem mehrere Flaschen Champagner standen.

„Hallo, Apollo!" rief der Oberfinanzrat durch den Schalltrichter seiner Hände.

Thorwaldsen tat, als ob er nicht höre. ‚Der Mann hatte doch heute nachmittag noch ganz feine Momente,' dachte er. ‚Ist er denn völlig verrückt geworden? Oder war er schon vom Kulmbacher niedergemäht? Oder hat diese Kirke, die Turtle... eine blöde Gans!' Vom Tisch des Oberfinanzrates sprangen die Pfropfen. „We have seen at Eton . . ." erscholl es im Chor, und auf einen Wink des Oberfinanzrates setzte das Jazzorchester wieder ein. „. . . Jimmy Phaeton with his dog Hog" — jubelte der ganze Saal. Die Paare arbeiteten von neuem mit der Musik um die Wette.

„Hallo, Apollo! Göttersproß, dich ruft Dionysos!" erscholl es durch die Saxophone verwischt von neuem.

Da schritt Thorwaldsen, hoch aufgerichtet, der lebendige Protest gegen soviel Dionysiertum, rasch aus dem Saal.

Der Oberfinanzrat sah ihm befriedigt nach. Wie hatte die entzückende Frau Sonne gesagt: „O, er ist nicht der allein Gebende! Wie still und besonnen er schon heute abend geworden ist!" Jawohl, auch bei dem Dichter schlug die Kur an. Und selig ging der Oberfinanzrat mit Senkrücken und Percheron-Kruppe im dionysischen Strudel von Eton, Jimmy Phaeton, Sekt und Real Turtle unter.

Thorwaldsen war es dagegen jämmerlich zumute. Er stieg rasch durch die Olivenpflanzungen wieder zur Villa Serbelloni hinauf. Über ihm drehte sich ganz langsam und leise der unerhörte Sternenhimmel des Südens. Der Waldpark über der Villa stand wie ein freies Kohlenflöz gegen diesen vornehmen und beglückenden Gleichklang der Bewegung. Und dabei dieser verfluchte Jimmy Phaeton, der ihm in den Kopf gehämmert war, saxophoniert, so daß er ihn immer summen mußte. Und wenn er sich zwang, ihn nicht zu summen, dann summte sich Jimmy Phaeton allein in seinem Kopf. Zerschlagen kam er im Hotel an. Er lief über die dicken Läufer, er stürmte in sein Zimmer und blieb herzklopfend stehen.

Nach ein paar quälenden Minuten zermürbenden Wartens trat er an die Verbindungstür, die zum Nebenzimmer führte. Er atmete tief und fragte dann halblaut mit zitternder Stimme: „Schläfst du schon, Chiarina?"

Zunächst bekam er keine Antwort. Nach einiger Zeit wiederholte er seine Frage. Da kam von der gegenüberliegenden Seite des Nachbarzimmers ein unklares, gezogenes Gemurmel, aus welchem sich allmählich die Worte entwickelten: „Bist du schon da? Nun, wie war es? Schön? Natürlich. Well, good night, darling."

„Ich verstehe dich nicht," erwiderte Thorwaldsen fassungslos. „Was sagst du?"

„Good night, darling," kam es irgendwie verhalten zurück. „Sleep well."

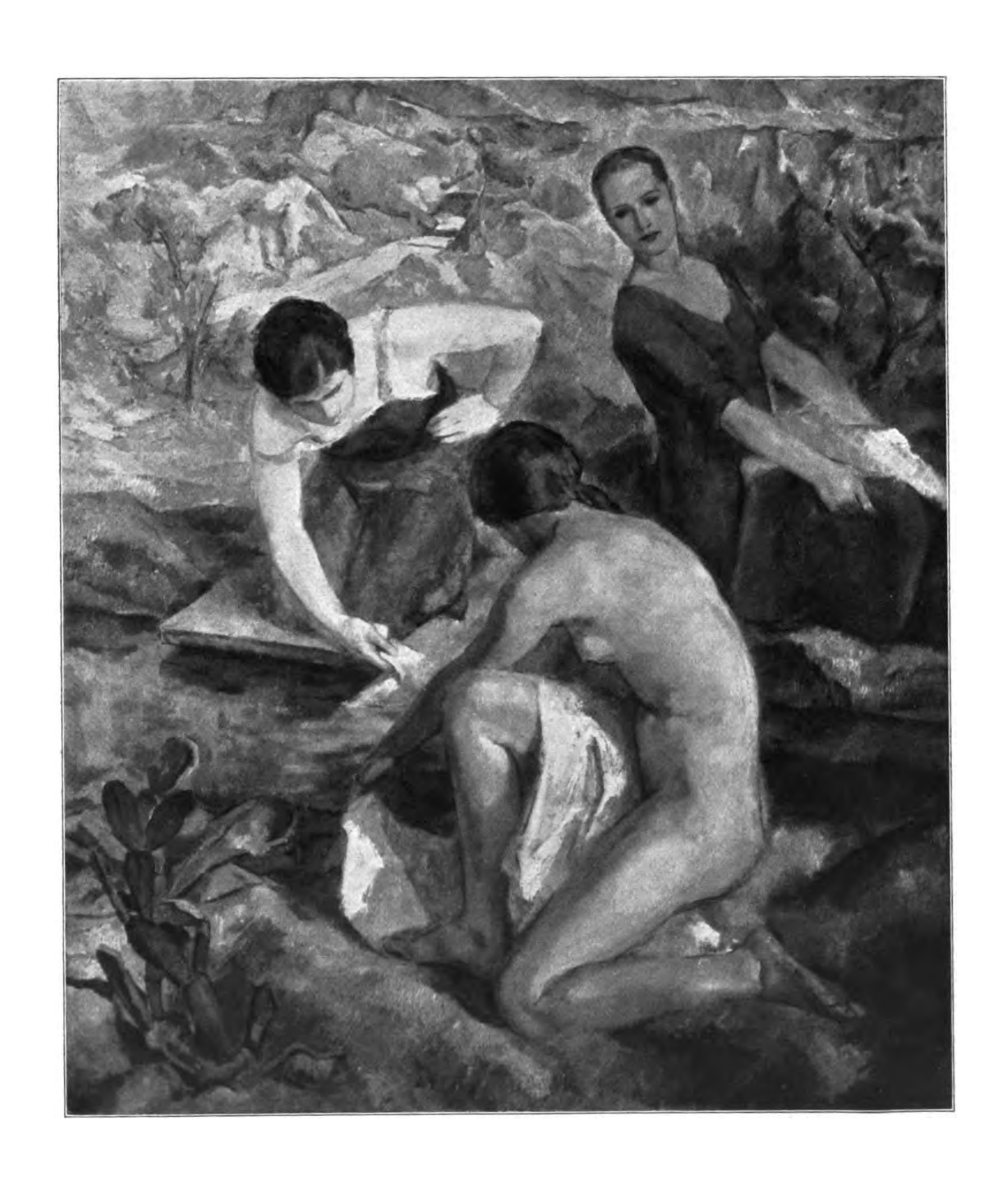
*

Als der Morgenstern noch gründlich über den Bergen von Cadenabbia flimmerte, verließ Thorwaldsen das Hotel, um sich auf sich selbst zu besinnen. So sagte er sich es wenigstens, als er aus dem stillen Hause trat. Er stand, tiefatmend, einen Augenblick lang bei den großen Königspalmen. Hinter ihnen stieg der Waldpark an, in welchem noch die Nacht lagerte. Die Halbinsel zitterte tief unten noch in nächtlicher Düsternis. Da überfielen ihn die Erwägungen wie Nadelstiche. War er denn schwachsinnig geworden, daß er sich dazu hergab, einem Oberfinanzrat Nachhilfestunden im Dionysischen zu erteilen?

Und Chiarina?

Ehe er sich über Chiarinas tiefste Einstellung klar werden konnte, wurden seine Gedanken durch ein ohrenbetäubendes Gebrüll, welches sich aus der Dämmerung den Weg durch den Olivengarten hinaufwälzte, abgelenkt. Ein Schauder überkam ihn. Beim reifenden Tag erkannte er den Oberfinanzrat, welcher, ein Saxophon mißhandelnd, mit seltsam aufgesteckten und blumengeschmückten Gehrockenden den Berg hinaufhüpfte. Ihm folgten, wild lachend, Miß Turtle mit ihren Freundinnen, sowie ein paar Herren im Frack, welche die tanzenden und kreischenden Mänaden unter den Armen stützten oder ihnen sonstwie gefällig zu sein bestrebt waren.

‚Herrgott, der Dionysoszug!' schrie es in Thorwaldsen.



Wäscherinnen. Gemälde von Karl Schlageter

Und im Gefühl seiner unvermeidlichen Lächerlichkeit, selbst aber von der Komik des Aufzuges erschüttert, stieg er eilends in den Wildpark hinauf, um nicht das Ende dieses griechischen Festes vor dem Hotel zu erleben. Er erstieg den kleinen Burghügel, wo er sich zwischen den alten Bäumen gesichert glaubte.

Nur hatte er nicht mit der Gelehrigkeit seines Schülers gerechnet. „Wir müssen in den Wald — wir Dionysier!" schrie Hoppner und tanzte, das Saxophon im Arme, voran. Unter den Klängen des Liedes: „We have seen at Eton Jimmy Phaeton with his dog Hog" wälzte sich der Zug durch den Wald zum Burghügel hinauf. Kaum hatte sich Thorwaldsen in die Ruine der Burgkapelle geflüchtet, als schon der Oberfinanzrat, umjubelt von Mänaden und Satyrn, auf dem Platz erschien, auf eine Bank kletterte, zunächst dem Saxophon ein paar grauenvolle Töne entpreßte, um dann eine Rede zu halten. Freilich war es keine Rede mehr, selbst keine im Geist des Athenaions! Es war nur noch ein Gestammel, das von den tobenden Mänaden und Satyrn ab und zu mit dem Ruf: „Three cheers for the Upperfinanz!" unterbrochen wurde. In das Gejohle hinein lallte Hoppner seine Ansprache. Er sprach von der großen asiatischen Woge — von den rasenden Weibern — „we have seen at Eton Jimmy Phaeton" — von Zymbelklang und Beckengerassel — „three cheers for the Beckengerassel!" — von der Notwendigkeit, als Liebender Carmens — „three cheers for Upperfinanzes Carmen!" Langsam versandete die Rede; langsam versandete der Oberfinanzrat.

Als der erste Strahl der Morgensonne über die östlichen Berge hinwegstach, hatte sich der Dionysoszug aufgelöst. Aus dem Park kamen noch hier und da Stimmen oder Stimmreste. Bald war aber alles still, so daß die Vögel ungestört mit Zwitschern beginnen konnten.

*

Als der Dichter nach ein paar Stunden unruhigen Schlafes auf der Terrasse zum Frühstück erschien, fand er einen Genossen im Unglück. Im erbsenfarbenen Anzug, den Kopf in die Hände gestützt, womöglich noch bleicher als gewöhnlich, starrte der Oberfinanzrat auf eine Anzahl von Papieren, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Sehr dionysisch schien seine Stimmung nicht mehr zu sein. Thorwaldsen ahnte apollinische Annäherungsmöglichkeiten.

„Es sieht so aus, Herr Oberfinanzrat," meinte er und zeigte auf die im Halbkreis auf den Tisch gelegten Zettel, „als ob Sie sich die Karten gelegt hätten."

Hoppner zuckte die Achseln. „Man hat mir die Karten gelegt," meinte er knurrend. Er betupfte die einzelnen Blätter mit Zeige- und Mittelfinger seiner schmalen Rechten, während er ihre Wesensart kurz darlegte. „Achtundzwanzig Flaschen Veuve Cliquot — drei Stuhlbeine — zwei Spiegel — zweiundfünfzig Kaviarbrötchen — ein Saxophon — eine Aufforderung vom Hotel, bei Lärmbedarf in Hinsicht auf das feine Publikum lieber woanders hinzuziehen — ein Telegramm aus Sils-Maria, das die Ankunft meiner Verlobten erfreulicher-, aber merkwürdigerweise bereits für heute vormittag anzeigt, wobei zu erwägen ist, daß ich gestern alles für eine ‚surprise-party' bestellt und angeordnet habe. Irgendwo dahin soll es gehen." Er wies mit der Hand hinaus auf die unten liegende besonnte Halbinsel. „Zypressen-Weg," hatte die kleine Turtle vorgeschlagen. Dann stemmte er die beiden Arme gegen den Tisch, hob die leicht umflorten Augen zu Thorwaldsen und fragte den Dichter mit einer ein wenig lauernden Stimme: „Sagen Sie mal, verehrter Meister und Mit-Olympier, haben die alten Herrschaften für ihre dionysischen Ausflüge auch so freundliche Autographen bekommen?"

Thorwaldsen bedauerte, das nicht sagen zu können, da seines Wissens Rechnungen für dionysische Exzesse nicht auf uns überkommen seien. Während er sich mit dem Frühstück beschäftigte, fragte er so nebenhin: „Haben Sie vielleicht Frau Sonne schon gesehen?"

„Ja," entgegnete der Oberfinanzrat und schob die Rechnungen wie ein Kartenspiel zusammen, „sie war vorhin hier, hat von diesem historischen Material Kenntnis genommen, mein Geschick beklagt und ist dann zum Ort hinuntergegangen."

Der Dichter legte den Teelöffel hin. „Zum Ort hinuntergegangen?"

„Ja, verehrter Mentor," erwiderte der Oberfinanzrat bissig, „sie hatte ein entzückendes, rohseidenes Kleid an, eine Abart von Sonnenschirm unter den Arm geklemmt, und auf dem Kopf trug sie einen bezaubernden Strohhut. Sie wollte spazieren gehen. Spazieren. Apollinisch! Allein!" — Diese Schilderung gab der Oberfinanzrat mit einer gewissen breiten Bosheit.

Thorwaldsen ärgerte sich über den Oberfinanzrat und seine eigene, überflüssige Unruhe. Da fiel sein Blick zufällig auf das Telegramm, welches aus dem Kartenhaufen des Oberfinanzrates weit herausragte.

„Wann kommt denn eigentlich die verehrte Carmen Achternknick an? Sils-Maria ist ja nur wenige Stunden entfernt. Sie müßte doch in absehbarer Zeit hier sein?“ fragte er unvermittelt.

Der Oberfinanzrat sah betroffen auf den Fragenden.

„Ich habe nicht genau nachgesehen,“ meinte er unsicher und griff nach dem Telegramm, „aber . . . Donnerwetter, das ist denn doch verdammt eilig, sie muß ja sofort kommen! . . . Nein, so was!“

Thorwaldsen wies mit dem Daumen über die Schulter auf den See. „Der Dampfer kommt dort drüben. Ich stelle mit Freuden fest, daß nicht nur Ihr allgemeines nervöses Zeitempfinden, sondern sogar das spezielle Zeitgefühl für die Ankunft Ihres Fräulein Braut durch Ihre Kur erheblich abgemildert ist.“

Der Oberfinanzrat begriff jedoch nichts mehr von diesem Satz. Er war aufgesprungen, hatte das Kartenspiel rasch in die Brusttasche gesteckt und lief dem Ausgang des Parkes zu.

Nach einer halben Stunde, welche Thorwaldsen zwischen Dichten, Dämmern und nervösem Warten zugebracht hatte, bog Chiarina um die Straßenkehre, von welcher aus der letzte breite Anstieg zum Hotel beginnt. Wahrhaftig in dem Rohseidenen, das er ebenso liebte wie das schwarz-weiße. Über dem Kopf hielt sie den Ausreißer, jene „Abart von Sonnenschirm“, welche ihres modernen Formates wegen von Zeit zu Zeit verloren ging, und daher die familiäre Benennung Ausreißer erhalten hatte.

Fünf Minuten später hob sich der erbsenfarbene Oberfinanzrat aus den Bäumen der Pallas Athene, begleitet von seiner Carmen, einem Pummel, ganz nett, rosa, blond, vollschlank, in gutem englischem Reisekostüm, die lebhaft und anscheinend erfreut auf Hoppner einsprach. Hoppner dagegen schien benommen zu sein.

Chiarina schritt rasch den Berg hinan. Thorwaldsen ging ihr entgegen und erreichte sie am Eingang des Hotels.

„Ich freue mich, daß ich dich auch einmal zu sehen bekomme,“ sagte er, im Ton der Stimme artiger als in der Satzbildung.

Chiarina reckte sich und lächelte. Sie schwenkte den Ausreißer im Kreis. „Alter Brummbär,“ meinte sie, „die Freude wirst du vermutlich noch öfter haben. Ich hielt es nur für richtig, einen kurzen Spaziergang in den Ort zu machen. Da der Dampfer gerade anlegte, guckte ich mir die Fremden an und wurde plötzlich fast umgerannt von deinem wahrhaft rasenden Schüler, der eben noch zur Zeit kam, um seine Carmen in Empfang zu nehmen. Er stellte uns vor, wir sprachen auch einiges, dann aber ließ ich das Paar hübsch allein.“

Thorwaldsen strich sich mit Daumen und Zeigefinger über die Nase und sah Frau Sonne von der Seite an. „Bitte schön, weiter,“ meinte er ergeben.

„Was ist da noch weiter zu erzählen?“ entgegnete Frau Sonne und nahm den Dichter beim Arm. „Carmen Achternknick ist wirklich 'ne nette Deern. Sie liebt ihren Leopold so, wie er ist, und war selig, ihn zu sehen. Sie meinte am Anfang, sie habe das Rumrasen in der Welt satt. Sie wolle jetzt Ruhe und Ordnung. Und mal in Rio, mal in Peking und noch so ein paar Orten, deren Namen ich nicht behalten habe, da könnte einem kein Spinat auf der Seele wachsen. Tut mir leid, mein Lieber, so hat sie gesagt. Als ihr aber Hoppner von seinen Exerzitien erzählte, hat sie gesagt, daß sie alles mitmachen würde, was Hoppner tun wolle, und wenn er in Dionysisch mache — tut mir leid, mein Lieber, du kannst ruhig Gesichter schneiden, sie hat wörtlich so gesprochen — dann wolle sie auch in Dionysisch machen. Sie wollte auch sofort anfangen. Da ließ ich die beiden allein — natürlich — aber, offen gesagt, ich finde das ganz famos. Du weißt ja, daß ich mit dir, um in der Sprache von Frau Carmen Achternknick zu reden, auch in Apollinisch mitmache. Deshalb bin ich auch allein spazieren gegangen.“

Den Dichter überlief ein leichtes Frösteln. „Liebe Chiarina, jetzt laß uns einmal verünftig reden. Mir ist die ganze Sache nicht recht behaglich. Du mußt aber auf meinen seelischen Zustand Rücksicht nehmen. Du weißt, daß ich in der letzten Zeit, von seltsamen, inneren Gesichten geplagt und gefoltert —“

„Nichts getan habe . . .“

„. . . nach einer neuen Form gerungen habe.“ Thorwaldsen versuchte seiner Stimme ein wenig Schärfe zu geben, aber sie klang flackernd. Ehe er jedoch weiterreden konnte, erschienen der Oberfinanzrat und Carmen auf der Hotelterrasse, und Thorwaldsen fühlte sofort, durch Bekanntmachen und Anfangsunterhaltung hindurch, daß der Oberfinanzrat ihn einen Augenblick allein zu sprechen wünsche. Gefolgt von Frau Carmens musternden Blicken, denen er das Zwinkern seiner Seemannsaugen entgegenzusetzen suchte, trat er mit dem Oberfinanzrat ein paar Schritte beiseite.

Hoppner sah seinen Mentor verzweifelt an.

„Hören Sie mal, geliebter Mitgrieche," meinte er, „die Sache wird gefährlich. Carmen hat sehr bald durch Frau Sonne von meinen dionysischen Exerzitien erfahren, und da habe ich natürlich mit eingestimmt. Ich dachte ja an nichts Böses. Und wissen Sie, was Carmen getan hat? Sie hat sofort für die ‚surprise-party' Pferde bestellt. Ich soll mit ihr zur surprise-party reiten. Reiten, meint sie, sei das wahre dionysische Rasen. Du lieber Gott, vor dreißig Jahren war ich 'mal Einjähriger beim Train. Garde-Train natürlich. Und nun soll ich neben der Frau, die sozusagen im Sattel geboren, gesäugt, erzogen, blühende Jungfrau und Gattin geworden ist, auf einem eingeborenen Klepper durch die Gegend galoppieren, und muß dabei nicht nur den Liebhaber, sondern auch noch den Griechen markieren. Der Teufel hole das ganze Dionysiertum. Wär' ich geblieben auf meiner 18!"

Thorwaldsen wußte auf diese Eröffnungen hin nicht mehr viel zu sagen. Nach einer halben Stunde beobachtete er vom Balkon seines Zimmers aus den Pummel und den Oberfinanzrat, die auf zwei hochbeinigen, älteren Pferden den Berg hinabritten. Der Zwangs-Dionysier hatte seine langen Beinkleider über den Knöcheln mit Riemen zusammengeschnürt, aber dieser Sicherheitsmaßregel zum Trotz, sah man schon beim Abreiten sein Unterzeug. Carmen trug ein gutsitzendes Reitkleid. Nach der ersten Kurve, als der Weg flacher wurde, setzte sie ihr Pferd in Trab. Der Oberfinanzrat, die Knie und Zügel am Kinn, begann ebenfalls zu traben. „Milde Oliven, Bäume der allweisen, Form und Maß verwaltenden Pallas, verhüllt dieses Bild des Grauens mit euren Schleiern von Silber," murmelte der Dichter, als er wieder in sein Zimmer zurücktrat.

★

In der Erinnerung Thorwaldsens war der ganze Tag nur noch ein Dämmern, eine Übelkeit erregende Spanne Zeit, welche er später mit einer erfrischenden Willenskraft aus seiner Erinnerungswelt ausstieß. Wenn Chiarina auf diesen Tag zu sprechen kam, wurde er bleich, stand wohl auch auf und ging davon, und sie mußte sich ernster stellen, als es ihr zumute war, um den Erregten zu beruhigen. Tatsache war jedenfalls, daß am Spätnachmittag, als Thorwaldsen, auf der Chaiselongue langausgestreckt, eine ungezählte Zigarette drehte, der Oberfinanzrat ohne anzuklopfen in sein Zimmer stürmte.

Dem Dichter bot sich ein erschütterndes Bild. Beschmutzt, zerrissen, aufgelöst, mit hochrotem Kopf stand Hoppner in der Tür. „Ich lebe," sagte er mit gesenkter Stimme.

„Na und sonst?" fragte Thorwaldsen, der diese Tatsache bereits zur Notiz genommen hatte.

„Sprechen wir nicht mehr davon." Der Oberfinanzrat streckte die schönen, blassen Hände weit von sich. „Es war grauenvoll — das Fest ... Saxophon unter Zypressen ... wenn ich den ‚Jimmy Phaeton' nur höre . . . ‚three cheers for the Beckengerassel!' und Carmen ... nein, sprechen wir nicht davon. Für heute abend hatte ich ein Tanzfest verabredet; für morgen eine Segelpartie mit Miß Turtle; morgen abend wieder tanzen; übermorgen früh — ich weiß nicht was. Wollen Sie nicht das alles für mich übernehmen? Sie sind der erfahrenere Dionysier. Ich schreibe Ihnen alles auf! Lieber, Verehrter, ich flehe Sie an!"

Aber Thorwaldsen lehnte dankend ab. Er wolle seine apollinische Kur zu Ende führen.

„Nun dann, Unheil, du bist im Zuge," murmelte Hoppner, „geh' welchen Weg du willst. Wir reisen sofort ab. Ich hatte eine grenzenlose Mühe, Carmen für die Schönheiten Venedigs zu begeistern, denn sie fand das hier sehr lustig. Was habe ich ihr angepriesen! Milde Gondeln, sanfte Paläste, fromme Tauben, rosige Stimmung, holde ‚Valencia', Hotel Danieli mit seiner Dogenpracht, wieder milde Gondeln, George Sand, Musset ..." Der Oberfinanzrat schlug die Hände vor das Gesicht.

„Die Götter segnen Sie," flüsterte er. „Sie haben es gut mit mir gemeint, aber ich glaube jetzt, daß ich zum Dionysier in der Anlage verpfuscht bin. Dionysos mit Ihnen!" Und rasch verließ er den Raum. Eine halbe Stunde später fuhr das Paar in einem geschlossenen Auto in der Richtung nach Como ab. Gleichmütig sah Thorwaldsen noch von seinem Zimmer aus die Koffergebirge Carmens, welche hinten auf dem Wagen aufgeschnallt waren, in die Olivenschlucht versinken.

Als Thorwaldsen nach einem längeren Spaziergang durch den Waldpark wieder in sein Zimmer zurückkehrte, fand er auf dem Arbeitstisch das Manuskript seines neuesten Buches ausgebreitet liegen; ein großes Tintenfaß stand geöffnet dahinter und auf dem Manuskript lag ein feiner, heller Olivenzweig. Der Dichter lächelte zunächst etwas befangen; über sein schönes Antlitz ging aber ein Leuchten, als er hörte, wie die Verbindungstür zum Nebenzimmer von der anderen Seite her ganz vorsichtig geöffnet wurde.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Elsa Bernewitz: Die Entrückten (München 1928, Albert Langen) — Junge Deutsche: Max Sidow, Manfred Hausmann, Fred v. Zollikofer, Wolfgang Hellmert (Leipzig 1928, Philipp Reclam) — Wilhelm Speyer: Kampf der Tertia (Berlin 1828, Ernst Rowohlt) — Bruno Frank: Politische Novelle (1828, im selben Verlag) — Max Brod: Die Frau, nach der man sich sehnt (Wien 1928, Paul Zsolnay) — Friedrich Freksa: Ein Mädchen reist ins Glück (Berlin-Zehlendorf 1928, Sieben-Stäbe-Verlag)

Die Namenlosen, Zukünftigen, um die noch das Rätsel des Werdens webt, sollen in diesem Monat, dem Mittler zwischen Frühling und Sommer, das erste Wort haben. Es ist von eigenem Reiz, das Erstlingswerk eines Begabten zu lesen. Noch spürt man hie und da einen Geistespaten, oder eine Unbeholfenheit, die auf der Suche nach eigenem Wege ist, man fühlt Schwächen, die zu überwinden sind, dazwischen Neues, Besonderes, Kräfte, die keimen und ans Licht wollen — es ist ein Genuß wie bei der Probe jungen Weins, dessen Entwicklung man zu erraten, zu bestimmen sucht. Viel verspricht der Erstling Die Entrückten von Elsa Bernewitz. Es sind vier Erzählungen, von denen ausnahmsweise die Titelnovelle wirklich die wertvollste ist. „Die Entrückten" sind ein armes Häuflein deutscher Kurländerinen, die von den Bolschewiken im Kerker gehalten werden, bis an sie die Reihe kommt und die Schüsse knallen ... Ein achtzehnjähriges Mädchen, das in Riga Einkäufe machen will, wird ohne weiteres als deutsche Geisel verhaftet und in ein Gefängnisloch geworfen, wo sie drei Leidensgefährtinnen findet, die sich an die Dunkelheit, an die dünne Suppe, aus der ihre ganze Nahrung besteht, und die beiden Strohsäcke, die vier Personen zugleich Stühle und Betten ersetzen, schon gewöhnt haben. Die Seele der kleinen Gesellschaft ist eine tapfere alte Dame, die nichts mehr aus der Linie werfen kann, in der sie, sicher und ohne Irrtum, ein langes Leben hindurch gegangen ist. Sie liest bei einem Lichtstümpfchen, das alle Abende nur wenige Minuten zu diesem Zweck brennen darf, aus der Bibel vor, und findet für jede Lage ein passendes, aufrichtendes Wort. Als das Mädchen verzweifeln will angesichts dieses Abgrundes, aus dem es nie wieder in die Höhe zu kommen glaubt, da hört sie eine Stimme sagen: „Wissen Sie nicht, Fräuleinchen, daß wir nie tiefer fallen können, als in Gottes Arm?" Eine dürftige kleine Schneiderin ist es, die solchen Trost schon von der alten Dame gelernt hat. Sie auch ist es, die in diesem Elend bekennt: „Noch nie, in meinem ganzen Leben nicht, bin ich unter so guten Menschen gewesen. Einer hilft dem andern, einer tröstet den andern. Wie die Engel Gottes haben wir diese Wochen gelebt." Als endlich die gefangenen Frauen abgeführt werden, ihrer Hinrichtung entgegen, und nur das Mädchen, das man begnadigt hat, zurückbleibt, küßt die alte Dame es und sagt freundlich: „Möge die Gottesnähe dieser Zeit Sie nie verlassen." Und auch die kleine Schneiderin küßt und streichelt es.

Starke Frauenseelen — so könnte das ganze Buch überschrieben sein. Denn vom Kern jener alten Dame im Gefängnis sind auch die anderen weiblichen Heldinnen dieser Erzählungen, das adlige Fräulein, das aus väterlichem Stammschloß hinweg in den Tod geführt wird und eine Gelegenheit, sich zu retten, ausschlägt, oder die alte Krügersfrau, die den frechen lettischen „Flintenmädchen", die schon hundert „Exekutionen" auf dem Gewissen haben, furchtlos die Wahrheit sagt. Nur die letzte Geschichte hat ihre ganz besondere Note. Sie erzählt von einem alten baltischen Gutsherrn, der, vertrieben, einsam in einem hinter der Landkarte liegenden Tiroler Dörfchen das bittere Brot des Heimatlosen ißt, bis ein sanfter Tod ihn erlöst und „das Unwesentliche aus seinen Zügen löscht".

Man sieht: der Stoffkreis dieser jungen Erzählerin ist noch eng begrenzt, ist durchaus heimatlich; man muß abwarten, wie ihre Begabung sich anderen Problemen gegenüber bewährt. Jedenfalls leistet sie auf dem umschriebenen Bezirk für eine Anfängerin erstaunlich viel. Ohne Rührseligkeit, ohne Klage und Pathos befleißigt sich Elsa Bernewitz einer Realität, die an Tolstoi geschult scheint mit ihrer epischen Ruhe und ihrem innigen Bezug zum Leben wie zur Gefühlswelt der dargestellten Personen.

Auf der Suche nach dichterischem Nachwuchs ist der Verlag Philipp Reclam so glücklich gewesen, eine Anzahl druckreifer Erzähler zu finden, deren Erstlinge er in einer Buchreihe Junge Deutsche herausgibt. Ein überragendes Talent ist unter dem Häuflein nun zwar noch nicht zu finden, aber kaum eins auch, das unter dem Durchschnitt wäre. Auf drei: Max Sidow, Manfred Hausmann und Fred

v. Zollikofer lohnt es sich, näher einzugehen. Sidow, ein Thüringer, schier dreißig Jahre alt, steuert ein Novellenbüchlein bei, in dem die Erzählung Haß nicht nur umfangreicher als alle übrigen, sondern auch wertvoller ist. Sie beginnt in Kleistschem Stil, mit kurzem, sachlichem Bericht, in dem sich die Begebnisse der Exposition drängen, damit dann die eigentliche Erzählung in um so ruhigerem Fluß episch dahinströmen kann. Es ist das Romeo- und Julia-Motiv, aber in neuer, selbständiger Abwandlung. Sidow versteht es schon, eine vorwärtsdrängende Handlung fest am Zügel und auf dem Wege zu halten, er verliert nicht einen Augenblick sein Ziel und weiß auch aufregende Naturereignisse in den Dienst der Handlung zu ziehen.

Eine reiche und merkwürdig verästelte Begabung ist Manfred Hausmann; in seiner Erzählung Onkel Arps mischt sich Helles und Dunkles zu wogenden Märchendämmerungen, Nurgeahntes der Jugendträume und kindliche Gedankenspiele werden in die überraschende Beleuchtung eines frühen, aber echten Humors gerückt. Sehr zart, sehr lyrisch kommt Fred v. Zollikofer mit einer Hölty-Novelle: Die Nacht von Mariensee. Zollikofer ist schon zwei Jahre über die Lebensgrenze seines unglücklichen Dichter-Helden hinaus, der nur 28 Jahre alt wurde; in der Erzählung wird Höltys Schattenriß deutlich erkennbar, wenn auch die ganze Fülle von Grazie und Tiefe, Schwärmerei und Sehnsucht dieses großen Lyrikers natürlich nicht in das Gefäß einer Erzählung zu fassen sind und man den wahren „Freund des Frühlings“, wie Lenau ihn nannte, nur in seinen Versen finden kann — die entmutigende Grenze aller Dichter-Romane und -Novellen.

Von den übrigen Jung-Deutschen sei noch Wolfgang Hellmert genannt, der, erst zweiundzwanzig Jahre, den Mut hat, einen politischen Mord aus der Gegenwart in Novellenform zu behandeln. Sehr achtbar und ohne tendenziöse Nebenzwecke.

Das ist überhaupt das Erfreuliche an dieser eigenartigen Sammlung: sie stellt ein heranwachsendes Zeitgeschlecht vor, an dem nichts mehr von dem großen Getue und den ekstatischen Gefühlsausbrüchen einer niemals jungen Jugend zu spüren ist, nichts von jenen Krämpfen des Gehirns und des Sexus, die ein Genie vortäuschen sollen, nichts von Haßgeschrei und politischer Spekulation, — dafür gesammelter Ernst, Sinn für das Wesentliche, ehrlicher Wille zum künstlerischen Gestalten in gefestigter Form, Strenge gegen sich selbst, Tapferkeit mit Bescheidenheit gepaart, — die rechte Mischung für eine neue Jugend.

Von ihr erzählt uns auch Wilhelm Speyer in seinem neuen Werk. Während sein vorletzter Roman „Charlott etwas verrückt“ ungefähr das hält, was der Titel verspricht, hat er es mit mehr Glück unternommen, in dieser neuen Erzählung: Kampf der Tertia die heutige Knabenpsyche der etwa Fünfzehnjährigen zu schildern. Er führt uns zu dem Zweck in ein ländliches Erziehungsheim, das in großem Stil mit allen Errungenschaften modernster Pädagogik betrieben wird. In dem nahegelegenen Städtchen hat ein gerissener Fellhändler das Gerücht von einer Tollwut geschäftlich zu nutzen verstanden und den Oberamtmann zu einem Erlaß bewogen, nach dem die Hunde und Katzen seines Bezirks rücksichtslos abgemurkst werden sollen: mit Knüppeln wird man sie in Säcken totschlagen. Dagegen erhebt sich ganz Obertertia empört wie ein Mann. Eine neue Ilias entsteht. Wie die Griechen gegen Troja, und, man muß es zugeben, aus triftigerem moralischem Grunde, ziehen sie gegen das Städtchen in den Krieg. Mit den Listen eines Odysseus, dem Mut eines Achill führen sie ihre Sache und erringen, wenn auch arg zerschunden und verbeult, den Sieg zum Schutze der Kreatur. Diese prachtvollen Jungen sind wirklich nach klassischen Vorbildern beseelt von Tapferkeit, Stolz, Großmut und Ehrgeiz, hier hat sich die theoretische Veredelung durch das humanistische Gymnasium wahrhaft in Fleisch und Blut umgesetzt. Nur ein bißchen idealisiert scheinen mir diese kleinen Helden, unter denen es keine Bösewichter gibt, wenn es auch glücklicherweise feststeht, daß wir unter der heutigen Jugend solche Prachtkerlchen haben.

Speyer hat sein ganzes gereiftes Können an das kleine Werk gesetzt; sehr geschickt ist der moderne Sport mit seinen Aufregungen in die spannende Handlung verwoben, die Charakteristik des einzelnen zeugt von liebevollem Studium, so etwa die des „Großen Kurfürsten“, des kleinen Borst und vor allem der Daniela, des einzigen weiblichen Wesens, das der Tertia angehört, aber getrennt von den Knaben in einem Zelt wohnt und sich in Groll vom Kampf zurückhält, um endlich, im entscheidenden Augenblick, siegreich einzugreifen — ganz wie der Pelide der Ilias.

Vom Kampf um Troja zum letzten Weltkrieg, von gärender Jugend zu reifem Alter führt uns Bruno Frank in einer Erzählung, die er Politische Novelle nennt. Das Politische ist bei diesem kultivierten Erzähler nachgerade selbstverständlich; auch jene beiden Romane, die sich mit Friedrich dem Großen beschäftigen, sind nicht nur historisch, sondern auch politisch, noch schärfer tritt Franks politische Propaganda in seinem vielgespielten Drama „Zwölftausend“ hervor. Auch diesmal verleugnet er seinen pazifistischen Standpunkt nicht, er billigt es sogar stillschweigend, daß die Hauptperson der Erzählung, Cramer, im Kriege sich krank stellt und so die Möglichkeit gewinnt, politisch zu wirken. Die heimliche Begründung liegt denn auch darin, daß Cramer sich zu Großem berufen fühlt;

sein Ziel ist die Gesundung Europas, deren erste Bedingung ihm eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich scheint. In Frankreich hat er einen Freund und Gesinnungsgenossen, unter leichter Maske erkennt man keinen Geringeren als Aristide Briand. Eine Erholungsreise, die Cramer nach Südfrankreich unternimmt, führt die beiden zusammen, und sie verleben nun in regem Gedankenaustausch und menschlicher Freude am Beisammensein ein paar köstliche Herbsttage, deren Schilderung zu dem Schönsten der Erzählung gehört. Man erlebt die südfranzösische Küste um Cannes in allen Beleuchtungen und Stimmungen, man erlebt die frühlinghafte Zuversicht der beiden Männer und ihre ernsten, bedeutenden Gespräche, die sich um den Leitgedanken: Europas Heilung und Ertüchtigung drehen. Sehr hübsch auch ihr Abschied. Als Cramer dann allein nach Marseille fährt, um von da den Rückweg nach Deutschland anzutreten, hört er in den Ausrufen der Zeitungsverkäufer seinen Namen. Die Regierung in Deutschland ist gestürzt, und Cramer soll das neue Kabinett bilden. Es sind noch mehrere Stunden bis zum Abgang seines Zuges. Cramer, von dem lärmenden Durcheinander der heißen, übelriechenden Hafenstadt angewidert, geht planlos nach dem Hafen, um am Wasser frische Luft zu schöpfen, gerät dabei in ein Verbrecherviertel und wird von einem Rowdy hinterrücks erstochen.

Daß ein so jäher Schluß wie aufgeklebt wirkt und künstlerisch wohl nur durch ein Paradoxon zu rechtfertigen wäre, weiß natürlich ein so feiner Artist wie Bruno Frank ebensogut wie andere. Er wollte wahrscheinlich auf einen ähnlichen Fall anspielen, der sich vor Jahren ereignet hat, den Mord an einem bedeutenden und schöpferischen Politiker, von dem man große Dinge erwartete. Das werden nicht allzuviele herausfinden, und diese noch würden dem Sinnbild einen festeren Boden und klarere Bedeutung wünschen. Der Schluß bleibt also anfechtbar, aber im übrigen ist die Erzählung eine kleine Kostbarkeit. Und mag man sich zu den Ideen, die der Verfasser ausspricht, stellen wie man will, sie weisen immerhin auf edle Ziele hin, und die brauchen wir im Leben wie das liebe Brot.

Aller Achtung wert, welche Entwicklung Max Brods neuer Roman Die Frau, nach der man sich sehnt gegenüber seiner Erzählungskunst vor zehn, ja selbst noch vor fünf Jahren aufweist. In seinem Roman: „Das große Wagnis" (1919), der noch gänzlich Zweckroman war, störte ein stetes Schwanken zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen Ernst und Ironie; ein Lustrum später noch ist in dem „Leben mit einer Göttin" die Form reichlich nachlässig, um so straffer und zielsicherer dafür dieser Roman, der nach Lucas Muster auch „Drei Stufen der Erotik" heißen könnte.

In hübscher Einführung, der eine gewisse Lässigkeit sehr gut steht, macht der Verfasser die Bekanntschaft eines ehemaligen österreichischen Offiziers, der ihm seine Erlebnisse mit den Frauen erzählt. Wie Paris hat er ihrer drei vor sich, nur weiß er schließlich mit dem Apfel nichts anzufangen, man möchte sagen, er schenkt ihn dem Leser. Die erste ist Dorothy, eine äußerlich kühle (aber das täuscht), sich in englischen Manieren gefallende Schönheit, der rein erotische Typ unter den dreien. Wie es nach jahrelangem Liebeln zum Bruch kommt, ist sehr fein geschildert —: ein Unerklärliches, das auf einmal — nein, nicht auf einmal, sondern langsam den Zauber löst, der den Mann umstrickt hat; ein leises, aber stetig wachsendes Kältegefühl, ein rätselhaftes Entfremden ohne sichtlichen Grund, eine Anhäufung von Kleinigkeiten, die sich zwischen sie stellen und zu Erwägungen, zu Vernunftgründen führen, über die beide vor ein paar Monaten noch hellauf gelacht haben würden. Hier schaut man in dämmernde Tiefen der Erotik, schließlich der Menschenseele selbst. Die zweite Frauengestalt, Agnes, eigentlich Aneschka, ein junges, herzensgutes Tschechenmädel, das den Tiefbekümmerten, der nach dem Bruch mit Dorothy an kein Glück mehr glaubt, aufrichten will und ihn mit der ganzen selbstlosen Liebe eines idealen Wesens hätschelt. Zeitweise empfindet er ihren Einfluß wie einen Segen, aber schließlich genügt sie ihm nicht, und er merkt, daß jeder ersehnten Frau etwas fehlt ... Er sucht die „chemisch reine Liebe", wie er sich etwas nüchtern ausdrückt. Endlich glaubt er in Stascha die Rechte zu finden, die er auf höchst abenteuerliche Art kennenlernt. Hier erlebt er das längste, das tiefste Liebesglück, aber auch das erschütterndste Ende.

Der Roman wird viel gelesen. Wenn es auch nicht unsere Aufgabe sein kann, jedem Erfolg die Schleppe zu tragen (denn oft hat der „Absatz" mit dem Wert des Buches im Vergleich zu anderen nichts zu tun), so ist es doch aufschlußreich, der Beliebtheit hier einmal nachzuspüren. Zunächst hat der Titel eine gewisse Anziehungskraft, sodann ist das Thema Liebe hier wirklich sehr reich instrumentiert, und schließlich fehlt es, namentlich im letzten Teil, nicht an abenteuerlichen Spannungen. Die von Brod schon immer geliebte Einkleidung der Erzählung hat zuerst manches Gefällige, schließlich wirkt sie absurd, denn man kann sich unmöglich vorstellen, daß dieser Offizier a. D. vierhundert Seiten mit allen Einzelheiten und seitenlangen Dialogen auf einem Sitz erzählt.

Ein lustiger Roman von Friedrich Freksa bilde den schwerelosen Abschluß. In dem alten Schwabenstädtchen Weilderstadt wohnen die Steinhausers, die „immer hoch hinauswollten". Kein Wunder, daß auch Regina, die Tochter der Witwe Steinhauser, große Rosinen im Kopf hat. Anlaß

dazu gibt ihr die Erinnerung an ihren Onkel Jakobus, der noch vor ihrer Zeit nach den niederländischen Kolonien gegangen und, seinen Briefen zufolge, dort ein großer Mann ist. War er doch in Indien und hat jetzt in Holland keinen geringeren Titel als „Commissarius van de laasten Depeschen", das kann doch nur so etwas wie ein allmächtiger Minister sein, durch dessen Hände alle wichtigen Depeschen gehen! Im Gedanken an diesen einflußreichen und gewiß sehr wohlhabenden Ohm trägt Regina ihr hübsches blondes Köpfchen noch einmal so hoch und denkt gar nicht daran, den Nachfolger ihres Vaters, den jungen Dr. Bopfinger, zu heiraten, wie es ihre Mutter noch auf dem Sterbebett so dringend wünscht. Nach ihrem Tode bricht Regina dann auch nach Holland auf und tritt ihre „Reise ins Glück" an. Aber so leicht wie sie denkt geht das nicht. Dr. Bopfinger will sie sich nicht entschlüpfen lassen, und so erwartet er sie auf der ersten Station zusammen mit einem napoleonischen Major, einem alten Roué, der gleichfalls in Regina bis über die Ohren verliebt ist. Wie zwei feindliche Hähne umstelzen die beiden während der gemeinsamen Reise die schöne Regina, es kommt aber noch ein dritter Bewerber hinzu, der Student Friedel Reiner, den schon sein Name charakterisiert, der Regina wirklich, um ihrer selbst willen, liebt und der sie denn auch von den beiden zudringlichen Landsleuten durch eine List befreit. Zu zweien reisen die beiden nun nach Holland, eine fröhliche Rheinfahrt, die freilich mit einer Enttäuschung endigt. Der hochklingende Titel Commissarius van de laasten Depeschen ist der eines — Totengräbers. Alle Luftschlösser der Regina stürzen wie Kartenhäuser zusammen. Aber dafür ist sie auch von ihren romantischen Neigungen gründlich geheilt, und als nun der liebe Zufall sich rechtzeitig einstellt und den Onkel Jakobus wie sie selber zu wohlhabenden Leuten macht, so daß sie ihren Friedel Reiner heiraten kann, da ist endlich einmal Steinhauserblut zur Ruhe gekommen.

Es ist Freksa gelungen, den ernsten menschlichen Kern dieser Geschichte mit der Schale spielerischer Anmut und leichter Ironie zu umhüllen, ein gewisser altertümelnder Humor paßt ausgezeichnet zu den Begebnissen von dazumal, dabei sind die Gestalten, obwohl mit mancher Vertracktheit behaftet, scharf umrissen und auch der Dichter kommt zu Wort, so in der romantischen Rheinfahrt des jungen Paares. Ein sonniges Sommerbuch!

Neue soziologische Literatur. Von Geheimrat Prof. Dr. Otto Hintze

Werke über Soziologie sind in Deutschland eine neue Erscheinung auf dem Büchermarkt. Erst in der Nachkriegszeit haben sie angefangen, eine bedeutende Rolle zu spielen. Frankreich und England hatten längst Meister der Soziologie in Auguste Comte und Herbert Spencer, und ihre Schulen haben sich erhalten, wenn auch in mannigfaltiger Umformung. In Deutschland aber beherrschte Karl Marx mit seiner sozialdemokratischen Propaganda das Feld und drängte die Anfänge einer soziologischen Literatur, wie sie Lorenz von Stein, Robert von Mohl, A. von Schäffle geschaffen haben, in den Hintergrund. Auf der Höhe der Bismarckschen Epoche vollends wurde der Staat gegen die Gesellschaft ausgespielt, und Historiker, wie Heinrich von Treitschke und der jüngst verstorbene Georg von Below, bestritten überhaupt die Möglichkeit einer besonderen von der Staatslehre abgelösten Gesellschaftswissenschaft. Unter den Philosophen hat Wilhelm Dilthey, der sonst dem westlerischen Positivismus manche Konzession machte, doch vor der Soziologie im Sinne Comtes, als einer „Universalwissenschaft" gewarnt, und Georg Simmel, der sich dadurch nicht abschrecken ließ, wollte doch diese neue Wissenschaft nur als eine rein formale Spezialdisziplin neben andere Fach- und Einzelwissenschaften stellen, ein Weg, den dann auch Alfred Vierkandt eingeschlagen hat und noch heute fortsetzt. Dieser etwas resignierten, bescheidenen Richtung entstammt auch das neue Werk des Kölner Soziologen Leopold von Wiese, dessen erster Band unter dem Titel: „Beziehungslehre" 1924 erschienen ist, bei Duncker & Humblot. Er knüpft an Spencer an, der im Gegensatz zu Comte das Individuum betont; er will die allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschheit auf eine feste, wissenschaftliche Grundlage stellen. Er geht dabei von den Individuen aus, als dem, was uns in Wirklichkeit allein gegeben ist. Aber die Individuen, die wir im Leben vorfinden, sind doch schon durch die gesellschaftlichen Mächte und Einrichtungen geformt und in ihrem Wesen bestimmt, und es bleibt abzuwarten, ob und wie es dem Verfasser in der Fortsetzung seines Werkes gelingen wird, die gesellschaftlichen Gebilde in Familie, Staat und Wirtschaft aus rein individuellen Beziehungen aufzubauen und zu anschaulichem Verständnis zu bringen.

Der von ihm vertretenen individualistischen Richtung steht eine namentlich von dem Wiener Soziologen Othmar Spann in seiner „Gesellschaftslehre" (1923) vertretene Richtung gegenüber, die nicht die Gesellschaft aus den Individuen, sondern die Individuen aus der Gesellschaft erklären will. Sie muß dazu allerdings die „Gesellschaft" als eine reale geistige Gesamtheit

auffassen; und das ist nicht möglich ohne gewisse metaphysische Voraussetzungen, die eine positive Wissenschaft gern vermeiden möchte. Es handelt sich bei der Gesellschaft doch nicht um ein reines Naturgebilde, sondern um eine Kulturschöpfung, und die Zellen, aus denen der soziale Körper zusammengesetzt ist, sind denkende Wesen, individuelle Persönlichkeiten mit Bewußtsein und Willen, die nicht bloß von Trieben und Instinkten geleitet sind, sondern auch nach rationellen Zwecken handeln.

Einen Weg aus diesem Dilemma zeigte der bedeutendste der neuen deutschen Soziologen, Max Weber, ein bahnbrechender Geist von wahrhaft genialer Kraft, dessen Lebensarbeit in der Hauptsache erst nach seinem allzu frühen Tode der gelehrten Welt bekannt geworden ist. Wir wollen hier nur zwei Werke nennen, die einen allgemeinen, zusammenfassenden Charakter tragen: einmal die beiden Bände über „Wirtschaft und Gesellschaft“, die er zu dem großen Sammelwerk „Grundriß der Sozialökonomik“ (J. C. B. Mohr, Tübingen 1925) beigetragen hat und die eigentlich ein System der Soziologie darstellen, und dann den einen Band über „Wirtschaftsgeschichte“, der nach seinen Münchner Vorlesungen 1923 herausgegeben worden ist und, wie seine Arbeiten überhaupt, auf einer beispiellos umfassenden Erforschung von Altertum und Neuzeit, von Orient und Okzident ruht. Max Weber schuf vor allem ein neues erkenntnis-theoretisches Fundament für die „verstehende Soziologie“, wie er sie nannte. Er vertritt den Standpunkt, daß die organische Auffassung, die von den sozialen Gebilden ausgeht und die sozialen Erscheinungen und Institutionen als Funktion von Gliedern eines sozialen Körpers zu begreifen sucht, nützlich, ja unentbehrlich sein kann, indem sie eine vorläufige Übersicht ermöglicht und fruchtbare Fragestellungen an die Hand gibt; daß aber, wo diese immerhin wertvolle Vorarbeit aufhört, die eigentliche soziologische Aufgabe erst anfängt, die darin besteht, die sozialen Erscheinungen aus dem sozialen Handeln der Menschen „deutend zu verstehen“. Soziologie ist für Max Weber im eminenten Sinne „Kulturwissenschaft“. Aber sie hat nur die Aufgabe zu „verstehen“, nicht die, ethische Werturteile zu fällen oder politische Ziele aufzustellen. Beides überschreitet die Grenzen der Wissenschaft. Der Staat wird, wie das Recht, als soziologisches Phänomen verstanden, als herrschaftliche Organisation, und auf die drei Typen der Herrschaft: den charismatischen, den traditionellen, den legalen zurückgeführt; aber eine Beurteilung der Staatsformen, eine Würdigung der Demokratie z. B. wird man vergeblich suchen. Gerade in dieser spröden Strenge des rein wissenschaftlich-theoretischen Standpunktes besteht der unvergängliche Wert dieser Leistung; aber es liegt auch auf der Hand, daß sie praktisch ziemlich bedeutungslos sein muß und dem großen Publikum nicht das bietet, was es in erster Linie braucht: Leitung des Urteils und Ziele für die praktische, politische Einstellung.

Nicht ganz so spröde ist die Haltung Werner Sombarts in seinem großen Werk über den modernen Kapitalismus, dessen Schlußband (der dritte Doppelband) 1927 bei Duncker & Humblot erschienen ist, und das man mit seinem 1924 erschienenen Buch über den proletarischen Sozialismus zusammenstellen muß. Dieses letztere Buch ist eine runde Absage an den Marxismus, mit dem der Verfasser als junger Dozent einst ziemlich stark geliebäugelt hatte. Er macht jetzt kein Hehl aus seiner gründlichen Abneigung gegen Marx als Persönlichkeit und als Organisator des Klassenkampfes; aber er schätzt und preist ihn als Forscher und Denker und möchte sein eigenes Werk über den Kapitalismus als eine berichtigte und gereinigte Vollendung des Marxschen Werkes über das Kapital angesehen wissen. Natürlich nur nach der wissenschaftlich-theoretischen Seite hin. Er hat von Max Weber gelernt; er handhabt die gleiche Methode wie dieser; aber er beschränkt sich auf den abendländischen Kulturkreis. Er gibt eine stark mit Theorie durchsetzte vergleichende Wirtschaftsgeschichte der europäisch-amerikanischen Kulturwelt, die von den Tagen Karls des Großen bis auf Stinnes und Pierpont Morgan reicht. Er will ganz besonders die Entstehung und Entfaltung des kapitalistischen Geistes schildern, dem er neben dem bürgerlichen einen romantischen Zug, etwas von faustischem Unendlichkeitsdrang, zuschreibt. Man erinnert sich dabei an Spengler; doch dürfte hier die Priorität auf seiten Sombarts sein. Der moderne Kapitalismus, der mit der Renaissance zugleich anhebt und nach einer „Frühzeit“ von drei Jahrhunderten seit etwa hundertundfünfzig Jahren in die Epoche seiner Vollendung eingetreten ist, wird als eine einmalige weltgeschichtliche Erscheinung, als ein „historisches Individuum“ behandelt, mit wissenschaftlicher Genauigkeit beschrieben und zergliedert, leidenschaftslos, ohne ethische Werturteile und politische Zielrichtung. Immerhin kommt es dabei zu der Aufsehen erregenden Feststellung, daß die Zeit des Hochkapitalismus mit dem Weltkrieg zu Ende gegangen ist, daß die Welt seitdem in die Epoche des „Spätkapitalismus“ eingetreten ist, die ohne Geräusch und Katastrophen langsam verdämmern wird, und die zugleich als die Vorbereitung einer neuen Ära betrachtet werden muß. Mit Nachdruck wird betont, daß der Kapitalismus in der Gegenwart keineswegs das einzige Wirtschaftssystem ist, daß das Handwerk noch etwa die Hälfte der arbeitstätigen Hände beschäftigt, daß das Bauern-



Frühmorgen

Gemälde von Heinrich Emil Adametz

tum in der Welt noch immer überwiegt und in Zukunft zu noch stärkerer Bedeutung gelangen wird, daß auch die genossenschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Systeme eine große Zukunft haben. Im Hintergrund taucht die internationale Planwirtschaft auf. Aber welcher Art der neue Geist sein wird, der den langsam verdämmernden Kapitalismus abzulösen bestimmt ist, wird nicht verraten. Hier herrscht vorsichtige Zurückhaltung.

Ganz anders geht Franz Oppenheimer ins Zeug in seinem fünfbändigen „System der Soziologie", von dem der Mittelteil über den Staat 1927 erschienen ist (bei Fischer in Jena), während der abschließende Teil über Wirtschafts- und Sozialgeschichte noch aussteht. Er übernimmt manches aus der kritizistischen Methode Max Webers, aber die „verstehende Soziologie" ist nicht seine Sache. Ethische Werturteile und politische Zielsetzung beleben sein Werk wie ein feuriger Atem. Es ist eine Prophetie großen Stils auf wissenschaftlicher Grundlage. Der Verfasser weissagt den „Untergang des Abendlandes", wenn nicht rechtzeitig die Mittel ergriffen werden, die er vorschlägt. Trotz aller kritischen Vorbehalte und psychologischen Grundlegung betrachtet er doch praktisch die Gesellschaft als einen lebendigen Körper, und zwar als einen kranken. Er ist seinem ursprünglichen Beruf nach Arzt und ist es auch als Soziologe geblieben. Er entwirft eine Physiologie des gesunden Gesellschaftslebens mit der Gerechtigkeit als maßgebendem Prinzip, das die Gesundheit, den „consensus" verbürgt; und er findet den Gesellschaftskörper der Wirklichkeit todkrank, und zwar weil die reine Wirtschaft von der Gewalt, deren Ausgestaltung der Staat ist, gestört und auf falsche Bahnen geführt worden ist, vor allem durch das Bodenmonopol des Großgrundbesitzes. Aus diesem Grundschaden leitet er auch den Kapitalismus ab, dem er ähnlich wie Marx und ganz anders als Sombart, ein katastrophales Ende mit Schrecken voraussagt. Das Heilmittel, das er vorschlägt, ist die Aufhebung der Gewalt und ihres Rückstandes in der Gegenwart, des Großgrundeigentumes. Der Staat soll sich in eine auf Solidarität beruhende Freibürgerschaft verwandeln, das Land soll weitgehend dem Bauerntum zurückgegeben, Großbetriebe sollen nur in genossenschaftlicher Form beibehalten werden. Nach dieser Richtung hat ja Oppenheimer auch schon praktische Siedlungsversuche angeregt, an deren Gelingen er den Glauben trotz mancher Mißerfolge noch keineswegs verloren hat. Friedlicher Wettbewerb statt des feindlichen Wettkampfes, Humanität statt der nationalistischen Verhetzung sind das Endziel, das dem eifervollen Geiste dieses Propheten vorschwebt.

Im Ziele gleich gerichtet, aber sonst in Auffassung und Temperament sehr verschieden ist das soziologische Testament, das der Nestor der österreichischen staatswissenschaftlichen Schule, Friedrich (Freiherr v.) Wieser 1926 bei Julius Springer in Wien, nicht lange vor seinem Hingang unter dem Titel: „Das Gesetz der Macht" hat erscheinen lassen. Es ist von zwei großen Grundgedanken getragen: einmal, daß es die, im Erfolg sich bewährende Macht ist, die innere wie die äußere, was alles Leben der Gesellschaft beherrscht; und dann, daß am Anfang der Zivilisationsgeschichte die Gewalt steht, daß sie aber mit innerer Gesetzmäßigkeit sich fortschreitend den Forderungen von Recht und Sittlichkeit anpassen muß, bis sie mehr und mehr zur bloßen Rechtsmacht wird, und daß zugleich mit dieser Tendenz zur Abnahme der Gewalt sich eine Tendenz zunehmender Freiheit und Gleichheit verbindet, bei der die frühere Herrschaft der Starken und Mächtigen sich in eine mehr genossenschaftliche Führung verwandelt. Nicht ein schlaffer und mutloser, sondern ein tapferer, kühner und tatkräftiger Pazifismus ist nötig, um das Werk der Zivilisation zu erhalten und zu fördern!

Die verschiedenen Stimmen klingen, wie man merkt, noch nicht harmonisch zusammen. Die Fülle der Gesichte verwirrt und blendet das ungeübte Auge. Man möchte mit dem Apostel sagen: „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk!" Aber das Rätsel, das die Sphinx der modernen Gesellschaft uns aufgibt, heischt dennoch immer neue Lösungsversuche!

Der Genius. Von Alfred v. Kessel

Erst saugt er ganz allein am Strahle;
Doch einmal ist sein Durst gestillt,
So daß, wie eine Brunnenschale
Von Wasser, er von Werken überquillt.

Und wie die breitere darunter
Aufnimmt der satten Schale Guß,
Drängt bald um ihn ein Volk sich munter
Und trinkt und lebt von seinem Überfluß!

Illustrierte Rundschau

Kolbes Beethoven-Denkmal — Kunstgewerbliche Arbeiten von Elisabeth Treskow — „Die Jahreszeiten" von Delaville — Wo lassen wir unsre Hände? — Schleißheimer Fresken von Peter Candid — Zu unsern Bildern — Ein Sommerkleid

Als Deutschland und die Welt im vorigen Jahre den 100. Todestag Beethovens feierten, besann sich die Stadt Berlin darauf, daß sie unter ihren zahllosen Denkmälern keines besaß, das des gewaltigsten musikalischen Genius unseres Volkes würdig gewesen wäre. Sie schrieb deshalb einen Ideenwettbewerb aus, der jedoch keinen überzeugenden Erfolg hatte, obgleich sich darunter so ausgezeichnete Arbeiten wie die von Peter Breuer und Hugo Lederer befanden. Vor allen anderen Werken aber fiel eine leidenschaftlich erregte Gruppe von Georg Kolbe auf; sie zeigte den sitzenden Beethoven mit zwei Genien. Aber zu überzeugen vermochte auch diese Lösung nicht, und es mehrten sich die Stimmen, die da fragten, ob es denn überhaupt nötig oder wünschenswert wäre, ein Denkmal zu errichten, wo uns die Werke des Gefeierten sein Wesen so unvergleichlich gegenwärtig hielten. Georg Kolbe war hingegen anderer Meinung. Er löste sich von dem Gedanken einer bildnismäßigen Auffassung, wie sie Klinger unübertrefflich gestaltet hatte. Er wollte in Beethoven der heroischen deutschen Seele das Denkmal schaffen, und so entstand der hier abgebildete Entwurf, der bei seiner Ausstellung im Kunstsalon Cassirer zu Berlin den Streit der Meinungen entfachte wie selten ein Werk der bildenden Kunst. Kolbe hat darauf verzichtet, die allbekannten Züge Beethovens zu formen, und daran können sich viele nicht gewöhnen. Ihnen diene zur Antwort, was Michelangelo sagte, als man ihm vorwarf, seine beiden Medici seien nicht ähnlich: „Das wird nach zehn Jahrhunderten niemand mehr bekümmern." Auch Kolbes Ehrgeiz geht höher. Er schuf hier den Genius, der mit unwiderstehlicher Kraft vorwärtsdrängt, geleitet von den Geistern der Tat und des Gedankens. In dieser Gruppe lebt ein mächtiger musikalischer Rhythmus. Wie selten ist es heute geworden, daß ein Bildhauer drei Gestalten zu komponieren vermag! Gewiß hat auch Kolbe von großen Vorgängern gelernt, von Rodin, von Carpeaux, die die „Bürger von Calais" und die Reliefs an der



Sinnender Genius vom nebenstehenden Beethoven-Denkmal von Prof. Georg Kolbe

Großen Oper zu Paris geschaffen haben. Aber Anklänge an diese Werke beeinträchtigen nicht die Selbständigkeit seiner Leistung. Leider läßt sich das Gipsmodell nicht gut photographieren. Unsere Gesamtansicht zeigt das Wesentliche, den Aufbau des Werks. Für die Ausführung im einzelnen spreche die Aufnahme des sinnenden Genius, in Ausdruck und Haltung eine wundervoll beseelte Gestalt.

*

Elisabeth Treskow lebt als Goldschmiedemeisterin in Essen. Sie schafft Neues auf der ihr selbstverständlichen Grundlage tüchtigen Handwerks, in den Formen eines Anhängers wie eines Tee-Eis. Einen besonders hübschen Gedanken hat sie in dem Hausaltärchen verwirklicht, dessen Emailarbeiten von Kurt Lewy stammen. — Man grübelt so oft über ein kostbares Gelegenheitsgeschenk, und viele fallen immer wieder auf Tafelaufsätze, auf Ehrenbecher, Vasen und andere Landläufigkeiten. Dieser Altar zeigt eine neue Möglichkeit, ein Prunkstück gewiß, aber kein Spielzeug, sondern geeignet, auch in ferner Zukunft zu frommer Sammlung einzuladen.

Unendlich oft sind die Jahreszeiten als Wandschmuck gemalt worden, meist in mythologischem oder allegorischem Aufputz. C. H. Delaville schlägt einen andern Weg ein. Er malt sie so, wie wir sie genießen oder wie sie wenigstens dem wohlhabenden Besteller seiner Bilder erscheinen mögen. Und siehe da, es geht. Unsre moderne Kleidung, die als unmalerisch verschrieen ist, wird leicht zum beinah zeitlosen Gewand. Daß dies sogar bei den Herren möglich ist, danken wir dem Sport, der uns praktische Sachlichkeit und Bequemlichkeit gelehrt hat.

*



Entwurf zu einem Berliner Beethoven-Denkmal. Von Prof. Georg Kolbe

Wo lassen wir unsre Hände? Die Männer machen es sich leicht. Sie haben die Gewohnheit, die Hände in die Taschen zu stecken, und in Amerika, das uns als Vorbild gepriesen wird, findet das niemand häßlich. Wir denken noch etwas anders darüber und verstehen, wenn Goethe seinen Schauspielern die Taschen am liebsten zugenäht hätte, damit sie sich an zwanglose Haltung, an ausdrucksvolle Gebärde um so schneller und gründlicher gewöhnten. Unsre Damen haben keine Taschen, sind deshalb gezwungen, auch ihre Hände dem Gesetz anmutvoller Bewegung und Ruhe zu unterwerfen. Das will gelernt sein. Das hohe Ziel der Kunst: ungezwungene und dennoch wohlbedachte Natürlichkeit ist auch hier nicht ohne Mühe zu erreichen, und es gilt die Gefahr der Ziererei nicht weniger als die des Ungeschicks zu meiden. Aus den photographischen Händestudien von Man Ray läßt sich viel sehen und lernen.

★



Anhänger in Gold und Feueropal von Elisabeth Treskow, Essen a. d. R.



Anhänger in Gold mit blauem Edelzirkon
Von Elisabeth Treskow

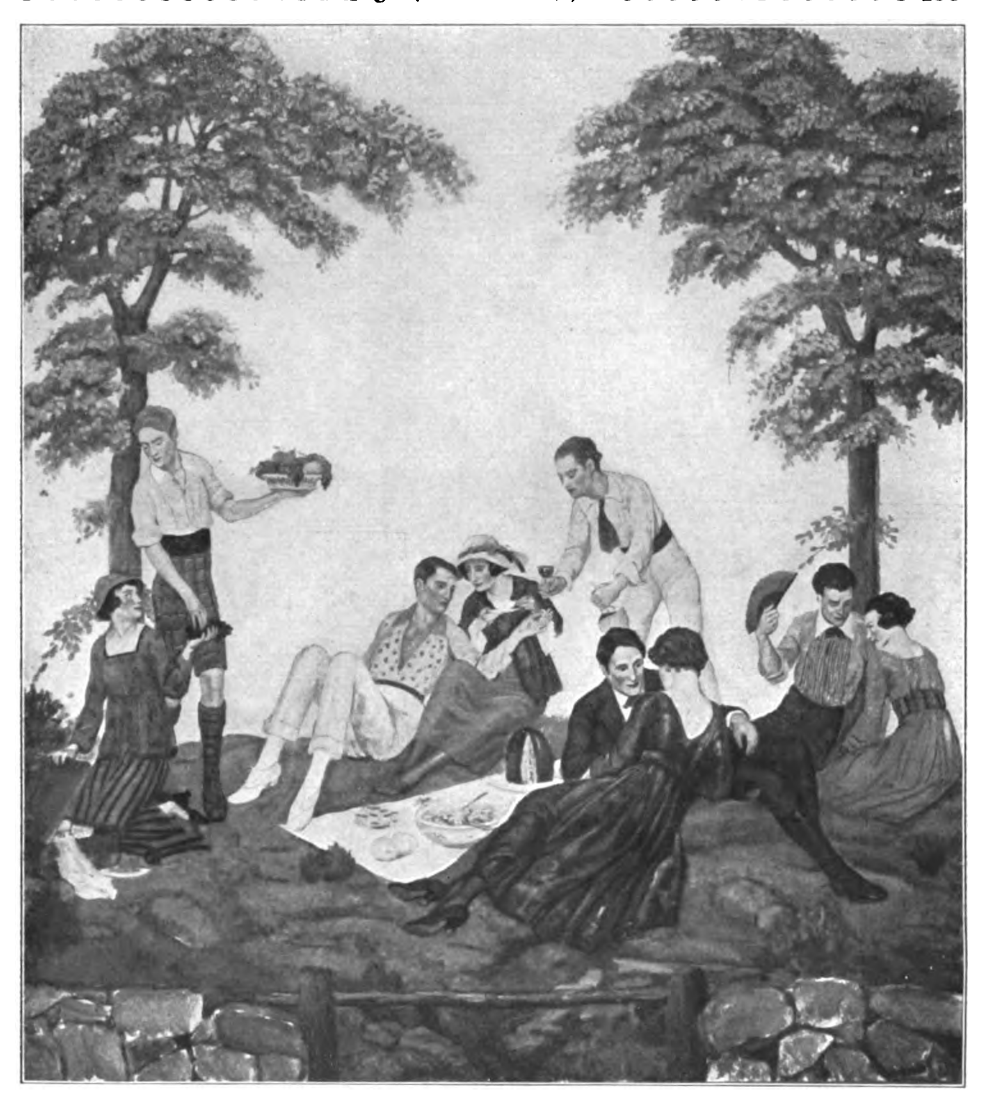


Tee-Ei in Silber
Von Elisabeth Treskow

Das immer noch in ländlicher Abgeschiedenheit liegende Schloß Schleißheim bei München hat uns eine neue künstlerische Überraschung bereitet. In einem großen Saal, der als Kirche diente, hat man unter gleichgültigen religiösen Leinwänden sechs wundervolle Temperagemälde auf Kalkgrund entdeckt, Malereien aus dem Hirtenleben bei Arbeit und Rast, Musik und Tanz, wie uns Dr. Kurt Steinbart schreibt: silberhell leuchtend in erstaunlicher Frische, pastos gemalt, von merkwürdigem Naturalismus und für die Entstehung des Barocks höchst bedeutungsvoll. Steinbart ist der begründeten Ansicht, daß diesen Malereien vor Rembrandt und Rubens nichts an die Seite gestellt werden kann. Sie stammen aus dem Jahre 1616. Ihr Meister ist Peter de Wit, der Flame, der sich nach seinem Auf-



Hausaltärchen in Silber und Gold von Elisabeth Treskow, mit Emailarbeiten von Kurt Lewy, Essen. (Photographie G. Hesse, Duisburg)



Herbst. Wandgemälde aus einer Bilderreihe „Die Jahreszeiten". Von C. H. Delaville

enthalt in Italien Candid nannte. 1586 wurde er mit dem hohen Gehalt von 300 Gulden an den Hof des bayrischen Herzogs Wilhelm V. berufen und für diesen hat er u. a. auch die Schleißheimer Bilder gemalt. Als sie entstanden, hatte Wilhelm V., den man den Frommen nannte, bereits dem Throne entsagt; Maximilian, der spätere große bayerische Kurfürst und Führer der Liga, war sein Nachfolger. In Schleißheim ist Wilhelm V. 1626 gestorben. Ein begabter Schüler der Jesuiten war er ein bis zum Fanatismus frommer, aber auch ein bis zur Verschwendung kunstfreundlicher Herr, Gönner Orlandos di Lasso, des großen Musikers, Ketzerverfolger und Einsiedler, Vorkämpfer der Religionseinheit, vielgeschäftiger Politiker auch noch in den Jahren, die er als Kanonikus zurückgezogen verlebte, Freund aller Schönheit, auch als er täglich mit zwölf armen Alten von irdenem Geschirr zu speisen pflegte. Die neuentdeckten Schleißheimer Fresken rühmen ihren Mäzen und stellen das Schaffen Candids in ein neues, vorteilhaftes Licht.

*

Erich Erler, der lange zur Unterscheidung von seinem Bruder den Namen: Samaden führte, ist vor allem der Maler der Hochgebirgsschneelandschaft. Gleich seinem Bruder hat er die Kraft fürs Dekorative, aber im Unterschied zu ihm folgt er gern lyrischen Stimmungen. Unser Titel-

bild zeigt ihn in seiner Eigentümlichkeit. Mensch und Landschaft sind groß gesehen und gestaltet. Und dennoch liegt über diesem Gemälde ein leichter Schleier, der alles Harte mildert. Man glaubt, ein einfaches altes Volkslied zu hören. — Hans Best (geb. 1874 in Mannheim) stammt künstlerisch aus München. Seine „Unterhaltung" (zw. S. 352 u. 353) zeigt das auf den ersten Blick. Schüler von Wilhelm v. Diez bringt er kraft einer soliden und geschmackvollen Malweise das Genrebild zu neuen Ehren. Auch als Bildhauer hat er Gutes geleistet. — Ein dritter Münchner unter den Malern unsrer Kunstbeilagen ist der seit Jahren in Düsseldorf wirkende Professor Adolf Münzer, gleich den beiden Erler dereinst aus der „Scholle" hervorgegangen. Sein „Kostümfest" (zw. S. 360 u. 361) ist ein Prachtstück moderner Dekorationsmalerei, stark bewegt in Formen und Farben. — Egon Gutmann ist 1894 in Egisheim im Oberelsaß geboren und hat seine Bildung auf dem Gymnasium, in der Kunstgewerbeschule und an der Universität Straßburg genossen. Wichtig wurden für seine theoretischen Erkenntnisse Vorlesungen des Kunsthistorikers Dehio und des Ästhetikers Simmel; praktisch arbeiten lernte er in der Münsterbauhütte. Gleich vielen andern wurde er nach dem Kriege vertrieben. Er ging an die Karlsruher Akademie und erhielt die Lehrstelle für Bildhauerkunst an der städtischen Gewerbeschule. Seine „Apokalyptischen Reiter" zeigen seine künstlerische Abkunft (zw. S. 368 u. 369). Die Gotik mit ihrer seelischen Fülle,









Frauenhände. Aufnahme von Man Ray



Molkerei. Wiederentdeckte Malerei von Peter Candid — Kapelle des Alten Schlosses zu Schleißheim bei München

das griechische Relief mit seiner formalen Strenge haben auf ihn gewirkt. Er bekennt es selbst, versäumt aber nicht hinzuzufügen, daß er nur gewisse Grundgesetze der Plastik übernommen hat, in die er das Neue einzuordnen strebt, was sein Inneres erst- und einmalig bewegt. — Karl Hofer, Professor und Mitglied der Berliner Akademie der Künste, ist mit Werken in allen bedeutenden Galerien des In- und Auslandes vertreten. Er zählt zu den angesehensten Vertretern zeitgenössischer Malerei, und auch wer seine Art nicht schätzt, muß sie kennen. Wir sind überzeugt, daß vielen Lesern das Bild „Am Fenster" (zw. S. 400 u. 401) mißfallen wird, und wir halten wenig davon, das gefühlsmäßige Urteil über ein Kunstwerk durch Worte zu beeinflussen. Trotzdem ist es Pflicht einer Zeitschrift, auch einmal ein Bild zu zeigen, das Unbehagen erregen kann, eben weil es zu unsrer Zeit gehört. Auch die Anhänger Hofers machen es ihm gelegentlich zum Vorwurfe, daß er allzu düster, auch in den Farben allzu erdgebunden sei. Man wird einem Künstler nicht zureden können: „Hab' Sonne im Herzen!" Grade was manchem peinlich ist, macht einstweilen noch Hofers Stärke aus. Es ist ein Zeichen unsrer Zeit, daß Millionen die Existenz in der Großstadt, unter den Maschinen einer unbarmherzigen Industrie, eingepfercht in die Masse, ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe höchst fragwürdig erscheint. Sie blicken in eine irre Welt, die buchstäblich mit Brettern vernagelt erscheint, denn die Ideale, die sie durch ein halbes Jahrtausend, seit der Geburt des modernen Menschen in der Renaissance, überwölbten, sind ihnen zusammengebrochen. Diese Weltstimmung schwingt in vielen der trüben Bilder Hofers, und daß er sie zu gestalten vermag, hilft manchem zur Überwindung. — Die Hefte sorgen immer für wohltuende Abwechslung. Wer sich mit Karl Hofer nicht vertragen mag, den wird das Heldentum der Skagerrakschlacht, wie es Claus Bergen gemalt hat (zw. S. 416 u. 417), packen. Und gar Schlageters „Wäscherinnen" (zw. S. 440 u. 441) werden jedermann erfreuen, so frisch und gesund ist dieses Bild empfunden,



Sommerkleid mit grüner Seidenstickerei und Seidenschal. Aufnahme Schneider

so glücklich ist es komponiert. — In dem allmählich hohen Ansprüchen genügenden Verfahren des Offsetdrucks geben wir die „Segelschiffe“ von H. E. Adameß wieder (zw. S. 448 u. 449). Geborner Düsseldorfer ist er in Hamburg aufgewachsen und hatte es bitter schwer, Maler zu werden. Er wurde Schiffsjunge, bekam viele Prügel, aber auch eine Schiffskiste zu malen, und da er sie nicht bloß grün anstrich, sondern auch mit einem Schiffsbild versah, gewann er ersten Künstlerruhm. Sein Kapitän schrieb an die Eltern, sie sollten den jungen Adameß doch lieber Maler als Seemann werden lassen. Der Rat half. Er wurde Lithograph, besuchte die Kunstgewerbeschule in Hamburg, die Akademie in Stuttgart und ließ sich 1913 in Berlin, neunundzwanzigjährig, in einem eigenen Atelier nieder, nachdem er sehr vielseitig als Dekorations- und Glasmaler, Tischler und Bootsbauer tätig gewesen war. Den Seemann von ehedem sieht man auch unserm ungemein sonnenduftigen Bilde an. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Fuchshengst. Gemälde von Prof. Julius Paul Junghanns



Der Kopf. Von Max Dreyer

Eine Rostocker Studentengeschichte

Rektor und Konzilium der Universität waren im großen Beratungszimmer des Weißen Kollegs zu außerordentlicher Sitzung vereint. Der Großherzogliche Vizekanzler der Hochschule Exzellenz Freiherr von Steenbrügg hatte sie auf allerhöchsten Befehl anberaumt und präsidierte in Person.

Das wilde Jahr 48 war vorübergebraust. Das Volk hatte seine Verfassung, in dem neuen Landtag redete man sich das Mundwerk zu Fransen; wenn sie dabei mit ihren Gesetzen nicht zustande kamen, war es nicht des Fürsten Schuld. Aber das Fieber hatte im Volkskörper noch nicht ganz ausregiert, gerade in der Musenstadt gärte es weiter. Der Hafenverkehr brachte immer wieder neue, unruhige Elemente in ihre Mauern, und bei Hof wurde man darum die Sorgen nicht los.

Im Professorenkollegium selber fehlten die höchst verdächtigen freien Geister nicht. Und dem alten ungestümen, so unsterblichen wie gerade in diesen Zeitläuften höchst gefährlichen Feldgeschrei der Studentenschaft: Akademische Freiheit! gab die Haltung dieser Herren die bedenkliche Resonanz.

Die hagere Gestalt der Exzellenz in dem hechtgrauen Frack straffte sich militärisch. Das kräftige Kinn schob sich über die hohe, schwarzseidene Halsbinde vor, die grauen Augen unter der eckigen, schmalen, doch ehrlichen Stirn packten fest und pflichtmäßig zu. Der Kanzler überschaute die Versammelten zuerst mit einer fast bösen Aufmerksamkeit. Zum Glück waren sie zum erheblichen Teil denn doch zuverlässig, gute, besonnene Staatsbürger und verfassungstreue Untertanen. Eine besonders günstige Fügung, daß man auf den Rektor dieses Jahres wie auf Fels bauen konnte.

Seine Magnifizenz, Professor der Medizin Doktor Soltwisch, hatte seinen Platz rechts vom Kanzler und war ihm ein Halt, ein gewaltiger Mann mit kahlem, vierkantigem Schädel, wulstigen Tränensäcken und drohenden, malmenden Kinnladen unter den genießerischen Hängebacken. Auch zur Linken des Präsiden saß der Getreuesten einer, der Dekan der philosophischen Fakultät, der Sprachforscher Professor Doktor Nesedanz, ein zierlicher Herr, geleckt und geschleckt, bei Hofe wohlgelitten. Er war der Elegant des Kreises, mit gekraustem Haar und gefärbtem Backenbart, in weißer Atlasweste glänzte er; das Halstuch, mehrfach geschlungen, war von zwei rubinbesetzten Nadeln gerafft, tadellos waren ihm die mattgrünen Steghosen angemessen. Sein Gehabe ging ins Fahrige und Zappelige. Die sehr kurzsichtigen, bebrillten Augen brauchten noch ein Lorgnon zur Hilfe. In Fisteltönen überschlug sich die piepsige Stimme.

Der Vizekanzler eröffnete die Sitzung, gehalten von dem wohltuenden Bewußtsein naher Gesinnungstüchtigkeit zur Rechten und zur Linken. Er gab zu wissen, daß er beauftragt sei, Rektor und Konzilium der Universität eine allerhöchste Botschaft vorzulegen: Maßen im Kreise der Studentenschaft, trotz der gesetzlichen Auflösung aller Verbindungen, Brüderschaften und Vereine und dem ausdrücklichen Verbote neuer genossenschaftlicher Zusammenschlüsse sich nach unzweideutigen Beobachtungen, Bekundungen und Beweisen immer wieder die Neigung zu Geheimbünden und Kote-

rien zeige, gälte es, die strengsten und sorgsamsten Maßnahmen gegen solche Gesetzesüberschreitung zu treffen. In Sonderheit sei das Augenmerk auf die studentischen Zweikämpfe und Mensuren zu richten. Diese Waffengänge nährten nicht nur die trotzigen Instinkte, sie zielten ernsthaft und bedrohlich auf eine Art Bewaffnung der Studentenschaft hin. Fürderhin solle nach dem ordentlichen Recht gegen das studentische Duell als Körperverletzung strengstens prozediert werden, im Falle tödlichen Ausganges sei sogar juridisch die Annahme überlegten Mordes nicht von der Hand zu weisen. Im übrigen sollte die gesamte Universitätsgerichtsbarkeit einer neuen peinlichen Revision unterzogen werden.

Hier bekam sie nun doch ihren heftigen Stoß, die sehr empfindliche akademische Freiheit. Durch die Korona hingegen zitterte eine Bewegung, die der Rektor sorgfältig registrierte und der sein Machtgefühl nicht zauderte, einen Damm entgegenzusetzen. Gleich erbat er sich vom Vizekanzler das Wort und sprach also: „Wir nehmen dankbar die allerhöchste Botschaft aus dem Munde Seiner Exzellenz zur Kenntnis. Mit der Krone wissen wir uns darin einig, daß die Atrozität der Zeit besondere Maßregeln verlangt und daß diese Verordnungen bestehen müssen, bis alle Herde der Unruhe erloschen sind. Danach aber dürfen wir uns getrösten, daß die alten Privilegien und Freiheitsrechte der Universität, an deren Stelle unter dem Druck der Zeitumstände ein Interim tritt, durchaus in integrum restituiert werden."

Daß war doch gewiß ein mannhaftes Wort. Aber durch die Reihen des Senats wogte es weiter, und jetzt wurde es gefährlich. Jetzt meldete sich Professor Peter Boekholt, Naturwissenschaftler seines Zeichens, zum Wort. Hoch und schlank stand er da, schob die schwere, blondgraue Tolle aus der leuchtenden Stirn und ließ den Mut der hellen Augen sprühen. In die rektoralen Hängebacken furchten sich sogleich die abgrundtiefsten Sorgenfalten.

„Ich bin nicht der Meinung Seiner Magnifizenz," sprach Boekholt. „Ich glaube zunächst, daß jeder neue Eingriff in unser Studentenleben das Gegenteil von dem erreichen wird, was er will. Diese frischfreien Waffenübungen und Turniere unserer Jugend sind, von ihrer sonstigen Daseinsberechtigung abgesehen, ein Ventil, und Ventile darf man nicht verstopfen. Mir will scheinen, als ob man an leitender Stelle von dem ebenso tiefen wie stolzen und zarten Geist der vielbesagten akademischen Freiheit nicht die nötige Vorstellung habe. Zum Glück sitzen zwei unserer Kollegen im Landtag. Sie werden der Regierung wie der Öffentlichkeit das nötige Licht aufstecken über Verhältnisse, die durch Verfügungen ex cathedra am allerwenigsten zu meistern sind."

Das war deutlich, mehr als deutlich. Die runden Augen des Rektors kugelten blutunterlaufen über die Tränenwülste, Nesedanzens Kinnladen klapperten gegeneinander. Messerscharf wurde der Mund der Exzellenz, und nun schnitt die Staatsraison unbarmherzig zu.

„Herr Professor Boekholt wird mir eine sachliche Feststellung, ich muß sagen Berichtigung gestatten. Die Universität ist eine Gründung des Fürstenhauses. Der Hand des Fürsten verdankt sie ihr Dasein, aus seiner Hand hat sie ihre Rechte empfangen. Und diese Hand waltet über ihre Rechte. Der Landtag mit seiner Kompetenz steht hier durchaus abseits." Und nun hoben sich die schmalen Lippen in leisem Hohn, die Augen aber und der Ton der Stimme erwärmten sich zu einer Vertraulichkeit. „Ich möchte den Herren hier in unserem engeren Kreise eine besondere Mitteilung machen. Sie sollen die ersten sein, die — unter Diskretion — von einer neuesten politischen Wendung erfahren. Die Tage der Volksvertretung sind gezählt.. Oder besser: ihre ganze Existenz hat demnächst ein Ende."

Darob auf der einen Seite lebhafte, auch zornige Verwunderung, auf der anderen gelassenes Kopfnicken.

„Außer der Ritterschaft haben auch die Agnaten des landesfürstlichen Hauses, unter ihnen der König von Preußen, gegen die neue Verfassung als illegal beim Bund protestiert. Das Bundesschiedsgericht erkennt solche Einsprüche an. Seine Entscheidung in diesem Sinne steht bevor."

„Und dann?" fragte Peter Boekholt, laut und flammend.

„Dann haben wir unsere alte, landständische Verfassung wieder."

„Gesegnete Mahlzeit!" gab Boekholt drein, zwanglos in seinem ehrlichen Grimm. Der scherte sich nicht um praktische Politik, aber dem Geiste, der in ihr sich auswirkte, bot er die Stirn.

Nun wirbelten und brandeten die Meinungen auf, daß die Sitzung über die Ufer der Geschäftsordnung trat. Der Herr Vizekanzler bat sich vorerst noch einmal Ruhe aus. „Verzeihung, meine Herren — ich bin für ein angeregtes Kolloquium durchaus

zu haben. Vorerst aber muß ich ordinatim unsere Verhandlung zum Abschluß bringen. Die Großherzogliche Botschaft ist dem Senat der Universität offiziell bekannt gegeben. Die Universitätsbehörde hat danach zu verfahren. Dies festgestellt schließe ich die Sitzung. Aber es wäre mir lieb, wenn wir noch eine Weile beieinander blieben. Ich hätte zu meiner persönlichen Information noch ein paar Fragen an die Herren."

Er wollte über einzelne Studenten nähere Auskunft haben, die von Bonn herübergekommen und als Angehörige des Gottfried Kinkelschen Kreises besonders verdächtig waren. In erster Linie handelte es sich um den Kandidaten der Medizin Evert Klarenbeek, der sich hier zum Examen gemeldet hatte und über den der Rektor als Lehrer und Prüfender Bescheid wissen mußte.

Soltwisch zog ein finsteres Gesicht, schüttelte schwer den Kopf und wuchtete mühselig die Achseln. Es war, als wenn er mit Unaussprechlichem ringe, da ließ Peter Boekholt sich hell vernehmen: „Ich glaube, daß ich hier einigermaßen zuständig bin. Klarenbeek ist ein Freund meines Neffen, des cand. phil. Wilken Boekholt, der auch in Bonn gewesen ist. Die beiden jungen Leute gehen in meinem Hause ein und aus. Ich kenne sie als ein paar prächtige, gradgewachsene Jungen, die allerdings ohne Scheuklappen in die Welt gucken."

„Hm" — dieser letzte Zusatz rief eine Wolke auf die Stirn des Freiherrn — „in diesem Falle würden Sie, Herr Professor Boekholt, der Nächste dazu sein, auf die jungen Leute als Mentor einzuwirken. Ich möchte sagen: warnend! Den Evert Klarenbeek sind wir von den preußischen Behörden ersucht besonders im Auge zu behalten. Er steht in dem dringenden Verdacht, zusammen mit Kinkel an dem badischen Aufstand mitgewirkt zu haben. Die Verdachtsmomente würden genügen, ihn in Untersuchungshaft zu bringen. Aber Sie wissen, daß bei uns an leitender Stelle eine Abneigung gegen jede Polizeiwirtschaft in österreichischem Sinne besteht. So dürfen wir also mit einer ernsten und beständigen Warnung für diese jungen Hitzköpfe uns begnügen. Die ihnen zu Gemüte führen soll, daß sie einer Bewährung unterstehen. Und daß diese Bewährung über ihr Schicksal entscheidet."

Die Herren hatten sich erhoben, die Korona löste sich zu Gruppen auf, in denen lebhafte, hie und da leidenschaftlichere Wechselreden umliefen. Mit dem Vizekanzler standen der Rektor und der Dekan Professor Nesedanz beiseite.

Nun hatte auch Soltwisch seinen Spruch über den schlimm beleumundeten p. p. Klarenbeek beisammen. „Nicht nur politisch anrüchig ist dieser Herr. Auch in moralibus läßt seine Lebensführung mehr als zu wünschen übrig. Er ist Kind dieser Stadt, wenn er auch nur seine ersten Lebensjahre hier zugebracht hat, und denkt daran, als Arzt sich bei uns niederzulassen. Er wäre kein Gewinn."

Jetzt schnüffelte Nesedanz mit seinem spitzigen Erker hinein, in schleichender Vorsicht unter glattem Reiben der Hände bemerkte er: „Es ist ja selbstverständlich, daß bei einer Prüfung die Leistungen das Entscheidende sind — ganz selbstverständlich. Aber da, wo die Wage schwankt — und natürlich nur in diesem Falle — können doch, ebensogut wie besondere sittliche Vorzüge des Kandidaten zu seinen Gunsten den Ausschlag geben, moralische Defekte seine Minusseite entscheidend belasten." Und weiter rieb er sich die langen Finger mit den gekrümmten, nervös zuckenden Nägelkuppen.

Breit und machtvoll aus Überzeugungstiefe grunzte der Rektor sein Einverständnis.

Freiherr von Steenbrügg betrachtete sich die beiden Herren. Er wußte, daß sie in diesem Kreise meist tüchtiger und herzhafter Männer nur deshalb eine Rolle spielten, weil sie, begünstigt durch den Wellenschlag der krausen Zeit, sich vorzudrängen wußten, während die andern, bescheiden oder ganz ihrer Wissenschaft hingegeben, vor der lauten Öffentlichkeit mehr oder weniger sich scheuten. Von sich selber durfte er behaupten, daß diese beiden sich aufblähenden Geister keinesfalls sein Herz gewannen. Aber er war Staatsmann. Und — bei Werkzeugen ist man nicht wählerisch.

*

Am andern Morgen lasen die Studenten in der Halle der Universität die rektorale Verfügung, nach der alle Zweikämpfe, auch die „euphemistisch und mit bewußter Harmlosigkeit sogenannten Mensuren" allerstrengstens verboten wurden. Für jede Übertretung ward rücksichtslos Ahndung nach dem gemeinen Recht angekündigt.

Es gab lebhafte und unverblümte Aussprachen. Zorn und Trotz behielten die Oberhand. Über das „gemeine Recht" wurden heftige Witze gemacht.

Unter den Studenten tat sich als Sprecher ein baumlanger, dunkelhaariger, prachtvoll gewachsener Bursch hervor, die ranke,

schlanke Taille in eine tadellos sitzende Schnürenpikesche gezwängt, an den großen Stiefeln klirrende Sporen. Dies war Reginald Kupp, ein Jurist in höheren, wie sein Erzeuger meinte, in allerhöchsten Semestern. Er war ein Ritter ohne Furcht und Tadel, aber vor dem Examen kniff er gottserbärmlich. Im übrigen — rührmichnichtan! Der unbestritten beste Schläger der Studentenschaft, hatte mehr als ein halbes Dutzend mal unberührt abgestochen und war seiner Kunst, seines Ruhmes, seiner Meriten sich bewußt.

Er überblickte den Kreis, ob nichts Unzuverlässiges sich eingedrängt habe. Dann bestimmte er: „Natürlich bleibt es bei Sonnabend. Es ist ja überhaupt der letzte Waffentag des Semesters." Und alles bekannte sich einverstanden, freudig, gesinnungfest, aufwieglerisch und abenteuerlustig. Danach ging jeder, wohin es ihn zog, zum Frühschoppen, auf den Paukboden, zur alma mater. Der studentische Tageslauf blieb ungestört.

Und dann zog der bewußte Sonnabend herauf. Ein leuchtender Frühmorgen im August. Die Strandstraße, den Hafen entlang, schritt ein junges Paar. Sie, hoch und schlank gewachsen, mit ganz unmädchenhaft langem, räumendem Gang in knöchelfreiem blauem Rock und kurzer blauer Jacke, eine Mütze auf dem dunklen Blondhaar. Die frischen, offenen Züge ein wenig derb, sehr herbe der Mund, aber in den großen Augen eine strahlende und strömende Lebensfülle. Ihr Begleiter, nicht größer als sie an Gestalt, gedrungen und behäbig, mit ein Paar unbändigen, hellbraunen Augen, die wie grelle Spitzbuben auf des Lebens Schalkhaftigkeit lauerten, war ihr Vetter, der cand. phil. Wilken Boekholt, sie selbst Brigitte Boekholt, des Professors einziges Kind.

Wilkens Vater war Schiffsbaumeister und Werftbesitzer. Er hatte seiner Nichte zu ihrem letzten Geburtstag ein kleines Segelboot geschenkt. Mit dem wollten die beiden auf die Fahrt. Ihr Weg zur Werft führte sie an einem Haus vorüber, das durch seinen Barockgiebel von den kastenartigen Nachbargebäuden sich unterschied.

„Wollen wir sehen, ob Evert noch oder schon zu Hause ist?" fragte er. „Soll er nicht mitkommen?"

Sie nickte gleichmütig. Doch war es, als ob die Herbheit um ihren Mund sich verschärfte.

Da schickte Wilken einen lauten Pfiff zu dem offenen Giebelfenster hinauf. Aus dem Innern des Zimmers oben antwortete ein klingendes „Oho!" Dann erschien in dem Fensterrahmen ein scharf gemeißelter Kopf, den gegen die Mode kurzgehaltenes, dunkles Blondhaar helmartig deckte. Die Brust war noch im offenen Hemd; als der Unangekleidete Brigitte gewahrte, flog er mit einem: „Verzeihung" zurück. Gleich kam er in der Pikesche wieder zum Vorschein.

„Wir segeln. Bist du dabei?" fragte Wilken hinauf.

„Kann leider nicht. Aber ich komm 'runter. Ein Stück geh' ich mit euch." Gleich war er bei ihnen, begrüßte in herzlicher Ergebenheit Brigitte und den Freund mit einem jungenhaft munteren Nackengriff.

Er war schlank, beinahe fein, doch sehnig und fest, größer als Wilken, wenn auch nicht viel. Den Augen, dunkelbernsteinfarben, mit starkem, greifendem Blick, gaben die sehr langen und dichten Wimpern oft einen Schatten schweren Ernstes.

„Ja," sagte er, und nun kam wieder eine junge Fröhlichkeit obenauf, „ich mach' wieder mal eine erkleckliche Dummheit. Wenn einer im Examen steckt, sollte er vernünftiger sein."

„Was ist?" fragte Wilken.

„Ich will nach der Fähre hinüber. Sie brauchen einen Paukarzt. Und ich hab' mich dazu breitschlagen lassen."

„Was steigt denn da heute?"

„Schläger — fünf Paare."

„Obwohl sie am schwarzen Brett mit dem Schafott gedroht haben?"

„Natürlich ein Grund mehr, auch für mich." Es kam ihm ganz von selbst auf die Zunge.

Da geriet Brigitte ins Zeug. „Darüber sollten Sie eigentlich hinaus sein, Evert Klarenbeek. Sogar von den ernsten Putschen haben Sie neulich gesagt, daß sie zum Schluß doch immer in eine Farce ausarteten. Nur die große Bewegung aus geistiger Tiefe wollten Sie gelten lassen."

„Wollt' ich das? Damit hatte ich recht und hatte es auch nicht. Wenn wir an unsern Gottfried Kinkel denken, er war es, der die Zeugenschaft der Tat forderte, die Blutzeugenschaft — und sei die Tat noch so klein! Und der Mann ist jetzt Zuchthäusler und muß spulen, daß die Finger ihm platzen. Gestern noch hatte ich einen Brief von Karl Schurz" — seine Augen senkten sich in die Wilkens, dann schwieg er. Dies war für keines Dritten Ohren, wer es auch sein mochte. Nun wandte er sich wieder an Brigitte. „Und dabei sah Kinkel deutlich voraus, was die Erhebung in den Staub ziehen würde — all die Erbärmlichkeiten, die Eitelkeiten und Eigensüchte, das

Bramarbasieren, das Fanfaronnieren und im Anschluß daran die Ausreißerei und Verräterei. Aber Tat blieb ihm Tat."

Brigitte hatte die Stirn voll Wolken und gab sich nicht gefangen. „Was bleibt denn nun von der Tat der Auflehnung übrig, die Sie heut mit den Studenten im Schilde führen? Gehört sie nicht ganz und gar in das Gebiet des Bramarbasierens?"

Evert schwieg, aber jetzt sprang Wilken ein für den Freund. „Mit Evert gehst du nun doch zu strenge ins Gericht. Der Kameradschaft übt und den Kommilitonen hilft. Bringt ihnen ein Opfer. Bringt sich selber damit in Gefahr. Das ist denn doch etwas. Und auch die Auflehnung selbst sollst du nicht verächtlich machen. Du Professorentochter du! Die du durchs eigene Blut vom Schlag des Burschenherzens weißt —!"

Sie hatte schon ihre Einwendungen auf der Zunge, wollte sagen — mit Worten ihres Vaters —, daß gerade an der akademischen Freiheit sich zuviel Äußerlichkeiten wichtig machten und daß der Schein hier an dem Wesen sich versündige, aber jäh drängte sie alles zurück.

Dies war es auch nicht, was aus dem Innern ihren Widerspruch und Widerstand gegen Evert aufquellen ließ. Ja, sie hätte sein Vorhaben heute gelten lassen können wie Wilken als das Gegebene, als das Kameradschaftliche, ja als das Opfermütige. Wäre bei ihm das andere nur nicht gewesen. Dies andere, das sie verletzte, sie verstörte, sie kränkte und erbitterte.

Sie waren beim Eingangstor der Schiffswerft angelangt. Hier am Bollwerk war Brigittes Segelboot vertaut. Sie hätte Evert nach der Fährwirtschaft auf der andern Seite des Hafens, wo die Mensuren stattfinden sollten, hinüberfahren können, und Wilken wartete, daß sie ihn einladen würde. Aber des Vetters geradezu ermunternde Miene versenkte sie nun erst recht in ablehnendes Schweigen.

Den guten Kerl in Wilken Boekholt schmerzte das. Dann aber durchflammte ihn ganz die Freude, daß er mit Brigitte allein sein würde. Er liebte sie mit der starken Kraft seines jungen Herzens. Dieses Gefühl war wie ein Gegengewicht zu dem Spielenden, Übermütigen und Jokosen seines Wesens, und es hatte seine Schmerzen. Denn es trug an dem Zweifel, ob es je Erwiderung finden würde.

Wilken hatte wohl gespürt, wie es von Evert zu Brigitte hinüberschwang. Er würde es auch begriffen haben, hätte sie diesem Ton erwägungs- und besinnungslos sich gefangen gegeben. Daß in ihrer Mädchenhaftigkeit dann der Unmut und die Empörung stärker wurden als dieser Zusammenklang und ihn zum Schweigen brachten, begeisterte seine eigene Empfindung für Brigitte nur noch mehr. Und war ihm, den diese reine Schwärmerei stark machte, vom Weibe sich fernzuhalten, wie ein Geschenk. Aber kein Wort des Urteils über den Freund! Und wie sie sich jetzt verabschiedeten, bekannte er sich stark und frei zu eigenem kameradschaftlichem Tun. Mochte Brigitte auch darüber die kräftigen Nüstern rümpfen.

„Ich komm', wenn wir mit dem Segeln fertig sind, auch noch zur Fähre hinüber. Es ist doch gut, wenn wir möglichst zahlreich uns einfinden. Die da oben mit dem schwarzen Brett vorm Kopf sollen sehen, wes Geistes Kind wir sind!"

Evert setzte seinen Weg allein zur Überfahrtstelle fort. Er dachte an Brigitte. ‚Ich weiß, daß ich für sie — an der anderen Seite des Lebens hause. Wie durfte ich auch! Wie konnt' ich dich hier und bei mir behalten, Nannchen, du liebes Bonner Mädchen, du moll Ding — das von mir nicht lassen wollte, das mir hierher nachgereist kam an das unwirtliche, moralrauhe, hyperboräische Gestade. Freilich hatte es da am Rhein den schmerzlich seligen Abschied für immer gegeben — aber et Nannche, deren Stärke nie der Zeitensinn gewesen, hatte das ‚immer' nach ihrer Sehnsucht sich zurechtgebogen. Und eines Tages war sie da, war da und blieb. Jetzt gab es auch keine Trennung mehr, die damals am Rhein noch möglich gewesen wäre. Denn nun hatte sich hier, in der strengen Stadt, wie aus Hohn auf das heilige Spießertum ihr Schicksal erfüllt . . . Brigitte Boekholt, ich weiß, du wendest dich kühl und stolz von der Kleinen ab. Und diese Kühle mag etwas für sich haben, denn sie ist echt, wie alles an dir echt ist. Ein Prachtkerl bist du auf deine Art, aus Kernholz bist du, Brigitte Boekholt. Aber mein Nannchen ist auch wer — und ich lass' nicht an sie rühren. Jetzt am allerwenigsten! Mehr, ja mehr ist sie als ihr und wir andern. Hier vollendet sich etwas! Sind wir die anderen dagegen nicht alle im Treiben, im Haschen und Huschen, im Hasten und Wandern!'

Vor der Anlegestelle der Fährboote fand sich eben eine Gruppe von Kommilitonen zusammen, Reginald Kupp unter ihnen, alle um Hauptes Länge überragend. Ein Kahn mit dem Mensurzeug und dessen Geleit schwamm schon auf dem Wasser.

Laute, frohe Begrüßung mit Evert Klarenbeek, dem man Dank schuldete. Niemand dachte daran, Stimme oder Gehabe zu

mäßigen. Hier gab es kein Vertuschen und Verstecken. Die Hafenarbeiter, die Seeleute, die Anwohner — sie alle wußten es nicht besser, als daß jeden zweiten und letzten Sonnabend des Monats Mensurtag auf der Fähre war. Das Schwarze Brett hatte hierher noch keinerlei Schatten geworfen.

★

Der Saal der Fährwirtschaft, für gewöhnlich dem friedlich festlichen Tanze geweiht, war heute wieder einmal für den Waffentanz bereitgestellt. Emil Krassow aber, der kugelrunde, lungenpfeifende Wirt, hieß seine jungen Freunde nicht wie sonst willkommen. Die beiden Daumen über der mangelhaft geknöpften Weste drehten sich nicht bauchwärts, sondern nach außen, und die blaugesprenkelten Backen hatten die violette Schreckfarbe aufgezogen — alles Zeichen eines belasteten Gemütes. Er wußte von dem hochnotpeinlichen Verbot — und seine heisere Stimme klagte: „Kinnings, Kinnings, wenn se uns hüet bloß nich to faten kriegen! Denn trecken se ook mi de Stäbel ut un nehmen mi de Konzeschon. Ach ja nu nee — mein einziger Trost is noch unser lieber alter Polizeisenater."

„Na also, geliebter Ämilius Crassus," meinte Evert. „Sag' uns lieber, wo wir heute nähen sollen. Gaststube links oder rechts?"

„Links, Herr Dokter." Und als er dann hinter dem Schanktisch stand, gewann er seinen vollen Männermut zurück. Die Füchse, die Renoncen, besorgten den Kellnerdienst.

„Mir noch sieben Seidel, Crassus — —"

„Ämilius! Wo bleiben denn meine fünf Schnäpse!"

Durch den Saal stelzte und stolzte Reginald Kupp wie ein kalkuttscher Hahn. Er fühlte sich hier als Herr und König, für sämtliche Mensuren war er heute als Unparteiischer bestellt. Die Sekundanten, mit Lederschurz, hohen Halsbinden und mächtigen, weit vorstoßenden Schirmmützen, meldeten sich bei ihm. Steifbeinig und feierlich maßen sie gemeinsam die Mensur ab.

Reginald, von jetzt an nur noch Instanz, begab sich nach der Flickstube, um auch hier nach dem Rechten zu sehen. Da legten Evert und der Paukarzt der Gegenpartei, ein sehr behäbiger, kahlköpfiger Königsberger, ihre Nadeln, Pinzetten, Zangen und Verbandsstoffe bereit. Auch über dem kahlen, schuldigen Scheitel des Ostpreußen schwebten die Examennöte. Natürlich sprachen sie angelegentlich über die Professoren, die Gegenpaukanten in dem peinlichsten aller Männerkämpfe. Da steckte Kupp seine gehobene Nase hinein. „Wollen die Herren sich gütigst beeilen! Ich möchte jetzt anfangen lassen."

Das klang wie ein Rüffel. Evert, dem dieser Herr längst gegen den Strich ging, gab bestimmt und betont zurück: „Sie werden anfangen, sobald wir fertig sind." Und ordnete, die Unterhaltung mit dem Kollegen fortsetzend, weiter an seinen Sachen. Ein Blitz flammte aus zwei drohenden Augen — aber der Mund darunter schwieg. Und die ganze Erscheinung verschwand.

„Schade, Pastenazi," meinte Evert, „daß wir so beträchtlich auf allerschwerste Waffen mit der Prüfungskommission hängen. Hier gäb' es sonst noch etwas zu tun."

Sie gingen dann in den Saal. Die erste Mensur stieg. Silentium wurde erbeten und geboten.

„Fertig — los!"

Die Schläger krachten gegeneinander, sprühten Funken, polterten auf die Stulpen und Bandagen.

„Halt!" — Nichts. — Und wieder: „Fertig — los!"

Es wurde so gut gefochten wie nie zuvor. Jeder fühlte die Ehre, daß er für so etwas wie eine Weltanschauung stritt. Dort schwarzes Brett — hier blanke Klinge! Blut floß in Strömen. Niemand wollte sich abführen lassen. Die Paukärzte mußten ihr Machtwort sprechen.

Evert hatte einen mädchenhaft zarten Brandfuchs unter den Fingern. Gewaltsam hatte man ihn umdrehen müssen. Obwohl hinter dem klaffenden Durchzieher die Zähne bleckten und aus der Stirnquart die Temporalis spritzte. „Ich kann doch noch! Das ist doch nichts!" trotzte der durchrissene Kindermund.

Evert, lächelnd und wortlos, setzte ihn sich jetzt hin und sprach in besänftigenden Versen: „Nun woll'n wir die Arterienschläuche holen — und erst mal ihre Enden fest versohlen." Schon waren die Pinzetten dabei, die durchschlagenen Kanäle abzufangen, herauszuheben, zusammenzuklemmen. Bald baumelten die verschnürten Blutgefäße aus der Wunde. Nun ging es an die Näharbeit. Bitter weh tat die Nadel in der Lippe. Der Kleine, ob er nicht wollte, zuckte leicht wimmernd zusammen. Ein neuer Vers mußte ihn trösten: „Heil unserer Renonce — sie stand als wie von Bronze." Da lächelte der Gequälte wie verklärt Evert an. Den guten Arzt, der nicht bloß mit der Hand, der auch mit dem Herzen half.

Das letzte der fünf Paare. Beide bis zur Vernichtung ineinander verbissen. Da traf den Paukanten auf Everts Seite eine

bitterböse, hohe Lappenterz, die den Schädel kahlfegte und heftig den Knochen ansplitterte.

„Ex," sagte Evert. Sie zauderten noch. Da wollte er mit einer Munterkeit die verdüsterten Gemüter aufhellen und er zitierte vom schwarzen Brett: „Eine euphemistische, mit bewußter Harmlosigkeit sogenannte Abfuhr." Man freute sich des befreienden Wortes. War überhaupt des blutdunklen, ernsten Tones längst satt geworden. Und alles lachte herzhaft und laut.

Gerade in diesem Augenblick hatte Wilken nach beendeter Segelfahrt sich eingefunden, Wilken Boekholt, der jeder Fröhlichkeit erst ihren Inhalt gab. Dem pathetischen Herrn Kupp aber, dem gebietenden Unparteiischen, paßte Everts Scherzhaftigkeit gar nicht in den Kram. „Silentium!" befahl er schrill. „Zum Witzemachen sind wir nicht hier. Dies ist kein Kasperletheater."

Das Wort war sehr überflüssig. Seine und Everts Augen begegneten sich. Sie wußten, wie es gemeint war.

Abfuhr wurde erklärt. „Komm mit mir," sagte Evert zu Wilken. Er war auch hier zuerst der Paukarzt und kümmerte sich um den Verletzten. Zwischendurch aber bat er den Freund: „Die Bemerkung des Herrn Kupp hat mir mißfallen. Ich ersuche ihn um eine Erklärung." Mit heller Bestimmtheit. Dann holte er sorgsam, ganz hingegeben an seine Arbeit, die Knochensplitter heraus.

Er war beim Nähen, als Wilken wiederkam. „Der Mann ist bockbeinig. Hätte als Unparteiischer das Recht gehabt, zu rektifizieren. Weiter hätte er nichts zu sagen."

„Kasperletheater ist Tusch. Auch vorher schon hat er sich unangenehm mausig gemacht. Dann also Säbel sine."

Wilken gab einen ernsten Blick darein. Der sagte: du bist im Examen, alter Junge. Ruhig bemerkte er: „Dafür brauchen wir ein Ehrengericht."

„Bitte."

Im Ehrengericht setzte es Wilken durch, nachdem Kupp eine freundlichere Saite aufgezogen hatte, daß die Säbelforderung als gegenstandslos abgelehnt wurde. Aber was nun folgte, war ebensowenig nach seinem Sinn. Man regte die Frage an, ob die beiden Herren das letzte, was sie noch gegeneinander auf dem Herzen hätten, nicht durch eine solenne Schlägermensur aus der Welt schaffen wollten, für die ja alles bereit sei.

Nun feuerte die Sensationslust dahinter. Auch Evert war ein hervorragender Schläger — die beiden gegeneinander, das gab ein auserlesenes Schaustück! Und die zwei, die sich nicht grün waren und die Nase voll Blutgeruch hatten, ließen sich auf der Stelle anbandagieren.

Wilken schüttelte den Kopf. ‚Wenn Reginald dir das Gesicht zerkratzt — und er ist dazu imstande — wie willst du als Examensmann damit den Soltwisch und Konsorten dich zeigen!' Es dauerte seine Zeit, bis auch in ihm der Leichtsinn wieder zu moussieren begann.

Da brauste vom Gang her Tumult in den Saal. Der Warnungsruf „Klappe!" erscholl — ach, er kam zu spät. Die ausgestellten Posten hatten, da das Offizielle zu Ende war, ihre Warte verlassen und waren jetzt von der Sensation hier im Saale gefesselt worden. Und jetzt erschienen zwei Würdenträger der Ordnung, Herr Wachtmeister Schlickmann und der Universitätspedell Kilian, auf dem Platz.

Dem Herrn Rektor hatte der berüchtigte Mensurensonnabend nun doch keine Ruhe gelassen. War selber zum Polizeisenator Doktor Rasmus Havemann gelaufen. Hatte von ihm verlangt, die ganze Polizeimacht, den sehr energischen Leutnant an der Spitze, nach der Fähre hinüberzuwerfen. Doktor Havemann hatte den weißen, edlen, festen Kopf geschüttelt. Er könne nicht all seine Leute entbehren — ein Wachtmeister, vielleicht in Begleitung eines Universitätspedellen, genüge für die Aktion. Die ihm selber, die seinem wahren Burschenherzen, das nimmermehr erkaltet, gar nicht nach dem Sinne war.

Indessen nun sind sie da, die beiden Herolde der Gesetzlichkeit. Aber Wilken Boekholt ist auch da — er, die Zentralsonne der Heiterkeit, der sorglos gehobene Patriziersohn und der unbeschwert Unternehmungsfrohe. Alles kreist um diese Sonne, nichts, was nicht in ihren Strahlen sich verfängt.

Meister Schlickmann beaugenscheinigt die Blutlachen auf den Dielen und die sich herumdrückenden, beturbanten, verwundeten Männer. „Na ja," sagt er gemütlich, „da is hier also doch mal wieder Rotspon ausgegossen. Denn helpt dat nicht, denn müssen wir schreiben." Und er holt sein Buch hervor.

Wilken erkennt, daß hier nur das Unmögliche retten kann. Aber was ist für Wilken Boekholt unmöglich?

Er macht gleich die Honneurs. „Meine Herren, Sie kommen zu einem Fest. Ich geb' Ihnen mein Wort, daß keiner von den Festgenossen vorzeitig das Lokal verläßt — Ihr amtliches Gewissen kann also beruhigt sein. Ich hab' heut Geburtstag, meine

Herren. Crassus hat eben ein neues Faß aufgelegt. Sie müssen mir die Ehre erweisen. Die ersten Gläser für Sie. Füchse — zwei Seidel mit 'm J-Punkt." Gleich stehen zwei schäumende Gläser und zwei Rostocker Doppelkümmel auf dem Tisch.

Die beiden Sicherheitsmänner, sich ähnlich an Temperament und Sinnesart, alle zwei alte Soldaten und miteinander gut bekannt, sehen sich an und denken jeder: ‚Wenn du es tust, darf ich es auch tun' — und so tun sie es beide. Und zu einer großen Festtafel vereinen sich jetzt alle.

Evert und Reginald Kupp erscheinen mit ihren Sekundanten im Hintergrund. Beide turnierfähig geharnischt. O — dies ist jetzt weiß Gott der Anlaß, die Waffen wieder abzulegen. Aber keiner will der erste sein. Und gerade so erhitzen sie sich noch mehr gegeneinander.

Über Evert schlägt die Ausgelassenheit zusammen. ‚Wie ich Wilken kenne, seift er die beiden ein. Wenn sie jetzt bei unserer Mensur zugucken, wie sie es in guter, alter Zeit getan, können sie nichts mehr sagen. Und der ganze Tag ist gerettet.'

Sein Sekundant gibt Wilken einen Wink. Der begreift, steigt höher auf der Leiter des Übermuts, und nun überbietet er sich selbst. „Eine besondere Festfreude haben die Freunde mir zugedacht. Daß die Paare bisher sich reichlich ins Fleisch geschnitten haben, wir leugnen es nicht. Jetzt aber werden die besten Schläger der Universität den Stümpern und Anfängern zeigen, wie man ficht, ohne daß einer dem andern ans Leder kommt! Ohne daß er ihm auch nur einen Tropfen Blut abzapft!"

Große Augen machen die beiden Festteilnehmer. Kinnings, Kinnings — wo Wilken Boekholt seine Hand im Spiel hat! Aber ehe sie sich recht besinnen, stehen die Paukanten sich schon gegenüber. Und mit allen sind die Wächter in einen Bannkreis eingeschlossen, der sie nicht mehr losläßt. Und nun gibt es ein Schauspiel, dessen Zeuge gewesen zu sein, jeder sich rühmen darf.

Die Kämpfer treten an. „Fertig! Los!" Wie sausen die Klingen —!

„Nicht wahr" — so spricht Wilken auf die liebwerten Gäste ein — „das nennt sich Handgelenk! Wir anderen, wir holzen, wir dreschen, wir hauen wie der Mann mit der Axt. Hier federt alles — und schwingt und singt!"

Und die beiden Gestreichelten vertiefen sich, immer mehr bezwungen, in den Genuß der Arena. Rufe der Sekundanten. „Halt!" des Unparteiischen. Oh! Bei Evert wird nachgesehen — er blutet am Ohr, aber es ist weiter nichts, ein kleiner Hautfetzen ist abgeschlagen. Freilich, mit der absoluten Unblutigkeit ist es vorbei.

Weiter geht es. Leidenschaftlicher die Fechter. Evert schlägt noch öfter seine gefährlichen Doppelhiebe. Gefährlich auch für ihn selbst. Da erwischt ihn eine steile Quart. Unter dem Haaransatz strömt das Blut über die Stirn. „Halt!"

Aber es ist nichts von Bedeutung. Immerhin, gesessen hat es. Weiter surren und schwirren und brausen die Hiebe. Da! Ei weih! Jetzt auf der anderen Seite! Eine prachtvolle Tiefquart von Evert ist dem langen Reginald ins Kinn gefahren! Dem gefeiert Unberührten! An seiner Haltung sieht man, wie er wütet und schäumt. Große Bewegung. Aber auch dieser Hieb ist nicht entscheidend.

Weiter wird gekämpft. Mit immer heißerer Erbitterung. Und — das Seltene — die Kunst der beiden wächst an ihrem Kampfeszorn. Keiner, der dem andern mehr etwas anhaben kann. So stehen sie bis zu Ende. Ausgepaukt!

Evert, da ihm Pastenazi den Schmiß mit drei Nadeln flickt, ist mit seiner Kampfesleistung zufrieden, der vielliebe Herr Kupp kommt nicht ganz so glimpflich weg. Aber dann wälzt der Moralische sich immer drükkender auf ihn. ‚Bleibst doch ein Junge und verübst Jungenstreiche! Das Examen! Und deine Pflichten sonst!'

In der Korona aber tobt die Begeisterung ob diesem grandiosen Männerkampf. Schutzmann und Pedell — sie kreisen mit in dem Taumel. Ihr Soldatenherz hat in ehrlicher Freude geklopft. Etwas Wahlverwandtes fühlen sie. Auch im Durst, den die Begeisterung auslöst. Ein Glas nach dem andern — mit und ohne J-Punkt — fließt durch die Kehle.

Und Wilken, der Zauberer, muß die Obrigkeitlichen jetzt vollends in seinen Rattenfängerweisen einspinnen, sollen sie nicht doch noch Unheil anrichten.

Alle fechten sie in der Luft. Nur von Terzen, Quarten, Durchziehern ist die Rede. Wilken sorgt dafür, daß die beiden Gäste als sachkundig sich fühlen — sehr gesprächig wird der Pedell, Herr Kilian. Erzählt, daß er als junger Kerl Couleurdiener gewesen sei. Da habe er selbst auf dem Paukboden fechten gelernt. Einmal hätten die Studenten ihn mit einem Kollegen eine Biermensur schlagen lassen. Und dabei hätte er den andern zugedeckt — gar nicht zu Wort wäre der gekommen.

Das stachelte Meister Schlickmann auf. Er nennt es „Klookschieterie". Vermeldet von sich selber: er habe soviel Mensuren in



Bildnis. Gemälde von A. Duval

seinem Leben gesehen — und bei den Dragonern sei er der beste Säbelfechter gewesen — ein Kerl wie er würde auch seine Schlägermensur zustande bringen! Jawoll! Ein paar Lufthiebe fliegen.

Kilian lacht ihn aus. Da gerät er in Wut. Und nun hat Wilken, mit dem höchsten Trumpf seines Übermutes, gewonnenes Spiel.

„Wir haben ja auch Fechtbodenpaukzeug hier — Kappen und stumpfe Schläger —"

Und was geschieht? Da die beiden sich immer mehr in die Haare geraten? Sie lassen sich anbandagieren. Schutzmann und Pedell schlagen, auf blutgetränktem Boden, zum Jubel der blutigen Frevlerschar eine Biermensur.

Evert sieht den Beginn des Satyrspiels. Lachen muß er nun auch. Was ist der ganze Eulenspiegel gegen seinen Wilkenfreund! Und den Tag — nun ja, den Tag hat er wahrhaftig gerettet.

Aber dann duldet es ihn hier nicht mehr. Die weite Schirmmütze tief über den Verband gezogen, wendet er als einziger der Wirtschaft den Rücken, sich stadtwärts über den Hafenstrom setzen zu lassen.

★

Die Mittagsstunde war vorüber. Das Arbeitslied erscholl von den Werften, von all den Schiffen, hellen und freudigen Widerhall gab ihm das Wasser — so tönte es zu dem Fahrenden hinüber.

‚Und ich, ich faulenze und treibe Allotria!' Evert spürte alle Zähne des belfernden Gewissens. ‚Examen soll ich machen — und hab' jetzt dafür gesorgt, daß ich mich, mit dem frischen Schmiß, nicht mal sehen lassen kann vor den gestrengen Herren. Und dann — geht nicht mein Mädel seiner schweren Stunde entgegen? Was bin ich für ein Kerl!'

Vom Seehafen her schleppte ein Dampfer eine Brigg stromaufwärts, die bei dem günstigen Nordost alle Segel trug.

„Dat is de ‚Najade'," kaute der Bootsführer breitmäulig mit gewissem Stolz vor sich hin. „Kümmt von Konstantinopel."

Die ‚Najade'. Ein junger Prinz des Großherzoglichen Hauses, Friedrich Paul, hatte seine Orientreise auf ihr gemacht. Nun würde Professor Nesedanz, das sprachgelehrte Huhn, das vor der Fahrt am Hofe über Orientalia Vorträge hatte halten müssen, wieder etwas Erbauliches zusammengackern.

Und seine Gedanken waren wieder bei der Universität. Wieder grollte es in ihm auf, daß an ihr zwei Popanze den Ton angaben, zwei seichte Blender, während die ernste Tüchtigkeit spröde im Schatten sich hielt. Leberecht Soltwisch und Emanuel Nesedanz — einer so schlimm wie der andere.

Und seine dreiste Jugend schalt sich aus. War es nicht lächerlich, daß Soltwisch, dieser platt- und engstirnige Stier, ihn in der Chirurgie bevormunden und prüfen wollte — ihn, der zu Bonn bei einem Meister dieses Faches in die Lehre gegangen war? Und der praktisch bei den Aufständen in der Pfalz und in Baden als Feldarzt der Aufständischen sich erprobt hatte? Leberecht Soltwisch, dieser trübe Geist, der noch im vorigen Jahrhundert herumkroch! Was wußte er, der Kleisterfritze, von offener Wundbehandlung? Ja, hatte er überhaupt schon mal von Gelenkresektionen, von Trepanierungen, von Transplantationen was läuten hören? Und der Mann sollte über sein Schicksal entscheiden!

Das Boot war gelandet. Evert ging am Strande entlang seiner Wohnung zu. Passanten musterten ihn mit großen Augen. Er mochte doch wohl blaß aussehen von dem Blutverlust. Tiefer zog er die Mütze und schalt auf sich, daß er sich verkriechen mußte. Zu Hause wusch er sich noch einmal, nahm dann einen breiten, weichen Hut statt der Mütze und ging zu seinem Nannchen.

Sie wohnte in einer Nebenstraße gleich um die Ecke. Als geschickte Schneiderin hatte sie in der Stadt sofort ihren Unterhalt gefunden. Sie brachte westlichen Schick und Farbensinn in die nordische Kargheit und Sprödheit und wurde von Tag zu Tag mehr begehrt. Nun hatte ihr Zustand ihrer Tätigkeit ein Ende gesetzt. Und natürlich sprach das Ketzergericht über sie sein Urteil. Aber bei ihrer Wirtin hatte sie es gut. Mutter Gerdes, eine alte Matrosenwitwe, die eine Plätterei betrieb, war frei von jedwedem Pharisäertum.

Als Evert bei seinem Nannchen eintrat, warf sie sich ihm in die Arme. Dann sah sie den Verband. „Wat is mit meinem Jung?" klagte sie auf. Aber kein Wort des Vorwurfs. „Js et schlimm? Tut et weh?"

Er lächelte und streichelte das liebe Gesicht, die hellbraunen Locken und küßte die großen, zärtlichen Augen. „Weh tut bloß, daß ich die Dummheit nicht lasse. Aber dies ist nun das letzte." Schon hatte er sich gesetzt und sie auf den Schoß genommen. „Jetzt wird nur noch fürs Examen gestrebt. Damit mein Herzensschatz schnellstens Frau Doktor wird."

Wie ein glückseliger Schreck weitete es ihre warmen Augen. Dann trübte sie ein feuchter Schimmer. „Ach, Liebster, wat muß ich mich so an dich hänge! Nun schleppst

du dich mit mir herum — als Klotz häng' ich dir am Bein —"

„Aber mein Kätzchen du — mein liebes, kleines, dummes."

„Du hast mich doch los sein wolle! Als du in Bonn Abschied von mir nahmst. Wenn's nach dir gegange wär' — dann säßest du hier und ich säß' da. Und du — ach ja, du hättest es ausgehalte ohne mich — ganz gewiß. Aber ich — nein, nein, ich war ja kein Mensch mehr. Ich konnt' mir nun mal nit helfe! Warum hast du mich nit heimgejagt — du — du!" Die kleinen Hände wollten den großen Jungen schütteln. „Vielleicht wär' ich dann umgekehrt, vielleicht, vielleicht auch nit —" Sie barg das Gesicht an seine Brust und trocknete in seinem Rock die Tränen.

Er nahm mit beiden Händen ihren Kopf.

„Kleines — was soll das immer wieder! Wir sind beisammen und bleiben beisammen! Und Gesellschaft werden wir bald haben, die liebste und schönste von der Welt."

Nun strahlte sie zu ihm auf. Aber dann zogen wieder die Schatten. Er blickte sie prüfend an und fragte als Arzt nach ihrem Befinden. Sie meinte, es ginge ihr gut. Nur manchmal käme solche Bangigkeit über sie. „Nicht eigentlich Furcht vor meiner Stund'. So ein allgemeines Angstgefühl. Ach so eine Angst vor allem, vor der ganzen Welt. Eine Angst vorm Leben. Und dann auch wieder richtige Angst vorm Tod. Dann ist mir ganz so, als ob ich sterbe muß — an unserm Glück."

„Ach du Dummchen, dafür werden wir schon aufpassen."

Und wieder barg sie ihren Kopf in seinen Arm, und er lachte sie aus und tröstete sie wieder mit all seiner Liebe.

Morgen, den ganzen Sonntag, wollte er mit ihr zusammen sein. Heute müßte er sich noch fest auf die Hosen setzen und büffeln, am Montag ginge die Examensschlacht weiter. Nahm zärtlichen Abschied und trat hinaus in den Sonnenjubel des Sommernachmittags. Erst wollte er nun doch noch die Lungen ein wenig auslüften.

Er hatte sein Mädel lieb, sehr lieb — aber das Band, das er trug, er fühlte es wohl. Eine Rosenkette, ja, aber mit spürbaren Dornen. So sehnsüchtig weit blickte sein junges Leben um sich. Soviel hohe Ziele ragten vor ihm auf. Ganz frei und ungehemmt ausschreiten und die Höhen nehmen — jetzt konnte er es doch nicht mehr.

Und da waren Aufgaben, für die er sich einsetzen mußte mit Leib und Leben! Gottfried Kinkel gefangen! Der Sänger, der Held, der deutsche Mann — er durfte nicht länger eingekerkert sitzen! Krampfte sich einem nicht immer wieder das Herz zusammen, wenn man daran dachte, wie sie im Zuchthaus zu Naugard ihn als gemeinsten Verbrecher behandelt hatten! Und in Spandau würde er es jetzt kaum viel besser haben.

Karl Schurz, der treueste der Knappen — seine ganze Inbrunst, sein ganzes Dasein setzte er an das Befreiungswerk. Gelang die Tat, kam es darauf an, den Befreiten aufs Schiff und über See fortzuschaffen. Verschiedene Zugangsstraßen zum Meer wurden von Freunden betreut. Hier auf der wichtigsten hielt Evert die Etappe. Noch hieß es warten. Die sehr sorgfältigen Vorbereitungen waren längst nicht abgeschlossen. Freilich drohte dem Nachrichtenverkehr immer größere Gefahr — auch hierzulande gewann das Metternichsche System rücksichtslosester Briefzensur immer mehr Platz. Für die vertrauliche Korrespondenz mußten die Freunde sich über ein Chiffresystem verständigen.

Evert war ins Laufen geraten und hatte schon die Bastion der alten Hafenbefestigung vor sich. Hier begannen die Wallanlagen, und die Zeit des Nachmittagsspazierganges für die Bürgersleute, zumal ihre Frauen und Töchter war angebrochen. Natürlich pflegten dann auch zur Schau, Begegnung und zartfernen Begrüßung die Studenten sich einzufinden. Heute allerdings mußten die Dämchen sich mit wenigen, dazu den frömmsten, sittenreinsten und gehorsamsten der Musensöhne begnügen — die Forschen tollten und kneipten noch auf der Fähre.

Einen Augenblick zauderte Evert, ob er nicht umkehren sollte. Aber das Auskneifen fiel ihm nun einmal schwer, und trotzig begab er sich auf die Promenade. Bis zum Tor wollte er gehen und dann noch einen stillen, einsamen Weg durch die Felder machen.

Zum Glück hatte er so gut wie gar keine Bekanntschaften. Vor keiner der Frauen und Mädchen, die ihm begegneten, brauchte er den Hut zu ziehen. Es war viel blonde Schönheit dabei, allerdings auch viel Steifes, Geziertes und Gespreiztes in den enggeschnürten Taillen, den weiten, geblümten Röcken mit all den Spitzenvolants, unter den buntbebänderten Schutenhüten und den gefallsüchtig malerisch um die Schultern geschlagenen farbigen Kaschmirschals. ‚Ihr Puppen', dachte Evert. ‚Die Leichtigkeit fehlt euch denn doch für dieses Farbenspiel, in dem der rheinische Geist meines Nannchens sich auswirkt. Aber Wuchs und Rasse und Schmelz der Haut und Augen

von sonderlich blauer Tiefe — dies soll euch nicht bestritten werden.'

Mehr als eine warf einen verstohlen prüfenden Blick nach ihm hin. Hier und da tuschelten auch ein paar sich an — sie wußten, wer er war, und sie wußten von ihm. Daß er solch ein sittenloses Liebesverhältnis hatte, machte ihn als Wüstling unheimlich und interessant.

Nun ist Evert am Tor. Er läßt es links liegen und wendet sich zu den versprengten Häusern und Gehöften der Vorstadt. Ein paar Landsitze noch. Dann ist er auf freiem Felde. Hügelan geht der Weg. Von oben reicht der Blick über das haffartige Flußbecken. Hier bleibt er stehen und hält Umschau in die sommergoldene Welt.

Hinter ihm kommen zwei Menschen. Er kennt sie gleich an den lendenlangen Schritten. Ein Entrinnen gibt es nicht, und vermutlich haben sie auch ihn erkannt: Professor Peter Boekholt mit seiner Tochter Brigitte.

Ihm ist nicht nach Menschen zumut. Aber wenn er schon sprechen soll, dann am liebsten mit ihnen. Und er geht ihnen entgegen.

Da er den Hut zieht, merken sie gleich, was mit ihm geschehen ist.

Boekholt schüttelt den Kopf. „Evert!" tadelt er den jungen Freund. „Daß da drüben doch wieder was los war, weiß ich von Brigitte. Aber daß Sie auch —!"

„Ich könnte ja sagen, daß eine abgesprungene Klinge über mich hingewetzt ist." Er lächelte ein wenig unsicher.

„Ihr seid doch wie die Kinder. Durchsickern wird ja bestimmt etwas. Und wenn euch nicht ein Gott schützt, dann kann nur die menschliche Eitelkeit euch retten."

Brigitte, unwillig und besorgt zugleich, forschte nach. „Du meinst, der Rektor wird es nicht wahrhaben wollen, daß man seine Verbote so wenig respektiert — daß man sie schon am ersten Tage übertritt?"

„Derartiges könnte geschehen."

„Und wo ist Wilken?"

Jetzt nahm Evert keinen Anstand, von dessen Eulenspiegelstreichen, von dem Bierulk zum Schluß zu erzählen. — Die beiden bekamen nun doch lachende Augen.

„Damit steigen eure Chancen," sagte der Professor. „Daß bei der Untersuchung nun auch noch solche Farce herausspringt — Magnifizenz wird es doch wohl sorgsam vermeiden."

Brigittes sportlicher Sinn aber konnte die Frage nicht lassen: „Mit wem haben Sie gefochten?"

„Mit Reginald Kupp."

„Und hat er was abgekriegt?"

„Eine ziemlich deftige Tiefquart."

„Das gönn' ich dem Laffen." Und sie zeigte sich versöhnlicher.

Eine Freude war sie für Evert anzusehen in ihrem losen Wanderrock von hellblauem Leinen und der leichten Bluse über ungeschnürter Brust. Die in den Volantreifröcken nannten sie Mannweib.

Der Vater war mit ihr nach seinem Laboratorium unterwegs. Er besaß ein kleines am Flußufer gelegenes Anwesen. Dort hatte er eine botanische und zoologische Station eingerichtet. Hier hielt er auch seine Vorlesungen. Dieser Anschauungsunterricht in der freien Natur war neu, war bahnbrechend, war revolutionär. Die Perückenköpfe schüttelten die Ohren. Sie verlangten den grünen Tisch. Sie forderten Herbarien und Präparate. Und die Behörde — Freilicht und Freiluft, Herde der Unbotmäßigkeit! Er lachte die löschpapierenen Seelen aus, seine Schüler blickten begeistert zu ihm auf. Hier wuchsen die starken Wurzeln des neuen Werdens, hier war er am Werk, der geistige Umschwung. Hier wurde nicht geredet und parlamentiert, hier wurde wirklich geschaffen, ehrlich und mit unbeirrbarem Blick ins Weite und nach oben.

Alles, was umstürzlerisch in Evert aufbegehrte, diesem Lichtbringer konnte es huldigend sich zu Füßen legen. Und sein Sinn war voll Jammer: ‚Warum habe ich in meiner Fachwissenschaft nicht seinesgleichen? Warum gibt hier der trägste Stillstand, der traurigster Rückschritt ist, den Ton an?'

Er hatte sich verabschiedet, es rief ihn zu seiner Arbeit.

„Glaubst du, daß Soltwisch ihn durchlassen wird?" fragte Brigitte mit zornigem Zweifel. Aber darin war auch der Unwille über Evert selbst.

„Seine sittliche Note!" sagte der Vater nachsinnend, und er blickte klar und scharf. „Würde er das Mädel mit dem Kinde im Stich gelassen haben, fänden gewisse Leute ihn einwandfrei."

Diese Leute — zu denen Soltwisch und Genossen gehörten — durfte Brigitte nun freilich von sich abtun. Aber bitter schmerzlich sah sie vor sich hin, peinlich berührt von allem. Und nun kam es heraus, jung und herbe: „Wenn er als Doktor sie zu seiner Frau machte und sie bei uns einführte — man wüßte doch nicht recht, wie man sich zu ihr verhalten sollte."

„Zu der Frau eines Freundes?" fragte er mit bedeutsamer, bewußter Ruhe. Wohl verstand er diese jungmädchenhafte Engherzigkeit. Dreinreden mochte er nicht. Das Leben selbst mußte ihr darüber hinaus-

helfen. An ihrem Erröten, wenn er es gewahrte, deutete er nicht weiter. Sie aber sprang ab von Evert und den Fragen um ihn herum — dem andern Kreise wandte sie sich jäh wieder zu, mit dem ihr Zorn Fühlung suchte.

„Diese Soltwisch und diese Resedanz, Vater! Daß ihr diese in eurem Kollegium duldet! Wie schön wäre es an unserer Universität ohne die!"

Er zuckte die Achseln.

„Dann muß von der Jugend die Rettung kommen! Wenn die Studenten nicht mehr bei ihnen hören! Wenn keiner mehr bei ihnen belegt — was dann?" flammte sie auf.

„Sie sitzen in der Prüfungskommission, Kind. Und — hältst du denn die Jungen alle für Idealisten!"

„Wie können sie das sein — wenn sie in einer so gemeinen Zwangslage stecken! Ach Vater" — und nun sagte sie das gleiche Wort, das vorhin ein anderes junges Weib aus anderem Gefühlsdrang und anderer Not hervorgestoßen: „Manchmal bekommt man seine richtige Angst vorm Leben."

★

Peter Boekholts Menschenkenntnis hatte recht behalten. Die Eitelkeit Seiner Magnifizenz wachte als Schutzengel über der Jugend und bewahrte sie vor den Folgen ihrer Untaten.

Zuerst freilich hatte die Wut des Rektors wild nach Opfern verlangt. Dann fand sie ihre Ausflucht. Die studentischen Zweikämpfe waren ja unter das gemeine Recht gestellt! Hier hatte also lediglich die Polizei einzugreifen und zu ahnden. ‚Der Herausgeforderte und unter Umständen der Blamierte bist du also, Polizeisenator Doktor Havemann! Weiter niemand als du!'

Gleichwohl hatte Evert, der vom Frevel Gezeichnete, im Examen nichts zu lachen. Alle denkbaren Pflasterkünste hatte er angewandt, um an seiner Wunde die bösen Kennzeichen zu vertuschen. Schade, daß bei der Kürze seiner höchstpersönlichen Haartracht sich nichts hinüberkämmen ließ — jetzt beneidete er fast die Kommilitonen um ihre langen lyrischen Locken oder die wüsten Schöpfe, die der brave alte Friedrich Wilhelm Zachariä seinerzeit mit dem Verse gegeißelt: „Dein ungekämmtes Haar gleicht einem Krähenneste!" Aber es mußte auch so gehen, und mit frecher Munterkeit machte er sich auf den Weg zum Krankenhaus, wo er heute von seinen praktischen Kenntnissen Zeugnis ablegen sollte.

Junge Stimmen sangen in den Morgen. Peter Boekholt zog mit seinen Zuhörern über die Wallanlage nach der Forschungsstation am Fluß. Das war ein herzfrohes Schaffen und Streben. Die alten Leimsieder natürlich machten drei Kreuze davor — diese lärmende Ungebundenheit, wie weit war von ihr der Weg zur Auflehnung, zum Umsturz schlechthin! Evert aber schlug im Gleichtakt das Herz.

Dann begegnete er Wilken. Der war nach dem „archäologisch-philologischen Museum" unterwegs, das Resedanz' haschende Vielseitigkeit großspurig ins Leben gerufen hatte und wo er seine Vorlesungen hielt.

‚Eine orientalische Abteilung ist das Neueste. Der Prinzenreise zu Dank. Immer mehr Charlatanerie bei dem Mann. Aber — er versteht's! Er, der nichts versteht.'

Soltwisch lief blau an vor Grimm und Groll, als er die verpflasterte Stirn seines Prüflings sah. Diese Unverschämtheit stank denn doch geradezu pestilenzialisch gen Himmel. Und dazu schweigen müssen! ‚Aber wart', Junge, warst du noch nicht reif, jetzt wirst du glatt vom Baum geschüttelt.' Kaum eine der Auskünfte und Antworten des Kandidaten, die nicht Tadel, Ablehnung, Widerspruch hervorrief.

Evert erkannte gleich, daß hier eine tödliche Feindseligkeit gegen seine Person sich austobte und daß er nichts zu verlieren hatte. So setzte er sich denn selbst in Positur, nahm kein Blatt vor den Mund und verfocht rücksichtslos seine Meinung. Bekannte sich zu der Kernschen Wundbehandlung, verurteilte die furchtbaren Deckverbände, erklärte das Bestreben, die verletzten Gewebe vor der Berührung mit Luft, insbesondere mit dem argwöhnisch betrachteten Sauerstoff zu schützen, für ebenso lächerlich wie mörderisch. Wies in einem Fall den Professor, der vor starrer Mundsperre nicht mehr zu sich kam, darauf hin, daß die Unempfindlichkeit der Wunde, auf die er sich etwas zugute tat, nichts weiter sei als eine allgemeine Benommenheit des Patienten, eine beginnende Bewußtlosigkeit, die das Schlimmste befürchten lasse. Solch beispiellose Unverschämtheit, im Ton der Belehrung, Donnerwetter nochmal — sie schlug dem Faß den Boden aus.

Schluß! Unfähigkeit des Kandidaten! Kenntnislosigkeit, durch unbelehrbare Voreingenommenheit und unqualifizierbar anmaßendes Besserwissenwollen aufs stärkste erschwert. Die Prüfung ist nicht bestanden.

Evert hatte den Ausfall vorausgesehen. Als ihm das Ergebnis offiziell mitgeteilt wurde, rollte nun doch das Blut durch ihn in schweren dunklen Wogen.

Was nun? Er ging um die Stadt herum, der Erschütterung Herr zu werden.

Sein erster Gedanke war: gleich nach Bonn zurück und dort die Prüfung ablegen! Aber — konnte er Nannchen allein lassen? Mit ihm zu reisen war sie nicht mehr imstande. Und dann — hatte er hier nicht einen Posten bezogen? Für das Befreiungswerk und die Flucht! An seine wirtschaftlichen Verhältnisse mußte er denken. Sein schmales, von den Eltern ererbtes Vermögen ging mit Macht auf die Neige. War noch der kleine Silberschatz von Tante Amalie da. Was würde die Entbindung kosten und dann das Kind?

Und plötzlich wieder mußte er laut auflachen. Wie er dem Ignoranten die Zähne gezeigt und ihn heillos ins Gedränge gebracht hatte! War nicht der andere der Durchgefallene? Das brachte ihn einigermaßen wieder auf die Höhe. Und nun regte sich ein gesunder Hunger in ihm.

Zu seinem Freund Wilhelm Prüter ging er. „Skandinavia“ stand an dem kleinen Haus in der Strandstraße. Vorn war eine Matrosenkneipe, in der großen hinteren Stube verkehrten Studenten. Nirgendwo gab es einen besseren Tropfen.

Willem, ein alter Fahrensmann mit breitem, braunrotem Gesicht, grauer Freese und wuchtigem Leib, grüßte Evert, der sonst nur Abendgast war, besonders herzlich zu der ungewohnten Zeit. Immer aus dem kurzen Kalkstummel schmökend, der nur bei Katastrophen den Mund verließ.

In den Matrosenzimmern war lautes Treiben. Die Leute der ‚Najade‘ feierten sich aus. Getrunken wurde, gelogen und gelacht, daß die Balken sich bogen. Gerieten zwei allzu hitzig aneinander, daß die Fäuste oder gar die Messer zuckten, dann hob Willem mit einem heisern „Kinners!“ halb beschwörend, halb bedrohlich seine übermenschlichen Vorderflossen — nichts auf der Welt, was beruhigender wirkte.

Evert war hinten der einzige Gast. Willem konnte nur kurze Zeit bei ihm sitzen.

„Ich brauch' das Zimmer heute abend für eine kleine Gesellschaft. Ich will feiern. Ich bin gerasselt.“

Hm. Eine solche Feier aus solchem Anlaß sah Evert Klarenbeek ähnlich. „Hebben de Kierls ümmer vörbifragt?“ meinte Willem mit ingrimmigem Schmunzeln. Leid tat es ihm doch. Aber Leichenreden waren nicht beliebt.

Und am Abend fanden die Freunde sich ein. In den Seemannsstuben ging das Zechgelage vom Morgen her weiter. Auch bei der Examensfeier gab es keine Traurigkeit. Für Evert, der sehr gelassen blieb, schimpften die andern sich aus. Dann stürzte sich der helle Zorn auf die Not der Zeit, auf die Unterdrücker, auf das Schergentum. Und als erstes Lied sangen sie die Verse des teuern Mannes in Banden:

> Weil wir denn versammelt sind
> Bei der Gläser Klingen,
> Laßt der heil'gen Freiheit uns
> Dieses erste bringen;
> Die wie Frühlingsluft und -lust
> Labt des Mannes starke Brust,
> Ihr vor allen Dingen!
>
> Bruder rechts und Bruder links,
> Reich' mir deine Rechte!
> Ob du Zion oder Genf
> Rufest im Gefechte;
> Wendest du dein Haupt gen Rom,
> Betest du im Eichendom —
> Hasse nur die Knechte!

Dann, von Wilkens Frohmut beflügelt, erhob man sich auch über die Zeit. Es wurde regelrecht kommersiert, und es schwoll die Lust der Lieder. Eben sangen sie:

> Laßt die Manichäer immer klopfen,
> Ich verriegle meine Stubentür,
> Der Gestank von solchen Wiedehopfen
> Kommt mir völlig unerträglich für —

Da erscholl von vorn ein Tumult mit so wildem Gebrüll und Geschrei, daß ihnen die melodischen Töne in der Kehle stecken blieben.

Sie sahen sich an, und dann stürzten sie hinaus. Eine wilde Bluttat war geschehen. Ein Matrose hatte nach wüstem Zank, gegen den die Prankensprache des Wirts sich machtlos erwies, einen der starken Eichenstühle zerschmettert und seinen Gegner mit dem Stuhlbein zu Boden geschlagen. Er selbst war von Willem gepackt wie eine Bombe aufs Straßenpflaster geflogen. Nun war alles um den Bewußtlosen beschäftigt, der, von Blut überströmt, auf den Dielen lag.

Evert drängte sich durch und kniete zu dem Gefällten hin. Fürchterlich war der Mann zugerichtet. Der Schädel eingeschlagen, die Decke handbreit zertrümmert, zersplittert — ein Wunder, daß der Mann noch lebte. Zuerst galt es das Blut zu stillen. Die Arterien abfangen. Evert, der sein kleines Instrumentenbesteck immer bei sich trug, machte sich ans Werk und gab seine Anordnungen. Inzwischen war einer zu Professor Soltwisch gestürzt, der in der nahen Mönchstraße ein eigenes Haus bewohnte. Bald war der große Mann zur Stelle. Er schnob aus der Höhe, alles machte ihm ehrfurchtsvoll Platz.

Heftig, beinahe feindlich, da er Evert erkannte, ward seine Diagnose und Bestimmung. „Hier ist keine Hilfe mehr. Der Mann ist im Sterben. Die Bemühungen, das Blut zu stillen, zwecklos und widersinnig.“ Er plusterte die Backen auf zu un-

abweisbarer Erkenntnis. „Mehr als ein Siebentel des os frontis und der ossa parietalia zertrümmert, da gibt es keine Rettung!"

In Evert lachte und höhnte alles. ‚Mehr als ein Siebentel — fehlt nur noch, daß er das Bandmaß herausholt!'

Nun nahm der Herr über Tod und Leben den Puls des Bewußtlosen. „Mit dem Mann ist es vorbei!" Wandte sich an den Wirt: „Sie besorgen die Personalien. Ich stelle dann den Totenschein aus." Sprach's und trug sich hoheitsvoll aus dem Zimmer.

Aber da sich die Tür gerade hinter ihm schloß, begann das Gesicht des Leblosen, um den sich Evert ungestört weiter bemühte, ohnehin zu zucken, die Nase fing an, leicht zu beben und zu schnüffeln — vielleicht kräuselte sie das Todesurteil Soltwischer Weisheit — und nun nieste sie leise.

Alles sah sich an. Eine Matrosenkehle lachte rauh und unverzagt los. Einer rief fröhlich: „Gesundheit!" Und nun gab es kein Halten mehr. Ein jäh aufbrausendes Gejohle war es, was dem davonschreitenden Oberbonzen der Heilkunde das Geleite gab.

Soltwisch wollte seinen Ohren nicht trauen. War es menschenmöglich? Soviel Roheit gab es in dieser besoffenen Horde — nicht einmal den Tod respektierten sie! Und in dieser Atmosphäre hielt sich der Klarenbeek auf. Dazu heute, nachdem er im Examen gescheitert war! Das mauvais sujet — wie es leibt und lebt!

Eine ganze Reihe von Studenten waren noch außer ihm da. Oh — fingen die an, mit den Seeleuten zu fraternisieren? Entwickelte sich so vielleicht eine Brutstätte neuer Umtriebe? Es galt, die „Skandinavia" im Auge zu behalten.

Evert war mit den Arterien fertig geworden. Ein Feuer brannte in ihm. Die leidenschaftliche Hingabe, ein Menschenleben zu retten, dem Tod, der schon zupackt, seine Beute zu entreißen — hier wurde sie noch entflammt durch die hochfahrende Unfähigkeit des Feindes und durch den Ehrgeiz eigenen Könnens und Vollbringens.

Er traf weiter seine Anstalten. Ein Zimmer des Gasthauses wurde für den Verletzten bereitgestellt. Mit aller Macht rang Evert darum, das kümmerlich flakkernde Lebenslicht zu wahren. Die ganze Nacht wachte er bei dem zu Tode Getroffenen.

*

Tagelang ging es um Leben und Sterben. Evert wich kaum von dem Leidenden. Die erste Zeit kam er nicht aus den Kleidern. Zwischendurch sah er wohl nach seinem Mädchen, das ihn als Arzt noch nicht brauchte. Sie erschrak über sein Aussehen, aber sie begriff, daß seine Aufgabe ihn so ganz hinnahm. Ihm halfen ihr Verstehen und ihre Liebe.

Nach einer Woche etwa, als er seinen Frühkaffee mit Willem Prüter trank, konnte er berichten. „Jetzt, glaub' ich, kriegen wir ihn durch."

Der Herbergsvater nickte ihm zu mit schwer leuchtenden Augen. „Was haben Sie aberst auch für ihn getan."

„Das meiste getan hat er selbst mit seiner Natur."

„Na ja, 'n meckelbörger Kopp! Dor kümmt ook Eeekenholt nich gegen an. Aberst — aberst — aberst —! Wenn er Sie nicht gehabt hätte! Wenn ich an den alten Soltwisch denke" — und nun qualmte aus der Pfeife ungebändigter Zorn — „der olle Schwabbelbauch un Schwabbelkopp! Es ist vorbei! Hahaha! Dat wier beprost't! Un so'n Kierl is nu Großherzogliche Geheime Rat un wat süs noch all!"

Evert brachte die Sprache auf den Kranken. Der sei ein Kind der Stadt, ein älterer Matrose, viel befahren, meist hatte er bei den Inglischmän gesteckt. Vorderasien kenne er gut. Sogar an englischen Forschungsreisen im Innern habe er teilgenommen. Als ein Matrose von der „Najade" sie hier mit allzu dicken Lügen aus dem Orient dumm machen wollte, da ließ er sich das nicht gefallen. So kam es zu Streit und Handgemenge.

Jetzt fand auch Wilken wie täglich zur Nachfrage sich ein. „Großartig, Evert! Wenn du den Mann gesund kriegst, Soltwisch seinen Toten, was glaubst du, was damit lebendig wird! Und was damit in die Grube fährt! Nicht abzusehen für uns alle, für unsere Universität, für unser Land!"

So hoch ging nun Evert nicht in die Lüfte. Komplikationen waren jederzeit noch zu erwarten. Immerhin sprach er durchaus nicht hoffnungslos zu den Freunden über das weitere Verfahren.

„Der Mann behält ein Loch im Schädel, daß man die Faust hineinlegen kann. Mit offenem Kopf darf er natürlich nicht herumlaufen. Ich werde ihm eine Silberplatte einsetzen. Eine Zuckerschale aus Tante Amalies Erbschaft habe ich schon dafür ins Auge gefaßt."

Eine Woche später, und die Operation wurde ausgeführt. Der Patient Karl Düker hatte jetzt nur für den Heilungsprozeß zu sorgen, dafür, daß das Narben-

gewebe sich richtig und fest um den Einsatz schloß. Und er gab sich denn auch weiterhin alle Mühe mit sich selber.

Inzwischen waren die Universitätsferien angebrochen. Die Professoren mit ihren Familien wie die meisten Studenten verließen die Stadt. Peter Boekholt wollte mit seiner Tochter an die Nordsee. Wilken hatte lange mit sich gerungen, ob er nicht eine Möglichkeit herbeiführen sollte, sich ihnen anzuschließen. Dann gab er sich einen Ruck und blieb zu Hause, um emsig für den philosophischen Doktor zu arbeiten — immer in Gedanken an Brigitte.

Evert hatte ein Kraftwort sprechen müssen, daß der Freund nicht jetzt schon den „interessanten Fall" an die große Glocke hängte. Vor allem sollte erst einmal die Heilung wirklich vollzogen und jede Gefahr vorüber sein. So wußte weder Professor Boekholt noch Brigitte von dem, was sich unmittelbar an das verunglückte Examen wie ein Hohn auf diese Prüfung angeschlossen hatte.

Ihre Teilnahme an Everts Mißgeschick wie ihren neuangefachten Zorn gegen Soltwisch hatte Brigitte lebhaft genug bekundet. Gern hätte sie Evert selbst gesprochen. Als sie dann erfuhr, wie sehr gerade jetzt seine Freundin auf ihn angewiesen sei, hielt sie sich zurück und verschloß sich ganz in sich selbst.

Wilken fühlte es wohl, was in ihr vorging. Und es gab bittere Kämpfe zwischen Freundschaft und Liebe. Auch seine Laufbahn kam mit der Kameradschaft ernstlich ins Gedränge. Er wollte sich als Privatdozent habilitieren. Dazu brauchte er die Gönnerschaft von Professor Nesedanz. Der aber marschierte mit Soltwisch Arm in Arm, sie beide eine Firma sozusagen. Gegen einen von ihnen gab es keinen Kampf, beide mußten sie daran glauben. Und hier lag der Konflikt. (Schluß folgt)

Die falsche Nachtigall. Von Kurt Geucke

**Es sang eine falsche Nachtigall
Des Nachts um halber Zwölfe.
Sie sang mit so süßem, lockendem Schall:
Der galt wohl der holdesten Elfe!
„Annemarie! Annemarie!
Mach' auf den Riegel ... Dulliodü!
Mach' auf deinem Liebsten, Annemarie –
Dulliodü ... dulliodü!"**

**Die Käthe, die Anne, die Lotte-Sophie,
Die Grete, die Hanne, die Rosemarie:
Sie alle drehten das Köpflein im Bett
Und stießen ein Zehlein am knarrenden Brett
Und hielten die Ohren und spannten die Brust:
„Ach, hätt' um mein Sehnen der Herzschatz gewußt!
O falsche, gar falsche Nachtigall,
Wie süß doch ist dein Wonneschall!
O säng' so ein Vöglein auch meiner Nacht:
Wie gerne wär' ich dem Trauten erwacht!" –
So Käthe, so Anne, so Lotte-Sophie,
So Grete, so Hanne, so Rosemarie!**

**Und draußen die arge Nachtigall,
Des Nachts Dreiviertel vor Zwölfe,
Trug weiter des Lockrufs verfernenden Schall –
Wo hört ihn die lauschende Elfe?
„Annemarie! Annemarie!
Tu auf den Riegel ... Dulliodü!
Tu auf deinem Liebsten – Mädel! Marie!
Bist du's? –"
Ich bin's! –
„Dulliodü! ..."**

Therese Krones / Von Paul Wiegler

Im Herbst 1810 war Ferdinand Raimund mit Kindler und der Madame Grünthal im Gasthaus, als eine sonderbare Gruppe seine Neugier weckte: ein Ehepaar mit einem etwa zwanzigjährigen Sohn und einer vierzehnjährigen Tochter. Der Vater klein, mit ungeheuren Brauen, schwarzem Strohhut, lebkuchenfarbenem Rock, engen, gelben Lederhosen, Kappenstiefeln und einer riesigen Reisetasche. Die Frau hatte einen hohen, himmelblauen Seidenhut, auf dem Federn, Blumen und ein Strohbusch hockten, und einen Männerschlafrock mit lackiertem Ulanengürtel. Der Sohn einen grasgrünen Frack und eine rote Nankingweste. Die Tochter, groß und mager, ein gelbes Überröckchen mit roten Bändern, weiße Höschen bis zur halben Wade, eine polnische blaue Mütze und einen vermotteten Muff. Der Alte war der Schauspieldirektor Krones aus Bielitz. Er wollte mit seiner Frau im Josefstädtischen Theater auftreten. Die Tochter, Therese, gab, wie sie erzählte, Geniussinnen, junge Mädchen, die die Liebe noch nicht kennen, sentimentale Fräuleins, die umgebracht werden, die Emilia Galotti und die Trudel in Samäts „Feuerbär". Die Familie Krones debütierte in der „Teufelsmühle am Wienerberge". Der Vater sang die Baßpartie, Therese war der Schutzgeist Jeriel. Aber sie fielen durch, auch im zweiten Stück des verhängnisvollen Abends, das in der slowakischen Stadt Tyrnau ihr Schlager gewesen war, „Der Geist des alten Schreckenhorn, oder: Das Blutgericht in der schwarzen Grotte", frei nach Dellarosa und Spieß, mit Tänzen und einer Kohlbauernhochzeit. Sie verschwanden aus Wien und erfreuten mit ihrer Kunst Kittsee.

Elf Jahre später sah Raimund die Krones wieder. Er war nun Komiker und Regisseur im Theater in der Leopoldstadt, der Bühne in der Jägerzeile, der Praterstraße, für die Hafner seine Possen geschrieben hatte, die ihre Volkstümlichkeit Laroche, dem Kaspar, verdankte und Hasenhut, dem Thaddädl. Jetzt hieß der Direktor Johann Sartory; ein korpulenter Mann mit kupfrigem Weinbeißergesicht, wie ein Postpferd schnaubend, ungebildet und stolz auf seine beste Rolle, den Fähnrich Rummelpuff in der „Falschen Primadonna". Vom Hofburgtheater über Brünn kam Josef Korntheuer, an dem alles lang war, Gesicht, Nase, Füße und Hände, burlesk in Ehemännern unter dem Pantoffel und verzerrten Charakteren, schläfrig-schleppend in der Sprache, ein Stegreifredner. Ignaz Schuster war der berühmte Staberl, der Wiener Hanswurst. Noch gefangen war Raimunds Genie, erkrankt an der Unglücksehe mit Luise Gleich, zu der ihn das zischende Strafgericht des Galeriepublikums getrieben hatte, und an der dumpfen Leidenschaft für Toni Wagner, das Bürgermädchen.

Die Krones, die junge Lokalsängerin aus Agram, fand keinen leeren Platz vor. Madame Raimund behauptete auch nach der Scheidung den ihren; später ging sie ins Theater an der Wien. Und Jeannette Huber war da, anmutig und schalkhaft in Dialektrollen, üppig gebaut, mit leise welkendem Antlitz. Die Krones erschien als Evakathel in „Evakathel und Schnudi, oder: Die Belagerung von Ypsilon", einer Travestie von Perinet. Schon engagiertes Mitglied, war sie die Rosel in „Doktor Fausts Mantel". Und allmählich siegte ihre Keckheit.

Allmählich nur. Denn ihre Benefizvorstellung, in „Zwei Worten" und in der Gesangsposse „Die goldenen Kohlen", war ein Mißerfolg. Nach der Komödiantensitte hatte sie selbst die Logenbilletts feilbieten müssen; die reichen Gönner blieben fern. Die halbe Einnahme, die ihr zufloß, machte 64 Gulden aus. In den „Zwei Worten" erwies sie, daß sie zu ernster Empfindung nicht berufen war. Der Administrator Dr. von Manquet gewährte ihr einen günstigeren Vertrag. Aber entdeckt wurde sie, als sie darauf geriet, oberösterreichische Volkslieder in ihre Partien einzulegen. „Wenn's im Mond Leut' gibt," sang sie, „so sind die hübsch kalt"; das war geschaffen für ein Quodlibet. „Gib's mir außer," sang sie, „was d' mir g'stohlen hast, mein Herz"; das erregte Furore im „Blöden Ritter". Sie hatte Streit mit der Huber; aber sie lernte von ihr. In einer Lokalposse für den Neujahrstag 1823 war der Huber eine Schulmeisterin zugedacht, die Frau Ignaz Schusters, des Schustermeisters. Sie erkältete sich bei den Proben; die Krones, die nur eine Magd hätte sein sollen, löste sie ab. Sie war bestrebt, ihre Rivalin nachzuahmen, wie sie Lichter und Schatten aufzutragen. Die Galerie klatschte ihr begeistert zu. Dann stieß sie mit der Huber heftig zusammen. Sie war eitel geworden und spottete, die „Wurstlerei" der Kollegin imponiere ihr nicht mehr. Zank in der Garderobe. Die Huber schimpfte über die Provinzmanieren der Seiltänzerin aus Agram. Kornreuther trennte die Weiber, Raimund, der Melancholiker, mahnte sie zur Ruhe. Aber bald darauf verabschiedete sich Jeannette, um einen Baron zu heiraten, in der „Fee aus Frankreich".

Im November 1823 schrieb Saphir, der „Charlatan", der „theatralische Buschklepper", dessen brennender Witz Raimund empörte, über die Krones: „Demoiselle Krones läßt sich spielen, und das gibt ihrem Spiele eine gewisse stoische Annehmlichkeit, ja man könnte ihr Spiel Bleizucker nennen; diese gewisse Unbehilflichkeit ist die Norm derjenigen Personen, die sie personifiziert, und

gefällt mit Recht." Boshafter noch äußerte sich der „unverfroren frivole" Castelli über den Liebling des Leopoldstädter Theaters, die freie, ja freche Künstlerin, die mit ihrer eigenen Nichtswürdigkeit kokettiere, eckige Bewegungen, Arme, dünn wie Leimruten habe, aber durch Schwingungen und Biegungen ihren Körper für die Lorgnetten der Roués ins Licht stelle: „Es waren Worte, welche aus ihrem Munde gingen, und die man einem Manne nicht verziehen hätte, welche sie aber so hervorzulispeln verstand, als wenn sie gar nicht wüßte, was sie ausdrücken." Doch sogar Castelli bestätigte ihr, sie habe schöne, große Augen. Sie war der Gamin, der Lausbub von Wien, die deutsche Déjazet.

Die erste Raimund-Rolle, die sie erhielt, ist die Prinzessin Zoraide im „Barometermacher auf der Zauberinsel", die Tochter des Zauberers Tutu, die von sich sagt: „Alle, alle werd' ich noch zu meinen Füßen sehn, mich allein müssen alle lieben und vor Liebe vergehn." Die „falsche Personag", das „meineidige Gareisel", die „saubere Mamsell", die ihrem Freier Horn, Stab und Gürtel abluchst, gegen ihre Zofe Linda ausverschämt ist und vom Feigengenuß eine unförmige Nase kriegt. Diese Zoraide war in der Premiere die Huber; dann funkelten die Augen der Krones unter dem seidenen Turban. Aber sie wurde die Mariandel im „Diamant des Geisterkönigs". Die böhmische Köchin, der Schatz des Dieners Florian Waschblau, sein „Zuckerkandl" und „Herzensbinkerl", der „Dalk", der in Treue wartet, bis Florian von der Luftfahrt wiederkehrt, und der mit ihm das Volk ist, in der Kulissenoper von Magiern und Genien, von Nymphen und verhexten Pudeln, von Palasttreppe und Segelschiff, von Silbersee und Statuen auf Postamenten. Und Raimund war Florian Waschblau. Die Krones trat mit ihm auf in „Lindane" von Bäuerle und Kanne, sie Rosamunde, der Schützling der Fee. Sie feierte Triumphe in einem Quodlibet „Die beiden Spadifankerln". Sie spielte ohne ihn, mit Ignaz Schuster, „Gisperl und Fisperl", und der Applaus dauerte fast so lange wie ein Akt des Stückes. Sie war die Jugend in Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt", dem „Bauer als Millionär". In seinem Prunkschloß saß Wurzel, saß Raimund, schwatzend und lachend, mit zitterndem Ton, dem Girardi-Ton. Hinter sechs Pagen und sechs Mädchen hüpfte die Krones in den Saal, in kurzem Beinkleid von weißem Kaschmir, weißer Atlasweste mit Silberknöpfen, rosenrotem Frack und weißem Atlaszylinder mit Rosenband. Sie sprach in einem Hochdeutsch, das nach dem Preußischen klingen sollte. Resignation verdrängte die Heiterkeit. Die Jugend sang: „Brüderlein fein, Brüderlein fein, mußt nur ja nicht böse sein! Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehn." Zart sang es die Krones, ein braungelockter Postillon, und entschwebend wie ein Traum.

Sie spielte in Raimunds „Gefesselter Phantasie". Er Nachtigall, Harfenist aus Wien, der Raimund und Beethoven im Bierhaus, der grobe Narrendattel und Gaukler, der von Vipria in die Zauberlandschaft entrückt wird, sie die Phantasie in Ketten mit den beschnittenen Flügeln, die das gelassene Schlußwort hat. Jedoch die Zuschauer waren feindselig kalt; und damals hatte sich schon, dicht neben dem Leben der Krones, ein Kriminaldrama, das auch sie beinahe ins Verderben, in die Infamie hinunterriß, vollzogen.

*

Sie hatte nie eine Tugend geheuchelt, die ihr, dem Kinde des Schmierendirektors, des Vaganten, fremd war. Kaum in Wien, schwärmerisch verfolgt von einem jungen Kroaten, dem die Theaterleute den Spitznamen „die Gurli aus Agram" anhängten, wurde sie die Freundin eines Barons. Dann erhitzte sie sich für einen „englischen Reiter", der bei der Zirkustruppe de Bachs im Prater engagiert war, einen kleinen, schönen Italiener, der sie prügelte. Sie hatte eine Liebschaft mit Kornreuther; aber er überraschte sie im Gasthof „Zum Lamm" und quälte sie mit seiner Eifersucht. Auch der finstere Raimund wehrte sich nicht gegen ihre naiven Lockungen. „Was für eine Krones?" fragte er seine Toni, die ihn anschuldigte, er verberge ihr etwas, in einem unsicheren Brief. Die Krones und Julie Walla seien die beiden liederlichsten Frauenzimmer von Wien, sagt der strenge Memoirenschreiber Castelli. Doch am meisten befaßte man sich mit ihren Gläubigergeschichten. Sie war ein unverbesserliches Opfer für Wucherer, die sie zwangen, auch Kästenbeschläge, türkische Pfeifenrohre, Damenbretter und Pomadentiegel zu nehmen. Einem der übelsten, einem blinden Mann in der Leopoldstadt, der sie und die Walla ausbeutete, sollte sie für ein Kapital von 250 Gulden dieselbe Summe an Monatszinsen zahlen. Der Dr. von Manquet half ihr und drohte diesem Wucherer mit einem Prozeß. Von einem schuftigen Advokaten wurde sie gepfändet; dem Sollizitator, der nach ihrem Schmuck und ihren Kleidern auch ihr Bett antasten wollte, gab sie eine Ohrfeige, daß ihm die Perücke herunterflog. Sie hatte Umgang mit polizeilich bekannten Vermittlerinnen. So war sie in den Händen einer Frau von Tusch, die in einem Hause der Jägerzeile die Beletage gemietet hatte, der Witwe eines rumänischen Bojaren, die Soiréen gab, mit Tanzmusik von Strauß und Lanner; auf ihren Fêten versammelten sich die aristokratischen Kavaliere.

Dann wurde der Name der Krones mit dem eines Gauners Göbler oder Dapache genannt. Er rechnete sich zu den eleganten Zirkeln, hatte die besten Empfehlungen, sprach perfekt Französisch, Italienisch und

Englisch und trachtete mit Glück nach einer diplomatischen Karriere. Vor seiner Wiener Zeit hatte er wegen grober Einbrüche in Frankfurt, Offenbach, Darmstadt und Mainz mehrjährige Kerkerstrafen verbüßt. In Wien beging er über dreißig Diebstähle. Er wurde ertappt, als er sich am hellen Tage in die Privatwohnung eines reichen Kaufmanns schlich. Drei Schlösser hatte er mit Nachschlüsseln aufgesperrt, und er war dabei, Silberzeug einzupacken, als ein Markör des Wagnerschen Cafés Geräusch hörte. Er wurde gefangen, zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt und, als er sie abgesessen hatte, per Schub in seine Vaterstadt Mainz geliefert, wo er nochmals wegen Bandendiebstahls auf zehn Jahre ins Zuchthaus kam. Seine Wuchergeschäfte in Wien hatten den Zweck, den gestohlenen Mammon zu vergrößern. Der Krones streckte er Geld vor und war zudringlich gegen sie. Auf einem Ball prangte sie mit einer Brillantbrosche, die ihr ein Graf geschenkt hatte. Diese Brosche war von Göbler geraubt und einem Juwelentandler, einem Hehler, veräußert worden.

Ihr Schicksal wurde ein polnischer Abenteurer, der ehemalige Kreismarschall von Mohilew, Severin von Jaroszynski. Er war als Knabe in Wien gewesen, in der Erziehungsanstalt Pleban am Hohenmarkt. Dem Schauspieler Küstner, der ihn im Deutschen unterrichtete und der im Zorn über seine Unarten ihm sagte, er sei ein podolischer Stier, warf er ein Tintenglas an den Kopf. Frau Pleban zerrte ihn an ein Fenster nach dem Platz zu, wo gerade vom Balkon des Gerichtsgebäudes einem Mörder auf der Schandbühne das Todesurteil vorgelesen wurde, und schrie ihn an: „Da blicken Sie hin, so wird es auch Ihnen ergehen!“ Sein Vater holte ihn ab und ließ ihn Offizier werden. Er war unter Poniatowski in der napoleonischen Armee. Dann trat er in russische Zivildienste. Seines Amtes als Kreismarschall wurde er mit Urlaub enthoben. Er vergeudete ohne Wissen seiner Gattin Theophila Krongelder, 5000 Dukaten, die er in Warschau empfangen hatte. In Wien amüsierte er sich, sarmatisch lärmend. Bei der fünfzigsten Vorstellung von „Gisperl und Fisperl“ huldigte er der Krones, indem er aus seiner Loge Pakete mit Bonbons nach ihr schleuderte. Den Unwillen des Parterres bannte Ignaz Schuster durch ein Extempore; beschämt wich Jaroszynski in den Hintergrund der Loge. „Seine gedrungene Gestalt,“ so schildert ihn Bäuerle (der auch das Schauspiel „Therese Krones“ verfaßt hat), „sein etwas schwärzlicher Teint, die Pockennarben und die schwarzen Kopf- und Barthaare, endlich das Unheimliche seiner Gesichtszüge, die dicke Nase und die kleinen, unsteten Augen, waren abstoßend. Er trug einen dunkelgrünen Frack mit Metallknöpfen, ein weißes Gilet, prachtvolle Wäsche, ein perlenfarbiges Beinkleid von dem feinsten Stoffe, einen Solitär als Busennadel, ein leichtes Stöckchen mit einem goldenen Knopf, einen Seidenhut, der im Futter mit einem Spiegel versehen war, an einer schweren goldenen Halskette die Uhr und an einem schwarzen Bande eine goldene Lorgnette.“ Immer hatte er bei sich seinen polnischen Domestiken Jazek. Er wohnte am Graben, im Trattnerhof. In Onze et demi, bei der Tusch, die die Bank hielt, verlor er stattliche Summen. In der Roulette prellte ihn ein italienischer Conte, der dann als Falschspieler entlarvt wurde. Seine Schatulle erschöpfte sich. Er schrieb Wechsel aus.

Der Krones näherte er sich wie anderen Schönheiten, Marie, dem „Tausendguldenfräulein“, und der Hesky, der „schwarzen Venus“. In einem Protokoll hat die Krones nachher bekundet: „An einem Sonntag im Oktober 1826, als ich in die Michaelerkirche ging, kam er auf mich zu und fing mit mir zu sprechen an. Er bat mich um Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen, die ich ihm auch erteilte, und er ist dann auch an einem zweiten oder dritten Tage darauf in meine Wohnung gekommen. Er erzählte mir schon bei dem ersten Besuche, er sei ein Graf und diene beim Militär zu Warschau, und wenn ich mich nicht irre, so sagte er, er sei Feldmarschalleutnant.“ Er warb um die Künstlerin, indem er alle Logen und Sperrsitze für das „Mädchen aus der Feenwelt“ bezahlte, und durch Soupers im Prater, im Lusthaus oder im „Lamm“. An einem dieser Abende wurde ihm von dem Stubenmädchen Gertrud Völky, die, unter Zigeunern in Ungarn aufgewachsen, die „falsche Preziosa“ hieß, aus den Linien der Hand ein schauerlicher Tod prophezeit. Er fuhr mit seinen Hochstapeleien fort und war doch der Narr einer Hochstaplerin und eines Erpressers aus Berlin, die ihn völlig plünderten. Bald mußte er sich von der Krones ihre Wochengage entleihen, 80 Gulden. Er habe eine Geldanweisung von seinen Gütern erhalten, log er. Aber er war ruiniert, sein Kreditschwindel brach zusammen.

Bei einer Vergnügungspartie nach Nußdorf hatte Jaroszynski einen seiner Wiener Lehrer wiedergesehen, den siebzig Jahre alten Professor Planck aus Vorarlberg, einen Priester und Mathematiker. Er lud ihn zu sich in den Trattnerhof und bewirtete ihn mit Speisen aus einem gewöhnlichen Bierhaus. Seine Absicht war, zu erforschen, wieviel Vermögen der Professor habe, um ein Darlehn von ihm zu erbitten. Der Abbé war ziemlich schweigsam; er sagte, er habe sich etwa 27 000 Gulden erspart, jedoch nicht, wo und wie er sie aufbewahrte. Dann, er habe Staatsobligationen, fünfprozentige Papiere. Nie würde er gegen Prozente einem Privatmann, ja nicht einmal einem Kavalier, Geld borgen, das sei wider seine Grundsätze. Nach Wochen schlug Jaroszynski dennoch den Weg zu dem

Priester ein. Dieser weltfremde Greis mußte sich überlisten lassen; sonst gab es keine Rettung mehr. Der Professor hatte eine Wohnung in der Annagasse, „Zur eisernen Birne“, im vierten Stock. Er las an einem Tischchen, als Jaroszynski bei ihm läutete. Der Abenteurer riet ihm, Geld auf Leibrente hinzugeben; er sei zu diesem Handel bereit. Dann, als der Priester ängstlich ablehnte, redete er ihm zu, er möge ihm seine Staatspapiere zeigen, da er selbst eine solche Anlage plane, sich jedoch nicht an einen Sensal zu wenden wünsche. Planck entgegnete, die Obligationen habe er bei einem Freunde, dem kaiserlichen Kammerdiener Kolb, der erst in vierzehn Tagen von Preßburg kommen werde. Jaroszynski lud den Priester auf den Freitag zu Fisch à la Poniatowski ein. Im Trattnerhof überreichte ihm sein Domestike einen versiegelten Brief der russischen Gesandtschaft: das Gouvernement in Warschau forderte die anvertrauten Krongelder zurück.

„Der Teufel bestärkte mich,“ hat Jaroszynski vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt, „ich brachte den entsetzlichen Gedanken nicht aus meinem Gehirn.“ Am Freitag horchte er den Professor wiederum aus. Jetzt sagte ihm Planck, er habe 300 Dukaten mit dem Muttergottesbild zu Haus, an einem feuergefährlichen Ort. Also im Ofen. Jaroszynski begleitete ihn in die Annagasse bis vor die Tür. Noch abends kaufte er am Graben „Zum Elefanten“ bei dem Nürnberger Markthart um 33 Groschen ein Tranchiermesser. Am 14. Februar 1827 lief durch Wien das Gerücht, in der Annagasse Nr. 948 sei der Abbé und Professor Johann Konrad Planck grausam ermordet worden. Eine Magd aus dem dritten Stockwerk wurde verhört. Gestern mittag hatte ein Mann in blauem Mantel die Glocke gerührt und nach dem Herrn Professor gefragt. Als sie ihn belehrte, hier wohne Professor Riepel, murrte er, er habe sich geirrt, und stieg eine Treppe höher. Nachher hatte man von dort einen Schlag auf den Fußboden und Stampfen von Füßen vernommen; Frau Riepel glaubte, der Abbé räume seine Möbel um. Der Kammerdiener Kolb meldete sich bei dem Polizeidirektor Hofrat von Persa. Tags zuvor habe Planck seine bei Kolb liegenden Obligationen verlangt, um einen polnischen Grafen sie sehen zu lassen. Er, der Kammerdiener, habe nur acht Stück im Werte von 6100 Gulden eingehändigt; hier seien die Nummern. Polizeiagenten beobachteten Jaroszynski und den Trattnerhof. Die Nummern wurden an alle Wechselstuben und kaufmännischen Kontors gesandt. Sie fanden sich bei Wedel am Peter. Er hatte die Papiere einem Juwelier nahe dem Stock-im-Eisen-Platz bar ausbezahlt. Der Juwelier gab zu Protokoll, er habe sie von einem ungarischen Fruchthändler, dessen Person er beschrieb. Das Signalement stimmte genau mit dem Jaroszynskis. Es meldete sich auch ein Fiaker, der am 13. Februar mittags einen Herrn in blauem Mantel vom Trattnerhof zur „Eisernen Birne“ und retour gefahren hatte.



Therese Krones als „Jugend“ in Raimunds „Der Bauer als Millionär“.
Zeichnung von Moritz von Schwind

Der Mörder betäubte sich durch Champagner, gemeinsam mit den Schönheiten seines Serails. Am 17. Februar gab er im Trattnerhof ein letztes Diner. Seine Gäste waren Therese Krones, Toni Jäger und der Major Lebreux. Die Krones parodierte Frauen, die eines Pferdehändlers, eines polnischen Juden, eines Spezereihändlers, eines Gastwirts, eines Mauteinnehmers, und man lachte über eine drastische Szene von ihr, den „weisen Rat der dummen Gänse“. Es fielen Worte über die Tat in der Annagasse. „Gott gebe,“ meinte die Krones, „daß man diesen Menschen habhaft wird, denn diesen möchte ich selbst

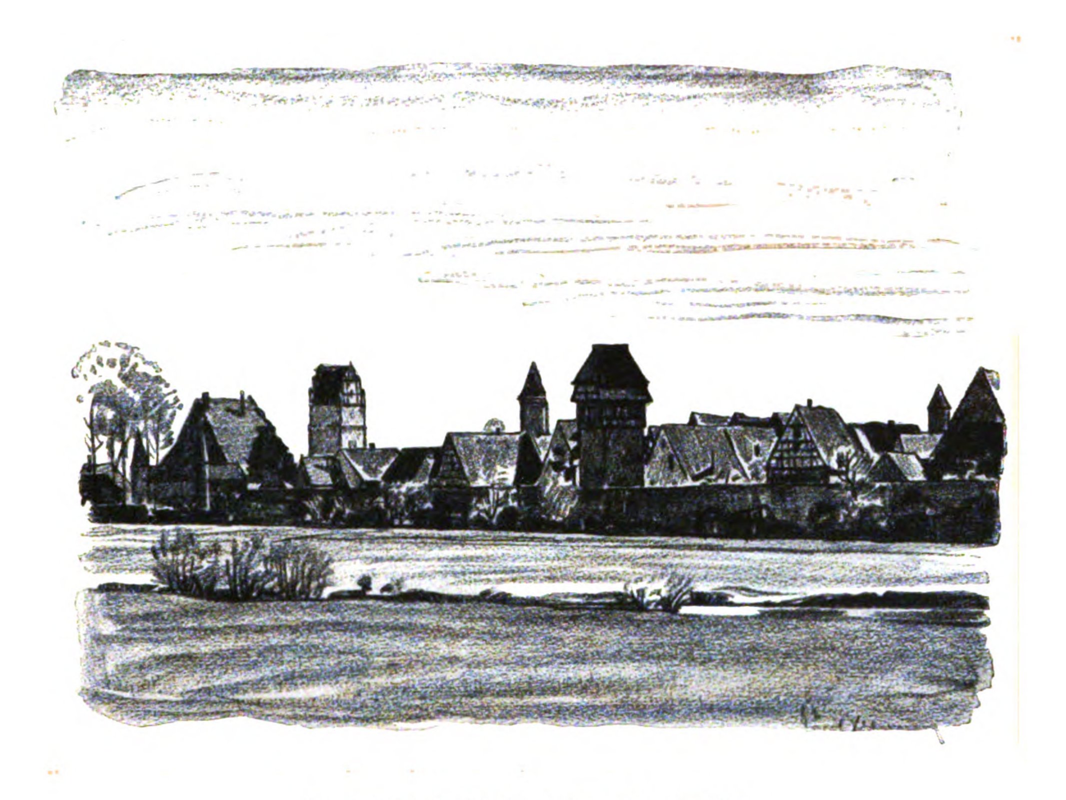
31*

am Galgen sehen." — „Sie haben ein hartes Herz!" erwiderte Jaroszynski. Als eben der Mörder in seinen Sekretär griff, um den Damen als Andenken einigen Goldzierat zu spenden, erschien der Quartierherr. Es seien Kommissäre von der Maut da. Der Behörde sei hinterbracht worden, der Herr Graf habe unverzollten Ausländertabak im Hause; sie müßten danach fahnden. Jaroszynski ging in das Vorzimmer. Jemand rief: „Er ist es!" Es war der Juwelier, der die Obligationen gekauft hatte. Ein Ringen, ein dumpfer Fall. Jaroszynski lag gefesselt da. Der Polizeikommissar Ritter von Traubenberg verbot den Damen, fortzugehen, bis der Mörder im Wagen abtransportiert war. Man verhaftete auch seinen Diener Jazek und beschlagnahmte seine Koffer und das Tranchiermesser.

Die Krones und die Jäger waren sinnlos in die Stefanskirche gerannt. Nach Stunden schon wurde in Wien verbreitet, die Krones sei Jaroszynskis Geliebte gewesen. In der Hand ein Glas Champagner, habe sie „Brüderlein fein" in seiner Wohnung gesungen, als die Häscher ihn störten. Abends spielte das Theater in der Leopoldstadt „Das Mädchen aus der Feenwelt". Die Krones kleidete sich in der Garderobe in die weißen Kaschmirhosen und den rosenroten Frack der Jugend. Sie zitterte wie im Fieber. Dann raffte sie sich auf und betrat die Bühne. Im Parterre wurde durcheinander gezischt und applaudiert. Raimund winkte dem Kapellmeister. Die Krones begann: „Brüderlein fein." „Das auch noch!" protestierte jemand. Hohngelächter des Publikums. Die Krones stürzte hinter die Kulissen. Sie wurde ohnmächtig. Ihr Benefiz mußte aufgeschoben werden. Als die Direktion ein Stück von Straube mit ihr ansetzte, den „Ersten Versuch", war das Publikum eisig. Inzwischen erhielt sie Vorladungen zum Kriminalgericht. Der Rat Karhan befragte sie, ob sie von Geldverlegenheiten Jaroszynskis wisse. Sie beschwor ihr Nein. Die Tusch hingegen beschwor, daß sie auf die Krones hin dem Mörder tausend Dukaten verschafft und im Zimmer der Künstlerin und in ihrer Gegenwart ihm gezahlt habe. „Ich dachte nicht mehr daran," rechtfertigte sich die Krones. Ihre Inhaftierung wegen Meineids wurde nur dadurch vermieden, daß sie vor Karhan auf den Knien rutschte und der Präsident des Appellationsgerichtes die Sache niederschlug. Sie atmete auf. Jetzt konnte sie im „Mädchen aus der Feenwelt" die Strophen der Jugend vor einer freundlicheren Menge wiederholen.

Den leugnenden Jaroszynski bestrafte der Untersuchungsrichter mit zwölf Stockhieben und überantwortete ihn dem Amtsknecht, dem Korporal Nagel. Der drohte ihm mit weiterer Züchtigung. Nun entschloß sich der Mörder zum Geständnis. Am 27. August 1827 wurde ihm im großen Sitzungssaale des Kriminalgerichts das Urteil vorgelesen. Es lautete auf Tod durch den Strang. Dann führte man ihn zu neuer, öffentlicher Vorlesung auf die Schandbühne am Hohenmarkt, bei prasselndem Regen. Trotzig musterte er die Massen und die Fenster des Plebanschen Instituts. Er wollte keinen der ihm verhaßten Ligorianer als Priester; ein biederer niederösterreichischer Pfarrer war sein Geistlicher. In Ketten, aus einer Pfeife Tabak rauchend, spielte er mit dem Gerichtsarzt Kölbinger und mit Castelli die Whist-Partie, um die er noch gebeten hatte. Er gewann einen Robber. Die Hinrichtung war ein Spektakel für Wien. Die Harfenisten in den Bierhäusern sangen ein Spottgedicht auf den „Polen, an Schulden schwer" nach der Melodie von Raimunds Aschenlied. Die Stöckelknechte karrten Jaroszynski zur Spinnerei am Kreuz, zu der Galgensäule. „Er war beinahe in Verzweiflung," sagt Rosenbaum, der Mann der Sängerin Gaßmann, in seinem Tagebuch, „wehrte das Kruzifix ab, schien nichts hören zu wollen, riß sich das Gilet auf und blieb mit der offenen Brust. Noch am Galgen schrie er und war ein Halunke bis ans Ende." Jazek, der Domestike, war freigelassen worden. Die Tusch wurde wegen Falschspiels und Kuppelei zu mehrjährigem Arrest verurteilt und starb 1831 zu Jassy in tiefem Elend.

Therese Krones entfloh aus Wien. Sie beruhigte sich in Mariazell, am Altar der Gnadenmutter. Im September trat sie als Jugend in der Leopoldstadt wieder auf. Sie glänzte noch einmal in einem Stück, das ihr Bruder Josef für sie geschrieben hatte, „Sylphide, das Seefräulein". Sie bezauberte im Kostüm eines Linzermädchens. Raimund war der furchtsame, verliebte Eustachius Wolferl. Sie beide hatten die Hauptrollen auch in einem anderen Stück, das auf den Namen Theresens ging, „Der Branntweinbrenner und der Nebelgeist". Zehn Monate ärgerte sich die Krones unter der Direktion eines brutalen Herrn Steinkeller aus Warschau ab. Dann schied sie in einer Parodie von Meisl, „Julerl, die Putzmacherin". Im Januar 1830 spielte sie zum ersten Male im Theater an der Wien. Im April druckte die Theaterzeitung eine Notiz: die Gastrollen der Demoiselle Krones seien durch ihre plötzliche heftige Erkrankung unterbrochen worden, aber man hoffe auf ihre Genesung. Ihr Körper war entkräftet. Im Dezember erlosch sie, in ihrer Wohnung an der Jägerzeile, im Hause „Zur Weintraube". 228 Gulden, ein Kästchen mit fünf Bracelets von falscher Bronze und ein Kamm mit drei falschen Steinen, etwas Silbergerät, Porzellan und ein paar Möbel waren das ganze Erbschaftsinventar. „Soll ich nicht weinen," sagte Raimund, als sie von der Kirche zu Sankt Johann von Nepomuk aus bestattet wurde, „wenn man meine Jugend begräbt?"



Stadtansicht mit Nördlinger Tor und Stadtmühle

Dinkelsbühl. Von Wilhelm von Scholz

Mit 12 Zeichnungen von Prof. Ernst Liebermann-München

Es ist ein stiller Sonntag im Frühling, der schon, während er helleuchtend mich umgibt, die sanften Farben der Erinnerung hat oder des wachen Traums. In deren leiser Aufgelöstheit und Unwirklichkeit ist die Gegenwart nicht alles. Hinter der Nüchternheit eines Stückes gleichgültiger Straße, kahler Hauswände, einer Bahnhofs-, einer Werkplatzanlage — wie sie sich in jedes durchwanderte Reisebild eindrängen, wie sie mir in der vielleicht schon verwandelten Innensicht haften als Eindruck des Ankommens in Dinkelsbühl und des Zuwanderns von der Bahn: an einzelnen Häusern hin, über die Wörnitzbrücke, durch die Vorstadt, über die zweite Brücke zum Wörnitztor, das über gelblich-braunem Schilf und breiten schwimmenden Blattschilden im Stadtgraben die Mauer lebendig durchbricht, auch wieder befestigt, senkrecht steil versteift und mit seinem nach innen verjüngt sich einstufenden Torbogen in sich hineinzieht — taucht das Geheimnisvolle, das Viele, das Durchlebte und Gesehene, längst unbemerkt in der Seele zum Sinn und zur Lebensgestalt Gesammelte als ein großer Hintergrund auf, der mitwandert, sich einmal hinter einem Hauseck, dort hinter Baumwipfeln verbirgt, doch immer vorhanden ist und alles beseelt. —

Nicht nur das mauerumgebene, vielfach getürmte Reichsstädtchen Dinkelsbühl, das ich noch nicht kenne, aber schon aus der im Lande breit ruhenden, seit Jahrhunderten in seinem Flußtal zwischen sanften Höhen sicher wenig gewandelten Stadtgestalt erschließe, erfühle, steht als flimmernd beleuchteter Prospekt vor meinem nach der Bahnfahrt doppelt erfrischten Wanderschritt; viele andere Städte sind mit heraufgezaubert: Ravensburg im Schwäbischen, nahe dem Bodensee, Rottweil am Neckar, Besigheim an der Enz und Rhönstädtchen und märkische Nester, die sich ihr Mittelalter bewahrt haben; und viele, viele Tage erlösten, zwangbefreiten Reisens, Schreitens, Sehens, mittäglichen Rastens in Wirtsgartenschatten und traumwachen Ruhens in Gasthaus-



Der alte Heiner. Ein stadtbekanntes Original im Alter von 85 Jahren

Gedanken, Gefühle, Blicke, Erinnerungen sind trotz alles aufschauenden Stehenbleibens Schritte hinein in sich öffnendes Bild. Der flächige, breite, erst nur wie an den unteren Himmelsrand gezeichnete Stadtumriß wird Raum und Körper, sich vertiefende Straßenflucht hier, kantiger, massiger, himmelverdeckender Steinleib mit Gesimse und Dachrand dort, wird das Dreieckspiel von Giebeln mit ihren aufgerichteten Zackenspitzen und den dazwischen eingesenkten Sturzdreiecken aus hellem Gewölk und Blau.

Über den Rathausplatz mit seinem Brunnen — einer dieser Raumachsen und Stützen, mit denen mittelalterliche Städtebaukunst die freien Plätze davor bewahrte, für den Eindruck in die sich auftuenden Gassen zu fliehen, zu enteilen, sondern sie zwang, um die Platzmitte gesammelt zu ruhen, alle Gassen in sich, den zwischen die Gebäudewände eingesenkten Raum, einmünden zu lassen — führt mein Weg.

zimmern mit offenen Fenstern, in Giebeldächer und Mondscheintürme hinaus, leuchten in den leichten weißen Wolken über der flachen Stadtsilhouette mit dem breiten Dachrücken der St. Georgskirche und den spitzen, rund oder kantig aufgebauten Turmzacken.

Ich scheue fast, das Wichtige und Sehenswürdige aufzusuchen, um diese Stimmung des Herauftauchens von Vergangenheit, von ebensosehr gefühlten wie gesehenen, längst in die Seele eingewobenen Bildern, von grundlosem Glück und Losgelöstheit des Herzens nicht zu stören, die um mich sind; die aus der Sonne und dem Frühling, der kühlen Milde leichtbewegter Luft und ganz voll aus diesem — für meinen nun nicht mehr umfassenden, sondern schon nähergekommenen, schon eindringenden Blick noch ungeordneten — Mauern-, Giebel-, Türme-, Dächergemenge auf mich einströmen. Glück des Wanderns, in dem ältestes Dichtersein, freies Vagantentum von innen an die Wände des Herzens klopft; Vagantentum, schweifender Fuß und Geist, der im stillen, bürgerlichen Frieden der kleinen, von Herdrauch überwölkten Stadt, in dem ihm verschlossenen, warmdämmerigen Innenraum der freundlichen Häuser seine nie zu verwirklichende Lebenssehnsucht sieht — und auch zugleich das Schrecknis des alternden, im Engen seßhaft gewordenen, in Mauerdunkel, Hofstille, Gassenschatten sich begrabenden Lebens.

Wie schön die breite Chorrundung mit dem riesigen, zugespitzten Dachhut — die man für den Wandteil eines mächtigen Rundturms halten müßte, wenn sie sich nicht durch die hohen, spitzbogigen Fensterspalten als die Umschließerin eines durchlichteten Hallenraums verriete — hinter den vorspringenden Seitenkulissen niedrigerer Häuser rechts und links aufsteht! Der Löwenbrunnen davor ist das aufwartende Hündchen, das mit seiner kleinen Renaissancesäule die senkrechte Gewalt der Pfeiler



Alt-Rathausplatz



Gasse in Dinkelsbühl

possierlich nachahmt. — Ich gehe weiter zum Markt, immer den mächtigen Baukörper der schon im Äußeren ihre inneren Raummaße bekundenden Hallenkirche St. Georg zu meiner Rechten, links begleitet von behäbig-behaglichen bürgerlichen Fachwerken, die ‚Goldene Rose' oder ‚Ratstrinkstube', ‚Deutsches Haus' oder ‚Schranne' heißen und alle mehr oder weniger mit Trinken und Essen zu tun haben. Ein frühes Konversationslexikon von 1782 rühmt Dinkelsbühl nach: „Hier wird guter Meth gesotten und samt dem dünckelspühler Schmalze, wegen seiner Güte, weit verführt; die hiesigen sogenannten Kreuzkäse sind auch sehr gut." —

Die alten gegiebelten Häuser sind jetzt mit mir nach Norden umgebogen; sie ziehen gewiß jeden, der erst einmal in diesen malerisch-romantischen Stadtkern eingedrungen ist, unweigerlich zunächst in die Rothenburger Straße hinein. — Da steht, vor der Kirche noch, der Dinkelbauerbrunnen, nicht mehr und nicht weniger als eine Denkmal gewordene Volksetymologie, die den, wahrscheinlich doch wie die meisten alten Ortsbezeichnungen auf den Eigennamen eines

Großen zurückgehenden Namen der Stadt mit dem Dinkel, einer der weniger wichtigen Getreidearten, und einem solchen Dinkel pflanzenden Bauern zusammenbringt — wie ähnliches viele sagenhafte Stadtgründungsgeschichten tun, Antwerpen mit seinem Handwerfer; auch das „Wart, Berg, du sollst eine Burg werden!“ der Wartburg gehört hierher. Freilich ist auch das Wappen der alten Reichsstadt mit seinen drei Ähren und drei Hügeln (Büheln) aus dieser wahrscheinlich ganz irrigen Ableitung entstanden. —



Im Türmerstübchen von St. Georg

Wieviel wärmer als der Dinkelbauerbrunnen spricht das anspruchslos klare Denkmal des Kinderfreundes Christoph von Schmid, an dem ich erst achtlos vorüberging, das mich nochmals zurückruft und nun mit dem Gedanken unterhält: wie lange mögen die Kinder, deren zuhörenden Lockenköpfen der gute Alte hier erzählt und sicher auch im Leben oft und oft belehrsam erzählt hat, schon die kurze Zeit ihres Menschenlebens durcheilt und sich jung oder alt zur Ruhe niedergelegt haben! Ein wehmütig versöhnender Gedanke in solcher lieben kleinen Stadt, die ihre meisten Bürger selbst geboren werden, aufwachsen, Kinder haben und zur letzten Ruhestätte hinausgehen sieht: nichts mahnt so an die Flüchtigkeit des Seins als das Bildnis von Kindern, die schon der nächste Tag von dem eben festgehaltenen Augenblick weit entführt, nicht erst wie den gereiften Menschen die Reihe der Jahre oder das Ende. —

Ich wollte weiterschlendern, nicht mehr, nicht genauer sehen, als nötig ist, um immer geleitet, in wohliger Reisestimmung gehalten zu werden — nun nimmt das romanische Turmportal von St. Georg, sein ältester Bauteil, den Kampf mit meinem Entschluß auf und gebietet mir doch den Eintritt in die Kirche. Aber es besiegt mich nicht ganz! Ich will nichts Einzelnes aufnehmen, nicht hängen bleiben an Syrlin oder Zeitblom oder Schäufelin — nur den Domraum einmal um mich haben, ihn und seine kühle Steindämmerung hineinfühlen dann in diese Straßen, Gassen und Gäßchen mit ihren Winkeln und Turmspitzen am Ende, ihren zierlich geschmiedeten, figürlichen Wirtshausschildern, die sich wie feinstes Spitzenwerk, wie Filigrangeäst vor den Himmel stellen, selbst einmal, wenn man nur recht steht, einen fernen Turm unter den Schutz ihres geschwungenen Arms nehmen — wie jetzt den Rothenburger Turm, dem ich zuwandre — und daran denken, wie das große und kleine, arme und reiche Leben in diesen Häusern allen sich im Domraum zur Andacht sammelte und von dort ein unbeschreiblich hohes und weites Gefühl, wie ich jetzt, in die Gassen mit hinaustrug.



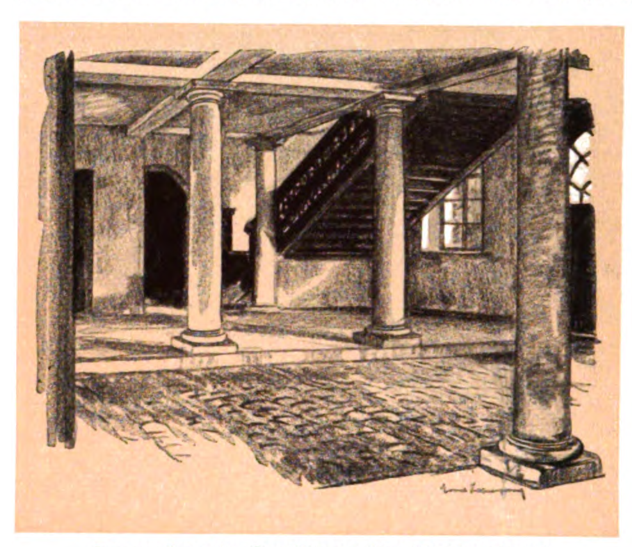
Hezelhof

Das Rothenburger Tor — oder



Rothenburger Tor

das Segringer Tor, zu dessen Zwiebelhaube ich nachher ging und unter dessen Bogen ich an den großen Erzähler Johann Peter Hebel und seinen Barbier von Segringen denken mußte und plötzlich lauter Hebelsche Gestalten, Amtmänner und Reisende in Postkutschen, auf den Gassen spielende Kinder, Wanderburschen und Kaufleute, verliebte Bauerndirnen, Soldaten auf dem Marsche und vielleicht sogar den Zundelfrieder, nicht ganz körperlich aber doch körperlich, vor mir oder neben mir vorbeigehen sah, wie es sein mag, wenn man hier das Spiel von der Kinderzeche aufführt und das Städtchen ganz nur noch Kulisse und Prospekt ist — oder das Nördlinger Tor, neben dem die wehrhafte alte Stadtmühle ihre Spitztürme im Grabenwasser spiegelt:



Treppenhaus im Deutschhaus (Deutschordenshaus)

wieder deutlich einprägt und die dünnen Spitztürmchen der Stadtmühle mich entzücken, erscheint mir das freilich als das Kennzeichnendste im Dinkelsbühler Stadtbild: Türme überall und am Hauptteil des Mauerrings Wasser!

Auch weiter begleiten mich Türme und Wasser — der hohe Bäuerlinsturm mit seinem prächtigen, mächtigen Walmdach, daß es aussieht, als sitze erst noch ein Haus auf dem Turm, vor allem, Wörnitzarme und Mühlgraben — zum Ausgangspunkt, der Wörnitzbrücke, zurück, über die ich, mit wie bereichertem Wissen um die schöne Stadt, jetzt zum zweitenmal schreiten

sie wecken heute plötzlich mit ihrer Romantik Erschütterung und Schauer in mir, die von der Unbegreiflichkeit des Lebens zittern, Traum sehen und nach Wirklichkeit greifen. Es geht mir das oft so, mitten ins behagliche Wandern und Reisen hinein. Ich setze mich rastend auf einen Stein, schließe die Augen, ruhe, um mich zurückzufinden in die leichte Täuschung und Gewohnheit des Daseins.

Dann habe ich die Muße wieder, mir recht anzusehen, wie bei diesem Rothenburger Tor, was sich nachher auch bei dem Segringer Tor wiederholt, ein sich an den Turm anlehnender Vorbau zuerst die Straße aufnimmt. Sind es Gründe der Stadtverteidigung, die diese Werke entstehen ließen? Jedenfalls verstärkt sich der Toreindruck durch das breitere Aufsetzen des Baues auf Boden und Straße sehr.

Ein sehr alter Spruch singt, daß „vierundzwanzig Thurn“ Dinkelsbühls Mauern beschützen und fährt fort:

„Wollt ihr sonst noch von mir was Ungemeines wissen?
Soviel als Tag im Jahr auch Weiher um mich fließen.“ —

Während ich jetzt vom Rothenburger Tor zum Faulturm wandere und weiter durch den Stadtpark am Kapuzinerkloster und dem Grünen Turm vorüber zum Segringer Tor, und noch an vielen, vielen Türmen vorüber, deren Namen ich vergessen habe, bis sich mir der Salwartenturm am Südende der Stadt

werde; denn das Stück von hier bis zum Rothenburger Tor, das ich im Innern ging, nicht ohne in der unteren Schmiedegasse mich des Aufblicks zum Kapuzinerkloster und zum Grünen Turm zu freuen, das lasse ich von der Wallumwanderung aus.

Es drängt mich lebhaft und leibhaft jetzt in das nährhafte Dinkelsbühl zurück, das von dem alten Konversationslexikon ob seines gut gesottenen Mets gerühmt



Marktszene



Am Gansberg

wird. Vielleicht habe ich schon beiläufig und ohne daß es des Erwähnens wert gewesen wäre, einen oder den anderen Imbiß genommen. Ich erinnere mich dabei schuldbewußt einiger Leser, die mit meinen früheren Reisebildern und Wanderschilderungen ganz einverstanden waren, aber sehr tadelten, daß ich nie sagte, was ich gegessen hätte.

Wieder habe ich die Pflicht, auch andere teilnehmen zu lassen, versäumt, und heimlich, damit ich niemandem etwas abgeben muß, mein Frühstück und mein Mittagbrot verzehrt — jedes in einem anderen kunstgeschichtlichen Schmuckkästlein — und ziehe mich nun nochmals zurück, um zu essen oder auch nur Kaffee und Kuchen zu nehmen, lieben Freunden ein paar Karten zu schreiben und in meinem Reisebuch, auf den Ansichten, die ich gekauft habe, mir das durchwanderte Bild im einzelnen erneut zu vergegenwärtigen. Der Leser muß mir eine kleine Ruhepause gönnen, kann nun selbst ein wenig bummeln oder auch in einem der schönen Gasthäuser einen Trunk tun. Er wird mich bald wieder

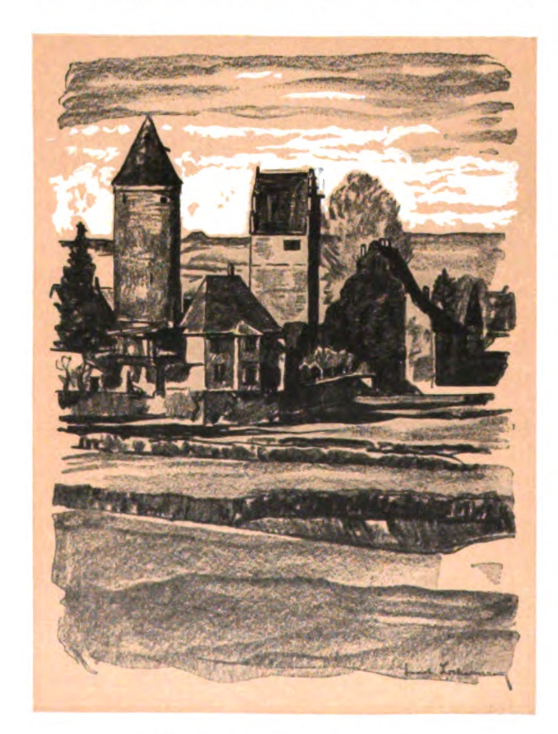
treffen, wenn er sich hier in der Nähe aufhält. —

Nun hat es mir gut geschmeckt bei dem von der Wallumwanderung reichlich mitgebrachten Appetit. Ich stehe wieder auf dem Marktplatz und sehe mich pflichtgemäß nach dem Leser um. Nichts. Die Straße liegt nachmittag-sonnig leer und zu dieser frühen Zeit im Jahr nur von Einheimischen, hauptsächlich Kindern, die Christoph von Schmid zuhören sollten, jetzt aber laute, lärmende Straßenspiele treiben, belebt. —



Szene aus dem Festspiel

Wo ist mein Leser? Ich entdecke ihn nicht und beschließe also, die Nachmittagswanderung allein zu machen und, wie ich das meist des Nachmittags und noch in der beginnenden Dämmerung zu tun pflege, einzelnes nochmals anzusehen, mir im Plan über alle Wege, die ich gemacht, ganz klar zu werden und dann, schlendernd, mit ruhiger Muße an dem und jenem hängen zu bleiben, was mir auffällt. Nichts treibt und hetzt mich. Die Luft ist warm, daß man bis zur Dunkelheit Freude hat zu gehen, stehen zu bleiben, zu gehen, zu sehen. Was ist da nicht noch alles, was neue Farben, neue Gestalt in das liebliche, mittelalterliche Stadtbild hineinbringt — Neues und halb schon auf dem Vormittagsweg vom Auge Gestreiftes! Der innere, schön ziegelgedeckte Wehrgang, Portal und schmiedeeiserne Fenstergitter des Brandtschen Hauses, ein Spitzwegmotiv, das Hezelsche Haus mit seinem schönen Hof, die alten Häuser am Gansberg, das anmutige Madonnenportal am ehemaligen Kapuzinerkloster; oder die Fassade und das Hofportal des Deutschordenshauses, das Brünnlein im Spitalhof und die kleine Dreikönigskapelle. Das ist überallhin in das Städtchen verteilt und ist doch alles nah beieinander, daß man fast jedes Schöne, das man sah, getrost hat verlassen können und genau gewußt hat, man kommt sicherlich noch ein- oder zweimal daran vorüber, ehe man abreist.



Partie am Nördlinger Tor

Als ich so schlenderte, noch nicht müde und hungrig, doch freilich schon erwägend, in welchem der Met siedenden Schmuckkästlein das Abendbrot genommen werden soll, da entdeckte ich an einer Ecke meinen verlorengegangenen Leser, der nicht auf mich gewartet hatte. Er bemerkte mich auch nicht. Er stand da und sah einem Maler zu, der mit sicherem Stift die Schönheiten des Städtchens festhielt. Leise schlich ich vorüber und dachte: ‚Der Leser hat recht, er soll dem Maler nur zusehen und sich in seine Bilder vertiefen!' Mit ihnen kann das Wort nicht wetteifern, zumal wenn der Maler ein Landschafter und Städtezeichner wie Ernst Liebermann ist.

Idiosynkrasien

Von Univ.-Prof. Dr. Hugo Kämmerer-München

Schon vor über 200 Jahren — Anno 1693 — erzählt Riedlein von der eigentümlichen Beschaffenheit eines Illustrissimus Dominus de Schomberg, die er merkwürdigerweise „mit vielen damaligen Deutschen" gemeinsam hätte. Dieser Herr von Schomberg bekam nicht nur beim Anblick einer Katze jedesmal sofort Atemnot, sondern auch die Anwesenheit einer verborgenen Katze, die er nicht sah und nicht hörte, ertrug er nie ohne Erstickungsgefühl und Ohnmacht. Anderen seiner Zeitgenossen sei es ähnlich mit Mäusen oder Hunden gegangen. Es handelt sich also bei dergleichen Dingen keineswegs um eine Bevorzugung unserer modernen nervösen Zeit. Ich selbst beobachtete in der letzten Zeit wieder einmal einen Herrn, dem eine Idiosynkrasie gegen Hühnereiweiß eigen ist. Er ist jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, aber schon als drei Monate alter Säugling wurde er nach Einnahme eines Löffels Hühnereiweiß bewußtlos. Später nahm seine Empfindlichkeit gegen Hühnerei immer mehr zu. Sie ist jetzt so hochgradig, daß im Jahre 1926 ein Löffel von einer Suppe, in der auf etwa 50 Suppenteller ein Eigelb verwendet worden war, schwere Übelkeit, Erbrechen usw. bei ihm auslöste.

An diesen Fällen ersieht man die eigenartige Veranlagung gewisser Menschen, auf Stoffe, die für alle anderen Menschen harmlos sind, ja oft nützliche Nahrungsmittel darstellen, wie auf schwere Gifte mit oft gefährlichen Krankheitssymptomen zu antworten. Man hat solch seltsame Veranlagung schon von alters her Idiosynkrasie genannt. Die Bezeichnung stammt von Ptolomäus. Man könnte Idiosynkrasie wörtlich wohl als eigenartige Mischung der Säfte bezeichnen. Eine solche hielten die alten Humoralpathologen, die alle Krankheiten von der Säftemischung abhängig machten, für notwendig, um eine derartige vom Durchschnitt abweichende Reaktion verstehen zu können. Wir wollen aber hier zunächst von jeder Hypothese über das Zustandekommen absehen und können vielleicht mit Behring unter Idiosynkrasie eine angeborene Überempfindlichkeit gegen normalerweise unschädliche Agenzien verstehen.

Vor jedem Versuch einer Erklärung, vor jedem Eingehen auf experimentelle Forschungen, müssen wir kennenlernen, gegen welche Stoffe in erster Linie Idiosynkrasien bekannt wurden.

Wir stellen fest, daß sich Idiosynkrasien sowohl gegen pflanzliche, wie tierische, wie auch anorganische Stoffe richten können. Im Publikum hat von jeher die Empfindlichkeit mancher Menschen gegen gewisse Pflanzen und Blumen Interesse erregt. Der Giftsumach, eine nordamerikanische Pflanze, hat einen Saft, mit dem viele Menschen ohne jede Störung in Berührung kommen können, Empfindliche aber, Idiosynkrasische, reagieren mit starker Blasenbildung der Haut, mit Fieber und Schmerzen. Von den meisten Menschen froh begrüßte Boten des Frühlings, die Primeln, sind für diese Leute keine Freude. Schon flüchtige Berührung der Pflanze kann Brennen und Juckreiz an Fingern und Händen, ja Hautbläschen, Schluckschmerzen, Atemnot und Fieber auslösen. Dieses eigenartige Verhalten gegen die Blumen wird von manchen aber auch erst nach häufigerer Berührung mit ihnen erworben.

Sehr verbreitet sind Idiosynkrasien gegen Nahrungs- und Genußmittel, die vom Magen-Darmkanal aus wirken. Zu den bekanntesten gehört die Empfindlichkeit mancher Menschen gegen Erdbeeren, Himbeeren und andere Früchte, Pilze u. dergl. Es ist bezeichnend für die idiosynkrasische Veranlagung, daß Empfindliche nach Genuß solcher Früchte weniger stark an Verdauungsstörungen als an Juckreiz und Nesselsucht erkranken. Letztere beiden Erscheinungen sehen wir überhaupt bei den verschiedensten Stoffen immer wiederkehren.

Tierische Stoffe, seien sie Nahrungsmittel oder nicht, spielen eine gewaltige Rolle. Schon die Stiche der Flöhe und Bienen werden von den einzelnen Menschen sehr verschieden aufgenommen. An mich gehen keine Flöhe, sagt der eine, während sein Schlafkamerad von Flohquaddeln über und über bedeckt ist.

Im Bereich der Nahrungsmittel finden wir nicht allzu selten ausgesprochene Empfindlichkeit gegen Fischgenuß. Es ist ja bekannt, daß verhältnismäßig viele Menschen an und für sich einen Widerwillen gegen Fisch haben und nie Fischspeisen genießen. Aber bei anderen stellen sich schon von frühester Jugend an Störungen ein. Ich beobachtete selbst einen ganz typischen Fall: Es handelte sich um einen neunundzwanzigjährigen Studenten, der schon seit frühester Kindheit keinen Fisch vertragen konnte. Versuchte er ihn doch zu essen, so folgten Schwellung der Lippen, Nesselsucht, Asthma. Als wir ihm eine kleine Spur wässeriger Auflösung von Fischsubstanz in die Haut einspritzten, bekam er ebenfalls starke Nesselsucht und Asthma. Diese merkwürdig starke Reaktion auf eine Einspritzung in die Haut war um so auffallender, als eine Reihe von Extrakten aus anderen Nahrungsmitteln und sonstigen Substanzen von dem Patienten ohne jede Haut- oder Allgemeinerschei-

nung ertragen wurde. Man kann bei der Beobachtung von Idiosynkrasien grundsätzlich feststellen, daß die Haut der Betroffenen oft, nicht immer, eine ganz besondere Empfindlichkeit gegen die in Betracht kommende Substanz aufweist. Man kann geradezu Hautproben zum Nachweis der Idiosynkrasie und zur Diagnose benützen und geht auch jetzt praktisch meist so vor, daß man durch Anstellung von Hautproben eine vermutliche Idiosynkrasie gegen eine noch unbekannte Substanz aufzuklären sucht. Man hält sich meist Extrakte aus allerlei Stoffen, die für Idiosynkrasien in Frage kommen können, vorrätig. Eine Spur des Extraktes wird dem zu Untersuchenden ganz oberflächlich in die Haut eingespritzt.

Besonders häufig beobachteten wir Idiosynkrasie gegen Arzneimittel. Wie oft muß der Arzt feststellen, daß die gewöhnliche Durchschnittsdosis eines Medikamentes, das Hunderte und Hunderte von Patienten ohne Störung und mit bestem Erfolg ertrugen, plötzlich bei einem Menschen Juckreiz, Hautausschläge mit Rötung und Nesselquaddeln womöglich über den ganzen Körper zur Folge hat.

*

Eine der interessanten und weitverbreitetsten Idiosynkrasien ist der sogenannte Heuschnupfen. Die Bezeichnung ist nicht ganz richtig, denn nicht gegen das Heu, sondern gegen die blühenden Gräser sind die Betroffenen empfindlich. Merkwürdigerweise wurde diese Krankheit erst im Anfang des Jahrhunderts von einem Londoner Arzt richtig erkannt und beschrieben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Heufieber die Menschen früher nicht plagte, man hat es nur zu wenig beachtet und es nicht von anderen ähnlichen Zuständen abgesondert. Eines scheint aber sicher zu sein, daß das lästige Übel im Verlauf des letzten Jahrhunderts zunahm. Eine weitere merkwürdige Beobachtung ist, daß im allgemeinen Großstädter und Kopfarbeiter häufiger erkranken als Landbewohner und Handarbeiter. Man hat die Krankheit im Scherz auch eine „aristokratische" genannt. Der Grund für diese Bevorzugung ist nicht völlig aufgeklärt. Viele Leser werden selbst zu den Leidtragenden gehören, und die Symptome, die in heftigem Schnupfen, Bindehautkatarrh, Luftröhrenreizung, schließlich sogar Asthmaanfällen bestehen, werden ihnen wohl bekannt sein. Die Forschung über die Krankheitsentstehung ergab nun, daß die hier vorliegende Idiosynkrasie sich gegen die Blütenpollen einer großen Reihe äußerlich unscheinbarer Gräser und Getreide und Blumen richtet. Die Luft in der Nähe von Wiesen und Feldern ist naturgemäß im Frühling erfüllt mit Pollen. Während aber den meisten Menschen ein Gang in solcher Luft eine Wonne ist, wird er der „aristokratischen" Schar der Heufieberleute zur Qual, da die sonst so harmlosen Pollen ihre Schleimhäute zur Entzündung reizen. Die Plage kann so lästig und heftig werden, daß den Leidenden nichts übrigbleibt, als nach Helgoland oder in hochgelegene Gebirgsorte zu fliehen, wo um diese Zeit die Gräser noch nicht blühen. Man dachte anfangs an rein mechanische Reizung der Schleimhäute durch die Pollen; es hat sich aber ergeben, daß man mit Weingeist aus den Pollen eine Substanz ausziehen kann, die für die Pollenempfindlichen ein Gift darstellt. Die Bekämpfung des lästigen Übels ist so schwierig, daß sich in Deutschland wie auch in anderen Ländern Heufiebervereine zur Bekämpfung der Erkrankung und Vermittlung der Heilmaßnahmen an die Kranken bildeten. Neuerdings kennt man ein Verfahren, durch allmähliche Einspritzung immer größerer Mengen der wirksamen Pollensubstanzen den Kranken allmählich gegen die Giftwirkung abzustumpfen. Dieses Verfahren ist aussichtsreicher und erfolgreicher als die bisherigen Heilmittel.

*

Wir wollen dann noch eine den Arzt besonders interessierende Überempfindlichkeit kennenlernen, die uns zugleich auch eine Brücke zu den experimentellen Forschungen über Idiosynkrasien schlagen wird. Es ist die hochgradige Empfindlichkeit mancher Menschen gegen Heilserum. Die Anwendung von Heilseren nicht nur gegen Diphtherie, sondern auch gegen nicht wenige andere Erkrankungen ist in der Medizin seit Behrings Entdeckung des Diphtherieheilserums recht verbreitet. Um so störender wird daher eine solche Überempfindlichkeit mancher Menschen empfunden. Unter Serum versteht man das Blutwasser, d. h. die gelbliche Flüssigkeit, die nach der Blutgerinnung vom sogenannten Blutkuchen, der die Blutkörperchen enthält, ausgepreßt wird. In dieser Flüssigkeit befinden sich etwa 7 Prozent Eiweiß, und in erster Linie gegen dieses sind die genannten Menschen empfindlich. Auf eine Diphtherieserumeinspritzung, die von den meisten störungslos ertragen wird, reagieren diese Menschen mit Fieber, Drüsenanschwellungen, starkem Juckreiz, rheumatischen Schmerzen und Hautausschlägen. Die Erscheinungen treten meist erst acht Tage nach der Einspritzung auf, woraus man schließt, daß sich die für den Organismus giftigen Stoffe erst allmählich im Körper bilden. Erscheinungen von Serumkrankheit, meist allerdings sehr geringfügiger Natur, treten allerdings häufiger auf, als man vielleicht gemeinhin glaubt, man hat 20 Prozent berechnet; zu 90 Prozent dagegen, wenn Serum der gleichen Tierart zum zweitenmal eingespritzt wird. Wir beobachten also die merkwürdige Tatsache, daß viele Menschen, die nach der ersten Einspritzung von Serum keinerlei Erscheinungen zeigten, nach der zweiten Einspritzung sich als sehr empfindlich er-

weisen. Da liegt die Annahme nahe, daß gerade die erste Einverleibung von Serum den Organismus verändert habe, so daß er jetzt gegen weitere Einspritzungen empfindlicher wurde. Solche und ähnliche Beobachtungen gaben Anlaß zu zahllosen Experimenten, die mancherlei Aufklärung über das Wesen der Idiosynkrasien brachten und allmählich die Lehre von der experimentellen Überempfindlichkeit erstehen ließen, die heute bereits auf ein stolzes Lehrgebäude experimentell sichergestellter Tatsachen blicken darf.

Manchem wird bekannt sein, daß zur Auswertung von Heilserum, besonders von Diphtherieserum, Meerschweinchen dienen. Man bemerkte nun, daß Meerschweinchen, die man aus Sparsamkeitsgründen zum zweitenmal verwendete, denen man also zum zweitenmal Diphtherieserum einspritzte, dies nicht mehr ertrugen, sondern plötzlich und unter heftigen Erscheinungen verstarben. Die Verfolgung dieser merkwürdigen Beobachtung ergab, daß irgendein Serum, das bei der ersten Einspritzung für das Meerschweinchen völlig harmlos ist, bei der Wiedereinspritzung sich als tödliches Gift erweist, wenn sich zwischen beiden Einspritzungen ein durchschnittlicher zeitlicher Zwischenraum von etwa vierzehn Tagen befand. Wir können uns also auch so ausdrücken: im Verlauf dieser vierzehn Tage bekam das Meerschweinchen infolge einer zunächst unaufgeklärten Veränderung seines Körpers eine schwere Idiosynkrasie gegen das sonst so harmlose Serum. Es war hiermit ein Beispiel gegeben, wie unter unseren Augen und im Experiment eine Idiosynkrasie zustandekommen kann. Die weitere Forschung förderte noch allerlei bemerkenswerte Tatsachen ans Licht. Es zeigte sich, daß die mit Serum vorbehandelten und damit überempfindlichen Meerschweinchen immer nur gegen das Serum der gleichen Tierart wie das der Ersteinspritzung empfindlich wurden. Spritzt man Pferdeserum ein, so wird das Tier überempfindlich gegen eine Neueinverleibung von Pferdeserum, aber nicht etwa gegen Rinder-, Ziegen-, Menschenserum.

Wenn also die erstmalige Einspritzung eines Eiweißkörpers eine solch merkwürdige Veränderung im Körper hervorruft, daß eine spätere zweite Einverleibung unter Umständen tödlich wirkt, so erregt die Frage höchstes Interesse, was denn eigentlich im Körper diese Veränderung bewirkt. Eine völlige Klarheit darüber wurde trotz endloser Mühen der Forschung noch nicht erzielt. Aber soviel weiß man doch sicher, daß die Ersteinverleibung von Eiweiß im Organismus die Bildung einer Reaktionssubstanz zur Folge hat, mit welcher das wieder einverleibte Eiweiß im chemischen oder vielleicht auch im physikalischen Sinne abreagiert. Durch diese mehr oder weniger intensive Reaktion wird der Körper mehr oder weniger stark geschädigt. Um mich durch einen Vergleich verständlich zu machen, könnte ich vielleicht an die einfache chemische Tatsache erinnern, daß beim Zusammenbringen einer Säure mit einer Base (etwa Salzsäure mit Natronlauge) eine stürmische Reaktion entsteht, deren Ergebnis aber eine ganz harmlose chemische Verbindung, das Kochsalz ist. Es kann bei dieser Reaktion eine solche Hitzeentwicklung zustande kommen, daß die Glasgefäße zerreißen, in denen der Prozeß sich vollzieht. So muß man sich auch hier vorstellen, daß beim Zusammenkommen von Eiweißsubstanz und dem gebildeten Gegenkörper die Reaktion so stürmisch ist, daß der Organismus mehr oder weniger schwer geschädigt wird. Ich betone nochmals, daß der Vergleich mit Base und Säure nur ein Bild und das Wesen der im Körper sich abspielenden Überempfindlichkeitsreaktion noch nicht völlig geklärt ist, jedoch kann man das Vorhandensein des erwähnten Reaktionskörpers im Blut unmittelbar durch den Versuch nachweisen.

Ein Versuchstier, besonders das dazu hervorragend geeignete Meerschwein, das zum zweitenmal mit einem Eiweißkörper eingespritzt wurde, geht also entweder an dem eintretenden Überempfindlichkeitsschok zugrunde oder es wird krank und erholt sich schließlich wieder. War die zum zweitenmal eingespritzte Eiweißmenge gering, so ist diese Erkrankung oft sogar sehr unbedeutend. Man macht nun hierbei die für die ganze Frage der etwaigen Heilung von idiosynkrasischen Zuständen bedeutungsvolle Erfahrung, daß ein Tier, das die zweite Einspritzung überlebt, für längere Zeit gegen eine solche Eiweißeinverleibung, also in unserem Beispiel gegen Pferdeserum, unempfindlich ist. Es ist also eine Heilung gegen die durch die Ersteinverleibung erworbene Idiosynkrasie eingetreten. Allerdings dauert dieser Heilungszustand nur eine gewisse Zeit, nach deren Ablauf das Tier doch wieder empfindlich wird. Man kann es aber neuerdings durch Einspritzung einer ganz geringen Menge des fraglichen Eiweißes wieder unempfindlich machen. Dieses Ergebnis experimenteller Forschung wurde praktisch zuerst für das schon erwähnte Heufieber ausgenützt. Wenn man einem Heufieberkranken zu irgendeiner Zeit des Jahres, nicht etwa nur zur Zeit der Grasblüte, etwas Pollenextrakt in großer Verdünnung in die Haut spritzt oder in die Bindehaut träufelt, so reagiert er an Haut und Bindehaut dann mit starker Entzündung, wenn die betreffende Pollenart von Gräsern stammt, gegen die er empfindlich ist. Mit anderen Pollenextrakten tritt gar keine Reaktion ein. So kann man durch diese Hautreaktionen herausbringen, gegen was für Gräser ein Mensch heuschnupfenempfindlich ist. Gegen diese Empfindlichkeit kann man nun den Kranken abstumpfen,

wenn man ihm etwa zwei Monate vor Beginn der Blütezeit allmählich größer werdende Mengen von Extrakten der als krankmachend gefundenen Pollen einspritzt, und zwar beginnt man mit allerkleinsten Mengen.

Die Ergebnisse des großen Beobachtungsmaterials der experimentellen Überempfindlichkeitslehre schienen ja ohne weiteres auch die Grundlage für eine Erklärung der menschlichen Idiosynkrasien zu liefern, wenn nicht allerlei Schwierigkeiten und Unstimmigkeiten zunächst vorhanden gewesen wären. Aber für außerordentlich viele Fälle von echten menschlichen Idiosynkrasien ließen sich Anhaltspunkte genug dafür gewinnen, daß auch bei ihnen die Überempfindlichkeit wie bei der experimentellen Überempfindlichkeit auf dem Wege der Sensibilisierung entstand, d. h. erst nachdem durch eine noch ohne Beschwerden ertragene Ersteinverleibung der Organismus verändert, die Bildung von Reaktionssubstanzen ausgelöst war. Die Forschung der letzten Jahre hat nämlich gezeigt, daß auch im Experiment die Fähigkeit, ein Versuchstier überempfindlich zu machen, nicht so streng an das Eiweißmolekül gebunden ist. Insbesondere ließ sich zeigen, daß ganz bekannte chemische Verbindungen, z. B. Arzneimittel wie Aspirin, Atoxyl u. dergl., durch Einspritzung unter die Haut ein Meerschweinchen überempfindlich machen können, wenn sie mit einem bestimmten chemischen Molekül zusammengekoppelt sind, d. h. eine sogenannte Diazoniumverbindung eingegangen haben. Das erklärt viele menschliche Arzneimittelidiosynkrasien.

Schwierig für die Erklärung durch die Überempfindlichkeitsexperimente des Laboratoriums ist der Umstand, daß eigentlich die meisten menschlichen Idiosynkrasien angeboren zu sein scheinen. Aber auch hier läßt es sich wahrscheinlich machen, daß in der Regel wohl nicht die Idiosynkrasie als solche vererbt wird und angeboren ist, sondern die Bereitschaft, die Eignung des Organismus, irgendwelche Idiosynkrasien im Verlauf des Lebens zu erwerben. Diese besondere Konstitution mancher Menschen, die man auch Überempfindlichkeits- oder vorsichtiger Andersempfindlichkeits-Disposition nennt, kann in einem angeborenen abweichenden Verhalten mehrerer Organe bestehen.

In den letzten Jahren erregten in ärztlichen Kreisen die Idiosynkrasien besonders deswegen mehr Aufmerksamkeit als sonst, weil ein Teil der Fälle von Asthma, flüchtigen Hautschwellungen und Nesselsucht sich als Überempfindlichkeitszustände entpuppten. Die Auffassung des Asthma z. B. als Überempfindlichkeit gegen irgendeine Substanz, hat sich vom Heufieber aus weiter entwickelt. Menschen, die besonders stark an Heufieber leiden, also überempfindlich gegen bestimmte Pflanzenpollen sind, bekommen nicht nur Schnupfen und Bindehautkatarrh, sondern oft auch starke Asthmabeschwerden. Es handelt sich dabei um eine krampfige Verengung der Bronchien mit Schwellung der Schleimhaut und Bildung von zähem Schleim. Es besteht also die Tatsache, daß Überempfindlichkeit gegen Pollensubstanz Asthma auslösen kann. Der Gedanke war nicht so fernliegend, daß bei besonders empfindlichen Menschen auch eine Idiosynkrasie gegen andere Substanzen Asthma auslösen könne. Man hatte gelegentlich beobachtet, daß Menschen mit Idiosynkrasie gegen Eiereiweiß heftiges Asthma dann bekamen, wenn sie zufällig in zu starke Berührung mit Eiereiweiß gekommen waren. Man lernte als Arzt hie und da mal einen Kranken kennen, der immer nur dann Asthma bekam, wenn er einen Pferdestall betrat oder sonstwie mit Pferden zu tun hatte. Irgendeine vom Pferd stammende chemische Substanz mußte das Asthma auslösen. So setzten denn ausgedehnte Forschungen ein mit dem Zweck, auch bei Asthmaanfällen von bisher unklarer Entstehung Überempfindlichkeitsursachen nachzuweisen. Das Ergebnis war überraschend. Man konnte feststellen, daß ein sehr beträchtlicher Teil der Asthmaanfälle mit einer Überempfindlichkeit gegen bestimmte Substanzen zusammenhängt, nur daß es oft sehr schwer ist, diese Substanzen aufzufinden. Wenn man aber mit Fleiß und Spürsinn nachforscht, kann man doch nicht selten eine idiosynkrasische Ursache von Asthmaanfällen entdecken. Es zeigte sich, daß alles mögliche in Betracht kommt, Nahrungsmittel, Hautschuppen und Haare, Wolle, Federn, Arzneimittel, Schimmelpilzbestandteile usw. Nahrungsmittelasthma scheint, soweit wir bis jetzt übersehen, bei Erwachsenen nicht so häufig zu sein, öfters aber bei Kindern vorzukommen. Besonders Eier, Weizen, Kartoffeln, dann Fisch- und Schaltiere, aber auch Fleisch scheint eine Rolle zu spielen, auch Weine. Ganz besonders häufig scheinen Hautschuppen und Haare von Menschen die Ursache von Asthma zu sein. In feinster, staubförmiger Verteilung fliegen Schuppen- und Haarbestandteile in der Luft herum. In Neuyork hatten bei einer bestimmten Beobachtung sehr viele Kinder nächtliche Asthmaanfälle. Es ließ sich feststellen, daß Kaninchenhaare schuld daran waren, die zur Bettkissenfüllung verwendet wurden. Entfernung der Kaninchenhaare in den Bettkissen brachte in der Regel Heilung von den Asthmaanfällen.

Nicht selten lösen auch die Federn der Bettfüllungen Asthma aus, das ausbleibt, wenn die Federn aus der Umgebung des Kranken entfernt werden. Man hat hie und da feststellen können, daß ganz unerklärliche Asthmaanfälle mit den Haaren der Hauskatze oder mit Federn von Singvögeln zusammenhingen und daß die Anfälle nach Entfernung der Tiere ausblieben. Die For-



Bahnarbeiter. Gemälde von Lorenz Bösken (Sammlung H. Bubenheim, Berlin)

schungen der letzten Jahre ergaben, daß der Staub von Wohnungen eine besondere Rolle spielt und daß dabei Bestandteile von Schimmelpilzen, die ja sehr verbreitet sind, als asthmaerzeugende Substanzen in Frage kommen.

Diese Schimmelpilzsubstanzen scheinen für die Asthmaerzeugung eine größere Bedeutung zu haben, als man bisher glaubte.

In neuerer Zeit hat man dann ganz besonders nach dem Vorgehen des Holländers Storm van Leeuwen auf bisher in ihrem Wesen noch nicht erkannte Stoffe geachtet, die in feinster Verteilung in der freien Luft schweben und offenbar asthmaauslösend wirken. Solche Stoffe müssen in den Niederungen viel häufiger sein als in der Höhe, denn sehr häufig sieht man Asthma im Hochgebirge wie mit einem Zauberschlag verschwinden.

*

Erwähnenswert sind ferner die auffallenden Idiosynkrasien mancher Menschen gegen Licht, Hitze, Kälte, ja leichte mechanische Reizung der Haut. Als Beispiel einer Lichtempfindlichkeit möchte ich den Fall einer dreiundvierzigjährigen Frau erwähnen, die erst mit neununddreißig Jahren ihre Idiosynkrasie gegen Sonnenlicht bei sich entdeckte. War ihre Haut nur zweieinhalb Minuten der Sonne ausgesetzt, so erschienen mit heftigem Juckreiz starke Nesselquaddeln. Sie erschien an der belichteten Stelle wie mit Brandblasen bedeckt. Gefärbte Gläser, auf die Haut gelegt, verhindern an diesen Stellen die Blasenbildung.

Es gibt übrigens eine besondere Art von Lichtempfindlichkeit, deren Wesen aufgeklärt werden konnte, und zwar durch eine merkwürdige Stoffwechselstörung. Der rote Blutfarbstoff des Menschen und aller Warmblüter ist eisenhaltig. Es gelingt im Laboratorium, das Eisen aus dem Farbstoff herauszubringen, und so bleibt ein eisenfreier Farbstoff übrig, den man wegen seines purpurähnlichen Aussehens Porphyrin nannte. Spritzt man eine Lösung von diesem Porphyrin einer Maus ein und hält sie im Dunkeln, so bleibt sie völlig gesund. Bringt man sie jedoch ins Sonnenlicht, bekommt sie bald furchtbaren Juckreiz, wird unruhig, schwach und stirbt. Das Porphyrin macht also die Tiere für Licht empfindlich. In seltenen Fällen gibt es nun tatsächlich Menschen, die durch eine Stoffwechselerkrankung Porphyrin in ihrem Körper haben, bei denen es im Blut zirkuliert und mit dem Urin ausgeschieden wird. Solche Menschen sind gegen Licht hochgradig empfindlich, müssen streng die Sonne vermeiden, weil sie sonst nicht nur Juckreiz und Blasenbildung, sondern die schwersten Folgeerscheinungen an den lichtausgesetzten Körperteilen zu erwarten haben. In der Münchener Klinik verstarb ein Mann, der in hochgradigem Maße diesen eisenfreien Blutfarbstoff mit dem Urin ausschied. Im Lauf der Jahre wurden seine Gliedmaßen verstümmelt, sein Gesicht entstellt; einzig und allein eine Folge von Sonnenlicht. Ein kühner junger Forscher der Münchener Klinik, der leider im Kriege fiel, Meyer-Betz, spritzte sich selbst Porphyrin ein und setzte sich dem Licht aus: furchtbarer Juckreiz, hochgradige Gesichtsschwellung und andere schwere Erscheinungen waren die Folge.

Nicht häufig und ein Zeichen besonderer Reizbarkeit und Durchlässigkeit der Hautgefäße sind auch die Idiosynkrasien gegen Hitze und Kälte, besonders gegen kaltes Wasser. Auch sei noch jener nicht einmal so seltenen Empfindlichkeit der Haut gegen ganz geringe mechanische Reize, wie etwa Darüberstreichen mit einem stumpfen Gegenstand, gedacht. Je nach Art, wie der mechanische Reiz gesetzt, wie über die Haut gestrichen wird, können auf der Haut Figuren und Schriftzeichen emporschießen, die aus lauter Blasen und Nesselquaddeln bestehen. Es kann z. B. durch Aufklatschen der Hand auf den Rücken derartig empfindlicher Menschen das vollständige Bild dieser Hand durch Blasenbildung hervortreten, so daß man an ein okkultes Phänomen denken könnte.

*

Schließlich sind noch einige Worte über die Beziehung mancher Idiosynkrasieerscheinungen zu den Sinnesorganen und zum Seelenleben zu sagen. Manche Individuen haben eine Überempfindlichkeit gegen bestimmte Sinneseindrücke, die allen anderen, nicht betroffenen Individuen geradezu unbegreiflich ist. Ein Beispiel dafür wäre die alte Fabel, daß der Löwe keinen Hahnenschrei ertragen könne, also eine akustische Überempfindlichkeit. Man könnte ganz allgemein von Sinnesidiosynkrasie oder sensorischer Idiosynkrasie sprechen. So gibt es naturgemäß auch optische Idiosynkrasien. Ich kannte eine Dame, die von Jugend auf gegen eine bestimmte Farbnuance zwischen Blau und Grün mit Übelkeit, ja Erbrechen reagierte. Ein Zeichen dafür, daß bei dieser Dame die zentralen Sinnesapparate im Gehirn besonders differenziert und empfindlich waren, war deren hohe Musikalität und der Besitz des absoluten Gehörs. Sticker berichtet von einem Herrn, der nach Anhören guter Musik, die ihn seelisch erregte und in Mitschwingung versetzte, regelmäßig nachts Niesreiz und Asthma bekam, nie bei minderwertiger, ihm gleichgültiger Musik. Gerade künstlerische Menschen sind in dieser Beziehung oft von einer gesteigerten Reizbarkeit ihrer Sinnesorgane, und wir finden in der dichterischen und biographischen Literatur allerlei Zeugnisse, die von solchen Eigenschaften Kunde geben.

Wir kennen aber noch eine andere Beziehung von Idiosynkrasien zur Psyche, nämlich die Beeinflußbarkeit solcher Zustände durch seelische Vorgänge. Wenn wir uns z. B. beim Asthma erinnern, daß die verschiedenen Reizstoffe — seien es nun

Pferdeschuppen, Pollen, Schweinefleisch oder Wohnungsstaub — eine Giftwirkung, Reizwirkung auf das vegetative Nervensystem ausüben, daß diese Nerven infolge ihrer Reizung eine Zusammenziehung, Verengerung der Bronchien und die Absonderung von Schleim bewirken, so wird es uns klar, daß das tatsächliche Zustandekommen des Asthmas nicht nur vom Reiz, sondern auch vom Objekt des Reizes, dem vegetativen, dem Eingeweide-Nervensystem abhängt. Etwa auch vom Seelenleben, von rein psychischen Vorstellungen? Sehen wir nicht, daß unsere Eingeweidenerven ganz unabhängig von unserem Seelenleben, ja geradezu gegen unseren Willen arbeiten? Nun haben wir aber besonders in den letzten Jahrzehnten gelernt, daß unsere Eingeweidenerven doch sehr von bewußten oder unterbewußten seelischen Vorstellungen, wenn auch nicht von unserem Willen abhängen. Jedes Kind weiß, daß man aus Freude Herzklopfen, aus Scham Wangenröte, aus Angst Durchfall bekommen kann. Wer aber kann mit Willen sein Herz beschleunigen, seine Blutgefäße erweitern, seinen Darm in Tätigkeit setzen? Also seelische Vorstellungen haben wohl Einfluß auf die sogenannten vegetativen, die Eingeweidenerven und damit auch auf die nicht unserem Willen unterworfene Tätigkeit unserer inneren Organe. Freilich nur bis zu einem gewissen Grade, bei dem einen mehr, dem andern weniger. Es kommt auch hier auf die Suggestibilität an. Diese ist bekanntlich größer, wenn das Wachbewußtsein durch Hypnose ausgeschaltet werden kann und psychische Vorstellungen unmittelbar auf das Unterbewußtsein wirken können. Es klingt erstaunlich, aber es ist tatsächlich gelungen, durch Wecken einer bestimmten Vorstellung in der Hypnose Blasen auf der Haut des Hypnotisierten zu erzielen. Hysterische Menschen, die über eine besonders hochgradige Suggestibilität verfügen, zeigen u. a. manchmal eiskalte, blaurot verfärbte, gegen Schmerz völlig unempfindliche, dazu noch angeschwollene Glieder, rein auf dem Wege der Selbstsuggestion durch bewußte oder unterbewußte Vorstellungen entstanden.

Überlegen wir uns das alles, so wird man von vornherein vermuten können, daß manche Idiosynkrasien vielleicht psychisch beeinflußbar sind. Das ist auch tatsächlich der Fall, und es ist sogar gelungen, durch Hypnose und Suggestion Asthmaanfälle zu beseitigen, deren Entstehung durch einen idiosynkrasischen Reizstoff einwandfrei festgestellt war.

Man sieht gerade aus solchen Beispielen, welch schwierige und verschlungene Wege die Heilkunde zu schreiten hat. Wir erkennen an unserem besonderen Beispiel, wie die wissenschaftliche Seite der Medizin die idiosynkrasischen Reizstoffe zu erkennen, zu entfernen und unwirksam zu machen trachtet, die Kräfte des betroffenen Körpers zu erfassen und zu ergänzen sucht. Aber es bleiben noch zwei große x für den behandelnden Arzt: einmal die Mangelhaftigkeit unserer wissenschaftlichen Erkenntnis und dann der Einfluß des Seelischen auf das Körperliche, die psychische Beeinflußbarkeit des Kranken. Zur Ergänzung dieser beiden Unbekannten in der Gleichung braucht der Arzt noch Qualitäten, die leider nicht jedem gegeben sind, und die keine noch so große Wissenschaft verleihen kann: intuitives Erkennen, Einfühlung in das Seelenleben des Patienten, suggestive Kraft der Persönlichkeit. Also etwas, worin mehr angeborenes Können als erwerbbares Wissen steckt.

Jean Pauls derbkomischer Dr. Katzenberger stellt die scherzhafte Behauptung auf, „Arzt“ sei die verhunzte Abkürzung des griechischen „artista“ (= Künstler). Sachlich hat er damit nicht so unrecht. Die Schwierigkeiten der Medizin noch mehr als anderer Naturwissenschaften liegen eben darin, daß sie in ihrem Bereich auf Schritt und Tritt an die Grenzen des naturwissenschaftlich restlos Erfaßbaren stößt.

Juli. Von Georg Britting

In den hellen Himmel, in den grünen Himmel, über den schwarzen Bach hinweg
Springt der dichtberankte, zackblattüberschwankte Stangensteg.

Die Feuerwarzenunken, tief im Schlamm versunken,
Blinzeln urgreisbös auf die Libellendschunken

Mit den surrenden Motoren.
Traumverloren

Steht die Weide, regt sich kaum,
Eingekleidet, eingeseidet in den spinnendünnen Juliflaum.

Fahrt nach Cythera

Novelle von Matthäus Becker

Als Cordes die Auszahlungsstelle mit dem hohen Gewinn verlassen hatte, schritt er schnellen Fußes durch die Straßen. An einer Kreuzung überlegte er, ob er nicht einen Wagen nehmen solle. Einen Wagen, um schnell nach Hause zu kommen? Warum mußte man schon wieder nach Hause? War dies nicht ein ganz besonderer, ein im Leben einmaliger Tag? Und überhaupt: lag es heute nicht wie Abenteuer in der Luft?

Dann saß Cordes, obwohl er durchaus nicht hungrig oder durstig war, in einem weitläufigen, blitzenden, vornehm-ungemütlichen Lokal, dicht an der großen Spiegelscheibe. Fünf Schritte vorwärts war die dauernd schwingende Drehtüre. Draußen, vor dem großen Fenster, spielten schmutzige Kinder. Ein kleines Mädchen sah scheu zu Cordes empor, zu ihm, dem hohen Wesen aus der Halbgötterwelt des feinen Speise- und Trankhimmels.

Da zwang ein Blick von der Tür her den seinen. Das kleine Mädchen war ausgelöscht. Cordes lächelte nicht mehr; sein Gesicht erglühte vor nie gekannter Freude. In diesem Augenblick hatte sie den Raum betreten.

Sie wählte einen kleinen Tisch, den fünften oder sechsten in schräger Linie von Cordes. Gerade vor ihm wären in Fensternähe noch zwei Tische zu haben gewesen.

Cordes hatte Geduld. Endlich, als ihr Auge sich sekundenlang in dem seinen gefangen hatte, erhob sich Cordes. Dieser scheue Mensch überlegte nicht, daß er im Begriff war, etwas im gesellschaftlichen Leben Unmögliches zu beginnen, und Gefahr lief, des Lokals verwiesen zu werden.

Nein, dieser jungenhaft ungeschlachte, Frauen gegenüber so entzückend hilflose Johannes Cordes trat an den Tisch der jungen Dame, machte eine Verbeugung und sagte mit etwas flatternder Stimme: „Ich heiße Johannes Cordes. Bitte, gnädiges Fräulein, gestatten Sie, daß ich spreche.“ Aber ohne ihr Zeit zu lassen fuhr er fort: „Ich habe lange auf Sie gewartet, schon ein paar Jahre. Aber nun sind Sie da. Endlich! Ich freue mich sehr.“ Johannes Cordes sah den wundervollen braunen Samt zweier Augen. Er sah, daß Gold in diese Pupillen gesprengt war. ‚Wie seltsam,‘ dachte er, ‚ist das Gold in diesem Frauenauge.‘

„Und was denken Sie jetzt zu beginnen?“ fragte die Dame. Cordes schoß ziellos einen Blick in den Saal. Aber sie kam ihm schnell zuvor: „Eins darf ich vorher wissen: Sie sind Künstler? Maler auf der Modellsuche? Nein, nein, es ist keine Neugierde,“ wehrte sie ab, als er dazwischenreden wollte. „Aber man kann als Dame bei so ungewöhnlicher Annäherung eine friedliche Einstellung nur wählen, wenn man weiß — ach, es ist ja Unsinn,“ schnitt sie sich selbst den Satz ab, „warum soll ich mich nicht Ihrer Kurage freuen!“ Die helle Glocke ihres Lachens beunruhigte ihn.

„Maler? Nein,“ sagte Cordes. „Ich suche daher auch keine Modelle. Sie haben mich gänzlich mißverstanden. Es ist nichts als die große Liebe. Darum war ich froh, daß Sie endlich gekommen waren.“

„Ja und nun — nun bin ich also da.“ Sie sprach es vorsichtig und wartete.

„Wie schön!“ sagte Cordes versunken. „Wo kommen Sie eigentlich her?“ Er hatte das Gefühl, sie gehöre nicht in diese Stadt.

Sie lächelte nachsichtig. „Aus Neuyork,“ antwortete sie. „Das Heimweh war zu groß. Aber nicht wahr: nun wird vorläufig keiner mehr fragen?“

„Abgemacht,“ sagte Cordes, „jetzt soll das Kennenlernen ungehemmt seinen Lauf nehmen.“

*

Cordes saß am Steuer, Rossa neben Cordes. Die reife Landschaft dehnte sich ihnen unter einem wolkenlosen Himmel. Cordes suchte ihr Auge. „Geben Sie auf den Wagen acht, Cordes,“ sagte sie, den Blick unbeirrt nach vorn gerichtet.

„Geben Sie auf mich acht, Rossa,“ scherzte er. Eine Sekunde sprühte ihr Blick schelmisch herüber.

Er lehnte den Kopf zurück. „Rossa!“ Es war, als ob er den Namen auf der Zunge schmecken wolle.

„Ja — Cordes?“

Er warf den Kopf aus dem Nacken nach vorn. „O — nichts!“ Er lachte. „Ich wollte nur den Klang!“

Apfelbäume standen am Weg. Sie trugen überschwer an der reifenden Last. Drüben auf den welligen Ackerflächen bündelten sie Garben und fügten Garben zu Diemen. Ein Leiterwagen mit zwei fetten und glänzenden Pferden stand wie vergessen auf einer Wiese. Ein kleines Mädchen, mit einer Puppe spielend, saß darauf, hemdärmelig und mit feuerrotem Rock. Jetzt steckte die

Kleine das Ärmchen durch die Sparren und winkte herüber. Rossa winkte zurück. Da kam auch das zweite Händchen mit der Puppe durch das Leitergatter. Als Rossa nach einer Weile sich umsah, baumelte, am Röckchen gehalten, die Puppe noch immer an der winkenden Kinderhand. In den Dörfern umkläfften Hunde den Wagen. Rossa wunderte sich, daß es immer weiße Spitzhunde waren. Sie gehörten offenbar genau so zur Gegend wie die knielangen Röcke der Frauen, wie ihre weißen Strümpfe mit den herabhängenden bunten Strumpfbändern und wie die langen blauen Kittel der Männer.

„Wenn Sie drüben waren, werden Sie den Yankee doodle kennen?“ fragte Cordes.

„A Yankee boy is trim and tall — —“

Rossa sang die hüpfende Weise vor.

„Die Melodie stammt aus diesen Dörfern,“ sagte Cordes. „Als die Bauern dieser Gegend im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg für England fochten, kam sie nach drüben. Man tanzt hier noch einen Tanz danach.“

„Ob sie das drüben noch wissen?“

„Es ist nicht das Bedeutendste, von dessen Herkunft sie nichts wissen,“ sagte Cordes.

„Sie haben drüben keine Zeit, derartiges zu bewahren,“ suchte Rossa zu entschuldigen.

Er pfiff den Yankee doodle, noch schneller, noch hüpfender. Plötzlich sah er sie scharf an. „Ist Geldmachen nicht die scheußlichste Verschlampung des Gnadengeschenks Zeit?“

„Sie haben gut reden. Sie sind — das darf man annehmen — von jeher wohlhabend.“

„Ich bin es seit vorgestern. Durch einen Lotteriegewinn, Rossa. Nein,“ sagte er schnell, „ich bin nicht wohlhabend — reich bin ich. Seit dem selben Tage. Ich glaube, Rossa, wir halten hier, und Sie geben mir endlich einen Kuß.“

„Fahren Sie, Cordes!“

Er schwieg wie ein gehorsamer Junge. Rossa lächelte. Aber Cordes mißverstand dieses Lächeln. Er stoppte, legte die Rechte auf das Steuerrad und nahm mit der Linken Rossas Hand. „Ich weiß, warum Sie lächeln.“

„Weil ich vorzeitig annahm, daß Sie verständig seien.“

Er blieb unbeirrt. „Sie lächelten bei dem Gedanken: wäre er durch den Gewinn nicht beschwingt gewesen — er hätte mich nicht angesprochen, hätte den Mut dazu nicht gefunden, hätte nicht die lang Ersehnte in mir erblickt. Jawohl, das waren Ihre Gedanken, als Sie eben lächelten.“

Sie sah ihn ruhig an und sagte mit Bestimmtheit: „Cordes, Sie reden Unsinn. Ich habe nicht im entferntesten etwas derartiges gedacht.“

Cordes nahm, fast zu feierlich, Rossa um den Hals und zog sie an sich. Eine Welle überströmte ihr Gesicht, die Wimpern senkten sich, und ihre Augen glichen zwei feinen, mit dem Stift gezogenen Strichen. In einem Streifen Pupille sah Cordes noch die goldenen Punkte. Cordes blickte nach dem Kuß verstört umher. Rossa, noch in seinem Arm, lächelte aus trunkenem Auge über seine Besorgnis.

Drüben auf dem Acker trug eine Frau schwer an den letzten Garben. Ein alter Mann stand abseits und entzündete schon die Pfeife. Groß und rot stand die Sonne tief zwischen den beiden.

★

Sie kamen nach einer alten Stadt, auf deren Schiefer und in deren Scheiben die Glut des Tages erlosch. Enge Straßen erklommen steil den burggekrönten Berg. Lange Fahnentücher hingen an den Häuserfronten, Girlanden waren nachbarlich über die Straße gespannt. Fernher klang verwehter Studentensang, und ab und zu, wie eben auch der Wind es wollte, strömten tausend Wohlgerüche herein. Hier gab es viele lauschige Gärten und viele junge und törichte Herzen. Dann sah man unter der Burg die leuchtenden Ketten zahlloser Lampions. Eine Rakete stieg steil auf, senkte sich im Bogen, platzte und goß phantastischbuntes Licht über einen Kirchturm.

Auf einer Allee mächtiger Kastanien, die einem Flusse folgte, verließ der Wagen die Stadt. Das Wasser duftete abendlich. Rossa hatte sich in den Mantel gehüllt und die Decke über den Knien.

„O wonnevolle Jugendzeit
Mit Freuden ohne Ende,
Mit Minnefahrten weit und breit,
Wo sich die Schönste fände . . .“

summte Cordes zu der immer ferner klingenden Melodie.

Die Fahrt ging durch schlafende Dörfer und schlafendes Land. Manchmal drangen aus Ställen beklommene Traumlaute der Hellhörigen. Der Ruch frischen Heus würzte die Luft. Dort oben die glitzernden Weiten, ringsum die sichere, gute Erde, zur Seite die Ersehnte — konnte die Brust freudiger gespannt sein? Wie jung man war in solcher Nacht!

Cordes fuhr langsamer, stoppte. Rossa hatte die Augen geschlossen. Er betrachtete das kühne Gesicht des jungen Mädchens.

Liebe zum Sport hatte diese Züge formen helfen. Sicherlich würde sie eine gute Kameradin werden. Ohne Kampf und alles Getue hatten sie sich gefunden. Ob Hindernisse noch bevorstanden? Allen Dichtern zufolge waren Hindernisse geradezu das Merkmal echter Liebe. Nun, sie mochten nur kommen!

„Sie müssen fahren, Cordes!“ sagte Rossa, ohne die Augen zu öffnen. Und Cordes brachte den Wagen wieder in Fahrt. Eine Stunde vor Mitternacht erreichten sie die nächste Stadt.

„Wird es immer so spät werden?“ fragte Rossa, als sie im Gastzimmer des behaglichen Hotels einander gegenübersaßen. Die wenigen Gäste sprachen merkwürdig gedämpft.

„Spät? War es nicht unsagbar schön, durch die funkelnde Nacht zu fahren?“ fragte Cordes statt der Antwort.

Sie strich ihm mütterlich über die Hand. „Darf ich Sie etwas fragen?“

Er hob den Finger. „Nur wenn du mich endlich nicht mehr siezen willst!“ Wie konnte sie nach dem Kuß noch so förmlich sein!

„Entschuldige, es soll nicht wieder vorkommen!“ Sie machte die Sünderin mit allerliebster Komik. Dann war sie blitzschnell wie zuvor: „Cordes, ich wollte nur fragen: in welcher Welt hast du bisher gelebt?“

In diesem Augenblick erschien der Kellner, servierte und füllte die Gläser. Cordes folgte ihm mit abwesendem Blick. Plötzlich sah er Rossa warten. Er lächelte verlegen. „Unsere Abmachung . . .“

„Du mißverstehst mich, Cordes. Gewiß, unsere Abmachung bleibt bestehen: wir werden eine Woche über Herkunft, Beruf und Umwelt kein Wort reden. Aber darum handelt sich's nicht, wenn ich sage: in welcher Welt hast du gelebt? Du bist sicherlich“ — sie sagte es im Ton allerliebst geheuchelter Gläubigkeit — „als Weltstädter mit dem sogenannten modernen Leben gründlich vertraut, weißt die Frauen — na, selbstverständlich! — auf Grund deiner Erfahrungen in der ersten Stunde zu durchschauen. Du hast —“

Der Liebende erkannte nicht die hinlenkende Absicht. „Du darfst mir glauben: eine Liebe wie diese habe ich nie im Leben —“

Sie hatte nach seiner Hand gegriffen. „Still!“ gebot sie. Der Kellner schritt mit einem unterdrückten Gähnen vorüber.

Cordes winkte ihn heran. „Wie ist es mit Zimmern?“

Der Kellner schwenkte dienstbeflissen die Serviette. „Wir haben ein schönes Balkonzimmer mit dem Blick nach Schloß Stauffen.“

Ein kleiner dicker Herr im Cut mit weißer, seidiger Tolle und einem Antlitz wie aus rosaroter Seife hatte von der Theke her schon lange in Bereitschaft herüber gelugt. Unvermutet stand er auf einmal neben dem Kellner. „Die Herrschaften wünschen ein Zimmer? Bei der Schwüle dürfte die Flußseite in Frage kommen.“

„Es kommen zwei Zimmer in Frage,“ sagte Cordes.

„Die Herrschaften 'tschuldigen, also Salon und Kabinett.“

„Nein,“ erklärte Cordes gelassen, „ich meine zwei Einzelzimmer.“

Der höfliche Wirt hatte für diesen Fall keine Antwort vorrätig. „Gewiß,“ stotterte er, „wenn der Herr vorzieht —“

„Ich weiß nicht,“ sagte Cordes mit einem jungenhaft spitzbübischen Lächeln, „ob ich vorziehe.“ Dann, wie um das eben Gesprochene zu verwischen, befahl er schnell: „Ja, bitte, Herr Wirt, zwei recht gute Einzelzimmer!“ Es war ihm nicht entgangen, daß Rossa eine Sekunde in Glut getaucht war. ‚Sie ist es!' frohlockte er. ‚Ohne sie wäre das Leben fortan unerträglich!'

In dieser Nacht lag Johannes Cordes lange offenen Auges und mit überwachen Sinnen. Der Gedanke, mit der einzigen unter einem Dache zu sein, war erregend und tröstlich zugleich. ‚Ich hätte,' dachte Cordes, ‚vorgestern noch geschworen, daß ich in meinem Leben dreimal ernsthaft geliebt habe. Heute weiß ich es anders. Wenn das damals, das mit Hanna Fendt, dann das mit Ruth Schneider und schließlich das mit Gerda Conrad — wenn es Liebe gewesen ist: es gälte ein neues Wort zu ersinnen, für diesen Zustand, der seit gestern in mir die Welt umgeschaffen hat.'

Dann fiel ihm der Lotteriegewinn ein. Sieh da, er hatte das mit dem Geld fast vergessen! Wie war das doch gewesen, als er in der Liste seine Losnummer und dahinter die hohe Summe gelesen hatte? Richtig, ein toller Wirbel der Freude hatte ihn gepackt, und gleich darauf hatte der Gedanke, daß die Zahl noch ohne Gewähr sei, ihn mit Angstgefühlen gepeinigt. Er konnte sich kaum noch zurückfühlen in diese Augenblicke. Was wohl jetzt wäre, wenn er zwar den Treffer gemacht, aber Rossa nicht gefunden hätte? Man mußte sich das einmal klarzumachen suchen. Cordes furchte die Stirn — vergeblich, es gelang nicht, auch nur den ersten Tag ohne Rossa zu Ende zu denken.

Jedenfalls schien es ihm, als ob dieser Tag der trostloseste seines Lebens hätte sein müssen. Cordes sagte sich, daß diese Auf-

fassung aller Logik widerspräche. Man hatte doch früher auch gelebt! Gleich wieder waren da Zweifel: hatte er ein Recht, mit diesem ganzen bisherigen Leben zufrieden zu sein? Wie war es doch gewesen? Nun ja, er hatte Freude an dem Geschäft mit den guten und weniger guten Antiquitäten gehabt, hatte über Kunst gelesen, in letzter Zeit auch Philosophisches und manchmal einen Roman. Jede Woche hatte er das Theater besucht, ein Jahr mit Ruth Schneider, ein halbes mit Gerda Conrad. Wie bescheiden war er gewesen! Übrigens hatte die dicke Hanna Fendt das Kino vorgezogen. Erste Liebe! Er wunderte sich über den Johannes Cordes von damals und hatte Mitleid mit ihm.

Und Rossa? Wußte er, ob sie seine Kunstfreude teilen würde? Cordes dachte an ihre über alle Begriffe schöne Hand und lächelte.

Er sah neben dieser Hand plötzlich eine andere, eine alte, verwitterte. Einmal würden diese beiden Hände ineinander liegen. Wie würde die Mutter zu Rossa sich stellen? Für die alte Frau war er immer noch der kleine Junge. Und immer noch wäre sie, hätte er ihre Erziehungsversuche geduldet, die schlechte Erzieherin gewesen, für die es nur zwei Möglichkeiten gab: die des Verwöhnens und die des Bevormundens. Es würde nicht leicht sein, ihr die Sache beizubringen.

Er hatte in den letzten Wochen schon chauffieren gelernt. Nun war durch den Gewinn der Kauf des Dreisitzers noch schneller ermöglicht worden. Für die Kunstreise nach dem Süden, bisher immer wieder auf bessere Zeiten verschoben, hatte es keine Schwierigkeiten mehr gegeben. Da auf einmal war die Mutter mit dieser Reise unzufrieden gewesen. Nicht, daß sie es gesagt hätte! O nein! Aber er wußte erfahrungsgemäß: sie war schon unzufrieden, wenn sie die durch die Reisevorbereitungen gebotenen Gelegenheiten zum Verwöhnen nicht wahrnahm, wenn sie wegen der Sicherheit des Reisens sich nicht tausendmal besorgt zeigte, wenn sie ihm nicht tausendmal genußreiche Tage wünschte. Nur gut, daß sie die besondere Art dieser Reise nicht ahnte! Ahnte sie wirklich nicht? Unmöglich, bei seiner Verstellungskunst! Er war sehr stolz.

Schon wollte er ins Unbewußte entgleiten — da riß es ihn bösartig ins helle Wachsein zurück: durfte er, ein rasend Liebender, sich trauen? Wer bürgte dafür, daß Rossa ihm gehörte? Der Kuß von heute? Die Tatsache, daß sie ihn begleitete? Schändlich, an ihrer Liebe zu zweifeln! Er war des Aufenthaltes unter dem selben Dache nicht wert!

Immerhin — es war wohl richtig, schnell Klarheit zu schaffen. Er würde ihr also sagen, daß man heiraten werde . . .

*

Sie nahmen das Frühstück im schmalen Garten am Fluß. Gebüsch und Rasen waren betaut.

Im Städtchen war Markttag. Über die nahe Brücke fuhren gemächliche Bauernwägelchen, schritten Frauen in Tracht mit großen Körben auf dem Kopf.

Auf dem andern Ufer waren Gärtchen an den Hinterfronten kleinbürgerlicher Häuser. Jedes hatte seine Laube, seinen Bleichplatz mit seinem Bettersteg nach dem Wasser. Gerade gegenüber spülte eine junge Frau Wäsche im Fluß. Ein Junge stand hinter ihr und warf Steine ins Wasser.

„Da drüben müßte man wohnen," sagte Cordes.

„Bist du großstadtmüde?" fragte Rossa ausweichend.

„Ich bin nie großstadtmunter gewesen," scherzte er.

Rossa entzündete eine Zigarette. Dann sah sie hinüber nach der Frau, dem Jungen und dem Hund. Nun hatte Cordes ihr Profil. Der Herrenschnitt gab ihr knabenhafte Anmut. Cordes beschloß, sie bei der nächsten Gelegenheit in den Nacken zu küssen, genau an die Stelle des flaumigen Haaransatzes.

„Hast du schon über heute bestimmt?" fragte Rossa.

Cordes horchte den Worten nach. Gefiel es ihr in dieser Stadt? „Möchtest du dir hier einiges ansehen?" fragte er.

„Nein, ich möchte mit dir fahren."

‚Sie liebt mich!' frohlockte er wieder. ‚Kein Zweifel, daß sie mich liebt!'

Rossa ging nach oben, ihren kleinen Koffer zu ordnen. Cordes zahlte dem Kellner und schickte dann den Hausdiener nach Blumen.

Rossa wartete an der Tür des Gärtchens. Es war ein allerliebstes Bild: diese junge, schöne Dame, reisefertig an der weißen, von dunkelgrünen Büschen flankierten Gartenpforte, dahinter Fluß und Himmel. ‚Es könnte der erste Morgen auf der Hochzeitsreise sein,' dachte Cordes. Gleich darauf überlegte er, daß das Ganze, gemalt, etwas kitschig wirken könnte. Er legte die Hand über die Augen und sah nach ihr hinüber. Da machte sie ihm eine lange Nase.

Wie sie das kleine Hotel verließen, stand der Wirt mit dem rosaroten Seifengesicht im tadellosen Cut an der Türe. Er trat einen Schritt zurück und machte mit einem todernsten Gesicht eine tiefe Verbeugung.

Eben saß Rossa in dem funkenden Wagen, da kam mit hastigem Atem der Hausdiener und reichte ihr einen Strauß weißer Nelken. Sie drückte Cordes die Hand. Er sah ihre Freude, gab ein gutes Trinkgeld und ließ den Motor anspringen. Cordes fühlte sich an diesem Morgen tatenfroh wie nie im Leben.

Nach einer Weile gemeinsamen Schweigens fragte Rossa: „Hast du eigentlich schon immer diesen Trieb, dein Erleben ins Romantische zu übertragen?"

Sein erster Gedanke war: ‚Sie kann kühl beobachten, während dich das Feuer verzehrt.'

„Nein, nein," sagte sie schnell, „es ist trotzdem richtig so; wir wollen die Abmachung innehalten. Also nächsten Dienstagmorgen werden wir offen sein dürfen — ausgezeichnet!" Sie sprach mit einem nervösen Flackern in der Stimme.

‚Torheit,' dachte Cordes, ‚wie kam ich nur auf diese Schweigefrist!' Auf einmal sah er vor sich ihre lang beschatteten Augen mit dem in die Pupille gesprengten Gold. Noch konnte er die Bremse ziehen. Da brannte schon ihr Mund auf dem seinen. Und wieder frohlockte es in ihm: ‚Sie liebt mich! Kein Zweifel, daß sie mich liebt!' Erst viel später besann er sich: War nicht ein feuchter Schimmer in ihrem Auge gewesen? Er suchte ihren Blick. Sie entzog sich ihm.

Gegen Mittag hielten sie auf einem von patriarchalischen Fachwerkhäusern umgebenen Marktplatz. Zwei dieser Häuser wollten mehr sein als nur wohlanständig: drüben das Rathaus mit den feinen Balkenschnitzereien, zumal mit Herzen in allen Größen, hier der gelb verputzte Gasthof mit seiner Honoratiorenwürde und den listig blinzelnden Scheiben aus Spiegelglas. „Zum letzten Heller" — in roten Buchstaben leuchtete die Schrift von einem grünen, rot umrandeten Schild über der Türe. Ein schmiedeeiserner Zierat zeigte ein Männlein, das beider Hosentaschen Futter hervorzog und, kreuzvergnügt über die restlose Beseitigung des lästigen Inhalts, einen Freudentanz aufführte.

Cordes schloß hinter Rossa den Schlag. Sie hatte ihr Taschentuch liegen lassen. Wie er es ihr reichte, sah er, daß es mit der neunzackigen Krone bestickt war.

In dem breiten, mit blanken Fließen belegten Flur, der durch das Haus sich wölbte, liefen einige Hühner, die Außenseiternaturen eines stattlichen Volks, das hinten im Hof zufrieden reichliche Nahrung pickte. Cordes öffnete eine Tür und sah in eine Gaststube mit schweren Tischen und Stühlen. Ein Heer von Fliegen summte, und eine unerträgliche Hitze kochte in dem Raum. Cordes wich zurück. Dabei erhaschte sein Blick eben noch den bärtigen Blondkopf des einzigen Gastes drüben in der Fensternische.

Eine behäbige Matrone kam mit strahlendem Lächeln, die Hände an der blauen Schürze trocknend, vom Hofe herein. „Wann die Herrschafte hier drimwe ei'trete wolle — das da vorn is mehr die allgemää Wertsstubb."

Rossa eilte voran. Cordes freute sich ihrer Leichtfüßigkeit und ihrer schlanken Fesseln. Dann saßen sie zwischen Plüschgestühl und Familienphotographien, kurz in einem Raum, mehr gute Stube als Gastzimmer.

Die Wirtin hatte mit Rossa sogleich eine Art mütterlichen Einverständnisses, fragte nur sie nach den Wünschen des Gastes und schien den über diese schnelle Verbundenheit der Frauen schmunzelnden Cordes völlig zu übersehen. Sie versprach, das Essen schnell zu richten, aber bei sich selbst beschloß sie, zuerst nachzusehen, ob die Magd auch die beiden Betten im Staatszimmer des ersten Stocks heute morgen frisch überzogen habe.

Schon nach dem Essen drängte Rossa zum Aufbruch. Cordes, um zu zahlen, ging nach der vorderen Gaststube. Der blondbärtige Gast beglich einem jungen Mädchen gerade die Zeche. Er trug eine schäbige, trotz der Hitze hochgeschlossene Joppe. Das Haar wallte in langen Strähnen, und unter zwei struppigen Brauenbüscheln leuchtete ein Paar lebendiger Augen. Cordes hatte die Vorstellung, daß dieses Gesicht nur gemacht sei, um im Zorn diese Brauen zu verfinstern und blaue Blitze darunter hervorzuschießen.

Der Blonde begleitete das Geschäft des Zahlens mit einem Scherzwort und lachte so dröhnend, daß des Mädchens Lachen darin unterging. Dann, wie das Mädchen das Geld genommen hatte, nickte Cordes ihr zu: „Fräulein, ich möchte auch zahlen!"

„Auch?" Der Bärtige hatte sich zurückgewandt. „Mein Herr, was kümmert Sie's, wenn ich zahle?"

‚Ein prachtvoller Kopf,' dachte Cordes. Er wunderte sich, daß die Herausforderung ihn kaum berührte. Aber er verriet nichts von Nachsicht. „Darf ich fragen, was Sie zu diesem Ton veranlaßt?" entgegnete er scharf.

„Ja," sagte der andere.

„Wieso — was heißt das: ja?"

„Ja — das heißt: Sie dürfen fragen.

Aber da ich ein höflicher Mensch bin, will ich nicht warten, bis Sie gefragt haben. Darf ich ungefragt antworten?"

„Sie reden, wie —" Cordes hielt inne.

„Schießen Sie los," rief der andere, „es tut nicht weh!"

„Wie der Narr bei Shakespeare," sagte Cordes.

„Ah, William!" Der Blondbärtige griff pathetisch in die Luft. „Merken Sie sich: Die Welt vergeht; es ist nicht wunderbar, Daß mit dem Glück selbst Liebe wandelbar."

Man mußte abbrechen. Cordes zahlte dem Mädchen, das offenen Mundes zugehört hatte. Da reichte der Blonde Cordes die Hand: „Ihnen und der Ihren viel Glück! Auf zur Fahrt ins Rosenrote!"

„Ihnen und —" Wieder hielt Cordes inne.

„Und der Ihren!" ergänzte der andere. „Ich sah Sie vorfahren und aussteigen, sah auch, wie Sie ihr das Tuch reichten." Leise fügte er hinzu: „Sie ist unsagbar schön."

Cordes überlegte, daß diese Unterhaltung aller guten Bürgerlichkeit Hohn spreche. Einerlei: es galt auf solcher Fahrt nichts feindlicher zu meiden als die grauen Massenwege alltäglichen Erlebens. Kein Zweifel, die Durchschnittlichen sahen in diesem Menschen einen Unnützen. Cordes' Augen sahen tausendmal besser: sie sahen hier einen Vorwurf für künstlerisches und dichterisches Gestalten. Welches Glück, die Welt mit Cordes' Augen sehen zu dürfen! O, Rossas Liebe war ganz gewiß keinem Unwürdigen zugefallen!

Die Türe ging, und Rossa stand im Raum. Cordes sah die brennenden Augen des Blondbärtigen auf sie gerichtet. „Komm, Johannes!" sagte sie zu Cordes. Hinter der Theke erschien die Wirtin.

„Also nochmals Glück auf die Fahrt!" rief der Blondbärtige. „Merken Sie eins: Nur wo die Güte unwandelbar ist, sind es auch Glück und Liebe." Dann, Cordes hatte sich schon zur Türe wenden wollen, fuhr der andere im Ton des Predigers fort, den Blick ins Wesenlose richtend: „Die Schätze der Welt an Gold und Gestein sind gezählt, aber nicht gezählt ist ihr Reichtum an Güte. In jedem ruht ein Teil davon. Gelingt es euch, den Güteschatz in euch zu heben, dann braucht ihr kein Schicksal zu fürchten. Strömt Güte aus — Glück und Liebe strömen euch zu!"

Draußen knallte eine Peitsche, und ein Wagen polterte über das Kopfsteinpflaster. Im Zimmer summten die Fliegen. Die Wirtin hatte sich schnell zurechtgefunden: sie wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen. Der Blondbärtige ließ den Blick in die Umwelt der Gaststube zurückkehren. Auf Rossa blieb er haften.

„Komm, Johannes!" sagte sie noch einmal.

Cordes sah die zerschlissene Joppe des andern. Zweihundert Tausend und mehr hatte man gewonnen. Wie wäre es mit einem großen Geldschein gewesen? Aber dann fürchtete er eine Ablehnung. Wie war man schwach!

Übrigens: Güte als Garantie des Glücks und der Liebe? Vielleicht nicht übel. Aber war die Annäherung des andern etwa ein Akt der Güte gewesen? O nur nicht jetzt immer gleich schenken wollen! Cordes hatte das Zimmer noch nicht hinter sich, als er bereits tiefe Scham empfand.

Der Marktplatz lag in Glut. Die Luft über dem Pflaster zitterte. Ein Trupp Kinder, Ränzel auf dem Rücken, zerstreute sich schulmüde an einer Ecke.

Die Dörfer waren wie ausgestorben. Überall stand das Korn in Garben. Wo waren die Menschen?

Cordes spürte den Duft von Rossas Haut und freute sich dieses Duftes. Eine köstliche Ruhe war über ihn gekommen. ‚Nun ist alles, wie es besser nicht sein kann,' dachte er. ‚Wie beruhigend zumal, daß sie aus guter Rasse stammt!' Es fiel ihm ein, wie der Vater ihn, den Jungen, oft auf die Schönheiten guter Gemälde, Keramiken und Möbel hingelenkt hatte. Er erinnerte sich besonders deutlich eines Gobelins mit Watteaus „Fahrt nach der Insel Cythera". Die Liebesfahrt von heute — hatte er sie damals nicht vorausgeahnt?

Cordes sah vor sich wieder die Liebesgaleere, wie sie mit ihren glücklichen Fahrgästen unter Segel gehen will. Er sah die Paare im Vordergrund, sah die Amoretten oben am Mast, sah die Heiterkeit der Farben dieser Gewänder, dieser Bäume, dieses Gewässers. Eine Fahrt nach Cythera — wahrhaftig, das war auch diese Fahrt im modernen Kraftwagen.

‚Wir werden als Brautpaar zurückkehren!' gelobte sich Cordes.

Ein Ruck — Rossa hatte ins Rad gegriffen. Zwei Enten blieben dem Leben erhalten. Cordes wunderte sich nicht, daß Rossa auf die Steuerung sich verstand. Das gehörte zu ihr. Er ärgerte sich über die grinsende Bäuerin drüben am Zaun des Hausgartens.

„Ich werde selbst chauffieren müssen, wenn du mit den Gedanken spazieren gehst," sagte Rossa. Selbst? Es belustigte ihn. War er ihr junger Mann?



Heilige Familie. Gemälde von Willi Schmid-München

„Kennst du Watteau — Antoine Watteau?“ fragte er.

„Den Maler? Ja — im Louvre habe ich Werke von ihm gesehen.“

Also sie kannte Paris. Nun ja, warum auch nicht? Er dachte an das Taschentuch mit der neunzackigen Krone. Nach einer Weile sagte Rossa: „Ich möchte diesem Menschen von heute mittag noch einmal begegnen.“ Cordes erinnerte sich, mit welchem Blick der Blondbärtige Rossa angesehen hatte.

„Er selbst scheint das Glücksrezept schlecht zu befolgen,“ sagte Cordes, innerlich frohlockend. „Seine Art sich bekanntzumachen, war — na sagen wir mal vorsichtig: sie war recht burschikos. Du warst noch draußen.“ Wie Cordes, weil sie nicht antwortete, hinübersah, war ein feines Lächeln um ihren Mund. Hielt sie ihn für überempfindlich? Es erhitzte ihn noch mehr gegen den Blondbärtigen. „Wir werden erleben, daß dieser Scharlatan demnächst in irgendeiner Großstadt auftaucht und wie viele seinesgleichen die Köpfe verwirrt.“

„Mit Gütepredigen?“ fragte Rossa verwundert. „In der Güte, Cordes, da gibt es keine verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten, da allein gehst du immer sicher.“ Sie war erregt, schien dies um jeden Preis verwischen zu wollen und meinte, überraschend schnell umgewandelt: „Seine Lehre von der Glückseligkeit durch Güte ist natürlich keine sensationelle Neuigkeit, aber wenn einige darauf hören, nützt er der Welt mehr als hundert Watteaus.“

In Cordes war Aufruhr. Hundert Fragen wollten gefragt sein. Zum Teufel mit allen Abmachungen, die romantischen Launen entsprungen waren! Da lag Rossas Hand auf der seinen. Er stoppte ab. In der nächsten Sekunde hatte sie ihn umarmt und bedeckte ihn mit Küssen.

„Sie sollen tun und glauben, was sie für gut halten, solange sie uns nicht auseinanderbringen wollen!“

„Uns auseinanderbringen? Das sollte jemand versuchen!“ Er war zufrieden, daß er das so männlich gesagt hatte. ‚Sie fürchtet die Sippe,‘ dachte er, ‚wen sonst sollte sie fürchten?‘

*

In einem Städtchen des Allgäus war es. Das kleine Hotel hatte knarrende Dielen und schlecht geölte Türen. Cordes riß es nachts aus tiefstem Schlaf. Im nächsten Augenblick stand er vor dem Bett, besann sich, daß ein Schritt, vorüber an seiner Tür, ihn geweckt habe, griff mit flatternden Händen nach den nötigsten Kleidungsstücken und eilte nach. Und jetzt erst, als er auf hüpfenden Zehen, die Zähne in der Unterlippe, treppab und einen finsteren Korridor entlang flog, gestand er sich, daß in den letzten Tagen eine dunkle Angst um Rossa von ihm Besitz genommen habe.

Er legte die Hand an die Klinke der Haustüre — nein, sie konnte nicht gegangen sein: die Glocke da oben hätte das ganze Haus durchgellt.

Dann lag er wieder in seinem Bett und horchte in die Dunkelheit. Beim ersten Morgengrauen wurde er ruhiger. ‚Wir werden als Brautpaar zurückkehren!‘ schwor er sich noch vor dem Einschlafen.

In der Dämmerung des nächsten Tages saßen sie zu Innsbruck in einem Wirtschaftsgarten am Ufer des Flusses, auf dem Tisch einen schlichten Terlaner.

Schwüle lastete über der Stadt, aber vom Wasser kam Kühlung. Der Garten bevölkerte sich; bald waren alle Tische besetzt. Nur drüben an der langen Tafel dicht am Gebüsch waren zwei Reihen leerer Stühle. Da erschien auch schon ein Trupp grünbemützter Studenten an der Tafel. Wie dann mit viel Zeremoniell noch einige Nachzügler sich hinzugesellt hatten, leuchtete aus der Dämmerung die weiße Bahn des Tischtuches und darüber eine lückenlose Reihe grüner Flecke. Auf dem Pavillon in der Mitte des Gartens nahmen Musikanten Platz. Die elektrischen Lampen strahlten auf und machten den lieblichen Abend gebrauchsfertig.

Cordes fühlte sich beschwingt. Er scherzte und Rossa lachte. Männer sahen häufig herüber. Cordes war stolz. Die Frist der acht Tage war fast verstrichen. Morgen, sagte Cordes, würden sie sich offen gegenüberstehen.

„Und rechnest du nicht mit einer Enttäuschung, Cordes?“

„Wieso? Du liebst mich doch?“ Seine Verwunderung war ehrlich.

„Und wenn ich verheiratet bin?“

Cordes war nicht im mindesten betroffen. „Merkwürdig, an diese Möglichkeit habe ich nicht gedacht,“ erwiderte er, „aber da du mich liebst, hat deine bisherige Ehe natürlich nichts zu bedeuten.“

„Ich habe bisher nicht gewußt, was Vertrauen ist,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen. Er horchte den Worten nach, ob nicht ein wenig Ironie darin gewesen sei.

„Daraus wäre zu folgern, daß du eine wirklich große Liebe eben noch nicht erlebt hast.“ Es war halb Ergänzung ihrer Worte, halb Frage. Aber Rossa blieb aufmerksame Zuhörerin. „Und dabei,“ vollendete er,

wie einen heiteren Abschluß suchend, „soll ich noch Enttäuschungen fürchten? Ist doch die Höhe!“

Wie — war ihr Auge feucht? Er blickte verstört umher. Mein Gott, ein Witz — wohin waren alle trefflichen Witze, bei deren jedem man sich vorgenommen hatte, diesmal aber ganz bestimmt nicht vergeßlich zu sein! Er sah die Menschen ringsum an ihren Tischen: wer die Komik des Alltags schätzte, hatte hier ein dankbares Feld. Aber war der Gipfel der Komik nicht er selbst, wie er mit seinem gelähmten Denken und seiner bleischweren Zunge hilflos noch einem Witze rang?

Nein, es würde ihm keiner gelingen. Sollte er verraten, daß er um ihren Stand wußte? Vielleicht war es in diesem Augenblick richtig, sie zu verblüffen. Er verwarf den Gedanken. Dann sagte er: „Übrigens wird deine Ehe auch äußerlich nicht mehr aufrecht zu erhalten sein.“ Verflucht, wie konnte man nur so pedantisch reden!

„Aber ich bin doch gar nicht verheiratet!“ rief sie. „Ich meinte doch nur, daß du mit dem Fall des Falles rechnen müßtest!“ Sie lachte, den feuchten Schimmer noch im Auge.

Er preßte die Hände zusammen und sah unentwegt an ihr vorbei. „Dann hätte ich den Wunsch, daß wir als Brautpaar zurückkehren.“ Gut, daß es gesagt war!

Mit einer Abwehrgeste warf sie die Zeitung, darin sie allenfalls fünf oder sechs Zeilen gelesen haben konnte, zurück auf den Stuhl. „Wie sagtest du?“ fragte sie, nach Sammlung ringend. Sie hatte das Blatt auffallend hastig wieder an sich genommen, hielt es fest in der einen Hand, strich mit der anderen über die Stirn und lächelte maskenhaft. Er dachte nicht anders, als daß sein Antrag sie überrascht habe. Aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern fragte weiter: „Warum willst du nicht glauben, daß ich unverheiratet bin?“

Also sie war wirklich nicht gegenwärtig gewesen! Er sah die Leere ihres Blicks, sah, wie sie bemüht war, sich zurückzufinden, und hatte Mitleid.

Die Musik spielte La Barcarole.

„Aber ich habe es doch gar nicht angezweifelt,“ sagte Cordes. „Im Gegenteil: ich meinte, daß wir bei der Heimkehr bereits die Ringe tragen sollten.“

Sie entzündete eine Zigarette. „Ausgezeichnet, wie du das sagst: im Gegenteil.“ Sie war erneut Schelmerei. „Cordes, ich hätte nie gedacht, daß es dich gäbe.“ Sie sah seine Betroffenheit. „Nein, nein, ich will dir nicht weh' tun, o, ganz gewiß nicht! Ich will nichts mehr sagen, als daß ich dich lieb hab', ganz von Herzen lieb. Wie man 'nen Mann nur so lieb haben kann, gleich vom ersten Tag an!“

Cordes hörte den Wiener Ton. Beim Geständnis ihrer Liebe hatte sie die Mundart der Heimat nicht verbergen können. Ihre Augen ruhten sonderbar auf ihm. Es war, als ob sie sein Bild unverwischbar sich einprägen wolle.

Die Musik schwieg. Das Publikum klatschte.

Cordes dachte: ‚Welch wundervolle lange Wimpern! Welch vollendeter Hals! Welche Gelassenheit der Bewegung! Man sieht, daß sie alten Stammes ist.‘ Laut sagte er: „Wir werden genau dieselbe Fahrt als Hochzeitsreise machen.“

„Ja,“ sagte sie, „wir wollen uns das recht schön ausdenken.“

Die Tische waren noch dicht besetzt, als sie aufbrachen. Sie schmiegte sich ihm innig an, sah aus seiner schützenden Nähe heraus nach der langen Tafel, wo zwei Studenten bereits einen Bierjungen paukten, blickte, als viele Augen sich auf sie richteten, gleichgültig ins Weite.

Wie sie die abendlich leere Straße betraten, sagte sie: „Ich möchte dich küssen, Cordes.“ Er wollte sie an sich nehmen. Da kamen Schritte. „Nicht hier!“ flüsterte sie. Er drückte ihren Arm in den seinen. In den Vorgärten zirpten die Grillen.

Das Hotel war wenige Schritte entfernt. Die beiden Zimmer lagen auf dem selben Flur, das seine weiter hinten. Sie schritten lautlos auf dicken Läufern. Die Nachtbeleuchtung brannte spärlich. Zwei Schritte von ihrem Zimmer wandte sich Rossa. Im nächsten Augenblick lagen sie einander in den Armen. Den letzten Kuß gab sie ihm auf die Stirn. Noch einmal wollte er ihren Mund. Da nahm sie seine Hände und machte sich los von ihm. Dann war sie verschwunden; ein Schlüssel drehte sich. Cordes saß in der Dunkelheit auf dem schmalen Balkon seines Zimmers. Kein kühlendes Lüftchen regte sich.

Cordes dachte, daß aus dem Antiquitätenladen nun ein Kunstsalon werden würde. Er baute sich im Geist einen weitläufigen Verkaufsraum auf und sah Rossa darin inmitten erlesener Kunst. Aber wenn sie keine geschäftlichen Neigungen hatte? Nun, niemand würde sie zwingen, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihr nicht lagen. Morgen mußte all das ins reine gebracht werden! Jedenfalls war sie zu klug und zu modern, als daß sie seinen Plänen Hindernisse bereiten würde. Er zweifelte nicht, daß sie mancherlei und vielleicht auch kost-

spielige Liebhabereien besäße. Eine Atmosphäre von Sportlichkeit war immer um sie. Sicherlich war sie Reiterin. Cordes entsann sich nicht, jemals auf einem Pferd gesessen zu haben. Ob ihm das Reitenlernen schwer fallen würde?

Gesang vom Fluß her unterbrach ihn in seinen Gedanken. Sicherlich waren es die Grünbemützten.

„Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein' Straßen
In frembde Land dahin.
Mein' Freud' ist mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich in Elend bin."

Cordes ging hinein und machte Licht. Dabei summte er die alte Burschenweise mit.

„Mein Trost ob allen Weiben,
Dein tu' ich ewig bleiben
Stet, treu, der Ehren fromb.
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen,
Bis daß ich wieder komb."

Das liebste von allen „Weiben" — über ihr und ihm spannte sich ein Dach! —

*

Am andern Morgen erschien Cordes eine halbe Stunde früher als sonst am Frühstückstisch. Ein Gewitter war nachts niedergegangen. Er hatte es nicht gehört. Wieder stand ein heißer Tag bevor. Am Nachmittag würden sie in Bozen sein.

Eben breitete Cordes eine Karte vor sich aus, als der Kellner, einen Brief in der Hand, herantrat und mit augenscheinlich etwas beengter Kehle erklärte: „Gestatten der Herr, die Dame von Nummer zwoundvierzig hat heut früh bei der Abreis' den Brief für den Herrn dagelassen. Bitt' schön."

Cordes nickte. Die Muskeln um seinen Mund waren in Aufruhr. Er wollte sagen: ‚Danke, es hat alles seine Richtigkeit.' Aber vielleicht würde er nur Unartikuliertes herausbringen. Besser nicht. Er nickte nur.

Der Kellner war fort. Nun ja, man mußte den Brief lesen. Das Öffnen des Messertäschchens, das Herausnehmen des Messers, das Ansetzen der Klinge in der Klebelücke des Briefverschlusses — alles das, recht umständlich vollzogen, schützte noch vor der letzten gefürchteten Gewißheit. Dies war Cordes.

Mit dem Briefbogen kam ein Zeitungsausschnitt. Cordes las: „Glück im Spiel —. Der Kunsthändler Cordes, dem die Hälfte des großen Loses zugefallen war, machte nach Abhebung des Geldes in einem Restaurant die Bekanntschaft einer distinguierten Dame. Man wird begreifen, daß ein Gewinn von einigen Hunderttausend den Menschen unternehmend stimmen kann. Genug, die Distinguierte verstand den glücklichen Gewinner schnell für sich zu entflammen, und am nächsten Tage traten beide eine Autofahrt nach dem Süden an. Dieses Zusammentreffen von Glück und Liebe wäre für die Öffentlichkeit durchaus gleichgültig, wenn die distinguierte Dame eben eine beliebige distinguierte Dame wäre. Es handelt sich jedoch um jene Hochstaplerin, die als Gräfin Wimpfen vor Jahresfrist in Berlin bei einer Bank große Summen zu erbeuten verstand. Sie muß damals nach Amerika entkommen sein. Jetzt erhielt die Polizei von ihrem Wiederauftauchen Kenntnis, und es heißt, daß ihre Verhaftung unmittelbar bevorgestanden habe. Ob der glückliche Losgewinner von der Persönlichkeit der Talmigräfin unterrichtet ist und ob er sie etwa in Sicherheit bringen wollte, wird sich ergeben, wenn die Polizei den Aufenthalt der beiden ermittelt hat. Der Umstand, daß der Mann das gewonnene Geld nicht mitgenommen hat, spricht dagegen. Von Angehörigen ist bei der Bank die Sperrung des Depots sofort veranlaßt worden, damit der Mann vor Schädigung durch die gefährliche Freundin bewahrt bleibt. Es handelt sich um eine dreiundzwanzigjährige Rosa Seitz aus Wien, die folgendermaßen beschrieben wird: Haar und Augen braun, Gesicht oval, keine besonderen Kennzeichen."

Cordes erhob sich, stützte sich mit der Linken auf den Tisch, faßte mit der Rechten die Stirn, legte den Kopf nach hinten. Ob man seinem Verstand noch trauen durfte?

Haar und Augen braun, Gesicht oval, keine besonderen Kennzeichen. Keine Gräfin, sondern eine dreiundzwanzigjährige Rosa Seitz aus Wien. Alles ausgewählt niederträchtige, kalte, quälende Worte. Nur Worte. Nichts von dem goldfarbenen Pünktchen der Pupillen, nichts von dem Schnitt des Profils, nichts von ihrem Scharfsinn.

Ach so, da war der Brief! Cordes las: „Lieber Cordes! Wenn Du den Zeitungsausschnitt gelesen hast, gibt es nicht mehr viel zu sagen. Höchstens, daß ich D i c h nicht betrügen wollte. Wir sind uns zu spät begegnet. Lebe wohl! Rossa."

Natürlich mußte man ihr nach. Was sonst sollte werden in den nächsten Stunden, Tagen, Jahren, ein ganzes Leben lang?

Cordes sah vom Berge Isel über die Stadt, sah den Fluß und drüben die Berge der Nordkette mit dem ewigen Schnee.

„Die Welt vergeht; es ist nicht wunderbar,
Daß mit dem Glück selbst Liebe wandelbar."

Er gedachte des Blondbärtigen mit den pathetischen Gesten. Unsinn, nichts von wandelbarer Liebe! Nun erst recht nicht! Unsinn auch dieses „Zu spät!" Warum schrieb sie nicht, daß er sie im Ausland an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit finden werde? Sie hatte ihn unterschätzt, die Unglückselige!

Haar und Augen braun, Gesicht oval, keine besonderen Kennzeichen. Gab es vielleicht doch ein Rezept des Überwindens?

Auf einmal durchblitzte ihn der Gedanke: ‚Da unten im grauen Inn ist sie heute morgen untergegangen.' Mußte man nicht zur Polizei? Und wenn sie kein Ende gemacht hatte? Nein, besser keine Alarmierung ihrer Feinde. Man konnte ihr im Augenblick keine andere Liebe erweisen als zu schweigen.

Vielleicht war es überhaupt das einzige, was man sich vornehmen konnte. Wo auch sollte man sie suchen? Vielleicht würde sie eines Tages wiederkommen. Sie wußte seinen Namen. Der Kellner im Hotel hatte wieder seine Leidensmiene. Cordes verlangte die Rechnung. „Das ist doch nicht alles," sagte er. „Ich war in Begleitung."

Der Kellner sah auf einmal noch untröstlicher aus. Der Herr mußte doch wissen, daß die Dame das erledigt hatte. Rosa Seitz hatte ihre Rechnung bezahlt.

Cordes hat nie wieder von ihr gehört.

Der Glückskäfer. Von Ludwig Fulda

Grad wie ich zum Schreiben mich vorbereite
Bei meiner Lampe vertrautem Schein,
Da krabbelt mir über die weiße Seite
Ein kleines Marienkäferlein.

Im roten Röckchen mit schwarzen Punkten,
So wandelt es, offenbar nicht bang
Vor meiner Feder, der eingetunkten,
Gemächlich die Quere des Blattes entlang.

Wie kommt es, du winziges, zierliches Wesen,
Daß man auf solchem Wege dich trifft?
Gelüstet's dich, meine Verse zu lesen,
Und zwar sogleich bei der Niederschrift?

Wohlan, ich lade dich ein, zu verweilen.
Glückskäfer, so wirst du ja doch genannt
Und zauberst vielleicht für die künftigen Zeilen
Auch mir das Glück in die schaffende Hand.

Nur bitte, mach' Platz und nimm an der Stelle,
Wo just ich beginne, nicht deinen Sitz;
Das könnte dir schaden, du kleiner Geselle:
Die Tinte ist naß, und die Feder ist spitz.

Als hätt' es verstanden die warnenden Worte,
Rückt sacht ein wenig beiseite das Tier,
Bleibt aber geruhigen Sinnes am Orte,
Als wär' es zu Haus auf meinem Papier.

Kaum hab' ich jedoch, vom Geiste getrieben,
Mit einer dämonisch gesammelten Wucht
Die ersten vortrefflichen Verse geschrieben,
Ergreift es mit schwirrenden Schwingen die Flucht.

Fast ahn' ich, warum ins tiefste Geäder,
Glückskäfer, so tödlicher Schrecken dir fuhr:
Du hattest nicht Angst vor der spitzigen Feder,
Doch um so mehr vor der Literatur.

Das Mittelmeerbecken als Neuland,

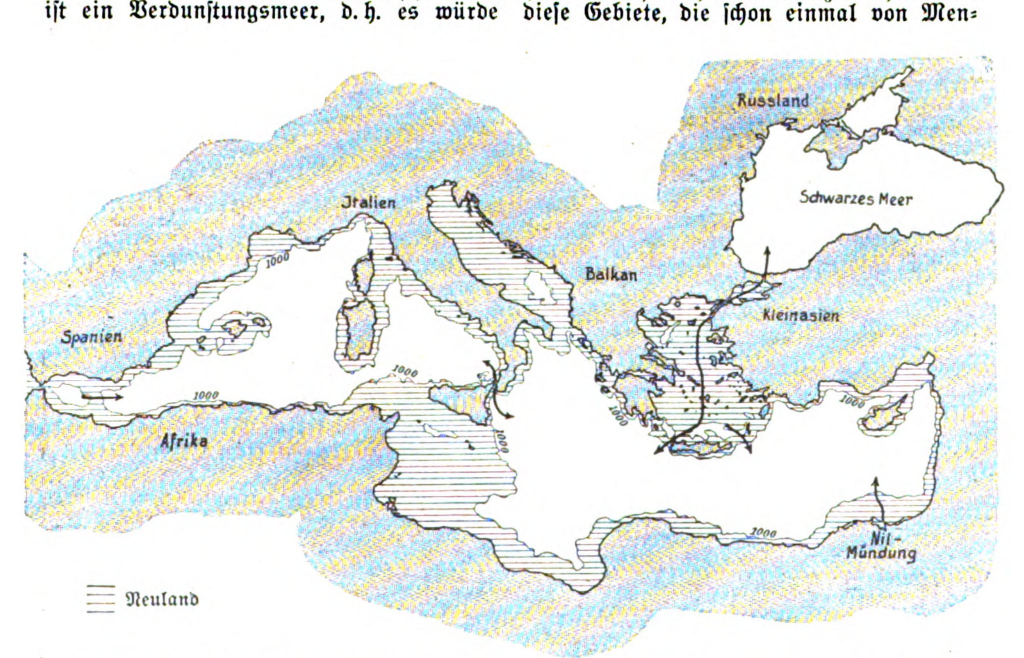
eine phantastische Möglichkeit

Von Regierungsbaumeister Herman Sörgel

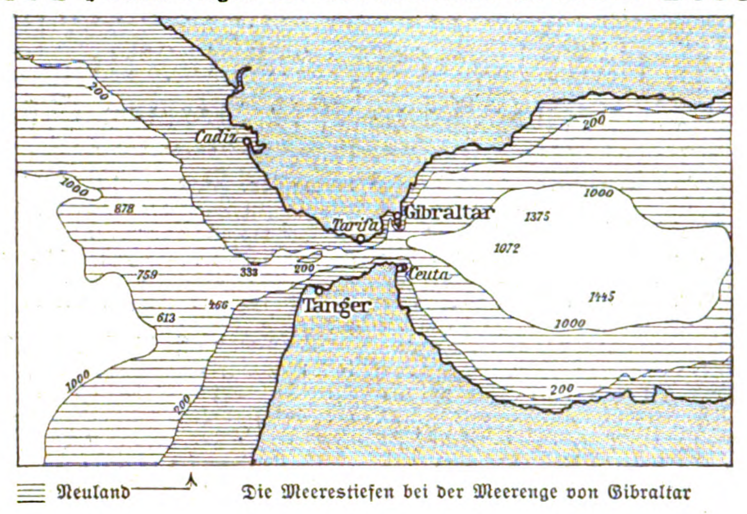
„Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt."
Faust II

Vor etwa dreißigtausend Jahren, in der Zeit, als die sogenannten Neandertal-Menschen allmählich von wirklichen, d. h. Menschen unserer Art verdrängt wurden, hatten die Mittelmeerländer eine Ausdehnung und Uferlinie, wie sie ungefähr entstehen würde, wenn wir den Wasserspiegel des Mittelmeeres um 1000 Meter senken, also 1000 Meter seines Wassers ablassen könnten. Der Fluß Po z. B. mündete in der Breite von Brindisi, am Sporn des italienischen Stiefels, mitten im heutigen Meer. Europa, Afrika und Asien waren keine durch Wasserstraßen getrennten Erdteile. Auch der Wasserspiegel des Atlantischen Ozeans war einmal niedriger als jetzt. Als nämlich die Eismassen der letzten Eiszeit immer mehr zusammenschmolzen, strömte das anschwellende Wasser schließlich bei dem heutigen Gibraltar in die tieferliegenden Innenseen. Diese schwollen immer mehr an und überschwemmten die Länder, bis das Mittelmeer in seiner gegenwärtigen Ausdehnung entstand. Aber auch heute noch findet ein dauernder Zustrom vom Atlantischen Ozean und vom Schwarzen Meer zum Mittelmeer statt. Denn das Mittelländische Meer ist ein Verdunstungsmeer, d. h. es würde verdunsten, wenn es nicht ständige Nahrung von außen sowohl vom Atlantik als auch durch den Bosporus vom Schwarzen Meer her bekäme. Die Flüsse, welche sich ins Mittelmeer ergießen, geben ihm nicht annähernd so viel Wasser, wie es verdunsten läßt.

Wenn man also die Zuströme bei Gibraltar und am Bosporus abdrosseln könnte, tauchten ganz neue Mittelmeergestade auf, die einen ungeheuren Ländergewinn bedeuten würden. Zwischen Italien und der Balkanhalbinsel entstünde z. B. ein fruchtbares Land so groß wie Italien selbst, mit mildem Klima und wahrscheinlich ohne Gebirge, wie aus den Messungen des Meeresgrundes hervorgeht. Es könnte die Kornkammer Europas werden, wenn der Name Europa dann überhaupt noch berechtigt wäre. Denn Sizilien würde, nur durch die künstlich verlängerte Straße Messinas von Italien getrennt, vollkommen mit einem aus dem Meere aufgetauchten Nordafrika verwachsen, das mit seinen neuen Küstenländern von Spanien bis Palästina größer als Deutschland, fruchtbarer als irgendein Land Europas wäre. Auch Ostspanien, Südfrankreich, Westitalien, besonders aber Griechenland und Kleinasien erhielten erheblichen Länderzuwachs. All diese Gebiete, die schon einmal von Men-



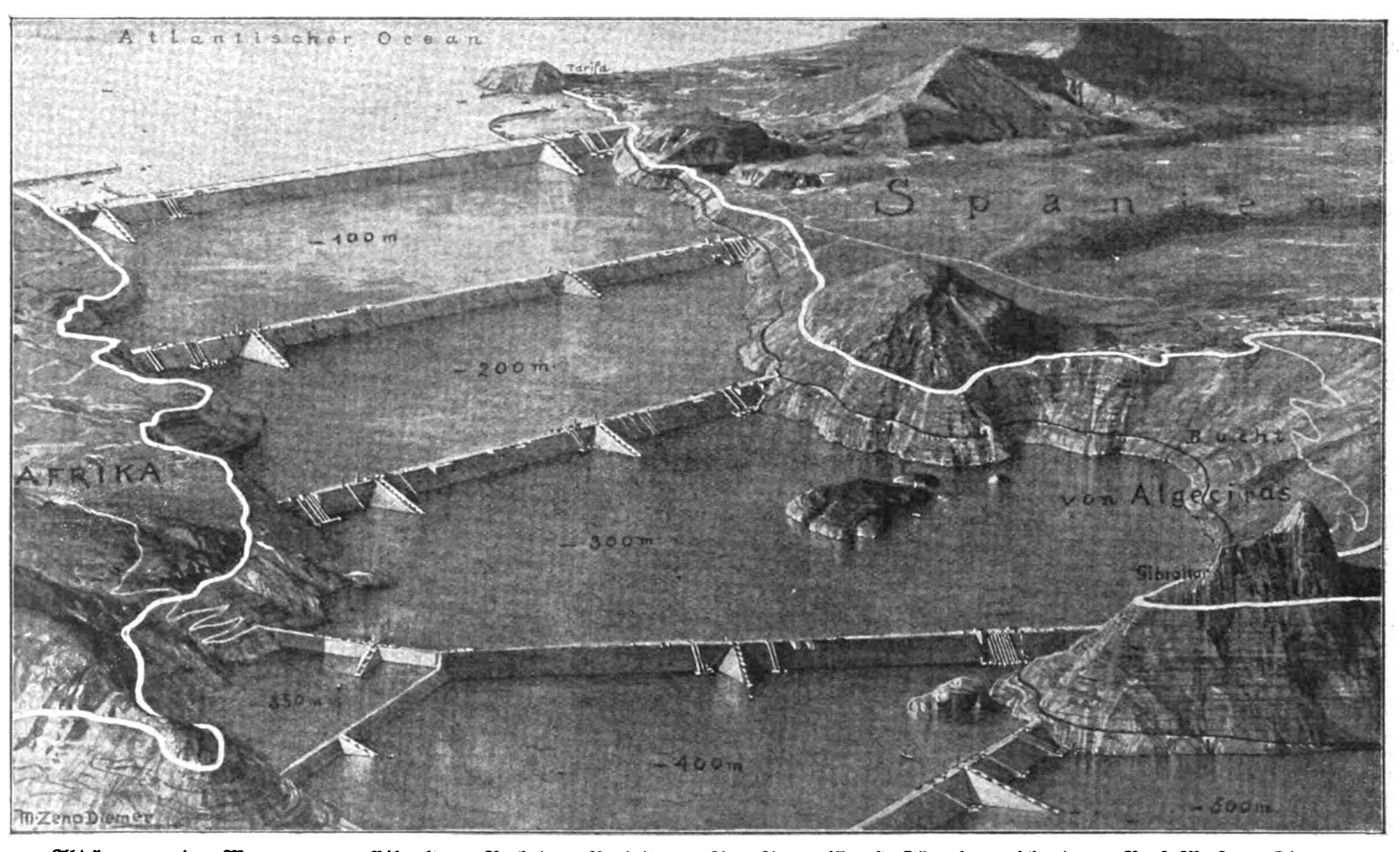
Das Mittelländische Meer (weiße Flächen) nach der Absperrung bei Gibraltar und am Bosporus



Neuland — Die Meerestiefen bei der Meerenge von Gibraltar

schen bewohnt waren, würden sich wieder mit Pflanzungen und Kulturen bedecken. Hier war ja die Wiege der westlichen europäischen Kulturgruppe, die Wiege der Zivilisation der weißen Rasse. Die wertvollen Fundamente späterer Kulturkreise gingen in grauer Vorzeit, Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, im Mittelmeerbecken unter. Die Fluten der geschmolzenen Eismassen begruben ein Menschenwerk von unvorstellbarem Ausmaß. Den Prähistorikern und Archäologen würde sich ein unabsehbares Gebiet von Funden eröffnen, wenn jene Landstriche wieder ans Tageslicht kämen.

Wäre diese Phantasie technisch durchführbar? Es ist auffallend — d. h. es liegt eben in der Entstehung des Mittelmeeres mitbegründet —, daß die Wassermassen, die sich durch Flüsse ins Mittelländische Meer ergießen, verhältnismäßig sehr spärlich sind. Der Po und besonders der Nil spielen schon deshalb keine so große Rolle, weil ihre Wassermenge durch Dammbauten, Stauseen usw. zum größten Teil vorteilhaft für die künstliche Bewässerung des Landes verwendet werden kann. Die wasserarmen Flüsse Ebro und Tiber kommen kaum in Betracht. Bleibt also nur noch die Rhone, wenn man die Hauptzuflüsse der Dardanellen und die Straße von Gibraltar sperren könnte. Da das Schwarze Meer ein überflutendes Meer ist, würden bei einer Dämmung am Bosporus die überschüssigen Wassermengen sich nach Osten ausbreiten, wie ja auch früher schon das Schwarze, Asowsche und Kaspische Meer eine zusammenhängende Gruppe gebildet haben, die sich weit ins Innere Asiens erstreckte. Die Erschließung jener östlichen Länderteile durch Wasserwege wäre sicherlich ein Gewinn; in trockenen Jahren herrscht hier schrecklichste Hungersnot. Die Krim ist kürzlich durch Erdbeben zerstört worden. Eine teilweise Überschwemmung durch Stauung an den Dardanellen wäre demnach kein zu großer Verlust. Der Spiegel des Kaspischen Meeres liegt 26 Meter unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Don und Wolga nähern sich auf etwa 60 Kilometer. Die Länder nördlich des Kaspischen Meeres liegen unter Normalmeeresspiegel. Es besteht also eine Reihe Möglichkeiten, das übermäßige Steigen des Schwarzen Meeres zu verhindern, wenn der Zufluß durch die Dardanellen abgedrosselt wird. Die Frage, was bei einer Absperrung in Gibraltar mit den Wassermengen, die jetzt vom Atlantischen Ozean ins Mittelmeer fließen, geschieht, ist selbstverständlich belanglos. Nicht so leicht dürfte die Drosselung der 15 Kilometer breiten Straße von Gibraltar sein. Nach der atlantischen Seite hin ist das Meer zwar verhältnismäßig seicht; es war ja am Ende der Eiszeit die Einlaufstelle, und erst östlich des Ventils von Gibraltar haben sich die einflutenden Ströme ein größeres Loch gegraben. Ein Teil der Sierra Nevada müßte in jahrelanger Arbeit auf langen Zügen in das Meer westlich von Gibraltar versenkt werden, um schließlich das Fundament für die großen Dammbauten und Schiffsschleusen abzugeben. Die Fundamentsohle muß so hoch liegen und so gefestigt sein, daß eine Länderüberflutung bei Kriegsgefahr ausgeschlossen ist. Die Schleusen für die Schiffahrt, die natürlich mit jenen am Bosporus und Suezkanal gleichmäßig in Angriff zu nehmen sind, könnten Schritt für Schritt mit Senkung des mittelländischen Wasserspiegels ausgebaut werden. Auch die Ausführung eines schon öfter erörterten Projektes zur künstlichen Bewässerung der Sahara würde die Trockenlegung der Mittelmeergestade unterstützen und beschleunigen. Hier müßten die heute am oberen Nil bewährten Casselpumpen, natürlich in ganz anderem Ausmaß, zur Verwendung kommen. Die Verdunstung des Mit-



Abdämmung der Meerenge von Gibraltar. Nach dem Projekt von Reg.-Baumeister H. Sörgel, gezeichnet von Prof. M. Zeno Diemer
(Die weißen Linien bezeichnen den Verlauf des jetzigen Ufers)

telmeeres ist gleich seinem Zufluß; die Wassermenge ist verhältnismäßig leicht durch Messung der Zuströme festzustellen. Daraus ergeben sich Zeit und Ausdehnung der Trockenlegung.

Würden sich die technischen Bauten, abgesehen vom Ländergewinn, auch wirtschaftlich lohnen? Mit der zunehmenden Austrocknung des Mittelländischen Meeres vergrößert sich die Kraftstufe, die sich durch die verschiedenen Niveaus der Wasserspiegel ergibt. Die Schleusen zur Hebung und Senkung der Schiffe würden also zweckmäßig mit großen Kraftwerken verbunden, die die Länder mit elektrischem Strom versorgen. Die Schiffahrt würde, durch elektrische Schnellbahnen und Luftverkehr ergänzt, nicht mehr so wichtig sein wie jetzt, weil das Mittelmeerbecken dann einen viel schnelleren Landverkehr ermöglichte. Die riesigen Kraftwerke gäben zugleich die Möglichkeit, den Wasserstand des Mittelmeeres jederzeit während und nach vollendetem Ausbau zu regulieren und zu bestimmen. Auch an der Rhonemündung usw. würden solche Kraftwerke mit Stauseen, die sich weit in das neue Land erstrecken könnten, entstehen. Gegen die Überflutungsgefahr, wie sie am Schwarzen Meer am größten ist, bietet die vollständige Absperrungsmöglichkeit bei Gibraltar immer eine Garantie.

Tausend Einwände können erhoben werden. Ob eine nähere oder fernere Zukunft sie wird gelten lassen, wissen wir nicht. Es wäre Vorurteil zu glauben, daß der Mensch grundsätzlich nicht fähig zu großen Veränderungen der Erdoberfläche ist. Schon die Lebensäußerungen der menschenlosen Vegetation wie Wasserpflanzen und noch viel mehr große Wälder beeinflußten die Bodenbeschaffenheit, Temperatur und das Klima der Erdoberfläche, lange bevor es noch Menschen gab. Besonders aber der Mensch selbst hat große Änderungen der Erde bewirkt. Er wird mit Hilfe der Technik nicht nur negativ durch Kriegsverwüstungen, sondern in Zukunft auch in positiver Weise ungeahnte Verbesserungen der Erdoberfläche erreichen können, wie z. B. schon Goethe im zweiten Teil des „Faust" den Plan entwirft, dem Ozean neue Kontinente abzugewinnen. Ja diese Änderungen sind, gemessen an anderen technischen Projekten und Träumen der Menschen, verhältnismäßig zahm — man denke nur an den Entwurf Dinokrates', des Architekten Alexanders des Großen, der den Berg Athos zu einem Riesen, welcher in seiner Hand eine Stadt für 50 000 Einwohner hält, ausmeißeln wollte, man denke an das Raketenflugzeug Max Valiers, an die Weltbauten Bruno Tauts oder an die Umleitung des Golfstromes. Ein Projekt wie das unsere ist um so mehr in den Bereich der Möglichkeiten zu ziehen, als hinter ihm eine tatsächlich vorhandene und schicksalhaft treibende Kraft steht: der naturhafte Fortpflanzungstrieb, die Übervölkerung der Länder durch die Menschenmassen. (Italien steht mit seinem jährlichen Geburtenüberschuß von 450 000 Seelen bekanntlich vor einer Katastrophe, und Lloyd George hat zu Beginn dieses Jahres Italien als einen Vulkan bezeichnet, von dessen Lavamassen man noch nicht wisse, wohin sie sich ergießen würden.) Wo dem primitiven Menschen nur Feuer, Pflug und Axt zur Kultivierung der Urwälder, zur Bewässerung ausgedehnter Landstriche zur Verfügung standen, wo ihn die Maschine unserer Zeit schon märchenhafte Taten vollbringen läßt, wird ihn die Zukunft durch immer neue Erfindungen und Energien zu heute kaum vorstellbaren Leistungen anspornen. Im nordwestlichen Indien und in Australien will man durch künstliche Meere Wüsten in Kulturländer umwandeln und damit zugleich das Klima mildern. Nach England will man schon lange eine Brücke oder einen Tunnel bauen. Warum sollte man nicht auch die 15 Kilometer breite Straße von Gibraltar abdämmen können, wenn es gilt, ganze Erdteile der menschlichen Kultur zu erschließen?

Eine wesentlich topographische Änderung Europas wirkt sich naturgemäß unmittelbar und mittelbar auf die Weltpolitik aus. Insbesondere darf das heute so sehr gestörte europäische Gleichgewicht nicht noch mehr beunruhigt werden, es muß im Gegenteil gefestigt und auf einer neuen Basis aufgebaut werden. Wenn es eine Idee gäbe, die höher und stärker wäre als der Parteigeist in der europäischen Völkerfamilie, eine Idee, die mit Hilfe der Technik, also gerade jenes Vehikels, das den abendländischen Entwicklungslauf kulturell zum Abstieg beschleunigt, eine breite Basis zu einem neuen Leben der Völker schaffen würde: könnte dann nicht durch ungeheuren Ländergewinn, vor allem aber durch die noch größere Aufgabe und gemeinsame Arbeit das bevorstehende Schicksal des Untergangs unserer Kultur abgewendet werden, oder richtiger gesagt: könnte damit nicht ein ganz neuer Kulturkreis eingeleitet werden und wiederbeginnen? Eine Friedensarbeit so groß, daß kein Krieg Energien findet! Durch die Mittel und Früchte der modernen und zukünftigen Technik, die die Völker naturnotwendig, zwangsmäßig verbindet!

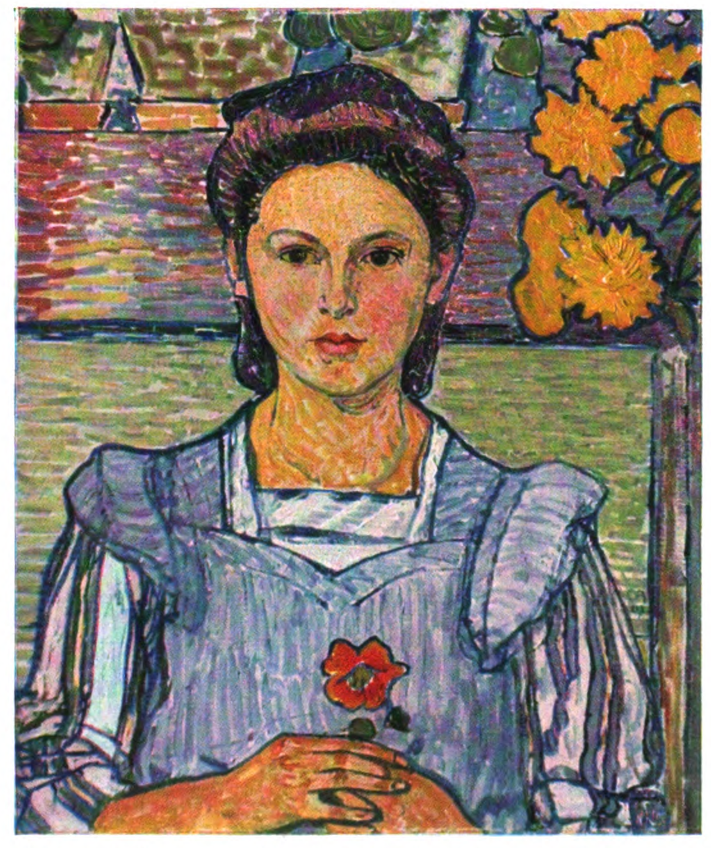
Die Möglichkeit einer großzügigen Ausnützung des Mittelmeeres könnte der stoßkräftige Ansporn zur machtvollen Vereinigung der Nationen werden. Wenn Bruno Taut aufruft zu großen Taten ohne Nutzen — nur einer hohen, schönen Idee halber — so ruft der hier vorgetragene Gedanke mit den gleichen Worten auf zu einer Tat, die ganz dem Nutzen, die ganz dem Vorteil künftiger Menschen und Kulturen dienen soll.

Cuno Amiet

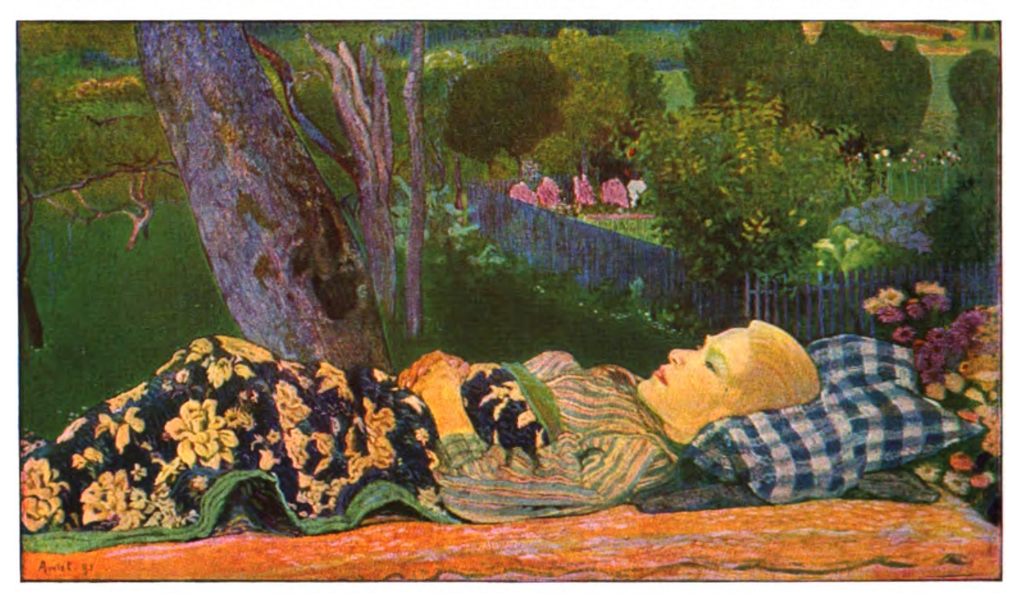
Von Univ.-Prof. Dr. Artur Weese

Jeder echte Meister ist einzig, ganz für sich. Wenn er sich einmal gefunden hat, so bleibt er der gleiche, selbst wenn er seine Art so häufig und scheinbar unvermittelt wechselt, wie es Cuno Amiet tut. Die Wandlungsfähigkeit gehört zu ihm, denn sie liegt in der Art seines Temperamentes. Sie liegt auch im Wesen der Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat. Er ist ein Mann der Farbe. Sein Temperament ist lebhaft, feurig, westlich-reizbar, blitzt auf, leuchtet, liebt das Klare, Helle und widersetzt sich, mit einem festen Willen verbunden, der Trübung und Verdüsterung mit bemerkenswerter Kraft und Ausdauer. Sein Temperament ist warm und farbig und gibt allem, was er tut und sagt, einen höchst eigenartigen und immer anziehenden Reiz, wie es die Farbe tut, so daß man von seinem Temperament ganz allein wie von einem Farbenspiel angezogen und unterhalten wird. Da leuchtet es auf in einem geistreichen Gelb, das den Blick nicht losläßt, springt über in ein warmherziges Rot und tut menschlich wohl, es beruhigt sich in dem vertrauensvollen Braun, das alte Geigen haben, gleitet in das skeptische Grün kritischer Selbstverwahrung und verbreitet sich in dem Blau, das die Stunden des Schaffens wie eine unbegrenzte Weite umfaßt. Alle Schiller- und Zwischentöne huschen über die Grundfarben hinweg und verbinden sich zu einem Ganzen, das das echte Gepräge seiner Persönlichkeit und seiner solothurnischen Heimat trägt.

Amiet ist von Natur aus ein Mann der Farbe. Die Farbe ist ein unerschöpfliches Wechselspiel von Sein und Schein, von Bindung und Lösung, von Zuspruch und Widerspruch, von glücklicher Innigkeit und



Mädchen mit Blume. Gemälde. 1907. Solothurn, Sammlung Joseph Müller



Der kranke Knabe. Gemälde. 1895. Bern, Kunstmuseum

schreiendem Gegensatz; die Farbe in allen ihren Spielarten ist eine ungeheure und wundervolle Einheit und dennoch das Gegeneinander losgelöster Kräfte. Sie verlangt nach Harmonie und Ausgleich, schließt vorsichtig und wählerisch ihre zugehörigen Bunde, bleibt unversöhnlich in ihrem ausschließlichen Wesen und kann oft durch die leiseste Vermittlung und durch einen klug bemessenen Zusatz von zustimmenden oder aufbegehrenden Elementen zu einer überraschenden und völlig neuen Tonart gebunden werden. Sie lebt vom Licht und lebt im Licht. Von greller Leidenschaftlichkeit läßt sie sich durch das Licht zu schwermütiger Ruhe oder klarer Durchsicht überführen. Sie kann mit dem zunehmenden Lichte leuchten wie ein Stern am Himmel, wie ein Blitz im Edelstein oder wie ein schmetterndes Trompetensignal in tiefer Nacht. Und sie stirbt mit dem scheidenden Licht und ist tot in der Finsternis. Die Farbe wird geliebt von Tier und Mensch. Jede Rasse und jede Generation hat ihre Lieblingsfarben und ihre eigenen Abtönungen. Jede Zeit und jede Kultur verhält sich zur Farbe immer wieder anders. Sie ist das Schoßkind der Mode und sie hat Dauerwerte, zu denen sich fast alle Völker gleichmäßig bekennen, wie zum Schwarz der Trauer und zur Helligkeit der Lebensfreude.

So ist das Reich der Farbe in der Natur fast unbegrenzt und von höchster Mannigfaltigkeit. Mit besonderer Verschwendung sind von ihr Blumen, Vögel, auch Sommervögel und Insekten, sowie Gesteine bedacht, ein Entzücken für jedes Auge, das Gesetz und Willkür, Zwecksinn und Laune auch in diesem Unendlichen zu erkennen vermag.

Um so beschränkter ist die Möglichkeit und Wirklichkeit der Farbe in der Kunst. Niemand unter ihren Meistern hat der Farbe soviel Herrlichkeiten entlockt wie der mittelalterliche Glasmaler. Aber der Maler schlechthin, der mit Farben auf Leinwand, Kalkmauern und Holztafeln seine Farbenwunder entfaltet, ist im ganzen Verlaufe der Kunstgeschichte von einer Befangenheit, die mit der steigenden Kultur zunimmt und am wenigsten den Völkern eigen ist, die in einfachen und der Natur nicht allzu entfernten Zuständen leben, wie zum Beispiel den Völkern der Südsee, die in Blumenfülle schwelgen und ihre Kleider mit einer Farbenfreude schmücken, die sich bewußt und erfolgreich von dem wesentlich rationelleren Farbensinn der Chinesen und Japaner abhebt.

Aber der europäische Maler fast aller Zeiten und Kunstrichtungen ist im Reiche der Farbe mit einer Filterbrille gesehen, die die Lichtstärke und den Tonwert der natürlichen Farbe wesentlich abschwächt oder abändert. Das mußte so sein, denn der Farbenzusammenklang innerhalb eines Rahmens und im geschlossenen Raume ist von seinen eigenen Gesetzen abhängig und hat auch die stärksten Koloristen unter den Malern genötigt, eigene Stimmungen und innerhalb ihrer Grenzen eigene Steigerun-



Bernerinnen auf der Matte. 1899. („Abendwonne".) Gemälde
Solothurn, Museum



Die Hoffnung Mitteltafel eines dreiteiligen Gemäldes. 1902. Zürich, Sammlung Kisling

gen zu suchen. Alle diese Maler blieben gegenüber dem Farbwert in der Natur unter der Schwelle, konnten aber im Bereich ihrer Bildgesetze allerhöchste Höhen sowohl der Leuchtkraft als der Farbenfülle erreichen.

Da wurde das Wagnis unternommen, das Freilicht im freien Raum zum Wertmaß im Bilde zu machen, und alsogleich brachen alle alten Bindungen und Verhältnisse der Farben und Tonreihen zusammen. Aber es blieb das Gesetz bestehen, daß von dem einmal gewählten Grundwert aus im Bildbereich alle Farben als Dämpfung oder Steigerung, als Gegensatz oder harmonische Ergänzung, neu zu entwickeln sind, wobei der Helligkeitswert der Grundharmonie, sei sie in warmem Rot oder kaltem Blau, in stichgrellem Gelb oder sommerreifem Grün oder was sonst für einer Bindung gehalten, von wichtiger Mitbestimmung ist. Hauptsache bleibt, daß die Farben unter sich ihre eigenen Gleichgewichtskräfte haben und zustimmende oder abweisende Funktionen ausüben, je nachdem sie sich entsprechen oder ausschließen. Also die Farben bestimmen das Bild und nicht die Linie allein oder sonst irgendwelche Elemente des Aufbaues, wie wichtig auch sie im Bilde sind.

Da setzt Cuno Amiet ein. Er ist ein Mann der Farbe von Anfang an und ist es aus innerster Natur heraus immer mehr geworden. Malen heißt Farben in bindende Beziehungen setzen. Sie lieben sich und hassen sich, sie suchen und sie fliehen sich. Im Bilde aber können Zwangsmittel oder Verbindungsmittel angewendet werden, die zwischen äußersten Polen und allernächsten



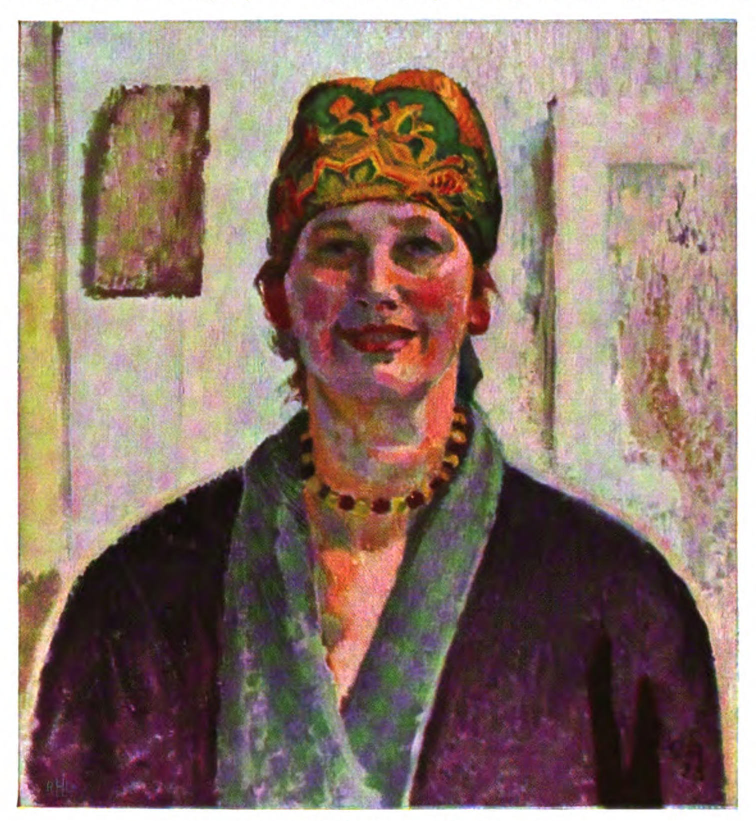
Ines. Gemälde. 1906. Reichenbach b. Z. Sammlung Emil Meister

Nähen Ausgleiche und widerstrebende Gegensätze schaffen.

Die innere Haltung und das äußere Gefüge eines Bildes ist für Amiet auf der Farbe aufgebaut. Dabei ist's die Farbe um ihrer selbst willen und nicht um des Gegenstandes und der Sache willen.

In seinen Gemälden begegnen wir Gesichtern, auf denen sich alle Farbstifte eines Pastellkastens ein Stelldichein gegeben haben. Grüne und blaue Flecken stehen neben roten und gelblichen. Es gibt Gartenstücke von ihm, in denen die indische Phantasie des Sakuntalamärchens erstaunen würde, denn da gibt es pflaumenblaue Sträucher mit kanariengelben Behängen, tiefblaue Gräser und tulpenrote Blumen. Niemals ist mit Botanik und Naturkunde so willkürlich umgegangen worden wie in den Gemälden Cuno Amiets. Und dennoch ist der Eindruck der Bilder reine Natürlichkeit. Sie sprühen von Leben. Sie glänzen im Lichte einer glücklichen Sonne.

Obschon der Sachwert der Farbe mit dem Lokalton der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, sondern ihm hohnlacht, ist der Bildwert der Farbe im Gesamtspiel aller Farbtöne von überzeugender Sachlichkeit.

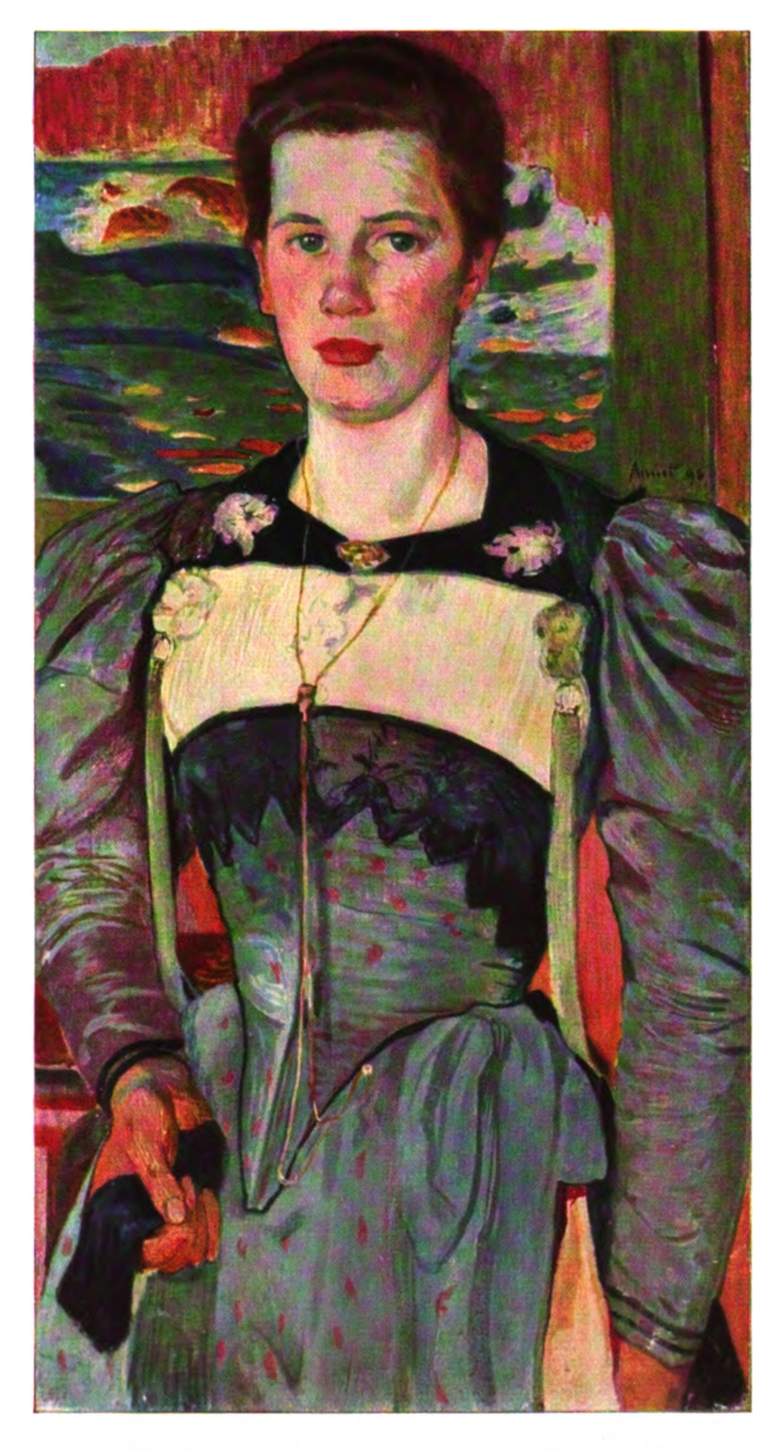


Frau Amiet mit Kopftuch. Gemälde. 1922

Cuno Amiet stellt also Beziehungen zwischen den Farbwerten her, die einer rein künstlerischen Rechnung entsprechen. Die Farbenlehre des Physikers und der Naturkundigen ist eine durchaus andere Angelegenheit als die Farbenlehre des Malers, der alle Wirkungen und Bindungen seiner Farben auf die gerahmte Fläche seines Bildes bezieht. Natur und Kunst sind gänzlich verschiedene Erscheinungen, und wenn sie auch aufeinander angewiesen sind, so unterliegen sie doch verschiedenen Gesetzen und zeigen sich sogar oft genug in verschiedenen Formen, wenn schon die Kunst dasselbe darzustellen unternimmt, was die Natur schafft.

Cuno Amiet ist zu äußerst glücklichen und sehr überraschenden Lösungen des Farbproblems gelangt und in diesem seinem eigenen Reiche ein völlig eigenartiger und sehr starker Meister.

Nicht auf den ersten Schlag gelang's ihm, der Sache Herr zu werden. Die frühesten Bilder von 1895 und 1896 erscheinen neben den jüngsten Arbeiten altertümlich. Das Bildnis seiner jungen Frau als Mädchen, dann die gleiche schlanke Dorfschönheit als Führerin der jungen Bernerinnen, die in Heimatstracht über die blumige Wiese lustwandeln, sind wohl von herzhafter Farbigkeit und genießerischer Freude an Saft und Kraft des Kobaltblau und Rostrot, des Taubengrau und Moosgrün. Aber der Lokalton ist bei den Stoffen wie bei den Händen und Gesichtern gewahrt. Selbst die weißen Mieder sind weiß geblieben, wie sehr sie auch die Farbenklänge mit schriller, greller Heftigkeit durchbrechen. Bei dem rührend innigen Bilde vom „Kranken Knaben“ (1895) sucht und findet der Maler eine Bindung zwischen der Decke, dem Kopfkissen und dem Baumstamm, die alle drei auf blau gestimmt sind, im Stofflichen jedoch noch ungefähr ihren Eigenton bewahren. Das ist dann bei dem Bildnis des Musikers Hay am Dirigentenpult ganz anders geworden, der sich in seiner steilen Länge und befrackten Jugendlichkeit von einem Blumenbeet von Farben ganz in Graugrün mit bläulichen Lichtern auf den Rabatten als farbige Säule von einem lichterfüllten Hintergrunde abhebt. Alle Sachwerte sind farbig umgedeutet oder im



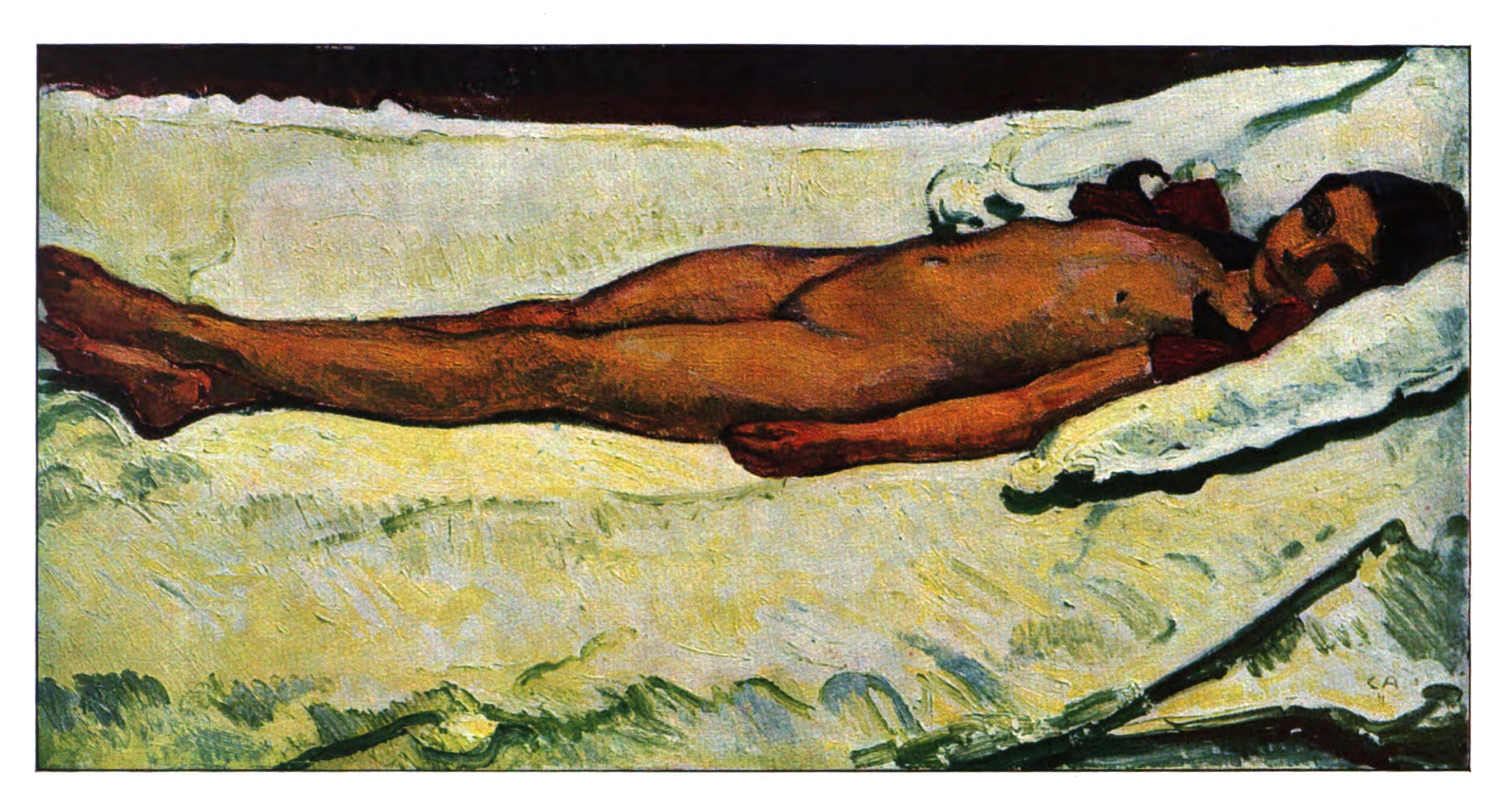
Bildnis von A. L. (Berner Mädchen)
Gemälde. 1896



Mädchen in Berner Tracht. 1924

Flimmermeer der Konzertbeleuchtung restlos aufgegangen. Ein rotblaues Pult mit blaugrauem Fuß dürfte kaum zur Zierde eines Schwarzfrackes dienen. Hier im Bilde erscheint der Frack schwarz und das Pult holzfarben. Der brandrote Schatten am Halse des Dirigenten wirkt in bezug auf das Rosa und gelbdurchzüngelte Hell der heißen Saalluft sachlich richtig und rettet das gestärkte Weiß des Kragens und der Hemdbrust, indem es mit dem rötlichen Schimmer, der das ganze Bild erfüllt, zwingend bindet. Um die Erscheinung zur Wirkung zu bringen, die das Auge vor der Sache selbst empfindet, braucht der Maler vor allem den kaltsinnigen Entschluß, das Wirkliche, wie es dem nahsichtigen Blick feststellbar, tastbar, greifbar, prüfbar ist, unberücksichtigt zu lassen. Er erweckt sie wieder mit augenfüllender Deutlichkeit, aber mit ganz anderen und eigentlich unwirklichen Darstellungsmitteln. Sein Malkasten wird zum Zauberkasten, in dem sich keine Werktagshand zurechtfindet (Abb. s. Sept.-Heft 1927).

Er ist nicht darauf angewiesen, nur in der Fläche zu arbeiten und den Raum zu meiden. Er bedient sich sogar in dem Doppelbild von seiner Frau und sich selbst eines



Kinderakt. Gemälde. Schaffhausen, Sammlung Homberger

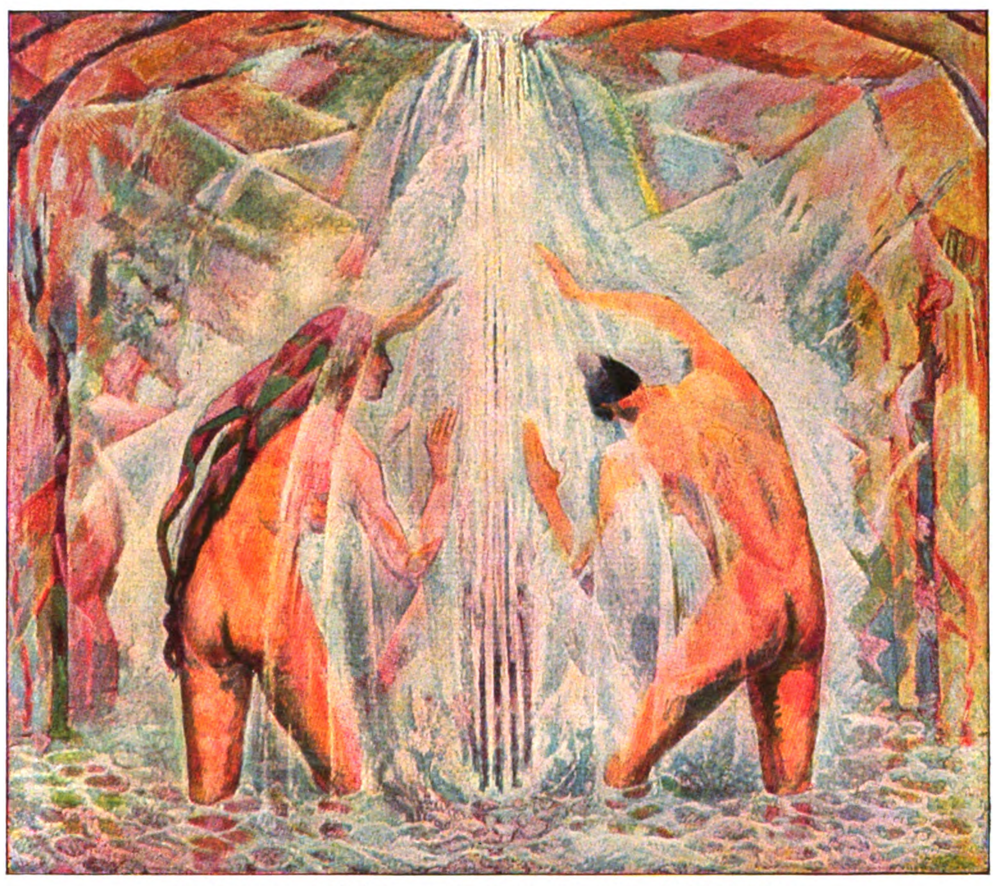


Das Suchen. Teilbild vom „Jungbrunnen". 1917. Zürich, Kunsthaus

Motives, das in der Geschichte der Malerei häufig genug wiederkehrt, eben weil es die Raumtiefe künstlich erweitert, indem der Maler an der Staffelei sein eigenes Bildnis im Spiegel hinter dem Modell erscheinen läßt und durch das Atelierfenster noch den Blick ins Freie führt. Geistreicher ist die Problemstellung kaum denkbar; malerisch sicherer schwerlich zu überbieten. Nirgendwo zieht er die lineare Tiefenfolge von Fläche zu Fläche als Hilfsmittel zu Rate. Er bewirkt die Lösung allein durch seine malerischen und farbigen Mittel und wird mit ihnen aller Schwierigkeiten Herr. Der Grundton ist Grün im Gegenspiel zu einem Ockergemisch. Ganz ähnlich, aber doch anders gewendet kehrt dieses Farbenmotiv auf dem Bilde mit dem liegenden Kinderakt wieder. Noch einmal nimmt er diese Symphonie in Grün bei dem Frauenbildnis „Im Garten" (1925) auf; dieses Mal aber im Gegenspiel zu einem lebenswarmen, tiefen Rindenrot und föhnigem Himmelblau. Es ist ein herrliches Stück Sommerreife und gesunder Lebenswonne.

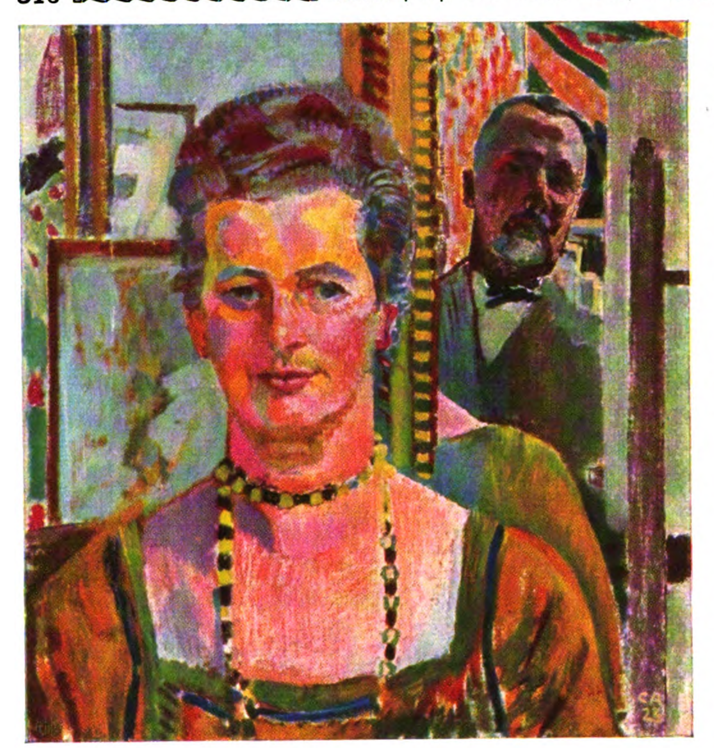
Sein Lebensgang bestätigt nun in allen Stationen und bei allen Wendungen, daß die Farbe sein eigentliches Lebensproblem in der Kunst ist, während es doch so manchen Maler auch noch der neuen Zeit gibt, dem die Farbe ein notwendiges Übel ist.

Cuno Amiet hatte das Glück, ehe noch über sein Schicksal entschieden wurde — er ist der Sohn einer sehr alten, hochgebildeten bürgerlichen Familie zu Solothurn — in die Hände Frank Buchsers zu geraten, der als Mensch und Maler für den jungen Anfänger nicht ohne Einfluß war. Im Museum von Solothurn ist es möglich, sich die farbige Kraft und das starke, genußfrohe Temperament Buchsers vor Augen zu führen. Als Entdecker im Reiche des Lichtes und der Farbe hat dieser nicht bloß in seiner Vaterstadt, sondern im ganzen Kunstbereich der Schweiz eine führende Rolle gespielt und bis zu seinem Lebensende behauptet.



Im Brunnen. Teilbild vom „Jungbrunnen“. 1917. Zürich, Kunsthaus

Fast als Abenteurer steht er vor dem nüchternen Blick der Gegenwart da, wenn uns seine Lebensgeschichte von den Kreuz- und Querfahrten berichtet, die er in Italien und Spanien, in Marokko und Tunis, schließlich in Amerika am Mississippi ausführte, immer auf der Fährte nach Leuchtkraft des Lichtes und Vollwert der Farbe, für die ihm Europens übertünchte Schwächlichkeit nicht die taugliche Augenkost gewähren konnte. Für den jungen Amiet war er ein treuer Behüter und kluger Leiter, der ihn zum Beginn der Studien nach München an die Kunstakademie wies. Das war nur ein Umweg auf dem Studiengange nach Paris, wo er in der Ausstellung der Rosenkreuzer Ferdinand Hodler, Rodo Niederhäusern, dem Bildhauer, und dem Maler Albert Trachsel zuerst begegnete. Entscheidend war dann gerade für sein Bekenntnis zur Farbe ein mehr als einjähriger Aufenthalt in Pont-Aven in der Bretagne, wo er abseits von Schulwissen und Akademiezwang etwa im Geiste von Gaugin und der französischen Maler des Freilichts seine ersten starken und ganz auf Farbigkeit und helle Sachlichkeit angelegten Landschaften auf die Leinwand brachte. Vom Beginn der neunziger Jahre ist sein Lebensgang ein unaufhörlicher Rundgang um die von ihm zur Heimat erwählte Oschwand herum, wo er jetzt sein schönes Heim und sein stattliches Atelier besitzt, wozu ihm ein ursprünglich einfaches Berner Bauernhaus und eine ehemalige Scheune dienen, jetzt allerdings in ihrem Urzustande nicht mehr zu erkennen. Diese einfache bäuerische Siedlung, die Oschwand, ist für ihn die Stätte eines über drei Jahrzehnte reichenden Fleißes, der sein künstlerisches Innenleben ebenso reich und fruchtbar, wie sein äußerliches Dasein schlicht und anspruchslos gestaltete. Ohne ein Einsiedler oder Eigenbrödler zu sein, vielmehr von jeher ein prächtiger Typ solothurnischer Lebensfrische und geistiger Beweglichkeit, ist Amiet seinen malerischen



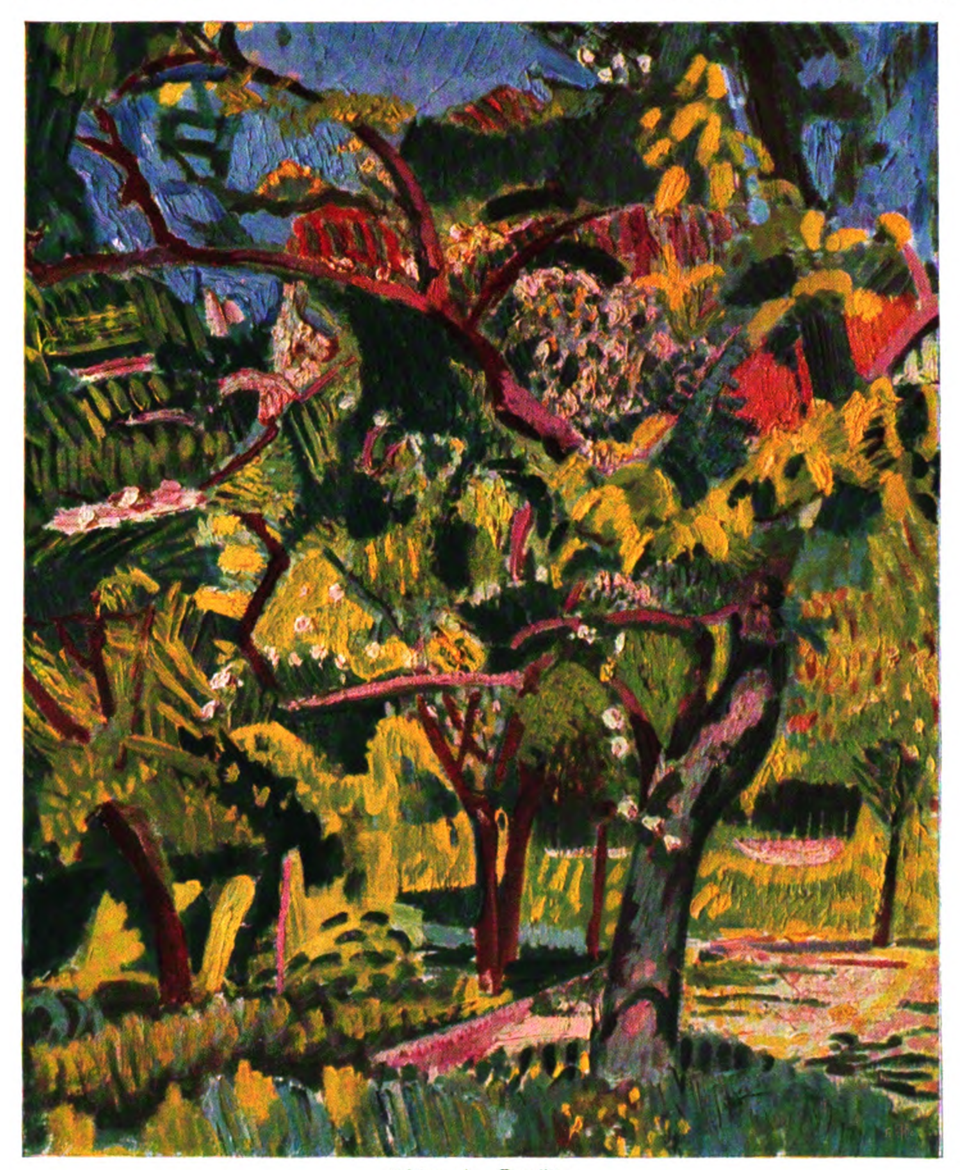
Frau Amiet und der Maler. Gemälde. 1923

Aufgaben mit der Geduld des Forschers, der zielbewußten Klarheit des echten Künstlers und der unermüdlich wandelbaren Umstellungsfähigkeit des Malers nachgegangen, so daß die von ihm geleistete Arbeit in ihrem ganzen Umfang schwer zu überblicken ist.

Sein Lieblingsgebiet ist die Leinwand, ist die Landschaft, ist das Bildnis. Aber es wäre weit gefehlt zu glauben, daß er sich auf das Rahmenbild hätte einschränken lassen. Auch die Wandmalerei hat ihm zu verschiedenen Malen die schönsten Aufgaben gestellt. Das Kunsthaus in Zürich besitzt von seiner Hand den „Lebensbrunnen", das Krematorium in Langental ein feierliches Andachtsbild der zum Himmel aufsteigenden Seele; das Haus Pochon in Gunten am Thuner See das „Engelkonzert"; das Gymnasium in Bern auf dem Kirchenfelde die fünf Bilder zu Ehren Berns mit seinen größten Söhnen; das Haus Dr. Trüssel in Bern ein Familienbild im Sommerhause seiner Besitzung. Diese Wandgemälde, die seine Zeit in beträchtlichem Maße beansprucht haben, bedeuten auch für seine Kunst sehr viel mehr als bloße Versuche auf einem nicht gerade alltäglichen Arbeitsfelde der Großmalerei. „Wer nicht Fresko gemalt hat, der weiß nicht,



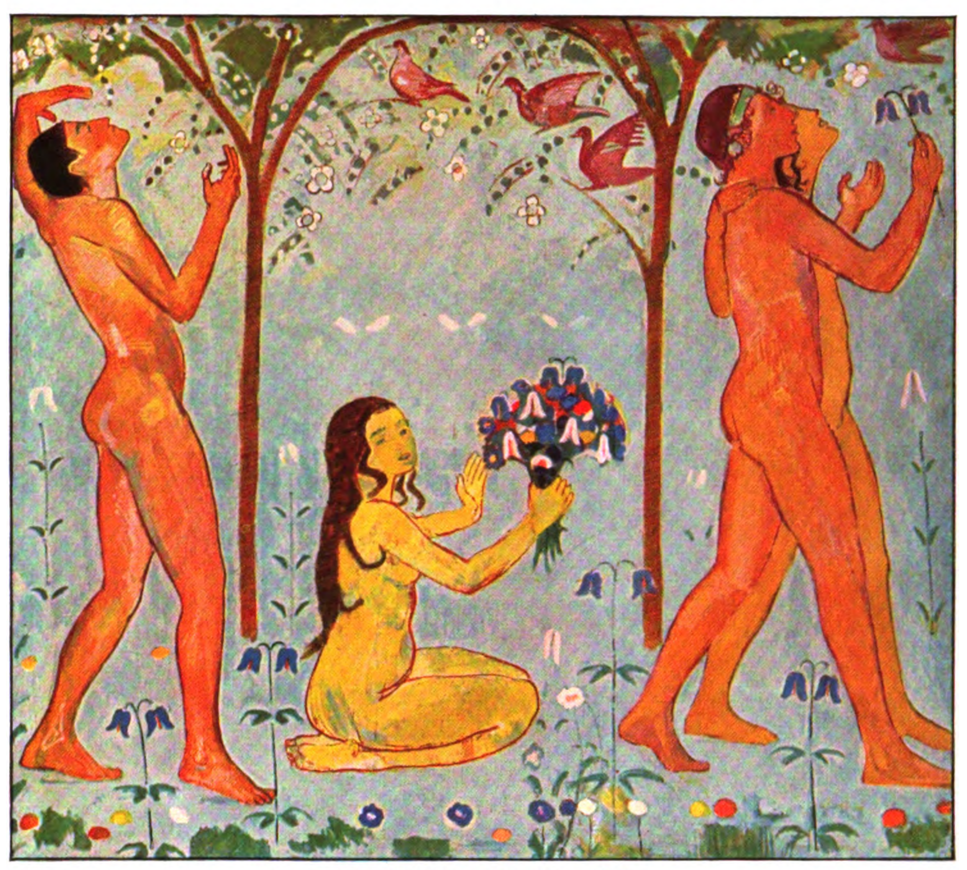
Mutter und Kind. Gemälde. 1911. Aarau, Museum



Oschwand. Gemälde

welche Wonne das Leben ist," sagte Cuno Amiet zu mir in bezug auf die Wandbilder im Berner Gymnasium. So ist es das Schaffen im großen Stil und die formreichere Meisterschaft in der Beherrschung von Licht und Farbe, die ihn zur Lebenswonne das Fresko führen und ihm den sicheren Ruhm einer fast unvergänglichen Leistung auf heimatlichem Boden gewährleisten. Kein Wunder, daß ihm diese Arbeit seine Pulse höher schlagen läßt. In der Hauptsache drängen sich diese Leistungen in einen kurzen Zeitraum der letzten Jahre zusammen. Was Amiet im Gymnasium an die Wand gemalt hat, gehört zum Schönsten, was ihm je gelungen ist.

Seine reichen und fruchtbaren Jahre fallen in den erstaunlichen Aufschwung, den die künstlerische Tätigkeit in der Schweiz verblüffend schnell und ebenso vielfältig allerorten im Lande genommen hat. Daran sind die deutsche und die welsche Schweiz in gleichem Maße beteiligt. Schon jetzt ist unverkennbar, wie die geistige und persön=

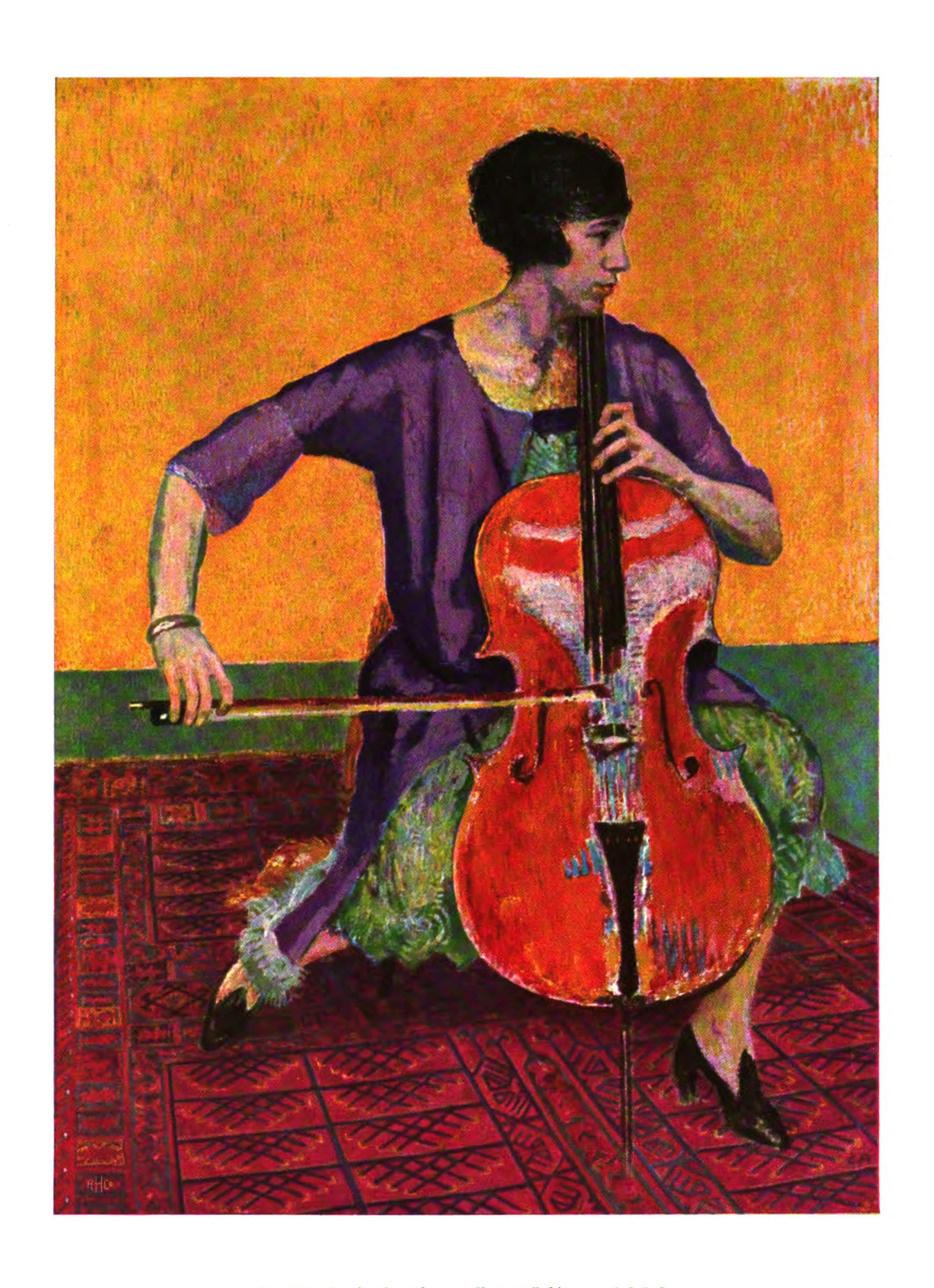


Das Entzücken. Gemälde. 1922

liche Nähe der Ringenden und Schaffenden zu starken und bestimmenden Anregungen geführt hat. Kein Talent, das in diesem Zeitraum nicht irgendwie in den Bann Ferdinand Hodlers geraten wäre. Auch Cuno Amiet wurde verschiedentlich, oft blitzartig, von dem Wesen des Ernsten und Großen getroffen. Es ist leicht, solche Berührungen aufzufinden. Aber nicht darauf kommt es an, festzustellen, daß in einem solchen Wettlauf, bei dem die Vorgespanne hart nebeneinander zum Ziel jagen, Zuruf und Ansporn hinüber und herüber laut werden.

Einer nahm von der Handschrift des andern an. Nein, es ist viel wichtiger, das Eigene und Selbsterkämpfte in der Lebensarbeit des Meisters als eigenen Gewinn der Kritik und Betrachtung abzuheben und als etwas Besonderes zu genießen. Amiet hat vom Westen her nicht bloß den Namen und die Herkunft zu eigen — die Familie ist aus Montpellier eingewandert —, sondern die Geschwindigkeit der Umstellung, die immer wieder neue Belebung seines Themas, und die temperamentvolle Hingabe an jede frisch begonnene Arbeit, bald als Freskomaler, dann als Bildhauer und immer wieder als der Landschafter und Bildnismaler von haarscharfer Treffsicherheit: das alles sprüht von einem inneren Feuer, das nicht gerade Bernisch zu sein scheint.

Wie dem aber auch sei — wer vermag die genealogischen Ableitungen in der Kunst ernst zu nehmen! — sein persönlichster Kern ist durch diese überall aufnehmende und alles sofort umbildende Natur gekennzeichnet. Was er dann hinstellt, ist doch wieder ein ganzer Amiet. In dem Schmelzfeuer seiner malerischen Seele ist manch hartes Erz aus immer wieder anderen Adern gewonnen, weich und flüssig geworden und wurde dann nach seinem eigenen Modell geformt und gegossen. Wie heiter, beweglich und liebenswürdig hebt sich seine Art neben der gedankenschweren Verantwortlichkeit Ferdinand Hodlers als



Cellospielerin. Gemälde. 1926



Im Garten. Gemälde. 1925

eine befreiende und für das Leben gewinnende Ursprünglichkeit ab! Wohin er gehört? Welchem -ismus ist er auszuliefern? Keinem. Denn er ist ein Begriff für sich. Jeder echte Meister ist immer allein und abseits von den anderen, wenn er auch mitten unter ihnen als ein Zugehöriger und Überragender die gleichen Tage verbringt, denn was er zwischen Morgen und Abend durch seiner Hände Werk schafft, ist durch Form und Prägung sein Ureigenes.

Aber ein wichtiger Zug ist nicht zu vergessen. Es handelt sich dabei sogar um mehr als einen bloßen künstlerischen Kennwert. Es ist nichts Geringeres, als seine Stellung zum Leben und zum Schicksal, also der innerste Gehalt seiner Persönlichkeit, die den Menschen und den Künstler ausmacht. Sein Weg von Solothurn bis zur Oschwand im Bernerland, an Heilsbrunn vorüber, wo er seine Frau gewann, ist kein weiter. Aber er genügte, sein warmes Herz zu entfalten, sowie sein freudiges Ja zum Leben und zum Kampf zu wecken. Wieviel reiner künstlerischer Glaube an das Leben ist der geheime Schatz in seinen Werken! Er füllt den reichen Segen der Obsternte mit dem Vollblutrot des Grundtones, er erfrischt den sprühenden Quell im Jungbrunnen, er bekennt sich zu der volkserzieherischen Arbeit im Berner Gymnasium, die er der Jugend als die Leistung der Besten unter den Bauern ans Herz legt. Er ist der Boden, aus dem die farbenreichen Wunder seiner Gartenbilder hervorwachsen. Er ist unverlierbar in jeder herzensfrohen Studie, die er daheim oder auf Wanderfahrten macht, er ist sein Bekenntnis, das er in ungezählten seiner Bilder und Blätter niedergelegt hat. Auch als Künstler und Formbildner ist der Mensch der eigentliche Wesenskern, aus dem Werke werden und Formen hervorgehen, notwendig, gezwungen und zwingend.

Reif sein ist alles



Roman von Bernhard Gunther

(Schluß)

Konsul Hellings Haus befand sich in einer stillen Straße, die aus der besseren Zeit der nun verwelkten alten Stadt stammte. Als er es von den entfernten Erben einer ausgestorbenen Ratsfamilie kaufte, stand es schon seit vielen Jahren unbewohnt. In den Zimmern waren Wände und Fußböden verrottet, und der große hintere Garten starrte von abgedorrtem Gesträuch und Astwerk. Es hatte Helling ein schweres Geld gekostet, etwas Behagliches aus dem Verfall zu schaffen.

Im zweiten Stockwerk auf der hellen Diele vor den Zimmern lehnte sich Frau Agathe in einen großen Stuhl. Sie konnte durch das breite und tiefe Fenster bis ans Ende der Straße blicken, die an einen Kanal stieß. Früher einmal waren dort täglich viele Holz- und Salzschiffe in die Stadt hineingekommen, nun aber war nur ein schwacher Rest vom Handel übrig. Indessen zog eben jetzt, wie Agathe hinaussah, ein großes Fahrzeug vorbei. Seine Länge füllte einen Augenblick den Raum zwischen den beiden Eckhäusern der Straße, und ein kleines Segel, oben am Maste, wurde von der Nachmittagssonne beleuchtet. An Bord gingen Leute, mit Stangen das Schiff weiterstoßend. Als es verschwunden war, sah Agathe ermüdet wieder in den Dielenraum. Der Rücken tat ihr weh. Sie hatte den langen Morgen in den unteren Zimmern geschafft und gereinigt, mit dem einen Mädchen, das der Stand des Vermögens noch erlaubte. Sie mußte, wenn die kleine Magd etwas voranbringen sollte, jeden Handgriff zehnmal zeigen, selber mit auf dem Boden knien. Es war so quälend, die vielen Tischplatten spiegelblank zu halten, und die schweren Teppiche gaben unendliche Plage. Das Hausfrauengewissen Agathes, obgleich mehr als früher zu unauffälligen Kompromissen bereit, blieb noch immer sehr empfindlich, und wenn der Konsul ein Fädchen am Boden fand, dann waren seine Bemerkungen unerträglich höhnisch. Die Augen schließend rieb sie ihren Rücken und atmete dabei den schwachen Moderduft, der immer noch in dem stockigen alten Hause hing.

Plötzlich stand sie auf, schlich zur Treppe und horchte hinunter. Im ersten Stocke hantierte ihr Mann bei seinen Sammlungen im großen hinteren Saale. Sie hatte sich angewöhnt, soviel sie konnte, ihm aus dem Wege zu gehen. War sie unten in der Halle und hörte ihn auf der Treppe, dann schlüpfte sie rasch in die Küche. Öffnete er in seinem Arbeitszimmer die Tür, so war sie aus ihrem nebenan liegenden kleinen Salon schon verschwunden. Seit dem Verlust seines Geldes ging der Konsul selten aus dem Hause. Ein Glück, daß er sich neuerdings soviel mit seinem Porzellan abgab. Der Kunsthändler Gerson in Hamburg hatte Witterung von dem Schatze und machte Kaufgebote, die Helling stark beschäftigten. Obwohl er jede Ausgabe jetzt mied, schaffte er noch mehrere teure englische Werke über die ostasiatische Keramik an. Er studierte genau die Illustrationen und verglich seine Stücke damit. Er verschrieb sich die Auktionskataloge der Kunsthändler und suchte sich mühsam genug ein Bild von den Preisen für Porzellane zu verschaffen. Bei diesen Arbeiten durfte ihn durchaus nichts stören. Hatte im Sammlungszimmer jemand zu tun, so bewachte er mit Geieraugen die auf Tischen stehenden großen Vasen; die kleineren Sachen waren in acht Glasschränken, deren Schlüssel er niemals weggab. Selbst in den guten Zeiten hatte er Agathe wohl alles gezeigt, von jedem putzigen Figürchen und Krüglein die Schönheiten erklärt, aber ungern ihr ein Stück in die Hand gegeben. Den Staub entfernte er immer selber und hatte dazu weiche Bürsten und Tücher. Mußte er einmal ausgehen, so schloß er jetzt gewöhnlich das Zimmer ab.

Agathe lauschte. Sie wußte, er werde bald aufhören, denn der Kaffee, den sie hineingeschickt hatte, war getrunken und er konnte alsdann die Zigarre nicht lange entbehren, während er beim Hantieren mit dem kostbaren Porzellan nicht rauchte. Zwei Dinge waren möglich. Entweder würde er in sein Bücherzimmer umsiedeln und sich mit einem dicken englischen Kunstwälzer hinsetzen, oder er entschloß sich, zu seinem Freunde zu gehen, dem Direktor der Bankfiliale, um wegen der Aktienberechnung zu fragen. Dies war seit Tagen beabsichtigt, aber aus Bedenklichkeit aufgeschoben worden. Denn auf dem Kurszettel waren die fünf Schiffahrtsaktien, die letzthin verkauft werden mußten, ein halbes Prozent höher notiert gewesen, als die Bank vergütet hatte, auf der anderen Seite mochte aber der Direktor die Beanstandung übel nehmen. Alle Erwägungen für und wider hatte Agathe seit einer Woche täglich bei den

Mahlzeiten gehört. Sie wünschte sehnlich, daß er zur Bank gehen möchte, dann konnte sie selbst aus dem Hause, ohne hundert Fragen bestehen zu müssen. Im ersten Stock öffnete sich eben die Tür. Sie huschte an ihr Schlafzimmer, aber ihr Mann stieg rasch herauf und sah noch das Kleid.

„Bleibe da, ich suchte dich gerade."

„Ich muß mich niederlegen. Der Rücken schmerzt so."

„Folge des absurden Bückens und Reibens. Ich habe es oft untersagt."

„Das ist leicht. Wer wird deine vierzehn Zimmer instand halten?"

„Man braucht nicht alle täglich zu putzen."

„Aber oft genug. Fünf auch alle Tage."

„Ich wünsche nicht, meine Frau den Fußboden schruppen zu sehen. Sie soll dirigieren."

„Wen? Früher hatte ich drei Dienstboten, und sie gehören zu diesem ungeheuren Kasten. Das kleine Mädchen, das du mir hältst, tötet sich für deine Möbel nicht. Sie maulen ohnehin, weil sie unablässig treppauf und -ab müssen."

„Ja, ich bin nicht mehr wohlhabend. Ich vergesse es auch so nicht, aber jeden Tag erinnerst du mich daran."

„Gewiß nicht mit meinem Willen. Du tust mir sehr leid, denn du erträgst es viel schwerer. Warum müssen wir, die bloß zwei sind, hier drinnen bleiben? Verkaufe diese Burg und die unnötigen Sachen und nimm eine kleine Etage."

„Damit das Nest triumphiert, mit Konsul Helling sei nichts mehr? All die Jahre hat sie mein Geld geärgert."

„Dann ziehen wir nach Berlin und richten uns ohne alles Aufsehen ein. Wen haben wir hier zu verlieren?"

„Woher bei dir diese Vorliebe für Berlin? Du hast es schon dreimal gesagt."

„Nur zweimal. Ich zähle noch genauer. Meinetwegen auch nach Afrika." Sie fühlte die Tränen kommen und wollte in die Stube. Er hielt sie am Arme.

„Wenn ich noch einmal umziehe, dann soll es ganz was anderes geben. Dann nach Ostpreußen, in meine Heimat."

„Das ist ja völlig neu!"

„Meine Schwester Emma wird ihr kleines Haus aufgeben müssen, und wenn ich hier den Kram verkaufe —"

„Die verwitwete Pastorin? Und in den elenden Flecken willst du dich setzen?"

„Die Gegend ist herrlich, Seen und Wälder —"

„Ja, und Fische und im Winter sieht man die Hasen über den Schnee laufen. Geh nur hin, aber entbinde gütig mich davon!"

„Das wird sich herausstellen. Komm du jetzt mit, ich gehe zum Bankdirektor. Die Luft ist dir besser als das Zimmer."

„Ich werde nachher gehen, jetzt brauche ich Ruhe."

„So erwarte ich dich vor der Bank, in einer Stunde."

„Ich mag mich nicht binden. Es macht mich nervös. Ich muß in Kaufläden gehen, man wird aufgehalten, und verspäte ich mich, dann wirst du wütend."

„Was willst du kaufen?"

„Das Mädchen versteht es nicht. Ich will kalten Braten nehmen."

„Warum? Es ist noch die große Kante Schinken da."

„Der fette Schinken wird mir unausstehlich."

„Laß dazu Bratkartoffeln machen, das ist ein vorzügliches Abendessen, sogar für verwöhnte Damen."

„Meinetwegen trocknes Brot, nur laß mich endlich in Ruhe!"

Sie öffnete heftig ihre Tür und drehte hinter sich den Schlüssel um. Der Konsul war erzürnt, aber weil sie weinte, entfernte er sich. Als Agathe die Haustür schlagen hörte, erhob sie sich von ihrem kleinen Diwan wieder, um sich zu waschen und umzukleiden. Sie ließ sich Zeit. Den Hut auf dem Kopf trat sie dann vor den Schrank, der ihre Leibwäsche enthielt, nahm prüfend zwei Hemden, zu denen sie ein schon bereitliegendes Pfund Kaffee und Zucker tat und machte säuberlich ein Paket. Ihre Handschuhe knöpfend, stand sie nochmals vor dem hohen Spiegel. Sie sah ihre etwas geröteten Augen, mißfiel sich aber sonst nicht und dachte, ihr Liebster könne auch zufrieden sein.

Wann würde man sich wiederhaben? Wohl erst in Monaten! Wann konnte sie hier denn fortkommen? Zweimal hatten sie sich seit der Sommerreise getroffen, und wenn sie daran dachte, kam alles ihr vor wie ein Krampf; ein Ineinanderstürzen und Wegreißen. Wo war ihr weiser Freund aus dem Gebirge? Es gab auch wohl eine ruhigere Stunde, sie aßen, gingen ein wenig aus, dann sprachen sie, aber wie ohne Gedanken. Er flüchtete zu ihr wie in eine Verzauberung aus unholder Welt, ein Augenblick, und sie mußten wieder fort. Manchmal wollte sie reden, ob es denn weitergehen könne, was daraus werde; aber es kam niemals dazu. Im Garten hinten bellte jetzt der große Hund. Sie nahm ihr Päckchen und ging. In der Halle

wartete der kleine Philosoph Wuz und bot höflich, aber ohne Aufdringlichkeit, seine Begleitung an, während der ausgesperrte Wilo, ebenfalls genau wissend, daß sie ausgehe, unsinnig lärmte. Sie schlug den Weg ins Stadtinnere ein. Es war später Oktober und doch ein milder Tag, große alte Gärten lagen auf der einen Seite der Straße, und im Durchblick sah sie manchmal die Heide in einem blassen, dunstigen Grau.

In einem ziemlich vernachlässigten Quartier, zwischen dessen unebenen Pflastersteinen Gras wuchs, stand über einem Torweg in großen, schwer lesbaren Buchstaben: Elardstift. Dort ging Agathe hinein. Der Torbau enthielt keine Wohnungen, aber zu beiden Seiten des langen Hofes standen winzige, abgenutzte Häuschen, rechts sechs und links sechs. In jedem wohnten zwei alte Weiblein, eins oben, eins unten, jedes hatte eine Stube und eine dunkle Schlafkammer. Die Stiftung hatte der im siebzehnten Jahrhundert selig verblichene Herr Elard, gewester Bürgermeister der Stadt, zum Frommen von vierundzwanzig wohlbeleumundeten und ohne einige Nachrede zu ihren Jahren gelangten ortsbürtigen, auch daselbst ansässigen Frauenspersonen, Wittiben oder ledigen Jungfrauen, aus eigenem Vermögen aufgeführt. Zwei Klafter Brennholz, einer jeglichen Pfründnerin am Freitag vor Mariä Geburt durch den Stadtschreiber auszufolgen, doch unvorgreiflich etwa habenden Holzmangels der Stadtkämmerei, gehörten gleichfalls zum Vermächtnis. Wovon die alten Frauen ihre Nahrung und Kleidung bestreiten sollten, stand im Testamente nicht.

Frau Bohn, zu der Agathe hinaufging, hatte im zweiten Hause rechter Hand das obere Stübchen inne. Die alte Bohn, die siebzig zählte, wohnte hier schon seit fünfzehn Jahren und doch war nicht aufgeklärt, mit welchem Rechtstitel. In der Stadt war sie nicht zu Hause, sondern von irgendwo zugewandert, ob sie Jungfrau oder Witwe sei, wußte auch niemand, und wer sie eigentlich hineingelassen hatte, ergab sich aus den Stiftsakten nicht. Mehrmals wollte man ihr deshalb zu Leibe, aber der Pastor hielt seine Hand über ihr. Mit dem Pastor verstand sie sich ausgezeichnet, und er besuchte sie immer zuerst. Unter seinem Schutze war es ihr sogar gelungen, sich auf ihrer Seite des Hofes eine Art Vorherrschaft über die anderen alten Weiber anzumaßen und die Oberin zu spielen; nur durfte sie dabei nicht der alten Kruse in die Quere kommen, die in der Häuschenreihe gegenüber eine ähnliche Diktatur errichtet hatte. Agathe war schon seit Jahren zu der kuriosen Person mit Geschenken gekommen. Die Bohn wurde ihr jetzt sehr wichtig, weil Franz an sie seine Briefe schicken mußte. Zu dieser Hilfe war die Bohn auch gleich bereit gewesen. Sie empfing sonst keine Korrespondenz, und als der Briefträger zum drittenmal kam, konnte er seine Verwunderung nicht länger verschweigen. Da hatte aber die Bohn auf einmal einen Neffen in Berlin, der in eine Bierwirtschaft geheiratet hatte, und der war unzufrieden und mußte ihr immer seine Geschichten auspacken, — und was braucht sich ein hannöverscher Bauernjunge auch in sowas hineinzusetzen?

Wie Frau Bohn am Knarren der wurmstichigen Treppe jemand heraufkommen hörte, zog sie die Bibel, die für jeden Fall immer auf dem Tische lag, an sich heran, als sie aber Agathe sah, wurde das gelbe Pergamentgesicht ganz freundlich. Sie empfand für die Frau Konsul, die immer menschlich mit ihr gewesen war, fast Freundschaft. Außerdem ahnte sie aber auch, daß etwas Greifbares sich an den Besuch knüpfen werde.

„Ach, Frau Konsuln, wie ich mich freue! Sie sind ja beinahe vierzehn Tage nicht hier gewesen."

„So lange, Böhnken, ist es noch nicht. Ich dachte, Sie würden mir einen Brief bringen."

„Es ist keiner da, sonst hätten Sie mich gesehen. Ich gucke aber das nächste Mal, ob Sie unten in der Küche sind und der Herr Gemahl oben, denn er hat mich neulich so böse angesehen."

„Ja, so sieht er manchmal aus, aber er tut Ihnen nichts, und damit Sie das Fürchten verlieren, hab' ich Ihnen was mitgebracht."

Während nun Frau Bohn auspackte und sich in Dankesworten erging, betrachtete sich Agathe das runzlige Gesicht. Unerlaubte Liebe zwang sie, die Hilfe dieser Alten zu suchen, aber war ihr denn zu trauen? Gegeben mußte werden, nur hatte Agathe nicht viel Geld. Vielleicht wäre es nicht einmal ratsam gewesen, die Begehrlichkeit stark zu reizen, das beste blieb also, häufiger kleine Geschenke zu machen; aber wie schnöde war dieses Berechnen!

„Ach, Frau Konsuln, was für schöne Wäsche und noch nicht einmal abgetragen. Darf ich das da der alten Ebeln unten geben? Die ist nun bald achtzig und blind."

„Ja, Böhnken, bringen Sie's der, Sie bekommen ein besseres. Ich möchte viel mehr geben, aber es wird auch alle bei mir."

„Ja, kein Mensch hat was. Und bei dem Herrn in Berlin ist auch nicht viel Geld."

„Woher Sie das nur wissen!"

„Das les' ich doch in der Karte. Frau Konsuln, hab' ich sie Ihnen nicht gelegt vor Ihrer Reise, wie Sie mir die Wolljacke herbrachten? Und sagt' ich nicht gleich, Ihnen liegt ein Freund zu?"

„Ja, aber Sie müssen das nicht falsch auffassen, es geht alles ordentlich zu. Er schreibt mir auch bloß als Freund, denn er fühlt sich so allein. Die Briefe könnten auch nach Hause kommen und mein Mann könnte sie sogar sehen, aber er hat so andere Ansichten."

„Nein, Frau Konsuln, lieber nicht, die Männer sind so komisch! Und dabei ist er soviel älter, und es ist die Natur, wenn Sie als hübsche Frau einen andern kennen. Im Leben ist es nun mal so, es passiert rechts und links, wenn man nur in alle Häuser ringucken könnte. Bloß so schade, daß er in Berlin wohnt. Wie selten kommt man da zueinander, und von den Briefen wird 'ne Person immer noch verrückter."

„Ich bin gern für mich."

„Ja, aber zu lange kann man es nicht aushalten, wenn man jung ist. Und der Konsul liegt immer da. Und wer ist denn die andere Frau, die immer da liegt? Ist er denn wirklich verheiratet?"

„Ja, Böhnken, wenn Sie doch alles wissen — verheiratet ist er auch."

„Du mein Gott, und die Karte liegt sonst so schön! Der Mann meint's ganz ehrlich gegen Sie, sehr reell, Brot ist auch darin, kein Gold, aber Brot. Alles gut, bloß hier ist 'ne andere Frau und hier 'n anderer Mann. Dem Konsul liegt noch manches Lebensjahr zu, da mach' ich mir nichts vor."

„Nun will ich nichts mehr hören. Wann legen Sie sich denn das alles zusammen?"

„Was soll ich machen den Tag lang? Immer stricken kann ich nicht und in dem Bibelbuch die Sachen von dem ollen Moses und dem David, die kenn' ich all auch. Da nehm' ich mir die Karte her und lege für meine Bekannten, mal für die und mal die. Der Krusen drüben hab' ich's gesagt, daß ihr was Schlimmes zuliegt; richtig fällt sie auf der Treppe und bricht die Hand, dat olle böse Dos. Und Ihnen hab' ich das Beste noch nicht mal gesagt, Ihnen liegt wieder eine Reise zu, und Ihr Freund liegt dabei."

„Glaub' ich nicht, Böhnken!"

„Glauben Sie's, Frau Konsuln! Ihr Gesicht ist auch gleich viel heller geworden, ich seh's, wenn es auch schon ganz finster ist hier in der alten Bude."

„Böhnken, hatten Sie auch mal was mit den Männern vor? Sie sagen nie etwas, nicht mal, ob Sie verheiratet waren. Vielleicht sind Sie eine ganz Verwogene gewesen."

„O, von mir können Sie dreist alles wissen. Aber was ein richtiges Frauenzimmer ist, die faßt es eben, heute oder morgen, mit muß sie, Natur ist Natur, und man tut, wie man nicht anders kann, denn es quält einen."

„Das ist aber heidnisch, Böhnken. Was sagt Ihr Pastor dazu?"

„Ach, du meine Güte, der hat vom menschlichen Leben keine Ahnung. Er kommt immer her und bringt mir die Blätter, die muß ich den Weibern weitergeben und dann examiniert er, ob sie's auch gelesen haben. Da is 'ne Neue, die will er wieder aus dem Stift 'rausbringen, denn das Weib steht links und sagt's ihm noch ins Gesicht. So was können wir hier nicht gebrauchen. Links muß 'raus. Nun warten Sie, Frau Konsuln, daß ich die Lampe anbrenne."

„Nein, ich muß fort. Nehmen Sie noch die drei Mark, Böhnken — das ist für die gute Karte!"

In der niedrigen Stube mit den trüben, vielteiligen Fensterchen war es fast finster gewesen, aber auf der Gasse fand Agathe noch halbe Dämmerung. Sie hätte gewollt, daß es völlig Nacht wäre; der welke Abschein vom verstorbenen Tage tat ihr weh. Der erste Abend im kleinen Wirtsgarten über dem Razendorfer Tale kam ihr zurück. Und wozu war es gut, daß dies begonnen hatte? Wohin leitete es das Leben? Im Gehen sah sie vertieft vor sich und verfehlte die Straßenbiegung. Dieses Jugendbegehren nach dem vollen Leben! Wahrhaftig ein volles Leben, aus einem dunkeln alten Hause von einer alten Frau bis in ein andres altes Haus zu einem mürrischen alten Manne! Einen Geliebten haben müssen und ihn doch nicht haben! Und wenn die Natur in mir nicht lügen kann, warum muß ich lügen? Und immer wird man älter und bald schon alt, alt.

★

In den Zeitungen wurde seit einigen Wochen öfters ein Philosoph und Literaturforscher erwähnt, den man, so schien es, noch nicht nach Verdienst schätzte. Seine Bücher, glänzende Abbilder der letzten zweihundert Jahre des deutschen Geistes, mochten nicht ganz den zünftigen Zöpfen gefallen, entzückten aber jene anderen, die, ohne den Wust der Gelehrsamkeit zu lieben, ihre Ergebnisse, in erfreuender Rahmung von gepflegten Händen dargereicht, gern annahmen, die das Bewußtsein des Tiefsinns der

Form hatten und eben darum in jedem Dinge sogleich die Seele erfühlten, kurz alle, die nach Dobingers Wahrnehmung jetzt „die Geistigen" genannt wurden, in welchen Orden namentlich sie selber sich einzureihen pflegten. Das Bild des Philosophen erschien in zwei illustrierten Beilagen, sie wurden aber augenblicklich von einem dritten Blatte übertrumpft, das den frappierenden Kopf mit der Unterschrift versehen konnte, „dessen an Romantikerschicksale gemahnendes Erdenwallen durch starkwillige Liebeswahl fast ebenso großes Aufsehen erregt hat wie seine von den geistigen Kreisen so leidenschaftlich umstrittenen Bücher". Man erfuhr, daß sich der Gelehrte nach vieljähriger Ehe von seiner Familie getrennt habe, um eine jugendliche Hörerin, die noch nicht zwanzigjährige Tochter eines süddeutschen Freiherrn, heimzuführen.

Wenig später lud Stippe mit geheimnisvoller Eindringlichkeit Dobinger ein, zu einem Vortrage — die Jugend Goethes — zu kommen. Es sei höchst wichtig, daß sich gerade er ein Urteil über den vielbesprochenen, auch viel angefeindeten Dozenten bilde, denn es bestehe bei einer einflußreichen Gruppe der Wunsch, vielen Widerständen zum Trotz die Berufung des Mannes nach Berlin zu bewirken. Hätte sich Dobinger mehr um das gekümmert, was neben ihm vorging, und wäre in den letzten Monaten seine Entfremdung von Stippe nicht noch gewachsen, so würde er an gewissen Anzeichen schon längst gemerkt haben, daß sich der Kollege, seitdem er offen nach dem Posten des Staatssekretärs strebte, auch in den Heerbann der Geistigen einzudrängen suche. Er verscheuchte ein Lächeln, das er entstehen fühlte, und versprach zu kommen, zweifelte jedoch an, ob es Stippes Schützling glücken werde, bei den Professoren, die den Ausschlag geben mußten, Gnade zu finden.

Am Vortragsabend kam Dobinger ziemlich spät, doch war noch nicht begonnen worden. Im Vordergrunde sah er Stippe sich mit Würde in einem Kreise herumbewegen, der aus besonders geehrten Gästen zu bestehen schien, darum ging er selbst ohne umzublicken der Rückwand zu und fand in einer hintern Reihe Tschirnhaus, neben den er sich setzte. Von dort übersah man die Notabeln, darunter einige Bankdirektoren mit ihren Damen, außerdem standen Schriftsteller, Dozenten und Kritiker umher und etwas steif auch Herren aus den Ministerien. Dies war Stippes Aufgebot, denn zu seinem Programm gehörte es, die jüngere intellektuelle Beamtenschaft mehr zur Erscheinung kommen zu lassen, weil die Standesansprüche durch Teilnahme am Kulturstreben eine neue Rechtfertigung erhalten müßten. Neben der Tür war Doktor Selmar Rothmann postiert, in einem sehr langen, schwarzen Rock. Er schien in dem vornehmen Vorderzirkel nicht ganz bekannt zu sein, aber man las in seinem Gesicht die Überzeugung, daß er innerlich zur Front gehöre. Jetzt blickte alles nach dem Eingang. Es traten eilig zwei Herren herein, dann hoch und gemessen der Professor, zuletzt die junge Gattin. Er sah sich nach dem Platz für sie um, aber es waren durch Irrtum vorn schon alle Stühle in Beschlag genommen. Während nun mehrere Herren in starker Erregung hinausliefen und die beiden aufrecht vor der Hörerschaft blieben, trat Stippe mit korrekter Verbeugung hinzu. Der Professor lächelte liebenswürdig, schlank und schlicht stand in einem grauen Seidenkleide die junge Frau neben ihm, wohl ein wenig befangen. Sie trug Blumen in der Hand, und zwei Rosen hingen von ihrem Gürtel herab. Als ein Sessel endlich herbeigeschafft und, weil in der Reihe kein Platz, unterhalb des Katheders hingestellt war, setzte sie sich rasch und hob die Blicke nicht vom Boden, aber ihr Mann neigte sich noch eine Minute über sie und sprach, so ruhig, als wäre er fern von Menschen mit ihr allein.

Dann erstieg er die zwei Stufen, und sofort fühlte man den Meister des tönenden Raumes. Seine Augen prüften einen Moment vor ihm die Menschen. Alle im Saale bewunderten diesen Kopf, an dem keine Schwere zu sein schien. In dem bartlosen Gesicht lief jeder Zug in einer feinen, sprechenden Linie. Nur die Stirn war damit nicht einig, zu steil heraustretend. Es senkte sich auf sie ein einzelner schwarzer Strang aus dem vollen Haar, das jedoch hie und da schon ergraute, an den Schläfen fast weiß war. Er begann suchend und ziemlich leise mit einer ganz einfachen Begebenheit desselben Tages. Die beschrieb er, wurde unmerklich wärmer. Aus einem banalen Erlebnis schälte sich der Geistkern. Die Stimme wuchs zur Fülle ihres natürlichen Tones. Nun stieg der Gedanke senkrecht an wie eine Rakete und fuhr über den Nachthimmel als farbiger Stern, bis er zersprang und ein noch schönerer hervorflog, das Wort und das Bild des Genies. Es sollte die Selbstentschleierung des noch in sich verpuppten Göttergeistes zu dem Punkte begleitet werden, wo dem jungen Dichter die Gewißheit, Genie zu sein, aufgeht. Die Natur des Genies ist Herrschaft über die Erscheinungen außerhalb der eigenen Seele,

es seien Steine, Töne, Wörter, Gedanken oder Menschen, ist Magie des inneren Zwanges, so wie in Goethes später Dichtung die Frau des Brahmanen durch Kraft ihres seligen Herzens das Gangeswasser ohne Krug und Eimer als kristallene Kugel in Händen trägt. Zu solcher Herrschaft muß die Seele in sich zu ihrer ganzen Höhe wachsen. Auch ergreift die Welt keiner, er hinge denn durch tiefe Sinnlichkeit mit ihr zusammen, und doch ist ein Unterschied, ob uns die Sinne haben oder wir sie. Den Genius kann nichts fassen und er faßt nichts, als was in urgeheimer Verbindung ihm schon gehört, sobald er nämlich seinem persönlichen, nur für ihn geltenden Gesetze auf die Spur gekommen ist, von seiner Einzigkeit weiß. Vielleicht ist ein Genie ohne Talente denkbar; der genielose Talentmensch jedoch steigt aus den Schatten niemals auf den Gipfel, wo alles schon Gewesene, alles ihm andere von den befreiten Lungen fortgeatmet wird, sondern ewig sitzen ihm auf der Brust die Erinnerungen, die Moralen, die Typen und überwältigen ihn. Furcht vor dieser fremden grauen Unwirklichkeit lag tief in Goethes Blut, und bis ins letzte Alter wurde er nie müde, die Sinnlichkeit zu beklopfen im Mineral, in der Blume, im Kunstwerk und im Menschen, wie jemand von schwerem Albendruck erwachend Bett und eigenen Puls antastet, um gewiß zu sein, daß er nicht bei Gespenstern weile. Es gibt eine Menschenprobe, einen schroffen, glatten Grat, wo auch der geniale, tollkühne Jäger, der er ist nach dem sinnlichsten Sein, in Gefahr ist, abzustürzen ins Nebelmeer der Nichtwesenheit. Denn erschreckender ist ihm als den anderen das furchtbare Mysterium des Geschlechts. In den „Leiden des jungen Werthers" erreicht Goethe diese schauernde Erkenntnis, entschleiert die Tragödie des Begabten, Dämonischen, den jäh die Vision des Weibes in seiner Existenz bedroht. Fassen wir das Große in seiner Würde und nicht wie die Pedanten, die da glauben, das mächtige Buch sei simpel die Chronik eines hoffnungslosen Liebesgefühls, Werther gehe zugrunde, bloß weil durch dummen Zufall sein Lottchen mit einem anderen bereits versprochen war! Ein einziger Tropfen von Goethes Blut in seinen Adern und er wäre nicht gestorben, hätte das Mädchen, das zärtlich für ihn fühlt, an sich gerissen, mit seinem Feuer, seinem Geiste den lauen Biedermann Albert besiegt, die fremde Verlobung, sogar die fremde Ehe zersprengt. Solches vermag der junge Werther nicht. Er ist ein Utopist der Seelenländer. Das Wirkliche ängstigt ihn. Ausgedörrt von Leidenschaft, nährt er dennoch in sich den Wahn einer begierdelosen Liebe und bezeugt sich kurz vor seinem Ende, immer nur die reinste, brüderlichste Zuneigung gehegt zu haben — da erst bricht in einem glühenden Traume ein Empfinden sehr anderer Art hindurch; er erwacht und bestärkt sich entsetzt in dem Entschlusse, unterzugehen. Der Dichter richtet ihn, indem er ihn enthüllt. Hier ist die Scheide zwischen Genie und bloß dämonischem Menschen. Denn der Geniale wird immer Herr über die Furcht, daß sein Selbst in einem Fremden verschüttet werden könnte. Nicht er wird am Weibe zugrunde gehen. Zu sich zwingt er sie, deren er bedarf, und mit dem Schrei: „Her zu mir!" ringt sich sein Geist empor aus den umspülenden Wellen des ewig selben, ewig trivialen Daseinsmeeres, das ihn wie den Niedersten der Sterblichen hinabziehen will.

Dobinger betrachtete das Publikum. Auf den Gesichtern stand prickelnde Erwartung, als würde sogleich etwas Außerordentliches vor sich gehen. Er betrachtete den Redner und wurde sich deutlich eines Widerwillens bewußt, der von Anfang an in ihm gewesen war. Hinter den schön bewegten Lippen schillerten die weißen Zähne, als wäre es Gier, die dunkle Locke auf der Stirn krümmte sich wie ein Hörnchen. Immer lauschte die junge blonde Frau leicht vornübergeneigt, und auf ihrem Schoße brannten schamlos die roten Blumen. Der Professor gab den „Werther" nicht aus den Händen. Er hatte ihn bis zu seinem betrübten Ausgang gebracht und über dem Leichnam, der, angetan mit blauem Frack und gelber Weste dort lag, die furchtbare Schußwunde im Kopfe, gefiel es ihm zu fragen, was denn geschähe, wenn der junge Melancholiker, statt zufällig Lotte nicht zu erhalten, sie durch Zufall erhielte. Nehmen wir doch an, der treffliche Albert hätte sich bös erkältet und stürbe an Lungenentzündung — Werther heiratet Lotten — und dann? Das mit ihr erträumte Glück wird er nicht finden, eben weil er träumt und zur Wirklichkeit unfähig ist. Denken wir uns ihn um zwanzig, dreißig Jahre gealtert, scheinbar beruhigt, im Staatsdienst angegraut, vielleicht ist er Kabinettsrat eines Fürsten, vielleicht Gesandter. Seine guten Anlagen kommen ihm zustatten, er kann viel und weiß es, er ist wie früher noch hochmütig und bequem, will sich nicht aufdrängen, zieht sich in sich hinein. Er wird sich um eine Frau nicht mehr erschießen. Ach, ihm

wäre besser, er könnt' es! Man sieht ihn und sagt, da geht ein fertiger, ein reifer Mann, aber er ist nicht fertig geworden, und seine Reifheit ist nur ein fahler Glanz wie die Aureole des trüben Mondes, der Hof, ein bleicher Schimmer durch nebelverdickte Atmosphäre. Er lebt so weiter, weil das Motiv zur Selbstvernichtung nicht mehr robust genug wird. Diesen Gehemmten, nie Erlösten unschädlich zu machen in der eigenen Brust, ist in einer gewissen Periode die oberste Notwendigkeit des genialen Menschen. Darum soll Werther jung sterben.

Die Rakete fuhr in prächtigem Bogen in die Höhe und endete ruhig flammend als Apotheose des Genies, des sterblichen Weltschöpfers, durch dessen Dasein die stumpfe Menge erst existiert. Hingerissen erhoben sich die Hörer und klatschten stehend weiter. In der sich lösenden Versammlung kam man nur langsam bis zur Tür voran, während die Notabeln an den siegreichen Redner herantraten und seine Hände schüttelten. Eben wurde ihm Nothmann vorgestellt, da fühlte sich Dobinger am Arm gefaßt. Stippe zog ihn an eine leere Stelle zwischen Stühlen.

„Wo steckten Sie nur? Lassen Sie die Leute hinaus und bleiben Sie. Ein engerer Kreis vertagt sich in ein Hotel, wo man den Professor näher genießen wird. Was sagen Sie zu diesem Menschen?"

„Es ist schade, aber ich kann nicht mit. Ich habe mit Tschirnhaus Verabredung getroffen. Gute Nacht!"

„Welche Idee! Ist dieser Skribent für einen genialen Tischgenossen Ersatz?"

„Das möchte ich nicht jetzt entscheiden. Ich liebe es nicht, mein Wort zurückzunehmen."

„So feinfühlig gegen Herrn Tschirnhaus? Ich empfehle, etwas mehr gegen ihn auf der Hut zu sein."

„Sie brachten ihn ja zuerst mit mir zusammen."

„Hochverehrter Kollege, in der Sommerfrische — wo war es? in Razendorf? — nimmt man es nicht so genau. Übrigens sage ich nichts Ungünstiges über ihn. Nur ist er — sagen wir: haltlos!"

„Das habe ich noch nicht gemerkt."

„Sie scheinen ihn sehr zu schätzen. Kennen Sie seine Vergangenheit? Er hatte als Dozent ein Verhältnis mit der Frau eines Professors. Dann gab es einen schrecklichen Skandal, und Tschirnhaus mußte die Universität verlassen. Die Frau ging mit ihm, kam schließlich ins Irrenhaus. Haben Sie nie davon gehört? Der Mensch ist darüber, eben weil er eine haltlose Natur ist, vollständig entgleist. Hat sich ohne Ziel in der Welt herumgetrieben und ist nun nichts."

„Wie traurig das ist! Der Arme!"

„Wer? Dieser Kerl, der eine verheiratete Frau ins Unglück gebracht hat?"

„Ach ja! Das dürfen bloß die Genies!"

„Sie werden mir immer unverständlicher. Der Saal ist leer, kommen Sie?"

„Nein."

*

Auf der Straße sagte Tschirnhaus: „Es täte mir leid, wenn Sie meinethalben etwas versäumten. Ich sah, daß er Sie einlud. Gewiß versammelt man sich um den Professor."

„Ich möchte lieber mit Ihnen ein Glas trinken, wenn Sie dabei bleiben wollen. Bei diesen Leuten zu sitzen, habe ich keine Neigung."

„Wilhelm Stippe ist auf mich böse. Ich weiß, warum. Vor ein paar Wochen suchte er mich auf und brachte einen Artikel; es sollte etwas in die Zeitung geschmuggelt werden, für die ich Kunstberichte schreibe. Ich hätte mit dem Redakteur reden sollen, mußte aber dem guten Wilhelm sagen, daß ich mich mit dergleichen nicht abgebe."

„Wohin gehen wir?"

„Wenn Sie mir eine Bitte erfüllen wollen, in meine Wohnung. Sie ist nahe, und ich besitze einen Rauentaler, den ich mir getraue, Ihnen vorzusetzen. Zum Überfluß kann ich, nachdem wir soviel von Werther und Lotte gehört haben, beide lebendig zeigen."

„Kanarienvögel?"

„Katzen, recht hübsche. Der Züchter gab dem Pärchen die überspannten Namen auf den Lebensweg."

Auf der Hinterseite der Universität gingen sie auf den Kupfergraben zu, welcher Gegend Tschirnhaus Anhänglichkeit von seiner Studentenzeit her bewahrte. Er wohnte in einem recht altmodischen Hause, das aber an bürgerliche Vornehmheit erinnerte, im zweiten Stock. Oben angelangt, öffnete er dem Gaste die Türe seines Wohnzimmers, vergaß aber Licht zu machen, und ging erst zu seiner Wirtin. Im Dunkeln gelassen, tastete sich Dobinger vorwärts bis ans Fenster. In halber Höhe sah er zwei gelbe glänzende Punkte, beugte sich erstaunt hinunter und fuhr zurück, als er ein deutliches, nicht gerade böses Murren vernahm, eine Warnung des Katers Werther, der auf der Fensterbank ruhte. Das Tier blieb blinzelnd in seiner Lage, als Tschirnhaus hereinkam und nun eilig

den Knopf der Lampe drehte. Es erwies sich als ein junges und schönes Exemplar der Angorarasse mit graugelbem Fell und einem stattlichen, gesträubten Kragen um den Hals. Dobinger wurde jetzt an einen langen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch gesetzt. Der Wirt nahm den Wein aus dem Schrank und entkorkte die Flasche. Er wollte in die Gläser einschenken, die das Mädchen gebracht hatte, da kam hinter der angelehnten Tür seiner Schlafstube Lotte, das Miezchen, leise klagend hereingestrichen. Sie trug ganz die Färbung ihres Gefährten und war reizend in ihrem weichen, langhaarigen Pelzchen, wie sie, ein rührendes Bild hilfesuchender Weiblichkeit, zu den Füßen ihres Herrn saß und mit zärtlichem Miau an ihm hinaufschmachtete. ‚Wird sie nicht,' dachte Dobinger, ‚gleich anfangen: Siehe den Mond, o teurer Freund, sind nicht auch dir sehnende Tränen im Auge?'

Tschirnhaus trat nochmals an den Schrank und goß Milch und Wasser in die Schale der Katzen, worauf der Werther nach einem erstaunlichen Buckel das Fenster verließ und sich zu seiner Frau gesellte, deren durstiges Zünglein schon blitzschnell über das Getränk fuhr. Der weißhaarige Mann vergaß einen Augenblick seinen Gast und sah den Tieren nachdenklich durch die Brille zu. Dann füllte er die Gläser.

„Das sind also Werther und Lotte," sagte Dobinger. „Wie, wenn die berühmten Liebesleute auf der Seelenwanderung in diese zwei Katzen hineingefahren sein sollten? Ob sie glücklich sind?"

„Ist das auch richtig gefragt? Das Tier, ohne die Marter des Ichbewußtseins zur Welt gekommen, genießt die Freuden seines Daseins und denkt nicht darüber nach. Nur wir Krüppelkinder der Natur brauchen zu unserm Glück zwei so ganz verschiedene Dinge wie erst den Genuß und dann seine Porträtierung durch die Vernunft, diesen nichtswürdigen inneren Hohlspiegel, worin die Welt so gewöhnlich Grimassen schneidet. Sehen Sie, jetzt kriechen sie zusammen tiefbefriedigt in den Korb. Diese schlicht sachliche Innigkeit habe ich kaum an einem menschlichen Paare bemerkt. Aber in ein paar Monaten in der großen Liebeszeit bleiben sie sich vielleicht nicht treu."

„Der Wein ist gut."

„In manchem hatte der mit der Haarlocke recht. Kein übler Einfall, sich den Werther mit ihr verheiratet vorzustellen, wie er sich jeden Morgen nach dem Rasieren beim Kaffee fragt: Ist das alles?"

„Können Sie sich denken, daß auch ein Tier an der Liebe stürbe?"

„Warum nicht? Die Natur wird sich kein Mittel entgehen lassen, um ihre Geschöpfe wieder umzubringen. Die alten großen Völker fürchteten Eros als blutdürstigen Tyrannen. Erst unsere lächerliche Zivilisation malt diesen Gewaltgott mit der tragischen Tiermaske als frisierten Amor unter Buketts."

„Warum überhaupt die ewige Anbetung dieses fragwürdigsten der Götter? Hörten Sie heut abend, wie er von der unterbundenen Seele sprach? Die ihre eigene Existenz nicht so recht fassen kann? Daran ist etwas Richtiges. Es scheint von innen her ein Ding das Leben anzufressen. Nur was? Ein Gift in der Seele —"

„Ach, Seele!" Tschirnhaus zog die Augenbrauen dicht zusammen, sah finster aus und stieß unmittelbar darauf sein mächtiges Lachen hervor. „Sind Sie sentimental? Was ist Seele? Dieses zarte Stubenvögelchen innen, in das man heutzutage wieder verliebt ist! Man hat ihm sein Bauer schwarz zugehängt, und da hockt es nun mit zerrupften Federn auf dem Stängelchen und sagt in Zwischenräumen: Piep! Das bedeutet: Die Geschichte gefällt mir nicht. Was sollen uns diese Reste alter Magie? Kommen Sie!"

„Noch eine Flasche? Sie trinken schnell. Der Wein ist schwer."

„Die letzte. Schon weil ich keine andere habe. Worauf trinken wir jetzt? Ich schlage Eros vor, denn ohne ihn und seinen Werther hätte ich diesen Abend nicht. Außerdem ist Eros nach Sophokles und Platon der Stärkste in der Welt."

„Ich tue Bescheid. Aber der Stärkste ist er nicht. Der Stärkste ist Stippe."

„Gallig heute, Geheimrat?"

„Zweifeln Sie etwa? Wir alten Herren dürfen unter uns die Wahrheit sagen; die Jungen muß man belügen. Die Weltgeschichte ist nichts als Stippes Biographie. Mir scheinen jetzt immer mehr die Genies und Ausnahmemenschen für die Welt unerheblich zu sein. In der kommt es nur auf die Stippes an. Alle die Wechsel, die so ein Napoleon oder Goethe auf die Menschheit zieht, haben bloß soviel Wert, wie Stippe dafür honorieren will. Die historische Entwicklung ist der Abstand zwischen Stippe Vater und Sohn."

„Ganz richtig. Aber was habe ich mit der historischen Entwicklung zu tun? Wie der Hase und der Fisch bin ich da, auftauchend aus Nichts, eintauchend in Nichts. Das große Leben ist zu groß, um in algebraischen Gleichungen aufzugehen. Die Stippes allerdings sind für die historische



Gefangen. Gemälde von F. W. Elwell

Entwicklung bestimmt. Wo die aufhört, fängt der wirkliche Mensch an. Unser Leben ist ein Regenbogen, der auf zwei Nichtsen steht wie auf goldenen Schüsselchen. Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt."

„Wie Sie nur so bestehen können! Halten Sie das aus?"

„Entwicklung — Daseinszweck — welch kümmerliche Professorenweisheit! Die tiefsinnigste der Religionen setzt zum höchsten Ziel das Aufhören alles Lebens. Verfall? Nein, Gesundung."

„Vor einigen Monaten besuchte ich einen Dom. In einer Nische am Boden lag eine alte Skulptur aus Holz, innen, sagte man mir, beinahe ganz von Würmern ausgehöhlt. Es bestand überhaupt nur noch die Fassung, also Farbe, Leim, eine Kruste. Stellen Sie sich vor, die Figur ist bloß noch als schmutzige Haut da, der Kern weggefressen! Das lag doch wohl nicht in der Absicht des Bildners!"

„Wer kümmert sich um ihn!"

„Was denn? Da ist zunächst eine Seelenhülle, aufgetragene Farbe und Lack, sagen wir also die Erziehung, geistige Prägung des Individuums, seine Moral und Ehre, alles, was man sieht. Dieses sitzt auf etwas Innerm, einem Urbestandteil, welcher der Träger sein soll. Eines Tages stellt sich nun heraus, daß nichts Tragendes da ist — eine furchtbare Erkenntnis, finden Sie nicht? Es ist durch irgendeine Ursache aufgezehrt worden, und die Gestalt, nämlich der gemachte Mann, der wirkende Mensch, steht auf dem Sockel völlig hohl da — was sagen Sie eigentlich dazu? Ein kleiner Stoß, ein Knack, und hinter dem Überzug kommt nichts weiter zum Vorschein. War die Figur bloß zum Ansehen da, nicht auch zum Anpacken?"

„Belieben Sie darin die Weisheit des Weltplans zu erkennen, der die Sonne machte, damit man bei Tage etwas sehen kann, und die Kohle, damit im Winter der Großpapa nicht friert. Da mußte wohl auch etwas erfunden werden, um diese langweiligen gotischen Holzfiguren endlich wieder aus der Welt zu entfernen. Ewig können solche Klötze doch nicht herumstehen."

„Sie sehen alles in einem kosmischen Stile an. Vielleicht bin ich zu sentimental, Sie sagten es bereits."

„Prosit, Geheimrat, auf das endliche Ende aller Wertherei und ihre niemalige Urständ! Schwingen wir uns mit dem schönlockigen Professor auf einen Gipfel, wohin uns die Erinnerungen und Moralen nicht nachsteigen können. Ein guter Schluck, in Ehrfurcht, dem ewigen Nein in unserer Brust! Der Mensch, der aus Religion Gott zerstörte, weil nie ein Gott so erhaben groß sein kann, als Ich ihn wollte, er muß auch sein eigenes Ich zerstören, das hinter seinem Wähnen so unendlich zurückbleibt. Lassen Sie den Wurm sein Werk zu Ende tun, er schafft innen Luft und Freiheit. Was macht's, wenn dann ein Stoß uns zertrümmert? Um Püffe zu vertragen, sind die anderen geschaffen, die bejahenden Naturen, mit einem Worte — Stippe."

„Aber Eros? Der Stärkste in der Welt! Läßt auch der nur Staub zurück?"

„Staub! Nur e i n Eros ist gut — der Eros des Erlöschens."

★

Die politischen Parteien trafen zu Beginn des Winters im stillen Verabredung über die obersten Ämter. So kam es, daß Dobingers Chef mit dem langgezipfelten Weißbart immer noch in seinem Ministerzimmer gelassen wurde und daß Stippe, der fest darauf gezählt hatte, längstens zu Neujahr in einer veränderten und bedeutenden Stellung zu sein, sich auf fernere Monate der Würden und Einkünfte eines Staatssekretärs beraubt sah. Nach seinen Grundsätzen konnte er die Versöhnung zwischen den Klassen und Parteien nur von ganzem Herzen willkommen heißen, aber nachdem er persönlich so starke Anstrengungen gemacht hatte, um der verwandelten gesellschaftlichen Struktur und Geistigkeit gerecht zu werden, besaß er auch ein gewisses Recht, einer vielleicht übertriebenen Friedsüchtigkeit mit Verstimmung und einigem Argwohn gegenüberzustehen.

Unter den Beamten hielt man Stippes Aufstieg mit dem nächsten Minister immerhin schon für ganz gewiß. Da verlangte eine anonyme Feder plötzlich Dobinger. In einer radikalen Wochenschrift sprach sich mit augenscheinlicher Sachkenntnis jemand über die Verschiebungen aus, die bevorstanden. Es wurde die Frage gestellt, worin es eigentlich begründet sei, daß ein aufs Blut geschundenes Volk dem neckischen Spiele „Verwechselt, verwechselt das Bäumelein" immer noch eine, wenn auch fortwährend abnehmende Aufmerksamkeit schenken könne. Mögen diese Leute, die nun einmal zu unserem Schaden im geheiligten Ringe der politischen Anerkanntheit wandeln, ihr jedermann tödlich langweilendes Turnier immer wiederholen, bis sie entweder mit dem Tode oder der Ministerpension abgehen, es komme doch nicht auf sie an, sondern auf den Beamten, der sie so leitet, wie die Figuren des Puppentheaters der versteckt

sitzende Direktor der Schau. Man bringe aber dorthin, wo es auf Substanz ankommt, Menschen, die das Beste und Feinste von ihrer Zunft in sich haben. Verbinde man hingegen den Mann der Kammer, der als ein Geschöpf seiner Spezies nichts zu sein brauche, mit einem Manne vom Fach, der wiederum als Individuum nichts sei, so erweise sich dieses Mischmetall in der Tat zweifach wertlos. Am Spieltische könne man sich zur Bequemlichkeit blecherner Rechenmünzen bedienen, sie müßten nur nachher in goldene umgewechselt werden; Blech für Blech sei ja Unsinn. Kurz, warum als Minister nicht ein Herr Eibler so gut wie ein anderer? Das dürfe man aber verlangen, daß so ein Herr sich ein zweites und höheres Selbst zugeselle, darin gewissermaßen eingehe. Diese Parlamentarier ähnelten ja den seligen Knaben am Schlusse des „Faust", die, weil ihnen Geist und Sinn nur halb erschlossen sind, der Pater Seraphicus geradezu in sich hineinnimmt — „steigt herab in meiner Augen welt- und erdgemäß' Organ, könnt' sie als die euern brauchen, schaut euch diese Gegend an." So spreche der hochstehende Berufsbeamte zu den fröhlich in unbekannte Luftschichten aufsteigenden Amateuren der Staatslenkung. Alsdann skizzierte der Artikel in unschmeichelhafter Zeichnung den falschen Helfer, der selber augenlos die blind Daherkommenden dreist führen will; wer Bescheid wußte, erkannte den nicht benannten Stippe. Hingegen stand Dobingers Name gedruckt dort und wurde Herrn Eibler empfohlen, doch nicht so, daß der Verfasser den Mann seiner Wahl schrankenlos gerühmt hätte. Er gefiel sich im Gegenteil in einer kaltblütig unternommenen Zergliederung des Charakters. „Wir haben hier," hieß es, „den Menschen, den ihr Wilhelminer uns hinterlassen habt. Er ist zwar von dem Besten, was ihr uns Jungen noch geben könnt, aber wir sehen auch die schlechten Fäden im Gewebe. Jedoch ihr, warum ließet ihr den Mann sein Leben durch im Dunkel stehen? Vielleicht war er euch zu stolz. Er ist ein Aristokrat auf eigene Hand und haßt die schmierige Fertigkeit, mit der sich jetzo Hinz und Kunz und von Hinz und von Kunz allem Volke in ihren Unterhosen zeigen. Selber ist er ein freilich weicheres Überbleibsel vom spröden, achtbaren, ja männlich keuschen Preußentum. Nur ist diese Scheu vor der Straße und dem grellen Lichte, die wir lieben würden, wenn auf dem Kalender die Jahreszahl 1880 stünde, nutzlose Ziererei geworden; es heißt nun zahlen mit allem, was man ist. Das ist dieses Mannes großer Nachteil, deshalb ist er nur als Talent verwendbar, nicht als Charakter. Er kann uns nicht führen. Er ist zur zweiten Rolle bestimmt. Man gebe sie ihm."

Als Dobinger das ihm überschickte Heft las, erschrak er. Hierauf stellten sich andere unangenehme Empfindungen ein, die das zweite Lesen des Aufsatzes verstärkte. Die Abzüge, die vom gezollten Lobe gemacht wurden, verdrossen ihn eine Wenigkeit; im ganzen fühlte sich ihm diese Analyse seines Wesens lieblos und kalt an wie ein Chirurgenmesser. Dazu das Mißbehagen, öffentlich hervorgezerrt zu werden. Wer konnte der Verfasser aber sein? Es gab in den Ministerien einige jüngere Leute, ihm selbst nicht alle bekannt, die ihn aus der Entfernung verehrten; einen Zirkel hatte er ja nicht um sich gebildet. Gewiß von denen war es einer, doch krankte diese Liebe nicht an Blindheit. Wie hart diese Jungen nur sind!

Plötzlich fiel ihm ein, ob Wanne, den er seit einiger Zeit nicht gesehen hatte, das geschrieben haben könne. Seine Angelegenheit war immer noch in der Schwebe. Dobinger hatte darüber dem Minister vor kurzem einen Bericht geliefert, aber es war bloß ein vorläufiges Referat, er behielt sich seine Meinung vor und erklärte nur, nach dem, was er bis jetzt wisse, sei ein disziplinarisches Einschreiten, das den Regierungsrat denn doch gleichzeitig bei der Justiz in schweren Verdacht bringen, wahrscheinlich vernichten würde, zunächst nicht notwendig. Es kam Wanne zustatten, daß die Öffentlichkeit einstweilen den Fall Chasanitsch vergessen hatte. Zwar karrte in der Stille der Untersuchungsrichter seine Materialberge unverdrossen zusammen, aber davon erfuhr man nichts, und die Zeitungen hatten von anderen Dingen zu sprechen. Auch kamen nicht mehr die schrecklichen Briefe der beleidigten Frau an den Minister. Wanne hatte seine Feindin wissen lassen, daß er bereits vor dem Ruin stehe; neue zu senden, sei nicht nötig. Wie nun Dobinger an ihn als Verfasser jenes Aufsatzes dachte, mußte er sich gleich sagen, daß die Art des bedrängten Menschen dafür nicht spreche. Schriftstellerische Gehirnwindungen hatte er noch nicht an Wanne bemerkt, und auch die Schreibweise, die aburteilende Überlegenheit paßte nicht zu seiner Natur. Immerhin war es notwendig, Klarheit zu erhalten, denn wenn Wanne dennoch der Urheber sein sollte, wenn er den auch nur kannte, dann ergab sich für andere das unschöne Zusammentreffen, daß Dobinger einen Beschuldig-

ten aus unklaren Beweggründen schonte und daß ihn der in der Presse für Ämter empfahl.

Er ließ ihn kommen und behandelte ihn, um ihn unversehens zu packen, schroff. Wanne erbleichte und begann das Papier zu lesen, das ihm gezeigt wurde, nach einer halben Seite blätterte er zurück und suchte den Titel der Zeitschrift; barsch fragte Dobinger, ob er den Autor kenne. Das Nein klang sehr überzeugend, Wanne hätte ein guter Komödiant sein müssen, wenn er bis zum Betreten des Zimmers auch nur das mindeste von der Sache wußte. Was hatte er mit literarischen Dingen zu tun — er der kaum noch in die Zeitung blickte, aus Angst, Chasanitschs Namen und seinen eigenen zu finden? Der Artikel hatte übrigens durchaus keine Wirkung, sondern verschwand im großen Teiche der Politik als ein von kraftloser Hand hineingeschleudertes Kieselsteinchen, dessen Aufschlag niemand hörte. Von Rothmann lief eine Postkarte ein: „Bin begeistert von fein ziselierter, objektiv unangreifbarer Wertung! Gratuliere zu fraglosem Eindruck auf the men in power! Gutenbergs Kunst ist also manchmal nicht zwecklos?! Semper idem. R.“

*

Am frühen häßlichen Abend eines Dezembertages standen wieder Agathe und Franz auf einem Bahnhof. Der Zug, der in der kleinen Stadt nur eine Minute anhielt, mußte in kurzem hereinbrausen. Wieder, wie es bei ihren anderen Abschieden gewesen war, sprachen sie kaum ein Wort. Sie blickten auf die sechs, acht Geleise hin, die graublinkend zwischen trüben, rotschwelenden Laternen in schwarze Nebelluft hinausliefen, wo sie undeutlich endeten. Warum brachte er nicht die unendlich liebevollen Worte zustande, die er gern sagen wollte? Unmöglich, aus dem taumelnden Rausch in einen begütigenden Alltag der milden Freundesrede zurückzufinden. Immer zehrte in ihren seltenen, hastigen Begegnungen alles diese eine Flamme auf. Noch vorhin, als sie im Hotel schon unten saßen, zur Reise fertig, hatte er Ernstes sprechen wollen; aus ihren Briefen wußte er ja, daß Helling es nun vorhabe, sich nach Ostpreußen zu verpflanzen. Entbehren konnte Franz sie nicht mehr, also würde bald etwas getan werden müssen, er hatte irgendwie zu handeln. Aber während er zu fragen versuchte, trafen sich aufs neue die Blicke, entzündeten sich, und sie gingen, als sei etwas liegen geblieben, in das Zimmer zurück. Nun, in der kalten, zugigen Halle vor den Schienen, während er schwieg, stieß Agathe auf einmal bittere Worte hervor.

„Eine wahrhaftige Bahnhofsliebe! Immer reist man ab. Zehn Minuten Aufenthalt für die Gefühle!“

„Wie sprichst du denn, Liebste? Wolltest du es nicht so? Es tut mir weh, daß du hier noch warten sollst, auf dieser greulichen Station. Mein Zug — du weißt es, nochmals müßte ich sonst übernachten, und morgen früh habe ich beim Minister Vortrag.“

„Ja, recht so, du bist ein Mann und man braucht dich. Und wer bin ich, sage mir! Eine liederliche Frau, Herumtreiberin!“

„Agathe! Noch eben warst du so anders —“

„O, Franz, wir hätten es nicht anfangen sollen! Wie wird es denn ausgehen?“

„Ich bleibe also. Du darfst nicht allein in solchen Gedanken hier stehen. Ich telegraphiere.“

„Nein, gewiß nicht! Das nicht, hörst du? Ich will nicht! Dein Zug kommt. Steig ein, Franz, leb' wohl!“

Er wollte zögern, aber sie trieb ihn, öffnete selbst eine Tür und reichte die Tasche hinein. Der Wagen rollte schon wieder, wie er ans Fenster zurückkam. Er streckte seinen Arm zu ihr, die Hände konnten sich nicht mehr greifen, und nur mit den Spitzen trafen sich die Finger. In schwärzlichem Dunste sah er ihren Körper verschwinden.

*

Albrecht kam auch zu Weihnachten nicht, obgleich ihn seine Mutter in mehreren Briefen darum bat. Am Feiertagsmorgen war ein Schreiben da, das in kalten Worten ein gutes Fest anwünschte, das Ausbleiben mit vieler Arbeit entschuldigte und alsdann ohne Umschweife ganz dürr die Absicht vortrug, Onkel Kerstens Adoptivsohn zu werden und den Namen Dobinger abzulegen. Kersten Grootebuur begehre, ihn ohne Verzug an Kindes Statt anzunehmen und ihm die Rechte eines leiblichen Sohnes zu sichern. Bis Albrecht großjährig sei und die Zustimmung seiner Eltern nicht mehr brauche, wollte der alte Herr nicht warten, er besorgte, das vielleicht nicht zu erleben, dann würde es in der Erbsache Schwierigkeiten und größere Steuerkosten geben; Kersten hatte frei über das Gut zu verfügen, und Albrecht sollte es ungeschmälert als sein Sohn erhalten. Die Eltern seien darum gebeten, ihre für den Gerichtsakt unentbehrliche Einwilligung recht bald zu senden. Der Brief hatte die Unterschrift: „Albrecht Grootebuur.“

Thora las ihn vor. Sie beide sahen sich lange an.

„Warum ist Albrecht so geworden?“

„Ich weiß es auch nicht, Franz. Ich

werde hinfahren, ich hätte es schon früher tun sollen, oder du."

„Du stehst mit deinem Onkel im Briefwechsel. Was sagt er?"

„Oft schreibt er nicht, mit Albrecht ist er mehr als zufrieden. Von dem Adoptionsplane hatte ich keine Ahnung, er muß also neu in Kersten entstanden sein."

„Steckte das in dem Jungen? Kein Wort des Bedauerns, daß er meinen Namen preisgibt. Es liegt ihm auch an unserer Einwilligung nichts, er braucht sie nur, weil Kersten solche Eile hat."

„Es ist traurig. Willst du dich aber weigern?"

„Er muß herkommen. So geht es nicht weiter."

„Wenn es sich um die Güter handelt, kommen diese Namenswechsel manchmal vor, namentlich in adligen Familien."

„Will er sich von uns trennen, mag er auch den Namen fahren lassen, ohnehin habe ich kein Gut für ihn. Aber er soll erst den Mund öffnen."

Er schrieb einen erzürnten Brief, und wiederum blieb es Woche nach Woche still. Erst warteten sie jeden Tag, nachher löste sich ihre Ungeduld in der Atmosphäre auf, verschwand in der flauen Unbehaglichkeit, die im Hause lag. Aber eines Vormittags, als Dobinger ins Amt kam, machte ihm Herr Pott eine große Ankündigung: „Herr Sohn anwesend, wenn Herr Geheimrat wollen anordnen einzutreten."

„Mein Sohn ist hier? Wo denn?"

„Herr Sohn nämlich bereits vor einer halben Stunde erschienen, jedoch beliebten nicht in Herrn Geheimrats Zimmer, auf Wunsch allgemeiner Warteraum."

Mit einem ungläubigen Staunen sah der ältere Dobinger den jungen an. Daß in fünf Monaten eines Menschen Erscheinung so anders werden könne, hatte er bis dahin nicht gewußt. Er hatte ihn jugendlich, schlank, ein wenig knabenhaft gehen sehen. Der Ephebe war nun tot, alles Runde und Weiche an ihm vergangen, ein langgewachsener Mann stand da mit einem glatten Gesicht, aber schwerer Miene. Die Züge, die Franz seit der Wiege gekannt hatte, waren gerade und geeckt geworden. Sogar das Blond des Haares hatte einen matteren, verwaschenen Ton, als sei es vom Wetter entfärbt, und die Figur kündigte schon etwas Vierschrötiges an. Ungeschickt saß ihm der graue Anzug, den er noch von Hause mitgenommen hatte, die Hosen waren zu kurz geworden. Über dem niederen Kragen blieb ein großes Stück des Halses frei, und auf der Nadel oder Agraffe in der Binde trug er ein Hakenkreuz. Am ungefälligsten sah die Mütze aus, sie war auf dem Dorfe gekauft, und er drehte sie in der Hand herum wie ein gebürtiger Bauer. Vielleicht fühlte er sich verlegen, jedenfalls hielt es Franz für das Beste, dem seltsamen Jungen nicht gleich Vorwürfe zu machen. Er würde allmählich wohl aus sich gehen.

Befangen schien Albrecht aber nicht zu sein, sondern sprach ruhig von dem Geschäft, das ihn hergeführt hatte, und setzte die Gründe auseinander, wobei die Klein-Halstedter Besitzverhältnisse berührt werden mußten. Das Gut war seit dem Dreißigjährigen Kriege in einer Sippe, niemals verkauft worden, immer im Erbgang von Hand an Hand gelangt, und das Merkwürdigste: zweimal schon in dieser Zeit hatte sich eine Adoption ereignet; auch die jetzigen Grootebuurs, deren Stammvater gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hingekommen war, hießen eigentlich ganz anders, ursprünglich führten sie den Namen — —

„Gut, Albrecht, daß du all das weißt, wir werden nachher davon sprechen. Doch darum rief ich dich nicht, ich wollte von dir Aufklärung über dich selbst."

„Dann frage mich also."

„Hast du nicht selbst endlich den Wunsch, mit mir zu reden? Was für ein Mensch bist du denn geworden?"

„Ich war darauf gefaßt, bin ja deswegen gekommen. Ich sage dir gleich, daß ich lieber nicht sprechen würde, wie ich es bisher trotz euren Briefen nicht tat."

„Bist du mit deinen Eltern unzufrieden?"

„Ja."

„So! Deine Mutter hat dich gekränkt?"

„Nein."

„Habe ich dich gekränkt?"

„Ja."

„Dann also — sprich!"

„Wenn du es durchaus willst. Damals, als ich mit Mutter aufs Gut kam, gab es Ärger, das weißt du. Sie schickten mich in den Harz. Ich fuhr also weg, aber nicht in den Harz."

„Was — nicht?"

„Wenigstens nicht am ersten Tage. Nachher war ich natürlich dort. An dem Montag reiste ich erst nach Hamburg, um mich mit Iversen zu besprechen. In Hamburg war es schon spät, und ich ging ins Hotel, aus Versehen in ein viel zu feines für mich, du kennst es, es ist an der Alster. Ich sah dich da, ohne meinen Willen. Du bemerktest mich nicht, du sprachst zu der Dame, mit der du dort wohntest."

„Das also war es! Das hat dich mir entfremdet!"

„Ja, das hat es. Ich muß das sagen. Ich könnte nun wohl wieder gehen. Sei so gut, mir eure Einwilligung zuzuschicken. Die Unterschriften muß der Notar beglaubigen, hörte ich."

„Jetzt begreife ich dich. Du bist in Verwirrung geraten. Mein Verhalten erscheint dir als unverzeihlich."

„Ich lasse mein Urteil aus dem Spiele, es kommt mir auch keins zu. Du verlangtest eine Erklärung für mein langes Fortbleiben, und die mußte ich dir ja geben."

„Sage mir, Albrecht, du kanntest ein anziehendes, liebenswürdiges Mädchen — was bewog dich, zu brechen? Geschah es — auch das meinetwegen?"

„Ich kann es nicht so sagen. Ich hatte das Gefühl, daß am besten überhaupt alles neu begonnen wird. Außerdem beschäftigte mich die Blutfrage. Ihre Mutter ist von der andern Rasse, daraus könnten später Konflikte entstehen. Es fiel mir nicht leicht, das gestehe ich offen, aber ich habe es getan, um keine Unwahrheit in mein Leben zu bringen. Dem Rassischen lege ich den größten Wert bei und habe bei uns das junge Volk gut bei der Stange. Wir haben einen Verein. Hier in dieser Asphalt- und Benzinhölle weiß man nicht, wie gut der einfache Mensch die großen Ideen begreift — Stammesart, Wahrheit und Sittlichkeit. Ich habe sie in die Hand genommen. Zwei waren, die hatten Mädels, wo das Kind schon nahe war, und wollten sich davon drücken; da haben ihnen die anderen was erzählt, und jetzt heiraten sie."

„Du hast also in deinem neuen Leben Fuß gefaßt. Aber warum zürnst du auch auf deine Mutter, so daß sie über die Kälte deiner wenigen Briefe klagen muß? Sie hat ja keine Schuld."

„Ich zürne ihr auch nicht. Aber eine Schuld, wenn ich das sagen darf, trifft sie wohl mit, sonst würde es mit uns allen anders zugehen. Das ist Onkel Kerstens Ansicht ebenfalls, wenn er sie auch sehr gern hat."

„Du sprachst mit ihm über das, was du gegen mich hast?"

„Ich mußte es schließlich tun, es ging nicht anders. Erst gegen Weihnachten war es. Ich sah, daß er sich Gedanken machte, gerade durch Mutters Briefe kam das, weil er mein Handeln gegen euch nicht verstand. Er fühlt sich etwas alt und möchte sein Leben mit mir beschließen, solange er aber nichts begriff, konnte er das Mißtrauen nicht loswerden. Er mußte immer denken, daß er es am Ende mit einem launenhaften jungen Menschen zu tun hätte, der ihn auch noch einmal tückisch behandeln könnte. Nun versteht er mich. Überhaupt verstehen wir uns trefflich."

„Kannst du denn Landmann sein? Du lasest Bücher, Gedichte —"

„Lesen kann man dort auch. Bis jetzt war ich allerdings meistens todmüde. Ich muß morgens sehr früh heraus. In der Weihnachtswoche habe ich Kersten ein langes Kapitel aus dem Treitschke vorgelesen, da staunte er mächtig, daß es so was gibt."

„Das Leben hat einen solchen Reichtum, es ist unendlich. Reisen, Musik, selbst das politische Getriebe. Da draußen wird dir sehr vieles entgehen. Ich dachte mir eigentlich, Albrecht, du würdest meine geistige Richtung fortsetzen, aber mit größerer Sicherheit."

„Reichtum? Ich mag das Wort nicht, es hat uns zugrunde gerichtet. Das verdammte Geld brauchten wir nicht, und der Reichtum des Geistes betrog uns auch. Ihr mit euren reichen Gaben — alles habt ihr verdorben!"

„Wohl wahr. Aber kennst du dich selbst denn genug? Vielleicht verzichtest du zu rasch auf dieses reichere Leben. Gesetzt, es ändern sich später deine Gedanken darüber —"

„Was macht das? Die Gedanken werden mich nicht umwerfen. Gedanken, das sind bloß Mücken, die einen verfolgen, bloß Schwächlinge werden dadurch irre. Man muß sich eben entscheiden, und das habe ich getan."

„Du meinst, ich sei einer, den seine Gedanken irremachen, also schwach. Das war es wohl eigentlich, was dich so sehr verletzte."

„Ich will es dir sagen, es ging etwas kaputt. Ich hatte mir von dir ein anderes Bild gemacht. Das ist es. Das Bild war nicht echt gewesen."

„Ja, du täuschtest dich in mir und meinst, ich täuschte dich."

„Das sage ich nicht. Überhaupt maße ich mir kein Urteil an. Aber dieses Bild war doch eben sozusagen eine Lüge, und ich mußte mich danach einrichten."

„Nein, nein, du hast schon ein volles Recht, über mich zu urteilen und tust es auch. Aber ehe du Lüge sagst, denke daran, was du jetzt weißt — ich bin ebenso wie andere Menschen Schwankungen unterworfen. Du dachtest früher, ich sei so etwas wie eine eherne Bildsäule, fertig gegossen und unwandelbar. Es war unser Fehler, dich in dieser Irrmeinung aufwachsen zu lassen. Wenn du selbst Kinder hast, erziehe sie nicht

in dem Bildsäulenglauben. Aber daß ich dich belog, solltest du nicht denken."

„Ach — handelt es sich denn allein um mich? Es gibt auch andere. Ich wollte dieses Gespräch nicht führen. Du bist erfahrener und klüger als ich, und ich kann mit dir nicht disputieren, zumal über diese Sache. Wenn es also nicht Lüge ist, wie kommt es dann — wieso kann das alte Leben fortdauern? Schwäche, nun ja, aber nachher müßte man die Folgerungen ziehen, so oder so. Wie soll ich das nennen — Wahrheit ist es doch nicht!"

„Du meinst, der Mensch hat ein Gewissen, das nicht stumm bleiben kann. Es will Klarheit haben, so oder so, sagtest du."

„Allerdings, das ist meine Ansicht. Wenn man nicht so ein Schauspieler oder Künstler ist — die mögen in solchen unklaren Lebensverhältnissen sich wohl fühlen. Mir ist das unfaßbar."

„Es ist gut für dich, daß du so denkst. Ich kann dir auch kaum etwas erwidern. Was würde es ausmachen, wenn ich sagte, es gibt in einer Menschenseele Nebel und Dunkelheiten, die ein gesprochenes Wort nicht klärt? Du hast recht, wenn du die Lüge von Herzen verabscheust. Ich berufe mich auch nicht etwa darauf, daß es manchmal notwendig ist, eine Unwahrheit als das kleinere Übel vorzuziehen, wie der Arzt sie dem Kranken bisweilen sagen muß. Das ist keine Maxime für das moralische Dasein. Wenn ich dir aber sagte, daß es Zustände des Innern gibt, sagen wir einmal Epochen des Lebens, wo die Wahrheit einem nichts hilft und die Lüge nichts schadet, weil man sie beide nicht ausdrücken kann, so würdest du mich nicht verstehen. Du bist für deine Mutter beleidigt. Sie wird erfahren, was sie nicht weiß, wenn die Zeit da ist. Warum nicht schon längst? Ja, Albrecht, die Wahrheit kann mit schlichten deutschen Worten nicht immer alles sagen, wie es wirklich ist. Wie es *war*, das ist leichter möglich, dann versteht es auch der andere besser. Du kannst das nicht billigen, ich weiß. Wir wollen es also dabei lassen."

Sie saßen sich schweigend gegenüber. Albrecht sah eine ganze Zeit auf den Fußboden, schien noch etwas sagen zu wollen, blieb aber still. Dann stand er ein wenig zögernd auf.

„Ich muß nach Magdeburg zurückfahren."

„Willst du nicht nach Hause zu deiner Mutter?"

„Es geht nicht, Vater, sie warten auf mich, denn meine Arbeit ist liegengeblieben. Onkel Kersten wird an Mutter schreiben, sie soll bald hinkommen."

Als er ging, war seine Miene ernst wie zuerst, aber gelöster. Franz sah etwas von dem weichen, offenen Jungengesicht wieder.

★

Er überlegte: Er konnte Thora den Besuch des Sohnes nicht verschweigen. Es wäre auch nicht möglich gewesen, weil er ja nun seine und ihre Einwilligung zu der Adoption nach Klein-Halstedt schicken mußte; sie kannte seinen Entschluß, das nicht eher zu tun, als bis Albrecht dagewesen sei. Wenn er aber mit ihr sprach, konnte er dann weniger sagen als das Ganze? Sie würde sofort fragen, ob der Grund der Entfremdung gefunden sei. Mit Unklarheiten ließ sie sich nicht abspeisen und sie wußte, daß er selbst von Albrecht keine Unklarheit annehme. Mithin brachte dieser Wintertag, der grau und verschlafen ins Land gekommen war, eine große Entscheidung herbei. Das Traumglück war zu Ende. Das doppelte Leben ließ sich nicht fortsetzen. Albrechts Mutter war so sehr wie ihr Sohn für klare Umstände. Vielleicht würde sie sich erbieten, nach Klein-Halstedt überzusiedeln und ihm freie Hand zu lassen. Wollte er freie Hand?

Es würde am Abend noch früh genug sein, den Faden zu zerschneiden und das Gewicht herabstürzen zu lassen. Er telephonierte, daß er wegen starker Arbeit nicht imstande sei, mittags nach Hause zu fahren. Um zwei ging er fort, um in der Nähe etwas zu essen. Eben kam zur Türe des Ministeriums ein schwarzgekleideter Mann mit einem spießbürgerlichen Zylinderhute und sah Dobinger unsicher an. Franz ging vorbei, blickte aber unwillkürlich nach ein paar Schritten zurück. Da trat der Herr auf ihn zu. „Herr Dobinger — —?"

„Was! Franz Maurer?"

„Der bin ich. Wie schön, daß ich dich noch traf!"

Er war seit vielen Jahren fremd in Berlin und hergekommen, um eine Schwester zu bestatten. Sie gingen nur die Straße hinab, dann mußte sich Maurer wieder zu den Hinterbliebenen begeben, aber den Abend beschlossen sie zusammen zu verleben. Wieder telephonierte Franz an seine Frau. Ein Freund aus uralter Zeit sei da und müsse gastlich aufgenommen werden, nach Hause bringe er ihn aber nicht, denn er würde Thora langweilig sein. Bei guter Zeit holte ihn dann Maurer ab. Statt des Zylinders trug er jetzt einen weichen Hut, hatte aber den Traueranzug beibehalten und sah darin bei seiner langen Figur seinem alten Feinde, dem Mathematiklehrer, ganz ähnlich; Dobinger fiel es auf, sogar die schlechten Zähne des Cosinus entdeckte er wieder.

„Maua, Maua, kannst du den binomischen Lehrsatz?"

„Kannst du Odi profanum?"

„Jawohl. Aber heute sage ich lieber: Vile potabis modicis Sabinum. Ich führe dich in eine ruhige Weinstube. Wir haben viel zu erzählen, es ist ja eine ungeheure Zeitkluft zu überbrücken. Dreißig Jahre, sind es soviel? Ja, soviel sind es."

Aber es ging im Anfang nicht. Dobinger sah wieder einmal, was er schon erfahren hatte, daß herabstimmender kaum etwas ist als ein verspäteter Umgang mit einstigen Freunden. Schon die Abschleißung der Körper schreckt das Gefühl zurück. ‚Erblindeten', dachte er unwirsch, ‚muß es leichter fallen, sie haben die alten Bilder und brauchen die neuen üblen nicht zu sehen.' Maurer saß über seinen Teller geduckt, kaute und lobte sehr das Essen. Nachher sprach er mit großer Anerkennung von der verstorbenen Schwester, deren sich Dobinger schwach erinnerte. Eine vortreffliche Frau, Witwe eines Bankbeamten, hatte mit kleiner Pension ihre Kinder aufgezogen. Sie seien in Geschäften angestellt. Was wollte man mit ihnen machen? Maurer konnte ihnen nichts geben, hatte selbst vier, der älteste war achtzehn. Es war seine zweite Frau, gutes bayrisches Bürgertum. Die frühere Ehe war unglücklich abgelaufen, Komödiantin, man war eben jung und toll. Ein Himmelsstürmer war man! „Du Dobinger, hattest allerdings immer etwas Gesetztes." Noch warf Maurer den Kopf nach hinten wie als Gymnasiast, aber die dünn gewordenen Haare flogen ihm nicht mehr so. Als die zweite Flasche gebracht und eine gute Zigarre angeboten wurde, kam er in behagliche Stimmung und genoß witternd den Rauch. Dobinger konnte es nicht leiden, wenn Leute ihre animalische Befriedigung sichtbar werden ließen.

„Ja, Franz, hörst du noch den Cosinus, wie er zu mir sagte: Sie werden's nicht schaffen? Nun, wir haben's doch geschafft. Prosit!"

„Auf dein Wohl, Franz! So ist wenigstens einer von uns etwas geworden."

„Du brauchst dich nicht herabzusetzen, du nimmst eine geachtete Stellung ein."

„Überschätze es nicht. Ich bin immer abhängig. Du dagegen —"

„Ja, das freie Gestalten des Künstlers ist ein großes Vorrecht. Du fühltest das, als du Bildhauer werden wolltest, aber schließlich mangelte dir wohl das Vertrauen auf die schöpferische Kraft."

„Dir ist es geblieben?"

„Selbstverständlich! Das ist für mich das Unentbehrlichste. Es muß uns auch so manches ersetzen, glaube das. Wie viele Künstler leben in bitterm Elend! Von mir rede ich nicht, mir geht es ziemlich gut, ich habe einen Namen. Du kennst natürlich Professor Mittwalds Deutsche Literaturgeschichte seit 1870. Nicht? Ihr Aktenmenschen werdet alle zu Barbaren und dabei regiert ihr uns Vertreter des Geistes! Mittwalds Buch ist bereits klassisch geworden, namentlich in Kreisen, die noch Deutschbewußtsein haben. Von im ganzen nur vierhundert Seiten habe ich darin drei, das ist bei der Stoffmasse enorm. Von meinen historischen Romanen sagt er: Unter den Lebenden ist Maurer der einzige, der den Bogen eines Willibald Alexis zu spannen weiß."

„Das ist fabelhaft. Wieviel Romane hast du eigentlich geschrieben?"

„Fünfzehn. Aber die ersten aus der gärenden Münchener Zeit rechne ich selbst nicht als vollwertig."

„Du liebtest damals dionysische Kellnerinnen?"

„Lassen wir das. Ich war eine Kraftnatur, mein lieber Dobinger, und duckmäuserte nicht. Aber ich fand mich zurecht."

„Bevorzugter Mann! Ich habe es nicht fertigbekommen."

„Ich kann dir nachfühlen, wie du es meinst. Du hattest nämlich von jeher etwas Halbes, wenn du einem alten Kameraden das Wort nicht verübeln willst."

„Ich bitte sehr. Du meinst es doch nur gut."

„Natürlich. Siehst du, mein Lieber, du warst nicht so recht jung. Ich war mächtig jung. Aber nach dem Skandal und der Scheidung wurde es mit mir anders. Aus der Stadt ging ich fort, das war mein Segen, denn in dem kleinen Orte, wo ich noch bin, lernte ich meine Frau kennen, ihr Vater war ein angesehener Färbermeister. Er wollte zuerst keinen lutherischen Preuß, aber wir setzten es durch."

„Warum hast du deine Gattin nicht mitgebracht?"

„Zu teuer. Sie kann auch nicht weg, vier Kinder, und wir haben noch Pensionäre. Was soll man machen? Ich kann von meinen Büchern allein nicht leben. Ich genieße die Würdigung der Besten, aber die Berliner Pressebengel haben mich noch nicht entdeckt. Wer Auflagen haben will, braucht die Gunst dieser Clique. Hier müßte einmal der Staat mit eisernem Besen auskehren. Aber ihr seid nicht die Leute."

Er warf sieghaft den Kopf und sah dem

Kellner zu, der die schon bereitstehende dritte Flasche aus dem Eiskübel nahm und respektvoll, mit leisen Bewegungen, eingoß. Allmählich wirkte auch auf Dobinger der Wein. Am Tage, der voll von Arbeiten und Besprechungen war, hatte er in jedem unbeschäftigten Augenblick an die Auseinandersetzung gedacht, die bevorstand. Das Traumglück war vorübergeeilt, nichts konnte es halten. Jetzt, am Tisch mit dem alten Gefährten, fühlte er in sich etwas locker werden. Aber das Freigelassene war keine Fröhlichkeit, sondern ein Ärger, eine Wut auf den Mann da und seine dumme Zufriedenheit mit sich. Er empfand ein Gelüste, ihn zu beschimpfen.

„Das ist edler Stoff," sagte Maurer. „Ich kann mir so etwas nicht leisten. Das freie Schaffen trägt es nicht. Aber wer an der Staatskrippe steht!"

„Nun, dann sage einmal ein Gedicht von dir, eins vom Weine!"

„Mit Versen befasse ich mich nicht, das tun nur noch die Stümper. Es war der Pubertätszustand der Sprache. Wir Gestalter des deutschen Prosawortes —"

„Ich liebe Verse und weil ihr keine machen könnt, ist auch eure Prosa so prosaisch."

„Meine Prosa wird von kompetenten Urteilern für beste Dichtung erklärt. Deine Auffassung ist die des Philisters."

„Für den Philister seid ihr aber da, mein lieber Maurer. Macht etwas aus uns, hebt uns hinauf! Ihr seid euch ja zu schade für die gewöhnlichen Geschäfte, ihr lebt in Phantasien, in der Luft, aber ihr lebt doch nicht von der Luft, sondern von Rindfleisch und grünen Bohnen."

„So, du zürnst uns! Wir sollen wohl im Freien kampieren und Brotrinden verschlingen?"

„Ich zürne euch, weil ihr nichts könnt. Ihr seid Mumpitzmacher."

„Unerhört! Ich protestiere."

„Schreibt nicht für müßige Leute, die Buch nach Buch fressen und dann wieder vomieren, wie die Römer nach dem ersten und zweiten Diner noch ein drittes verschlangen. Schreibt für arbeitende, gequälte Menschen! Schreibt für mich! Und wer bin ich? Einer, der jeden Tag die zehn Gebote bricht. Ich bin sittenlos, Lügner, ungetreuer Verwalter, meine Laster treiben Frau und Kind von mir weg."

„Wie denn, mein guter Dobinger, so bist du ja nicht!"

„Wir sind alle so. Daß euch Seelenkündigern der banale Firnis das Innere so verstecken kann!"

„Wir kennen es. Lies einmal mein vorletztes Buch „Im Wehen Gottes", da ist das Problem der Kulturlüge gestaltet."

„Von Kulturlügen spreche ich nicht. Vom Menschen, wie er ewig bleibt. Ich glaube, man kann Schlangen die Giftzähne ausreißen. Bleiben sie darum keine Schlangen? Sie sind ein ohnmächtiges Gezücht geworden, tückisch ohne Furchtbarkeit. Verdorbene, wilde Tiere —! Nimmst du dir gern Skorpione ins Bett, selbst wenn ihnen die Stacheln abgeschnitten wurden?"

„Pfui Teufel, du hast eine unappetitliche Einbildungskraft."

„Siehst du, du feinbesaiteter Künstler! Zuckerbäcker seid ihr. Wo ist jemand unter euch, der so schriebe, wie ein grausam Verwundeter schreit? Gibt es bei euch zerschlissene Herzen?"

„Ja, es gibt solche Stunden, wo man sich innerlich durchaus verstimmt fühlt. Aber der Künstler hat die höhere Aufgabe, das Befriedigende und Harmonische in den Kreis seines Schaffens zu ziehen."

„O Kuckuck! Wer harmonisch ist, braucht euch so wenig wie der Gesunde den Doktor. Die Wahrheit ist nicht harmonisch."

„In deinen Äußerungen ist etwas Krankhaftes. Das ist eben Berlin, dieser Geist der Zersetzung, den jeder Vaterlandsfreund ablehnt. Sogar ein Mann wie du erliegt hier den internationalen Einflüssen. Und doch hat das Leben dich nicht gerade schlecht behandelt."

„Was verstehst du unter dem Leben? Alle meine Jahre sind vergangen über dem Versuch, das zu meistern, was allgemein das Leben genannt wird. Was ist das eigentlich? Es ist ein Draußen da und ein Drinnen, und das Unglück ist, daß sie nicht zusammenfallen wollen. Mit Recht hattest du, verehrter Dichter, von jeher an mir etwas Halbes wahrgenommen. Freilich, da die Mathematik niemals deine starke Seite war, so ahnst du nicht, wie sehr das Halbe eigentlich das Ganze ist. Wenn du es ahntest, vielleicht würdest du nicht schreiben."

„Ich wollte, du läsest meine Sachen. Du würdest darin eine bejahende Weltanschauung finden."

„Ach, bejahend! Ich — ich dürste nach Poesie. Man geht durch diese Wüstenei, plötzlich dringt aus einem Buche ein Ton, eine Menschenstimme, man ist nicht mehr gänzlich allein, ein anderer ist noch da und hat schon alles erfahren. Das ist das Wunder, das die Kunst kann. Wo sind im Leben sonst Gefährten? Selbst jenes — Eros — es überwältigt nur auf einen Augenblick



Gebirgslandschaft. Gemälde von Hede Berber-Credner

die Kluft, nachher ist man allein. Weil der Mensch einsam ist, mußte er die Kunst erfinden. Notschrei eines Gestrandeten auf einer Klippe."

„Ein ganz hübscher, poetischer Gedanke!"

„Nun, einerlei. Trinkst du noch, Maurer?"

„Wohin denkst du? Ich habe über mein Maß und reise in der Frühe heim. Es waren herzerwärmende Stunden, die du mir widmetest. Ich werde dir zur Erinnerung ein Buch schicken."

★

Es war ziemlich spät, als sie sich trennten, und es fielen dünne, langsame Tropfen, aber der Geheimrat beschloß, zu Fuß zu gehen, um die Wallung loszuwerden, die in ihm war. Die Luft war etwas neblig und nicht kalt, obgleich der Februar nicht über seine Mitte hinaus war. Im Gehen schwand die Erregung des Gesprächs mit Maurer. Worüber war ihm eigentlich ein solcher Zorn aufgestiegen? Warum hatte er dem Romanschreiber soviel von sich offenbart? Er sah nach der Zeit, da war es halb eins. Sollte er noch in der Nacht mit ihr über Albrecht sprechen? Er schlug einen rascheren Schritt ein, um den Rest des Weges hinter sich zu bringen. Vor dem Hause angelangt, forschte er nach seiner Gewohnheit mit den Augen die Straße hinunter, schloß auf und hatte schon, um die Türe zurückzudrücken, die Hand am Knauf, als er hinter sich laufende Schritte vernahm und gleich ein Keuchen. Er ließ die Tür fahren und drehte sich herum.

„Erschrecken Sie nicht! Ich bin es, Wanne."

„Was machen Sie hier? Wollten Sie mich sprechen?"

„Ja, sehr dringend."

„Wie lange warten Sie denn schon?"

„Seit drei Stunden, Herr Geheimrat."

„Können Sie es auf der Straße sagen oder wollen Sie in meine Wohnung kommen?"

„Es ist eine sehr schwere Eröffnung. Wenn Sie erlauben wollten, würde ich Sie hinausbegleiten — ich muß mich auch einen Augenblick setzen. Buchstäblich seit gestern abend bin ich auf den Füßen."

Dobinger schloß die Haustür und ging auf der Treppe voran. Er ließ zuerst den erschöpften Mann im Arbeitszimmer niedersitzen und wollte Thora ein Wort sagen, da sie das laute Sprechen hören und sich beunruhigen mochte. Sie schlief in Albrechts Stube, seit der Sohn aus dem Hause war. Franz, der sie wach, von entsetzlichen Kopfschmerzen gepeinigt im Bette fand, gab an, es sei so spät noch ein Beamter mit einer unerwarteten, dringlichen Arbeit zu ihm geschickt worden, der Minister wünsche sie schon am Morgen vorgelegt zu erhalten. Seine Frau bedauerte ihn mit schwacher Stimme, daß er mitten in der Nacht aufsitzen müsse. Übrigens hatte sie sich schon gedacht, daß es etwas gebe, denn im Laufe des Abends war zweimal vom Ministerium hergerufen worden. Sie war zu leidend gewesen, um selber das Hörrohr zu nehmen, vom Mädchen glaubte sie etwas von einem Telegramm verstanden zu haben. Franz überlegte flüchtig, daß Wanne wohl zuerst versucht habe, ihn am Telephon zu erreichen, und vergaß, im Geiste ganz bei der bevorstehenden peinlichen Unterhaltung, was Thora mühsam erzählt hatte. Wieder in seinem Zimmer, entzündete er die Lampe auf dem Schreibtisch und setzte sich vor das Licht in den Arbeitsstuhl.

„Nun, Herr Kollege, reden Sie!"

„Herr Geheimrat, vorher bitte ich um Ihre Nachsicht, ich möchte sagen um Barmherzigkeit. Sie sind mir bis jetzt mit solcher Güte entgegengekommen —"

„Lassen wir das! Jetzt ist nicht die Zeit zu Redensarten. Was ist es? Brauchen Sie vielleicht Geld?"

„Nein. Doch, doch, ich brauche Geld, höchst notwendig, ich muß Sie um Unterstützung angehen. Aber bloß deswegen wäre ich nicht nachts gekommen. Es ist viel schlimmer."

„Das Gericht?"

„Ja. Heute mittag ist der Beschluß ergangen, mich in Untersuchungshaft zu nehmen."

„Woher wissen Sie es?"

„Einer von Chasanitschs Anwälten erfuhr es auf der Gerichtsschreiberei und steckte es mir sofort. Ich wußte seit Tagen, daß es kommt. Chasanitschs Sekretär hat mich lügnerisch belastet. Ich bin seit gestern früh nicht mehr in meine Wohnung zurückgegangen."

„Wo hielten Sie sich auf?"

„Die vorige Nacht brachte ich erst auf dem Anhalter Bahnhof zu. Wie der geschlossen wurde, ging ich in den Tiergarten. Den Tag habe ich mich herumgetrieben, ins Büro traute ich mich heute nicht mehr, sie hätten mich dort verhaften können. Früh war ich noch so blödsinnig, an meinen Direktor einen Brief zu schicken, daß ich krank sei. Der Dienstmann hat mich eine Mark gekostet."

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie in der Stadt herum?"

„Herr Geheimrat, ich bitte Sie, lassen

Sie mich in dieser furchtbaren Not nicht im Stich! Ich muß auf der Stelle weg, nach Holland. Aber ich habe kein Geld. Herr Dobinger, ich flehe Sie an, mir zu helfen."

„Sind Sie verrückt, Mann? Verlangen Sie, daß ich mich selbst strafbar mache?"

„Um Christi willen, Herr Geheimrat Dobinger —"

„Wozu das!"

„Herr Dobinger, noch nie habe ich einen Menschen angefleht wie Sie, es ist durchaus nicht meinetwegen. Mit ein paar hundert Mark retten Sie zwei Menschen vor dem sicheren Untergange."

„Geld stünde Ihnen zur Verfügung, aber darum handelt es sich hier doch nicht."

„Sie brauchen sich ja nicht um das zu kümmern, was ich vorhabe. Wenn Sie es mir geben —"

„Nehmen Sie sich jetzt zusammen! Sie wollen ausreißen, dazu kann ich Ihnen nicht helfen. Wieso trifft es denn zwei?"

„Ich sagte Ihnen, daß ich eine Braut habe. Lassen Sie mich nicht verzweifeln, ich müßte mich aus dem Fenster stürzen."

„Wanne, packen Sie sich an! Das junge Mädchen wird nicht untergehen. Braut! Sie sind nicht einmal geschieden, Sie haben Kinder, geben Sie alles andere auf, denken Sie ans Nächste!"

„Sie kennen meine Bedrängnis nicht. Ich mußte von meinem letzten Gehalt fast alles sofort für die Familie hingeben. Wenn ich erst in Holland bin, wird es mir sicher gelingen. Chasanitsch hat Ölsachen in Niederländisch-Indien, er wollte mich schon mal als Direktor nach Borneo schicken."

„Gut, gehen Sie nach Holland, sobald Sie mit dem Gericht quitt sind. Vielleicht werden Sie der Freiheit nicht lange beraubt sein —"

„Ich komme von Sinnen, wirklich, ich werde wahnsinnig. Es ist alles wegen meiner Braut."

„Setzen Sie sich her und schreiben Sie ihr. Geben Sie ihr das Wort zurück. Die Umstände gebieten es."

Beide standen gleichzeitig auf, Wanne aber streckte mit gefalteten Händen die Arme vor sich. Er wollte sprechen, die Stimme brach ihm, und er schluchzte. Plötzlich lag er auf den Knien und wimmerte zwischen Tränen: „Helfen Sie mir, bitte! Auch der Herr Jesus Christus hat den Sündern vergeben. Es ist einzig um meine Braut, sie verliert den Verstand."

„Stehen Sie auf! Beherrschen Sie sich! Sie müssen auf das Mädchen verzichten."

„Wie kann ich das? Wie kann ich das? Sie erwartet ja schon ein Kind! Von ihren Eltern mußte sie fort, wie es herauskam." Er weinte, wie Dobinger noch niemals einen Mann weinen gehört hatte.

Der Geheimrat beugte sich, half ihm vom Boden auf und setzte ihn auf einen Stuhl. Dann brachte Wanne seine neue Elendsgeschichte hervor. Das Mädchen, die Tochter eines Musikers, war vor drei Monaten von ihrer Familie gegangen und wohnte zur Miete. Ihren Unterhalt mußte er bestreiten und konnte längst nicht mehr alles leisten. Er war mit der Pension für seine Braut stark im Rückstande, außerdem in Geschäften das Geld für Kleider und Wäsche schuldig. Als er soweit berichtet hatte, mußte er sich zurücklehnen; ihm wurde schwach. Eilig ging Dobinger in das Eßzimmer und in die Speisekammer, fand Brot und einen Teller mit etwas Schinken und brachte auch Rotwein. Vom Weine kostete Wanne zuerst, dann aß er Fleisch, zuletzt griff er nach dem Brot. Er lächelte melancholisch, als sich sein Wirt entschuldigte, weil keine Butter dabei sei, er habe keine finden können.

Während sie eine Zeitspanne stumm saßen, wurde er ruhiger. Vorsichtig begann ihm Dobinger zuzusprechen: „Lieber Wanne, der Verhaftung können Sie sich nicht entziehen. Aber um Ihre Braut haben Sie keine Sorge. Fünfhundert Mark sind es? Die habe ich nicht bar im Hause, was ich vorfinde, zahle ich morgen früh von Ihrer Schuld ab, das andere bald. Ich werde mit der jungen Dame reden und ihr auch später zur Seite stehen. Geben Sie mir eine Zeile mit."

„Edel — innigen Dank!"

„Sollten Sie angeklagt und verurteilt werden, so denke ich nicht, daß die Strafe sehr hart ausfallen wird. Aber Ihre Laufbahn als Beamter ist in jedem Falle zu Ende. Wenn Sie wieder ein freier Mensch sind, so wird es das Beste sein, Sie nehmen Weib und Kind, es wird wohl eins da sein, und gehen in die Weite und in ganz neue Verhältnisse."

„Dann also, weil Sie es sagen, werde ich mich stellen. Ich will mein Kreuz auf mich nehmen, da ich gesündigt habe."

„Nun wollen wir nicht länger reden, strecken Sie sich auf dem Diwan aus, ich bringe noch Decken, legen Sie die Schuhe und Oberkleider ab. Wir können ein paar Stunden schlafen."

Wanne tat willenlos, was ihm gesagt wurde. Er fiel sofort in Schlummer und schlief bis zu der Minute, wo Dobinger wieder vor ihm stand. Um sieben waren sie

auf der Straße. Sie sahen sich nach einem Imbiß um und fanden schließlich einen Laden, wo zu dieser Stunde kleine Buchhalter, Verkäuferinnen und Arbeiter einkehrten. Draußen stand ein Zeitungsmann, vor der Brust ein gefaltetes Blatt, auf dem man fette Überschriften sah: „Neue Verhaftung im Falle Chasanitsch.“ „Ein Regierungsrat wird gesucht.“ Dobinger ließ außer dem Kaffee auch Eier und Fleisch kommen. Ein solcher Aufwand war hier nicht gewöhnlich, die anderen Gäste sahen zu ihnen hinüber. Wanne aß reichlich und ohne Hast und stand erfrischt auf. Sie fuhren dann mit der Untergrundbahn zum Alexanderplatz und schüttelten sich am Eingang des Polizeipräsidiums die Hände zum Abschied. Dobinger sah, wie Wanne im Torweg auf zwei Schutzleute zuging. Er wurde sogleich die Treppe hinaufgeführt.

Das nächste war, zur Braut zu gehen. Dobinger mußte in die Gegend des Kreuzbergs fahren. Er fand mit einiger Mühe die Adresse; es war ein Hinterhaus in einer sehr häßlichen Kleinleutestraße. Im dritten Stockwerk stand der Name Andresen, das war die Vermieterin. Zögernd sah der Geheimrat die enge, schmutzige Treppe hinauf und hinunter. Im Hofe schrien sich Leute an, Türen wurden geschlagen. Als Student, er besann sich, hatte er in solchen Häusern gewohnt. Hier also brachte Wanne seine Liebesstunden zu, hier hatte er seine Braut, die Tochter einer ordentlichen Familie. Könnte Agathe in einer Umgebung wie diese leben? Nein, sie würden es beide nicht ertragen, sie wären dafür zu verzärtelt. Als er die Klingel zog, rief hinter der Türe eine Mädchenstimme „Tante!“, worauf etwas Schweres, Schlurfendes herbeitrottete. Die Tür öffnete sich, aber nur eine Handbreit, und in der Spalte erschien ein Kopf. Fräulein Andresen war äußerst klein von Figur. Man sah ziemlich tief auf den Kopf herunter und auf den breiten Scheitel, der von der Stirn nach hinten durch ihr graues Haar lief; in der Hand, die aus der Türlichtung hervorkam, hatte sie noch den Frisierkamm. Dobinger fragte, ob er ihre Mieterin sprechen könne, worauf sofort die Tür zugeworfen wurde. Erstaunt hörte er Fräulein Andresen drinnen sagen: „Hier ist für Sie nichts zu wollen. Geben Sie sich keine Mühe!“ Und dann nach hinten: „Wanda, hast du das gehört? Richtig ist das der. So'n oller Knopp!“ Die helle Stimme kicherte, er blieb jedoch vor Verwunderung erst ruhig, dann klingelte er wieder, zweimal und stark. Jetzt ging plötzlich seitwärts im Treppenschacht ein hochliegendes, sehr kleines Fenster auf, in dem der graue gescheitelte Kopf abermals erschien und ohne Verschleierungen laut aussprach, was alle anständigen Menschen von ihm dächten. Kehrtmarsch solle er machen, wo er auch noch einen Trauring am Finger habe; es seien Gemeinheiten; wenn er nicht weggehe, werde man in den Hof hinabrufen, der grobe Budiker habe schon mehr Leute die Treppe 'runterspediert. Hier trat Atemmangel ein, und Dobinger konnte einwerfen, daß ihn Wanne schickte und die Miete beglichen werden solle. Augenblicklich verschwand der Kopf, und es hob inwendig ein Laufen an, Besen wurden in die Ecke geworfen und Türen auf- und zugemacht, bis sich wiederum der Eingang, diesmal in seiner natürlichen Breite, öffnete und Fräulein Andresen mit einem himmlischen Lächeln auf dem ganz roten Gesicht zum Hereinkommen lud. Sie trottete mit entschuldigendem Glucksen in ihre gute Stube voraus und nötigte den Besuch in einen Fauteuil von blauem Plüsch. Auch sie ließ sich nieder, konnte aber vor Luftmangel nicht sprechen, und während sie heftig schnaufte, erklärte Dobinger, sein Freund Wanne habe heute früh dienstlich verreisen müssen und ihn abgeordnet. Wieviel die aufgelaufene Schuld betrage und ob das Fräulein zu sprechen sei?

„Nein, Fräulein Emma liegt noch im Bett. Die muß vom Arzte aus jetzt bis elf liegen, wo sie doch die Woche immer nicht gut war bei ihrem Zustand. Ach Gott, das Asthma!“ Fräulein Andresen war fast so breit wie hoch, ihre Sprechweise waterkantsch. „Sehen Sie sich bloß nicht im Zimmer um! Wir wollten hier gerade anfangen, meine Nichte steht man immer zu spät auf. Das von vorhin müssen Sie nicht übel auffassen. O Gott, ich schnaufe. Ich bin nämlich aus Holstein und wohne dreißig Jahre in Berlin, aber es ist hier 'ne Blase und bleibt 'ne Blase, da geht nicks ab von. Da ist einer, der Briefe an Fräulein Emma schreibt, seit vierzehn Tagen. Es soll immer so'n Alter ums Haus gestrichen sein, und wie ich Sie nun sehe durch die Tür, und Sie fragen nach Emma'n, denke ich doch gleich, das ist derjenige! Für mich ist zuerst mal jeder 'n Spitzbube, da werden Sie mir recht geben. Herr Dobinger, daß Sie 'n pikfeiner Mann sind, hab' ich auf den ersten Blick gesehn. Wann ist denn Herr Wanne zurück? Die Emma ist ja ganz hin, wenn er mal 'n Tag nicht kommt. Das ist auch so'n Fall. Vorgestern früh, wie ich ihr den Kaffee ans Bett bringe, da hat sie mir erst erzählt, daß er schon 'ne Frau hat, und

geheult hat sie dabei, daß ich gleich den Kissenbezug hab' in die Schmutzwäsche müssen tun. Ich finde das eigentlich gemein von dem Wanne. Im Anfange, wie sie einzog, hab' ich ihr gleich wollen kündigen, weil er immerzu hier war. Ich kann so was nicht brauchen, aber das Kind ist ja zu nett. So was von verliebt hab' ich noch nicht gesehn. Ich sage zu Wandan, Wanda, sag' ich, mußt du immer vor ihrer Zimmertüre 'rumstehn, wenn grade Wanne da ist? Überhaupt nimm dich in acht, sag' ich, sitzen hast du es rasch, sag' ich, aber wegen Heiraten, da ist 'n Ende von weg. Mir sollen sie nicht lernen die Männerwelt kennen, wenn ich auch nicht verheiratet war. Da war meine jüngste Schwester, das war Wandas Mutter und ein bildschönes Mädchen. Geht sie da in Sstellung nach Hamburg und lernt auch gleich 'n Wachtmeister von den Wandsbeker Husaren kennen und heiraten sich und jedes Jahr 'n Kind. Acht Kinder und im zehnten Jahre ist sie tot und nach'n halben Jahr nimmt sich der Kerl 'ne andere. Wanne ist ja ein feiner Mann, da hab' ich alles Zutrauen und hab' auch die Miete und das Essen solange gestundet. Möchten Sie die Rechnung sehen? Die von dem Modegeschäfte drängeln auch schon immer."

Dobinger gab der dicken Frau zweihundert Mark und sagte, er werde das übrige morgen ins gleiche bringen, hoffe dann auch die Braut zu sprechen. Etwas beklommen und dumpf war ihm zumute, als er Fräulein Andresens Hintertreppe hinabstieg.

*

Erst gegen zehn gelangte er in sein Amt und fand vor seinem Zimmer Pott und Schilski in dienstlich besorgter Haltung. Offenbar harrten sie auf ihn, und sogleich entledigte sich Herr Pott in der Pluralsprache der Untertänigkeit einer langen Meldung, in der mehrere verschiedene Sachverhalte sich übereinander kugelten. Da war erstens Herr Staatssekretär, der schon zweimal heraufgeschickt hatten, ob Herr Geheimrat anwesend seien hinsichtlich Herrn Regierungsrats Wanne; ferner befanden sich im Zimmer des Herrn Wanne Gerichtspersonen, und endlich schwamm im Strudel des niemals fertig werdenden Satzes ein Telegramm, wegen dessen man Herrn Geheimrat bereits vorigen Abend mehrfach zu erreichen gesucht hatte. Jetzt fiel es ihm siedend ein, daß Thora nachts ein Telegramm erwähnte, er hatte ihr nur halb zugehört. Es wurde von Herrn Pott feierlich herbeigebracht. „Lage sehr schwierig, drängt zur Entscheidung. Muß dich morgen — das war heute — sprechen, erwarte dich Hamburg Mittagszug. Rechne auf dein Kommen, sonst ratlos." Sie würde auf ihn warten, und er ließ sie in der Bedrängnis im Stich! Nach Hamburg gab es, das wußte er, einen andern Zug vielleicht in zwei Stunden. Sollte er den nehmen, auf die Gefahr, sie nicht mehr zu treffen? Wie konnte er das tun, da ihn grade heute der Dienst unerbittlich festhielt? Die Vorgesetzten hatten schon dringlich nach ihm gefragt, weil der Fall Wanne nun öffentlich geworden war. Wanne — der würde in einem solchen Falle vermutlich zu seiner Freundin reisen, und wenn er am folgenden Tage seine Stellung verlöre. Übrigens war Franz, da er soeben Wannes Schulden bezahlt hatte, beinahe ohne Geld, er hätte es sich, wollte er reisen, erst beschaffen müssen. Sollte er sofort in sein Haus zurückfahren, sich mit dem Notwendigen versehen und seiner Behörde sagen lassen, daß er krank geworden sei? Das ging auch nicht, man hatte ihn schon gesehen. Wenn er telegraphierte, würde die Nachricht sie noch erreichen, ehe sie selbst nach Hamburg fuhr? Es wäre gerade noch möglich, und schließlich war es das einzige, was ihm in dieser Lage übrigblieb. Er ließ den Staatssekretär noch länger warten und rannte an den ehrfurchtsvoll erstaunten Herren Schilski und Pott vorüber die Treppe hinab. Am Schreibtisch des Postamts zerriß er mehrere Formulare, die Worte ließen sich nicht finden. Er wollte sein Leid und seinen Schrecken ausdrücken, weil ihre Botschaft so spät an ihn gekommen war. Er bat sie, ihm ein paar Tage Zeit zu lassen; wenn sie es aber wünsche, werde er morgen kommen und warte angstvoll auf Bescheid; nur heute sei es unmöglich.

Das Telegramm erschien, ausgezeichnet mit der roten Marke der Dringlichkeit, im Elardstift, als Frau Bohn an ihrem Fenster die Kartoffeln schälte, diese Verrichtung durch Gespräche mit den ähnlich beschäftigten Nachbarinnen würzend, wobei Herbheiten unterliefen. Alle alten Weiber verstummten aber augenblicklich, sobald der Bote des Staates, das kleine weißpapierne Rechteck in der Hand, den Hof betrat und stracks zur Bohn hinaufschritt. Sie ließ die Kartoffeln stehen und nahm ihr warmes Umschlagetuch. Ihren Weg machte sie, so schnell sie konnte, doch nicht in der kürzesten Linie, sondern mit Krümmungen und Schleifen; das tat sie zur Vorsicht, falls ihr eine ihrer Feindinnen im Stift aus Mißgunst nachgeschlichen sein sollte. Bei Hellings ging sie in den Garten zur Seitentür und klopfte

leise dem Mädchen. Zu spät, die Frau Konsul war eine halbe Stunde zuvor ausgegangen, mit einer kleinen Reisetasche, so als ob sie wegfahren wollte. Blaß war sie auch gewesen und verweint, denn gestern hatte es wieder einen mächtigen Skandal zwischen ihnen gesetzt; der Alte wollte ja wohl das Haus Knall und Fall verkaufen und in ein anderes Land ziehen, und die Frau wollte nicht mit. Der Direktor von der neuen Fabrik sollte es kaufen, die am Bahnhof gebaut wurde; die Herren waren schon seit einer Stunde wieder bei ihm oben. Helling wußte noch nicht einmal, daß sie aus dem Hause war.

Als Agathe in Hamburg ausstieg, war es zwölf und fast völlige Finsternis. Einer von den ganz schwarzen Tagen der Stadt, die manchmal des Winters kommen, war da, er hatte sich wie ein ungeheurer Rabe tief über das Weichbild gesenkt, und seine Rußwolkenflügel hingen bis auf den Erdboden, sie kitzelten mit ihrem Federflaum noch die Lungen der Menschen. Die Lampen brannten, als sie ängstlich in der falschen Nacht der Bahnhofshalle stand. Sie fürchtete sich, auf die dunkle Straße hinauszutreten, und wanderte in Verwirrung neben vielen Leuten, die sich wie Schatten in einer weiten, unterirdischen Höhle drängten, immer neue Schatten strömten herbei, es war phantastisch und unheimlich. Von der Unzahl der Schuhe war der Steinboden feucht und schmierig, und die Atmosphäre schmeckte wie nasser Rauch. Sie hielt es nicht aus, ging in den Wartesaal, saß und besann sich. Was sollte aus dem Wagnis werden? Daß Franz komme, war keine Sekunde zweifelhaft, sie hatte ihn ja so dringend verlangt. Nur, was würde er beschließen, was konnte man tun? Erst jetzt dachte sie nach, denn bisher war der Kopf mit Zorn und Gram zu voll gewesen. In keinem Falle nach Hause zurück, ganz das Leben verändern. Drei Monate im Gebirge, ein entferntes Dorf, das war nötig. Franz wird sie dazu instandsetzen, dann sieht man weiter. Vielleicht kann sie später in einem Vorort Berlins wohnen. Klar war ihr nichts. Sie fühlte sich auch viel zu müde hinter der Stirne. Ihr Liebster, ihr Schützer wird alles ordnen. Langsam war der Uhrzeiger vorwärtsgerückt. Sie erhob sich, lief wieder in der Halle herum. Zehn Minuten vor der Zeit war sie an der Sperre des Berliner Zuges. Noch andere Erwartende stellten sich auf, es wurde allmählich ein geschlossener Halbkreis, und alle Blicke bohrten sich im Düster dieses Mittags in den leeren Raum innen, wo vorläufig nichts war. Endlich der Zug! Agathe war fast im Fieber. Die ersten stürzten heraus, die sehr Eiligen, die herabspringen, ehe noch der Wagen steht, unter denen war Franz nicht, durchaus kein Wunder. Nun schob sich der Haufen her, wurde immer dichter und Agathes Augen flogen von Gesicht zu Gesicht, über Dutzende, Hunderte von Gesichtern, keines ließ sie aus, und er kam nicht. Er kam nicht. Es trippelte der dünne Nachtrab, bald ganz wenige, gar keiner mehr. Er kam nicht. Was war das? Sie kehrte sich ab, schloß die ermatteten Augen, holte Atem in der verdorbenen Luft. Da! Es eilte noch jemand herbei, ein Männerschritt, und hinter dem Herrn ein Träger, wahrhaftig sein brauner Handkoffer! Sie rannte zur hölzernen Schranke, erhob ihre Hand — ein Fremder! Der sah sie erstaunt an, verneigte sich aber sogleich mit der feinsten Höflichkeit.

Nachher saß sie an ihrer alten Stelle im Wartesaal. Ohne zu überlegen war sie bis dahin gekommen. Es wurde das Mittagessen gereicht, und ringsum klapperten Teller und Löffel. Jemand nahm am gleichen Tische auf dem Stuhl gegenüber Platz. Sie sah auf. Man grüßte sie. Das war der mit dem Zuge angelangte Herr. Ein stattlicher, sehr gut gekleideter Mann, Monokel im Auge. Als ein Aufwärter zu ihm trat, bestellte er etwas und fand dann auf zwanglose Art die lächelnde Bemerkung zu Agathe hinüber, das sei soeben ein Irrtum gewesen, die gnädige Frau habe ihn wohl verkannt. Bedauernde Sympathie lag in seiner angenehmen Stimme, und Agathe konnte es nicht vermeiden, zu murmeln, sie habe jemand erwartet; er komme nun mit dem nächsten Zuge, vier Stunden später. So vieler Worte hätte es für den weltmännischen Fremden nicht einmal bedurft, um mit natürlich fließender Redekunst weiterzusprechen. Sie bemerkte seine Blicke dazu, die ihr Gesicht, ihr Kleid, ihren Hut studierten. Er also hatte in dieses bedauernswerte Klima wegen einer wichtigen Angelegenheit reisen müssen, — er wies flüchtig auf die Aktenmappe neben ihm — die entscheidende Sitzung sei allerdings erst morgen; heute, die Vorbesprechung werde kaum eine Stunde dauern, und er warf die Frage hin, die sich vollkommen von selbst ergab, er erlaubte sich den Vorschlag, die gnädige Frau um drei in einem ihm bekannten vornehmen Restaurant erwarten zu dürfen, damit man an dem schrecklichen Tage irgendwo geborgen sei und die Zeit nicht auf dem greulichen Bahnhofe zubringen müsse. Agathe dankte nickend und war

schnell davon, hastiger als der behutsam und sicher operierende Herr vermutet haben mochte.

Sie gab endlich ihre Tasche ab, verließ den Bahnhof, faßte sich Mut, in die Stadt zu gehen. Das Wetter war um einige Grade heller geworden. Nicht mehr bis zu den Laternen hing der Flügel des Weltraben herunter; er hatte sich gelüftet und erschien als ein trübegraues dickes Laken, unter dem der kranke Tag eingebettet hindämmerte. Sie glaubte dem Rathause zuzuwandern, wurde aber bald stutzig, wirklich, sie kannte die Richtung nicht, so oft sie diese Stadt schon besucht hatte. Ihr Raumgedächtnis und Ortssinn waren nicht gut, und heute versagten die Nerven Unkundig und furchtsam sah sie sich in einer langen, von Leuten wimmelnden Straße gehen. An einer Kreuzung befand sich im Eckhause eine Metzgerei, vor der Tür und im Fenster hingen gewaltige Stücke von geschlachteten Tieren, und drinnen sah sie im Nebellicht einen riesengroßen Fleischer stehen, in der geballten Faust sein fürchterliches Beil, mit dem er auf ein totes Schaf einhackte. Vorn vom Tische baumelte an der zerschnittenen Gurgel der bleckende Kopf und in den offenen, ausgenommenen Leib sauste die blanke Schärfe, hieb blutige Fetzen ab. Ein Schauder befiel Agathe, aber es war nicht bloß Widerwille vor dem Blutdunst und den abgerissenen Gliedern der Kreatur, sondern eine alte Erinnerung stieg herauf: ganz so hatte sie sich in früher Kindheit mit Grauen und Zittern den Teufel vorgestellt, wie er mit rotbespritzten Armen seine Axt in die Sünder einhaut, die Gottes Gebote gebrochen haben.

Alle Kraft raffend floh sie vorbei, bog ohne Besinnen um die Ecke und lief fünfzig Schritte vorwärts. Diese Straße war viel enger und sehr häßlich, doch wollte sie nicht umkehren. Sie geriet an eine noch schmälere Seitengasse und faßte verstört den Gedanken, daß dieser Weg sie wenigstens an die erste breite Straße zurückbringen werde. Menschen begegnete sie, die wüst aussahen, rannte aber weiter und näherte sich einer Gruppe, die vor einem Hause stand, Männer und Frauen. Die Mädchen waren ohne Hut, doch geschminkt und sehr geputzt; sie unterhielten sich mit anderen ebensolchen, die aus den Fenstern heruntersprachen. Eine Junge, die mehr als die übrigen lärmte, hatte ein dunkelrotes Band in die Haare gezogen; Agathes überreizte Sinne schrieben alles auf. Der eine Mann sah aus wie ein robuster Schifferknecht, hingegen sein Kumpan mit gelber Jacke, viel zu langen Hosen und einer schmutzigen Mütze hatte beinahe bloß die Höhe eines Tisches; es war ein wahrer Stumpf von einem Menschen. Mit seinen übergroßen, vorquellenden Augen, ein blödsinnig feixendes Lachen am Munde glotzte er die Fremde an, die stehen geblieben war, weil sie sich nicht weiter traute. Eilenden Ganges kam da ein turmlanger Schutzmann Agathe entgegen, deren Brust vor Herzklopfen zersprang. Im Nu war alles still und die ganze räudige Schar in den Häusern verschwunden wie die Schaben in der schmutzigen Küchendiele. Der Beamte schaute durchbohrend auf die einzelne Frau, die in dieser allerübelsten Gasse ging. Als sie mit schwachem Winken zu ihm die Hand hob und nicht gleich fähig war zu sprechen, wurde sein Verdacht noch größer; sie mochte wohl gar angetrunken sein. Sie brachte über die Lippen, daß sie fremd sei und sich nicht mehr zurechtfinde, und der Polizeimann erkannte seinen Irrtum. Er war freundlich, wollte ihr sich beugend seinen Arm als Stütze geben und geleitete sie, bis sich ein Wagen fand. Sie ließ sich zurück zur Bahn bringen.

Als nun der schwindsüchtige Tag matt in den Abend hineinkroch, wurde der Druck auf das Gemüt fast leichter. Im Winkel saß sie auf einer Bank, wo sich die Gepäckträger auszuruhen pflegten. Manchmal kamen die Männer in Kitteln und setzten sich. Man sah sie verwundert, doch mit Achtung an. Sie hatte das Bewußtsein, auf Franz zu warten, aber in einem noch inwendigeren Gedanken stand eingeschrieben, daß er nicht kommen werde, und in diesem Denken und Starren änderte sich ihr das Abbild ihres Lebens, so wie der dunkle Scheintag in den echten Abend hinüberwechselte. Oder es war so, als würde dickes, lastendes Wollengewebe von zupfenden Fingern zerdröselt und locker gemacht, die Fäden waren auch nachher noch alle da, aber es war nicht derselbe Stoff. Der Mann war nicht derselbe, jetzt kam es ihr so vor, als ob man im Grunde wenig miteinander zu tun habe; in der Ferne schwankte seine Gestalt und wurde ein schwimmendes Wolkenbild.

Dann merkte sie, daß die Zeit für die Ankunft des Berliner Zuges herankomme, und stand wieder am Halbkreise der Abholenden, und die Reisenden eilten heraus und gingen und schlenderten, er aber kam nicht, doch war sie nicht in Hast jetzt und nicht überrascht. Da sagte hinter ihr eine kräftige und wohlklingende Stimme: „Der Jemand ist also wieder nicht da. Das finde ich ungalant.“

Obgleich sie nicht antwortete, trat der stattliche Herr im straff anliegenden Überrock mit einer eleganten Verneigung dicht heran und grüßte mit Hut und herabfallendem Monokel. Er ging nun gerade auf das Ziel los. „Ich bin hier, um endlich mit meinem Gepäck ins Hotel zu fahren. Aber ich will nicht lügen, gnädige Frau, ich wartete auf diesen Augenblick, um zu sehen, ob der Beneidenswerte nun komme."

Sie antwortete nicht.

„Da er nicht gekommen ist, werden Sie an Unterkunft denken müssen, gnädige Frau. Wenn Sie gestatten, berate ich Sie. Sie fahren mit mir in ein Haus, das hier das beste ist; ich kenne es. Sie erfrischen sich und ruhen ein wenig, und ich darf Sie zum Abendessen erwarten. Was nachher kommt, wird man sehen."

Ihre Augen waren nicht zornig, aber so fremd und weltabgewandt, daß er etwas aus der Fassung geriet. Er wollte einlenken.

„Ich bin Gentleman, meine Gnädigste, und spreche mit einer Dame. Ich bitte, mir zu glauben, daß ich einzig den Wunsch habe, behilflich zu sein."

Mit leiser Kopfsenkung ging sie aufgerichtet zu den Schaltern, wo die Fahrscheine verkauft wurden; sie wußte, daß in kurzem ein Zug in ihre Stadt fahre. In den nächsten Tagen fragte sie sich, ob sie in dieser Stunde wohl zurückgekehrt wäre, hätte nicht der liebenswürdige Weltmann sie bedrängt.

Geschlagen, vom Regen durchnäßt, stand sie abends wieder vor dem Hause, das sie am Vormittag zum letzten Male zu verlassen geglaubt hatte. Als sie hineintrat, war der große Hund nicht zu bezähmen und sprang an ihr mit unsinnigem Bellen hinauf. Das Dienstmädchen aber flüsterte ihr zu, die kleine Treppe in den Holzkeller hinabzusteigen, wo sich, um vom Konsul nicht gesehen zu werden, Frau Bohn versteckt hielt. Aber erst kam noch der kleine alte Hund Wuz, der krank dort unten lag, an ihre Füße gekrochen. Tränen hingen an seinen großen braunen Augen, und sie liebkoste vorsichtig das Tier, das seit Wochen schwer litt, und brachte es zurück zum Lager. Die Botschaft ihres Freundes las sie durch und verbrannte das Papier am Küchenfeuer. Sie hoffte, sich am ersten Stock vorbei auf ihr Zimmer zu schleichen. Aber recht gut wußte Helling, daß Wilos Toben ihre Rückkehr bedeute, und sowie sie die obere Diele erreicht hatte, war er bei ihr. Nun mußte noch diese Schlacht an dem schrecklichen Tage gekämpft werden.

„Woher kommst du? Lüge nicht! Du warst verreist."

„Es fällt mir nicht ein, zu lügen. Ich war in Hamburg, um einen Freund zu sprechen."

„Sehr interessant. Kenne ich ihn?"

„Nein. Es ist mein Geliebter. Du kannst es jetzt wissen, ich denke nicht mehr an Lügen."

„Aha! Soso! Sind wir soweit! Wer ist es, bitte sehr?"

„Du erfährst es nicht. Laß mich in Ruhe!"

„Schrei nicht. Vor allen Dingen sei nicht so laut. Gerson ist in meiner Stube, um die Sammlung zu kaufen. Heute morgen habe ich das Haus abgegeben."

„Ich gratuliere dir. Nun bist du ja wieder vermögend."

„Für wen tue ich alles? Etwa nicht für dich, damit du zu leben hast, wenn ich tot bin? Seit vier Stunden schachere ich mit dem Gerson. Leider hatte er schon erfahren, daß ich das Haus vormittags verkauft habe und in vierzehn Tagen räumen muß, da bietet er nun sofort weniger für die Sachen. Um acht Mille sind wir noch auseinander."

„Bleibe bei deiner Forderung und gib mir, ich bitte dich, von den achten nur zwei und laß mich gehen. Du sollst mich dann für immer los sein. Du bist sehr elastisch. In Ostpreußen wirst du wieder heiraten."

„Und was willst du dann machen? Will dich dein Liebhaber ernähren?"

„Du irrst, er kam gar nicht, denn er hatte Zahnweh. Wenn zweitausend zuviel sind, schenke mir nur tausend Mark, sonst müßte ich betteln und blamiere dich. Tausend werde ich in all diesen Jahren doch verdient haben als deine Wirtschaftsmamsell. Nachher werde ich Verkäuferin, dazu reicht meine geistige Ausrüstung."

„So. Will der Kerl nichts mehr von dir wissen?"

„Laß das! Du bist nicht wert, dich mit ihm zu vergleichen."

Sie wollte von ihm loskommen und ihre Zimmertür erreichen, sank aber in den Sessel, der auf der Diele stand, und antwortete ihm nicht mehr. Er sah schärfer hin und merkte, daß sie in einer Ohnmacht war, da erschrak er und rief zur Küche hinunter. Helling trug seine Frau auf das Bett und half dem Mädchen beim Auskleiden, dann lief er nach dem Arzte.

*

Stippe hatte Herrn Eibler bis zur Tür geleitet und ging zu seiner Frau, die in ihrem kleinen Salon saß. Es war fast zwölf. Eibler kam jetzt häufig zu ihm, weil

nur noch einige Wochen bis zu seinem Eintritt in das Ministerium vergehen konnten und er sich mit seinem künftigen Staatssekretär auf die gemeinsame Arbeit vorzubereiten wünschte. Er war viel ehrgeiziger, als man ihm gewöhnlich zutraute; er wollte kein Statist im Ministerrocke sein, sondern einen Namen gewinnen und zu den mitzählenden Männern im Staate gehören. Ihn an der Hand zu führen, würde nicht immer ein Spiel sein, das hatte Wilhelm Stippe schon bemerkt. Er war nachdenklich und hielt den Kopf auf dem dicken Halse etwas vornüber gesenkt; das gelbliche Licht der von der Decke schwebenden Ampel vergrößerte heute den Winkel, in dem seine Ohren abstanden. Es entging seiner Frau mit nichten.

„Dein Herr Chef bleibt lange bei uns. Du siehst förmlich angegriffen aus."

„Wann standen wir vom Essen auf? Um neun. Drei Stunden läßt er sich von mir in meinem Hause Vortrag halten, für einen Anfänger alles mögliche. Er kam nicht von den Personalien weg, verlangt von jedem Menschen im Amte eine Beschreibung."

„Siehst du, mein Freund, so habe ich ihn mir vorgestellt. Er denkt nicht daran, euch selbständig zu lassen. Der gibt dir noch Nüsse zu knacken."

„Ich schickte ihm das Material für unsere Vorlagen zu, einen Berg Denkschriften, damit er sich an die Geschäfte gewöhnt. Da sagt er mir denn ganz trocken: ‚Mein Lieber, lassen Sie das Zeug morgen wieder abholen, ich sehe es vorläufig nicht an, mit Akten lasse ich mich nicht zudecken, ich fange anders an.'"

„Ausgezeichnet, dein Mann gefällt mir. Er durchschaut euch, bevor er euch noch recht kennt. Dann hätten die Sozialisten einmal einen, der keine Nulpe ist."

„Ausdrücke hast du bisweilen, Clara!"

„Verletzt es dich? Bei uns in der Regentenstraße war Nulpe ganz comme il faut. Ihr in der Stralauer Straße wart zu fein dafür."

„Mit Dobinger wurde er wieder nicht fertig. Er läßt mich genau über ihn referieren, und ich habe das dumme Gefühl, er will mich am Ende selber durchleuchten."

„Aha! Darin wirst du wohl recht haben. Reiche mir doch die Zigarettendose! Er will hören, was du von ihm sprichst und wie. Sieh mal, das gefällt mir."

„Er muß auf ihn gestoßen worden sein, wahrscheinlich von einem, der mir nicht grün ist."

„Du meinst von einem Freunde des Vaterlandes? Dobinger ist doch der einzige unter euch, der etwas kann."

„Nun, Clara, ich muß schon bitten —"

„Wie denn? In eurer Bude, die ich so gut kenne, sollte sonst noch einer sein, der für sechs Dreier Talent hat?"

„Blase mir nicht so den Rauch ins Gesicht! Ich verstehe dich auch ohne das. Talent ist etwas Umstrittenes, und es kommt nicht einzig darauf an. Die Persönlichkeit ist das Entscheidende. Dobinger ist eine problematische Natur."

„Ha! Das ist göttlich. Woher hast du dieses Wort? Eine Ewigkeit hörte ich das nicht mehr. Es schmeckt nach dem seligen Spielhagen, den ich als Gör noch gelesen habe, wenn ich es auch niemand sagen darf, denn man hielte mich für eine Zeitgenossin der Cheopspyramide. Problematisch — das ist geradezu ein Adelsbrief. Die jungen Dichter, die einmal im Monat herkommen, um ihre Verse zu lesen und Käthe mit den Augen zu verschlingen, wollen problematisch sein bis in die Fingerspitzen."

„Ich kenne deine Liebe zu ihm. Du hättest ihn heiraten sollen."

„Ja, es ist schade, aber nun zu spät."

„Sein Manko ist, daß man ihn niemals versteht. So die Sache mit dem Wanne, der jetzt angeklagt ist. Den sollte er sich vornehmen und läßt ihn ungeschoren, bis der Schutzmann den Mann beim Kragen faßt, sozusagen bei uns am Schreibtisch. Vor vier Monaten hätten wir ihn vom Dienst suspendieren müssen. Unser alter Herr hat es Dobinger auch übelgenommen."

„Wanne? Der mit dem großen Herzen für die Weiblichkeit, von dem du erzähltest?"

„Gerade das interessierte Dobinger. Er hat ein förmliches Seelengemälde des Menschen entworfen und zur Entlastung an den Untersuchungsrichter gesandt. Die Romantik des Lasterhaften scheint es ihm neuerdings angetan zu haben."

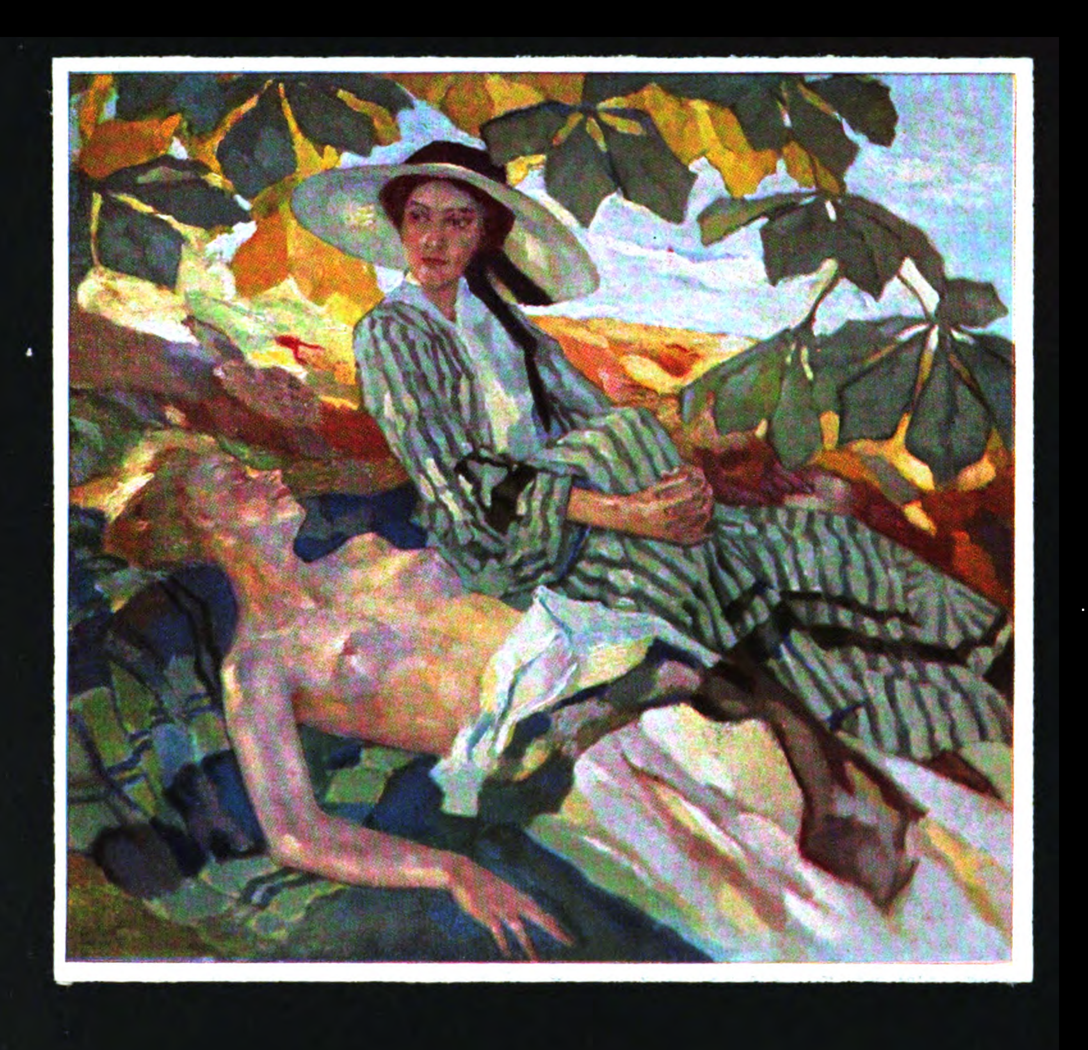
Frau Clara sah ihn an und dachte nach. „Ja, Franz Dobinger ist wohl romantisch. Es steckt in ihm. Seine Frau ist es freilich nicht."

„Weißt du, was mir vor ein paar Tagen jemand erzählte, der es von Magdeburger Freunden hat? Dobingers Sohn, der plötzlich zur Landwirtschaft überging, soll von einem Verwandten adoptiert werden. Er scheint mit seinen Eltern ein Zerwürfnis zu haben."

„Ist das wahr? Das wäre traurig für ihn und Thora."

„Ich sage ja, es sind merkwürdige Menschen."

„Ich werde Thora einmal wieder be-



Im Schatten. Gemälde von Prof. Leo Putz



suchen. Den ganzen Winter habe ich sie nicht gesehen. Wie stehst du jetzt mit ihm?"

„Aber ganz ausgezeichnet. Vollkommen korrekt. Es ist mir sogar recht erwünscht, wenn du hingehst, gerade weil meine Beförderung bevorsteht. Man muß alles tun, um Empfindlichkeiten zu beschwichtigen."

Solange die Freundschaft mit Franz und Thora auch schon erkaltet war, ein kleines Heimweh danach war Frau Clara immer geblieben. Die Stippes hatten ein Jahr nach den Dobingers geheiratet, und gleich anfangs schlossen sich die Frauen aneinander, während ihre Männer sich schon damals wenig zu sagen hatten. Clara Freudheim kam aus einer Sphäre, die den meisten Beamtendamen nicht geheuer war, indessen Thora, um eine Anzahl von Jahren die ältere, fand viel Gefallen an dem hübschen und unterhaltenden Eindringling. Allmählich stellte sich nachher ein zartsinnig neckender Flirt zwischen Franz Dobinger und Clara ein, und auch da hielt Thora in der besten Laune fest, wenngleich sie nicht übersah, daß dieses Spielen ihrer Freundin ein bißchen ins Blut ging. Erst als Clara schon das zweite Kind hatte, veränderte sich alles mit dem Erscheinen eines sehr ausländischen Diplomaten, Portugiesen oder Südamerikaners, der sie in eine andere Bahn zog. Ihre Freunde verfolgten mit Verwunderung, wie die junge Frau, die in dem durch den Staatsdienst und dünne, geistige Neigungen bestimmten Klima der oberen Beamtenschaft fast zufrieden geschienen hatte, zur Mondäne wurde und lieber bei Literaten und Künstlern oder in den plutokratischen Salons des Tiergartens ihre Heimat suchte. Um offen die Meinung der geheimrätlichen Welt zu reizen, war sie zu gescheit, aber ihre wechselnden Freundschaften mit Männern blieben nicht unbekannt und Thoras Empfinden war in diesem Punkte, wenn sie sich auch manchmal ungebunden gab, in Wirklichkeit ohne Nachsicht. Die zwei Frauen begegneten sich einst, als sie schon beinahe, doch nicht ganz entfremdet waren, im Hause anderer. Clara fühlte die alte Vertrautheit in dem Augenblicke stärker. Sie fragte, scheinbar leicht hinwerfend, warum man sich von ihr zurückzöge, ob sie denn die bürgerliche Hochachtung eingebüßt habe. Thora bemerkte bloß den scherzenden Ton, nicht aber die halbe Träne in der Stimme der Jüngeren und ließ dem Eifern, das ihr nicht fern lag, unvorsichtig die Zügel. Sie versagte sich nicht ein paar unwirsche Anspielungen auf Claras neuen Kreis und einige Herren, die sie für den Umgang mit Damen des Regierungslagers ungeeignet befand. In ihrer Hitze kam sie sogar zu der unglücklichen Wendung, sie sei an Clara moralisch irregeworden; niemals wurde das vergeben. Die beiden Frauen sahen sich noch sehr oft, aber ihr Verkehr war nun höflich und starr. Zehn Jahre später, als Albrecht Dobinger und Käthchen füreinander zu schwärmen anfingen und Clara ihre Tochter bald durchschaute, dachte sie nach, ob eine Zuneigung, die in der alten Generation keimhaft war, wohl in der neuen voll aufblühen könne. Aber die schwere, wenn auch vom Schmerz durchäderte Absage, die nachher der Jüngling abfaßte, hätte sein Vater nicht auf das Papier gebracht; das Erdreich, das Albrecht getragen hatte, war karger und härter. In der kindlichen Erschütterung ihrer Seele machte Käthchen die Mutter zur Gefährtin ihres Kummers, und weil sie davon gar nicht aufkam, so faßte Clara endlich den Entschluß, sie noch einmal an Albrecht schreiben zu lassen, und gab ihr die Worte ein. Wenigstens solle er als ehrenhafter Mensch den echten Grund des Abbruchs sagen, ob es Überdruß war oder ob er an ihr etwas zu tadeln finde, damit sie wisse, was es sei, und nicht jeder Morgen mit der Frage beginne. Darauf kam Antwort. Von Überdruß oder Tadel sei keine Rede, und doch müsse es so bleiben. Ein Ereignis, und weiter dürfe er nichts sagen, habe ihn an jemand, den er unter allen Menschen am meisten verehrte, irregemacht, und das zwinge ihn zu einem neuen Lebensplane. Clara las vom Irrewerden, sie hörte Thoras Stimme, die dasselbe zu ihr gesagt hatte. Der Mensch, von dem der herbe Junge sprach, konnte nur sein Vater sein. Ihr Instinkt riet, daß Franz Dobinger mit einer fremden Frau verbunden sei.

Am Tage ihres Besuchs im Dobingerschen Hause war ein Brief Albrechts an seine Mutter gekommen; er lud sie in Kerstens Namen zu einem langen Besuche in der Osterzeit ein. Schon dreimal hatte ihn Thora gelesen, und sie fragte sich, denn ihr eingewurzeltes Vertrauen zu ihrer eigenen Lebens- und Menschenkenntnis hatte sich seit diesem Winter einigermaßen vermindert, ob die etwas wärmere Luftwelle in den Worten ihres Sohnes wohl auch von ihr bemerkt worden wäre, wenn nicht vor vierzehn Tagen Franz von seinem Gespräch mit ihm und von der wirklichen Ursache der ganzen Entzweiung erzählt hätte. Der Augenblick war unvergeßlich. Sie war so über alles Maß erstaunt und so bestürzt durch seine Erregtheit, daß sie an die moralische Beurteilung überhaupt nicht dachte.

Seit Tagen war er verdüstert und schweigsam herumgegangen, aber diese Perioden der Unnahbarkeit kannte sie, und es war auch der unangenehme Fall Wanne da, der ihn soviel beschäftigte. Darauf eines Abends diese Eröffnungen. Von jener andern Frau sagte er nichts weiter, nur daß sie in einer Bedrängnis sei und er am nächsten Tage hinfahren werde, um nach ihr zu forschen. Diese Reise unterblieb jedoch, weil eine Nachricht eintraf, die ihn offenbar ruhiger machte. Thora wunderte sich über sich selbst; früher hätte sie alles das natürlich nicht hingenommen, ohne auf grundlegenden Aussprachen und Klärung der Situation zu bestehen. Schließlich, das Leben mit einem Menschen von Franz Dobingers Art hatte sie wohl doch etwas anders gemacht, und wenn auch ihre Natur dieselbe blieb, so trat die Überzeugung, daß gerade diese Grundsätze und diese Ansichten zur richtigen Lebensführung unentbehrlich seien, doch nicht mehr ganz so sieghaft auf. Sie fand sogar, daß sich in der häuslichen Stimmung, so außerordentlich es war, seit der Offenbarung des Geheimnisses eine gewisse milde Rücksicht bemerklich mache; indessen blieb ihr Mann in sich gekehrt. Einmal wagte sie die Frage, was er nun für neue Pläne habe; er sagte, er habe keine.

Frau Clara Stippe kam in Thoras Zimmer, als sie nach langer Zeit dort wieder saß, die Umgebung altmodisch und nicht hell genug vor; bürgerlicher Geschmack von 1900, dachte sie, man war stehen geblieben. Hingegen sagte sich Thora, die hübsche Clara sei etwas stark geworden und wirke jetzt zu brünett. Außerdem hatte sie ein halbes Gefühl, daß ihre einstige Freundin gekommen sei, weil sie irgend etwas ahne und irgend etwas wissen möchte. Von dem kleinen, jählings abgebrochenen Roman ihrer Kinder war zwischen den zwei Frauen noch nicht gesprochen worden, sie hatten sich in all den Monaten nicht gesehen. Thora Dobinger fragte nach Käthchen.

„Nun, es geht ihr gut, sie hat sich aufgerafft, es war Zeit. Ja, liebe Thora, von dieser Geschichte war noch nie die Rede, aber wir brauchen uns ja nicht zu verstellen. Wir wissen beide davon. Meine Kleine hat ein weiches Backfischherz, aber Ihr Sohn ist ein Mann, der seinen klaren Kopf behält. Sie waren die bessere Erzieherin."

„Das Ganze tut mir sehr leid, Clara. Aber die beiden sind so jung, sie dachten wohl nicht weit."

„Glauben Sie das? Ich las, was er vom Lande an Käthchen schrieb. Es war nicht bloß reichlich glühend, sondern sehr zielbewußt. Plötzlich kam ein ganz tragischer Brief mit dem großen Bruch. Wir können uns aber noch nicht denken, was dahinter steckt."

„Suchen Sie nichts als die seelische Unsicherheit eines recht jungen Menschen, der dabei sehr gewissenhaft ist. Es wurde ihm auf einmal klar, daß er gegen Käthchen eine ungeheure Verantwortung übernehme, und da brach er alles übers Knie."

„Er schrieb, er sei irregeworden."

„Das ist es, ich sagte es soeben. So? Schrieb er das?"

„Eine Frau kann doch wohl keine Rolle in dem Drama spielen?"

„Es ist ausgeschlossen, daß Albrecht sich verleiten ließ. Zuerst habe ich übrigens auch an so etwas gedacht, aber ich bin jetzt überzeugt, daß er unverdorben ist."

„Das ist wenigstens etwas! Und da sitzen also wir zwei alten Damen und unterhalten uns über die melancholische Minne unserer Kinder. Nun, meine Käthe ist jung, sie wird es wohl vergessen und einmal einen andern treffen. Es wäre auch nicht schön, das lange Leben hindurch Stippe zu heißen. An alles habe ich mich gewöhnt, nur an den Namen nicht."

„Was macht der Name? Ihr Mann wird bald Staatssekretär sein. Es steht in den Zeitungen, also darf man wohl gratulieren."

„Danke schön. Einer mußte es ja werden. Warum es gerade Wilhelm ist, weiß ich nicht genau."

„Nun, meine liebe Clara, dieses Unbeteiligtsein ist ein bißchen Verstellung bei Ihnen. Ihr Gatte ist ein ganz famoser Mensch und verdient seinen Rang."

„Reizend, wie nachdrucksvoll Sie das sagen. Ich finde es übrigens auch."

„Sind Sie dankbar genug gegen Ihr Schicksal, das es wirklich gut mit Ihnen meinte? Und schließlich ist doch der Mann unser Schicksal."

„Ich gebe das so ganz nicht zu und bin deshalb von seinem Aufstieg nicht so ergriffen, wie Sie es für natürlich halten."

„Haben wir die Kinder nicht von den Männern? Das ist unser Schicksal."

„Ja, wir bringen wie die Katzen lebendige Junge zur Welt. Aber trotzdem bleiben Frau und Mann getrennte Wesen. Ich habe es Wilhelm immer gepredigt, daß er eine Persönlichkeit für sich sei, aber er will es anscheinend nicht glauben. Ich würde meinem Manne nicht tödlich grollen, wenn er auch einmal eine andere liebte. Wären Sie anders?"

„Nein, und auch mein Mann weiß das. Grollen? Nein. Allerdings habe ich über diese Gemeinsamkeit, die Ehe, immer noch meine eigenen altmodischen Ansichten. Wer den Körper bekommt, nimmt die Seele mit in Kauf, und das ist mir Schicksal genug."

„Und da ich Sie noch in diesen Möbeln antreffe, so schließe ich, daß Sie und Franz Dobinger kein neues Schicksal wollten."

„So wird es wohl sein. Ebensowenig wie Sie und Wilhelm Stippe."

„Nett, daß Sie mich unter die ordentlichen Leute einreihen. Oder wäre es ein Dolchstoß gewesen?"

„Nein, so ist mir nicht zumute, Clara. Warum stehen Sie auf?"

„Ich habe noch die Frau des Ministers zu besuchen, den neuen meine ich. Eine sehr brave Dame, nicht ganz fest im Grammatischen, aber hervorragend brav. Leben Sie wohl, Thora, und vergessen Sie uns in unserer Größe nicht!"

*

Haben Sie den gesehen?" fragte Postsekretär Steppat hinter dem Fenster für die postlagernden Sendungen seinen ältern Kollegen Brüllow. „Der fragt jetzt mindestens drei Wochen jeden Tag zweimal nach. Ein Glück, daß sie heute endlich geschrieben hat, und es war ja auch ein dicker Brief."

„Das war doch F. D. 51? Der ist mindestens schon ein halbes Jahr unser Kunde. Feiner Mann, hat was Distingiertes."

„Feiner Mann und kriegt ans Postamt Briefe in Damenhand. Ist doch ein altes Haus."

„Vielleicht ein Witmann und korrespondiert mit einer jungen Witfrau wegen Eheschließung!"

„Schöner Witmann. Warum dann nicht in die Wohnung und sechs Monate lang immerzu hierher? Der hat eine, die man nicht wissen soll."

„Na, Steppat, und wenn? Gönnen Sie ihm doch das. Am Ende hat er zu Hause 'ne Olle mit einem Leibschaden."

„Ach was, es muß eine Grenze geben. Wir müssen aus der sittlichen Verwilderung heraus."

„Das sagen Sie so. Auf einmal treffen Sie eine, und sind mitten in der sittlichen Verwilderung, egal wie der Kammergerichtsrat vorhin."

„Woher wissen Sie, daß er sowas ist? Das kann auch ein Bankmensch sein. Vielleicht ist es überhaupt ein Ausländer."

„Hören Sie auf! Das ist keiner von der Bank und auch kein Ausländer. Ein Professor könnte er sein, aber er sieht mir ein bißchen zu adrett aus. Der ist was Höheres vom Gericht, oder er ist sogar bei der Regierung."

„Schlaue Nase haben Sie, Brüllow!"

„Ich will Ihnen was sagen, mein erster Direktor, wie ich ganz junger Sekretär war in einem uckermärkschen Städtchen, das war der alte Retzlaff, der sagte: ‚Was Post ist, das muß Plü haben!' Und der hatte Plü, wenn er auch nicht fein redete. Der wußte von jedem Menschen im Orte aber genau, wo ihm die Hühneraugen saßen, und wenn man fragte, woher er's hat, dann hieß es: ‚Det riech ick de Briewe an!'"

„Mich interessiert das nicht so. Man macht seine Dienststunden ab und geht nach Hause. Post ist eigentlich was Langweiliges."

„Mensch, Post ist das Feinste, was es gibt. Man muß die menschliche Seite auch nehmen. Was ist denn Steuer oder Gericht oder Polizei, wer hat gern mit den Leuten was zu tun? Post ist immer beliebt, und wenn's der Briefträger ist. Jeder denkt, er hat was für ihn, und sagt guten Tag. Nee, nee, Steppat, da müssen Sie was zulernen." —

Damals, als auf Agathes Ruf Franz nicht zu ihr konnte und mit Bangen auf ein Wort wartete, war sie stumm geblieben. Er sandte neue Telegramme an die Alte im Stift und erhielt keine Botschaft. Erst am sechsten Tage lief eine Depesche ein, sie sei wohl, er möge beruhigt sein und ihren Brief erwarten. Der Brief kam nicht, doch wiederum nach langem Harren ein Telegramm, es sei noch nicht möglich gewesen zu schreiben, bald werde er alles erfahren. Und jetzt hielt er endlich den Brief in Händen. Aber der Poststempel war nicht von ihrer Stadt, sondern hieß „Königsberg". So wußte er, ohne zu öffnen, was darin sei. Er ging auf sein Zimmer im Amt und ließ sich an seinem Schreibtisch bedächtig nieder.

„Das ist wirklich Königsberg, mein Liebster, wohin ich früher nie den Ehrgeiz hatte zu kommen. Nun, wo ich seit drei Tagen hier bin, kann es mir schon gefallen. Ich sitze behaglich im Hotelzimmer, Wilo liegt beim Ofen und sieht mich an. Sein kleiner Gefährte Wuz ist nicht da, er blieb zurück, aber an Heimweh nach mir leidet er nicht mehr. Er — ach, das geht wohl durcheinander — also e r ist gestern erst allein in unsern neuen Wohnort gefahren, um zu sehen, was man hier noch kaufen müßte. So bin ich denn für mich und kann schreiben.

Krank war ich, aber es war nicht so schlimm. Ich erlit eine Ohnmacht, als ich von Hamburg zurückkam, und der Arzt hielt mich ein paar Tage im Bett fest, mein Herz

schien ihm zu schwach. Nachher siedelte ich auf vierzehn Tage in ein Sanatorium bei Hannover über, während bei uns geräumt wurde, denn die neuen Besitzer hatten große Eile. Zum Glück hatte ich nichts mit allem zu tun, aber ich konnte Dir keinen Brief senden und kaum ein Telegramm.

Er benimmt sich rücksichtsvoll, ich muß ihn loben. Der Arzt hat ihm tüchtig ins Gewissen geredet, denn der sah wohl und wußte auch längst, wie es bei uns stand. Beide haben sie mich dann himmelhoch gebeten, ruhig zu werden; als ich von dem Anfall aufstand, war es noch mein Wille, ihn ganz zu verlassen. Ich will es Dir sagen, Franz, an dem Abend habe ich ihm in der furchtbaren Erregung zugerufen, daß ich Dich hatte. Deinen Namen nannte ich nicht, und er hat es aufgegeben, danach zu fragen, er weiß, daß er ihn nie erfährt. Ich traute ihm eigentlich zu, er könnte mich umbringen, nun aber zeigt er sich ganz anders. Wie das zusammenhängt, weiß ich nicht recht. Er war nicht darauf gefaßt, daß ich mich jemals ernstlich auflehnen könnte, und dann hat ihn mein verlorener Zustand nach dem gräßlichen Hamburger Tage wohl doch gepackt. Er bekam Angst, ich könnte wirklich weglaufen, wenn es zu arg würde, oder sonst was tun, und das will er nicht, er mag keine neuen Gesichter um sich. Zum letzten Male ging ich in das Haus, um den armen Wuz mitzubegraben, im Garten an der Mauer fand er seine Ruhe. Da weinte er sehr, und auch ich hatte die Tränen, und er streckte mir die Hand entgegen, und es war beinahe eine Szene. Freilich kenne ich ihn. Aber was soll man machen? Wie der Wuz krank wurde —

Nun, mein Lieber, habe ich mich zwei Stunden unterbrechen müssen. Es klopfte nämlich, und hereinkam Frau von Stuhn, die sich vorstellte, eine ostpreußische Gutsdame und sehr nett und neugierig. Nur verstehen kann ich sie nicht, wie alle Leute hier; es ist merkwürdig, wie man das Deutsche sprechen kann. Frau von Stuhn hatte uns beobachtet und fand mich so riesig sympathisch; auch der Hund ist ihr so sympathisch und der Herr Gemahl nicht minder. Sie erfuhr, daß ich ein paar Tage allein sei, und wollte sich nach mir umsehen, damit ich mich nicht so verwaist fühle. Alle interessieren sich für mich, gestern abend bei Tisch sahen sie immerfort zu mir herüber. Da ist ein knackbeiniger, aber galanter Oberstleutnant und ein Staatsanwalt und ein Herr mit roten Haaren, der sehr gut Klavier spielt, die nehmen die Mahlzeiten im Hotel. Heute abend werden sie wohl schon kühner sein. Was willst Du, sie fühlen sich angezogen wie die Fliegen von dem Zucker, das ist einmal unser Los. Aber ich habe Frau von Stuhn, und so ist meine Tugend beschirmt.

Du weißt, daß dieser Brief der letzte sein muß, und Du wirst mir auch nicht nachforschen. Ich kenne Dein Herz, das in sich stille sein kann und hinnehmen, was unvermeidlich ist, und es ist so besser. Was würde auch das Rasen und Zwingen fruchten? Das Glück kommt davon nicht. Eine unbedeutende Frau liebte Dich und gab Dir alles, was sie hat, und noch viel mehr als das, denn fast bin ich am Leben todmüde geworden, ich gab zuviel. So geht nun jeder seinen Weg für sich und denkt an den anderen. In Hamburg, als ich auf Dich wartete und Du nicht kamst, sah ich es schließlich ein. Was behalten die Menschen voneinander übrig? Und wenn wir alle Tage zusammen lebten, würden wir mehr von uns übrighaben als jetzt? Die Momente, in denen alles war, ruft man nicht zurück, auch wenn man sich immer Auge in Auge sieht. Weißt Du, was ich jetzt für ein Buch lese? Es ist der Werther, er fiel mir beim Packen in die Hände, der alte, oft gelesene aus der Pension. Aber zuviel auf einmal kann ich nicht mehr darin lesen, sonst würde es das Gemüt überwältigen, ich fürchte mich auch vor dem Schlusse und dem Erschießen. Die Lotte mochte ich früher nicht leiden, jetzt habe ich für sie Verständnis. Was sollte sie machen? Es ist leicht gesagt, reiße Dich los von dem, den Du nicht liebst, und folge Deiner Liebe, selbst wenn Du einen andern Menschen, ob es ein Mann ist oder eine Frau, unglücklich machst. Man denkt so vieles, weiß man denn, ob der Geliebte durch die Liebe glücklich bleiben wird? Nur freilich, die Frau muß mit ihrer Person zahlen, das ist ihre Münze seit der Erschaffung der Welt. Weißt Du noch, als wir so sinnreich über den Werther sprachen? Der Mond schien, der brachte uns darauf. Der Mond schien zum Verrücktwerden, und das wurde man auch.

Wenn Du mir folgen willst, so vernichte meine Briefe. Alles, was ich von Dir hatte, ist verbrannt worden, ehe ich aus dem Hause ging. Jeden Deiner Briefe las ich noch einmal durch und zerriß ihn in Streifchen, Zeile nach Zeile fiel in das Kaminfeuer. Nur die hübsche kleine Zeichnung wollte ich nicht opfern, hier schicke ich sie zurück. Das Verbrennen der Erinnerungen ist schmerzensvoll und doch gut und richtig, denn was innen ist, wird nur reiner und freier. Ich mag nicht das Gehabe von Leuten mit ihren vertrockneten Rosen und zerbröckelnden

Blättern. Wenn man solchen Kram einmal wiederfindet, bekommt der, von dem es ist, immer einen sonderbaren Anstrich. Nichts behalten, was zerfällt! Dein Bild ist in mir und lebt, aber weil es lebendig ist, muß es sich auch verändern. Es ist schon jetzt nicht, wie es war. Im Anfang, als ich zu Bett lag und in dem Sanatorium warst Du so da, daß ich Dich greifen konnte. Auch hatte der Schmerz und das viele Weinen meine Sinne so erregt gemacht, ich biß in das Kissen hinein, um nicht zu schreien. Später gingst Du weiter fort, und ich kann Deine Gestalt nun nicht mehr so deutlich unterscheiden. Und so wirst Du mir unsichtiger und ich Dir, je mehr das körperliche Begehren abläßt, bis Deine Erscheinung dem Stoffe gleichen wird, aus dem die Seele besteht, darin bleibst Du, ich glaube bis zur Sterbestunde.

Das, was ich als einfältiges Mädchen das volle Leben nannte, war mir nicht beschieden und auch Dir, Du Geliebter, nicht. Vielleicht würde alles leichter fallen, wenn wir jung wären. Da wir aber nicht jung sind, so machen Worte nicht viel Unterschied. Was soll ich weiter sagen? So innig wünsche ich Dir viel Glück. Aber weder Dein Glück noch Dein Unglück werde ich wissen. Lebe wohl! Bald wird Frühling sein. Es war später Sommer, als wir uns trafen."

Bei dem Briefe lag die Bleistiftskizze aus Raxendorf. Das Datum stand unten in einer Ecke. In der andern las er: „Reif sein ist alles."

Inzwischen war es beinahe finster geworden, er achtete aber darauf nicht. Dann wurde er bei schon völliger Dunkelheit durch eine Stimme aufgeweckt: „Wenn Herr Geheimrat wollen verzeihen, falls sollten wünschen wegen Vorhängen, daß ich soll zuziehen und Licht machen!"

„Ja, machen Sie Licht! Oder wissen Sie was? Lassen Sie es sein! Ich schließe die Papiere ein und empfehle mich. Feierabend, Pott!"

*

Herr Minister Eibler hatte die Geschäfte seines Amtes am Morgen übernommen. Sein Vorgänger saß nachmittags noch im Chefzimmer, um die letzten Pakete mit Briefschaften zu ordnen. Als Dobinger klopfte, trat ihm der alte Herr hinter dem mächtigen Schreibtische entgegen, lebhaft, doch etwas unbehilflich. Stehend erschien er jetzt viel greisenhafter; das Gesicht war im Laufe des Winters matter geworden, die beiden weißen Dreiecke des Bartes fielen nicht mehr so imposant hernieder, sondern ein bißchen flatterig. Er hielt Dobingers Hand fest: „Ich hatte Sie bitten lassen, es ist mir lieb, daß ich Sie noch als Minister spreche, der ich bis heute abend bin. Nehmen Sie Platz! Es stört Sie nicht, daß ich die Fenster geöffnet habe? Noch nicht Ende April und dieses herrliche Wetter, man möchte bedauern, Berlin und die Ministerschaft daranzugeben. Lassen Sie mich nochmals aussprechen, wie besondern Wert ich stets, und, was ich betonen möchte, bis zuletzt auf Ihre Arbeit gelegt habe. Nach dem Mißverständnis wegen des unglücklichen Wanne ist es mir ein Bedürfnis, das noch in meiner amtlichen Eigenschaft zu sagen."

„Exzellenz, ich bin Ihnen dankbar."

„Ich habe mich öfters gefragt, was Sie an diesem Menschen, wenn ich so sagen darf, anzieht, denn Sie suchten ihn etwas zu lange zu halten. Ich hatte Ihnen von Anfang an gerade wegen Ihrer so besondern eignen Integrität mit einigen Bedenken die Untersuchung des Falles übertragen. Mein lieber Herr Dobinger, Sie würden vielleicht kein sehr guter Strafrichter geworden sein, aber das macht Sie mir, im Vertrauen gesagt, persönlich nur wertvoller. Der Wanne ist sehr leichtsinnig, wie?"

„So sagt er selbst, aber das ist nicht erschöpfend. Der Typus Wanne ist an sich zum Leben voll berechtigt, nur kommt er unter uns domestizierten Menschen nicht gut fort. Er ist ein Kriegsmann und Spieler wie die alten Deutschen, er kann die Frauen nicht entbehren, im Unglück wird er dann fromm und betet. Wenn er den Raum für seine animalische Kraft hätte, würde er etwas leisten, er kann aber nicht an der Wand huschen wie ein Mäuschen. Sowie er hier fertig ist, muß er in ein mehr oder minder barbarisches Land gehen."

„Soso. Ich weiß, daß Sie ihm zur Seite stehen werden. Aber Ihre Domäne, mein sehr werter Herr Dobinger, ist doch wohl eher das Domestizierte als das Barbarische. Mein Herr Nachfolger wird Sie gleich mir zu schätzen wissen. Er ist ein in seiner Art vortrefflicher Mann, ich sage das, obwohl ich mit seinen politischen Ansichten gewiß nicht übereinstimme. Sie wollen gehen?"

„Ich möchte dem Empfang nicht ganz fernbleiben, den der Herr Reichskanzler veranstaltet. Es sind, meine ich, österreichische Sänger dort."

„Ganz so. Auch ich bin eingeladen, aber zu meinem Leidwesen durch die Arbeit des letzten Aufräumens beansprucht. Leben Sie herzlich wohl! Ich siedle in mein kleines Haus in Detmold über. Führt Sie der Weg vorbei, bitte ich um die Gunst Ihres Besuches."

Aus den langen Amtsjahren dieses Ministers besann sich Dobinger nicht solcher Leutseligkeit.

Er kam erst einige Zeit nach dem Beginn der garden party in die Reichskanzlei. Die großen Glastüren der nach dem Park liegenden Zimmer und Säle standen weit offen, alle Gäste waren draußen. Hinten sah man auf dem Rasen die österreichische Liedertafel postiert, Reih und Glied weiß schimmernder Frackhemdenbrüste. Wahrscheinlich war soeben ein Gesang beendigt worden. Vor den Künstlern stand, den Rücken gegen sein Haus gerichtet, allein der Herr Reichskanzler in seiner kleinen Figur und hielt eine Ansprache, während ein paar hundert Damen und Herren unter den Bäumen des schönen kleinen Parks lauschende Gruppen bildeten. Diese Zeremonie wollte Dobinger ablaufen lassen und bat an einem der großen Serviertische innen um eine Tasse Tee. Im nächsten Zimmer prallten eben zwei, die sich kannten, gegeneinander.

„Nanu, jetzt kommen Sie erst?"

„Wollen Sie schon weg?"

„Ja, ich habe mich fein herausgeschlängelt und ihn reden lassen — Bruderstamm — unzerreißbare Bande — deutsch bis ins Mark."

„Sie rotes Subjekt haben eben kein Vaterlandsbewußtsein."

Die beiden Herren legten sich keinen Zwang auf, sie sprachen ganz laut.

„Sind alle Granden der Republik anwesend?"

„Jawohl, mit Einschluß der Monarchisten."

„Ist euer großer Dichter da? Hat er seine Goethestirne mitgebracht?"

„Alles vorhanden. Die bedeutendsten politischen und Kulturerscheinungen sind vertreten. Bei Ihren Kartoffeljunkern finden Sie das nicht."

„Wenn der Umschwung kommt, lasse ich Sie an die Wand stellen. Warum laufen Sie denn schon fort? Kommen Sie mit mir zurück!"

„Kann nicht. Ich muß vier Spältchen Feuilleton absondern und um neun am Kurfürstendamm sein. Es tanzt eine Neue, ich habe sie schon mal gesehen, die ist phänomenal. So was von — was der Franzose les fesses nennt — aber Fremdsprachen kennen Sie wohl nicht außer der deutschen? Ich werde Ihnen eine Karte verschaffen. Sie müssen hinkommen."

„Leider unmöglich. Wenn ich fertig bin, muß ich mich umziehen und zu einer stumpfsinnigen anständigen Gesellschaft gehen."

„Drücken Sie sich um zehn und nehmen Sie ein Auto! Ich rate Ihnen als ehrlicher Mann. Ihre nationalen Tanten bieten Ihnen sowas nicht."

Dobinger trat ins Freie, weil der Reichskanzler geendigt hatte. Langsam, denn er wurde von vielen begrüßt, kam er den Mittelgang hinab. Er sah Herrn Eibler und gleich darauf, es erregte einiges Aufsehen, eilte auf ihn Staatssekretär Stippe mit ausgebreiteten Armen zu, er hätte ihn fast an sein Herz gezogen. Eben wurde der Dirigent der Österreicher, ein schöner, großer Mann, der wundervoll in seinem Frack aussah, zu dem Haupte der Literatur hingeführt und alles beobachtete die Szene. Mit der olympischen Wolke weißer Haare über der berühmten Stirn, in einem Kreise von Adoranten aus beiden Geschlechtern stand der Dichter, ohne selbst zu sprechen, aber die Anrede des bardischen Blutsfreundes von der Donau mit nachsichtiger Huld anhörend. Dort weiter, wer doch war der schlanke, fast hagere Herr mit dem gänzlich bartlosen, edeln Gesicht und dem schon ergrauenden vollen Haare? Das war der Professor, der über das Genie und den Werther gesprochen hatte, aber dieses Mal umringten ihn nicht die Verehrer. Wiederum war er nach Berlin gereist, um mit aller Diskretion nachzufragen, ob man ihn nicht berufen werde, allein er fand steinigen Boden, die gelehrte Zunft war immer gegen ihn gewesen, und die Geistigen hatten sich für so vieles andere zu interessieren; Stippe, dem er sogleich einen Besuch machen wollte, hatte ihn nicht einmal angenommen, er war durch die dringenden Geschäfte des Staates verhindert. Dobinger ging weiter, er ließ sich in der Gesellschaft hintreiben und atmete den Duft der neubelaubten Bäume. Man hörte die Vögel, man konnte in den Garten des benachbarten Ministeriums hinübersehen, hinter dem andere zu ahnen waren. Es wehte ein Hauch der Befreiung in dieser lebenden grünen Insel, die sorglich umwallt im steinernen, erstarrten Quadermeere liegt. Er kam zu einer andern Gruppe und fand Bekannte, Herren des Auswärtigen Amtes, die ihn zu stehen baten und im Kreise vorstellten. Man sah an einem Baume hinauf und sprach von einem Buchfinken, der dort oben gesungen hatte und in der Mitte abbrach. Eine verheiratete Dame, die in einem der Ministerien wohnte, erzählte, sie höre ihn schon seit Tagen, es sei ein Junger, der sein Lied einübe, nur könne er noch nicht jedesmal die eine große Kadenz herausbekommen, aber er probiere unermüdlich und werde sie bald haben.

„Wozu braucht er die große Kadenz? Sucht er Anstellung bei der Staatlichen Oper?“

„Nein, er will nächstens auf die Freite gehen. Er studiert sich seine Liebesarie ein.“

„Meine Damen, das ist ein unmoralischer Vogel.“

„Sie hören doch, er geht auf Freiersfüßen. Er meint es reell. Verheiraten will er sich!“

„Kann er denn eine Familie ernähren?“

„Warum nicht? Er ist ja kein Legationssekretär.“

„Ach, mein gnädiges Fräulein, das ist bitter.“

Unter einer herrlichen Buche stand Frau Clara Stippe, etwas weiter waren bei einigen jungen Leuten ihre Töchter, Käthchen und die kaum Erwachsene. Er sah das zierliche, errötende Käthchen an und verneigte sich vor der Mutter.

„Guten Tag unter dem Machandelboom, Frau Staatssekretär!“

„Sieh da, Herr Geheimrat! Ich freue mich sehr! Ja, ja, Grimms Märchen, die wir uns einmal vorlasen. Thora fand das langweilig. Wo ist sie? Ich sehe sie nicht.“

„Sie ist auf das Gut gereist, zu ihrem Sohne.“

„Dann sind Sie allein? Sie können ja nicht ohne eine Frau auskommen?“

„Das ist das Problem, das ich zu lösen habe.“

„Sie sehen noch so ehrpusselig aus wie von je. Aber allmählich glaube ich, daß Sie ein Heuchler sind. Wie sang es im Machandelboom? Kiwitt, Kiwitt, was für 'n Vogel bin ich! Sie haben es hinter den Ohren, Franz Dobinger!“

„Kommt es Ihnen so vor, Frau Clara? Dann sagen Sie es nicht weiter! Wie hübsch Ihr Töchterchen geworden ist!“

„Sie wollten erst sagen, sie sei mein ganzes Ebenbild? Aber dann dachten Sie sich, ich sei zu alt für solche Komplimente. Sie irren sich, Sie dürfen mir schon eine Schmeichelei zukommen lassen wie dazumal. Oder schmeicheln Sie immer nur der einen?“

„Ja, alte Männer müssen schönen Frauen Komplimente machen. Von jungen wäre es Zeitverschwendung.“

„Nicht melancholisch sein, Franz! Es ist ja Frühling.“

„Wie das Wort klingt! Frühling! Man möchte ganz weit gehen.“

„Sie bleiben eine romantische Seele und das ist schön. Nun aber winkt mir dort die Gattin Ihres neuen Ministers und lächelt holdselig her, gleich wieder wird sie sich an mich hängen. Wollen Sie ihr vorgestellt sein?“

„Es eilt nicht. Da drängen die Leute zu den Sängern hin, es scheint wieder anzufangen. Ich will einmal hingehen.“

Sie sah ihm nach und er verschwand in der Menge, die sich bei den Österreichern ansammelte. Denn der Dirigent, der die Zeit verstreichen sah, hatte längst seine Leute auf dem Grasplatz aufgestellt. Sechs Nummern hatte man geben wollen, bisher aber nur zwei gesungen und gar wohl war zu merken, wie in diesem Berlin der prosaischen Menschen, die kaum auf eine Viertelstunde den Kopf von der Politik und den Geschäften befreien mochten, mit der Kunst des Männergesangs nicht wirklich durchzudringen sei. Deshalb hatte der Dirigent bereits beschlossen, auf einige Lieder der engern Heimat zu verzichten und als starken Appell an die großdeutsche Stimmung sofort anstimmen zu lassen „Es liegt eine Krone im grünen Rhein.“ Er wartete unruhig, seine Mannen warteten und auch die Gäste, aber der Herr Reichskanzler war nicht bereit zu hören, sondern stand im Gespräch mit einem wichtigen Politiker, den er in der dringenden Frage des Zolles auf die Braugerste für seine Ansicht zu gewinnen wünschte. Jedoch der Parteimann hielt sich reserviert, und der Kanzler wurde desto hitziger. Man sah es, wie sich die jedermann bekannte Willenskraft des kleinen Herrn in energischen Ruckbewegungen der Arme entlud.

Daneben befand sich in einem vorsichtigen Abstande sein diensttuender Herr von der Reichskanzlei und verfolgte die lange Verhandlung mit Unruhe. Denn schließlich hatte er dafür die Verantwortung, daß alles gut ablaufe, und die Österreicher durften sich nicht hintangesetzt fühlen. Mehrere Male hoffte er, den Blick seines Gebieters auf sich zu ziehen, er versuchte beinahe schon vorzutreten, aber er blieb stehen, denn die Unterhaltung entzündete sich immer neu und wenn er im falschen Moment dazwischenkam, so war ihm, das wußte er recht gut, vor aller Augen und Ohren eine Dusche beschert, Österreicher hin, Österreicher her. Die Verlegenheit wuchs, da sah sich der Reichskanzler zufällig um und bemerkte, daß alles warte. Schleunig zog er den einflußreichen Abgeordneten, den er nicht hergeben wollte, mit sich zur vordersten Reihe der auf dem Rasen freigehaltenen Stühle und der Dirigent hatte seinen Augenblick. Er ließ noch zwei Minuten verstreichen, blickte sehr ernst seine Schar an,

überflog auch die Gruppen der sitzenden und stehenden Gäste, er machte gegen den Herrn Reichskanzler, bevor er ihm infolge seiner Berufspflicht den Rücken zukehren mußte, eine Verbeugung, die keinem Botschafter so gelungen wäre, dann hob er bis über Achselhöhe seinen rechten Arm, die Hand in einem feinen, oft bewunderten Winkel davon absenkend, schon wollte er sie heben, um den Deich der Töneflut zu brechen, schon hob er — —

Da begann wieder der Fink sein Lied, so laut und schmetternd, daß alles sogleich emporsah. Unversehens ließ sich auch der Chordirigent ablenken, er bedauerte es gleich darauf, nun aber hatte das Vögelchen den Vorsprung einiger Sekunden. Was war zu tun? Es ging nicht an, daß eine starke österreichische Liedertafel, im Begriffe, vor der bedeutsamsten reichsdeutschen Hörerschaft die Krone im Rhein zu singen, sich von einem einzelnen preußischen Finken in ihren Absichten beirren ließ, also vorwärts! Aber schon waren auch die Sänger selbst ihrem Führer aus der Hand gekommen und sahen belustigt hinauf und ins Auditorium hinein. Der Dirigent wandte sich nicht ohne Unmut um. Da war der Herr Reichskanzler vom Stuhle aufgesprungen und zeigte lachend zu den Wipfeln droben und zu seinen beiden Seiten standen zwei diensttuende Herren und erstatteten mit ehrerbietiger Kopfneigung Bericht, zweifellos über den Finken. Da hinein jetzt die Rheinkrone zu schleudern, wäre vollkommen undiplomatisch gewesen, eine Taktlosigkeit, deren der kultivierte Österreicher nicht fähig war. Er trat also vorerst zurück und beschied sich mit anmutig resignierender Bewegung der Hände, dem Finken das Wort zu lassen.

Auf seinem hohen Baume der Fink hatte unter sich die ganze Welt und ließ sie hören und sang. Er wußte nicht anders, vor ihm hatte niemand, kein Wesen im All Gloria schallen lassen vom Leben und vom Frühling, bis endlich er erschien, der singende Mund der Schöpfung. Alle hörten seine Strophe, Männer und Frauen hatten um die Lippen ein Lächeln, das unbewußt und unschuldig war, ein einziges Mal am langen Tage unschuldig wie das Herz der kleinen Kreatur, von deren Kehle der Park tönte. Der Fink hatte seine Meisterschaft empfangen, schwang sich ohne Stockung über alle schweren Stellen, sein Lied schwebte. War es sein Liebeslied, war es sein Gotteslied, vom blauen Himmel oder von der sommersüchtigen Erde? Er sang und wer ihn verstand, hörte die Quelle und die spielenden Kinder und auch das Weinen in der namenlosen Ferne. Der Buchfink sang. Lächelnd standen die Damen und Herren und lauschten ihm, der seine Kadenzen zu Ende schmetterte.

Nachtarbeit. Von Hugo Salus

Rings lag auf der Erde der Mondenschein,
Weich wie geschmolzenes Wachs.
Derweil der Mond über'n Himmel schwimmt,
Stehen die Mägde zu Boden gekrümmt
Nachtüber und raufen den Flachs.

Das Lied, das sie singen, kenn' ich es denn?
Bei Tag klang's so frohgemut;
Nun klingt es so wehmutsvoll, demutsvoll,
Gedehnt, wie wenn's Tränen verschönen soll,
Und doch so gütig, so gut.

Klingt's so, weil die Mägdeschar rückengekrümmt
Rackert und doch dazu singt?
Oder hat mondzitternd die Sommernacht
An den Klängen des Liedes das Wunder vollbracht,
Daß es so mondheilig klingt?

Mit der Stange im Nebel

Von Hermann Horn

Mit Aquarellen von Poppe Folkerts

Das muß man wissen, daß in diesen seichten Gewässern zwischen den dünigen Sandinseln Norderney, Borkum, Juist und wie sie alle heißen, bei Ebbe an vielen Stellen statt des rollenden Wassers plötzlich Sandwüsten entstehen, zwischen denen nur schwarze Muschelbänke ragen und die Priele fließen oder sickern. Im Herbst, wenn die ersten Stürme über das Meer getobt haben, kommen die Scharen der Gänse und Enten, zuweilen auch Schwäne hierher, bevölkern für einige Zeit die Ufer des Wattenmeeres und wetteifern mit den Tausenden von Austernstechern, Brachvögeln, Strandläufern und Möwen in wildem, über das Meer ziehendem Geschrei.

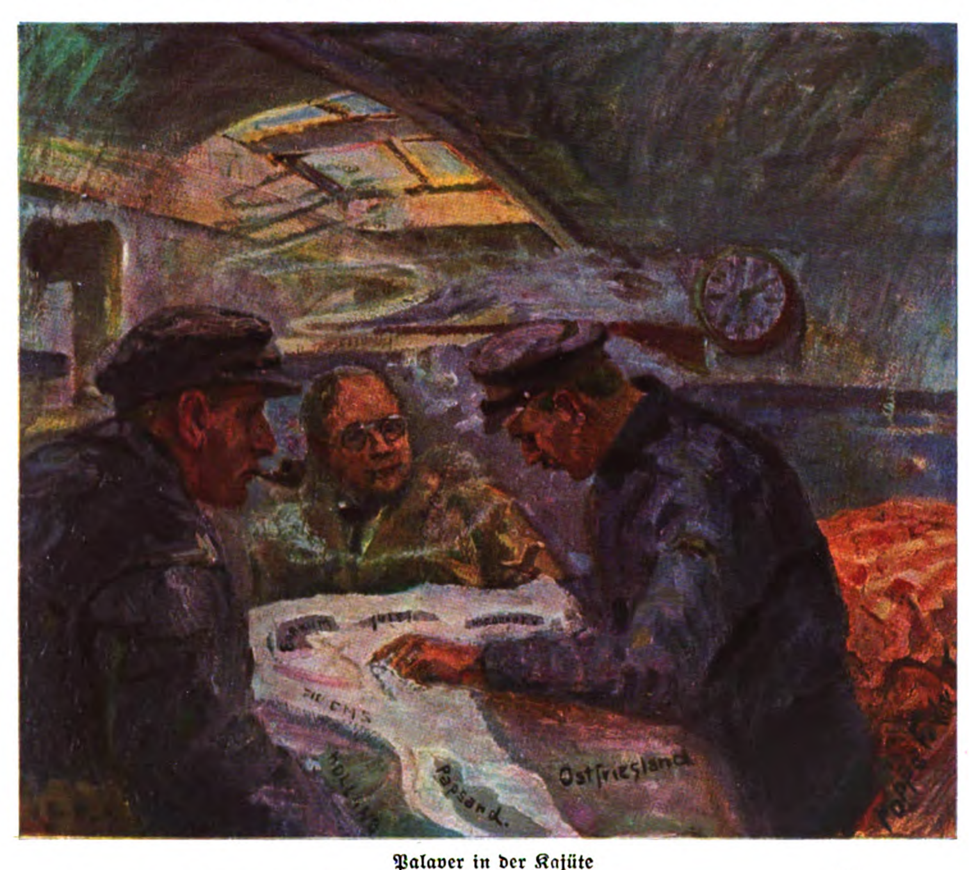
Und diesem Wassergeflügel, vielleicht auch einem Seehund sollte die Fahrt gelten.

In Norderney waren wir. Von hier wollten wir nach Greetsiel auf dem Festlande, wo ich mich mit dem Schleusenwärter wegen der Entenjagd verständigen sollte. Er sei ein alter Jäger, sagte mein Freund, der Maler Poppe Folkerts, der wegen der Ankunft seiner schönen Frau nicht mitkonnte, und kenne alle Tonnen dort. Denn wenn man das Wasserwild überlisten will, muß man sich in solchen verankerten Tonnen verstecken. Nachher wollten wir die Emsmündung quer übersegeln und in Holland Benzin einnehmen; und dann genau nördlich bis nach der Vogelkolonie Memmert vordringen und vielleicht über Juist nach Norderney zurück.

Es war an einem herrlichen, klaren Wintertag, wie wir das beschlossen. Als ich aber am andern Tag in den Hafen kam, schlug das Wasser draußen gegen den Wellenbrecher, und das Meer war vor Nebel nicht zu sehen. Die zwei, mit denen ich fahren sollte, wuschen Deck, und in ihrem gekrümmten Rücken wie ihrem Eifer lag etwas Abweisendes.

„Sieht schlecht aus, was?" meinte ich.

Da erhob sich Bodenstab, der zur Rundung und zu Gesprächen neigte, während



Palaver in der Kajüte



Am Kai in Delfziel

Pläsier, der das kleine Schifferexamen hatte, hager und wortkarg war und sich gerne unumstößlicher Redewendungen bediente, wie etwa: „Indianerherz kennt keinen Smerz", oder: „Eher soll die Welt verderben, als daß 'n Seemann sollte Kummers sterben", also Bodenstab erhob sich und meinte, sie hätten ein Boot zu verlieren, das sie eben erst erworben hätten und das ihnen im Sommer, wenn die Badegäste kämen, wenigstens dreitausend Mark einbringen müßte, anderseits lebten sie augenblicklich vom Unterschreiben, also Arbeitslosenunterstützung, und könnten mein Geld bannig gut brauchen. Geld für Benzin hätten sie ja sogar schon von mir. Der Nebel sei ja auch gerade gut für Enten und Gänse, da sähen sie einen nicht, wenn man dicht bei ihnen wäre.

So sagte er, saß etwas fest und guckte mich zweifelnd an.

Am Ende gingen wir zum breitgebauten Boote, und zum erstenmal erlebte ich, wie Bodenstab die vier Kerzen des Motors am kleinen Kajütenofen wärmte und mit aller Manneskraft ankurbelte.

Wir brausten aus dem Hafen, vor dem uns guter Wind und aufgeregtes Wasser empfingen. Ein dicker Delphin blies vier- oder fünfmal dicht bei uns, zeigte die schwarze Breitseite und blieb zurück.

Ich legte mich auf die Bank, denn ich hatte meinen rechten einst gebrochenen Fuß überanstrengt und fühlte wohlbekannten Rheumatismus sich nähern.

Auf der andern Bank konnte noch einer liegen. Der dritte mußte sich auf den Boden setzen, der kleine, runde Ofen verhinderte das Ausstrecken der Beine. Aber neben der kleinen Luke war noch ein Oberlicht, und an den blaugestrichenen Wänden hatten die Nägel Rosttränen geweint, daß einen überall geheimnisvolle Augen traurig und forschend anblickten.

Pläsier löste Bodenstab am Ruder ab, der sich mir gegenüber ausstreckte und rauchte. Eine Zeitlang sah er mit seinen großen Augen träumerisch vor sich hin, dann klatschte er die Hände aneinander und sagte: „Selig sind die Toten, denn sie frieren nicht an die Pfoten."

Wir sahen beide nach dem Wetter. Der Motor war abgestellt, und wir segelten tief im Nebel, der sich langsam in die Nacht verlor. Wir steuerten nach dem Kompaß, den Folkerts uns mitgegeben, aber den beiden war die Angst gekommen, ob er auch richtig gehe, denn er war nicht für unser Boot justiert und würde sicher vom Motor abgelenkt. So stellten sie den mit Eis überzogenen einmal hinter das Ruder, dann mittschiffs, zuletzt neben mich. Und es war ein Schreien und ein Zweifeln, denn ach, man hatte einen führenden Stern, von dem

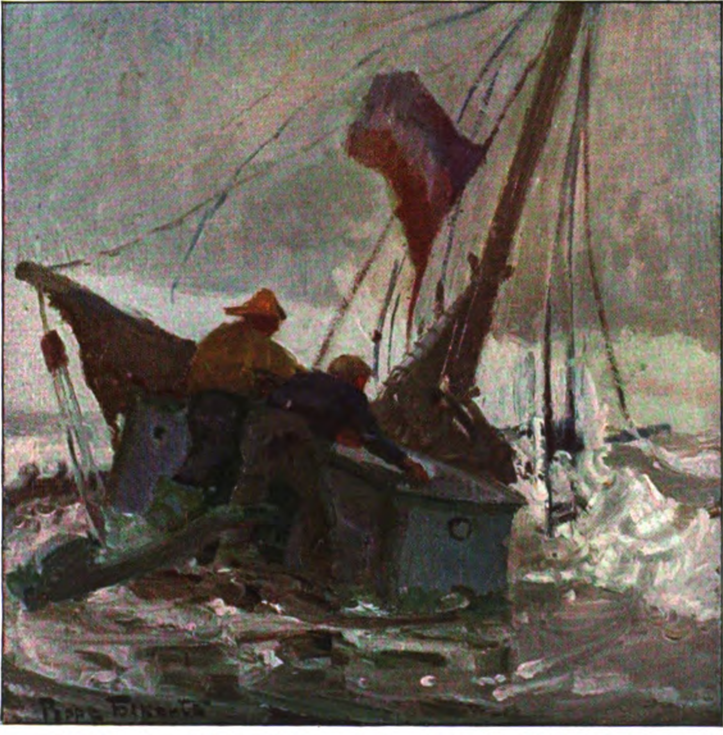
man nicht wußte, ob er an der richtigen Stelle hing oder uns irreführte. Norddeich hatten wir schon gehabt, jetzt segelten wir dicht am Winde, der Südwest gewesen. Aber wir sahen kaum fünfzig Meter weit in dieser geheimnisvollen Nebeldämmerung, in die kein Leuchtturm leuchtete, kein Ruf hineinscholl, wo das lauschende Ohr nur das leise Plätschern des Wassers an den Bordwänden vernahm. Erlöst warfen wir bei einer glücklich erspähten Koje das Ankerchen aus und krochen mit frohen Augen in die Kajüte.

Bodenstab wärmte den heimischen Winterkohl auf, und dazu brieten Kartoffeln mit Speck in derselben Pfanne. Ein bißchen davon schmeckte mir auch. Später lagen wir, sahen der schaukelnden Lampe zu, rauchten und gingen in die Träume ein. Ich war erstaunt, als ich erwachte und der Motor schon sang.

Draußen war Mondenschein, und über dem glatten Wasser ragte etwas Graues im silbrigen Scheine auf. Was war das? Endlich kam ich aus dem Staunen und rief: „Wat's dat for 'n Schipp?“ Worauf Bodenstab antwortete: „Was — das ist August Benz von Norderney seine Tschalk.“ Und nun hatten wir sie, und von drüben, wo einer am Ruder stand, und ein anderer unentwegt mit den Händen im Überzieher auf- und abmarschierte, scholl es: „Tja — so trifft man sich in der nordwestlichen Ecke von Deutschland!“ Gott weiß, wie August Benz gerade das in den Kopf gekommen war. Er war fröhlich und hielt hin- und hergehend einen „Snak“ mit meinen Schiffseigentümern. Ob das Boot gut segle, wie der Motor liefe, und so weiter. — „Fein, fein,“ riefen sie zurück. — Es war recht eine Freude zu hören, wie glücklich sie als Besitzer waren, wie sie obenhin erzählten, sie hätten einen Herrn an Bord, und seien „aus auf Jagd“. Und das Wetter sei schön, und der Wind gut, vielleicht halte er, vielleicht auch nicht. Und ich sah das ewige Wunder eines im Mondscheinwasser gleitenden Schiffes, wie es einen silbernen Strahl von sich warf, der immer neu wurde, und hinter sich ein geheimnisvoll plätscherndes Gewoge zurückließ.

Am andern Morgen sah man jetzt den Nebel von einer grünlichen Wasserluft bekämpft und konnte hoch oben etliche Enten ziehen sehen. Wie ernst und still sie da oben im Grau hingen, geradezu feierlich schien ihr Flug, und wie lächerlich konnten sie quaken, mit den Flügeln schlagen, den Pürzel nach oben strecken, wenn sie im Wasser sich umhertrieben und gründelten.

Wir segelten, solange das Hochwasser hielt, warfen Anker bei Ebbe, hoben ihn wieder bei Flut, verfolgten den Flug weißer Möwen, die bis zu uns kamen, sich aufbäumten und mit einem Kreischen abschwenkten, und waren plötzlich im Fahrwasser der Emsmündung. Ein Schlepper zog zwei hoch beladene Kähne, ein Tonnenleger tauchte auf, und in der Ferne sahen wir eine lange Sandbank, die steil zu einem Strand herabfiel. Ich dachte nicht an Seehunde, als ich ein Gespräch der beiden Schiffseigner hörte: „Sind das nun welche?“ — „Tja — nein —! Aber gewiß, doch, drei Stück!“ — Als ich mein Glas hob, sah ich sie auch. Hoch auf dem Sande lagen sie, steil ragte die schwarze Muschelbank dahinter auf. „In der Mitte liegt ein ganz dicker, großer,“ flüsterte Bodenstab.



„... Wir brausten aus dem Hafen, vor dem uns guter Wind und aufgeregtes Wasser empfingen ...“



„... begannen sie sich nach dem Wasser hinzuarbeiten ...“

an und bei einem sah ich die Hinterknochen des Schädels als einen kleinen Buckel sich erheben. Schwarze Augen blickten, als seien die Gebilde aus Bronze. Jetzt hatte ich auch meine Kugelpatronen in der Westentasche gefunden. Die dicken Brenneckengeschosse brummten über das Wasser, wenn sie an der Oberfläche abprallten, und meine Schüsse krachten in diesen glänzenden Winterabend hinein, der den Knall verschluckte und weiterschwieg.

Bodenstab guckte behend wie ein Jagdhund zwischen mir und den neugierigen Köpfen hin und her. — „Junge, haarscharf an die Stelle klatschte dir doch die Kugel hin!

„Tun Sie,“ rief ich, „als wollten Sie vorbei, und wenn wir in der Nähe sind, dann mit voller Fahrt auf sie zu!“ Und plötzlich fand ich die Kugelpatronen für meine Flinte nicht, die ich mir gerade für solche Fälle gekauft hatte. Nur die schweren Schrote konnte ich laden, mit denen ich vorgestern auf sechzig Schritt sieben Stück auf eine Fläche von zwei Handbreit gesetzt hatte. Wir kamen immer näher. Von vorne hatten sie erst wie dicke Steine ausgesehen, jetzt sahen wir Formen: die lange, geschmeidige Linie bis zu den Flossen, jetzt hoben sie die Köpfe, nun sahen wir die hohen Brustkästen von der Seite, und im selben Augenblick begannen sie sich nach dem Wasser hinzuarbeiten. Es war seit ihrem Landgang gefallen und hatte sie bedenklich weit im Sand zurückgelassen. „Drauf!“ schrie ich dem Mann am Ruder zu. Soweit wir noch weg waren, vielleicht sechzig Schritt, ich mußte schießen. Und auf den Krach blieb der Dicke zurück und schlug um sich, und mir war's, als müßte ich gleich eine Dublette machen, daß ich den nächsten Schuß dem zweiten gab, der schon im Wasser war. Und dann waren sie alle drei verschwunden. Wir drehten, um nicht auf Grund zu kommen; da tauchten, wie die atemlosen, etwas verdutzten Gesichter zweier ins Wasser getauchten Schwimmer, zwei Seehundsköpfe auf. Das nasse Fell lag glatt

Aber der Dicke, der ist nicht mehr gekommen, der hat seinen Teil, ich meinte schon, ich brauchte nur über Bord springen und den Lümmel hereinheben.“

Dann war nichts mehr zu sehen.

Aber in mir jammerte es, daß ich dem Dicken in der Mitte nicht auch noch den zweiten Schuß gegeben hatte. Wahrscheinlich war ich doch mit dem ersten Schuß zu weit nach hinten gekommen, wo in dieser Entfernung das dickste Schrotkorn nicht durch den Speck ging. Die alten Seehundsjäger hatten mir immer erzählt, sie schössen nur mit Schrot, und da ich diesmal auf dem winterlichen Zuge nach dem Norden nur an Gänse und Enten gedacht, hatte ich die Flinte mitgenommen. Da, als sei es ein Märchen, blitzten und blinkten plötzlich ringsum weiße, rote und grüne Leuchtfeuer, und über dem Wasser lag laue, dunkle Nacht. Wir schaukelten in der Richtung nach einer roten Boje. Aber als der Motor aus Mangel an „Stoff“ seine letzten Drehungen machte, verstärkte sich der Wind, wie vom Himmel gesandt, zur schönsten Brise. War er auch von vorne, fuhren wir auch einmal fest, zuletzt kreuzten wir doch in langen Schlägen gegen Dielfsiel auf. Es war eine berauschende Fahrt in der dunklen, von Lichtern belebten Nacht. In voller Fahrt glitten wir in den Hafen hinein, ließen unser bißchen Tuch fallen und machten an

zwei weißen, sommerlichen Passagierdampfern fest.

Obwohl uns „der Zoll“ gesagt, wir dürften ohne visierten Paß heute nicht mehr an Land, hüpften wir doch bald den Kai entlang, über Ketten und Stahltrossen. Ein düsteres Tor führte in das Städtchen, und ein Krämer mit grauem, glatten Gesicht verkaufte uns Benzin, süß duftende Zigaretten und führte uns in ein kleines Hotel.

Ja, da waren wir jetzt mal ein klein bißchen in Holland. Eine breit ausschreitende Matrone lächelte uns freundlich zu, und Pläsier umspann sein Grogglas und sagte: „Paulus schrieb an die Korinther, 'n guter Grog, der wärmt im Winter!“ In einer Ecke tischte man uns auf, und als heroischer Entsager nahm ich nur ein wenig Ei mit Kartoffeln, trank Mineralwasser und sah den andern zu, wie sie die Teller mit Schweinsbraten, Kartoffeln und Gurken häuften, und dann auch noch dem Käse, der Butter und dem Kuchen zusprachen.



„... Wir schleppten das glatte Tier zum Boote ...“

Dann stieg ich eine kerzengerade, nach oben gehende Leitertreppe hinauf und lag bald in einem kleinen, viereckigen Raum, der ganz von einem breiten Bett mit vielen Decken angefüllt war, denn in Holland, sagte mir die gute Wirtin, hätte man nicht so große Zimmer, wie in „Dütschland“. Trotzdem ich jedes Umdrehen meiner Zimmernachbarn hörte, schlief ich doch herrlich, und am Morgen war mein Rheumatismus weg. Ich hatte ihn bezwungen.

Und dann konnte ich federnden Ganges, ganz gesund, durch die Straßen mit den niederen, mit Ölfarbe gestrichenen Häusern schreiten. Ja, in einem großen Laden kaufte ich mir zum Staunen des Inhabers ein Kistchen seiner besten Zigarren. Und wo anders beguckte ich mir, wie immer in einem fremden Städtchen, den Auslagekasten eines Photographen, in dem dickköpfige Brautpaare, feiste Konfirmanden und verlegen blickende Schuljungen wie in der ganzen Welt ausgestellt waren. Die Hafenbummler hatten wahrhaftig Holzschuhe und weite Hosen an, wie es sich seit „Zar und Zimmermann“ für Holländer gehört.

Ich wäre gerne weitergefahren, obwohl es etwas neblig war, aber die Schiffseigner kamen erst später, hatten Benzin, Tauwerk, Torf eingekauft und machten wichtige und glückliche Gesichter. Zu neblig, meinten sie, sei es, und wie könnten sie fahren, wenn die Ebbe, die Plattsand mit den Robben bloßlege, erst gegen Abend so weit wäre? — Ja, da war wieder das Unüberlegte! —

Schaum und Möwen trieben auf dem glatten Hafenwasser, ein Dampfer kam mit klingenden Maschinenzeichen und legte uns gegenüber an; und meinen beiden Kameraden gefiel das gut. Sie dachten, den Tag über hier bezahlt zu werden, sei angenehmer, als Benzin zu verbrauchen und im Nebel mit der Stange die Wassertiefen prüfend dahinzuschleichen. So mochte ihnen meine Idee, noch einmal nach den Seehunden von Plattsand zu schauen, eingeleuchtet haben, und sie waren ganz im Recht, taube Ohren zu haben. Nur daß ich die Qualen eines durch Nebel festgebannten Kapitäns hatte, der Zeit und Geld für nichts verlor. Was war jedoch zu tun? — Den Schmerz bezwingen, bis am hohen Nachmittag der Nebel silberiger und dunstiger wurde, und wir den Hafen verlassen konnten. Als wir die Mole hinter uns hatten, ließen wir den Motor anlaufen, und es kam eine wilde

Tollheit über uns. Vor uns lag die Nacht schwer über roten und grauen Streifen der Dämmerung, und wir fuhren der Sandbank entgegen, die eben erst aus dem Wasser getaucht war. Bäche liefen noch von ihrer schwarzen Muschelkrönung, und sie war naß und frisch, als hätte sich eben im Urnebel das Land vom Wasser geschieden, und es konnte mir zumute sein: ich führe mit krachendem Motor der vorgeschichtlichen Zeit geradeaus ins uralte Angesicht hinein. Denn Wasser und Himmel, und ihre Wechselwirkungen sind unverändert geblieben, und starren uns so unheimlich und schmerzlich ehern an, wie sie's den ersten Menschen und Tieren getan. Ich stand auf dem zitternden Deck und musterte wie ein alter Robbenfänger die Küste Pappsands. Ach, aus ihren dunklen Stellen formten sich stets Steine und Holz, nie Seehunde. — Dann blinkten rundum wieder die Leuchtfeuer der neuen Zeit auf, und wir lenkten ab, quer über die Emsmündung. Meine beiden Norderneyer quetschten schreiend ihre ostfriesischen Zurufe „eih —" und „jeih —" wie noch einmal zwei Engländer hinaus, und mir war's, sie seien berauscht von ihrer Benzinkraft und der Nacht — so rasten sie dahin. Aber als wir Kurs nach Norden nehmen wollten, fraß uns der Nebel alle Leuchtfeuer der Runde auf. Da hielten wir wieder einmal Kriegsrat. Wir schwenkten genau nach Süd, bis wir C 5 hatten, da warfen wir Anker. Mit der Flut wollten wir dann über den Hamburger Sand nach Osten, den Weg, den wir gekommen, heimwärts suchen. Es war nichts gegen die „swarte Katt" zu machen, sie war mächtiger als alles, und wir waren froh, bei unserer Tonne C 5 zu liegen.

Als wir abgekocht hatten, sprang ich einmal über Bord auf den festen, harten Sand, der jetzt ringsum war. Nach ein paar Schritten war ich ganz verlassen und einsam. Jetzt wußte ich, warum die Küstenbevölkerung diesen Nebel „schwarze Katze" nannte. Er lauerte schwarz und unheimlich, und man erwartete einen Sprung aus dem Dunkel. Ich war froh, als aus der Kajüte ein lachender Fluch ertönte.

In der Nacht kam die Flut, wir setzten Segel und tasteten uns mit der Stange als Lot durch den Nebel.

Als der Morgen graute, hatten wir glatte, verträumte, im Silbernebel liegende See vor uns. Sachte trieben wir den Damm von Utlandshorn entlang. Wir hörten dahinter Hunde bellen und Menschen sprechen. Es war wie in einem Märchen, und so zog auch mit sanft glänzenden Segeln ein Küstenfahrer an uns vorbei. Ein schweigender Mann mit einer bolzengerade nach oben zeigenden Mütze stand am Ruder und sah uns mit großen Augen an. Alles träumte in der Meeresstille, deren Dunst die Sonne versilberte.

Weit vor uns lagen schwarze Entenschwärme auf dem Wasser; bald kam ein Zug dazu, bald ging einer, und ich stand trunken vor dieser Schönheit in der Kajütsluke, blickte mit dem Glase nach dem Wasserwild, und die entzückende Leidenschaft der Jagd brannte in meinem Blute und zwang das Hirn zur Überlegung und Ruhe.

Ja, man sah sie auf zweihundert Meter deutlich durch das Glas. Auf dem bleiernen Wasser schlugen sie mit den Flügeln, suchten nach Futter, zankten und unterhielten sich nach Entenart. Als wir immer näher trieben, da wurde ihnen dieser treibende Kasten mit dem grauen Tuch doch zu unheimlich, und sie standen geschlossen auf und stiegen in den Nebel.

„Heut mittag," sagte Bodenstab, „essen wir bei Muttern, gleich haben wir die Telefunkenstation, und Wind kommt auch auf." Pläsier aber sagte: „Petrus sprach zu seine Jünger, wer keinen Löffel hat, ißt mit die Finger."

Weiß Gott, was er damit wollte, aber Unglück kam. Nach einer halben oder ganzen Stunde, bei guter Brise, streckte fünfzig Schritt vor uns ein Seehund seinen nassen Bronzekopf aus dem Wasser. Ich spie ohne Überlegung Feuer aus der Flinte, das Wasser sprudelte, wo der Schnappschuß hineingespritzt.

Pläsier fuhr nach der Stelle, und — rum, saßen wir wieder einmal fest. Wir schoben nach links, nach rechts, wir saßen fest bis zur Flut. Aber inzwischen mußte sie erst fallen. „Ja," sagten wir, „wir haben zu früh unser Zeug gepackt. Jetzt haben wir's." — „Na, ist auch schön, abends ‚zu Hause' zu kommen," meinte Bodenstab, und sah mit dem Gesicht eines hungrigen Menschen vor sich hin.

Gut, so packten wir wieder aus, hockten in unserer Kajüte, tranken Tee und aßen Schokolade, Speck und von einem gebackenen Nikolaus, den einzigen Nahrungsmitteln, die wir neben einem Pfund getrockneter Aprikosen noch hatten. Von Zeit zu Zeit horchte einer zur Luke hinaus, denn der Nebel war wieder gefallen, dann vernahm er ein langgezogenes Sirenengeheul. „Die Baggermaschine von Norddeich — der Dampfer, der nach Norderney fährt," sagte Pläsier, je nachdem, und einmal war es ein Dampfer, der weit draußen auf dem Meere fuhr. Das Wasser sank, und wir konnten im Sand die Spur unseres Kieles wahrnehmen. Und dort, was der Gallerte einer großen Qualle gleich sah, was war das? —

Bodenstab ging darauf zu, stak bald im Schlick und fluchte. Dann vergaß er alles und schrie: „Da liegt der Seehund!" Die Vorstellung, nun doch noch einen geschossen zu haben, ließ mein Herz heftig klopfen. Hier lag er nun, über und über voll Schlamm! Hob man seinen Kopf hoch, so hingen die durch den Schmutz verklebten Barthaare wie bei einem alten Hofbräuhäusler von der Nase herab, ließ man ihn



Im holländischen Hafenhotel

rückwärts fallen, so fletschte er drohend die Zähne.

Wir schleppten das glatte Tier zum Boote, schlangen ihm eine Leine um Hinterflossen und Hals, weil wir ihn bei dem kommenden Hochwasser säubern wollten, und legten uns auf die Kajütsbänke. Bodenstab hatte es bloß krachen gehört, und Pläsier meinte, wenn wir nicht dem verdammten Seehundskopf nachgefahren wären, könnten wir jetzt alle längst im Hafen liegen. Vorhin sei es noch klar genug gewesen, heimzukommen.

„Tja," sagte ich, wegen der Jagd hätte ich mit ihnen abgeschlossen, und wir seien in der Hauptsache nur mit der Stange im Nebel herumgefahren, oder im Hafen und vor Anker gelegen. Ich sei's ja auch so zufrieden, sie dürften mir aber jetzt nicht mit Vorwürfen kommen.

Da erröteten sie und sahen sich an, bis Bodenstab sagte, nee, ich sei so nett zu ihnen gewesen, da hätte keiner an Vorwürfe gedacht, und auch mit der Bezahlung, das überließen sie ganz mir, denn sie wollten auch nicht so sein.

Das rührte nun wieder mein Herz. Ich sah, daß Pläsier mich von seinem Standpunkt aus nur so kameradschaftlich, wie ich es gewollt, behandelt hatte, ich dagegen den sogenannten Takt erwartet hatte, der so klug ist, nie den anderen zu verletzen. Der Vorwurf hatte sich aus der Situation von selbst ergeben. Da ich ihnen so scharf geantwortet, trauerten sie ein wenig. Zweifellos hatten sie untereinander ausgemacht, ich sei ein netter Kerl, und sie wollten auch nett zu mir sein und keinen Streit oder besonderen Vorteil haben.

So begann ich ihnen denn von Hirschen und Wildschweinen, von Hasen und Fasanen zu erzählen, kam auf Berlin und Hamburg, und wir schwatzten und rauchten, tranken und lachten, bis wir auf einmal das Boot schwimmen fühlten. Da stürzten wir an Deck, heißten Segel, holten den Anker ein

und hoben auch den Seehund an seinem Seile auf und ab, ob er noch da und schon sauber sei. Als wir dann jedoch im dunkelsten Nebel etwas Fahrt ließen und wieder nach unserer Jagdbeute guckten, war sie verschwunden. Der fette Bursche war vom Wasser in die Höhe getrieben worden, die etwas zu dicke und neue Leine hatte ihre Schlinge gelockert, und das, wenn auch tote, so doch glatte Tier war daraus geschlüpft.

Wir sahen uns an, und ich mußte lachen.

„Keinen trifft die Schuld," sagte Pläsier.

„Nee," gab ich zurück, „wir haben Pech, das ist alles! Wir kommen auch heute nicht mehr nach Norderney. Ich pfeif' auch darauf, ich leg' mich lang!"

Ich lachte, wie ich sie oben an Deck rufen hörte, ich lachte, als wir ein- oder zweimal festfuhren, und ich lachte, wie sie herabkamen und sagten, man sei wohl am Norderneyer Hafen vorbeigefahren, es sei ja so „duster", wie in 'ner Nachtmütze.

Am Morgen war ein Windhauch da, und man sah wahrhaftig schief voraus Land. Bodenstab meinte, das seien die Pfähle des Leitdammes hinter dem Hafen, ich behauptete, es sei die bloß bei Ebbe sichtbare Muschelbank quer davor. Als die Flut da war, hatten wir wieder die große „Dusternis", und nachdem wir eine Weile in der Richtung Bodenstabs Leitdamm gesegelt waren, mußten wir uns überzeugen, daß es doch eine Sandbank gewesen, und wir gerade entgegengesetzten Kurs zu steuern hatten.

Dann kam Brise auf. Wir warfen den Motor an, pufften dahin und schrien unsere Fragen und Antworten in den Wind. Die Wellen plätscherten und wurden grünlich, und die Nebel wandelten sich in Nässe, durch die man ein wenig schauen konnte. Wir gewahrten gerade eine spitze Boje mit „i" gezeichnet, da erhob sich eine Schar Rottgänse aus dem vom Wind gerillten Wasser. Mit weichen, spitzen Flügeln sofort in eine gerade Linie übergehend stiegen sie mit schräg nach oben gerichteten Hälsen empor.

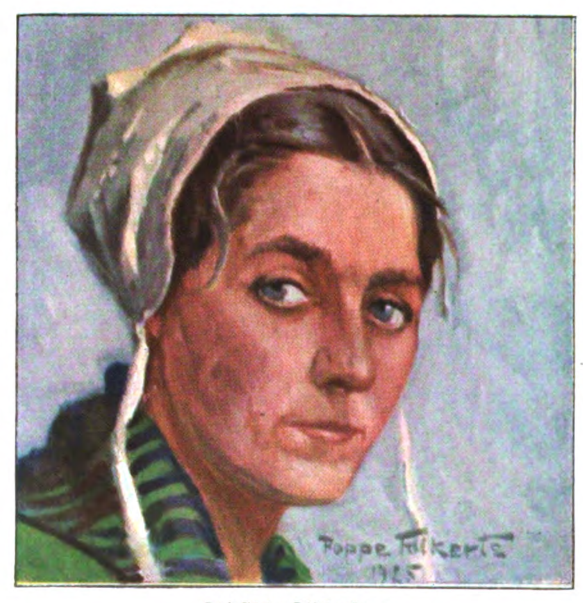
Die beiden andern beachteten sie gar nicht. Ich ließ sie dahinziehen im grüngrauen Meeresdämmern, hatte die Flinte in der Hand und dachte nicht an Schießen.

Ich hatte sie schon auf meine Schüsse aus der schönen Reihe stürzen sehen, nun ließ ich mich nur von diesem Bilde erfüllen. Als sie verschwunden waren, hatten wir einen Birkenzweig als Fahrtzeichen vor uns und steuerten uns von einem zum andern. Ich wußte nicht, warum ich nicht geschossen. Vielleicht fühlte ich, wie schwer es gewesen wäre, die Beute zu bergen, oder ich hatte ganz von selber empfunden, daß man zuzeiten des Unglücks nicht gegen sein Schicksal angehen soll. Denn es schien mir das Richtige und gab mir Sicherheit und Freude, das Wasserwild ohne Feuerüberfall vorübergelassen zu haben.

Meine Brust weitete sich, als sei ich stolz und glücklich aus Freude darüber.

Pläsier aber sagte, als unverhofft aus dem Nebel die Mole des Hafens auftauchte: „Ja, so 'ne Wasserfahrt, ist ein Vergnügen eigener Art."

„Wahrhaftig, da können Sie recht haben," erwiderte ich. Wenn ich jetzt jedoch an dieses Vergnügen eigener Art denke, dann pocht mir das Blut sehnsüchtig danach, und ich weiß, daß ich bald wieder da oben sein werde.



Friesische Fischerfrau

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hermann Stehr: Das Abendrot (Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag) — **Jakob Wassermann: Der Fall Maurizius** (Berlin 1928, S. Fischer) — **Werner von der Schulenburg: Jesuiten des Königs** (Stuttgart 1928, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) — **Paul Oskar Höcker: Wirbelsturm auf Kuba** (Berlin 1928, August Scherl) — **Carl Müller-Rastatt: Zwei Hamburger Strömer** (Hamburg 1928, M. Glogau jr.) — **Fritz Müller-Partenkirchen: Debitorenkonto Folio 1347** (Stuttgart 1928, Poeschel)

Einen stattlichen Band Novellen, sieben an der Zahl, legt Hermann Stehr unter der Aufschrift Das Abendrot vor. Die Titelnovelle beginnt mit einem Posaunenton Stehrscher Naturlyrik, der sogleich in Beziehungen gesetzt wird zu den Stimmen, die aus den Stuben und Herzen der heimatlichen Erzählung erklingen: „Der schwere Gesang des nahen Bergwaldes, in dem der Abendwind aufzuwachen begann, wehte durch die offene Tür der niedrigen Stube und verdarb dort zu einem Geräusch, das, dem Schleifen vorüberwandelnder Schritte ähnlich, in kurzen Abständen verschwindend aufklang und spukhaft verschwand — —". Der Bergwald hat die eintönigen und doch schweren Schicksale dieser armen Häusler gesehen und miterlebt, darum stimmt er jetzt den schweren Gesang an, in den schon das leise Schleifen vieler Füße sich mischt. Vieler Füße — und doch sind nur zwei alte Leute in der Waldkate, das Ehepaar Wiesner, beide noch mit ihrem ärmlichen Tagewerke beschäftigt, indes der Abend sinkt und sein letztes Rot durch den Wald glüht. Aber die Füße, die auf den Dielen schleifen, das sind die der Kinder, der Toten, der Fernen; aus vergangenen Jahrzehnten kommen sie just an diesem Abend, der ein so seltsam flutendes, brennendes Abendrot hat und treiben die alte Wiesner aus dem Hause, von dem Mann, mit dem sie fünfundvierzig Jahre innerlich fremd gelebt hat. Draußen irgendwo in der Einsamkeit, im Steinbruch will sie sterben. Aber vorher erzählt sie noch ihrem entsetzten Mann schauerliche Familiengeheimnisse, sie hat ihre Kinder vergiftet, mit der Muttermilch, die sie eingesogen haben, und der Junge, der allein übrig geblieben ist, hat den Oberförster zum Vater. Man weiß nicht, ob alles wahr ist, aber ein Grauen liegt über diesen Geständnissen im großen Abendrot, und als die Alte endlich barfüßig davonschlurft, will der Mann ihr nach, aber er tut einen schweren Fall und hilflos sinkt er zusammen. Nicht so sehr das Geschehen als das Geschehene gibt der Erzählung ihren Gehalt, das Unausgesprochene sagt, wie bei Stehr so oft, das Wichtigste; was er verschweigt, drückt schwer auf die Seele des Lesers, und seine leisen Andeutungen erst vollenden, runden, erhöhen das Ganze.

Merkwürdig, daß Stehr in vier Novellen von Menschen erzählt, die geistig nicht normal sind. Verstört, wie die alte Wiesnern, ist auch der Assistent Förster der zweiten Geschichte. Ein Gesuch um Gehaltserhöhung wird ihm abgeschlagen. In einer Form, die ihn um seine Stellung und um seinen Unterhalt bangen läßt. Er nimmt sich diesen Auftritt so zu Herzen, daß er ein armes Mädchen, das ihn liebt, vor den Kopf stößt und unglücklich macht, während er selber sein Leben hindurch beschwert bleibt. Nach jeder abgeschlossenen Arbeit wird er die Besorgnis nicht los, einen groben Fehler stehengelassen zu haben. Er macht seine bescheidene Karriere, aber er bleibt immer ein ängstlicher Duckmäuser, der sich verfolgt glaubt. An einer ähnlichen geheimen Last hat auch der Ingenieur Wiest in der Erzählung „Der letzte Akt" zu tragen. „Es gibt," so erklärt er einmal seinem Stammtischgenossen, dem Bankleiter Klöhn, „im Menschen eine Achse, um die beständig der Wahnsinn der Speichen unseres Lebens flirrt." Bei ihm bildet der Betrug diese Achse, durch den Klöhn ihn dreist um seine Ersparnisse gebracht und ihn damit für immer untergetaucht hat. Ein ganzes Jahrzehnt trägt er an seiner Wut und seinem Haß, bis endlich eines Abends, als beide allein am Stammtisch sitzen, die Explosion erfolgt. Er wirft dem Bankleiter seine Schurkerei ins Gesicht und springt ihm an die Kehle. Der hereinstürzende Wirt findet Klöhn leblos am Boden und den Ingenieur in halbem Irrsinn ein Liedchen trällernd . . .

Bedeutender als diese Erzählungen, deren sich Stehr nicht zu schämen braucht, wenn sie auch keine Gipfelpunkte in seinem Schaffen bedeuten (das gilt noch vom „Geist des Vaters", in dem das Phänomen der Persönlichkeitsteilung, des zweiten Gesichts, ernsthaft behandelt wird), sind die Novellen „Gudnatz", „Die Krähen" und „Die Großmutter". Von ihnen habe ich die beiden ersten, die ihrerzeit einzeln erschienen, hier schon besprochen, es sind Kriegsgeschichten, aufschlußreich und von bleibendem Wert auch geschichtlich für Deutschlands schwerste Leidenszeit. „Die Großmutter" gehört, obwohl

nicht groß an Umfang, zu den eigentümlichsten Schöpfungen Stehrs, höchst charakteristisch für seine Art, für die beklemmende Schwere und vor allem für den unbeirrbaren Glauben an das Wirken übernatürlicher Mächte in unserem Leben. Auch sie, die Witwe und Großmutter Kleidan, ist eine unheimlich Verstörte. Schweigsam und in sich gekehrt, lebt sie nur auf, wenn sie von einem großen Unglück oder von schweren Leiden erfährt; während sie vor glücklichen Menschen Furcht hat und bei heiterem Lachen in Schrecken gerät. Wo aber in den Wohnungen ihrer vielen Kinder, die in der Welt verstreut leben, einmal Krankheit ausbricht, da ist sie zur Stelle: unermüdlich in der Pflege und in der Anwendung eigenartiger Seelenmittel, mit denen sie die bösen Geister der Krankheit bannt und in die Flucht schlägt. Das wird an einem erschütternden Beispiel gezeigt, wo sie einen schon dem Tode zugefallenen Enkel kraft ihrer Suggestion dem Leben wiedergibt, aber durch die Roheit des Vaters wird ihr Segen zunichte gemacht, und sie stirbt in Hingebung mit dem armen Jungen, den sie hat nicht retten können.

Welch ein Gegensatz zu der überwachen Vernunftsamkeit und Dialektik eines Jakob Wassermann in seinem Roman Der Fall Maurizius. Ein Justiz- und Kriminalroman, der wohl ohne den bekannten „Fall Hau" nicht entstanden wäre. Die Parallelen sind zu deutlich. Wassermann scheint überzeugt von der Unschuld des unglücklichen Rechtsanwaltes; sein Roman ist eine Klage und Anklage gegen richterliche Überhebung und Selbstgefälligkeit, gegen den Indizienbeweis und andere Mängel der Rechtspflege. Der Anfang befremdet bei einem Künstler wie Wassermann, die Spannungen, die er hier anstrebt, ähneln denen des landläufigen Detektivromans recht befremdlich. Der Roman beginnt: „Schon ehe der Mann mit der Kapitänsmütze aufgetaucht war, hatte sich eine vorahnende Beunruhigung an dem Knaben Etzel gezeigt. Vielleicht war der Brief mit dem Schweizer Poststempel die Ursache." Hier haben wir also gleich in den beiden ersten Sätzen zwei Geheimnisse: den Mann und den Brief. Für beide kommt so bald keine Erklärung, die Erwartung des Lesers darf nicht zu schnell befriedigt werden. Vor allem nicht, sofern sie den Mann mit der Kapitänsmütze anlangt. Er taucht zwar immer wieder auf, an einer Straßenecke, vor dem Hause des Staatsanwalts, ja auf dessen Treppe, aber nur ganz langsam wird ein Schleier nach dem anderen von dem Rätsel hinweggezogen, bis wir endlich wissen, dieser Alte, der wie das Gespenst auf der Terrasse von Helsingör auftaucht und verschwindet, ist der Vater des seit achtzehn Jahren im Zuchthaus schmachtenden Maurizius, dereinst wegen Mordes seiner Frau angeklagt. Wie die Geschichte nun eigentlich war, wird technisch wieder sehr verschmitzt in Spannungen zerlegt. Rechtzeitig brechen die Kapitel ab, wenn man der Lösung auf der Spur ist. So erfahren wir in Teelöffeldosen nach und nach, daß der Staatsanwalt von Andergast, Vater jenes Knaben Etzel, den jungen Maurizius vor achtzehn Jahren durch seinen geschickten Indizienbeweis auf Lebensdauer ins Zuchthaus gebracht hat. Er konnte nachweisen, daß Maurizius seine schöne, verführerische Schwägerin Anna leidenschaftlich liebte, daß die Frau ein Hindernis war, durch dessen Beseitigung dem in Geldnöten bangenden Maurizius zugleich eine Erbschaft zufiel, endlich gab die schwer belastende Zeugenaussage eines Freundes der Anna, Waremme, den Ausschlag. Aber Maurizius hat die Tat nie eingestanden. Nun gelingt es dem sechzehnjährigen Sohn des Staatsanwalts, die Akten die Prozesses aufzufinden, er gewinnt hieraus, wie aus den Erzählungen des Alten mit der Kapitänsmütze die Überzeugung von der Unschuld des Maurizius. Er spürt mit allen Listen und Mitteln eines erfahrenen Detektivs der Sache nach und stellt die Unschuld des Sträflings tatsächlich fest. Inzwischen hat aber sein Vater, der Staatsanwalt, an der Richtigkeit jenes Urteils wankend geworden, die Begnadigung des Maurizius erwirkt. Jedoch Maurizius erträgt die Freiheit nicht, er ist in den zwei Jahrzehnten seelisch und körperlich zerstört, und obwohl sein Vater ihm ein hübsches Sümmchen erspart hat, wählt er, wie Hau, den Freitod. Etzel sagt sich von seinem Vater und seiner „Meineidswelt" los und geht zu seiner wegen Untreue von jenem geächteten Mutter. Der Staatsanwalt aber bricht über der Zerstörung seiner Welt zusammen.

Ein brauchbarer Stoff, dem der kriminalistische Einschlag nicht schadet (eine Reihe der besten Romane aller Völker sind Kriminalromane, man denke an Dostojewsky). Aber Wassermann will beweisen, will Fragen erörtern, statt zu erzählen, zu gestalten. Diskussionen von grausiger Breite füllen die 570 Seiten, mitunter unterbricht sie eine fesselnde Szene, — so sind die Schicksale Etzels auf seiner Entdeckungsfahrt, namentlich seine Überrumpelungen Waremmes mit vollendeter Erzählungskunst hingesetzt — aber dann beginnt wieder das eintönige Gemurmel von Betrachtungen und theoretischen Erklärungen, daß man an Strindbergs Ausspruch erinnert wird: „Hat man jemals etwas dadurch erklärt, daß man einen Haufen Worte durch einen anderen Haufen Worte umschreibt?"

Und wie steht es denn mit der Wahrheit im Falle Hau-Maurizius? War er wirklich unschuldig? Nur wenige werden diesen Eindruck gewonnen haben, und gerade sein Selbstmord kommt doch einem Geständnis nahe. Der sechzehnjährige Etzel aber ist keineswegs ein wünschenswerter Zeitgenosse.

Allein daß er dem Waremme sein Geständnis durch eine sinnliche Verlockung entreißt, ist schlimmer als alles, was sein Vater, der wenigstens in gutem Glauben handelte, getan hat. Im übrigen aber ähnelt er dem vom Dichter angeklagten Staatsanwalt sehr bedenklich. Er ist verschlagen, spitzfindig, ein frühreifer Jurist und Detektiv, der nach dem System des Vaters arbeitet. Der Zwiespalt zwischen Recht und Gericht wird durch diesen Roman weniger geklärt als verwickelt, der Leser sieht den Ausgang zu lange voraus, um durch ihn befreit zu werden, zumal da die unsichere Beweisführung gerade am Schluß auffällt. Trotz alledem steht der Roman auf geistig hoher Stufe.

Ein Zeitbuch in wahrem (und sehr ernstem) Sinne ist Werner v. d. Schulenburgs Roman Jesuiten des Königs. Wenn man die Anpreisungen des Verlages liest, so vermutet man, Schulenburg habe hier eine bitterböse Satire auf Wilhelm II. geschrieben. Der Roman hat aber einen weit längeren Radius. Er bedeutet eine persönliche Abrechnung des Verfassers mit den Zeiten, die er erlebt hat, und ihren Wandlungen. Von der Zinne seines väterlichen Schlosses hält er mit einer etwas höhnischen Miene scharfe Ausschau — nicht bis heute, denn 1919 stieg er herab von dieser Zinne und verkaufte das Schloß an James Moskauer. Aber was Schulenburg bis dato erlebt hat und erzählt, ist interessant genug und gibt mancherlei Aufschluß über deutschen Adel und höfischen Dienst unter dem Kaiserreich. Die Jugenderinnerungen an Unter-Grenzburg tragen in jedem Zuge den Stempel absoluter Echtheit. So kann das Leben auf einem großen Adelssitz nur schildern, wer selber darin aufgewachsen ist und alle Einzelheiten wie etwas Selbstverständliches beherrscht. Schon als Junge, und vielleicht da mehr als später, ist Schulenburg ein scharfer Beobachter. Was er durch ein Loch in der Decke vom Treiben der Gesellschaft seines Vaters beobachtet, was er von einer großen Jagd zu Ehren des Monarchen, ihren Vorbereitungen und ihrem Verlauf erzählt, sind ergötzliche Zeitdokumente, denen später, als der Verfasser in Pagendienst an den Hof kommt, eine Reihe ähnlicher Streiflichter folgen. Aber sie sind nicht die Hauptsache. Der Wert des Buches liegt in der hier gemachten Bekanntschaft mit einer Reihe merkwürdiger Persönlichkeiten, liegt in Begegnungen mit scharf ausgeprägten Profilen sehr verschiedener Art, in charakteristischen Gesprächen, Erörterungen über Wesen und Bedeutung des Adels, der Monarchie. Wenn die bedingungslosen Diener des monarchischen preußischen Staatsgedankens als Jesuiten bezeichnet werden, so trifft dieser Titel freilich doch wohl nicht das Rechte (womit seine Nützlichkeit als Buchtitel nicht angezweifelt werden soll), es ist hier weniger die feine diplomatische Schulung eines Ordens, als das Blut und militärische Gefühl ausschlaggebend. Was Schulenburg über den Adel Bismarcks schreibt, stimmt nicht ganz mit dem, was auf Seite 29 über den niederdeutschen Adel zu lesen ist. Ein bißchen Einseitigkeit und persönliche Verärgerung hebt den Eindruck redlicher Absicht und einer im Grunde vernünftigen Anschauung von dem notwendigen Zusammenwachsen des Adels mit dem Bürgertum nicht auf. Der Roman enthält eine Reihe beachtenswerter Gedanken und ist lebendig geschrieben.

Der letzte wird einer der ersten sein, kann man von den vielen Romanen Paul Oskar Höckers sagen, wenn man seinen letzten: Wirbelsturm auf Kuba gelesen hat. Anfangs gewinnt man diese Überzeugung nicht: die ersten dreißig Seiten etwa schildern das leere und laute Gesellschaftsleben der internationalen Klubs und Villenkolonien am Golf mit einer Ausführlichkeit auch in den Details, die wohl in erster Linie auf weibliche Leser berechnet ist. Darin liegt an sich kein Vorwurf. Was vor drei, vier Jahrzehnten noch die Fürsten- und Adelskreise für den Roman bedeuteten, dies Vorrecht auf die Lieferung des Hintergrundes, der Weltschicht und der Lebensgewohnheiten, ist im allgemeinen längst an die oberen Zehntausend der staatenverbindenden Finanz- und Industriekreise übergegangen. Im Verlauf des Romans merkt man erst, daß Höcker die Schilderung dieser gemütleeren Eleganz als künstlerisches Mittel benutzt, den Gegensatz seiner Hauptgestalten zu zeigen: des Legationsrats Hermann v. Kreutz und Ann, seiner deutsch-mexikanischen Frau. Hermann muß Ann wegen häufiger Dienstreisen oft allein lassen, so daß die junge lebenslustige Frau, die ohne ihn keinen Geschmack an diesen Vergnügungen findet, sich einsam und unglücklich fühlt. In dieser gefährlichen Lage hat sie ein Erlebnis, das beider Glück zu zerstören droht. Sie erblickt auf der Straße einen Mann in Ketten, von Polizisten roh nach dem Hafen getrieben. Es ist ein junger Deutscher, der in der Verwirrung der Nachkriegszeit, hingerissen von Jähzorn und Schmerz, seine Braut und deren Liebhaber, die er ertappt, erschossen hat, um sich dann selbst das Leben zu nehmen, was aber mißlingt. Es glückt ihm indessen, nach Amerika zu fliehen, hier wird er verhaftet und soll nun, des Doppelmordes angeklagt, nach Deutschland zurückbefördert werden. Ann, von der edlen Erscheinung des Unglücklichen ebenso wie von seinem traurigen Gesichtsausdruck bewegt, wirft ihm einen Blick des Mitleids zu, den der Hoffnungslose dankbar bemerkt. Er wird zu Schiff gebracht, das bei drohenden Sturmzeichen in See sticht, um noch vor der zu erwartenden Katastrophe das offene Meer zu gewinnen. Umsonst. Der Wirbelsturm — es handelt sich um den Zyklon, der vor zwei Jahren Florida schrecklich verwüstete — bricht jäh her-

ein, das Schiff zerschellt, nur zwei oder drei retten sich, darunter Berlichingen, so heißt der Gefangene. Halbtot schleppt er sich in die Villa des Legationsrats, wo Ann, selber unter Scherben und Trümmern sitzend, um das Schicksal ihres nach Key-West gereisten Mannes bangt. Sie pflegt Berlichingen und er hat dafür Gelegenheit, ihr das Leben zu retten. Zarte Fäden der Liebe spinnen sich zwischen den beiden, und es bildet den künstlerischen wie menschlichen Hauptreiz des Romans, wie diese Fäden sich verschlingen, sich lösen und das Ganze zu einem zwar von leiser Tragik beschatteten, aber doch befriedigenden Ausgang führen. Einer von den dreien ist zuviel im Leben, und wenn Berlichingen sich schließlich für das Wohl der Geliebten opfert, so ist er dadurch schlimmerem Los entgangen, ja das Leben, durch seine Tat verpfuscht, hat ihm wenigstens noch eine kurze Spanne unerhofften Glücks gegeben.

Es sind überraschend künstlerische Züge in dieser Lösung des Schicksalsknotens: so in dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe bei Hermann, ein dadurch verfeinertes Motiv, daß er sich unversehens selber in gleicher Lage sieht, wie der „Mörder“: auch er ist nahe daran, aus Eifersucht den anderen zu erschießen. Einfach und gut ist die Lösung, daß er die schon fast verlorene Ann durch großzügige Erfüllung ihres Wunsches für immer wieder an sich kettet. Das Verhältnis zwischen Mario und Ann ist das Schönste in der Erzählung, die Zwiegespräche zwischen beiden atmen eine seltene Zartheit und seelische Vornehmheit.

Alles das ist durchaus deutsch empfunden, auch die Stellung gegenüber dem modernen Amerikanismus, besonders in der leisen Satire bei Betrachtung der Neuyorker Frauen. Formtechnisch sind die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Berlichingen bemerkenswert durch ihren von der anderen Erzählung abweichenden, knapp-pragmatischen Ton.

Das ist viel des Lobes, und wer meinen Willen zur Sache nicht kennt, könnte meinen, ich wollte dem Herausgeber dieser Zeitschrift, dessen Mitarbeiter ich seit vielen Jahren bin, damit eine Freundlichkeit erweisen. Aber man lese den Roman und man wird mir vermutlich recht geben, er gehört zu Höckers besten. Wohltuend ist die stille Wärme in Behandlung der Herzenskonflikte. Der Stoff trägt dazu bei, daß die Katastrophe, der Gipfelpunkt des Ganzen, ungewöhnlich stark wirkt. Mag Höcker in der großgearteten Schilderung des Orkans auch Unterlagen, etwa Zeitungsberichte benutzt haben (es wäre Nachlässigkeit, wenn er es nicht getan hätte), so hat er sie doch einheitlich, eigenartig zusammengefaßt, und in den Zyklon sind die Wirbelstürme der Herzen geschickt hineinbezogen.

Zum Schluß zwei heitere Bücher für helle Sommertage. Carl Müller-Rastatt hat in seinen Zwei Hamburger Strömer eines der frischesten und blutvollsten Jungenbücher geschrieben, die wir besitzen. Fritz und Franz heißen seine beiden Strömer und sie sind richtige Jungen von der Waterkant, sie stehen etwa in der Mitte zwischen dem Neffen von „Kasper-Ohm“ und dem kleinen Störtebecker Gorch Focks. Nur daß sie mehr Hauskobolde sind, wie der Dichter erzählt, und man darf ihm schon glauben, daß Hauskobolde Glück bringen. Man liest das ganze Buch in heiterster Stimmung, die doch mitunter von ernstlicher Nachdenklichkeit abgelöst wird, oder auch von stiller Ergriffenheit, so etwa in „Rationelle Kindererziehung“. Die Eltern finden, daß ihre beiden Strömer es doch nachgerade zu arg treiben, „sie tanzen uns ja schließlich auf der Nase herum“. Eine exemplarische Strafe tut not. Eine gehörige Tracht Prügel könnte nicht schaden, aber weniger grob und wirksamer dünkt es die Mutter, von einem Ausflug in die Haake, den die Jungen sich seit langem wünschen, zu sprechen, und dann ausdrücklich wegen ihrer Ungezogenheit diesen Plan fallen zu lassen. Aber als es soweit kommt, scheitert die Sache an dem guten Mutterherzen. Sie sieht die Freude der beiden Jungen in ihren hellen Augen aufleuchten, sie muß schon im voraus und reichlich verfrüht den Dank für die Absicht hinnehmen und sagt schließlich, als sie das verabredete Wort sprechen soll: „Ach, ich denke, wir könnten ihnen die Freude machen.“ Man muß sie auch wirklich lieb haben, diese beiden Bürschchen, ihre Fröhlichkeit teilt sich bald dem Leser mit. Das Buch hat den Vorzug vor sogenannten Witzbüchern oder Humoreskensammlungen, daß hier alles Erlebnis, alles Wahrheit ist, dazu voll Persönlichkeit und Liebe.

Das gilt auch von dem anderen Müller, mit einem „Fritz“ vorne und einem „Partenkirchen“ hinten. Die große Zahl aufrichtiger Freunde, die sich Fritz Müller-Partenkirchen im Lauf der Jahre erworben hat, wird sein Debitorenkonto Folio 1347, mehr als 200 Seiten stark, ihm noch fester verbinden, denn hier sind Scherz und muntere Laune so innig wie nur je in seinen früheren Büchern mit Humor und tiefem Gefühl verwoben. Nicht nur das Zwerchfell, auch das Herz wird erschüttert, z. B. in dem furchtbaren „Feierabend“. Aber die frohe Laune des Dichters behält doch die Oberhand. Köstlich gleich die voranstehende Titelgeschichte, die den Gegensatz zwischen trockener Registratur und frohem Künstlertum in einer köstlichen Pointe zuspitzt. Es folgen wohl an drei Dutzend kurzer und längerer, aber immer unterhaltender Geschichten, bis das Ganze schließlich mit „Fernsicht“ in einem tiefen und schönen Gefühl deutscher Zuversicht ausklingt. Ein wirklich empfehlenswertes Buch.

Illustrierte Rundschau

Alte und neue Photographien — Hauszeichen von Prof. Julius Seidler — Die Monatshefte auf der Pressa — Sportkunst im Berliner Zoo — Der Umbau des Berliner Opernhauses — Poppe Folkerts — Zu unsern Bildern

Ein kleiner Nachtrag, aber ein sehr seltener und bemerkenswerter, eröffnet diese Rundschau. In dem Aufsatz über Therese Krones von Paul Wiegler ließ sich **die neuentdeckte** Photographie der Künstlerin **nicht unterbringen;** so sei sie hier **wiedergegeben. Bisher** kannten die Freunde des **vormärzlichen Wiens** eigentlich nur ein Bild **der Krones: die** im Aufsatz abgebildete zarte **Zeichnung Schwinds.** Unsre Photographie **stammt aus späteren** Jahren und ist zu**gleich ein Zeugnis** für den Geschmack jener **alten Bilder, die** sich so vorteilhaft von den **glatt verschönernden** Aufnahmen späterer **Zeiten unterscheiden.** Unsre modernen **Photographien haben,** was Ungezwungenheit **und Ehrlichkeit angeht,** mehr von den **Großvätern als von den** Vätern gelernt.

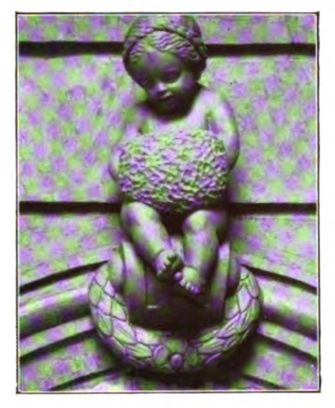
Außer diesem bringt die Rundschau noch **zwei andre photographische** Kunstwerke, dar**unter eins, das** über ein Jahrhundert weg **die Schauspielerin** des Biedermeiers grüßt: **es ist die Aufnahme,** die E. O. Hoppé **von der Chinesin Anna May Wong angefertigt hat. Wir haben das Blatt der großen, den Lesern bereits geschilderten Ausstellung Hoppéscher Photographien im Berliner Kunstgewerbemuseum zu verdanken. Der wunderschöne Kopf fiel unter den Bildnissen als besonders reizvoll auf. Jetzt steht in den Zeitungen, daß Anna May Wong in Europa weilt, um in einer Reihe von Filmen, u. a. einem von Karl Vollmoeller, ihre mächtige und anmutige Ausdruckskunst in abendländischer Umgebung zu zeigen.**

Therese Krones. Photographie

Die dritte Aufnahme, von Hans Windisch, veranlaßt uns, die Leser auf das Jahrbuch „Das deutsche Lichtbild“ hinzuweisen, das im Verlage von Robert und Bruno Schultz in Berlin W. 9 erscheint. Windisch hat den starken Band herausgegeben und eingeleitet. Er will mit dieser Jahresschau einen Querschnitt durch die deutsche Photographie geben. Eine erlesene Anzahl von Aufsätzen hat den Vortritt vor dem Bilderteil. Der Reichskunstwart äußert sich über Photographie und Kunst; Prof. Adolf Miethe hat noch einen Beitrag beigesteuert mit Winken für Himmelsphotographie, und über andre Fachfragen geben tüchtige Fachleute Rechenschaft. Sicher wird ein Liebhaberphotograph aus diesen Beiträgen viel lernen. Aber wichtiger als das Wort, mag es noch so scharf geschliffen sein, ist doch das Beispiel, und das folgt auf über hundert in Kupfertiefdruck wiedergegebenen Tafeln. So entsteht ein höchst unterhaltsames und künstlerisch wertvolles Bilderbuch, das auch der Laie mit Entzücken betrachtet und aus dem wir gelegentlich noch einmal schöpfen werden, um seinen Reichtum wenigstens anzudeuten. Wir bringen zunächst nur eine Aufnahme von Windisch, dem Herausgeber des Jahrbuchs. Die Photographie hat das Stoffliche dieser Ringergruppe ausgezeichnet wiedergegeben.

*

Auf die lustigen Hauszeichen von Prof. Julius Seidler hat uns unser Mitarbeiter Georg Jacob Wolf hingewiesen. Mit Absicht **bringen wir sie in der Reisezeit,**



denn diese Zeichen beleben eine alte gute Kunst, deren Zeugnisse wir noch in vielen alten Städten finden können. Achten wir ein wenig darauf, denn es lohnt sich. Immer wieder lassen wir uns überraschen: wie anschaulich, wie lustig, wie herzlich denkt und fühlt unser Volk. Schade, daß man in kleinen Nestern die Häuser numeriert! Es klang schon hübscher, traulicher, wenn man im Elefanten oder Unterm Schlosser wohnte. Dagegen kommt — G. J. Wolf hat recht — die Bahnhofstraße Nr. 16 nicht an! Ein Künstler, der die alte gute Sitte liebt und sie belebt, ist der Münchner Bildhauer Seidler. Er hat von jeher gern mit dem Architekten zusammengearbeitet und so sein Bestes geleistet. Er verschmäht nicht, in Bronze oder Holz zu schaffen, aber am liebsten ist ihm doch der Werkstein. Zu seinen wichtigsten Arbeiten gehört der Schmuck am Bremer neuen Rathaus, das sein Freund Gabriel von Seidl meisterhaft in die alte Herrlichkeit des Bremer Marktes eingefügt hat. Wundervoll ist auch sein Erker am Hause zum schönen Turm in München. Hier fand Seidler sein Gebiet: das Hauszeichen, und er hat seitdem manches Haus











Hauszeichen. Bildwerke von Prof. Julius Seidler-München



und manchen Palast beziehungsreich geschmückt.

★

Auf der Kölner Pressa sind selbstverständlich auch die „Monatshefte“ und ihr Verlag vertreten. Wir bringen hier eine Aufnahme der Ausstellungskoje und hoffen, diesem schwarzen bald ein farbiges Bild folgen zu lassen. Denn der größte Reiz dieses Raumes ist seine auf Goldrot und Silbergrau wundervoll rein abgestimmte Tönung. Aber auch diese Photographie zeigt etwas sehr Wesentliches: man hat mit Sorgfalt vermieden, zu viel zeigen zu wollen, man spricht mit eindringlicher Klarheit zum Besucher, man weist ihn auf das Wichtigste in schöner und übersichtlicher Gliederung. Das Hauptverdienst an dieser glücklichen Lösung einer schweren Aufgabe trägt der Leipziger Architekt Walter Gruner. Er hat es ermöglicht, daß unsere Freunde so vornehm, so geschmackvoll, so liebenswürdig angesprochen werden, wie wir unsere Hefte zu gestalten streben, und wer sie nicht kennt, der spürt etwas von dem Geist, der in ihnen lebendig wirkt.





Hauszeichen
Bildwerke von Prof. Julius Seidler-München

★

Seit langem läßt es sich der Berliner Zoo, dessen Direktor Heck ein so begeisterter und kundiger Kunstfreund ist, angelegen sein, auch der bildenden Kunst eine Stätte zu bereiten; so hat er namentlich Tierplastik wiederholt gezeigt. Jetzt geht er einen Schritt weiter, vielleicht auf das große Ausstellungsgebäude zu, das sich dereinst auf seinem Gelände erheben soll, und zeigt in diesem Sommer Sportkunst. Neben antikisch idealisierten oder naturalistisch durchgeführten Gestalten sah man auch Dinge wie William Wauers „Schlittschuhläufer“. Dieser Künstler gehört zu den „Sturm“-Leuten, er war einer



Ausstellungskoje von Velhagen & Klasings Monatsheften auf der „Pressa“ in Köln. Entwurf von Architekt Walter Gruner Phot. Schmölz

der Führer dieser revolutionären Gemeinschaft, die heute stiller geworden ist. Sein „Schlittschuhläufer“ bedeutet die menschliche Gestalt in der Bewegung auf die einfachste Form gebracht, man kann sagen: auf eine mathematische Formel. Dazu gehört natürlich eine starke Kraft der Anschauung und der Gestaltung, mag auch das Ergebnis den meisten eher kurios als künstlerisch befriedigend erscheinen.

★

Der Umbau des Berliner Opernhauses hat jahrelang die Gemüter leidenschaftlich erhitzt. Er hat die veranschlagte Bausumme um viele Millionen überschritten, und es gibt Rechner, die behaupten, für 14 Millionen hätte man ein neues Opernhaus haben und den alten friderizianischen Bau in den alten echten Zustand zurückversetzen können. Man muß fragen: welcher alte Zustand? Das Opernhaus Knobelsdorffs war abgebrannt, und Langhans, der Meister des Brandenburger Tores, hatte es erneuert. Warum sollte man, der Überlieferung zuliebe, nicht versuchen, das durch Auf- und Anbauten verunstaltete Äußere zu reinigen, die Bühne mit modernen Maschinen auszurüsten und den unvergleichlich schönen Zuschauerraum wenigstens gründlich aufzufrischen? Die ersten Aufführungen der „Zauberflöte“, der „Meistersinger“, des „Rosenkavaliers“ haben auch den unfreundlich Gesinnten überzeugt, daß bescheidene, unmerkliche Veränderungen den Eindruck des Innenraums nicht stören, daß vor allem die vielgerühmte Akustik des Hauses sich sogar noch gebessert hat. Auch das Äußere hat man pietätvoll behandelt. Freilich, vieles, was ein empfindliches Auge stört, ließ sich nicht vermeiden: die zierliche Front des Gebäudes wird durch das Bühnenhaus schwer bedrückt. Die seitlichen Ausbauten nach der ehemaligen Bibliothek zu drängen die Hedwigskirche



Der Schlittschuhläufer. Bildwerk von William Wauer
Aus der Sportkunstausstellung im Zoologischen Garten zu Berlin
Phot. Deutsche Presse-Photo-Zentrale

rücksichtslos in die Tiefe und verderben einen der wenigen architektonisch gut geschlossenen Plätze Berlins. Aber wer sich der mannigfachen Verschandelungen erinnert, die der Bau hat erdulden müssen, freut sich doch der wiederhergestellten Ordnung und daß die Kette einer jahrhundertalten Tradition nicht zerrissen ist. Der Herzschlag des alten Berlins ist neu belebt. Wieder sieht es, nach langer Zeit, Feste und festliche Auffahrten und braucht nicht mehr neidisch auf den bevorzugten Westen zu blicken.



Der Ringkampf. Glasarbeit von M. von Allesch, Berlin
Aufnahme von Hans Windisch aus dem Werke „Das deutsche Lichtbild“

★

Hermanns Horns stimmungsvolle Schilderung „Mit der Stange im Nebel“ geleiten die kraftvollen Bilder von Poppe Folkerts. Wir hatten den Künstler gebeten, uns einiges aus seinem Leben zu erzählen. Aber er schreibt, Maler und Seemann in einem, offenbar nicht gern. Sein Freund Arend Dreesen ist für ihn eingesprungen und schildert ihn uns auf dem Wasser und vor der Staffelei. Am liebsten malt er seine Bilder draußen, vor der großen Natur, im ersten Wurf fertig; nur den letzten Pinselstrich sozusagen tut er im Atelier. Er ist ein plattdeutscher Mann. „Was ihm von Lack und Klack anfliegt, spült und schüttelt er mit Meerwasser wieder ab. So bleibt er frisch und jung und echt und kernig von innen und außen. Und wer ihn in seiner geraden Art nicht mag, der kann ihm den Buckel 'runterrutschen. Und an dem ist ihm auch nichts gelegen.“ Er kann aber nicht bloß malen und segeln. Wenn Frau und Kinder verreist sind, dann steht er zeitig auf, wenn sein Freund Dreesen zu Besuch gekommen ist:

„Zwischen fünf und sechs Uhr morgens wird es in der Küche lebhaft: Feuer knistert im Herd, Tassen klirren, der Besen rauscht über den Fußboden. Als wir erscheinen, sind die Eier gekocht, der Tee dampft in den Tassen, Brot, Butter, Konfitüre, Semmel — frisch, noch warm, schon vom Bäcker aus dem Ort besorgt — alles komplett. Und mittags gibt's Pfannkuchen; — die Eier dazu eben aus dem Nest geholt. ‚Oho! Hoppla!' der Pfannkuchen überschlägt sich in der Luft — fällt flach nieder — ein wenig schief auf die Pfanne. Macht nix! 'n bäten scheef, dat swiert am besten . . .“

Dreesen erzählt uns auch einiges über Folkerts' Werdegang; knapp im Telegrammstil sei einiges, das wichtigste, hier wiedergegeben: Unser Maler stammt aus Norderney, geboren 1875. Früh verwaist. Früh malend. Lehrling bei einem Malermeister. Als Geselle auf Wanderschaft: Frankfurt, Köln, Hamburg, Berlin. In der Berliner Galerie, was fesselt ihn besonders? Seestücke! Hermann Eschke, Salzmann werden seine Lehrer. Man wird auf ihn aufmerksam. Studienreisen auf Kriegsschiffen ermöglicht: England, Spanien, Marokko, Korfu, Italien. Kallmorgen, Dettmann fördern ihn weiter. Als Dettmanns Schüler geht er 1903 nach Königsberg, 1905 nach Danzig. Übersiedlung nach Kiel, Studienreise nach Paris. 1912 baut er auf Norderney seinen Malerturm. Kriegsmaler in



Anna May Wong. Photographie von E. O. Hoppé

Belgien und Frankreich. Nach der Revolution kehrt er in die Heimat, zur Nordsee zurück.

★

Über die andern, selbständigen Bilder dieses Heftes können und müssen wir uns kurz fassen. Auf der letzten Seite der Rundschau finden die Leser das Gemälde eines Bremer Künstlers: „Waldradio" von Christian Arnold. Ein amüsanter Vorwurf geistreich gemalt. — Das Titelblatt, der „Fuchshengst" von Julius Paul Junghanns, gehört wieder einmal zu denen, die man ihrer leuchtenden Farbe, ihrer klaren Komposition wegen jahrelang nicht vergißt. — Ein koloristisches Meisterstück im Sinne alter Galeriemalerei ist A. Duvals Damenbildnis (zw. S. 464 u. 465), dazu von selten gewordener Vornehmheit und Zurückhaltung. — In fast gewalttätiger Nachbarschaft folgen Lorenz Böskens „Bahnarbeiter", erfüllt von der Glut schwerer körperlicher Arbeit, dreifach abgestuft in der Energie ihrer Bewegung (zw. S. 488 u. 489). — Willi Schmid-München hat seine „Heilige Familie" einfach „Komposition" genannt und damit angedeutet, daß ihm vor allem an dem Aufbau und dem Zusammenklang der fünf um eine Wunderblume vereinigten Menschen gelegen sei. Gewiß bedeutet diese Komposition eine wertvolle Eigentümlichkeit des



Das Staatliche Opernhaus Unter den Linden zu Berlin nach seinem Umbau
Zeichnung von Paul Paeschke



Waldradio. Gemälde von Christian Arnold-Bremen

Gemäldes (zw. S. 496 u. 497). Aber wir glauben: es steckt doch wesentlich mehr in ihm, und wir glauben, die Erinnerung an die heilige Familie, die Johannes mit seiner Mutter Elisabeth besucht, weckt das Gefühl für die religiöse Stimmung, die von dem Bilde ausgeht. Schmid ist ein tiefsinniger, oft grüblerischer und schwermütiger Maler. Er schafft aus dem Geistigen und mag manchem versponnen erscheinen. So hat er auch in unser Gemälde gewiß noch mancherlei hineingeheimnißt. Vielleicht ist ihm in Anlehnung an alte Legenden die Blume das Kreuzesholz. Schmid ist ein Münchner, hat auch seine Ausbildung in München genossen. Er glaubt, daß ihm sein Weg innerlich vorgezeichnet ist und daß schwere, seelische Kämpfe nur möglich waren, wenn er von der Stimme seines Herzens abwich. — „Genrebilder“ im alten, guten Sinne werden noch immer in England gemalt. Das Bild „Gefangen“ von F. W. Elwell haben wir auf einer Ausstellungsreise in London entdeckt. Es ist geschmackvoll und erzählt eindringlich, rührend, ohne sentimental oder gar roh zu werden. — Leo Putz' „Im Schatten“ (zw. S. 544 u. 545) braucht kein Wort der Einführung. Der Meister mit seiner Kunst ist allen Lesern vertraut. Nur freuen muß man sich immer von neuem über seine gesunde und natürliche Frische und Sinnlichkeit. Neu dagegen ist der Name Hede Berber-Credner. Ihre „Gebirgslandschaft“ (zw. S. 536 u. 537) ist ein Stück tüchtiger Malerei. Die Künstlerin stammt aus Leipzig; ihr Vater war ein bekannter Geologe. Studiert hat sie in Italien bei dem Berliner Landschafts- und Marinemaler Prof. W. Hamacher. Bis zu ihrer Verheiratung mit dem Geiger Prof. Felix Berber besuchte sie die Meisterklasse Oldes an der Weimarer Kunstschule. Seit zwei Jahren wohnt sie mit ihren Kindern am Chiemsee, um ganz der Natur und der Kunst zu leben. Die Größe der Bergwelt, der Stimmungsreichtum des Wassers haben es ihr angetan. Wie sie sich mit der Majestät des Gebirges auseinandersetzt, zeigt unser Bild.

P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Londoner Omnibus. Gemälde von William Maw Egley 1798—1870
(Sammlung Hugh Blaker Esq.)


Velhagen & Klasings Monatshefte
42. Jahrg. / August 1928 / 12. Heft

Die englische Frau im Leben und Bildnis

Von Univ.-Prof. Dr. Max Eisler-Wien

Die Reihe unserer Bilder setzt mit einem Porträt der Königin Elisabeth ein und endet in der Gegenwart. Drei Jahrhunderte englischer Malerei werden durch diese Auslese anschaulich.

Der Maler der Königin Elisabeth, Geeraerts der Jüngere, war 1561 im flämischen Brügge geboren und 1568 mit seinem Vater nach England gekommen, wo sich die Kunst beider bald eine neue Heimat erworben hat. Das war kein Ausnahmefall. Schon seit den Tagen Hans Holbeins hatte man, namentlich in den Kreisen des Hochadels und hier wiederum fürs Porträt, seine Ansprüche hochgestellt, jedenfalls höher, als die heimische Kunst sie aus Eigenem befriedigen konnte. Und dieses Bedürfnis hatte mit der Zeit noch zugenommen. Die gesteigerte



Miß Tyler of Bath. Gemälde von Thomas Gainsborough. 1727—1788. (Sammlung Lord Iveagh)

Reichsmacht, das üppige Hofleben, das von seinem Mittelpunkt, der Residenz, bis in die fernsten Landsitze des Kleinadels aneifernd wirkte, der Reichtum und der Weltverkehr, das alles begünstigte die Einfuhr fremder, verfeinerter Kunst. Im Grunde lebte England von der Malerei des Kontinents. Die Erscheinung, noch mehr die Wirkung Anton van Dycks ließ diese andauernde Abhängigkeit von der Kunst des benachbarten Festlandes wieder einmal besonders deutlich hervortreten. Während die Dichtung lange schon volkstümlich und national geworden, fand man nichts daran auszusetzen, daß Flamen und Holländer die Malerei beherrschten. Im Gegenteil: man ließ sich am liebsten von ihnen bedienen und bezahlte sie am besten, mit Geld und mit Ehren. Kein Wunder, daß den wenigen Namhaften auf ihrem einträglichen Wege sehr viele minder Begabte folgten, die im Lande die meisten Nachahmer hatten. Sie brachten aus ihren Heimstätten eine sehr ansehnliche Fertigkeit, aber auch das uneigentümliche Wesen der fahrenden Künstler mit. Das und jenes erleichterte ihnen die Anpassung an die neue Gesellschaft, die zu malen sie gekommen waren. Nach Jahr und Tag ist ihr Werk von dem ihrer englischen Kameraden kaum mehr zu unterscheiden.



Miß Mary Horneck. Gemälde von Sir Joshua Reynolds 1723—1792. (Sammlung des Right Hon. Viscount Astor)

Schon der bemerkenswerte Umstand, daß die Maler aus dem Umkreise des jüngeren Geeraerts Zeitgenossen Shakespeares gewesen sind, zeigt an, wie lebensfremd, in allem nur auf „Haltung“ bedacht ihre Kunst beschaffen war. Schlagender noch zeigten das die Komödien Ben Jonsons. Bei ihnen müssen wir uns Rat holen, um die Frauen aus der Zeit der Elisabeth gründlich kennen zu lernen und hinter den Masken ihrer Bildnisse ihre wahren Gesichter zu erblicken.

Student, Soldat und Handwerker, hatte Ben Jonson alle Schulen des Lebens durchgemacht, ehe er Dichter wurde. Er kannte die Menschen aller Stände nicht bloß vom Hörensagen, er besaß — ein Vorläufer W. Hogarths — den Scharfblick für jede Schwäche, den Mut zu jeder Freiheit, freilich auch die satirische Lust, die Torheiten und Laster seiner Zeit schonungslos zu verhöhnen.

Ben Jonson kennt die sittsame und vornehme Frau, die ihr Leben im Hause verbringt, umgeben von der Zofe, dem Pagen und dem Kammerdiener, der ihr auch bei den seltenen Ausgängen gravitätisch voranschreitet, um den Weg für sie freizuhalten. Die umständliche Toilette, wobei feine Seifen und starke Parfüms — diese in Kapseln am Hals- oder Armband verwahrt — ihre besondere Rolle spielen, Spinnen und Weben, allerhand Sport, darunter sogar das Scheibenschießen, endlich Musik und Malerei füllen den Tag der Dame. Bei Gelegenheit besucht man, schon um die neue Robe zu zeigen, eine Freundin, unterhält sich über die letzte Mode oder — nicht immer gutmütig — über gemeinsame Bekannte und erzählt, mit französischen und italienischen Brocken gewürzt, die neuesten Anekdoten, die einer der vielen diensteifrigen Schulfüchse am selben Morgen in Umlauf gesetzt hat. Wer Geselligkeit liebt, nimmt auch teil an der täglichen Promenade in Sankt Paul, an den tumultuösen Zusammenkünften in der Börse und an den Vorstellungen im Theater, wobei die Dame von Takt mit einer Halbmaske erscheint.

Aber in der großen Welt spielen nicht die



Königin Elisabeth
Gemälde von Geeraerts dem Jüngeren. 1561—1635
(Sammlung der Viscounteß Cowdray)



Ungeschminkte Natur. Gemälde von John Hoppner. 1758—1810. (Sammlung Lady Sassoon)

ehrbaren Hausfrauen, sondern die leichtfertigen Schönen die Hauptrolle. Und sie vor allen nimmt auch Ben Jonson aufs Korn. In dieser Welt der Galanterie herrscht — will man unserm glaubwürdigen Gewährsmann vertrauen — unter dem Mantel der strengsten und lächerlichsten Manieren eine Sittenlosigkeit ohnegleichen. Besonders der königliche Hof wird ein wahrer Tummelplatz dieser sehr zeremoniösen und doch auch sehr heiklen Liebesaffären. Der adelige Galan scheint immer auf der Liebesjagd. Auf jede nur denkbare Weise versucht er auszukundschaften, welches Kleid seine ebenbürtige oder bürgerliche und durch ihn hoffähig gewordene Partnerin für den Tag gewählt hat, damit auch er sich mit Bändern von gleicher Farbe schmücken kann. Begegnet man einander, dann nähert sich der Herr in aller Form mit sorgfältig geprobten Schritten und Verbeugungen seiner Dame, ungeachtet des steifen Wamses, das seinem Träger jeden Bückling zur Qual macht. Nun spielt er mit zitternden Gebärden den Zaghaften und beginnt seine Anrede. Die Gewohnheit der Zeit verlangt



Mrs. Davenport. Gemälde von George Romney. 1734—1802. (Sammlung Sir Joseph Duveen, Bart.)

eine Dosis Melancholie. Aber nachdem einmal dieses Vorspiel der Scheu und Schwermut erledigt ist, eilt man mit vollen Segeln in die unmäßigste Schwärmerei. Man beschwört die Dame bei dem Glanz ihres Haares, bei ihren rosengleichen Wangen und ihren Zähnen wie Elfenbein, den Beteuerungen der Liebe zu vertrauen; man überbietet sich in angelernten, gezierten Redensarten; man schwelgt in allegorischen Vergleichen, wobei die Liebespaare aus den Gedichten des Ovid und Horaz herhalten müssen und allerhand böse Entgleisungen mitlaufen. Dann endlich zeigt sich die Dame gewonnen. Ein Kuß auf die Wange des Anbeters wird das Zeichen ihrer Huld, ein Kuß des Mannes auf ihre Hand besiegelt vor aller Welt ein freies Verhältnis, dem auch die eheliche Verpflichtung des einen oder andern Teiles nichts anhaben kann.

Die überspitzte Etikette des höfischen Lebens findet ihren sinnfälligsten Ausdruck in den Tänzen, die die Zeit am meisten liebte,



Die Paterson-Kinder. Gemälde von Sir Henry Raeburn. 1756—1823
(Sammlung der Hon. Mrs. Ronald Greville)

besonders in dem Pfauentanz. Es war — so schildert ihn ein Kenner jener Kultur — ein ernster, majestätischer Tanz. Die Herren erschienen mit Mänteln und Mützen, den Degen an der Seite, die Damen in ihren langen Roben mit Schleppen. Die Tänzer schritten zunächst den Raum in der Runde ab, dann kreuzten sich die Reihen in der Mitte. Hierbei führten sie den sogenannten Fünfschritt aus. Der ganze Reigen zerfiel in drei Figuren. Shakespeare vergleicht sie mit der Werbung, der Hochzeit und der Reue. Als es in „Viel Lärm um nichts" darum geht, der Muhme Hero einen Rat zu geben, wie sie sich auf dem Balle zu den Werbungen des liebesheißen Prinzen verhalten soll, rät Beatrice: „Wenn der Prinz zu ungestüm wird, sag' ihm, man müsse in jedem Ding Maß halten. Vertanze also die Antwort: denn siehst du, Hero, Freien,



Counteß Cowper, spätere Viscounteß Palmerston, im Alter von 19 Jahren
Gemälde von Sir Thomas Lawrence. 1769—1830. (Sammlung des Right Hon. Wilfrid Ashley)

Heiraten und Bereuen sind wie eine Courante, eine Sarabande und ein Grave. Der erste Antrag ist heiß und rasch wie eine Courante und ebenso fanatisch; die Hochzeit ist manierlich, sittsam wie eine Sarabande, voll altfränkischer Feierlichkeit; und dann kommt die Reue und fällt mit ihren lahmen Beinen in den Pas Grave immer schwerer und schwerer, bis sie ins Grab sinkt." In diesem Pfauentanz hatte, sofern man dem Dichter glauben darf, die Bewegung nicht nur Wechsel, sondern auch Sinn. In dem Kanarientanz hatte sie keines von beiden. Denn hier führte der Herr die Dame fürs erste an das Ende des Saales, wo er zurück- und wieder vortrat, dann schritt er allein bis zur Wand gegenüber und erwartete hier die Partnerin, die nun seine steifen Schritte und Figuren genau wiederholte.

Alles treibt der formelhaften Erstarrung zu. Am lächerlichsten wirkt sie dort, wo ihr



Miß Papendiek. Gemälde von John Hoppner. 1758—1810
(Sammlung L. Breitmeyer, Esq.)

jeder lebendige Anlaß fehlt und sie in leere Nachahmung des Hofes verfällt. Das geschieht auf den Landsitzen der kleinen Edelleute. Mézières beschreibt eine Heimkehr von der Jagd. Ermüdet und durchnäßt, will man das Haus doch nicht betreten, bevor nicht alle notwendigen Förmlichkeiten erfüllt sind. Man wartet, bis sich die Kammerzofe der Schloßfrau an einem Fenster zeigt. Dann grüßt der Schloßherr in respektvoller Weise, indem er drei Schritte nach vorn und einen zurück geht und die Zofe folgendermaßen anspricht: „Liebe Nymphe, bitten Sie die Schönheit dieses Schlosses — womit er seine Gattin meint — sie möge durch ihr Erscheinen diese Seite des Gebäudes erglänzen lassen." Sobald nun die Dame erscheint, tut man so, als ob man einander zum ersten Male begegne, gerät in Ekstase, und der Edelmann ruft mit Enthusiasmus aus: „O, welche Schönheit, herrlicher als die himmlische, welcher Stapel, welcher Schatz von Segnungen!" Zu guter Letzt bittet der Jäger unterwürfig um gastliche Aufnahme in seinem eigenen Hause, gerade wie ein fahrender Ritter, der sich im Wald verirrt hat.

Bis zu einem solchen Grad hat in den maßgebenden Kreisen der Gesellschaft zur Zeit der Königin Elisabeth, in den Tagen der Dichter Shakespeare und Ben Jonson, ein gar öd verschnörkeltes Zeremoniell das blutwarme Leben übersponnen. Aber hinter diesem absonderlichen Gespinst ist in der Wirklichkeit und Dichtung das Leben leidenschaftlich da. Die Malerei zeigt nur seine prüde und verlogene Maske. Trotzdem sie fast ausschließlich Bildnisse hervorbringt, also Darstellungen von bestimmten Menschen der bevorzugten Klassen, die ihre Charaktere und Schicksale haben, gilt ihr — besonders im Frauenporträt — das Kleid mehr als der Kopf. Sie hält es mit Margareta, der Kammerfrau Heros, die in dem schon genannten Lustspiel nicht genug zu erzählen weiß vom Kleid der Herzogin: „Das Zeug von Goldstoff und die Aufschnitte mit Silber garniert und mit Perlen gestickt, niederhängende und Seitenärmel und Garnierungen unten herum, die mit einem bläulichen Brokat unterlegt sind." Man meint bei ihren Worten das Bild von der Hand des jüngeren Geeraerts vor sich zu sehen, der die Königin wie ein sachkundiger Schneider mit einem weit abstehenden Rock, einem schmalen Schnürleib, Pumpärmeln und Spitzenkragen bekleidet und dieses Kostüm hernach wie ein Goldschmied mit ziselierten Schließen und Schnüren, Ranken und Blumen kostbar belegt. In einem solchen Kleid scheint nur Haltung ohne Leben möglich. Aber bedenkt man, was zur selben Zeit bei ähnlichen Verhältnissen der Mode Velasquez an Physiognomien und Charakteren und überdies an kühnen, edlen malerischen Abenteuern hervorgebracht hat, dann fällt die peinlich saubere Kunst des Halbengländers weit zurück und erscheint als das, was sie ist: altflämische Manier, im offiziellen Dienst des Londoner Hofes erstarrt und aufgegangen. Die Frauen seiner Bildnisse — nicht nur die Königin, sondern ebenso die Comtesse of Nottingham und Lady Howard — wir-



La Ghirlandata. Gemälde von Dante Gabriel Rossetti. 1828—1882
(Sammlung D. Croal Thomson, Esq.)

ken vom Kopf bis zu den Füßen wie Zierpuppen, ohne Puls, ohne Herz, ohne Atem. Sie zeigen wohl, wie man sich in ihren Zirkeln vor der Welt benimmt, aber sie verleugnen ihr wahrhaftes Dasein, von dem Geschichte und Poesie berichten. — Ein Jahrhundert später scheint es, als wolle die englische Malerei, auch die des Porträts, das Versäumnis nachholen, um von Grund auf lebensecht und national zu



Der Spiegel. Gemälde von Charles Sims. (Sammlung Francis Howard Esq.)

werden. Freilich, den Künstler, der diesen so mutigen Anfang unternimmt, William Hogarth, treibt nicht der naiv schaffende Instinkt, ihn treiben sittlicher Unwille und jene überlegene Vernunft auf seine Bahn, die in freien Bildern zu sozialen Satiren, in Bildnissen zu Charakterdarstellungen führt. Wie stark auch seine gestaltende Kraft sein mag, wie malerisch neu, was sie begleitet — die Kunst Hogarths beruht auf dem Intellekt. Auch ist sie gemalte Gesellschaftskritik. Und vor allem deshalb kann sie im Lande keine beträchtliche Nachfolge finden. Denn die tonangebende Gesellschaft, gegen die sie sich leidenschaftlich, ja erbittert wendet, wünscht in England vielleicht noch weniger als anderwärts, durch die Kunst demaskiert zu werden, sie wünscht weit eher, daß die Kunst ihr schöntut.

Die landläufige Meinung hält auch heute noch die englische Malerei des 18. Jahrhunderts für eine kaum vergleichliche Blütezeit der Bildniskunst. Nun verbinden sich anderwärts im Porträt höchsten Ranges — man denke etwa nur an Dürer, Velasquez oder Rembrandt — rein malerische Eigenschaften mit solchen der Charaktergebung. Man wird deshalb jenes gemeingültige Urteil, das die englische Bildnismalerei in den höchsten Rang versetzt, auch einmal auf seine lebendige Grundlage zurückbringen und überprüfen müssen. Die Frage lautet: Welches war die Lebensstimmung der Zeit, deren Gestalten uns in den Bildern erscheinen, welches vor allem die Lebensstimmung der schönen und geliebten Frauen?

Wer solchen zarten und doch entscheidenden Dingen nachspürt, wird sich mit den historischen Darstellungen berühmter Frauen nicht zufrieden geben können. Denn Berichte dieser Art sind nicht unmittelbar, sind — wohl oder übel — gefärbt. Aber auch die vielen Memoiren der Zeit sind, von Haß und Gunst entstellt, nur Zeugnisse geringeren Wertes. Das Beste sagen die Briefe, besonders zwischen den Zeilen.

Die erste Hälfte des Jahrhunderts wird hier — anders als in dem damals noch lebenschäumenden, hochbarocken Europa — beherrscht von einer übermäßigen Empfindsamkeit. „Es gibt keine Zeit," schreibt Robert Burns an Mrs. Le Lore, „wann die einmütig rauschenden Saiten der Liebe und Freundschaft solche Lust gewähren wie in den nachdenklichen Stunden der von unserm Liebling Thomson sogenannten philosophischen Melancholie." Diese Melancholie ist jetzt aus einer Mode eine



Der Flüchtling. Gemälde von Sir William Orpen. (Aus der Sammlung des Kriegsmuseums zu London)

Lebensanschauung geworden. Sie bringt es mit sich, daß auch in der Sprache der Liebenden die Leidenschaft zur Schwärmerei sich verflüchtigt. Die Natur muß helfen, die Liebesklage beim Abschied sanft und zärtlich zu verstärken. „O glückliche Steine!" so ist in einem Brief Sternes an Miß L. zu lesen, „sie werden Deinen Verlust nicht fühlen! Allein, wie willst Du es über Dich bringen, Deinen Garten zu verlassen? Die Bäume, Sträucher, Blüten, die Du mit eigener Hand so oft streiftest, werden sie nicht, bevor Du fortreist, welken und zu Boden fallen?" Der Liebesgedanke gilt mehr als die Liebestat, durch ein volles Halbjahrhundert äußert er sich in der nämlichen Weise. 1707 schreibt Steele an Mary Scurlock: „Heute morgen fragte mich ein Herr: Was erfahren Sie aus Lissabon? Ich antwortete: Sie ist wunderschön. Ein anderer wollte wissen, wann ich das letztemal in H. C. gewesen wäre. Ich sagte darauf: Es wird Dienstag abends sein! . . . Bitte, erlauben Sie mir wenigstens einen Hand-



Miß Iris Tree. Gemälde von Augustus John (Sammlung des Hon. Cecil Baring)

eines ostindischen Beamten, richtet, bewegen sich auf einer heiklen Grenze. Und kaum minder bedenklich erscheinen die anderen an das Dienstmädchen Ellison Begbie, voll von jener „großherzigen“, aber unsinnlichen Ekstase, die erst ein Jahrhundert später in der Kunst der Präraffaeliten Bild werden sollte.

Diese Zeugnisse eines blutarmen und doch hochgeschraubten Gemütslebens, geschrieben von auserwählten Liebespaaren, werden nun von den Dichtern der Zeit in einem geradezu gegenteiligen Sinne ergänzt. Freilich sind es — Fielding voran — satirische Dichter, und sie schildern nicht mehr die Ausnahmen, sondern den Durchschnitt der maßgebenden Gesellschaft. Darf man ihnen Glauben schenken, dann herrscht jetzt in diesen Kreisen nicht so sehr Lasterhaftigkeit, wohl aber Frivolität und eine überaus leichtfertige Genußsucht. Das schildert auf eine drastische und knappe Weise ein Pamphlet auf das Leben einer vornehmen Dame in folgendem

kuß vor diesem Tag, damit mein Geist ein wenig zur Ruhe kommt . . O Liebe!“ Und fünfzig Jahre später Sterne: „Ich denke, wir hätten einen recht empfindsamen Nachmittag bis neun Uhr hingebracht! Aber Du, Elise, warst der Stern, der unser Gespräch geleitet und belebt hat. Und wenn ich nicht von Dir sprach, so erfülltest Du doch meine Seele und erwärmtest jeden Gedanken . . .“

Aber am Ende wird aus dem lauen Gefühl ein leeres Spiel, am deutlichsten vielleicht in den Briefen von Burns. Schon diejenigen, die er unter dem Decknamen Sylvander an Clarinda, in Wahrheit die Gattin



Lady Diana Manners als Kind. Gemälde von Sir J. J. Shannon (Sammlung Violet Ducheß of Rutland)



Lady Diana Cooper Gemälde von Ambrose Mc Evoy. † 1926. (Sammlung Lady Diana Cooper)

Zwiegespräch: „Womit verbringen Sie den Tag?“

„Ich liege im Bett bis Mittag, kleide mich an am Nachmittag, diniere am Abend und spiele Karten bis Mitternacht.“

„Welche Lektüre, Madame, pflegen Sie?“

„Pikante Theaterstücke und angenehme Romanzen.“

„Was lieben Sie?“

„Mich selbst.“

„Sonst nichts?“

„Meinen Pagen, meinen Affen und meinen Hund.“

Hält man zu guter Letzt den Bericht der Briefe an den der Dichtungen und Flugblätter, dann scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Aber auch diese mittlere Wahrheit ist dürftig genug. Denn gemischt aus Sentimentalität und Frivolität, zeigt sie einen fast belanglosen Lebensgehalt.

Um so höher wird man schätzen, was von den Bildniswerken der Zeit bei den reizenden Spielen der Oberfläche nicht stehen bleibt, sondern auch noch das verschiedene menschliche Wesen der dargestellten Personen umfassen möchte. — Die malerische Kultur dieser Porträtkunst ist oft und meist in enthusiastischer Weise geschildert worden. Ihre Merkmale sind auch aus unserer Bilderreihe — Werken von Gainsborough, Romney, Raeburn, Hoppner und Lawrence aus englischem Privatbesitz, die unlängst in Wien ausgestellt gewesen sind — leicht zu ersehen. Die Eigenheiten der Rasse mit ihren schlanken, gepflegten Körpern und der zarten, durchsichtigen Haut werden aufmerksam, wenn auch gleichmütig beobachtet und fast gleichförmig dargeboten. Nach Hogarth gibt es in diesen Bildnissen kaum noch ein häßliches Modell. Alle Frauen sind schön geworden und werden — auch Hoppners „Unschuld vom Lande“ macht da keine Ausnahme — wie Damen behandelt. Und die milde Färbung, leicht überglänzt oder vom moussierenden Ton aufgenommen, unterstützt nur jene Anmut der Erscheinungen.

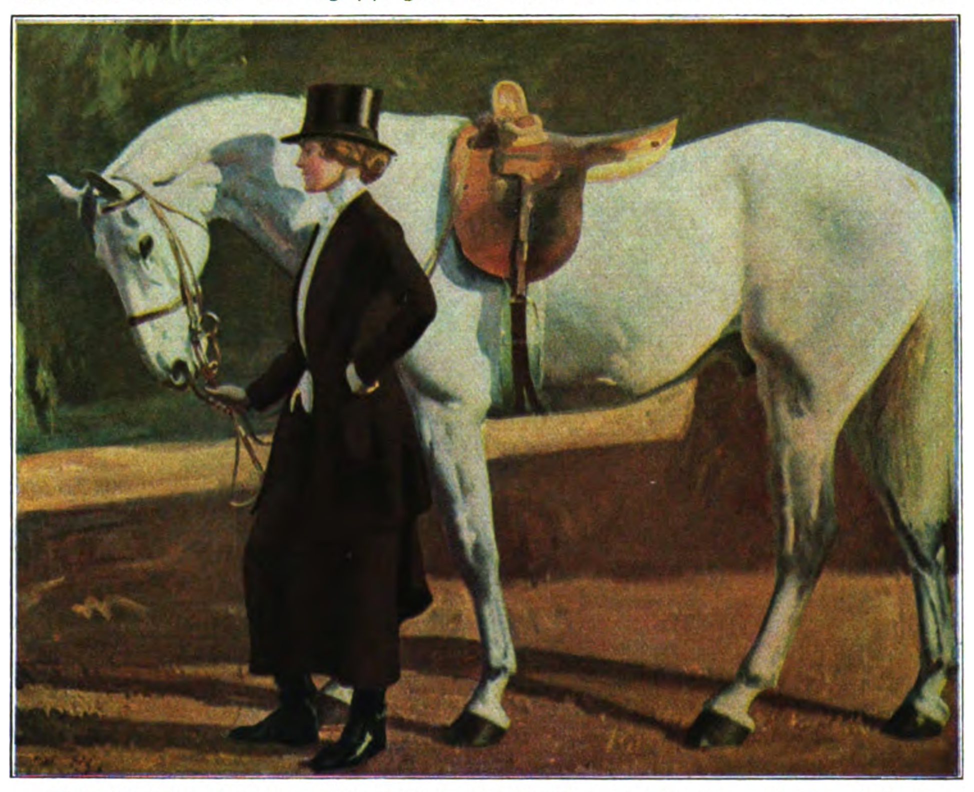
Freilich, dieser Kunst fehlt die Leidenschaft und mit ihr die Tiefe. Sie wird beherrscht vom Geschmack. Hervorgegangen aus einer hundertjährigen Erziehung der Ge-



Bildnis der Herzogin von Marlborough. Gemälde von Francis Howard
(Original vom Künstler geliehen)

sellschaft, umgibt er auch die Beobachtung und die Charakteristik im Werk der Porträtisten mit engen Grenzen. Trotzdem wird man in ihren Bildern eine schöne, aufrichtige Schlichtheit und in den prächtigen Knabenbildern von Raeburn echte junge Lebendigkeit bemerken können. Und auch sonst erfreut manches durch Wahrhaftigkeit.

Aber im ganzen bleibt der malerische Ertrag dieser Kunst weitaus stärker und erfreulicher als ihre Seelenkunde. Denn anders als die übrigen nordischen Blütezeiten des Porträts, die von Mal zu Mal das Dasein und den Charakter des Dargestellten geradezu ausschöpfen, jedenfalls ausdrucksvoll gestalten möchten, bleibt die



Mein Pferd ist mein Freund. Gemälde von A. J. Munnings. (Original vom Künstler geliehen)

englische bei ihrer sorgfältigen Zurückhaltung, vor der der Typ mehr gilt als die Persönlichkeit. —

Nun aber scheint mit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts ein innerer Umschwung in den englischen Menschenschlag gekommen. Die Geschichte, die Briefe führen eine neue Sprache. Am Tag vor der Schlacht bei Trafalgar, am Tor vor seinem Heldentod, findet Nelson noch Zeit, einen nicht mehr vollendeten Brief an die geliebte Lady Hamilton zu schreiben. Freier und heißer flammt das Gefühl für die Frau, worin wir wie in einem Spiegel ihre eigene Art erkennen, in den Briefen eines Byron, Shelley und Keats, um — nach einem recht pedantischen Intermezzo bei Dickens und Carlyle — in dem Briefwechsel Robert Brownings mit Elizabeth Barrett eine wunderbare Höhe zu erreichen. „Die Fähigkeit zu lieben, glaube ich," so schreibt sie, „ist meine größte Kraft — ich habe das geglaubt, ehe ich Dich kannte . . . Für viele könntest Du besser sein als alle Dinge und doch eines von allen Dingen: mir stehst Du statt aller; — vielen ein krönendes Glück, — mir bist Du das Glück selbst. Und aus tiefen, dunklen Schächten sehen die Menschen die Sterne nur glorreicher — de profundis amavi." Als dann das erste Jahr ihrer Liebe zu Ende geht, schreibt er an sie: „Meine Liebste, unaussprechlich Liebste! Wie kann ich Dir danken? Ich weiß, Du hättest nicht so gütig zu mir sein brauchen, so vollkommen gütig und lieb, — ich wäre doch Dein eigen geblieben, dankbar, völlig Dein eigen — durch nichts als die Erlaubnis, Dich zu lieben, und selbst ohne sie . . . Ich fing damit an, daß ich Dich im Vergleich mit aller Welt liebte, — jetzt liebe ich Dich gegenüber Deinem vergangenen Selbst, wie ich es in Erinnerung habe . . . Alle Worte sind töricht, aber ich küsse Dir den Fuß und biete Dir Herz und Seele . . ."

Man muß bis auf Dantes „Vita nuova" zurückgehen, um einen ähnlichen innigen Aufschwung zu finden. Die gleichzeitigen Maler um Dante Gabriel Rossetti, von dem wir die im Wohllaut verlorene „Ghirlandata" zeigen, gehen diesen Weg, über Raffael zurück bis ins Quattrocento. Aber ihrer Kunst fehlt die Naivität. Von Gefühlen und Sinnbildern entführt, verliert sie den Boden des Lebens unter sich. Die Kraft der Maler reicht nicht bis zu Dante, sie reicht nur — was der „Omnibus" von



Der Pelzhut. Gemälde von H. J. Lintott. (Sammlung C. H. St. John Hornsky)

Maw Egley anschaulich dartut — bis zu Dickens.

Merkwürdig, daß auch jetzt die englische Malerei — wie ehedem bei Holbein, dann bei Van Dyck, endlich bei Claude Lorrain und den Venezianern ihre Anregungen vom Kontinent herholt. Auch während ihrer rassigsten Entwicklungen ist die Kunst der Insel nicht eigentlich bodenständig. Und wird das am wenigsten in der Gegenwart. Auch hier zeigen in unserer Auslese einige Beispiele — etwa die Herzogin von Marlborough von Francis Howard, Lady Diana Cooper von Ambrose Mc Evoy und die Reiterin neben ihrem Pferd von A. J. Munnings — besondere nationale Merkmale: bei dem einen ist es die leicht sprühende Färbung, beim zweiten die herbe Sprache der Glieder, beim dritten das dekorativ beruhigte Sportbild. Aber sonst fehlt in der Vielheit der Richtungen der eine starke und eigentümliche Zug. Seit beinahe fünfzig Jahren hält England nur die bedächtige Nachlese der Ernten Europas. Und auch der Sturmwind des Impressionismus hat seine Küsten — das bekundet die Reihe der jüngsten Porträts — nur als eine sanfte Brise erreicht.

Hände weg von Seiberskirchen

Erzählung von Robert von Ehrhart

Ganz richtig. Einem von den Löwen ist der Schwanz wurzweg abgebrochen und innen in der Einfahrt, da fallt der Mörtel nur so herunter."

„Wie in einem Steinbruch schaut's aus, wie in einer Schottergruben."

„Ich hab' doch Augen, Nepomuk. Ich seh's doch auch."

„Und die Gruftkapelle, um Herrgotts Christi willen! Hereinregnen tut's, ein Riesensprung geht durch die Wand an der Wetterseiten."

„Die Kapelle macht's nicht mehr lang."

„Das ist doch gegen alle Pietät, Gräflich Gnaden. Man mag's nicht mit anschau'n, es druckt einem förmlich das Herz ab. Wenn man auch die toten Herrschaften gar nicht einmal alle gekannt hat."

„Kann man schließlich von dir nicht verlangen, Nepomuk. Denn ein so braver, alter Diener du bist, dreihundert Jahr alt bist du halt doch noch nicht."

„Und die Parkmauer, Gräflich Gnaden. Die Parkmauer! Lauter nackte Ziegeln und da und dort ein Trumm ganz weg, daß das Gesindel in der Nacht nur so hereinspaziert."

„Ja, ja, das ganze Schloß wird schön langsam ein kolossaler Saustall. Aber ich hab' kein Geld. Nicht soviel. Nicht einmal auf ein neues Futter für den Wintermantel. Das weißt du so gut wie ich, mein lieber Nepomuk. Ist übrigens auch gar nicht meine Sache, von Rechts wegen."

„Na . . . und . . . und?" Der Kammerdiener wies mit zaghafter Handbewegung in die Ferne.

Da verzog sich der Galgenhumor im Gesichte der alten Frau zu höhnischem Ingrimm, ihre Stimme wurde leise und schneidend: „Der Gutsherr, ja, der Gutsherr! Der hat eben auch kein Geld, wenigstens für Seiberskirchen."

„Aber wo doch die Herrschaften eine so große Hofhaltung haben in Wien und das halbe Jahr auf Reisen sind mit einer Masse Domestiken?"

„Für sich, mein lieber Nepomuk, das ist etwas anderes. Bei ihnen, da muß alles erste Klass' sein. Aber hier, je pitoyabler es wird, desto lieber ist's denen."

„Wenn halt Gräflich Gnaden einmal ein Machtwort sprechen täten?"

„Ein Machtwort von mir, das wär' ihm hübsch Wurst, meinem Herrn Neveu. Nein, nein, wir müssen uns schon damit abfinden, wie's eben ist. Die Tini, diese nichtsnutzige Gans, die wird auf und davonlaufen, wahrscheinlich. Aber du und die Kathi und die alte Rosalia, ihr werdet's bei mir aushalten. Und so warten wir halt alle miteinander schön ruhig ab, bis einmal die ganze Pablatschen über uns zusammenrumpelt und uns erschlagt. Da kann man nichts machen."

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging, ein wenig humpelnd, in steifer Lautlosigkeit hinaus. Schließlich stand ihm nicht an, über Widerwärtigkeiten zu murren, die die Gebieterin in Ruhe und Gottergebenheit hinnahm.

Gräfin Agathe schüttete sich Tee nach. Natürlich hatte der gute Alte ganz recht. Es war ein Skandal, in welchen Zustand Seiberskirchen geraten war, und ein Skandal, daß Ottokar es dazu hatte kommen lassen, trotz so und so vieler eindringlicher Vorstellungen. Es war sogar eigentlich unehrenhaft von ihm, geradezu unredlich. Denn schließlich stand ihr das Wohnrecht in Seiberskirchen zu, aus dem Testament ihres Vaters, diesem Testament, das sie zugunsten des älteren Bruders kümmerlich genug bedacht hatte und gegen das auch nur einen Finger zu rühren ihr niemals beigekommen wäre. Aber dieses Wohnrecht, das hatte sie einmal, und zwar in einem Schloß, nicht in einer Ruine. Und für Ottokar, auf den mit dem Großteil des Gunzendorfschen Vermögens auch Seiberskirchen gekommen war, bestand wahrlich die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, den Bau einigermaßen instandzuhalten. Darüber gab es ja gar keinen Zweifel, und sie hätte ihn sicherlich auch dazu zwingen können. Aber davor schrak sie zurück. Lieber in einer Scheune schlafen, als dem Pöbel das Gaudium bereiten, daß sich eine alte Familie im Gerichtssaal miteinander herumstreitet.

Agathe nahm den letzten Schluck aus der Tasse und ging, nicht ohne mit tastendem Schritt die Tragfähigkeit des rissigen Bodens zu prüfen, auf die breit ausladende Altane. Ein langer, kreisender Blick auf die sanfte, friedliche Landschaft, die sich in der Taufrische des Junimorgens ringsherum auftat, dann stülpte sie die große Schildpattbrille vor die Augen und machte sich über das Morgenblatt. Es war ihre Gewohnheit, die Zeitung tagtäglich von der ersten bis zur letzten Zeile gewissenhaft zu lesen, sie förmlich zu buchstabieren, mit einem so lebendigen Eindringen ihrer ganzen Persönlichkeit in jede kleinste Nachricht,

als wäre es ihre Aufgabe, die Dinge der Welt von einem zentralen Punkte aus zu leiten, und müßte sie um dessentwillen von allem, was vorging, bis zu den letzten Einzelheiten auf dem laufenden bleiben. Von den Wolken, die den Horizont der englischen oder spanischen Politik auf der ersten Seite umdüsterten, bis zur Pelzstola, die jemand auf der letzten Seite in einem Autotaxi vergessen hatte und die er gegen reichlichen Finderlohn beim Portier des Hotel Imperial abzugeben bat. Eigentlich gab es, und dessen war sie sich auch bewußt, kaum ein lebendes Wesen, auf das die Ereignisse in der Welt sich so schwach auswirkten und das sich folglich darum so wenig zu kümmern brauchte wie sie in ihrem Seiberskirchen. Aber die eifrige Verfolgung dieser Ereignisse war die einzige Richtung, in der sich ihre durch die Umstände stets niedergehaltene und solcher Art stets wachgebliebene Vitalität ausleben konnte. Ihr Ich ging jeweils in dem Inhalte der einzelnen Nachricht auf, und da dieser Inhalt oft genug unerfreulich und ärgerlich schien, in einer Folge heftiger Gemütserregungen, von denen sie am Ende mehrstündigen Lesens regelmäßig so zur Ruhe geknetet war wie ein tüchtig abgaloppiertes Pferd.

Eben am Schlusse des ersten Leitartikels angelangt, vernahm sie Hupensignale, Rattern eines Motors, leises Knirschen des Sandes unter Gummireifen. Wer mochte das sein? Zu dieser Stunde, im Auto? Sie konnte sich's gar nicht denken.

Da kam Nepomuk. Der Herr Graf seien vorgefahren und ließen anfragen, ob Gräflich Gnaden zu sprechen wären.

Ottokar? Der Langschläfer so früh aus den Federn, der Großstädter in dem vergessenen Seiberskirchen, der Neffe mit dem schlechten Gewissen bei der gereizten Tante? Sie hatte ja doch nicht einundvierzig Grad Fieber, daß er hier sein wollte, um den Eintritt des Todes verläßlich festzustellen.

Da stand er schon vor ihr, mit der durch das schüttere Haar nur mühsam verdeckten Glatze, mit der schwächlichen Gestalt, zu der das genealogisch überprüfte, im übrigen miserable Blut einer ausländischen Mutter die eiserne Gunzendorfsche Rasse verpatzt hatte. Da stand er vor ihr, küßte ihre Hand mit einer Hingebung, die wahrscheinlich mehrere Löcher in der Parkmauer gutmachen sollte, und fragte in sorgender Zärtlichkeit nach ihrem Befinden.

„Wie's mir geht, willst du wissen? Na famos, großartig, fabelhaft, das kannst du dir doch denken. Ich schwelge in Reichtümern wie der Krösus, rufe durch die Pracht meiner Toiletten allgemeinen Neid hervor wie die Kaiserin Eugénie und blicke rundherum auf Herrlichkeiten wie der Polykrates. Da muß eins doch zufrieden sein."

„Das ist so stark aufgetragen, daß ich es leider, leider für Ironie halten muß," sagte Ottokar in teilnehmendem Tone. „Aber die Gesundheit, die ist doch wenigstens ganz in Ordnung?"

„Uns Gunzendorfs hat überhaupt nie etwas gefehlt, wenigstens bis in meine Generation. Man ist schließlich aus gutem Ton gestorben, weil sich's halt gehört, daß man auch einmal tot ist."

„Wie mich das freut, daß es dir so . . . physisch, meine ich . . . wenigstens physisch so ausgezeichnet geht. Das ist ein wahrer Trost für mich. Und das andere, liebe Tant' Agathe, sagen wir das Finanzielle, das ist jetzt überhaupt so eine Sache. Du lebst hier ziemlich zurückgezogen, du wirst es nicht so beobachten können, aber glaube mir, von seinen Renten kann heute kein Mensch mehr anständig existieren."

„Um dahinterzukommen, reichen sogar meine bescheidenen Seiberskirchner Erfahrungen aus."

„Du bist sehr sarkastisch, liebe Tante," erwiderte Ottokar mit einer milden Beharrlichkeit im Tone, die verriet, daß er im Gespräch auf ein ganz bestimmtes Ziel hinsteuerte. „Niemand kann mehr von seinen Renten leben, man muß das Geld fortwährend umdrehen, es in allerhand Unternehmungen arbeiten lassen."

„Ich weiß, ich weiß. Darin besteht doch bekanntlich deine Stärke."

„Stärke ist natürlich viel zu viel," meinte er mit Bescheidenheit. „Aber was man so sagt, eine glückliche Hand, die hab' ich schon in solchen Sachen, das glaub' ich langsam selbst. Also kurz und gut, man muß sich wirtschaftlich betätigen. Und dazu gehört Geld, bares Geld, das ist klar. Nun wirst du vielleicht einwenden, man kann sich's ja ausleihen?"

„Nein, nein, in so was misch' ich mich überhaupt nicht hinein. Denn dazu, weißt du, dazu langen wieder die Seiberskirchner Erfahrungen nicht aus. Hier hat man kein Geld und hier pumpt auch niemand eins."

„Darf ich, gute Tant' Agathe, über diesen Punkt ernsthaft sprechen? Man kann sich ja gewiß das Kapital ausleihen. Nur muß man dann so gut wie den ganzen Nutzen hergeben und schuftet zu guter Letzt einfach für die anderen. Ich bin ja, Gott sei Dank, eigentlich recht rangiert, Lizzie und ich sind kolossal sparsam, du hast keine Ahnung, wie wir auf jeden Kreuzer schauen.

Aber bares Geld, noch dazu in großen Summen — hm — hm —“

Gräfin Agathe deutete kopfnickend zur Fassade hinauf, die gerade oberhalb der Altane das Bild besonderer Verwahrlosung bot. „Das hast du mir schon bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt.“

„Es ist sehr gütig, daß du dich daran erinnerst,“ erwiderte er in unbeirrbarer Verbindlichkeit. „Ich will dich natürlich nicht mit Details belästigen, um was für eine Unternehmung es sich momentan handelt, aber sie ist primissima, das kannst du mir glauben, unerhört lukrativ und todsicher.“

Er hielt ein wenig inne, falls sie etwa doch fragen sollte. Aber Agathe schwieg.

„Also etwas geradezu Exzellentes. Dabei allerdings in ziemlich großen Dimensionen. Das ist auch gut so, denn aus Schnackerlgeschäften kommt nie was Gescheites heraus. Nur natürlich: große Dimensionen, großer, sicherer Gewinn, das bedeutet großes Kapital. Und damit sind wir wieder an dem gewissen fatalen Punkte.“ Er wünschte schon sehr irgendeinen Einwurf ihrerseits, der ihm weitergeholfen hätte. Aber sie schwieg beharrlich. So mußte er wiederum selbst ansetzen: „Ich habe selbstverständlich alle Möglichkeiten der Geldbeschaffung sorgfältig durchgegangen. Vom Kreditwege haben wir schon gesprochen. Hypotheken, da zahlt man schauerliche Interessen, nicht wahr? Und mit einer Bank, da ist's noch ärger. Schmuck verkaufen — Lizzie wäre natürlich zu jedem Opfer bereit — oder ein paar Bilder, Antiquitäten und dergleichen, das bringt einen nur schrecklich in den Mund der Leute, und gar viel steckt man auch nicht auf damit.“

Jetzt mußte sie doch endlich neugierig werden, wie er das Geld auftreiben wolle, mußte sie doch endlich fragen. Aber es interessierte sie anscheinend gar nicht. Sie schwieg noch immer.

So hieß es also, aus eigener Kraft die letzte große Hürde nehmen. Er gab sich innerlich die Sporen: „Zufälligerweise bietet sich mir jetzt eine ganz unglaubliche Chance. Etwas, woran ich gar nie gedacht hätte und das auch gewiß nicht wiederkehrt. Um es also ganz kurz herauszusagen . . . wozu viele Umschweife, nicht wahr, Tant' Agathe? . . . du kannst ja so eine lange Dicerie nicht leiden und ich auch nicht, wie du weißt . . . mit einem Wort also, ich habe ein Angebot bekommen, ein verhältnismäßig günstiges, was sag' ich, ein besonders günstiges Anbot für . . . du wirst selbst erstaunt sein, liebe Tant' Agathe, enorm erstaunt sogar, ich wette drauf . . . ein geradezu ungeheuer günstiges Anbot für . . . für . . . Seiberskirchen.“

Agathe riß die Augen weit auf und biß die unteren Zähne über die oberen. Was ihn aber noch mehr erschreckte als der Ausdruck des Ingrimms, war, daß sie langsam bleicher wurde, und je weiter das Blut hinter der Haut zurückwich, immer mehr das Ansehen eines riesenhaften, feindseligen Schloßgespenstes annahm. Da war er nun, der Moment, vor dem er sich seit acht Tagen gefürchtet hatte. Aber dieser Moment mußte eben kommen und mußte überstanden werden. Dazu galt es vor allem, sich seine Schwäche nicht anmerken lassen. „Ein wirklich glänzendes Anbot also,“ fuhr er mit einem Lächeln fort, dessen Unbefangenheit die Mitwirkung seiner ganzen Nervenkraft kostete, „und zwar von einem absolut seriösen Reflektanten. Es handelt sich um einen sehr reichen, sehr angesehenen Mann, der, nebenbei bemerkt, auch sehr nett ist, so daß sich die ganze Geschichte in der angenehmsten und fairsten Weise abwickeln wird. Das ist auch sehr viel wert, wo sich doch unsereins so ungern in Geldsachen herumstreitet. Der Preis, den er zahlen will, ist nach Ansicht der Fachleute sehr hoch, und dabei will er ihn — ich bitte das ja nicht zu übersehen, Tant' Agathe — er will ihn sofort in barem erlegen. Solche Leute sind heutzutag sehr selten. Fery Palneck zum Beispiel hat sein Rebenbichel dreimal hintereinander verkauft, weil die Käufer immer wieder die Kaufschillingsraten nicht haben zahlen können, und jetzt hat er's noch immer. Wohingegen mein Käufer die kolossale Summe ... auf einmal ... bar ... erlegt.“

Gräfin Agathe, nun schon ganz gigantisches, böses Schloßgespenst, hatte sich mit einem Ruck hoch aufgerichtet und hieb auf den Tisch, hart und schmetternd, wie mit einer Knochenhand. „Mir das Dach über dem Kopf wegverkaufen? Mir, die hier testamentarisch ein Wohnrecht hat? Mir, die von Kindheit auf hier war, und die hier sterben will? Sonst hast du keine Schmerzen, mein Lieber? Aber daraus wird nichts, mein Lieber! Schlag' dir das nur aus dem Kopf, mein Lieber! Ich nehm' einen Advokaten, ich prozessiere! Werden schon sehen, ob du so was darfst! Selbst in unseren niederträchtigen Zeiten, wo sich die Leute weiß Gott genug herausnehmen.“

Ottokar ließ diesen Ausbruch still über sich ergehn. Dann erwiderte er, sehr höflich, aber nicht ohne Bestimmtheit: „Es ist selbstverständlich, daß wir die Sache à l'amiable behandeln werden und daß alles genau nach deinen Wünschen gemacht wird. Be-

züglich der Durchführung nämlich. Was aber die Rechtsfrage anbelangt, so muß ich mir schon die Bemerkung erlauben, daß du die Situation verkennst, liebe Tante."

„Ich habe ein testamentarisches Recht ..."

„Ganz wohl, du hast aus dem Testamente deines Vaters, meines Großvaters, wie es auch in der Landtafel ordnungsmäßig eingetragen ist, das lebenslängliche Wohnrecht im Amalien-Trakt, ferner Anspruch auf Verpflegung für dich und deine Dienerschaft sowie auf Equipagenbenützung. Das alles gebührt dir. Aber mehr steht dir, wenn ich dir das sagen darf, nicht zu, absolut nicht. Beim Verkaufe der Herrschaft hast du nicht mitzusprechen, darüber verfüge ich vollkommen frei. Dies natürlich nur so nebenbei, denn, wie gesagt, wir behandeln die Sache ganz à l'amiable."

„Noch heute muß ein Advokat her!"

„Das ist mir außerordentlich angenehm. Ich kann nur wünschen, daß du dich von berufener Seite informieren läßt. Man wird dir haargrau das gleiche sagen wie ich."

„Wird sich weisen, wird sich schon weisen. Und wenn es wirklich so sein sollte, daß ich bei den Gerichten nichts durchsetzen kann, glaubst du vielleicht, ich lasse den Kerl herein, diesen impertinenten Protzen, diesen Haderlumpen, der das gute, alte Schloß krapsen will und vor dem du so devot knickst, weil er einen Sack voll Geld hat? Mir, weißt du, mir imponiert das gar nicht, mein Lieber. Der soll nur probieren, als Gutsherr hier einziehn!"

„Wenn er das Schloß gekauft hat und du wolltest ihn hindern, so wäre das Besitzstörung."

„Mir Wurst. Ich werde ganz einfach mit meinen Leuten . . ."

„Das wäre Hausfriedensbruch."

„Mir kommt vor, du bist nicht recht bei Trost, Ottokar. Wenn ich hier, wo ich bald siebzig Jahr' lebe, wo ich ein testamentarisches Recht habe, einen frechen Eindringling . . ."

„Du kannst es mir glauben, liebste, beste Tant' Agathe, das wäre ein ganz gewöhnlicher Hausfriedensbruch. Ich wäre desperat, wenn du durch eine Unüberlegtheit..."

„Also soweit wären wir glücklich, daß du und dein sauberer Kompagnon mir die Polizei auf den Hals hetzen wollen. Wirklich scharmant, muß ich schon sagen!"

„Davon ist doch keine Rede, gutes, gnädiges Tanterl, und das glaubst du ja auch selber gar nicht. Du kannst überzeugt sein, ich werde beim Verkauf alle deine Rechte gewissenhaft wahrnehmen und dafür sorgen, daß sie auch der Käufer respektiert. Ob ich oder Herr Ammege als Eigentümer von Seiberskirchen eingetragen ist, kann dich schließlich kalt lassen. Wenn sich nur für dich, ich meine für deine Person, nichts ändert."

„Für mich nichts ändert! Weißt du, Ottokar, deine schäbige, deine infame Handlungsweise, die muß ich vielleicht über mich ergehn lassen. Aber daß ich den Stiefel anhör', den du da zusammenred'st, dazu bin ich nicht verpflichtet. Das ist einfach zum An-der-Wand-hinauf-laufen." Sie wandte sich zum Gehen.

Ottokar langte nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Aber diese Hand schnellte weg wie an einer Feder. So begnügte er sich mit einer Verbeugung, die allerdings nur mehr Agathens Rücken zugute kam, verweilte noch einen Augenblick, bis sie in ihre Gemächer verschwinden konnte, auf der Altane und ging dann, innerlich sehr erleichtert, zu seinem Auto hinunter. Daß das Gespräch nicht gerade erquicklich ausfallen würde, darüber hatte er sich von vornherein keiner Täuschung hingegeben. Und die Tante war schließlich nicht rabiater gewesen, als man unbedingt erwarten mußte. Nun aber war es überstanden. Morgen würde er beim Notar den Vertrag unterzeichnen und in acht Tagen den Kaufpreis erhalten, auf Heller und Pfennig ausbezahlt. Und dann konnte er, kapitalskräftig wie noch nie in seinem Leben, an jene große Unternehmung herantreten, an der sich zu beteiligen die Sehnsucht ihn seit Wochen fast verzehrt hatte. Sich beteiligen als die große potente Finanzkraft, deren Wille herrschend, entscheidend sein würde, und hinter der die anderen, die ihn eben noch zur Not hatten mitlaufen lassen wollen, als rechte Schnorrer demütig zurückstanden. Dafür konnte man sich schließlich von einer alten Tante ein bißchen beschimpfen lassen. Insbesondere, wenn dieser alten Tante, unbeschadet der Wahrung ihrer Rechte, dabei schließlich doch etwas übel mitgespielt wurde und man ihr infolgedessen ein paar Grobheiten zugute halten mußte.

*

Noch am Nachmittag kam, von Agathe berufen, ein Advokat aus dem nächsten Gerichtsorte. Seine Kanzlei hatte schon zu ihres Vaters Zeiten die Seiberskirchner Angelegenheiten besorgt, man konnte ihm vertrauen. Die Honorarforderung war bescheiden, trotzdem verschlang sie ein Großteil dessen, was Agathe für die Instandsetzung ihres Wintermantels beiseite gelegt hatte. Und dabei war das Geld so gut wie hinausgeworfen. Denn man kriegte dafür nur allerhand moralische Zustimmung, aber

keine Rechtshilfe. Nach der Meinung des Advokaten ließ sich der Verkauf leider nicht anfechten. Daß die Ansprüche der Wohnberechtigten keinen Eintrag erleiden dürften, stehe juristisch außer allem Zweifel und würde von jedem Gerichte anerkannt werden. Bei den Behörden war mithin nichts zu holen. Da hatte sie nun in ihrem eigenen Schicksal einen kleinen Ausschnitt jener schnöden Welt vor sich, wie sie ihr aus den Zeitungen immer wieder entgegentrat, einer Welt ohne Recht. Denn wenn man's jetzt so drehte und wendete, daß sie auf ihre alten Tage ins Ausgedinge zu fremden Leuten kam, so war das selbstverständlich eine riesige Schweinerei.

Indessen mochte sich auch alles um sie herum so geändert haben, daß etwas derartiges möglich wurde, sie, Gräfin Agathe, war die alte geblieben. Und fehlte es gleich an jeglichem Beistande bei Menschen und Institutionen, sie selbst war noch da, entschlossen und streitbar, bereit, den Kampf aufzunehmen, und stark genug, ihn durchzufechten.

Den Kampf! Freilich, ihr erster Gedanke, geboren aus der Wut des Augenblickes, den Eindringling mit Gewalt abzuwehren, hielt ruhiger Überlegung nicht stand. Es galt aber, das liebe, alte Schloß zu beschützen gegen die Willkür eines protzigen, rohen Barbaren. Weiß der Kuckuck, was dieser Kerl für Ideen im Kopfe hatte. Vielleicht machte er aus dem Ahnensaal eine Tanzdiele oder aus der Gruftkapelle ein Lusthäuschen. Derartige Infamien, die würde sie verhindern.

Ruhelos wanderte sie durch das Schloß, mit erhitzter Einbildungskraft sich ausmalend, was der sogenannte neue Gutsherr da und dort an Schlimmem alles unternehmen könnte. Wenn er etwa den schleißigen Damast der weißen Barockmöbel im Amaliensaale durch geometrisch gemusterte Stoffe aus der Wiener Werkstätte ersetzte oder gleich die ganzen Möbel hinausschmiß und an ihrer Stelle krachmoderne Scheußlichkeiten hinpflanzte? Wenn er die Familienbilder — schön waren sie ja zum Teil wirklich nicht, aber alt und gemütlich und her gehörten sie einmal — wenn er sie wegnahm und dafür allerhand expressionistische Kleckssereien an die Wand hängte? Wenn statt der Lüster und Appliken mit ihrer ein bißchen stumpf gewordenen Vergoldung die neuen Beleuchtungskörper kamen aus blitzblanken, sinnlos verspreizten und durcheinander gebogenen Messingstangen? Die Erinnerung an eine Wiener Vorortvilla, die sie zufällig einmal gesehen und in der sich auf Kosten eines neuen Reichen die Erfindungswut eines stilschaffenden Innenarchitekten ausgetobt hatte, kam ihrer Phantasie zu Hilfe und führte ihr auf Schritt und Tritt, in Sälen und Gelassen, auf Treppen und Gängen, an Mauern und Innenwänden das visionäre Bild eines bis ins kleinste verballhornten, umgekrempelten, verhöhnten, geschändeten und vernichteten Seiberskirchen vor Augen. Nicht ein Jota von dieser Vision durfte Tat und Wahrheit werden!

Wenn er nur schon dagewesen wäre, der neue Besitzer, wenn sie ihm hätte entgegentreten, den Kampf beginnen können! Doch Herr Ammege ließ sich nicht blicken. Er sollte wohl einen Tag nach Ottokars Besuch Meierhöfe, Äcker, Wiesen und Wald besichtigt haben. Auf den Einzelheiten der Landschaft hatte also das Auge des ordinären Protzen schon geruht. Aber da war ja kein Feld für seine vandalischen Triebe. Der Mann hatte Geld wie Heu, wußte also offenbar, wie man es schafft und erhält, und würde sich hüten, dort, wo Jahr um Jahr der Ertrag des Gutes ausreifte, etwas zu zerstören. Park und Schloß hatte er nicht betreten. Und hier, hier hätte sie ihn schon endlich haben wollen, vor sich, wo er ihr nicht mehr entrinnen konnte, ausgeliefert ihrer Mannhaftigkeit und Kampfeslust. Warum kam er nicht? Fürchtete er sich vor ihr? Schwante ihm am Ende, daß diese in Ottokars Schilderung gewiß auf ein Nichts reduzierte Inwohnerin des Schlosses in Wahrheit doch ein sehr vorhandenes Wesen war, mit spannkräftigem Willen und, wenn es galt, mit tüchtigen Krallen? So mußte es sein. Ordinär war dieser Mensch, brutal und feig auch noch!

Einmal, als sie sich den ganzen Tag über eingebildet hatte, heute werde er bestimmt kommen, sagte sie nach dem Abendessen zu Nepomuk: „Spaßig, daß der Zwetschgenkrampus noch immer nicht da ist."

„Scheint's nicht eilig zu haben, der Mann," erwiderte der Alte verächtlich. „Na, wir auch nicht, Gräflich Gnaden."

Hätte sie es nicht schon früher gewußt, aus seiner Miene konnte sie erkennen, daß die Leute ganz mit ihr waren. Wortlos hatte man seine Gedanken ausgetauscht und stumm fühlte man sich eins in der Meinung über Herrn Ammege. Wie für sie selbst, so auch für Nepomuk, für Kathi, für die alte Rosalia, ja merkwürdigerweise sogar für die Tini, dieses nichtsnutzige Ding, in dem doch weiß Gott eine gute Portion Kalfakter steckte, war er der kecke Eindringling, der sich widerrechtlich breitmachen wollte im Schlosse. Ein Hergelaufener, dem zuzugehören für herr-

schaftliche Domestiken eine Entehrung bedeutet hätte und der sich daher als Dienerschaft nur Gesindel mitbringen konnte.

Überall im Schlosse brütete der nämliche Geist des Abscheus und der Verachtung gegen diesen Gutsherrn zum Lachen, der nicht einmal das Ansehen eines Pächters oder Mieters beanspruchen konnte.

Wieder verstrich eine Woche. Agathe kam eben von der Gruftkapelle zurück. Dort würde der neue Gutsherr nolens volens etwas machen müssen, so arg war es inzwischen geworden. Das Dach war weit offen, der Spalt in der Mauer dermaßen vergrößert, daß die Grabplatten an der Außenseite demnächst umfallen würden, auch die auf dem Fußboden lagen schon ganz schief, es mußte sich unterirdisch etwas gesenkt haben. Der ordinäre Protz konnte nicht umhin einzugreifen. Und würde es radikal tun, das stand außer jedem Zweifel. Wenn er aber schon sein Geld hineinsteckte, dann doch nur um etwas Praktisches zu haben. Gruftkapelle, wozu brauchte er denn die? Ein Lusthaus, nein, eine Garage würde er daraus machen, eine Garage, natürlich. Und der Raum, in dem jeweils die späteren Generationen mit frommer Rührung der früheren von Seiberskirchen gedacht, für ihr Seelenheil gebetet und sich mit ihnen in einer Jahrhunderte durchschlingenden Kette verbunden gefühlt hatten, sich in eine Betonhalle wandeln, als Unterkunft für einen Achtzigpferder, dunkelgrün lackiert und mit weit vorgestrecktem Motor. Hier, an der Gruftkapelle, würde die ganze Gemeinheit des Eindringlings hervorplatzen.

„Jetzt ist er wieder einmal nicht gekommen, der Kirchenschänder," sagte Agathe zu dem die Tür öffnenden Kammerdiener.

„Ich mein' allweil," erwiderte Nepomuk mit schlauem Gesichte, „er kommt überhaupt nimmermehr. Dürft' ihm inzwischen der Gusto vergangen sein."

Die Gräfin stutzte. Ganz von der Hand zu weisen war das nicht. Ottokar, immer gelddurstig und immer sanguinisch, hatte vielleicht die Aussichten rasend überschätzt und dem anderen war es gar nicht so ernst gewesen. Ein Verkauf, der so günstig, förmlich blendend aussah und dabei nur den einen Haken hatte, daß er nämlich zu guter Letzt in Luft aufging, der paßte ja prächtig zu jener Art des Geschäftemachens, die sie bei ihrem Neffen immer wieder zu ihrer großen Bekümmernis wahrnehmen mußte. Ja, ja, so verhielt es sich offenbar. Der andere dachte nicht mehr daran, die Herrschaft zu erwerben, und Ottokar hetzte wahrscheinlich schon wieder auf einer neuen Fährte hinter den von ihm so überaus dringend gebrauchten Moneten her.

Seiberskirchen war noch einmal gerettet.

★

Aber man hatte sich geirrt. Am nächsten Vormittag fuhr Herr Amwege vor, in einem Auto ungefähr von jener Gestalt, wie es Agathens Vision in der Gruftkapelle hatte erstehen lassen, und fragte an, ob er sie sprechen dürfe. Sie, längst auf den Augenblick vorbereitet, besaß einen bis ins kleinste ausgearbeiteten Schlachtplan, nach dem für die erste Begegnung der Ahnensaal ausersehen war. Hier, wo die alten Seiberskirchner, Heunradls, Franconnays und Gunzendorfs stolz auf ihn herniederschauten, nicht alle gerade schön, aber insgesamt ansehnlich und vornehm, wollte sie ihm entgegentreten und seine eigene Schäbigkeit zwischen den geringschätzigen Blicken der Jahrhunderte Spießruten laufen lassen, damit, wenn nur ein Funke Schamgefühl in ihm war, er seines Unwertes innewurde, Nachfolger und Erbe von soviel verklungener Größe zu sein.

Starr aufgerichtet, feindlich und mit einer Miene von nicht zu überbietender Hochnäsigkeit erwartete sie den Eintretenden. Sie wußte genau, wie er aussehen würde: feist und selbstgefällig, mit rohem Gesicht, in übertriebener Eleganz gekleidet und mit blitzenden Ringen an den manikürten Speckfingern. Unter der Tür aber, neben dem ihn verächtlich musternden Nepomuk, erschien, das graue Haar zurückgestrichen, Lippe und Kinn ausrasiert, mit ein wenig Backenbart, goldener Brille und in einem langen schwarzen Gehrock, ein ziemlich großer, schlanker Mann, der bescheiden auf sie zukam und dessen höfliche Verbeugung nicht ohne etwas altmodische Steifheit war. Die Erscheinung die eines anglikanischen Geistlichen, das Gehaben verbindlich und anspruchslos. Blitzartig ging es da Agathe durch den Kopf, daß bösartige und dabei innerlich schwache Menschen sich gerne den Anschein großer Harmlosigkeit und Verbindlichkeit geben, weil sie sich erst vor dem eingelullten Gegenpart mit dem wahren Ich heraustrauen. Brutal, feig, und ein Heuchler obendrein.

„Ich nehme mir die Freiheit, mich ergebenst vorzustellen, mein Name ist Amwege. Die Herrschaft Seiberskirchen ist kürzlich in meinen Besitz übergegangen, was ja wohl bekannt sein dürfte."

Agathe nickte frostig.

„Ich möchte nur anmelden," fuhr er gelassen fort, „daß ich von jetzt ab öfters, ja fast täglich ins Schloß kommen werde.

Meine Frau und ich haben einstweilen die Villa Tannenhort in Gleichwiesen gemietet, damit ich bequem herüber kann, die Arbeiten zu überwachen. Es sind gründliche Restaurierungen nötig, was mir beim Ankauf gesagt wurde und was ich jetzt auch selbst sehe."

Mit einer schneidenden Schärfe des Tones, berechnet, den andern von vornherein einzuschüchtern, erwiderte Agathe: „Sie werden sich wahrscheinlich nicht auf Reparaturen beschränken, die vielleicht notwendig sein mögen, sondern das Unterste zu oberst kehren, wie's einmal die Manier neuer Besitzer ist. In den übrigen Teilen des Schlosses kann ich Sie dran nicht hindern, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Aber im Amalientrakt, da hab' ich ein Wohnrecht, ein lebenslängliches Wohnrecht aus dem Testamente meines seligen Vaters, verstehen Sie? Und zwar in einem Schlosse. Daher geht's mich schon an, was Sie damit anfangen, und ich brauch' mir's absolut nicht gefallen zu lassen, wenn Sie vielleicht ein sezessionistisches Vogelhaus draus machen."

Ammwege sah sie durch seine Brille groß an.

Sie hob die Nase noch um eine Linie höher. „Ich kenne meine Rechte ganz genau und hinausekeln wird man mich auch nicht, wenn man vielleicht so was im Sinn hätte. Was mir nicht paßt, das werd' ich ganz einfach nicht dulden."

Eine Blutwelle stieg in das Gesicht des Mannes, bis unter die grauen Haare hinauf. Aber er beherrschte sich und antwortete mit seiner ruhigen Stimme, deren dunkler Wohllaut Agathe besonders ärgerte: „Ich hoffe, das als einen Scherz betrachten zu dürfen. Denn ich wüßte nicht, wie ich dazukomme, daß man mir im Ernst dergleichen zumutet. Welche Rechte Sie haben, ist mir genau bekannt, und ich werde sie mit der äußersten Loyalität achten."

Agathe wurde es schwer, ihre bisherige Schroffheit aufrechtzuerhalten. In einem kaum spürbar einlenkenden Tone sagte sie: „Je gewissenhafter Sie meine Rechte respektieren, desto weniger Reibungen wird es absetzen."

Herr Ammwege lächelte. „Es wird ganz bestimmt überhaupt gar keine Reibungen geben. Sie scheinen die Situation zu verkennen, Frau Gräfin. Ich habe von allem Anfang an gewußt, daß der Amalientrakt auf Lebenszeit Ihnen gehört. Das ist für mich eine gegebene Tatsache, genau so wie Bauzustand des Schlosses, Rentabilität des Gutes, etwas, womit ich vollkommen rechne. Sie darin zu stören oder gar Sie durch irgendwelche Mittel hinausbringen zu wollen, könnte mir nie beifallen. Sie werden mir sagen, was Sie sich ansonsten vorzubehalten wünschen, Wege, Gartenplätze und dergleichen, wie Sie Ihre Verpflegung belieben — es kommt nämlich morgen eine Köchin her, weil ich selbst öfters . . ." Plötzlich hielt er inne. Während des Sprechens durch seine Brille umherschauend, war sein Blick an einer Anzahl Bilder haften geblieben, die sämtlich statt des rechten Auges ein kleines kreisrundes Loch aufwiesen. „Ach, was ist denn das? Man dächte, lauter Einäugige?"

Agathe wurde etwas verlegen. „Ein Skandal, nicht wahr? Da waren einmal meine Großneffen da, die Söhne vom Ottokar — der Hansi war nicht dabei, der war immer ein anständiger Bursch — aber die zwei anderen und die von meiner Nichte Radovich, und da haben diese infamen Lausbuben, weil's Regen war und sie sich gelangweilt haben, mit der Armbrust Scheiben geschossen auf die Augen. Bis es der Nepomuk bemerkt und mich gerufen hat. Ein Besen war auch da zum Glück, daß ich mit dem Stiel hab' loshauen können auf diese Mistbuben. Aber die Augen waren weg, da und da und da auch."

Herr Ammwege war ganz entgeistert, nicht anders als hätte sich eben vor seinen Blicken etwas geradezu Greuliches abgespielt. Er schien nach Worten zu ringen. „Das hätte man denn doch nicht für möglich gehalten," keuchte er nach einer Weile hervor. „In meinem ganzen Leben ist mir ein derartiger Vandalismus noch nicht vorgekommen."

Vandalismus? Fühlte er gar nicht, wie komisch sich dieses Wort in seinem Munde ausnahm? Er fühlte es offenbar nicht. Er sprach weiter, immer noch mit nachzitternder Entrüstung: „Solch einen offenen Schaden kann man nicht bestehen lassen. Da muß man restaurieren, es geht nicht anders. Hm, hm."

‚So sind sie, die Geldleute,' dachte sie. ‚An den Bildern als solchen, an der Pietät, an der Tradition liegt ihm natürlich gar nichts. Aber daß etwas, was jetzt ihm gehört, entwertet ist, das wurmt ihn. Läßt sich's auch was kosten, damit's gerichtet wird, und ist ihm dabei ums Geld auch wieder leid.'

In der Tat, Ammwege schien ganz versorgt. „Gibt eine böse, eine furchtbar kitzlige Arbeit. Man hat gut einen erprobten Restaurator nehmen, weiß der Kuckuck, ob's ihm ganz glückt. Ein neues Auge einmalen neben das andere, ist fast ein so großes Kunststück, wie ein lebendiges einsetzen. Eine verdammte Geschichte, Frau Gräfin."

„Aber gehn Sie," meinte Agathe, „Auge ist Auge, höchstens, daß eins blau ist oder eins braun."

Amwege schüttelte streng den Kopf. „Bitte um Entschuldigung, das ist grundfalsch. Um nur auf etwas ganz Grobes und Schematisches hinzuweisen: Auf den alten Porträts stehn die Augen gewöhnlich in der Vertikalachse des Bildes, der Stern ist ziemlich in der Mitte und man sieht unteres und oberes Lid in fast gleichmäßiger Entwicklung. Die heutigen Maler dagegen stellen das Auge meist unter einen Winkel zur Vertikalachse und verschieben den Stern in der Höhenrichtung oder auch seitlich. Sie bringen dadurch im Blick mehr Innerlichkeit und Tiefe heraus, aber man erhascht ihn nur, wenn man vom richtigen Punkte hinsieht. Bei den alten Bildern ist der Blick meist ein klein wenig vag und leer, dafür findet man ihn, wo man auch stehen mag, immer wieder fest auf sich gerichtet. Die Ahnenbilder sehen von den Wänden auf einen herab, pflegt man zu sagen. Das werden natürlich die künftigen Generationen einmal von ihren jetzt gemalten Vorfahren nicht behaupten können. Und so gibt es noch unzählige Unterschiede, auffallende und versteckte. Auch die tüchtigen Maler machen sich vom Zeitgeschmack nicht leicht los, unbewußt verfallen sie in ihn. Da bitte ich, sich jetzt vorzustellen, wenn man mir hier neben einem Barockauge beispielsweise ein expressionistisches hinkleckst!"

Agathe konnte nicht ganz folgen. Sicherlich gebrach es ihr nicht an geziemender Anhänglichkeit für die Familienbilder. Aber daß sie gerade Barockaugen haben sollten, das wäre ihr nie eingefallen.

„Ich werde vorsichtshalber zuerst Skizzen anfertigen lassen," sagte Amwege, nachdenklich den Zeigefinger an die Wange legend. Seine Augen wanderten von Bild zu Bild den ganzen Saal ab. „Reinigen und nachspannen muß man sie alle durch die Bank. Firnissen, das weiß ich noch nicht. Bei sehr vielen sind Restaurierungen nötig, und, wie ich fürchte, wird man eins oder's andere wohl rentoilieren müssen."

Dann fragte er, ob sie ihm auch die übrigen Räume zeigen wolle, und sie wanderten stundenlang mitsammen durch das Schloß. Amwege kehrte in keiner Weise den Gutsherrn heraus, sondern benahm sich eher wie ein Gast, allerdings wie ein schrecklich neugieriger und eindringlicher. Er erinnerte in seinem Gehaben verdächtig an die Antiquitätenhändler, die gelegentlich gekommen waren, etwas zu kaufen, und die Ottokar zu Agathens großem Ärger immer wieder ein paar Stücke hatte mitnehmen lassen. So wie jene, beäugte, betupfte, beschnüffelte er die Möbel, strich er mit den Fingern die Bespannungen herab, nahm er kleine Gegenstände in die Hand und hielt sie gegen das Licht. Wenn ihm etwas gefiel, nickte er freundlich und mehrmals schnalzte er leise mit der Zunge, wie in höchstem Behagen. Auszusetzen fand er auch manches. An diesem oder jenem Stücke sei etwas ergänzt, ein drittes sei überhaupt erst später zu schon vorhandenen hinzuverfertigt worden. Dergleichen kam ihr wenig glaubhaft vor; sie hätte einen Eid darauf schwören wollen, daß alles hier von Anfang an so dastand wie heute und daß sich daran auch nicht ein I-Tüpferl geändert habe. Beinahe in Konflikt gerieten sie vor einem besonderen Prachtstück, das sie ihm mit großem Stolze zeigte, einem Schrank aus Rosenholz mit eingeschnittenen Glasscheiben und wuchtigen Bronzen. Er machte eine säuerliche Miene, wollte nicht recht heran, und als sie ihn energisch zur Bewunderung verhielt, meinte er: „Ich möchte ja nicht gerne widersprechen, aber nach meiner Ansicht ist dieser Schrank überhaupt nicht alt, sondern in den sechziger Jahren nachgemacht und obendrein nicht einmal gut. Es gibt ganz anders feine Arbeiten aus dem zweiten Kaiserreich."

Die ganze Art weckte ihren Argwohn. Offenbar wollte der neue Besitzer in Seiberskirchen einen Ausverkauf veranstalten und mit dem Erlös des Mobiliars sich einen guten Teil des Kaufschillings für die Herrschaft zurückholen. Eine Niederträchtigkeit natürlich, aber wahrscheinlich eine gute Spekulation.

Im weißen Gartensalon fesselte ihn besonders die Feuerstelle, vor der der Kamin fehlte. Ottokar hatte ihn nämlich vor einem Jahre verklopft, und es war kein Ersatz gekommen. Das rahmenlose Loch mit den Bruchstellen der Mauer sah recht trist aus. Herr Amwege aber war gar nicht betrübt, die Sache schien ihn merkwürdigerweise zu freuen. „Bitte, Frau Gräfin, der Kamin, der hier stand, der war doch wohl aus weißem Porzellan, mit sehr reichen Voluten, und die Ränder des Ornaments vergoldet?"

„Woher können Sie das wissen?" rief sie, übermannt durch soviel Scharfsinn.

„Wissen nicht, bloß vermuten, und auch das nur durch einen puren Zufall. 's ist nämlich so: Gestern sah ich bei einem Händler einen Kamin genau in den Dimensionen hier, der aus einem Schlosse in der Gegend stammen sollte. Mir schwante gleich etwas, und so sagte ich, er solle mir den Kamin

Bergdorf. Gemälde von Oskar Mulley

drei Tage lang aufheben. Und es ist der Kamin, gar kein Zweifel, daß er's ist. Auf der Stelle klingle ich auf, der Kamin muß postwendend heraus. Es ist doch was anderes, wenn man so das richtige alte Stück wieder an seinen Platz bringt, als daß man sonst woher was halbwegs Passendes auftreibt. Sie werden mich auslachen, Frau Gräfin, aber es kommt mir vor, so ein Stück muß dann selbst das trostvolle Gefühl des Heimgefunden haben."

Er wurde immer vergnügter, wiegte den Kopf zwischen den Schultern, rieb sich die Hände, und sie hätte sich nicht gewundert, wenn er auch noch angefangen hätte, vor Freude zu hüpfen. Jetzt kannte sie sich gar nicht mehr aus. Auf der einen Seite war es sonnenklar, daß er mit den Seiberskirchner Altertümern einen schwunghaften Handel zu eröffnen gedachte, und auf der anderen wollte er das, was schon draußen war, um jeden Preis zurückschaffen. Angesichts dieses vorläufigen Widerspruches und darüber hinaus verschiedener Gegensätzlichkeiten zwischen ihrer von vornherein bedachtsam zurechtgelegten Meinung und allerhand im Gespräche mit Ammwege sich ihr aufdrängenden Eindrücken blieb sie nach Beendigung des Rundganges in einer an Verwirrung grenzenden Unklarheit.

Indessen, mochte manches an dem neuen Gutsherrn Wahrgenommene zu ihrer vorgefaßten Meinung auch nicht ganz stimmen, ein durchschlagendes Argument gegen deren Richtigkeit lag gewiß nicht vor und im Laufe des Nachmittags gelang es Agathe, die sympathische Erscheinung Ammweges, das unleugbar wohlerzogene und korrekte Benehmen und — dies war am schwersten — die ehrliche Entrüstung über die ihm unterschobenen schnöden Absichten restlos zu überwinden. Als sie sich zum Abendessen setzte, war zu ihrer großen Genugtuung sein Bild wieder in den ursprünglichen Zügen hergestellt.

★

Nicht lange darauf durfte sie sich sagen, wie gut es war, sich nicht irremachen zu lassen. Eines Nachmittags waren etliche Pferde eingetroffen zu Herrn Ammweges Gebrauch. Alles war insgeheim schrecklich neugierig, Agathe voran. Aber niemand würdigte die Tiere eines Blickes. Wenn der Schloßherr Luft war, konnte er auch nur auf Luftpferden reiten und mit Luftpferden fahren. Lediglich die Tini, die nichtsnutzige Gans, war natürlich hinübergerannt, hatte mit den Stallburschen getratscht und die Pferde angesehen Sie wußte sich nicht genug zu rühmen, wie schön sie seien, die zum Reiten und die für den Wagen, wie gut genährt, glänzend und lebhaft. Nun, etwas gar so Besonderes konnte Ammwege in seinem Stalle wohl nicht haben. Die Tini ging eben vom Vergleiche mit Ajax und Eglantine aus, den beiden Schindmähren, denen seit Jahren die Aufgabe zufiel, Agathens testamentarischem Anspruch auf Equipagenbenützung den Schein einer Verwirklichung zu bieten.

Am nächsten Morgen aber kam Nepomuk, zitternd vor Wut, kaum der Sprache mächtig, und meldete, daß Ajax und Eglantine weggeführt worden seien, auf den Rheinbacher Meierhof. „Jetzt hab' ich ihn!" rief Agathe frohlockend. „Jetzt kommt er mir nicht mehr aus! Spring hinunter, Nepomuk, und sag' unten, ich will sofort nach Sankt Emmeran fahren!

Eilig rüstete sie sich. Sie wollte beim Tor stehn, völlig marschbereit, als würde der Wagen wirklich vorfahren, ein paar Minuten warten und dann fragen, was denn sei, bis die Schweinerei ans Tageslicht kam. So flagrant als möglich sollte dieser erste große Rechtsbruch dastehen.

Sie war noch nicht ganz fertig, als sie einen Wagen hörte. Etwas verwirrt lief sie die Treppe hinab. Da stand ihre gewöhnliche gelbe Kalesche, unverändert bis auf die neue Wagendecke, statt Ajax und Eglantine aber zwei sehr hübsche Halbblüter davor, die an die besten Seiberskirchner Zeiten erinnerten. Auch nicht der alte Kutscher aus der Ökonomie, sondern einer von Herrn Ammwege, im Jägergewand.

Welche Gemeinheit steckte da wieder dahinter? Einsteigend erinnerte sich Agathe der Versicherung Ammweges, er werde ihre Ansprüche mit äußerster Loyalität achten. Wollte er am Ende wirklich dem auf Wagenbenützung anständiger Rechnung tragen als Ottokar mittels seiner beiden Rosinanten?

Fast schämte sie sich jetzt des Fahrzieles. Sankt Emmeran, eine kleine Wallfahrtskirche, lag mehr als zwanzig Kilometer entfernt und stark bergan. Einst ein Lieblingspunkt ihrer seligen Mutter, hatte sie selbst ihn auch später gerne aufgesucht. Nun aber schon seit Jahren nicht mehr. Es war eine Leistung für gute Pferde, mit Ajax und Eglantine wäre man nicht hingekommen. Dem säumigen Schuldner gegenüber hatte es ihr gepaßt, soviel zu verlangen. Wenn aber Ammwege tatsächlich für ihre Ausfahrten geziemend vorsorgen wollte, wenn er in dieser Hinsicht wirklich guten Willen hatte, dann war es eine Unbescheidenheit, gleich für den Anfang, und noch

dazu, wo die Tiere erst tags vorher eingetroffen waren. Indessen mochte sie nicht gleich widerrufen; wurden die Pferde müde, konnte sie immer noch umkehren.

Dazu war kein Anlaß. Flott und ohne Antreiben ging es in kaum anderthalb Stunde nach Sankt Emmeran, mit der schier unerschöpflichen Leistungsfähigkeit der guten Rasse bei richtiger Wartung und Fütterung. Agathe blieb eine Weile in der Kirche und verhielt hierauf ein wenig an den verschiedenen Aussichtspunkten. Der Kutscher hatte die Pferde erst sorgfältig zugedeckt, dann rieb er sie mit Stroh trocken, und vor der Abfahrt tränkte er sie. Genau so hatten es die Leute unter ihrem Vater tun müssen, der über seinen Stall fachmännisch und väterlich waltete. Rechtzeitig war man zum Essen zurück, und Nepomuk schüttelte leise den Kopf, als er ihr aus dem Wagen half. Die Dinge verliefen ganz anders, als er gedacht hatte.

In der Folge wurde jeden Morgen nachgefragt, wann die Frau Gräfin den Wagen befehle. Um Schonung der Pferde willen brauchte sie sich nicht zu beschränken, es waren drei Paar da, eigentlich nur für sie, da Ammwege, der täglich kam, fast ausschließlich sein Auto benützte. Das Ausfahren war jetzt wirklich ein Vergnügen.

*

In Seiberskirchen war gewaltige Unruhe eingezogen. Antiquitätenhändler, Maler, Bildhauer gingen aus und ein, geheimnisvolle Lastautos fuhren vor, um Möbel zu holen oder zu bringen. Der Dienerschaftstrakt wurde zeitweilig in eine Art Kaserne verwandelt, für Unterkunft und Verpflegung der Handwerker. Das ganze Schloß war eingerüstet, in den verschiedenen Rängen des Balkenwerks wimmelte es von Menschen in weißen Kitteln, wischenden, kratzenden, schabenden und putzenden. Es sah aus wie der Angriff auf eine feste Burg, mit Leitern in allen Stockwerken gleichzeitig ins Werk gesetzt. Wassereimer stiegen auf und ab, an den Mauern flossen schmutzige Bäche hernieder, ein feiner Sprühregen spritzte nach allen Seiten. Durch einen hölzernen Vorbau war aber gesorgt, daß man nichts davon abbekam. Obgleich es nun auch ganz nach einem umfassenden Angriff auf die feste Burg aussah, Sinn hätte er freilich keinen gehabt, da der größte Teil der feindlichen Armee sich bereits im Innern befand. Wenn man diese Menge Arbeitskräfte des Morgens antreten sah, wurde einem erst bewußt, wie unendlich viele Zimmer es im Schlosse gab. Nur der Amalientrakt blieb ganz unberührt.

So ging es mehrere Monate lang. Anfangs war Agathe über die Anwesenheit so vieler fremder Leute recht erbost. Allmählich aber gewöhnte sie sich daran, und als dann eines Tages die Gerüste wegkamen und die Leute abzogen, übrigens durchweg mit jener Art vergnügter Gesichter, wie sie eine unerwartet günstige Entlohnung hervorruft, spürte sie nicht einmal besondere Erleichterung.

Bald danach ließ sich Ammwege melden und lud sie zu einem gemeinsamen Rundgange ein. Sie war sehr neugierig, und auch ein bißchen von der guten alten Kampfbereitschaft erwachte wieder in ihr. Daß er nicht sezessionistische Einrichtungsstücke und öden Schieberprunk eingeschleppt hatte, wußte sie wohl. Aber auch den kleinsten Verstoß gegen Pietät und Geschmack würde sie nicht ungeahndet hingehen lassen.

An seiner Seite treppauf, treppab das ganze Schloß durchwandelnd, geriet sie in namenloses Erstaunen. Wie war es menschenmöglich, daß Hunderte von Leuten monatelang wie die Besessenen hier herumhantiert hatten, daß mächtige Möbelfuhren gekommen und gegangen waren, und daß schließlich so gut wie keine erhebliche Veränderung entstand? Auf den ersten Blick meinte man, es sei überhaupt nichts geschehen. Aber dem war eben doch nicht so. Denn so wie Seiberskirchen jetzt dastand, so hatte es früher nicht in Wirklichkeit, sondern, wenn sie die Augen schloß, in ihrer Erinnerung und Vorstellung ausgesehen. Die Schäden, die Lücken, die nicht gutgemachten Zerstörungen, in denen früher der Abstand zu jenem vergleichsweisen Idealbild gelegen war, die gab es nicht mehr. Jetzt meinte man, der Ferdinandustrakt, den Ferdinand Franconnay gegen Ende des 17. Jahrhunderts umgebaut hatte, die Räume in der Vorderfront, eine Schöpfung Balthasar Gunzendorfs aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, und das, was in den südöstlichen Teilen des Schlosses noch von den alten Seiberskirchnern und den Heunradls herrührte, aus dem Übergang von der Gotik zur Renaissance, das alles sei vom ersten Augenblick an vor jeder mechanischen Unbill behütet und nur den stillen, ehrwürdigen Einwirkungen der Zeit überlassen geblieben. Denn, und das war das Merkwürdigste an der Sache, trotz der gründlichen Erneuerung sah Seiberskirchen alt aus, fast älter, als bevor Ammwege und seine Bande sich darübergemacht hatten.

Wiederum, wie das erstemal, begannen sie mit dem Ahnensaal. Die Gesichter auf den Bildern waren aus dem Dunkel der

Jahrhunderte hervorgebrochen, richteten sich plastisch und lebensvoll auf den Beschauer, mit warmem, starkem Blick. Jede Spur von dem Verbrechen der mißratenen Urenkel war getilgt, die Einäugigen hatten, wie durch ein Wunder, das fehlende Auge wiederbekommen.

„War das ein saures Stück Arbeit," meinte Herr Amwege. „Wußt's ja von Anfang an. Wollen Sie nur mal gefälligst hersehen, Frau Gräfin!" Er öffnete einen mächtigen deutschen Renaissanceschrank, jenem zum Verwechseln ähnlich, den Ottokar vor zwei Jahren an einen Münchner Antiquitätenhändler vergitscht hatte, und wies auf einen ganzen Berg Ölskizzen, lauter Gesichtsausschnitte mit je einem Auge.

„Was, das haben Sie alles zur Probe machen lassen?" entrang es sich ihr.

Er suchte ein Stück heraus, lächelte in schlauer Befriedigung, stellte einen Stuhl auf die große Truhe, schwang sich hinauf und hielt die Skizze vor das Gesicht des alten Franconnay, als wollte er sie einsetzen.

„Bitte jetzt genau hinzusehen, recht genau! Das da hätte Professor Ziegelmaier tatsächlich hinaufpatzen wollen, der beste Restaurator in Wien, Lehrer an der Akademie. Das ist das Auge eines Menschen von heute, Medizinalrates, Generaldirektors, Abgeordneten oder was Sie wollen, aber sein Leben nicht das eines Mitgliedes des Hofkriegsrates aus der Zeit Wallensteins. Sagen Sie selbst, Frau Gräfin, wie kommt der würdige alte Herr dazu, sich so was aufpfropfen zu lassen? Eine Gemeinheit wär's gewesen."

Agathe konnte bei aller Aufmerksamkeit die entscheidende Nuance nicht herausfinden, aber das mit der Gemeinheit leuchtete ihr nichtsdestoweniger ein. „Haben S' schon recht g'habt, daß Sie dem Ziegelmaier, oder wie er halt heißt, ein bisserl auf die Finger g'schaut haben," sagte sie in billigendem Tone.

Den Kamin im weißen Gartensalon hatte Agathe wiederzusehen erwartet. Zu ihrem Erstaunen war aber auch der Rosenholzschrank noch da, den sie Amwege beim ersten Rundgange gezeigt und den er damals so abschätzig beurteilt hatte. Sollte er sich inzwischen eines besseren belehrt haben?

„Ah, den haben Sie also doch gelassen," bemerkte sie mit leisem Triumphe.

„Bitte um Verzeihung, das ist nicht der nämliche. Das ist ein guter, alter, den ich glücklicherweise aufgetrieben habe, nur ganz ähnlich. Er könnte beinahe das Vorbild gewesen sein, nach dem der andere kopiert wurde. Französische Provinzarbeit, wahrscheinlich lothringische, aus den letzten Jahren Ludwigs XV. Der frühere ist übrigens auch noch da, er steht nur in einem Magazinraum, falls etwa Frau Gräfin Wert auf ihn legen sollten."

Allenthalben konnte Amwege Veränderungen nachweisen, die offenbar um so mehr Sorgfalt erfordert hatten, als man sie auf den ersten Blick gar nicht bemerkte. Jedenfalls hatte er das Vierteljahr seit dem Gutskauf weidlich ausgenützt, eine Unsumme von Arbeit und ein ganzes Vermögen hineingesteckt.

Gegen sein Vorgehen ließ sich beim besten Willen nichts einwenden. Es war geradezu das Gegenteil dessen, was sie gefürchtet hatte. Sie selbst, Agathe Gunzendorf, hätte nicht mehr Liebe, nicht mehr Pietät für Seiberskirchen aufbringen können, nur daß es ihr an den nötigen Fonds mangelte und, wie sie sich sagen mußte, wohl auch an dem nötigen Verständnis. Der moderne Geldmensch, sonst Gegenstand ihrer tiefsten Verachtung, flößte ihr mit einem Male Respekt ein. Daß man nicht nur einen Haufen Geld hatte, sondern es auch so klug zu verwenden, sich damit Wissenschaft und Kunst so dienstbar zu machen verstand, das gefiel ihr. Sie und ihresgleichen brachten es heutzutage, trotz aller persönlichen Streitbarkeit, dem Laufe der Dinge gegenüber meist nur zu einer ziemlich unwirksamen Proteststellung.

Beim Auseinandergehen hatte Amwege einen Vorschlag, der ihr eigentlich als die frechste Zumutung erscheinen mußte. Ob sie nicht zeitweilig in die Gastzimmer übersiedeln wolle, damit auch der Amalientrakt ein wenig hergerichtet werden könne, selbstverständlich ganz nach ihren Wünschen und Angaben. Er persönlich lege nicht den mindesten Wert darauf, würde sich auch nie herausnehmen, in ihre Domäne hinüberzugreifen. Es sei lediglich ein Angebot und sie möge ganz nach Belieben entscheiden.

Die Gefühle des Widerstandes und Ingrimms, die, seit Monaten in ihrer Seele parat, sie wie durch den Druck auf den Taster jeweils serienweise in sich wachrufen konnte und für die feste Formen des Ausdrucks in reicher Auswahl fertig waren: daß ihr dies gerade noch gefehlt habe, man sich jenes nur nicht unterstehen solle, ob man am Ende nicht wisse oder ob man etwa vergessen habe — diese zahlreichen, wohl vorbereiteten, scharfgehämmerten und blankgeschliffenen Varianten für Trotz und Kampf standen im Augenblick nicht zu ihrer Verfügung. Sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man ihr etwas Gutes er-

weisen, von anderen Versäumtes nachholen und es nicht nur reichlich tun wollte, sondern auch mit bemerkenswerter Tüchtigkeit.

„Ich dank' Ihnen vielmals," sagte sie, „das ist aber wirklich sehr nett von Ihnen," und empfand dabei das Staunen in ihrem Unterbewußtsein, daß es ihre eigene Stimme war, die diese Worte sprach, als einen leichten Hauch von Unsicherheit.

Am nächsten Tage trugen Nepomuk, Kathi, die alte Rosalia und Tini, die leichtfertige Gans, ihre Habseligkeiten in großen Körben nach den Gastzimmern hinüber. Am übernächsten hielt die neue Schloßherrschaft ihren endgültigen Einzug.

*

Frau Ammwege, geborene Cochemer, wirkte älter als ihr Mann, war sichtlich leidend und zeigte sich nie anders als auf einen Stock gestützt am Arme einer Krankenschwester, Fräulein Margaret Dewisch. So kam sie, wenn das Wetter tadellos schön war, herab, um sich in den Park zu setzen, ab und zu auch zu einer kleinen Ausfahrt im Auto oder in der Kutsche.

Agathe machte Bekanntschaft und fand eine bescheidene, wohlerzogene und gebildete Frau, die, im allgemeinen schweigsam und zurückhaltend, wenn sie redete, recht vernünftige, etwas gemeinplätzige Sachen sagte. Von der betulichen Lebendigkeit des Gatten, von der Federkraft der Ansichten und Neigungen und der Lust, sie in Tat umzusetzen, die das Zusammentreffen mit ihm stets anregend und unterhaltsam machten, war bei ihr keine Spur. Agathe fand Frau Ammwege langweilig. Aber schließlich war die gute Frau ja nicht dazu da, sie zu amüsieren. Belästigend war sie durchaus nicht, vielmehr in ihrer farblosen Art ebenso rücksichtsvoll wie er in seiner bunten.

Einmal wurde sie übrigens sogar recht scharf. Fräulein Margaret Dewisch, ichbewußt und überehrgeizig, neigte dazu, ihre Aufgabe als Krankenschwester zu einer geschichtlichen Mission herauszuarbeiten, um derentwillen man alles andere schonungslos beiseite schieben und, wenn nötig, über Leichen gehen mußte. So nahm sie gelegentlich einmal keinen Anstand, einen Gartenstuhl, der sonst in Agathens Benützung stand, für Frau Ammwege herbeizuholen. Da wies diese sie zurecht, und zwar so nachdrücklich, daß die Schwester drei Tage lang die Miene der Maria Stuart in der Gartenszene zur Schau trug.

Ammwege war gegen seine Frau überaus rücksichtsvoll und aufmerksam. Er kam immer wieder zu ihr, wenn sie im Garten saß, las ihr vor, spielte mit ihr Halma oder erzählte. Seine Zerstreuung suchte er aber offenbar nicht bei ihr. Seine eigentliche Freude war die innere Ausstattung des Schlosses. Sonderbarerweise betrachtete er nämlich diese Ausstattung, die Agathe nunmehr für ein Werk von seltener Vollendung gehalten hätte, als keineswegs abgeschlossen, für ihn war sie kaum noch aus dem gröbsten heraus und tausend Einzelheiten boten ihm weiterhin den willkommenen Anlaß zu Studien, Versuchen und Ausgaben. Auch mit der Gruftkapelle befaßte er sich.

Daß daraus nicht etwa eine Garage werden sollte, dessen war Agathe nun wohl sicher. Und daß ein nur halbwegs ordentlicher Gutsherr etwas vorkehren mußte, unterlag auch keinem Zweifel. Überraschend waren ihr nur die Probleme, die Ammwege hier sah. Für ernste Furchen zwischen den Augenbrauen, für ein nachdenklich verkniffenes Gesicht und sorgenvoll konzentrierte Blicke war ihres Erachtens hier kein Anlaß und in ihrer Vorstellungswelt kein Raum.

Herr Ammwege aber mit dem hervorragenden Talente, in sein Leben, das sich so leicht und reibungslos abwickelte, allerhand Widerstände einzuschalten, zerbrach sich den Kopf, als gälte es das Perpetuum mobile oder mindestens das elektrische Fernsehen zu erfinden. Tagelang schnüffelte er mit zergrämter Miene an der Gruftkapelle herum, wobei die ernsten Schäden, die sie seit langem mit Bekümmernis bemerkt hatte, der furchtbare Riß in der Westmauer, die Lockerung der Grabplatten, die unheimliche einseitige Senkung des Bodens ihn nicht im geringsten anfochten. Es mußten ganz andere Fragen sein, auf die ein normaler Mensch zeit seines Lebens nicht gekommen wäre, und über die er verzweifelt spintisierte.

Endlich trat er vor Agathe, wunderbare Befreiung über Stirn und Augen, ein Lächeln von olympischer Heiterkeit um die Lippen. Das Problem war gelöst. Und sie kriegte einen langen Vortrag darüber.

Die Fundamente stammten aus ältester, wahrscheinlich vorromanischer Zeit. Der Aufbau in seiner gegenwärtigen Gestalt war gotisch, so auch die Fensterausschnitte, das Portal hingegen, sowie ein Teil der Gruftplatten aus der Renaissance und die Inneneinrichtung barock. Auf welche Zeit sollte man nun zurückrestaurieren? Peinvoll, sich schon im voraus unter den Gewissensbissen eines vielleicht nicht wieder gutzumachenden Fehlgriffes windend, hatte er darüber nachgegrübelt. Nun aber wußte er es. Er begriff gar nicht mehr, wie es überhaupt hatte einen Zweifel geben können.

„Na, also," meinte Agathe ohne besondere Rührung.

Herr Ammwege kam immer mehr in die Hitze. Seine Stimme erhob sich, er kämpfte mit bösartigen Gegnern, die nirgends zu sehen waren, seine Rechte fuchtelte bedrohlich. „Die Kapelle ist ein Produkt der Geschichte, Frau Gräfin, der Geschichte! Vier Epochen haben daran gearbeitet und geschaffen, sie sind gleichberechtigt, vollkommen gleichberechtigt. Alles muß bleiben, wie's ist."

Agathe war ganz einverstanden. Sie wünschte nur, die Kapelle solle nicht zusammenfallen und kein wesentlich anderes Aussehen bekommen als früher. Insgeheim aber mußte sie sich sagen, wenn sie selbst die Restaurierung veranlaßt hätte, ohne viel Kopfzerbrechen und mit der schlichten Absicht, einfach die Schäden auszubessern, wäre ungefähr das nämliche herausgekommen wie bei Herrn Ammwege nach soviel Studium und Seelenpein.

Die Arbeiten gingen rasch vonstatten. In ein paar Wochen stand die Kapelle gesund und sauber da, und durchaus nicht blitzneu, sondern mit ihrem angestammten Ansehen und ihrer ehrwürdigen Patina. Agathe ging jetzt gerne hinüber, mit dem alten französischen Gebetbuche, das sie zur Firmung bekommen hatte, verrichtete eine kleine Andacht und blieb dann versonnen ganze Stunden lang in einem der alten Kirchenstühle. Da lagen unter den grauen Marmorfliesen all die alten Seiberskirchner, Heunradls, Franconnays und Gunzendorfs, und sie selbst saß dazwischen, ihnen verbunden durch eine innige Gemeinschaft der Überlieferung, sich eigentlich nur dadurch von ihnen unterscheidend, daß die anderen längst den ewigen Schlaf schliefen und sie zufällig noch unter den Lebenden weilte. Aber dieser Umstand fiel nicht allzu schwer ins Gewicht und war jedenfalls ziemlich vorübergehender Natur, eine Sache von zehn, zwanzig, äußerstenfalls fünfundzwanzig Jahren. Wohl fühlte sie sich gesund und bei Kräften wie immer, aber auch die sprichwörtliche Langlebigkeit der früheren Gunzendorfs hatte schließlich jedesmal ein Ende gefunden, und so würde auch sie nicht gegen allen Brauch und Sitte ewig im Lichte wandeln. Dann aber winkte ihr hier ein stilles Plätzchen zwischen Timotheus und seiner Gattin Cordula und Klemens mit seiner Eleonora, zwischen denen gerade noch Raum war. Hieroben, unter den Überlebenden, würde dabei nicht viel Aufhebens sein. Dafür mochte sie sich bei den Alten da unten des allerbesten Empfanges versehen, denn zu denen hatte sie zeit ihres Lebens treu gehalten. So würde sie als würdige und geachtete Gruftgenossin zu ihnen eingehen und damit die Periode der adeligen Schloßherrschaften von Seiberskirchen ihr allerletztes Ende gefunden haben. Das bürgerliche Zeitalter ließ sich übrigens gar nicht schlecht an. Ammwege zeigte in verheißungsvoller Weise Eigenschaften eines richtigen Gutsherrn, Seiberskirchen hatte aufs neue Widerstandskraft bekommen, mindestens für hundert Jahre, auch die Nachfolger würden ja hoffentlich nicht gleich aus der Art schlagen.

★

Manchmal wunderte sich Agathe, daß sie jetzt viel lieber in der Gruftkapelle verweilte als früher. Ihre Existenz war doch unzweifelhaft angenehmer und besser geworden, der Druck der Armut, die Vernachlässigung des Schlosses lasteten nicht mehr auf ihr, sie brauchte nichts mehr von dem zu missen, was in ihren Augen von jeher Behagen und Würde des Daseins ausmachte. So wäre es natürlich gewesen, vor den Schatten des Todes zu fliehen und sich mit zäher Lust an das wieder wertvoll gewordene Leben zu klammern. Und statt dessen zog es sie gerade jetzt mächtig an die Stätte ihrer künftigen Ruhe. Einst hätte sie sich vor denen da unten ihrer Ohnmacht geschämt, daß sie nicht vermocht hatte, den Niedergang der Herrschaft, ja nicht einmal den Verfall der Gruftkapelle aufzuhalten, dieser so solid angelegten letzten Zufluchtstätte ihrer Vorgänger. Jetzt aber mochte sie unbedrückt unter ihnen weilen, als Lebende wie im Tode. Sie konnte mit der tröstlichen Botschaft unter sie treten, daß oben endlich wieder alles in Ordnung sei.

Einmal fiel ihr vor einer der Gruftplatten ein prächtiges Blumengewinde auf. Sie betrachtete ein paar riesenhafte, schwärzlichrote Rosen durch das Lorgnon und dabei blieb ihr Blick an dem Datum der Inschrift haften: 17. 9. 1712. Hier ruhte, an der Seite der ihm im Tode vorangegangenen Gattin Cordula Timotheus Franconnay, „nobilis origine ac virtute, sapientia non minus resplendens quam gloria militari, uxorem antea decessam, morte tamen ab eo non separatam, septuagesimo vitae suae anno consecutus". Am 17. September 1712 war der alte Feldhauptmann gestorben, der sich zuerst in den Türkenkriegen mit Ruhm bedeckt und dann der Wissenschaft gelebt hatte, insbesondere, wie es hieß, der Alchimie. Und heute war der 17. September. Sollte das Zufall sein oder Absicht?

Agathe eilte ins Schloß. Nepomuk konnte

Bescheid sagen. Es hatte nämlich Frau Ammwege schon vor mehreren Tagen beim Gärtner für den 17. besonders schöne Blumen angeschafft, und da dieser nicht genug vorrätig hatte, die schwarzen Rosen eigens aus Wien kommen lassen. ‚Zum Kuckuck,‘ sagte sie sich, ‚wir haben uns doch auch eingebildet, ein bisserl was auf Pietät zu halten. Aber gegen die da waren wir die reinen Schusterbuben.‘

Trotz der bündigen Versicherung Nepomuks kam ihr die Geschichte spanisch vor. Und bei der nächsten Begegnung mit Ammwege führte sie das Gespräch darauf.

Er hatte einen bronzenen Klinkengriff in der Hand, eine Seejungfrau darstellend. Eben war das Stück von einem Münchner Antiquitätenhändler eingetroffen, und er konnte seine Aufmerksamkeit kaum davon abwenden. „Ach, die Blumen,“ meinte er, sich sichtlich Gewalt antuend und immer noch mit einem heimlichen Blick auf seine Seejungfrau, „das veranlaßte Annemarie. Heute ist doch der 17. September, freilich, der Todestag — warten Sie nur — ganz recht, des Feldhauptmanns Timotheus Freiherrn von Franconnay. Annemarie legte sich ein kleines Register an, ganz praktisch, so wie man's im Geschäft für die verschiedenen Zahlungstermine hat.“

„Und da werden Sie jetzt an jedem Todestage . . .?“

„Freilich,“ erwiderte Ammwege sehr gleichmütig. „Annemarie nahm sich's vor und 's gehört sich auch, meiner Meinung nach. Die alten Gutsherren haben doch wohl Anspruch drauf. Bedenken Sie bloß einmal, Frau Gräfin, sie hielten Schloß und Herrschaft instand, übergaben sie verschönert ihren Nachfolgern, errichteten die Gruftkapelle, ließen sorgfältig und in leserlicher Schrift ihr Todesdatum auf den Marmorplatten verzeichnen. Was soll denn eins noch tun, damit sein Andenken in Ehren gehalten wird? Man vergißt überhaupt nur zu leicht, was jene Leute leisteten. Vor siebenhundert Jahren oder etwas länger war hier noch Ödland. Um da eine geordnete Wirtschaft aufzubauen, brauchte es harte Kämpfe gegen die Natur und gegen feindliche Menschen. Man mußte Leute ansiedeln in der Einsamkeit, sie führen, damit sie was Rechtes schufen, sie schützen, damit die Früchte ihrer Arbeit nicht geraubt würden. Vergessen Sie das bloß nicht, Frau Gräfin! Heute eine Herrschaft kaufen, das kann jeder Esel, jeder Schwächling.“

Agathe lächelte ungläubig.

„Ich sage Ihnen,“ fuhr Ammwege eifrig fort, „der größte Idiot bringt's fertig. Aber um aus einer Wüstenei eine solche Stätte der Wohlfahrt und Kultur zu machen, um ein solches Gut zu schaffen, es zu behaupten gegen die Gier der Nachbarn, in den Kriegsstürmen, den Kämpfen der Gegenreformation, in all den Fährlichkeiten und Wechselfällen der alten Zeiten, gegen die eine heutige Wirtschaftskrise oder ein Börsenkrach das harmloseste Kinderspiel ist, dazu brauchte es Mordskerle. Ich, wie Sie mich da sehen, Frau Gräfin, daß ich so 'ne Herrschaft kaufe, dazu langt es. Aber wenn man mich vor sechshundert Jahren hierhergesetzt hätte in die Wüste, die's damals war, wissen Sie wohl, was mit mir geschehen wäre? Verhungert wäre ich, glatt verhungert. Und vor dreihundert Jahren, da ist es fraglich, ob ich mich behauptet hätte. Wahrscheinlich wäre ich vertrieben worden.“

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie die Leistungen Ihrer Vorgänger so anerkennen,“ bemerkte Agathe. „Aber sagen Sie mir, haben Sie zum Beispiel von den Raubrittern auch eine so gute Meinung?“

„Die Raubritter? Hm, die Raubritter? Das ist eine Sache für sich. Aber es will mir scheinen: Wir Heutigen haben gar keinen Grund, die Nase zu rümpfen vom Standpunkte der Moral, die sich im Zeitalter der fixen Gehälter, sozialen Einrichtungen, Bankzinsen und Dividenden so bequem wahren läßt. Am wenigsten aber steht es dem Nachfolger auf der Scholle an.“

Das Gespräch, in dem manches Agathe überrascht hatte, kam dann zu einem sie geradezu verblüffenden Abschlusse. Ammwege fragte sie nämlich, ob sie nicht Lust hätte, gelegentlich mit ihm auszureiten. Zwei seiner Pferde seien unter dem Damensattel gegangen, und so dürfe er sie getrost anbieten, für ihn aber wäre es eine große Freude. Die arme Annemarie könne ja nicht einmal ordentlich gehn, und so müsse er allein hinaus oder mit dem Reitknechte.

Agathe war betroffen. Sich zu Pferde begleiten zu lassen, hatte sie stets als besonderen Beweis ihrer Huld betrachtet, den sie nur den Erlesensten angedeihen ließ. Ein paar Leuten, die ihr in der Jugend nicht übel gefielen und die dann die ehrgeizigen Eltern doch nicht gut genug fanden. Im übrigen aber, wenn zarte Empfindungen nicht mitspielten, nur Persönlichkeiten, die gesellschaftlich und sportlich ganz erste Klasse waren. Auf fremde Pferde aber war sie, außer um sie zu probieren, nur gestiegen, wenn sie irgendwo zu Gast weilte. Jetzt, auf ihre alten Tage, sollte sie sich von

Herrn Ammwege einen Gaul borgen lassen und mit ihm ausreiten? Sie sagte nicht mehr: mit dem Eindringling, dem Protzen, dem Kirchenschänder. Sie sagte nur: mit Herrn Ammwege. Aber schließlich war er doch aus einer ganz anderen Sphäre, war eben derjenige, der ihr den ererbten Boden unter den Füßen weggezogen hatte und von dem außerhalb des Rahmens ihrer verbrieften Ansprüche Annehmlichkeiten zu akzeptieren ihr nicht passen konnte. Doch ihre Lust war so unbändig, trotz der Gewißheit tüchtiger Reitschmerzen nach so langer Pause, daß sie kurzerhand einschlug.

Ammwege war sichtlich hocherfreut und beantragte neun Uhr nächsten Tages.

★

Reitkleider und Stiefel hatten die letzten Blutpferde in Seiberskirchen überdauert und waren ohne weiteres zu verwenden, ein Hut gleichfalls vorhanden. Freilich als sie das alles am nächsten Morgen anlegte, mußte sie sich sagen, daß damit eine längst abgetane Zeit plötzlich wieder aus dem Kasten gestiegen sei. Und die Leute, die ihr begegneten, würden sich den unmodischen Aufzug kaum anders erklären können, als daß die gute Gräfin offenbar vor zwanzig Jahren ausgeritten sei und eben jetzt nach Hause komme. Aber das verschlug ihr nichts, und sie tat sich mit Sorgfalt an, ja nicht ohne etwas Koketterie.

Unten wartete Ammwege. Gegen die Pferde ließ sich ebensowenig einwenden, als gegen Sattelzeug und Zäumung. Das war alles tipp topp. Und Herr Ammwege im graubraunen Anzug auch ganz gut, höchstens, wenn man boshaft sein wollte, mit seiner Brille ein klein wenig berittener Naturforscher. Dabei zeigte er sich gar nicht ungewandt und, was ihr besonders lieb war, ohne Furcht vor den Tieren. Ein exzellenter Reiter mußte er ja nicht sein, aber ängstlich, das hätte er nicht sein dürfen, da wäre alle Stimmung beim Teufel.

Erst ging es im Schritt und kurzen Trab am Rande der Landstraße, und dann bogen sie, von dem Groisbacher Meierhofe, auf die Hutweide ab, die sich ein paar Kilometer bis gegen die Au des Groisbaches ausdehnte. Ach, wieder ein Galopp! Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust. Jetzt hörte sie endlich wieder den leisen, kräftigen Dreiklang der Hufe auf dem weichen Boden, das treuherzige Schnauben der Pferde, jetzt saß sie wirklich wieder auf der himmlischen Hutsche, spürte den würzigen Hauch der sich langsam feuchtenden Tierhaut, sah die kurze Mähne sich leicht regen, die Haare immer glänzender werden in der Sonne, spürte an ihrer Wange das herbe Schmeicheln der scharf durchschnittenen Luft. Tote Seligkeiten wurden warm in ihrem Herzen, und aus ihrem bewegten Blute stieg die uralte arabische Weisheit, die sie auf hundert Rennpreisen gelesen hatte, wohlig auf: alles Glück dieser Erde sei auf dem Rücken der Pferde. Was lag schließlich daran, daß man alt war und arm, von der Welt verlassen und vergessen, nicht viel anders als eine der Einlegerinnen im Dorfe, wenn man nur noch die Kraft hatte, da oben zu sitzen, und unter sich solch ein liebes, prächtiges Tier, gehorsam, willig und stark, mochte es selbst demjenigen gehören, der einem alles weggenommen und sich keck auf die Stätte der Väter gesetzt hatte! Eine Wonne, wie sie sie nie stärker empfunden hatte, kam über sie, ein süßer Lebenshunger, der jeweils aus der Sättigung neue Kraft des Begehrens schöpfte.

„Der Fuchs ist fabelhaft," stieß sie nach einer Weile hervor, und vom Eisenschimmel zur Rechten kam es hocherfreut herüber: „Nicht wahr, er ist nicht übel? Aus einem ostelbischen Gestüte mit viel englischem Blut, und trotzdem sind noch die gesamten Qualitäten des alten preußischen Jagdpferdes darin, wie man's im achtzehnten Jahrhundert für die Hirsch- und Sauhatze zog. Ich halte den Fuchs für besser als meinen Irländer da, obgleich der auch ein ganz brauchbares Vieh ist."

Die Pferde waren von langem Atem. Spielend wurde die Strecke bis zum Bach zurückgelegt, mit dem angenehmen Gefühl im Reiter, daß er aus schier unerschöpflichen Kraftquellen hier zehre. Von einem Feldstreifen schob sich ihnen ein Dampfpflug entgegen, rauchend, pfeifend, krachend, ein wahres Ungetüm in Gottes ebenmäßiger Natur. Langsam schob er sich ihnen entgegen, wie ein fürchterlicher Lurch auf unsichtbar kleinen Füßen, immerzu prustete er schwarze, stinkende Wolken aus, immerzu knatterte und rasselte es in den eisernen Gliedmaßen der riesenhaften Mißgestalt. Ammweges Eisenschimmel ließ sich nichts anfechten; mit schlappen Ohren, die breiten Hufe in raumgreifenden faulen Schritten voreinandersetzend, ging er an dem Monstrum vorbei. Ihr Pferd aber nahm es auf, Gott sei Dank! Sie spürte die Muskeln sich unter dem Sattel schlangenhaft winden, sah, wie die Ohren sich spitzten. Das Tier prallte auf vorgestreckten Beinen zurück, grunzte wie ein Schwein, und da sie es vorwärtstrieb, lançadierte es mit bockenden Sprüngen auf dem Flecke. Agathe blickte

auf Amwege. Er war ganz unbesorgt, mutete ihr offenbar die nötige Tüchtigkeit zu. In kurzem hatte das Tier zu Vertrauen und Gehorsam gegenüber dem Menschen zurückgefunden, dem man sich unterwerfen muß, der es dafür aber auch vor Gefahr schützt. Ja, reiten, das konnte sie noch, trotz der langen, trübseligen Zwischenzeit.

Dann kam der zweite, ausgiebige Galopp zur Groisbacher Mühle. Roß und Reiter waren warm geworden. Heim ging es im Schritt durch die Au, längs des Baches, über dem kühle Luft strich. Er bot ihr Zigaretten an, sie plauderten vergnügt unterwegs vom Ritt, von den Pferden, von allem möglichen. Agathe wurde in der Wohligkeit ihres Behagens milde und teilnahmvoll.

„Ich möcht' Sie gern was fragen, Herr Amwege."

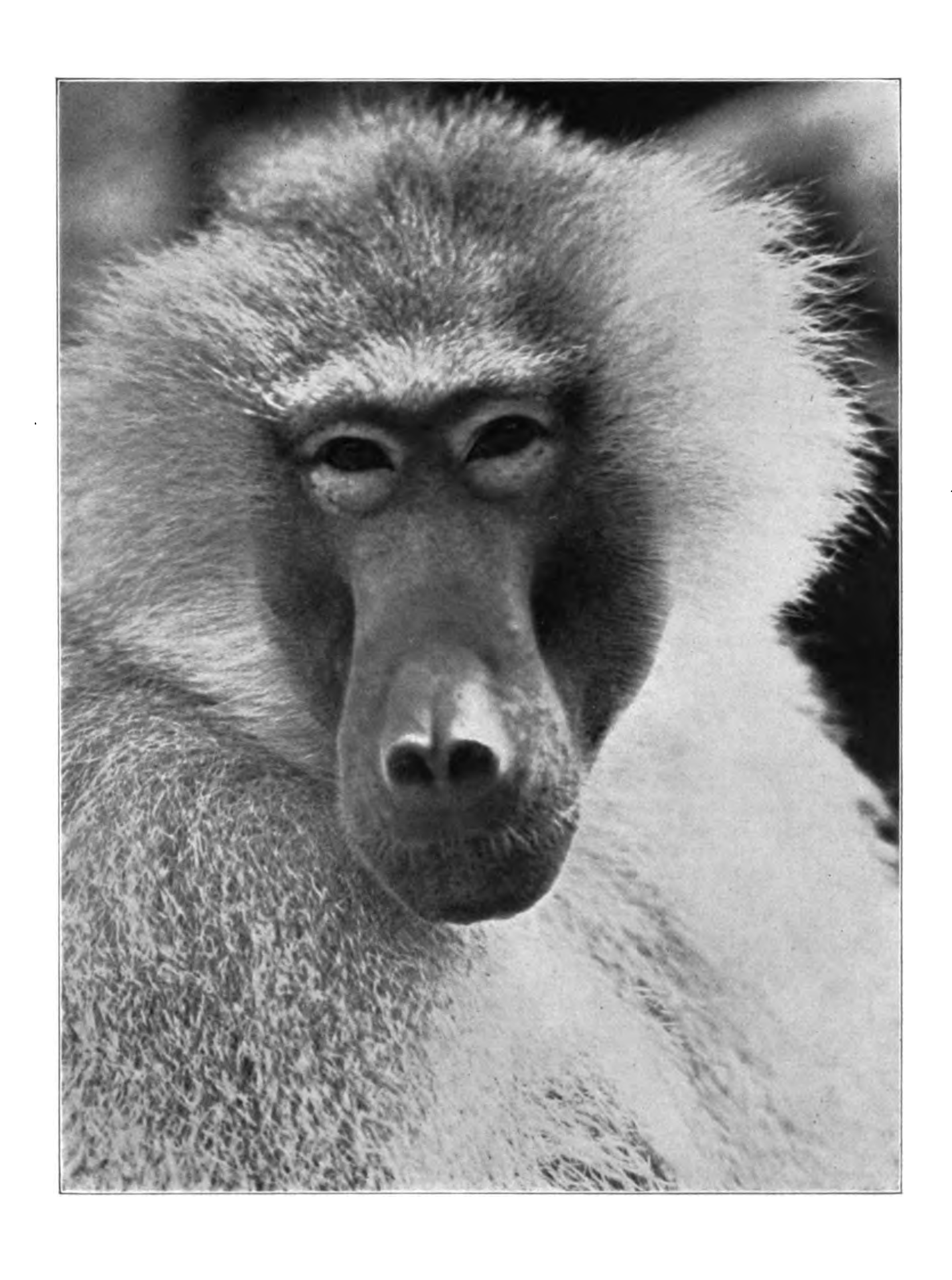
„Nur zu, Frau Gräfin!"

„Wissen Sie, wenn unsereins an der Vergangenheit hängt, so ist das ganz natürlich. Unsereins hat's halt früher besser gehabt, mehr gegolten, mehr besessen an Rechten, Macht und Glanz. Aber Sie, lieber Herr Amwege, was brauchen Sie eigentlich die Vergangenheit? Ihnen bietet ja die Gegenwart viel mehr, und tüchtig genug, daß Sie sich die Zukunft womöglich noch schöner einrichten, sind Sie auch."

Amwege machte einen langen Zug an seiner Zigarette. Und dann verging noch eine Weile, ehe er antwortete: „Erstens bin ich durchaus nicht so tüchtig, wie Sie glauben. Aber dazu müßte ich Ihnen meine ganze Lebensgeschichte erzählen. Und zweitens . . . aber dazu müßte ich sie Ihnen erst recht erzählen."

„Da werd' ich doch drum bitten müssen. Jetzt wollen Sie auf einmal nicht tüchtig sein. Was heißt denn das? Woher haben Sie denn dann Ihr vieles Geld, zum Kuckuck hinein?"

„Ich finde es auch recht merkwürdig, daß ich Geld habe. Aber soviel kann ich ruhig sagen: meine Tüchtigkeit ist nicht schuld daran. Wie Sie mich hier sehen, Frau Gräfin, bin ich ein Findelkind. Ich wurde durch die Fürsorge einer Gemeinde im Rheinland aufgezogen. Da ich ein ganz gutartiger, fleißiger Junge war, fanden sich Wohltäter, die mich studieren ließen, und ich sollte Gymnasiallehrer werden. Was gewiß eine recht stolze Laufbahn gewesen wäre für einen, den man neben der Chaussee aufgelesen hatte. Um mir Taschengeld zu verschaffen, gab ich während der Ferialzeit Unterricht im Hause des Herrn Cochemer, bei seinen Kindern Joachim und Annemarie. Das war ein ungewöhnlicher Mensch, der Herr Cochemer. Vom einfachen Gesellen hatte er es zum Besitzer einer kleinen mechanischen Weberei gebracht. Tüchtig war er, aber etwas anderes auch noch, und das war das Entscheidende: er hatte einen unbezwinglichen Drang, Geld zu schaffen. Um das Geld war es ihm dabei gar nicht zu tun, nur ums Schaffen. Als ich mit den Studien fertig war, heiratete ich seine Annemarie und kam ins Geschäft, um die Schreibereien zu besorgen. Dazu brauchte man damals schon einen eigenen Menschen, denn das Unternehmen war inzwischen größer geworden. Und nun kam es in ein geradezu unheimliches Wachstum. Was mein Schwiegervater verdiente, das wurde alles wieder drin angelegt, aufs zweckmäßigste, nutzbringendste. Und die Leute, die ihn an der Arbeit sahen, drängten ihm förmlich ihr Geld auf. Er konnte es immer wieder mit Zinsen und Zinseszinsen zurückzahlen, und dabei verblieb ihm soviel, daß er reicher und reicher wurde. Gescheit, was man eben im allgemeinen so zu nennen pflegt, das war er gar nicht einmal. Seine Gespräche waren dürftig, und Gedanken bekam man von ihm nicht oft zu hören. Aber er besaß eine wunderbare Treffsicherheit im Handeln. Auf einem Pferdemarkt hatte er auf eins zwei das beste, brauchbarste Tier heraus, auch wenn das Ansehen dagegen sprach. Wenn man im Schlüsselschrank suchte, er griff sogleich nach dem rechten, und im Wetter irrte er sich nie, sofern's nämlich drauf ankam, denn sonst dachte er nicht einmal drüber nach. Und wie im Kleinen, so auch im Großen, Riesenhaften. Seine Arbeit hatte gut ins Ungemessene, ins schier Unüberblickbare zu wachsen, er stürmte mit ihr im gleichen, rasenden Tempo weiter und in voller Sicherheit, fast ohne Rückschläge. Das riß auch die anderen mit. Ich selbst wurde äußerlich so ein wilder Arbeitsmensch, dabei war ich doch immer nur seine Marionette. Kurzum, als Vater Cochemer starb, da war er an der Spitze eines gewaltigen Textilkonzerns, der in einer Unzahl Fabriken nicht nur alle Stadien der Produktion erledigte, sondern sich auch seine Hilfsmittel selbst erzeugte, von den Spezialmaschinen bis zu den Spulen und Emballagen. Jetzt leitet Joachim, mein Schwager, das Ganze, und da ist es nur billig und gerecht, daß er mehr kriegt als wir. Aber für Annemarie und mich fällt noch immer genug ab, obwohl ich bloß nur zweiter stellvertretender Vorsitzender bin und jetzt einfach gar nichts mehr leiste. Die Sache ist so gut fundiert und so richtig auf-



Mantelpavian. Aufnahme von Renger-Patzsch

gebaut, daß man sie nur ruhig und solid weiterzuführen braucht, um von Jahr zu Jahr die gleichen oder sogar höhere Einkünfte zu haben."

„Hören Sie," rief Agathe, „jetzt versteh' ich Sie aber schon gar nicht mehr. Und im Grund genommen sind Sie, daß Sie's nur wissen, ein schrecklich undankbarer Mensch, Herr Ammege. Ich an Ihrer Stell', wo die Gegenwart und die Zukunft für Sie so geradezu brillant ist, ich möcht' mich um die Vergangenheit, um den alten Kram und so weiter einen blauen Teufel kümmern, kreuzfidel, mit Begeisterung tät' ich in der neuen Zeit herumplätschern, und alles andere wär' mir total Wurst."

Er schüttelte den Kopf. „Die Welt, die ich Ihnen vor Augen führte, ist Ihnen fremd, und Sie sehen sie bloß von außen an. Sie spüren noch nicht, was ihre eigentliche Signatur ist, ihre innere Formel."

„Innere Formel, papperlapapp! Ein großer Herr sind Sie, Geld haben Sie wie Heu, Macht haben Sie und Bildung und Geschmack auch, um das Leben in der schönsten Weise zu genießen. Möcht' wirklich wissen, was einem dabei noch fehlen könnt'."

„Was dabei noch fehlt?" Er wiederholte jedes Wort einzeln, mit starker Betonung. „Nichts, oder eine Kleinigkeit, oder alles. Sie werden gleich sehen. Betrachten Sie bloß einmal den Namen, den man mir gegeben hat! Ist das überhaupt ein menschlicher Name? Gewiß können nicht alle Leute gleich Gunzendorf heißen. Müller oder Huber tut's auch. Das ist menschlich. Das deutet auf die Mühle oder Hube, die Stätte, wo die Vorfahren gelebt und gewirkt haben. Da ist schon der Zusammenhang von Geschlecht zu Geschlecht. Aber der Chausseerain ist keine solche Stätte. Und Ammege ist ein Name für einen Strauch oder einen Stein, aber nicht für einen Menschen. Es ist doch wohl das Mindestmaß an Überlieferung, daß einer überhaupt Eltern gehabt hat. Und bei mir läßt sich nicht einmal das nachweisen, obgleich es ja vielleicht recht wahrscheinlich ist. Die Gemeinde, die mich versorgte, die Wohltäter, die für mein Studium aufkamen, haben Anspruch auf meinen treuen Dank. Aber wie sollte ich mit ihnen verwachsen? Mit einer Behörde? Mit Leuten, die zweimal im Jahre die Zeugnisse ansahen, ehe sie das Geld abschickten? Und nun kam ich ins Haus des künftigen Schwiegervaters. Webergesellen haben meist keine Geschichte, und Cochemer hatte schon gar keine. Die Familie wohnte damals in ein paar Räumen an der Werkstatt, mit der Einrichtung einer Wachstube. Später kam eine kleine Villa, und der Luxus darin war nicht anders als im Wartezimmer eines Zahnarztes. Zum Schlusse baute Vater Cochemer dann ein riesenhaftes Wohnhaus, Palast, Burg, Krematorium, ich weiß nicht, wie man es nennen soll. Drinnen starrt alles von zeitgenössischem Prunk, ein wahres Paradies für reichgewordene Hottentotten oder Australneger. Das Ganze ist so prächtig, daß die Leute von weither kommen, um es staunend anzuglotzen, und so ekelhaft, daß es niemand drin aushält, weder wir zwei, noch mein Schwager. Selbst der junge Herr von Trothenapp, Joachims Tochtermann, der doch Order parieren muß, drückt sich, bleibt zehn Monate des Jahres im Jagdhaus und gondelt von dort hin und her. Mein Schwiegervater bestellte bei Bildhauern und Malern Kunstwerke für sein Geld und nach seinem Auftrag, seine Frau den Lurleifelsen, einen Lieblingshund. Er kaufte jedes neue gute Buch und ließ es einbinden wie ein Missale. Was gebaut, geschnitzt, gebosselt wurde, das hatte er vorher im Entwurfe genehmigt. Sehen Sie, das ist's! Die Dinge, die uns umgaben, erst arm, dann reich, dann überreich, die waren allesamt jünger als wir, die hatten wir alle selbst geschaffen. Wie trieben sie herrisch vor uns her, und dann warfen wir sie aus der Bahn, um Neues an ihrer Stelle erstehen zu lassen. Solche Dinge sind schmeichelhaft für die Eitelkeit und vielleicht aneifernd für die Tatkraft. Aber auferbaulich, das können sie nicht sein. Darf die Kreatur wagen, den Schöpfer zu belehren, und wenn sie es wagte, hat sie ihm denn was zu sagen? In selbstgeschaffenen Dingen liegt nichts, was sittlich läutert, was innerlich vermenschlicht, und liegt — vor allem, Frau Gräfin — nichts Tröstliches. Von uns selbst erzeugt, teilen sie unsere eigene Vergänglichkeit. Aber die alten Stücke, insbesondere wenn sie schön sind und edel, die sprechen zu uns. Die Überlieferung, Gräfin, ruht gar nicht in den Menschen, sondern in den Dingen, und jene können sie nur von diesen erfahren. Großmutters Perlbeutel und Stammbuch machen die gute bürgerliche Familie, alte Porträts und Waffen die feudale. Sind die Dinge weg, dann kommt auch die Tradition ins Wanken. Wäre Ihr Neffe immer hier geblieben, im alten Schloß, zwischen all den Wahrzeichen stolzer Vergangenheit, er hätte vielleicht auf Tod und Leben gekämpft, um das Gut zu halten, und es nicht losgeschlagen für das lumpige bißchen Geld, das er in ein paar Jahren verjubelt haben wird wie der Nächstbeste."

„Da können S' schon recht haben," sagte Agathe sehr ernsthaft.

„Doch dies nur nebenbei. Und überdies mit der Bitte um Entschuldigung. Ich wollte mich ja nicht in Ihre Angelegenheiten einmengen, sondern nur meinen Fall auseinandersetzen. Jetzt werden Sie auch begreifen, was ich mit der Signatur der Welt um uns Erben Vater Cochemers herum meine. Sie können, Frau Gräfin, diese ganze Fülle von gewiß höchst nützlichen und wertvollen Dingen überhaupt nicht in eine positive Formel zusammenfassen, sondern nur in eine negative. Gar kein wahres inneres Band verknüpft sie, es ist kein Geist, keine Seele ist in ihnen. Aber eins ist ihnen gemeinsam, eines beherrscht sie allesamt, durchdringt sie bis ins letzte: absolute Überlieferungslosigkeit."

Agathe sah ihn nachdenklich an. Und da er spürte, sie wolle etwas sagen, machte er geduldig eine Pause. „No ja," meinte sie nach einer kleinen Weile. „Das ist alles gut und schön. Aber das kommt doch nur davon, oder Sie empfinden's wenigstens nur so, weil Sie halt keine Kinder haben."

„Richtig. Annemarie und ich haben keine Kinder. Angenommen, wir hätten, wäre es dann anders? Glauben Sie, diese Umwelt würde für unsere Kinder Gemütswert und Weihe erhalten? Müßten wir die armen Würmer nicht erlösen von diesem wurzellosen Vorwärtshasten? Sie wären doch genau dort, wo wir selbst sind. Annemarie ist leider Gottes kränklich, sogar recht elend, und ich bin zwar gesund, aber durchaus nicht mehr jung. Es hilft nichts, man kommt auf einen höchst leidigen Aussterbe-Etat. Und so begannen wir zu sammeln, wie es die meisten wohlhabenden Leute schließlich einmal tun, ohne uns viel dabei zu denken. Da ging uns der Knopf auf. Der Blick auf die Fabriksanlagen, der gab uns nichts, aber der auf ein altes Bild, das Architektur und Leben einer friedsamen Stadt darstellt, mit dem Nachtwächter, den Marktleuten, den Bürgern in ihrer treuherzig bunten Gewandung, das war anheimelnd und trostvoll. Und ähnlich ging's uns mit dem alten Betschemel, auf dem so viele Geschlechter in Andacht gekniet, mit dem gotischen Schrein, in dem sie ihre Kostbarkeiten aufbewahrt hatten. So ferne sie uns auch stehen, wir haben ihr Vermächtnis. Und jedes Stück, das wir ins Haus brachten, schlug uns ein Band in die Vorzeit."

„Wird schon sein. Aber dazu haben Sie ja nicht Seiberskirchen gebraucht. Hätten sich ja einfach das gewisse pompöse Landhaus alt einrichten können."

„Nein, nein, Frau Gräfin, auf diese Weise kommt bestenfalls ein Museum heraus. Überlieferung läßt sich nicht improvisieren. Man muß mitten 'rein, dort, wo sie bodenständig ist. Der geschickteste Sammler kann die Geschichte nicht ersetzen. Zufällig hörten wir nun von Seiberskirchen. Nach Bildern und Beschreibungen lockte es uns an, wir fuhren im Auto vorbei und hatten einen ausgezeichneten Eindruck. Gewiß gibt's hervorragendere Schlösser, solche zumal, die den Charakter einer frühen Zeit strenger, reiner bewahrt haben. Aber Seiberskirchen, sehen Sie, das war nicht irgend einmal vor fünfhundert Jahren erstarrt, das hatte fortgelebt von den Babenbergern bis in unsere Tage, da war die Kette der Tradition völlig geschlossen."

„Und Sie kauften es ohne Besichtigung?"

„Das Geschäftliche war genau geprüft, und sonst, da wollten wir's uns gar nicht erst ansehen. Das mag kindisch gewesen sein. Indessen, ein bißchen Überraschung sollte es auch geben dabei. Erst alles begucken, abschätzen und abwägen, dabei geht aller Schmelz durch die Lappen."

„Das ist aber doch mehr sentimental, hören Sie, als praktisch. Auf die Art kommt's zu den grandiosesten Enttäuschungen. Und ist auch natürlich gekommen."

Amwege schüttelte den Kopf. „Nicht zur kleinsten. Was uns im Augenblick auch vielleicht als solche anmutete, von dem stellte sich dann jedesmal heraus, daß es gerade so sein müßte."

Sie lächelte. „Zum Beispiel die alte Gräfin, die einem auf dem Hals sitzt. Sterben will sie nicht, und lebendig bringt man sie auch nicht hinaus."

„Da konnte es niemals eine Enttäuschung geben, denn das war von vornherein bekannt. Sie hielten sich übrigens mit Ihren Ansprüchen jederzeit innerhalb der Grenzen, Frau Gräfin, bis zu denen wir zu leisten verpflichtet sind. Aber das ist noch gar nicht die Hauptsache. Denn, ganz abgesehen von den hocherfreulichen Beziehungen, in die wir mit Ihnen zu treten die Ehre hatten, Sie gehörten dazu. Ja, ja. Es ist sehr schön, daß jemand mit uns ist, der die frühere Zeit von Seiberskirchen darstellt. Das erleichtert die Einfühlung, das schließt den magischen Kreis. Ihr Neffe hat seinen Vorteil nicht verstanden, sonst hätte er, aus dem Titel Ihres Wohnrechts, ein paar hunderttausend Mark mehr verlangt."

Agathe war in dem Behagen des lang entbehrten Rittes für seine freundlichen Gesinnungen besonders empfänglich, und es wurde ihr ulkig zumute. „Das ist aber

kolossal schmeichelhaft, ich muß schon sagen. Soviel zahlt nicht einmal der Schah von Persien für die schönste Zirkassierin."

„Ich meine auch das ganz ernst, so wie alles, was ich Ihnen eben gesagt habe. Annemarie und ich sind restlos glücklich über den Ankauf von Seiberskirchen. Alles, was wir hier finden, ist so schön, so fein, so voll Kultur, gerade wie wir's uns gewünscht haben. Und das, was fehlt . . ."

„Aha, ein bisserl fehlt halt doch!"

„Jawohl. Und das ist gerade besonders wertvoll. Denn darin liegt für uns die Lebensaufgabe. Nicht als ob wir das Schloß verbessern, verschönern wollten, beileibe nein. Wir möchten es nur verinnerlichen, auf sich selbst zurückführen. Und wenn wir das treffen, Annemarie und ich, wenn wir Seiberskirchen im guten alten Geiste herausarbeiten, dann haben wir was Rechtes geleistet. Dann dürfen wir uns, in aller Bescheidenheit und in gebührendem Abstande, neben die großen Vorgänger stellen, die Seiberskirchen geschaffen haben und im Lauf der Jahrhunderte fortgebildet. Manchmal sind wir recht verzagt, alle beide, weil wir oft nicht wissen, wie wir dies oder jenes machen sollen. Und da kommt uns die Angst, daß wir überhaupt das Ganze verpfuschen. Aber schließlich beißen wir uns doch wieder durch. Und dann fühlen wir uns sehr, sehr glücklich."

Er schwieg und Agathe dachte, er sei zwar ein wunderlicher Heiliger, aber trotz seiner Manie ein kreuzbraver Kerl. Inzwischen waren sie in den Schloßhof eingebogen. Er half ihr vom Pferde und sagte: „Sie mögen mir glauben, Frau Gräfin, Annemarie und ich haben Ihr Seiberskirchen gebraucht wie einen Bissen Brot."

*

Am nächsten Tage war sie steif wie ein alter Bock. Mit der bösesten Ischias hätte sie nicht mühseliger vom Sessel aufstehen können. Sie hätte am liebsten geschrien und mußte sich am Tisch anhalten. Als aber Amwege nachfragen ließ, ob sie vielleicht wieder auszureiten beliebe, sagte sie mit Begeisterung zu. Zu Pferde war alles vergessen. Sie fühlte sich weich und elastisch, geradezu zwanzigjährig.

Die gemeinsamen Ritte wurden ständige Einrichtung. Agathe versuchte auch die übrigen Pferde, den Irländer, einen großen, dunkelbraunen Vollblüter, der Hundegebell nicht vertrug, sonst aber lammfromm war, und einen italienischen Rotschimmel, der besonders gut sprang und sich über die höchsten Hindernisse hinüberwand wie an einem Kran.

Eine bessere Führerin hätte Amwege sich freilich nicht wünschen können. Sie kannte den gesamten Boden der Umgegend wie ihre Tasche, wußte genau, wo man sorglos galoppieren durfte, wo man sich vor Steinen oder sumpfigen Stellen zu hüten hatte, und über jedes Hindernis war sie hundertmal gesprungen. An den Kulturen hatte sich nicht viel geändert, ihre Kenntnisse galten samt und sonders noch. Und so kam es, daß, während Amwege mit dem Reitknechte fast immer die nämliche Richtung eingeschlagen hatte, sie unzählige Abwechslungen fand und kein Ritt sich vollkommen wiederholte. Sie führte ihn den schmalen Auweg östlich vom Groisbache, wo man hintereinander reiten mußte, und in einem Abstande, um nicht die Zweige ins Gesicht zu bekommen, an der kleinen Aukapelle vorbei. Dort war vor siebenundvierzig Jahren, wenn sie des Weges kam, jedesmal ein blasser junger Mann gestanden, der mit leidendem Blicke den Hut bis zur Erde zog. Er war damals Unterlehrer in Groisbach. Zehn Jahre später wurde er Schulleiter, heiratete eine Wirtstochter und taufte seine erste Tochter Agathe. Ein andermal ritten sie zum Schneckengraben. Dort hatte sie vor zweiundvierzig Jahren den regierenden Herzog von Bodenstadt-Schwarzheim in ihrer boshaften Neugier hingelockt. Man mochte ihm nicht gram sein mit seiner munteren Selbstgefälligkeit, die so tat, als gehöre die Welt ihm und warteten siebenhundert Millionen Frauen sehnsüchtig auf das zugeworfene Schnupftuch. Er konnte so komische Dinge sagen, daß man vor Lachen förmlich hinausbrüllte in die stillen Felder, und dazwischen kam wieder etwas so verblüffend Gescheites, daß man ihn eigentlich bewundern mußte. Nur daß er so eingebildet war, so arglos, kindlich und dabei so unverschämt eingebildet. Das verdiente wohl eine kleine Lektion. In scharfem Tempo und unter eifrigem Schwätzen waren sie angeritten, sie flog hinüber, sein Pferd aber versagte das Hindernis, und als sie zurücksah, da war der Herzog aus dem Sattel gekommen und lag mit dem Gesicht in der Mähne. Das war sehr lustig und eine süße Genugtuung, aber es kostete den Flirt. Der hohe Herr war auf dem Rückritt und beim Essen unwirsch, geradezu unausstehlich, fuhr nach dem schwarzen Kaffee davon und kam nie wieder.

Hunderte von Wegen gab es und Tausende von Erinnerungen. Ab und zu ließ sie ihren Begleiter etwas davon hören. Und der paßte auf wie bei einer förmlichen Offenbarung. Auf nichts war er so aus,

als etwas über das Seiberskirchner Treiben in der Glanzzeit aufzuschnappen. Agathe aber sah ihr eigenes Leben in jungen und mittleren Jahren wieder vor sich aufsteigen. Seine Einzelheiten hatten fast insgesamt mit dem Reiten irgendwie zusammengehangen. Auf den Bällen ging es ihr freilich recht gut, denn sie tanzte hervorragend. Ihre wahren Erfolge aber hatte sie im Sattel. Schlank, groß, elastisch und mit ihrer nicht gewöhnlichen Beherrschung des Tieres war sie als Amazone geradezu schön. Sie konnte sich sagen, daß sie zu den Höhepunkten ihres Daseins buchstäblich hinaufgeritten war. Sogar jetzt noch, wo sie in Alter und Armut alle Eitelkeit abgetan hatte, zeigte ihr gelegentlich ein Wassertümpel auf dem Fuchsen das Bild einer stolzen Erscheinung.

★

Der Oktober ließ sich regnerisch an. Man erhaschte nur selten mehr einen Tag zum Ausreiten, und im November, der voll von Stürmen und Schneegestöber war, hörte es ganz auf. Agathe entbehrte auch für kurze Zeit schmerzlich, was missen zu lernen sie doch zwanzig Jahre Gelegenheit gehabt hatte. ‚Das ist es eben,' sagte sie sich, ‚wenn man alt ist. Da ist einem um jede Stunde leid, in der man unverhofft wiedergewonnene Freuden genießen möchte.' Ab und zu dachte sie auch, wie wohl Herr Amwege sich die Zeit vertreiben würde. Mit der Ausstattung des Schlosses mußte er ja schließlich einmal fertig sein, zum Kuckuck hinein. Waren doch vermittelst der seltsamsten Machinationen die meisten besseren Stücke, die der ewig geldhungrige Ottokar im Laufe der Zeit vergitscht hatte, wieder glücklich zurückgekauft, in Wien, in München, in Holland, ja ein Schrank — es war nicht zu glauben — sogar in Amerika.

Er saß jetzt sehr viel bei seiner Frau. Teilte er sich's etwa so ein, daß er die schlechte Jahreszeit zu gründlicherer Betätigung der Gattenliebe ausnützte? Aber ihre Gespräche waren viel lebhafter, als wenn er ihr sonst ein Viertelstündchen Gesellschaft leistete; er zeigte ihr Korrespondenzen, die sie aufmerksam las und über die sie dann in endloses wichtiges Reden kamen. Die Sache war sehr mysteriös. Und schließlich klärte sie sich auf. Die äußere Gestalt von Seiberskirchen war auf den Glanz hergerichtet, jetzt sollte seine Geschichte drankommen. Ein junger Historiker, Doktor Philibert Floßwärtel, wurde aufgenommen, kam auf einige Zeit heraus, wühlte hierauf ein paar Wochen lang in Wiener Archiven und erschien dann wiederum. In der Bibliothek häufte sich Material in unzähligen riesenhaften Pappschachteln. Die Arbeiten gingen übrigens nicht so vor sich, wie Agathe gedacht hätte, nämlich vom Anfang chronologisch herunter, wie in der biblischen Geschichte von der Erschaffung der Erde an. Sondern es wurde ein ganz wunderliches System von Stammblättern angelegt. Das Schloß, seine verschiedenen Räume und bemerkenswerte Einrichtungsgegenstände, die Gruftkapelle, die Meierhöfe, ebenso alle Persönlichkeiten, die nachweisbar in Seiberskirchen gelebt hatten, auch Agathe selbst, jedes bekam ein eigenes Stammblatt. Und darauf wurde verzeichnet, was man eben im Laufe der Forschungen Einschlägiges herausbekam. ‚Soll das eine wissenschaftliche Arbeit sein?' dachte Agathe. ‚Das ist doch eher ein Puzzle oder eine Patience.' Aber nun zeigte sich, daß man damit sehr gut weiterkam. Der Puzzle wurde immer erkennbarer, die Patience schien ausgehen zu wollen. In kurzem war eine Unmenge Stammblätter voll und stückweise die Chronik der Herrschaft klargestellt. Da gab es zum Beispiel das sagenhafte Geschlecht der Seiber, die in Urzeiten hier gesessen und mit der von ihnen erbauten Kirche dem Orte den Namen gegeben haben sollten; im Gegensatze zu den Seiberskirchnern, die später auf der Scholle hausten und den Namen vom Orte empfingen. Ihre Spuren waren dahin, nur unter einer besonders verwischten Gruftplatte sollten etliche von ihnen liegen. Nun aber konnte, an der Hand von ein paar Blättern, Amwege ihr die Stammreihe des Geschlechts vorlegen, von Werbolt dem Älteren aus der Zeit der Babenberger bis auf Werbolt den Jüngeren unter Friedrich von Luxemburg. Man kannte ihre Schwägerschaften, ihre Beteiligung an Kriegszügen und Turnieren, die Urkunden, auf denen ihre Namen standen.

Noch merkwürdiger fast als die Durchleuchtung der legendären Vorzeit waren allerhand Feststellungen aus der jüngsten Vergangenheit. Agathe konnte aus ihrem Stammblatte ersehen, daß Erinnerungen, die sie für vollkommen verläßlich hielt, zum Teil ganz falsch waren. Ihre erste Amme war nicht, wie sie pietätvoll annahm, die gute Hanka gewesen, diese vielmehr erst sechs Wochen nach ihrer Geburt ins Schloß gekommen, da sich ihre Vorgängerin, eine sichere Bozena Swatek, als ungenügende Milchquelle erwiesen hatte, wie dies aus Meldezetteln und anderen Belegen des Gemeindeamtes deutlich hervorging. Die Masern hatte sie nicht im zweiten, sondern im dritten Lebensjahre durchgemacht. Darüber ließen die überaus genauen Aufzeichnungen

des Dorfarztes Doktor Wendelin Himmelsprung nicht den mindesten Zweifel. Ja sogar die rührende Geschichte vom Schimmel Ibrahim und ihrem zehnten Geburtstage mußte sich eine kleine Richtigstellung gefallen lassen. Sie sah alles noch deutlich vor sich, als wäre es heute. Wie der Geburtstagstisch gegen Brauch und Erwartung leer war und neben der obligaten Torte nichts darauf zu sehen, als ein Stückchen Pappe, an dem das Ende einer Rebschnur klebte. War sie denn gar so schlimm gewesen, daß man sie dermaßen strafte? Alle ihre kleinen Verstöße fielen ihr ein, und das Blut stieg ihr zu Kopfe. Aber die Eltern blickten gütig und verheißungsvoll. Sie war ganz ratlos und dem Weinen nahe. Da meinte der Vater, wenn nichts da sei als eine Schnur, möge sie sich eben an diese halten. So ging sie dem Faden nach, die Eltern hinterdrein, und dann die Dienstleute, ein ganzer Zug. Die Schnur spannte sich durch alle Zimmer und Stockwerke, ging durch den halben Park, kehrte wieder ins Schloß zurück und wieder in den Garten. Immer die Hand darauf ging sie ihr nach, lief, rannte, in einem tollen Fieber, daß die anderen kaum mitkonnten. Jetzt war man im Pferdestall, und da war das andere Ende der Schnur, angebunden an die Mähne eines himmlischen kleinen Ponys, weiß wie Zucker, mit rosenfarbenen Hufen und einem rosa Schnäuzchen. Freudentränen entströmten ihren Augen, sie kletterte auf das Tier hinauf und küßte beseligt seinen Hals. An dieser Geschichte hätte sie freilich nie und nimmer rütteln lassen, aber sie mußte zugeben, daß es nicht im September an ihrem Geburtstage, sondern im Februar darauf an ihrem Namenstage war, denn die im Rentamte erliegende Rechnung über den unter einem gelieferten türkischen Schimmelpony Ibrahim war vom 31. Jänner datiert, und man konnte ihr unmöglich schon im September etwas schenken, was man erst Anfang des nächsten Jahres kaufte.

Agathe konnte zu den Arbeiten auch aus eigener Überlieferung manches beitragen. Indessen kam sie damit einmal übel an und bereute tief, sich eingelassen zu haben. Da war ein schöner, goldtauschierter orientalischer Säbel in edelsteingeschmückter Scheide, der auf Philipp Gunzendorf zurückwies. So wie Timotheus Franconnay, der Feldhauptmann, in Sobieskischen Zeiten, so focht dieser Philipp, der die Franconnaysche Erbtochter aufheiratete und dadurch in den Besitz der Herrschaften Seiberskirchen und Würmlas kam, unter Gideon Ernst von Laudon ruhmvoll gegen die Türken. Und es war in der Schlacht von Semendria, daß er, damals Leutnant bei den Kaiserhusaren, ins feindliche Gedränge hineingeriet und dann glücklich mit einem Hieb über die Wange und jenem Säbel zurückkehrte, den er einem Pascha entrissen hatte. So hatte sie's immer gehört, und Herr Ammwege, wie auch Doktor Floßwärtel, waren selig über diese Kunde, die nicht erst aus totem Papier herausgetüftelt werden mußte, sondern bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben war. Einige Wochen später kamen die beiden zu ihr, mit bleichen, verstörten Mienen, wie Bringer einer Schreckensnachricht, und Ammwege sagte in Grabeston: „Denken Sie sich, Frau Gräfin, Philipp Gunzendorf war gar nicht in der Schlacht bei Semendria."

„Wo soll er denn gewesen sein?" erwiderte Agathe. „Vielleicht in Wien am Kohlmarkt? Da rennen ja die türkischen Paschas herum, daß man nur hinzugreifen braucht, um einen solchen Säbel zu haben."

„Graf Philipp Gunzendorf war nicht bei Semendria," wiederholte Ammwege in tiefer Trauer.

„Woher können Sie das wissen?"

Jetzt griff Doktor Floßwärtel ein: „Drei Tage vor der Schlacht wurde behufs Erstattung eingehender Meldungen eine Abordnung an den Hofkriegsrat in Wien gesandt, und zwar unter Führung des Hauptmanns Johann Nepomuk Siegelwein. Zu dieser Abordnung war auch Graf Gunzendorf kommandiert. Ich habe den Befehl im Kriegsarchiv eingesehen und vorsichtshalber kopiert. Aber wir besitzen auch noch eine weitere Quelle dafür. Hauptmann Siegelwein, ein sehr tüchtiger Offizier, der für seine Verdienste später in den Adelstand versetzt wurde, hat mit seiner damals zum Kurgebrauch in Gleichenberg weilenden Gattin eine sehr eingehende Korrespondenz gepflogen, in der er ihr über seine militärischen Erlebnisse fortlaufend berichtete. Diese Korrespondenz befindet sich bei seiner Urenkelin, der Hofratswaise Amélie von Siegelwein in Wien, die sie mir zugänglich gemacht hat. Nun schreibt Siegelwein seiner Gattin unter dem 2. Oktober 1788, er sei zu der bewußten Mission abrückend gemacht worden, und erwähnt, was ich wohl zu beachten bitte, unter seinen Begleitern ausdrücklich Gunzendorf. Ja noch mehr, im Briefe vom nächsten Tage, aus der ersten Nächtigungsstation, berichtet er, daß er und seine Offiziere sich gottlob besten Wohlseins erfreuen, und nennt dabei wiederum Gunzendorf, den er als angenehmen Gesellschafter lobt. Frau Gräfin werden danach nicht umhin können, zuzugeben, daß meine Be-

hauptung quellenmäßig belegt und durchaus unanfechtbar ist."

Agathe zuckte die Achseln. „Na, war halt der Philipp Gunzendorf nicht bei Semendria. Da kann man auch nichts machen. Bedaure sehr, daß ich Ihnen was Falsches erzählt hab'."

Jetzt fiel Amwege ein: „Daran ist gar nichts zu bedauern. Zu bedauern ist etwas ganz anderes und sogar im höchsten Grade zu beklagen, daß sich nämlich hier zwischen der persönlichen Überlieferung und den archivalischen Behelfen ein Widerspruch ergibt."

„Ich kann nichts dafür. Ich hab' Ihnen einfach erzählt, wie ich's immer gehört hab'."

„Immer gehört! Das ist's ja eben, warum mir die Sache so bitter leid tut. Man darf aber auch nicht gleich wegen der nächstbesten schäbigen Urkunde die gute alte Tradition fallen lassen."

Amwege wollte, daß ihre Erinnerung um jeden Preis recht behielt. Doktor Floßwärtel wollte das nun allerdings nicht. Er verlangte vielmehr den Triumph seiner Forschung, aber einen so vollkommenen, daß Agathe sich mit ihrer Überlieferung davor förmlich verkriechen mußte. Und zu diesen verschiedenen Zielen gingen die beiden den nämlichen Weg. Sie sollte in ihrem Gedächtnisse nachkramen, ob sich nicht doch irgendein Anhaltspunkt finde, die Sache aufzuhellen. Tag für Tag gab es peinliches Verhör, sie hatte gut sich drehen und wenden, sie konnte nicht aus. Da kam Amwege, freundlich und milde, doch überaus eindringlich, immer voll Hochachtung für das, was Eltern und Großeltern ihr erzählt hatten, und immer mit neuen Varianten der Fragestellung. Philipp Gunzendorf habe doch gewiß in der Familie über seine Kriegszüge und insbesondere über jenes denkwürdige Ereignis öfter gesprochen, wohl auch manches in Aufzeichnungen niedergelegt. Es sei schlechterdings unmöglich, daß sich nichts, gar nichts davon erhalten habe. Und wenn sie nachdenken wollte, nur ein bißchen . . .

War sie dann seinen in Watte gewickelten Daumschrauben wieder einmal glücklich entglitten, durfte sie sicher sein, an der nächsten Ecke auf Doktor Floßwärtel zu stoßen. Dieser, sonst so unbeholfen und zerstreut, daß er über seine eigenen Füße stolperte und Möbel, an die er anstieß, um Verzeihung bat, war in Sachen seiner wissenschaftlichen Arbeit von furchtbarer Präzision und Zielsicherheit und von einem Nachdruck bis zum Grausamen. Ohne die äußeren Formen der Höflichkeit zu verletzen, führte er eine Inquisition gegen sie, als handelte es sich nicht um die gutgläubige Wiedergabe einer Familiengeschichte, sondern um den schimpflichsten Betrug. Oder mindestens um ein abscheuliches Lügengewebe, das im Hause Gunzendorf von Geschlecht zu Geschlecht weitergesponnen wurde, zu dem Zwecke, das Andenken des braven Hauptmannes Siegelwein zu verdunkeln, dessen Ehrenrettung für Doktor Floßwärtel zugleich die seiner fachlichen Autorität war. Agathe verfluchte den Ahnen, seine Kriegszüge und vor allem die unselige Stunde, in der sie mit der Geschichte vom Türkensäbel herausgerückt war. Philipp Gunzendorf wäre auch gescheiter zu Hause geblieben und hätte seinen Kohl gebaut, als militärische Heldentaten zu verüben, mit denen er noch den spätesten Nachfahren solche Scherereien bereitete. Und sie selbst, hatte sie es nötig gehabt, sich in die Tollhäuslerspiele der beiden Narren einzumischen, nur damit sie sie jetzt vom Morgen bis zum Abend mit dem Zeug drangsalierten?

Als Doktor Floßwärtel dann für einige Zeit nach Wien fuhr, bekam sie wohl von dieser Seite Ruhe. Um so hitziger war aber dafür Amwege hinter ihr her. Er wollte durchaus den wissenschaftlichen Adlatus bei dessen Rückkehr mit einer lückenlosen Widerlegung seines Urkundenbeweises überraschen. So kam sie vom Regen in die Traufe.

Einmal, als sie sich des Abends und zu Bette aus der ewigen Bedrängnis mit Philipp Gunzendorf in die geruhsame Lektüre der Zeitung geflüchtet hatte und ihr gerade die Augen im ersten Schlummer zufielen, klopfte es. Erschreckt fuhr sie auf und hörte die Stimme der alten Rosalia. Sie bäte kniefällig um Verzeihung, daß sie störe, aber Herr Amwege habe ihr strenge anbefohlen, der Frau Gräfin alsogleich ein Telegramm zu bringen. Es sei furchtbar wichtig und dermaßen dringend, daß die Frau Gräfin es auf der Stelle lesen müsse.

„Ja um Gottes willen, was kann denn da los sein!" rief Agathe und wandte sich mit der Depesche zum Licht. Sie war von Doktor Floßwärtel und lautete: „Philipp Gunzendorf war bei Semendria."

„Sag' ihm, der Teufel soll sie holen alle miteinander, ihn, den Doktor Floßwärtel und den Philipp Gunzendorf! Ach was, sag' ihm, ich lass' vielmals danken! Und jetzt bitt' ich mir aber aus, daß mich keins mehr stört. Sonst schaut's euch an!"

Am anderen Tage kam Doktor Floßwärtel aus Wien, um eingehend zu berichten. Bei nochmaliger genauer Nachforschung unter den Denkwürdigkeiten der Hofratswaise Amélie von Siegelwein hatten sich

zwei weitere Briefe ihres Urgroßvaters an seine Frau gefunden, die aber nicht in dem Bündel jener Korrespondenz lagen, sondern zwischen die Seiten des Buches „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" geraten waren. Deren eines Schreiben war aus der zweiten Nächtigungsstation und enthielt die Mitteilung, daß Leutnant Graf Gunzendorf unpaß geworden sei. Obwohl sein Zustand dermalen nicht bedenklich erscheine, sei doch bei den grassierenden Kriegsseuchen eine Ansteckung nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, ja immerhin in Betracht zu ziehen, und so habe denn Hauptmann Siegelwein sich kurzerhand entschlossen, ihn zurückzuspedieren. Der zweite Brief war drei Wochen später, nach Rückkehr zur Armee, geschrieben und enthielt folgende Ausführungen: „Der Fall des Leutnants Grafen von Gunzendorf bietet einen neuerlichen Beweis für das wundersame Enchainement menschlicher Schicksale und die Ohnmacht des Sterblichen, die Ratschlüsse eines höheren Waltens zu beeinflussen oder auch nur ahnendermaßen vorherzusehen. Du magst Dich, meine vielgeliebte Eugenia, wohl noch dessen erinnern, daß bemeldeter Leutnant zu der von mir geführten Mission nach Wien commandieret war, sehr zu meinem contentement, zumalen sein guter Mut und munterer esprit zur Verkürzung der Zeit und der nicht ohnbeschwerlichen Reise ein Erkleckliches beitrug, daß ich aber, vielleicht allzu ängstlichen Sinnes, in Ansehung seiner sich auf dem zweiten Tagmarsche manifestierenden Unpäßlichkeit ihn zurückzuspedieren mich resolvierte. Durch sothane, in väterlicher Fürsorge und wohlmeinender Absicht für ihn gegebene Ordre ward nun der wackere Leutnant in erhebliche Gefahr, wie solche der Soldat allerdings niemals scheuen darf, zugleich aber in die Occasion gebracht, sonderlich Ehre einzulegen, dergleichen sein höchstes Glück darstellet. Vernimm, geliebte Eugenia, und erkenne gleich mir demütiglich den Finger der Fürsehung! Jene Unpäßlichkeit war durchaus insignifianter Art, so daß mehrbenannter Leutnant, als er bei seinem Regimento einrückend wurde, wieder besten Leibesbefindens war und an der zwei Tage nachhero entbrennenden Bataille von Semendria zu participieren vermochte. Er durfte sich hierin glücklicher schätzen als ich, den die Befolgung eines hohen Befehles von der Stätte jenes ruhmreichen évenements fernhielt, worüber ich aber nicht rechten will, da dem Soldaten zwischen ihm obliegenden Pflichten Prädilektion walten zu lassen nicht ansteht. Bei jener Affäre nun kam der Leutnant Graf von Gunzendorf zusamt etzlichen Reitern in feindliches Gedränge und leichtlich hätte sein mögen, daß er alldorten sein junges Leben beließ. Von edelm Mute getragen und mit kaltem Blute aber geriet es ihm, zunebst seinen Reitern sich durch die Türken durchzuhauen, so daß unter diesen eine Lucken sich auftat, in die alsobald die Unseren vorstürmeten und solcherart an dieser Stelle den Feind zum Wanken brachten, was nicht ohnerheblichermaßen zu dem glücklichen Ausgange der Affäre contribuierte. Der Leutnant Graf von Gunzendorf kehrte heiler Haut zurück und trug als kostbare Trophäe einen gar kunstvoll gearbeiteten krummen Sabel in edelsteingeschmückter Scheide fort, den er einem hohen haidnischen Befehlshaber, glaublich einem Bassen, abgenommen. Mir aber verbleibet die Satisfaction, daß die wohlintentionierten Erwägungen, von denen ich bei bei meiner gegebenen Ordre mich leiten ließ, wenn auch in ganz anderer, als der von mir contemplierten Art, zum Guten ausgeschlagen haben, wasmaßen der brave Leutnant um dessentwillen dem allergnädigsten Kaiser und Herrn fürtreffliche Dienste zu leisten in Stand gesetzt ward, für die ihm wohl eine Allerhöchste Belobigung, möchte sein auch ein sichtbares Zeichen der Allerhöchsten Huld und Gnade nicht vorenthalten bleiben dürfte."

„Alsdann, wozu war das alles notwendig?" meinte Agathe trocken. „Wenn's mir gleich geglaubt hätten, hätten's Ihnen die ganze Aufregung erspart. Und notabene mir die gräßliche Sekkatur."

Niemand nahm diese Bemerkung übel. Ammwege nickte voller Glückseligkeit und streichelte verliebt den Türkensäbel. Aber auch Doktor Floßwärtel war zufrieden. Denn wenn man die Sache genau betrachtete, hatte nicht das dumme Familiengeschwätz gegenüber der Wissenschaft recht behalten, sondern einfach die jüngere Forschung gegenüber der älteren.

Dieser neue Sieg von Semendria, der die beiden Vorkämpfer nicht minder glorreich dünkte, als jener, den Gideon Ernst von Laudon im Jahre 1788 erfochten hatte, befeuerte sie zu frischen Taten, und sie waren den ganzen Tag hinter ihren Seiberskirchner Geschichtsforschungen her. Die Arbeiten kamen immer mehr in Schwung. Doch Agathe hielt sich ferne. Sie wollte um keinen Preis wieder in eine solche Geschichte hineingeraten, wie die mit dem Türkensäbel. Herrn Ammwege, der jetzt meist mit Doktor Floßwärtel zusammensteckte, ein wenig ausweichend, fühlte sie sich nun all-

mählich vereinsamt und unbehaglich und so knüpfte sie ab und zu Gespräche mit Frau Ammege an, was diese mit stiller Freundlichkeit aufnahm. Die kranke Frau verlor dabei mit der Zeit ihre ursprüngliche Muschelhaftigkeit, sie wurde mitteilsamer und aufgeschlossener.

Freilich, zu hören bekam man dabei auch nicht viel anderes als über Bau und Ausstattung des Schlosses, die Epochen, die der Reihe nach ihm den Stempel aufgedrückt hatten, die Historie von Seiberskirchen. Dabei ohne Ammeges wohltuende Lebhaftigkeit, alles etwas bläßlich und monoton. ‚Mein Gott, die arme Person,' dachte Agathe, ‚viel Eigenleben hat in ihr ja wohl nie gesteckt, und das bißchen, was da war, das hat ihr das Leiden ausgetrieben. Jetzt ist sie froh, wenn sie ein paar Interessen aus zweiter Hand bekommt und an den Liebhabereien ihres Mannes schmarotzen kann.' Einmal machte sie eine Bemerkung, welch großes Verständnis Herr Ammege für alle Fragen des Stils und der Einrichtung habe und welchen ungewöhnlichen Geschmack.

In den Augen der anderen blitzte es seltsam auf, und ein Lächeln ging über das bleiche, eintönige Gesicht. „Ja, das hat er wirklich. Wenigstens jetzt. Es gab allerdings eine Zeit, früher einmal, wo das nicht gerade der Fall war."

„Was Sie nicht sagen? Das kann ich mir absolut nicht vorstellen."

„Doch, doch. Als wir heirateten, da konnte er nicht einmal schauen. Das lag in seinen natürlichen Neigungen und auch in der Studienrichtung. Er wollte ja Gymnasiallehrer werden für Humaniora. Und er las unglaublich viel darüber, mit Eifer und Aufmerksamkeit. Um in eine frühere Periode einzudringen, brauchte er immer das Buch."

„Das geht doch überhaupt nicht anders."

„Es wundert mich, wenn S i e das sagen, Frau Gräfin. Gerade Sie, die mit allen alten Seiberskirchnern, Heunradls, Franconays und Gunzendorfs gewissermaßen zusammenleben, quer durch die Zeiten durch. Ihnen stehn doch die Tore der Vergangenheit weit offen, Sie gehn ein und aus, ohne auch nur daran zu denken. Und das kommt doch nicht aus den Büchern, meinte ich."

„No ja, wenn man's halt von Kind auf immer gehört hat. Und so gewiß verwachsen ist damit."

„Das hilft, das erleichtert, sicherlich. Aber auch ohne den Vorzug der Abstammung kann man ein solches Verhältnis herstellen, soferne man bloß zu schauen versteht. Goethe ist beim Anblicke des Straßburger Münsters das Verständnis für mittelalterliche Baukunst aufgegangen und die italienische Reise führte ihn mitten in die Antike. Daß die Iphigenie so ganz griechisch geriet, und der Faust so deutsch, das kam doch nicht von den Schmökern, die er studierte, sondern von seinem Auge. Auch uns Kleinen und Kleinsten ist so was nicht verwehrt, wenn wir's richtig anstellen. Und da kann uns das vortrefflichste Werk, sagen wir über Rokoko, lange nicht soviel Zeitstimmung geben wie irgendein farbiges Kupfer oder ein hübsches Möbel."

„Aber Herr Ammege, das ist doch gerade so einer, der aus einem Stückerl Seidenstoff, groß wie die Hand, ein ganzes Jahrhundert herausriecht."

„Jetzt wohl. Aber früher, da war's ganz gut möglich, daß er auf einem Ausfluge Rast machte in einem alten Schloß, ein Buch über Burgen herauszog und darin mit Eifer die Konstruktion der Zugbrücken studierte, ohne zu merken, daß er dicht vor einer solchen Zugbrücke saß und bloß die Augen aufzumachen brauchte, um sich zu überzeugen, wie so was aussah."

Das Gespräch wurde durch Ammeges Eintritt unterbrochen. Aber es rumorte in Agathe nach. Hier gab es offenbar etwas richtigzustellen in ihren Ansichten. Eine so ganz kritiklose, unselbständige Nachbeterin ihres Mannes, wie sie angenommen hatte, war diese Frau jedenfalls nicht.

Gelegenheit, der Sache auf den Grund zu sehen, ergab sich leicht zwischen den zwei Einsamen. Agathe fragte, wie Herr Ammege denn von seiner relativen Blindheit kuriert worden sei, und die andere erzählte bereitwilligst:

„Wir waren etwa ein Dutzend Jahre verheiratet. Damals beschäftigte sich Max in seinen Feierstunden mit deutschem Städtewesen am Ausgange des Mittelalters. Er hatte schon einen ganzen Wust von Daten, Ziffern, Einzelheiten beisammen, aber kein Bild. Seine Vorstellungen waren unlebendig, schematisch, algebraisch. Da sagte ich mir, soll denn Max das Geld, wenn's nun schon einmal da ist, nicht irgendwie nutzbar machen für seine Neigungen und sein Streben? So setzte ich mich mit ein paar Antiquitätenhändlern in Verbindung, und als Max mal für kurze Zeit verreist war, wurde ein Raum bei uns ganz mit gotischen Möbeln eingerichtet. Wissen Sie, was nun war, als er dann wieder heimkam? Er bemerkte erst gar nichts, so daß ich heimlich weinte über meinen Mißerfolg. Aber dann, als er mit all seinem Papierkram da drinnen saß, zwischen den eisen-



Sinkender Tag. Gemälde von Prof. Carl von Marr



beschlagenen rheinischen Schränken, im breiten Faltstuhl, vor dem mächtigen Eichentisch mit Kerbschnitzerei und aufblickend von den Blättern die Zeit, der er nachspürte, um sich herum sah, da ging ihm der Knopf auf."

„Und sagen Sie mir, liebe Frau Amwege, warum haben Sie das überhaupt inszeniert? Er war doch wahrscheinlich auch früher ganz vergnügt mit seinen alten Scharteken."

„Nein, eben nicht. Unser Leben war bequem und sorglos, aber innerlich schauderhaft leer. Mir war gleich ein bißchen bange gewesen, als Max bei unserer Hochzeit ins Geschäft kam. Dieser sehnsüchtige Humanist, dieser verträumte Gymnasiallehrer, da mitten hinein unter die Ziffern und die Waren, ins Schuften und Verdienen! Indessen, mit Vater war nicht gut Kirschen essen, man durfte nicht widersprechen. Max ließ sich ja ganz brav an, arbeitete fleißig und verständig, auch Vater war gar nicht unzufrieden mit ihm. Aber 's war doch nicht sein wahres Leben. In der freien Zeit flüchtete er in eine andere Welt hinein, in die seiner früheren Studien und Neigungen. Und das war auch wieder nur was Halbes. Nichts Ganzes hier, und dort auch nicht. Was sollte nun geschehen? Ihn noch tiefer ins Geschäftsleben hineinjagen, bis er völlig darin aufging? Dazu langte es bei ihm doch nicht recht. Nicht nur, daß er Vater nie erreicht hätte, auch mein Bruder Joachim war ihm über. Blieb also nichts anderes, als den heimlichen Historiker in ihm auf breitere, solidere, einem wohlhabenden Manne angemessenere Grundlage stellen. Und sehen Sie, Frau Gräfin, an eine seit langem leidende Frau gebunden, ohne Kinder, ohne eigentlichen großen Beruf, wurde er trotz alledem ein glücklicher Mensch. Denn man darf es getrost sagen, er ist es wirklich."

„Ja, das ist er. Beneidenswert sogar. In einem vollkommenen Gleichgewicht. Und jede Stunde bringt ihm Freuden."

Frau Amwege lächelte vergnügt. „Sehen Sie bloß, wie angenehm er sich die schlechte Jahreszeit vertreibt mit seiner Seiberskirchner Chronik. Aber sobald's wieder schöner wird und wärmer, sollten Frau Gräfin ihn herausreißen aus seinem Stubenleben und mit ihm reiten. Denn er ist ein kräftiger Mensch, der Bewegung braucht und Anregung in freier Natur."

Agathe versprach ihr Bestes und schlich einigermaßen beschämt davon. Da hatte sie's. In dieser Frau, die dem Gatten nicht nur das Geld, sondern auch den wahren Lebensinhalt zubrachte, in dieser echten Seelenführerin hatte sie bis nun seinen bloßen geistigen Abklatsch erblickt. Ärger daneben hauen konnte man weiß Gott nicht. Ja, das kam von der hochnasigen, voreiligen Art des Urteilens. Kränklich, ohne Persönlichkeit, furchtbar langweilig. So kam sie ihr vor, so hatte sie zu sein, so war sie. Im Handumdrehen war der Spruch gefällt, und jetzt blieb er, wie ein ehernes Grundgesetz. In gewissen primitiven Beziehungen, ob eins ehrlich war, es ihr gut meinte, darüber hatte sie in der Regel ihre Nase wohl nicht getäuscht. Aber wie kurz diese Nase darüber hinausreichte, wie wenig sie selbst ansonsten in das tiefere Wesen der Menschen hineinzublicken verstand, dafür war jetzt in Frau Amwege einmal ein schlagender Beweis da.

Sie wußte erst gar nicht, warum sie, entgegen ihrer Gewohnheit, sich diesen beschämenden Fehlgriff so nachdrücklich vor Augen hielt. Allmählich aber wurde ihr klar, daß sie darin Aufschlüsse über das eigene Leben suchte und fand. Sie und manche ihresgleichen waren doch gewiß selbstbewußt, energisch und streitbar, hatten einen starken Willen und wußten ihn immer wieder durchzusetzen. Aber so bestimmend, so herrschend sie im einzelnen waren — im großen ihr Dasein zu formen, das trafen sie nicht. Da gingen sie widerstandslos die Bahn, die das Schicksal ihnen anwies. Und das Schicksal, das waren doch wohl die anderen Menschen, die vom Raum Besitz ergriffen und ihnen nur ein schmales Plätzchen ließen. Unvermählt, weil der Rechte nicht aus freien Stücken gekommen war, fügsam in den Willen des Vaters, der sie auf bloßen Nießbrauch setzte, ohne Einfluß auf den liederlichen Neffen, der das Gut verkommen und schließlich fahren ließ, war sie, die doch in sich die Züge einer Herrschernatur erkannte, heute eine arme, machtlose, alte Frau. Und wenn es um sie herum so aussah, wie sie es wünschte, war das weiß Gott nicht das Werk ihres Willens, sondern eine Gabe des günstigen Zufalls. Wenn man so wenig in die Menschen hineinblicken konnte, wie sie selbst im Dünkel vorgefaßter Urteile es gar nicht einmal versuchte, dann war alle Energie, alle Willenskraft, alle Streitbarkeit für die Katze. Dann gaben die anderen nur, was sie wollten, und man mußte nehmen, was sie gaben. Kurzum, jetzt wußte sie es, sie war eine rechte Gans.

Unter dem Eindruck ihres Irrtums verfiel sie nun ins Gegenteil. Frau Annemarie, erst als geistige Puppe betrachtet, die sich mühselig an den Drähten des Gatten bewegte, wurde nun zum alleinigen

seelischen Prinzip. Und er, eben noch Verkörperung einer starken, oft ans Wunderliche grenzenden, aber durchaus wurzelhaften Originalität, eine bloß abgeleitete Figur. Er hatte in ihren Augen eigentlich nur mehr den freien Gebrauch der Glieder voraus. Durch seine Frau anders eingestellt, würde er Käfer sammeln, Schmetterlinge oder Briefmarken, mit dem gleichen fieberhaften Eifer und dem nämlichen Glauben an die Ursprünglichkeit seiner Vorliebe.

⋆

Dem Wunsche der anderen folgend veranlaßte sie Ammege, die gemeinsamen Ritte wieder aufzunehmen. Er tat es anfangs aus Gefälligkeit, sich nur schwer und unter großen Skrupeln von der Seiberskirchner Chronik losreißend. Sahen sie doch, wenn sie munter hinauszogen, regelmäßig am Erkerfenster den ergrimmten Doktor Floßwärtel, der ihnen durch seine riesenhafte Hornbrille wie eine Verkörperung des mahnenden Gewissens nachblickte. Draußen freilich erlag Ammege dem Zauber der Märztage.

Es waren köstliche Ritte an diesen langsam anbrechenden Frühlingstagen. Ammege, gesund genug, um die Verführung der werdenden Natur voll zu spüren, und mit ganzem Sinn hingegeben an ihre Magie, vergaß völlig auf Seiberskirchen, seine stilgemäße Instandsetzung und die Erforschung seiner Geschichte. Jetzt aber war es Agathe, die ihn dabei festhielt und ihn jedesmal zurückriß, wenn er im animalischen Glücksempfinden des Augenblickes untertauchen wollte. Denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, herauszukriegen, wie groß sein selbständiger Anteil an jenen Werken war. Darum redete sie von der Architektur, den Möbeln, den Bildern und den archivalischen Arbeiten, in einer Unerbittlichkeit, die hinter der Doktor Floßwärtels um nichts zurückstand. Und mit der Taktik, die sie jenem abgelauscht hatte, stellte sie zwischenhinein immer wieder verfängliche Fragen, ein grausamer Untersuchungsrichter, der den Delinquenten um keinen Preis durchrutschen lassen wollte. Ammege, in seiner Unschuld nichts ahnend und immer voller beflissener Höflichkeit, stellte sich dem Verhör. Freilich unter gelegentlichen Abschweifungsversuchen, die aber von Agathe rasch zurückgewiesen wurden. Auf einen entzückten Ausruf über die balsamische Luft kam die Gruftkapelle, auf eine vergnügte Bemerkung, wie munter die Pferde seien, das Tagebuch des Schloßarchivars Mathias Korbgruber, und für das zarte Werden des Frühlings kriegte er die sterblichen Überreste Werbolt Seibers des Älteren an den Kopf. Sie breitete ihn vor sich aus, prüfte Herz und Nieren, zergliederte ihn mit anatomischer Genauigkeit. Und wirklich, Frau Annemarie hatte recht, er mochte irgendeinmal geweckt oder angeleitet worden sein, jetzt war er ganz in der Sache drin, persönlich und selbständig.

Besonders deutlich wurde dies Agathe an einem Umstande von an sich untergeordneter Bedeutung. Zufällig kam etwas zur Sprache, was ihr bisher nicht aufgefallen war, daß nämlich Ammeges Baderaum sich in ziemlicher Entfernung von seinem Schlafzimmer befand, so daß er, um von dem einen ins andere zu gelangen, über einen langen Korridor mußte.

„Warum haben Sie sich denn das so wahnsinnig unpraktisch eingerichtet?"

„Es ging nicht anders, Frau Gräfin."

„Aber, ich bitt' Sie, plauschen S' nicht! Neben Ihrem Schlafzimmer ist doch das Timotheus-Kabinett, da könnt' man brillant ein Bad einrichten."

„Nein, das ist unmöglich, das ist völlig ausgeschlossen. Zu so was Niederträchtigem geb' ich mich nicht her, und wenn ich jeden Tag bis Wien laufen müßte, um zu baden."

In jenem Kabinett hatte Timotheus Franconnay, ruhmreich aus den Türkenkriegen heimgekehrt, seinen alchimistischen Versuchen nachgehangen. Noch war der wunderliche Schmelzofen mit dem giebelförmigen Rauchabzug da, und in einem Wandschrank gab es ein paar verstaubte Gläser von grotesker Form. Ammege hatte die schwarze Küche instand gesetzt. Quer durch den Raum hing jetzt eine große hölzerne Alchimistenschlange mit zwei gekrönten Köpfen, an der das elektrische Licht angebracht war, auf Regalen standen unzählige Näpfe und Büchsen zur Verwahrung der Ingredienzien, Messingmörser mit kleinen Stempeln, um sie zu verreiben, Kolben und Retorten, sie zu erhitzen, ein Astrolab, um die Gunst der Stunde festzustellen. Die Einrichtung war fix und fertig, man brauchte nur hinzugehn und Gold zu machen. Alles zum Gedächtnis an Timotheus Franconnay, der dort den Stein der Weisen gesucht, aber nicht gefunden oder mindestens auf seine späteren Nachkommen nicht vererbt hatte. Wenn man schon darauf hielt, so konnte man ja die altertümliche Spielwarenhandlung in einen anderen unbenützten Raum verlegen und dafür aus dem Timotheus-Kabinett ein vernünftiges, appetitliches Badezimmer machen, mit weißen Kacheln, Ofen und Brausen. Unmittelbar neben dem Schlafzimmer, riesig bequem. Und statt dessen lief der Unglücksmensch in einem

ehrfürchtigen Bogen um diesen förmlich gegebenen Raum herum und den halben Flügel durch, wenn er ein Bad nehmen wollte. Das mußte auf dem eigenen Beete gewachsen sein, so etwas konnte man von niemand anderem haben, am wenigsten von der wohlmeinenden und verständigen Annemarie. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: Ammwege brauchte nicht fremden Wahnsinn nachzuäffen, er war wirklich echt, ursprünglich und wurzelhaft verrückt.

Agathe freute sich herzlich darüber. Es hätte ihr leid getan, diesen liebenswürdigen, unterhaltenden und gar nicht uninteressanten Menschen als geistigen Popanz seiner Frau betrachten zu müssen. Auch wirkte der erfolgreiche Abschluß der Untersuchung entlastend auf die gemeinsamen Ritte. Sie hatte ihrer urgeschöpflichen Art Gewalt antun müssen, um sich nicht rückhaltlos dem Behagen des Augenblicks hinzugeben und immerfort abstrakten, kalten Forschungszwecken nachzugehn. Jetzt konnten sie zu zweien unbefangen in der Herrlichkeit des Frühlings schwelgen, in dem Glück der Alternden, wenn sich alles um sie herum verjüngt. Alle die Wege, die sie im Vorjahre auf der Höhe des Sommers und während seines Absterbens ausgekostet hatten, waren jetzt im keimenden Lenze neu. Von Tag zu Tag wurde es schöner, wuchs die Kraft der Sonne, die Lebendigkeit des Erdbodens, Farbe und Reichtum seines Schmuckes, und auf jedem Fleckchen, über das sie hintrabten, gab es ein kleines grünes Fest der Wiedergeburt. Das war sehr schön.

Freilich alle Tage nicht, ja nicht einmal an allen mit gutem Wetter. Denn Doktor Floßwärtel, immer tückisch im Hintergrunde lauernd, brachte es öfters zustande, Herrn Ammwege zurückzuhalten. Mit furchtbar wichtiger Miene kramte er etwas aus, was er gefunden hatte, irgend was, worum sich seit zwei-, dreihundert Jahren kein Mensch kümmerte und das nun auf einmal so furchtbar wichtig sein sollte, daß der Schloßherr sich ihm gerade an diesem Tage und zu dieser Stunde ausschließlich widmen mußte. Und was das für Dinge waren! Der Speisezettel für ein Gastmahl, das Gordian Heunradl dem Erzherzog Leopold Ferdinand von Österreich gegeben hatte, die Rechnung für Tafelgeschirr, von der kaiserlichen Porzellanfabrik an Clemens Franconnay geliefert, oder ein Rezept, das sich Eleonora Gunzendorf gegen Kolik hatte verschreiben lassen. Da war es dann natürlich nichts mit dem Ausreiten. Herr Ammwege entschuldigte sich bei Agathe, bot ihr an, sich vom Reitknechte begleiten zu lassen (worauf sie aber gewöhnlich nicht einging, da es ihr nicht paßte, sich sozusagen auf fremden Pferden ausschicken zu lassen) und gab sich in die Hände des Doktor Floßwärtel. Dann saßen die beiden Idioten in der Bibliothek, jeder mit einer riesigen Lupe in der Hand, starrten auf einen vergilbten Fetzen Papier und rissen die Mäuler auf voll bewundernden Staunens, welche Unmengen von Rebhühnern und Malvasierwein jene ekelhaften Freßsäcke an einem Tage verschluckt hatten, und wie viel Mohnabsud man in die hochselige Gräfin Eleonora hineingießen mußte, um ihren tobenden Magen zu beschwichtigen. Doktor Floßwärtel schmatzte vor Behagen, als dürfte er in eigener Person all die Wildbretschüsseln ausfressen und den aus einem Steinbrunnen fließenden Griechenwein allein in seine Kehle rinnen lassen. Herr Ammwege aber machte traurig teilnahmvolle Augen, wie wenn er auf das Krankenlager der schmerzgeprüften Frau hinblickte, obwohl ihr längst kein Bein mehr weh tat.

*

Oft pilgerte Agathe zu ihren Freunden in den Stall. Allein sie fand dort kein Verständnis. Das herrlichste Frühjahrswetter hatte gut locken draußen. Diese dummen Viecher waren es höchlich zufrieden, daß man sie ruhig und faul auf ihrer Streu herumlümmeln ließ. Ja, sie legten, als die Stallknechte bei Agathens Erscheinen in Positur traten, mißtrauisch die Ohren zurück, voll Unbehagens, daß es vielleicht jetzt doch ans Satteln gehn könnte. Selbst der Fuchs, der draußen in der warmherben Märzluft wie toll war vor lauter Übermut, zeigte gar keine Sehnsucht nach dem Freien und ließ durch die träge Langsamkeit, mit der er hervorstampfte, um den gebotenen Zucker zu holen, erkennen, daß er schon darin eine empfindliche Störung seiner Bequemlichkeit erblickte. Dieser Stumpfsinn ihres Lieblingspferdes kränkte Agathe besonders, und sie nannte es zornig eine kalte Hundeschnauze.

Dann ging sie mit ihrem Groll in die Gruftkapelle. Freilich, sie fand auch dort keine ausdrückliche Zustimmung. Aber sie wußte wenigstens, da unten waren vernünftige Leute, die den Kopf auf dem rechten Flecke hatten und denen man mit überstiegenem Zeug nicht kommen durfte. Die würden es schon verstehn, wie sinnlos und abgeschmackt Herr Ammwege seine Zeit an Dinge vergeudete, mit denen sie selbst vor Jahrhunderten fertig geworden waren. Liebe zur Vergangenheit, Pietät, konservativer Sinn, das war gewiß schön und gut, aber schließlich hatte doch alles seine Grenzen, nicht wahr? Niemand widersprach. Die da

unten wußten es am besten. Sie hatten sich doch auch an ihren eigenen Speisen gelabt und an den eigenen Schmerzen getragen, nicht an denen der Merowinger und Hohenstaufen. Einen der schönen Tage, die man hienieden noch hatte — gar zu viele würden es ohnedies nicht mehr sein — verstreichen zu lassen, um in abgetanem, muffigem, verstaubtem Trödel zu wühlen, das war doch gar zu dumm. Und als sie schließlich das Wort „Trottel" aussprach, glaubte sie in dem Echo ein diskretes Beifallsgemurmel unter den Gruftplatten zu vernehmen.

Während sie früher sich fast ohne Umgang beholfen hatte, fiel es ihr jetzt schwer, die Zeit vom Morgen bis zum Abend allein zu verbringen. An solchen Tagen suchte sie dann Frau Amweges Gesellschaft. Oder sie ließ anspannen und machte Besuche in der Nachbarschaft. Allenthalben herrschte große Neugier nach den Inhabern von Seiberskirchen, was das eigentlich für Leute seien, was sie trieben, wie sie sich aufführten. Die gutmütigen Wallenfels in Eichgraben fragten ganz ehrlich und gerade heraus, voll Teilnahme, wie es ihr selbst denn dabei ergehe, und hocherfreut, daß sie es so gut getroffen habe. Bei Brandolars in Wetzlern lief es, wie diese Menschen schon einmal waren, nicht ohne versteckte kleine Bosheiten ab, mit denen sie übrigens bei Agathe schlecht ankamen; dort würde man, wenn Amweges Besuch gemacht hätten, sie gar zu gerne aufdringlich und unmöglich gefunden haben, und wußte jetzt, da sie es nicht taten, nicht recht aus und ein. Am hitzigsten war natürlich die Wißbegier bei der alten Theynisl in Bärenburg. Die Achtzigjährige, ein wahrer Lebensvielfraß, die noch jetzt am liebsten hätte singen, tanzen und lieben mögen, wollte alles bis ins letzte wissen. Dabei sprach sie Agathe gegenüber von Herrn Amwege nie anders als per „dein Flirt", nicht aus Scherz oder Neckerei, sondern weil es nach ihrer Meinung gar nicht anders sein konnte. Agathe aber war sehr zurückhaltend, es machte ihr diebischen Spaß, wenn die anderen sich so anstrengen mußten, um die kleinste Kleinigkeit herauszukriegen.

So belustigend dies aber auch bisweilen sein mochte, viel, viel schöner war's eben doch, wenn Doktor Floßwärtel mit vorwurfsvoller Grimasse abziehn mußte und man ausritt. Freilich, jetzt ging es nicht gerade drauf los, wie im Herbste, jetzt hieß es Wiesen und Felder schonen. Aber da kam dafür ihre genaue Kenntnis des Terrains zur Geltung. Immer wieder wußte sie ein Weglein, einen schmalen Streifen Hutweide, wo man traben und galoppieren konnte, und immer wieder war ein kleiner Graben da, über den gesprungen wurde. Nie hätte, ohne ihre Führung, Herr Amwege von seinem Grund und Boden so bis ins letzte reitermäßig Besitz ergreifen können.

Oft, wenn sie allein war, gestand sie sich ein, daß ihr Leben nun in ihren hohen Jahren auf einmal wieder recht reich und schön geworden sei, und zwar gerade durch eine Fügung, in der sie selbst zuerst einen besonders bösartigen Streich des Schicksals vermuten mußte. Trotz aller Dankbarkeit kam dabei von Zeit zu Zeit leise Melancholie über sie. Des Morgens, wenn sie erwacht im Bette lag und die volle Sonne in ihr sauberes, behagliches Schlafzimmer hereinflutete, wenn sie in wohliger Ermüdung von einem köstlichen Ritte heimgekehrt war, wenn sie ein stilles Stündchen in der Gruftkapelle verdämmerte. Eine sanfte Schwermut, wie von weither kommend, die sie vordem nicht gekannt hatte. Als es ihr noch so wirklich miserabel ging, da war doch wenigstens in ihrem Ingrimm ein bißchen Auflehnung und in ihrem Kummer etwas Kampfgeist. Mitten in all den Widrigkeiten hielt sie streitbar und rauflustig den Kopf hoch. Jetzt aber blieb ihr nichts übrig, als ihn zu neigen und die freundliche Wendung ihres Loses in Ergebung auf sich zu nehmen. Darüber aber wurde ihr weich und wehmütig ums Herz. Es konnte nicht bloß der Frühling sein, der ihr dermaßen zusetzte. Empfindsame Dichternaturen mochte er in schmerzlich-süße Wallung versetzen; ihr, das wußte sie, hatten derlei Gefühle nicht viel an. Es war etwas anderes.

Gewiß, sie mußte Gott danken, daß die Amweges gekommen waren. Diese prächtigen Leute, die sie mit Sorgfalt und Herzlichkeit umgaben und die, was mehr war, Seiberskirchen aus seinem traurigen Zauberschlaf geweckt hatten. Wie schön, daß es jetzt dastand in einer Glorie, die sich aus den Strahlen zu gleicher Zeit lebendig und leuchtend gewordener Erinnerungen aus vielen Jahrhunderten wob! Aber warum hatte es dazu Fremder bedurft, jenes genialen Webergesellen, der im Rheinland ein ungeheures Vermögen aufzuhäufen wußte, und eines sinnigen Gymnasiallehrers, der so edeln Gebrauch davon zu machen verstand? Hätte nicht im eigenen Kreise, unter den Gunzendorfs, einer sein können mit ein bißchen Kraft und Willen? Es wäre doch wohl leichter gewesen, Vorhandenes aufrechtzuerhalten als schon halb Gestürztes aufs neue aufzubauen. Warum hatte sie, Agathe, statt sich in das Testament zu fügen, das sie auf bloßen Nießbrauch setzte, nicht

einfach erklärt, sie selbst wolle Seiberskirchen haben, führen, hochbringen, ihrem Bruder und seinen Erben weit mehr an Apannage auszahlen, als diese mit ihrer elendigen Wirtschaft aus dem Gute herausschlugen? Oder warum war nicht ihr Neffe Ottokar, war keiner seiner Söhne zu etwas zu brauchen? Nicht einmal Hansi, der anständige Bursch, der unter freundlichen Gestirnen sicher ganz gut abgeschnitten hätte, aber zum Kampfe gegen die Gewalten des Lebens viel, viel zu schwächlich war? Natürlich, da war die verpatzte Rasse schuld, das unselige Erbe ihrer Schwägerin, deren exotisches Vermögen man in eben dem Maße überschätzt hatte, als sogar Agathens Mißtrauen hinter den Wirkungen jenes schlechten Blutes noch zurückgeblieben war.

Aber auch rundherum, bei den Verwandten, Freunden, Bekannten, wo kein Zuchtfehler unterlaufen war und daher eine solche Ausrede nicht statthatte, sah sie vielfach unverkennbare traurige Zeichen des Niederganges. Einzelne, die ganz, ganz Reichen, lebten noch auf dem alten, großen Fuße, nur wußte niemand, auf wie lange. Andere hatten bereits schmerzliche Einschränkungen auf sich nehmen müssen und zweifelten stark, ob es auch in diesem knapperen Rahmen auf die Dauer gehn würde. Wieder andere waren schon so gut wie ausgeschieden und suchten ihr Heil auf irgendeinem neuen Geleise, das aber anscheinend auch nicht aufwärts führte. Da gab es einige, die das noch Vorhandene völlig gedankenlos vertaten, solche, die es in aberwitzigen Geschäften vermehren wollten und nur um so rascher aufbrauchten, endlich welche, die Ordentlichen, die sich in ihnen ganz ferneliegenden Berufen redlich versuchten und wohl nicht untergingen, aber auch nicht höher gelangten. Wo mochte die alte Spannkraft all dieser Geschlechter hingekommen sein, die durch ein halbes Jahrtausend Eroberer, Pioniere, Schützer des Volkes gewesen waren und dann durch ein weiteres seine geistigen, politischen, militärischen Führer?

Die Zeiten, von jeher in einem sachten Wandel, waren eben neuestens in ein furchtbares Rollen gekommen, in einen jähen, sich überstürzenden Wechsel. Da gab es kein langsames Anpassen, keine allmähliche Umstellung mehr. Was gestern noch galt, konnte heute sich nicht mehr behaupten, es fiel in nichts zusammen. Und in diesem wilden Wettlauf, in diesem unsinnigen Taumel nach vorwärts waren natürlich die am besten dran, die das kleinste Gepäck hatten. So würde es nicht bleiben, irgendein Beharrungszustand sicher einmal kommen. Dann würden auch die jetzt ganz Verwirrten sich wieder zurechtfinden, die halb Entwurzelten wieder festen Boden fassen. Und mußte die alte, angestammte Kraft sich sammeln, mußte sie neuerlich zu Durchbruch und Geltung kommen. Wer ihrer nicht vergaß, sie in sich pflegte und hochhielt, der würde dann schon wieder obenauf sein. Aber eine Weile würde das noch dauern, vielleicht lange und jedenfalls länger, als daß sie hoffen durfte, es selbst zu erleben. Für sie gab es ein Gunzendorfsches Seiberskirchen nie mehr; sie mußte sich freuen, daß es das der Ammwege war. Sie freute sich auch darüber, nur daß ein Wermutstropfen in dieser Freude war.

Indessen, daß solche schwermütigen Anwandlungen bei ihr ganz durchschlugen und vorherrschend wurden, geschah doch nur ab und zu. Gewöhnlich war in ihrer Laune nicht mehr als ein kleiner Einschuß davon vorhanden, etwas wie ein Bodensatz, und dieser schien in besonders behaglichen, erfreulichen Augenblicken geschwunden. Wenn sie mit Ammwege zu Pferde draußen war, wenn sie nach Hause kam und das Schloß in seiner neuen, alten Pracht stolz entgegengrüßte, wenn er etwas Munteres, ein bißchen Krauses sagte, oder seine Frau wieder einmal etwas recht Gescheites, dann vergaß sie ihre kopfhängerischen Grillen. Und freute sich dessen bewußt. Denn derlei hatte doch eigentlich gar keinen vernünftigen Zweck.

*

Ammwege war in dieser Zeit besonders aufgeräumt, auf einem Höhenpunkte der Zufriedenheit, manchmal geradezu von einem Bummelwitz, wie man ihn dem gemessenen englischen Clergyman gar nicht zugetraut hätte. Dann aber wurde er mit einem Male merklich versonnen, zerstreut, benommen, starrte gedankenvoll vor sich hin auf den Pferdekopf und gab verspätete Antworten, die er mit einer Bitte um Entschuldigung einleiten mußte, weil er gar nicht aufgepaßt hatte. Offenbar brütete er wieder einmal über etwas.

Das Schloß, die Geschichtsforschung konnten ihm kein Kopfzerbrechen mehr machen. Agathe war schrecklich neugierig, mochte aber nicht fragen. Wenn es reif war, würde er schon selber damit kommen. Hinter dem Berge halten war seine Sache nicht.

Und in der Tat, einmal, da sie gerade einen großen Galopp zur Groisbacher Mühle hinter sich hatten und in faulem Schritt nebeneinander einherritten, kramte er, ganz unbefangen und in voller Selbstverständlichkeit, einen neuen Plan aus.

„Etwas in Seiberskirchen stimmt noch

nicht," fing er an, „ist unecht, traditionswidrig. In guten Zeiten, da ging's doch wohl immer hoch her im Schlosse und lustig auch. Im Mittelalter, wie oft mögen da Nachbarn eingeritten sein, große Herren mit ihrem Gefolge, reisende Bischöfe und Prälaten? Es wurden Turniere abgehalten und Minnehöfe. Die Renaissance ließ sich auch nicht spotten, Barock und Rokoko schon gar nicht. Vielleicht war auch die hohe Gesellschaft des Wiener Kongresses mal hier zu Gaste gebeten, und Sie selber, Frau Gräfin, erzählten mir von glänzenden Festen zuzeiten Ihrer Eltern. Heute aber, heute ist gar nichts los, heute schleichen hier drei stille, alte Leute herum . . ."

„Ja, sollen wir aus lauter Stilgefühl auf einmal zu hopsen und zu jauchzen anfangen?"

„Ach, mir paßt's ja akkurat so, wie's ist, ich verlange mir's doch gar nicht anders. Aber für das Schloß, Frau Gräfin, für das Schloß muß es unsagbar öde und langweilig sein. Gar jetzt, wo es sich doch wieder ein klein bißchen herausgeputzt hat. Ich fühle ordentlich, wie es nach schönen, geschmückten, fröhlichen Menschen lechzt. Die Bilder, die Tapeten, die Fauteuils, alles sieht mich scheel an und vorwurfsvoll. Alles sagt: Jetzt wären wir glücklich wieder so weit, daß man 'ne reputierliche Gesellschaft hereinlassen könnte. Und nur du bist schuld, daß es hier zum Totgähnen zugeht, du verdammter Junge!"

„Geben Sie ganz einfach ein grandioses Fest! Die Küche haben Sie doch dazu und die Dienerschaft auch!"

„Ich ein Fest geben? Das wäre ein kapitaler Mißgriff. Soll ich meine Bekannten aus dem Rheinlande bitten? Die würden bestenfalls hier kunstwandern wie eine Reisegesellschaft in einem Museum, mit dem Katalog in der Hand, fremd, erstaunt und mit schlechtem Gewissen, daß ihnen doch wohl was entgeht. Nein, Frau Gräfin, die Leute der Umgebung von Seiberskirchen müßten es sein, die Nachkommen oder wenigstens Nachfolger derer, die seit tausend Jahren hier zu Gaste waren."

„So laden Sie halt die ein. Die meisten brennen ohnedies drauf."

„Das käme snobistisch heraus und ein bißchen protzig vielleicht auch. Das würde die Stimmung stören und das richtige Bild. Es müßte jemand sein, der die Überlieferung verkörpert, der von alters her das Recht hat, hier zu empfangen. So gehört es zur Auferstehung von Seiberskirchen."

„Da wird dann schon nichts anderes übrigbleiben, als daß Sie den Geist eines alten Schloßherrn zitieren. Sagen wir den Philipp Gunzendorf. Mit dem sind Sie ja so intim, Sie und Ihr Doktor Floßwärtel."

„Ginge wohl auch. Ist aber nicht unbedingt nötig. Gibt's doch einen näherliegenden Ausweg! Sie, Frau Gräfin, müssen das Fest geben."

Agathe wollte nicht gleich antworten. Sonst hätte sie gesagt, er sei ein gerissener Narr.

„Fürchten Sie ja nicht, daß Ihnen daraus besondere Ungelegenheiten erwachsen. Annemarie und ich werden für alles sorgen, alle Vorbereitungen treffen, natürlich ganz genau nach Ihren Anweisungen. Nur am Abend selbst müssen Sie so gut sein und die Rolle der Hausfrau übernehmen."

„Auf deutsch gesagt heißt das, ich soll ein Fest geben, und Sie werden es bezahlen."

„Das ist aber doch auch schon das Allermindeste, was ich tun kann," antwortete Amwege mit überzeugender Ehrlichkeit. „Bedenken Sie, Frau Gräfin, meine Lage ist mehr als peinlich! Ich fühle die dringende Verpflichtung, etwas zu veranstalten, einen förmlichen Ruf des Gewissens. Seiberskirchen hat ja so recht. Wozu staffierte ich's denn bloß heraus, wenn ich ihm das nun versage? Ich bin ganz durchdrungen davon, ich möchte auch zu gerne, aber ich kann's nicht, beim besten Willen. Es wäre ein gutes Werk von Ihnen, wenn Sie mir zu Hilfe kämen in meiner Bedrängnis."

Sie schüttelte den Kopf, recht erstaunt und ablehnend. Er aber ließ nicht locker. „Bitte, überstürzen Sie Ihren Entschluß nicht! Sagen Sie nicht ein vorschnelles Nein, hinter das Sie dann nicht zurückwollen. Es steht doch zuviel auf dem Spiele."

Im Laufe der nächsten Tage fiel ihr Amweges Vorschlag, der ihr zuerst kaum des Nachdenkens wert geschienen hatte, immer wieder ein. Und jedesmal kam er ihr ein bißchen weniger unmöglich vor. Es war halber Wahnsinn, aber eigentlich reizend. In diesem einsam gewordenen, leeren Seiberskirchen sollte wieder ein rauschendes Fest sein, mit fröhlichen Nachbarn, und sie selbst im Mittelpunkte wie zu den schönsten Zeiten ihres Lebens. Die Jungen würden staunen, was aus dem verfallenen Eulenschlosse geworden sei, die Alten aber früheren Glanz neu erstanden sehen. Und dann würden alle miteinander vergessen, daß es inzwischen anders gewesen war, und in lachender, gedankenloser Freude genießen. Das unwiederbringliche Einst würde, dem Weltlauf entgegen, zum Jetzt, und tief in ihrem Alter glänzte auf einmal wieder ein

Tag der Jugend auf, jubelnd, brausend, himmlisch.

★

Ob das Fest überhaupt stattfinden sollte, kam zwischen ihr und Ammwege nicht mehr zur Sprache. Beide setzten es stillschweigend voraus. Man unterhielt sich nur mehr über Durchführungsfragen. Tagsüber meist zu zweien und des Abends in Beratungen, an denen auch Frau Annemarie teilnahm. Ammwege war mit allem einverstanden, nur daß ihm eigentlich nichts schön und teuer genug schien. In dieser Beziehung redete er ihr dringend und heischend zu, als hätte s i e das Geld herzugeben, und warf ihr gelegentlich Knauserei vor. Sie aber wollte gar nicht seine Finanzen schonen, sie hatte nur ein klares, bestimmtes Vorbild im Auge. Der Ball sollte aufs Haar so sein wie der, den die Eltern zu ihrem achtzehnten Geburtstag gegeben hatten. Das gefiel ihm auch wieder, und ein bloßes: „Damals war es so," entschied jedesmal endgültig.

Sie brachte eine Menükarte, die sie sich aufgehoben hatte; man wußte also, was zu kochen war. Eine Zigarettentasche und einen Fächer, wie sie die Tanzenden als Andenken bekommen hatten, besaß sie auch noch, die Bestellung konnte ohne Verzug nach Wien abgehen. An die Verwendung der Räume, den Tafelschmuck, alle Einzelheiten der Zurüstung erinnerte sie sich mit ihrem starken Gedächtnisse für die Vorgänge der Jugendzeit bis aufs I-Tüpfelchen. Sie sah die Kotillonbuketts deutlich vor sich und wußte, was für Blumen dabei waren. Damals trug der Pony Ibrahim in zwei vergoldeten Körben die Sträußchen in den Ballsaal. Auch hier gab es keine Schwierigkeit. Über telegraphischen Auftrag an den Pferdehändler Schlesinger langte innerhalb weniger Tage ein zuckerweißes kleines Pferdchen an, das man, wenn man nicht gar zu genau zusah, mit jenem hätte verwechseln können. Immer wieder fielen ihr neue Züge ein, die die Ammweges begierig aufgriffen. Und so wurde mit einer Technik, um die sie ein Antiquitätenfälscher hätte beneiden dürfen, das alte Muster aus der Erinnerung kopiert.

Mehr Kopfzerbrechen machte der Vortänzer. Einen aus der damaligen Zeit konnte man doch nicht gut in Betracht ziehen. Und die jungen Leute von heute, die hatten keine blasse Ahnung, was ein richtiger Ball ist. Schließlich entschied sich Agathe für einen Mittelweg und griff auf Bela Uglay, den sogenannten jungen Uglay, der vor fünfundzwanzig Jahren als Gardereiter zur allgemeinen Begeisterung die Kotillons angeführt hatte.

Blieb die Musik. Damals war es Drescher gewesen, der mit seinen Leuten aufspielte, hinreißend, elektrisierend. Noch glaubte sie den fast schmerzlich süßen Schauer zu spüren, wie einem die ersten Geigenstriche bei den „Rosen aus dem Süden" oder der „Schönen blauen Donau" in die Glieder fuhren. Aber der arme Drescher war längst tot. Zum Glück erfragte Ammwege eine Kapelle, die sich mit der Pflege des alten Wiener Walzers als Spezialität befaßte. Daß sie gerade für einige Wochen nach Karlsbad verpflichtet war, bedeutete eine nicht unüberwindliche Schwierigkeit.

Bela Uglay wurde herübergebeten, zur Besprechung der Tanzordnung. Agathe diktierte, die Ammweges hörten bewundernd zu: Eröffnungswalzer, Polka, Lanciers, Walzer, erste Française, Walzer, Polka, Kotillon. Dann nach dem Essen Soupervalzer, eine Stunde lang, Polka, Lanciers, Walzer, zweite Française, als große Hetzquadrille, bei der man durch alle Stockwerke fegte. Dieses fand Ammwege ganz besonders reizend, und er klatschte vor Vergnügen in die Hände.

Sollte sie ihre nächsten Verwandten einladen? Namentlich dem Ottokar war es zu gönnen, daß er sehen mußte, was ordentliche, tüchtige Leute aus Seiberskirchen zu machen verstanden. Da hätte er sich wenigstens einmal bis über die Ohren schämen können, dieser öde, unfähige Geldvertuer. Und gerade vor den Nachbarn, den Bekannten, das wäre schon das Richtige gewesen. Aber dann hielt sie doch das Familiengefühl zurück. Und sie wollte auch das lustige Fest nicht mit einem Strafvollzuge belasten. Ottokars Demütigung konnte bei anderer Gelegenheit nachgeholt werden. Von den Großneffen lud sie nur Hansi ein. Den hatte sie gerne, und der war wirklich ein anständiger Bursch. Der sollte sich nur nach Herzenslust dabei unterhalten.

Zu den nächsten Nachbarn fuhr sie hinüber, um persönlich einzuladen, zu Wallenfels in Eichgraben, Brandolars in Wetzlern, Uglays in Katschbach, Theynisls in Bärenburg, Stradnitzkys in Oberwinzendorf und Schrötzingens in Kledrach. Überall wartete man schon sehr gespannt, die Sache hatte sich herumgeredet, vielleicht auch der sogenannte junge Uglay nicht reinen Mund gehalten. Und überall war die Freude groß. Namentlich die Wallenfelsischen Mädeln jauchzten vor Entzücken und die schöne Maritschi erkundigte sich gleich, ob der Hansi kommen werde.

Entfernteren schrieb sie. Von keiner Seite gab es eine Absage. Nur auf die alte Theynisl mußte man wohl verzichten, da sie eben die Bäder in Gastein gebrauchte. Aber die Achtzigjährige telegraphierte, sie werde die Kur unterbrechen und mit Vergnügen erscheinen.

Seiberskirchen war von dem bevorstehenden Balle ganz und gar beherrscht. Die Ammweges sprachen von nichts anderem. Die Altertumswut war vergessen, und kein Mensch kümmerte sich um Doktor Floßwärtel. Vergeblich trat er dafür ein, man solle doch das Vorbild für das Fest nicht aus einer noch nicht historisch gewordenen, jedenfalls aber ganz stillosen Zeit, sondern aus einem der früheren Jahrhunderte nehmen und brachte allerhand Behelfe dafür. Man hatte keine Zeit für ihn, hinderte ihn aber auch nicht, für sich, rein akademisch, einen Entwurf zur Nachbildung des Empfanges auszuarbeiten, den Gordian Heunradl und seine Gattin Veronika dem Erzherzog Leopold Ferdinand von Österreich bereitet hatten.

Agathens Dienstleute, Nepomuk, Kathi und die alte Rosalia, die den Ball von anno dazumal als Küchenmädchen miterlebt hatte, schwammen in Seligkeit. Selbst Tini, das nichtsnutzige Ding, der Kalfakter, fühlte auf einmal eine Zugehörigkeit zum Hause, als hätten ihre Vorfahren den Gunzendorfs in den Kreuzzügen den Schild nachgetragen. ‚Ja, ja, man muß den Leuten von Zeit zu Zeit was zeigen,' sagte sich Agathe. ‚Wie sollen sie denn sonst glauben, daß unsereins wer ist?'

Sie kramte die betreßten Fräcke, weißen Hosen, Spangenschuhe und Allongeperücken heraus für die Lakaien, die auf den Stiegenabsätzen stehen mußten, während die Gäste kamen. Das meiste war noch gut, ein geschickter Garderobier aus Wien leitete die tadellose Instandsetzung. Getanzt sollte im weißen Saal und die Tafel im Ahnensaal gedeckt werden wie damals. Leider langte man mit den alten Beständen, die Ottokar stark gelichtet hatte, für soviel Gedecke nicht mehr aus. Aber Ammwege konnte aushelfen. Dabei wurde er sich einer schweren Versäumnis bewußt, daß er nämlich das verstreute Gunzendorfsche Silber nicht schon längst zusammengekauft hatte. Das konnte er nun erst später allmählich nachholen. Zum Glück waren die großen Aufsätze noch da. Ottokar hatte sie wohl in eine Versteigerung bringen wollen, aber da es gerade zum Verkaufe von Seiberskirchen kam, sie Ammwege unter besonderer Anrechnung mit überlassen.

Nach unzähligen Vorübungen, Einzel- und Gesamtproben — der Küchenchef hatte die Speisen dreimal versuchsweise herstellen müssen, und Herr Ammwege fuhr fünfundzwanzigmal in Hut und Überzieher vor, damit der Empfang vom Schloßtor bis zum grünen Salon, in den man eintrat, vollkommen klappte — ging am Abend selbst alles wie am Schnürchen. Stunden vorher glitzerten die Lampen, Kronleuchter und Appliken, im Park wimmelte es von Lampions. Ammwege, in Frack und weißer Weste, stob durch alle Stockwerke, seine aufgeregten Blicke schwirrten wie Pfeile in die entferntesten Ecken, um dann beruhigt in sich selbst zurückzukehren. Agathe, in einem alten Staatskleide, das trotz der Überarbeitung durch Frau Annemaries Kammerjungfer noch immer genügend außer der Zeit war, und mit dem, was ihr an Gunzendorfschem Schmucke verblieben war, stand hochaufgerichtet im grünen Salon. Der Wandspiegel hatte gut ihr das alte harte Gesicht zeigen, die Umwelt war zu überwältigend. Sie konnte es fast nicht glauben, daß nicht wieder ihr achtzehnter Geburtstag sei.

Nun kam das Ehepaar Wallenfels mit Linerl, Karla, Maritschi und Johnny, der heute zum erstenmal den Frack trug. Dann erschienen die Theynisls, die Achtzigjährige voran, die vor zwei Stunden mit dem Schnellzug aus Gastein eingetroffen war. Dann die Brandolars. Die Mütter sahen sich ängstlich an, denn noch gab es vorwiegend Tänzerinnen. Jetzt aber kam auf einmal ein Dutzend junger Leute aus Wien, in Autos angelangt, die Uglay verschrieben hatte. Er selbst, schon seit Nachmittag in Seiberskirchen, zählte sie insgeheim ab und war zufrieden. Allmählich füllte sich der grüne Salon. Herr Ammwege, Gegenstand allgemeiner Neugier, wurde bekannt gemacht und entledigte sich seiner Höflichkeitspflichten. Am liebsten aber stand er im Hintergrunde, alles mit stillem Blick umfassend, wie ein freudlicher Hausgeist. Frau Annemarie wollte erst später in den Ballsaal kommen.

Nun wurden die Türen geöffnet, die Gäste fluteten hinüber. Die Kapelle spielte die „Rosen aus dem Süden". Uglay ließ sich's nicht nehmen, mit Agathe zu eröffnen. Mehrere Jahrzehnte der Unterbrechung hatten ihrer Gewandtheit nichts anhaben können, und um ihren Atem durften die Jüngsten sie beneiden. „Was du kannst, das kann ich auch," rief die alte Theynisl, winkte dem Grafen Brandolar und drehte mit ihm hinterher, daß er keuchte wie ein dämpfiges Pferd.



Zugvögel. Gemälde von Dr. Rudolf Treumann
Berlin, Ausstellung der Kunststube

Agathe übte stramme Ballpolizei. Die Mädchen mußten in einer Ecke beisammenstehen und die jungen Leute in der gegenüberliegenden. An den Wänden sitzen durften nur die Mütter, um, die Lorgnetten auf der Nase, das Glück der Kinder mitzugenießen. So war es zu ihrer Zeit gewesen, und so fand sie es für richtig. Wenn man auf Diwans und Fauteuils herumknotzen darf, dann wird geschwätzt und geflirtet, und dann ist es aus mit dem echten, unbefangenen Tanzvergnügen. Stahlen sich zwei aus dem Wirbel heraus, um in irgendeinem Winkel miteinander zu plaudern, war sie gleich dort und trieb sie mit einem kategorischen: „Tanzen, tanzen!" zurück. Diese Mahnung kriegten auch die jungen Leute zu hören, wenn sie länger untätig beisammenstanden, und zwar so befehlend, daß gleich wieder alle Paare in Bewegung waren. Als die ältere Brandolar mit dem nämlichen Herrn, mit dem sie Lanciers getanzt hatte, zur ersten Française antreten wollte, fuhr sie dazwischen: „Zwei Kontertänze an einem Abend, das gehört sich nicht!" Die beiden stoben beschämt auseinander und versorgten sich anderwärts. Ein klein wenig Nachsicht übte sie nur mit ihrem Großneffen, den sie ein paarmal im Gespräche mit Maritschi Wallenfels beisammen sah.

Ammwege war entzückt von dieser strengen Zucht und stellte darüber Betrachtungen an. So hatte es eben eine vornehme und kluge Gesellschaft eingerichtet, damit das Vergnügen nie ausartete und sie mitten in der rauschenden Freude ihre Kinder fest in der Hand behielt. War es doch für sorgsam gehütete Mädchen genug, daß sie bei den Kontertänzen die Hände der jungen Leute festhalten, bei Walzer und Polka in ihren Armen liegen, bei Quadrillefinale und Kotillon mit ihnen herumfegen durften. Mehr Freiheit sollte eben der Ball nicht geben und insbesondere nicht die Gelegenheit zu unkontrollierbaren Annäherungen. Die militärische Ordnung der Freude, die sorgfältige Ausführung der Quadrille- und Lanciersfiguren, die fast ununterbrochene rhythmische Bewegung der ganzen jungen Gesellschaft steigerte überdies den Reiz des Bildes. So geziemlich und so lustig zugleich sollte es in Seiberskirchen hergehen, das war schon das Richtige. Und Seiberskirchen war, das durfte er sich getrost eingestehen, heute wunderschön. Seine Pracht erschloß sich in dieser wundersamen Belebtheit bis zu Tiefen, von denen er selbst nichts geahnt hatte. Jetzt war es erst aus dem Zauberschlaf erwacht. Er genoß in vollen Zügen, und wenn er an Frau Annemarie vorbeikam, die still in einem Winkel des Tanzsaales zusah, drückten sie sich selig die Hand.

Das Inkognito eines Ballgastes, unter dem sich der eigentliche geheime Hausherr verbarg, wurde sorgsam gewahrt; der Ehren eines Wiederherstellers von Seiberskirchen aber durfte er sich offen erfreuen. Immer wieder kam jemand, der bat, ihm das Schloß zu zeigen, und jedesmal waren gleich einige andere da und wollten mit. So gab es fast jede Stunde der Nacht eine kleine Kunstwanderung unter seiner Führung. Nicht nur die Älteren, auch viele von den Jungen zeigten lebhaftes Interesse und Verständnis. Einmal schloß sich ein besonders schönes großes Mädchen an, mit einem so warmen Ausdruck von Güte und Ehrlichkeit auf den Zügen, daß er immer wieder verstohlen hinsah. Und er glaubte ihr eine herzliche Freude an der neuerstandenen Herrlichkeit, ja geradezu eine tiefe innere Bewegung anzukennen.

Am stärksten nahm ihn die alte Gräfin Theynisl in Anspruch. Nicht weniger als viermal zog die Achtzigjährige mit, stets in lebhaftem Gespräch mit ihm und voller Fragen. Woher er das hatte, warum er jenes so gemacht habe? Mit dem meisten war sie einverstanden, über einzelnes aber stritt sie mit ihm auf Tod und Leben. Besonders verblüffte ihn, als sie behauptete, daß zwei Räume, die jetzt durch eine Mauer getrennt waren, offenbar einmal zusammengehangen hätten, und dies, seinen Zweifeln gegenüber, aus der Ornamentik nachwies, die nicht nur übereinstimmte, sondern erst bei einem einheitlichen Raum in sich zum richtigen Abschlusse kam. An diese Frau mußte er sich künftig halten, die verstand wirklich etwas.

Seine Begegnung mit all den Unbekannten verlief sehr angenehm. Trotz wohlerzogener Zurückhaltung schlug bei ihnen die Neugier durch, die mit dem Werke offenbar auch seine Person erweckt und die bisher ungestillt zu lassen Agathen ein boshaftes Vergnügen bereitet hatte. Die Restaurierung des Schlosses, Ammweges Gartenanlagen, die schönen Pferde gaben unerschöpflichen Gesprächsstoff. Seine Geschmacksrichtung, sein warmer Sinn für alles, was auch ihnen schön und begehrenswert erschien, brachte ihn den andern näher. Und daß er Ideale, denen sie unter der Ungunst der Verhältnisse vielfach hatten entsagen müssen, bis ins letzte zu verwirklichen imstande war, hatte um des völligen Mangels an Protzerei und um der gläubigen, fast

ehrfürchtigen Hingabe an jene Ideale willen nichts Aufreizendes.

Die Jugend unterhielt sich königlich. Anfangs hatte es ein bißchen Ärger gegeben, daß man nicht in Fauteuils lümmeln und gemeinsam Zigaretten rauchen durfte, daß man ausschließlich die Tänze der Großmütter tanzen sollte. Ein junger Witzbold prägte, in leisem Gespräche, das Wort: „Lämmerhüpfen bei Tutankamen", ein anderer suchte mit der Bezeichnung „Strafhausball" sein Glück zu machen, und Graf Brandolar, ein Fünfziger mit schütteren Schläfen und begeistert für moderne Tänze, wisperte einer Dame ins Ohr, er habe keine Ahnung gehabt, daß man zur Exhumierung eines längst begrabenen Ballfestes gebeten sei. Aber die Flaumacher drangen nicht durch, die prächtige Musik brachte immer mehr Zug hinein, es wurde wie rasend getanzt. Und als beim Kotillon der sogenannte junge Uglay die Meisterschaft, mit der er vor fünfundzwanzig Jahren als Gardereiter geglänzt hatte, in einer Fülle toll durcheinanderwirbelnder Figuren entfaltete, begriffen die Mädchen, wieso ihre Mütter mit solcher Begeisterung von den Bällen der eigenen Jugend erzählen konnten. Beim Souper im Ahnensaale und unter den ernsten Blicken der Schloßherren aus früheren Jahrhunderten wurde man nichtsdestoweniger recht munter. Herr Amwege ließ nämlich, freilich nicht ohne Gewissensbisse, etwas mehr Champagner auffahren, als nach Agathens altem Ballrezepte vorgeschrieben war.

Dann kam der endlose Souperwalzer. Die Stimmung stieg immer mehr an. Alles war darüber einig, daß man sich noch nie so gut unterhalten habe. Den Höhepunkt erreichte das Fest knapp vor seinem Abschluß in der großen Hetzquadrille. Agathe mußte mittun an der Seite des Grafen Brandolar. Auch die alte Theynisl trat an mit Amwege, dem sie erklärt hatte, es gebühre ihr, vom Schloßherrn aufgefordert zu werden. Die Reihen stellten sich in weiteren Abständen auf als sonst, so daß schon die normalen Figuren in beschleunigtem Tempo, fast im Laufschritt ausgeführt wurden. Im Finale aber, in dem der erfinderische Geist des Vortänzers sich selbst überbot, ging es irrsinnig zu, und die Paare, die er zu immer neuen Formen durcheinanderquirlte, tobten in einer wilden Jagd daher. Nun mußten alle Tanzenden eine Kette bilden, die er zuerst ein paarmal sich ein- und aufrollen ließ; dann führte er sie, voranstürmend, aus dem Saale, treppauf, treppab, fegte in den Garten hinaus und auf einem langen Umwege wieder in den Saal zurück. Die Mädchen lachten vor Freude, die Augen blitzten, hier und da gab es einen gellen Schrei, weil eine gefürchtet hatte, zu fallen oder die Hand des Tänzers zu verlieren. Agathe unterhielt sich köstlich über Brandolar, weil der so jugendlich Beflissene nur mühsam mitkam, und die alte Theynisl meinte, so etwas müßte man jeden Tag haben, da würde man tausend Jahre leben.

Dann gab es ein kleines Frühstück, zu dem die Kapelle alte Wiener Lieder aufspielte, und dann ging man höchst vergnügt auseinander.

★

Am Morgen empfand Amwege große Sehnsucht, sich mit Agathe über das Fest auszusprechen. Er war wie eine Leydner Flasche gefüllt mit schönen Eindrücken und mußte sich entladen. Sehr lange brauchte er nicht zu warten. Denn bis zum Mittag zu schlafen, wie in der echten Ballzeit, das traf sie nicht mehr.

Auf einer Bank im Park, unter einer hohen Platane, ließ sich's ausgezeichnet plaudern. Das Schloß hatte ihn entzückt, das Fest, die Gesellschaft. Immer die Augen offen, hatte er tausend Einzelheiten festgehalten, mit denen er jetzt in nacherlebendem Genusse hervorkam, kunterbunt, völlig unvermittelt, fast wie ein Kind.

„Ist's nicht schön," rief er, „daß man so was erleben darf?"

„Na, schön war's ja wirklich, aber erlebt hat man so was doch auch schon."

„Nein, Frau Gräfin, ich nicht. Und ein anderer auch nicht. Ganz gewiß nicht. Nämlich so wie ich, Max Amwege, ehemaliger Lehramtskandidat, das in dieser Nacht habe erleben dürfen."

Sie sah ihn an. Der Blick leuchtete, die Haut war von einer warmen Blutwelle untermalt. Der Reverend, im Schwunge seiner Predigt, in heiliges Feuer geraten. „Sie sind ja förmlich in Ekstase."

„Bin ich. Und bleibe ich. Das war ein Gipfelpunkt der Menschheit."

„Was Sie zusammenphantasieren!"

„O nein, Frau Gräfin, grundfalsch! Da ist nichts zusammenphantasiert, beileibe! Ich habe — mit aller Demut sag' ich's, mit frommem Schauder, weil ich's selbst gar nicht recht glauben kann — ich habe was geschaffen."

„Das geb' ich schon zu."

„Nicht so, wie Sie's meinen, Frau Gräfin. Daß ich Seiberskirchen wieder halbwegs in Ordnung brachte, was Ähnliches treffen andere auch. Wenn sie's auch viel-

leicht nicht mit so viel Liebe tun, mit so viel — darf ich's sagen? — Pflichtgefühl. Aber dann sitzen sie in ihrem Schlosse wie in einem Museum. Seiberskirchen, herausstaffiert und restauriert, hatte das Wirklichkeit? Wie Dornröschen im Schlafe lag's, wie Schneewittchen im gläsernen Sarg. Ich mußte Bewegung hineinbringen, mußte es zum Leben erwecken, wenigstens für eine Nacht. Gut, ich konnte mir durch einen Agenten Kinoschauspieler versorgen. Die hätten fleißig Kavaliere und Edeldamen gemimt, nach Anweisungen von Regisseur oder Tanzlehrer, mit einem Lächeln auf den Lippen, das vor dem Spiegel einstudiert war, und freudigen Affekten aus dem Schminktopf auf der Wange. Und hätten dabei albern herumgeguckt, ob denn auch alles richtig aus Pappe ist, wie sich's gehört. Und so wär's doch wieder nur Kitsch gewesen. Ich aber rief, dank Ihrer Güte, Frau Gräfin, die echten wahren Geister von Seiberskirchen wach, sie nahmen Gestalt an, sind in Fleisch und Blut hier gewandelt. Und ich bin mitten unter ihnen gewesen, und ich habe Seiberskirchen gesehen, lebend, atmend, vor Freude brausend und bebend."

„Ja, ja, es war gestern schon wirklich so, wie's halt sein soll," sagte Agathe leise, fast mit einem Anflug von Rührung.

„So hätten die größten Künstler ihre Rolle nicht spielen können wie Ihre Gäste, Frau Gräfin, weil die es eben selbst waren. Jeden einzelnen zu beobachten bot einen hohen Genuß. Prachtvolle Exemplare einer erlesenen Rasse."

„Einige sind ja wirklich ganz nett. Sind aber auch drunter, die einfach gräßlich sind. Sie möchten schon draufkommen, bis Sie sie nur erst näher kennen."

„Das interessiert mich nicht, Frau Gräfin, absolut nicht. Die Leute mögen förmlich starren von Fehlern des Geistes und Charakters, obgleich ich's für höchst unwahrscheinlich halte — in ihrer Aktion, als das, wie ich sie brauchte und wollte, waren sie vollkommen. Um das handelt sich's aber. Und dann, Frau Gräfin, ein bißchen was von Menschen versteht man ja doch auch, wenn Sie mir's gleich als ehemaligem Pädagogen vielleicht nicht zutrauen. Ist diese Gräfin Thegnisl nicht entzückend, nicht geradezu hinreißend mit ihren unglaublichen achtzig Jahren? Eine Gestalt von Greuze oder Boucher, eine Figur aus den Memoiren, bestes, reinstes Rokoko in seiner ganzen unerschöpflichen Lebensherrlichkeit! Und Graf Uglay, der den Kotillon anführte, so höflich und dabei so befehlend, mit so viel kulturgebundener Kraft und Sicherheit! Und dann die reizenden Mädchen! Allen voran die schöne Blonde, die so aufmerksam mitkam, als wir das Schloß besichtigten! Warum sie nur dabei so versonnen war, fast traurig, das möcht' ich wissen. Das muß doch in jeder Beziehung ein herrliches Geschöpf sein. Ich bin ganz verliebt in sie. Und als sie dann mit Ihrem Großneffen tanzte, ich sag' Ihnen, Frau Gräfin, ein solches Paar hab' ich überhaupt noch nicht gesehen. Das zieht einem das Herz an wie ein Magnet, es wird einem so gut warm dabei, und man denkt unwillkürlich: Wenn ich bloß den zweien mal eine kleine Freude bereiten könnte."

Agathe seufzte tief. Er starrte sie verblüfft an, das war ihm noch nie vorgekommen. „Reden S' mir nur von den beiden nicht," sagte sie bedrückt. „Das ist eine ganze Tragödie."

„Um Gottes willen, Frau Gräfin!"

„Schon als Kinder haben sie ein großes Penchant füreinander gehabt. Und das ist nie anders geworden. Obwohl sie später nur selten mehr zusammengekommen sind. Wie ich neulich bei den Wallenfels in Eichgraben drüben war, einladen, wissen Sie, da hätten Sie die Maritschi sehen sollen. An gar nichts anderes hat sie dabei gedacht, können sich darauf verlassen, als ob der Hansi kommen wird. No und dann ist der Hansi wirklich gekommen und da sind sie natürlich immer wieder beisammengesteckt. Ich hab's ihnen nicht recht verbieten wollen, ist halt einmal ein Wiedersehen, hab' ich mir gedacht, und damit basta. Jetzt passen Sie aber auf, Herr Ammege, wie ich grad hab' schlafen gehn wollen — in dem Alter freut sich unsereins aufs Bett nach so einem Fest — klopft's bei mir an, steht der Hansi draußen. Der Hansi, denken Sie sich, ganz arm und patzweich wie ein Zuckerl, das man acht Tag' in der Taschen herumgetragen hat. Also, er hat die Maritschi nie vergessen gehabt, und heut hat er's gesehen, er kann nur sie lieben und keine andere."

Ammeges Gesicht leuchtete hell auf. „Das ist ja ganz entzückend, das ist doch geradezu herrlich!" rief er begeistert.

„Hundsmiserabel ist's, sag' ich Ihnen, ganz hundsmiserabel. Da kann doch nichts draus werden, um Gottes willen. Die Ottokarischen, ich mein', die haben überhaupt nichts mehr wie Schulden, und bei Wallenfels, Sie, da schaut's auch hübsch windig aus mit den Moneten. Mein lieber Herr Ammege, jetzt frag' ich Sie, von was sollen denn die zwei dann leben?"

„Man kann schließlich auch etwas verdienen."

„O ja. Er ist ganz brav, der Hansi, und fleißig, er ist doch in einer Bank, und das langt grad auf einen Frack und ein nettes Hemd, wenn er eingeladen ist. Aber eine Familie erhalten, du lieber Himmel! Wissen Sie, was er tun müßt', Herr Amwege? Z'samm'packen müßt' er sie und mit ihr nach Amerika abfahren, sich dort durchboxen, auf einer Farm oder als Hotelportier oder was weiß ich wie. Aber so einer, das ist er ja schon gar nicht, der gute Hansi. Anständig und solid und halt nicht extra tüchtig. Man muß auch das schon anerkennen, nicht wahr, bei diesem Haderlumpen von Papa. Übrigens sieht er's ein, der Hansi, er weiß, daß er's der Maritschi nicht zumuten kann, so eine Noterei das ganze Leben lang. Geweint hat er, fort muß er, hat er g'sagt, und die Maritschi nie mehr sehen darf er, damit er ihr nicht im Weg steht. Das ist ja honett von ihm, was? Das Gepäck hat man ihm müssen auf die Bahn spedieren und er wird zu Fuß gehn. Wissen Sie, was das heißt, zu Fuß gehn? Das heißt, daß der Chauffeur nicht sehen soll, wie er noch g'schwind einen Abstecher nach Eichgraben macht und dort solang' herumpirscht, bis er am End' doch die Maritschi noch einmal am Fenster sieht."

Sie machte eine kleine Pause, erwartend, daß Amwege etwas sagen würde. Doch verblieb er in stummem Nachdenken.

„Aber schad' ist's, ewig schad'," fuhr sie fort. „Die Maritschi, das wär' die ideale Frau für ihn. So hübsch, und so gut, und so gesund! So gesund, sag' ich Ihnen! Die tät' Ihnen in einer Generation die verpatzte Rass' in Ordnung bringen. Im Handumdrehen hätt' man wieder die richtigen guten alten Gunzendorfs. — Ja, was haben Sie denn, Herr Amwege, Sie schauen ja ganz benommen aus? Tut Ihnen der Hansi gar so leid?"

„Ich studiere über eine sehr ernste und kitzlige Sache nach. Am Ende vermöchte Graf Hansi mir aus einer übeln Lage zu helfen?"

„Der Hansi Ihnen? Nein, mein lieber Amwege, das kann ich mir nicht vorstellen."

„Doch. Bedenken Sie folgendes, Frau Gräfin! Ich beabsichtige wohl noch recht lange zu leben, hundert Jahre und mehr, falls es gehen sollte. Aber einmal wird es mutmaßlicherweise doch aus sein. Und was geschieht dann mit Seiberskirchen? Wer wird sich dann drum annehmen?"

„Sie haben doch Erben, nicht?"

„Joachims Kinder meinen Sie? Die passen nicht. Der eine, Max Wolfgang, der kriegt Schloß Gertraudisberg am Rhein. Und Elsbeth? Die ist doch mit dem jungen Herrn von Trothenapp verheiratet und da bekommen sie einmal nach dem alten Herrn von Trothenapp Borczyn, das ostpreußische Familiengut. Nun sehen Sie, Frau Gräfin, neben Gertraudisberg oder Borczyn, da könnte Seiberskirchen leicht zu kurz kommen. Und Seiberskirchen muß die einzige Liebe sein."

„Auf was wollen Sie eigentlich hinaus?" fragte Agathe in mühsam verhaltener Aufregung.

„Das ist doch klar. Ich suche einen Nachfolger, brauche ihn wie einen Bissen Brot. Vielleicht wäre Ihr Großneffe mein Mann, namentlich wenn er die Komtesse Wallenfels heiratet. Bei ihm sind wichtige Voraussetzungen gegeben, er paßt zu Seiberskirchen, sicherlich liegt es ihm am Herzen. Und ihr auch, o ja. Jetzt versteh' ich endlich, warum sie so ernst und so gerührt dreinsah bei dem Rundgang durch das Schloß. Dieser schmerzlich aufmerksame Blick, der zeigte untrüglich die richtige künftige Gutsherrin. Und das ganze spätere Geschlecht, wie wir's brauchen, das hätten wir dann mit Gottes Hilfe ja auch sozusagen auf einen Hieb. Ich glaube wirklich, ich stehe vor der Lösung meiner ernstesten Lebensfrage. Die Lösung ist wunderbar, märchenhaft, was Sie wollen, und dabei so natürlich, so organisch, so auf der Hand liegend, wie's eben eine rechte Lösung immer ist."

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein? Sie denken doch nicht wirklich dran . . .?"

„Graf Hansi und seine Frau übernehmen nach meinem Tode Seiberskirchen. Das ist mein unumstößliches Programm. Sie, Frau Gräfin, müssen, wie schon so oft, mithelfen, daß die Geschichte zum Klappen kommt."

„Aber einstweilen, Herr Amwege? Sie werden doch, Gott gebe es, noch recht lange leben."

„Glauben Sie, ich wäre wirklich ein solches Rhinozeros, meinen Vertrauensmann und künftigen Treuhänder zwischenzeitig verkommen zu lassen? Das denn doch nicht. Graf Hansi wird angestellt, mit Wartegebühr, natürlich so, daß er anständig leben kann. Er wird auch beileibe nicht faulenzen dürfen. Vorläufig bringt er für seine Aufgabe nur dasjenige mit, was ihm in die Wiege gelegt wurde und was man keinem anderen geben kann. Das ist wertvoll, aber es langt nicht. Wir schicken ihn, dächt' ich, erst mal auf zwei, drei Jahre zum alten Herrn von Trothenapp, Generalleutnant a. D., nach Borczyn. Dort sieht er nicht nur eine halbwegs moderne Landwirtschaft,

dort lernt er, was noch viel wichtiger ist, gute alte Arbeitsdisziplin. Wird nichts zu lachen haben, Ihr Großneffe, beim alten Herrn von Trothenapp, denn Exzellenz hat eine eiserne Hand. Das gehört aber dazu. Die Indolenz, die Weichheit, die müssen wir ihm heraustreiben, und wenn am Ende irgendwas von dem falschen, kitschigen Geschäftsgeiste seines Vaters in ihm stecken sollte, das schon gar. Sein Charakter, sein Wesen muß stramme Muskulatur bekommen, einen Seelenbizeps braucht er."

„Wie gesund ihm das wär'," seufzte Agathe.

„Wird's ihm sein, verlassen Sie sich drauf. In Borczyn heißt's bei Morgengrauen aus den Federn aufs Pferd und mit dem Inspektor hinaus auf die Felder, zu den Meierhöfen, überall hinter der Arbeit her und militärische Zucht halten unter den Leuten. Oft kommt Herr von Trothenapp gar nicht zu Tisch nach Hause, da wird Mittag gehalten mit einem Stück kaltem Fleisch und einem Schluck Goldwasser aus der Feldflasche. Das wird dem jungen Herrn ganz spanisch vorkommen. Aber fest wird er dabei werden und lebensfroh, und seine Frau wird er lieben lernen bei diesem nüchternen, strengen Leben, wie er sie nie lieben würde unter den Ablenkungen einer weichen Welt. Ganz verflogen können doch die Tugenden der alten Gunzendorfs nicht sein, und soferne auch nur noch ein ganz klein bißchen davon vorhanden ist, dort kriegen wir's hoch. Und wenn Exzellenz mir schreibt, jetzt haben wir's, jetzt ist er so weit, dann soll er herkommen und die Gutsverwaltung führen. Daneben aber nehm' ich mir ihn in die Lehre und bringe ihm bei, woran es bei den letzten Generationen hier so arg gefehlt hat, Sinn und Liebe und Pflichtgefühl für Seiberskirchen. Das ist mein Fach, und in dem bin ich genau so patent wie Herr von Trothenapp in dem seinen."

Agathe hatte, den Kopf vorgereckt, ihm zugehört, jedes Wort einsaugend, und mit einem leisen Beben der Wonne, in dem sie das Lachen ihres alten Herzens zu spüren meinte, sagte sie: „Sie wollen also wirklich für Hansi und Maritschi sorgen, und ihnen einmal Seiberskirchen lassen?"

„Das will ich, und beileibe nicht aus Gutherzigkeit, keine Spur, sondern aus ganz gemeiner Berechnung, aus durchaus egoistischen Motiven."

„Also dann schnell, schnell ein Pferd satteln! Ich reit' selbst auf die Bahn — der Hansi ist ja noch nicht fort — und ich sag' ihm, er soll stante pede umkehren."

„Ich hab's ja gewußt," sagte Ammwege vergnügt, „Sie bieten mir die Hand, Sie helfen auch diesmal, Sie gute Gräfin! Nun können wir ja alles unverzüglich in Ordnung bringen, und heute, längstens morgen das Verlobungsdiner . . ." Plötzlich stockte er, fassungslos, der Sprache beraubt durch die seltsamste Lage, in die er zeit seines Lebens gekommen war. Gräfin Agathe hatte ihn umarmt und einen Kuß auf seine Stirn gedrückt.

Ich weiß von solchen... Von Hermann Hesse

In manchen Seelen wohnt so tief die Kindheit,
Daß sie den Zauber niemals ganz durchbrechen.
Sie leben hin in traumgefüllter Blindheit
Und lernen nie des Tages Sprache sprechen.

Weh ihnen, wenn ein Unheil sie erschreckt
Und plötzlich hell zur Wirklichkeit erweckt!
Aus Traum gescheucht und kindlichem Vertrauen
Starren sie hilflos in des Lebens Grauen.

Ich weiß von solchen, die der Krieg erst weckte,
Da sie des Lebens Mitte überschritten,
Und die seither am Leben wie erschreckte
Traumwandler zitternd und geängstet litten.

Es scheint: in diesen Hoffnungslosen sucht
Die Menschheit ihrer blutgetränkten Erden,
Sucht ihrer Grausamkeit und Seelenflucht
Erschauernd und beschämt bewußt zu werden.

Zur Psychologie der Eitelkeit

Von Univ.-Prof. Dr. Bruno Bauch

Das Sprichwort enthält oft eine tiefe, dem Leben abgelauschte Weisheit, aber doch nur eine halbe Wahrheit. Wenn wir hören: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz“, so sind wir gewiß gleich geneigt, dem Gedanken zuzustimmen, aber doch nur halb. Wir fühlen unmittelbar: es liegt etwas Richtiges darin; aber es ist doch dabei nicht alles in Ordnung. Denn wir fordern doch auch Stolz vom Menschen, fordern, daß er etwas auf sich halte, sich nicht wegwerfe, sich nicht erniedrige. Das Sprichwort, so fühlen wir darum bald, meint eigentlich nicht den wahren Stolz, sondern einen falschen Stolz: die Eitelkeit.

Allein ist die Eitelkeit denn immer eine Schwester der Dummheit? Gibt es nicht auch sehr kluge und doch eitle Menschen? Nun gewiß, wir haben alle im Leben Menschen kennengelernt, deren Klugheit sie gerade eitel macht. Aber darin liegt eben die Weisheit jenes an sich gewiß nur halb richtigen Wortes, daß selbst die Klügsten auch eitle Toren sein können. Denn die Torheit aller Eitelkeit, auch der Eitelkeit der klugen Toren, liegt darin, daß sie sich über die anderen und ihr Urteil erhebt und doch gerade in dieser Überheblichkeit sich von fremdem Urteile abhängig macht. Das unterscheidet auch die Eitelkeit vom echten Stolz: Der echte Stolz hat seinen seelischen Schwerpunkt in sich, die Eitelkeit aber außer sich. Der Eitle ist gekränkt, wenn er an einer feierlichen Tafel den Platz nicht erhält, der ihm nach seiner Meinung gebührt und der ihn den anderen besonders sichtbar macht. Der echte Stolz eines Bismarck durfte sagen: „Wo ich sitze, da ist immer oben.“

Echte Größe wird immer stolz sein müssen, aber nie eitel sein können. Einen Bismarck, einen Goethe können wir uns gar nicht anders als stolz denken. Ihnen aber das Merkmal der Eitelkeit beilegen, hieße eine unvollziehbare Verbindung in unserem Urteil vollziehen zu wollen. Wenn also auch kluge, ja selbst sehr kluge Menschen eitel sind, dann beweisen sie, daß es ihnen an echter Größe fehlt. Echte Größe ruht in sich, wie echter Stolz; die Eitelkeit strebt immer außer sich, sucht sich nach außen sichtbar zu machen. Sie will sich abheben, während wahre Größe sich von selber abhebt, ohne es zu wollen. Und gerade in dem gewollten Sich-Abheben liegt das Abhängen von fremder Meinung und fremdem Urteil. Eitelkeit will gesehen, geschätzt, vielleicht sogar bewundert werden. Ihr höchstes Ziel wäre zuletzt der Ruhm. Aber gerade darin zeigt sie, daß selbst in ihrer am höchsten betonten Selbstbewußtheit eine innere Unsicherheit liegt. Das Urteil anderer, vor denen sie sich auszeichnen, über die sie sich erheben möchte, gilt ihr doch als Maßstab, dem sie sich unterwirft. Das ist ihr eigener innerer Widerspruch, der auch ihre eigene innere Torheit, die das Sprichwort, etwas grob, als „Dummheit“ bezeichnet, offenbar macht: sich über die anderen zu erheben und doch wieder die anderen als Maßstab über sich zu stellen, das eigene Selbst zu betonen und doch nicht ins eigene Innere, sondern nach außen sich zu wenden.

Solche Abhängigkeit von außen bekundet sich oft genug und am offensten darum auch schon und gerade in Äußerlichkeiten. Die eitle Gans, die von der sprichwörtlichen Dummheit besonders schwer belastet wird, rauscht zu spät in den Konzertsaal, um gesehen zu werden, sie schnattert, wenn auch vielleicht nur in den Pausen, an ihren Nachbaren störend dahin, um auch von der Umgebung bemerkt zu werden. Vielleicht erhebt sie sich auch von ihrem Platze, damit man auch in der Entfernung sehe, wie hübsch und jugendlich ihre Toilette hinter ihrem wirklichen Alter zurückgeblieben sei. An das Äußerliche der Kleidung denken die meisten Menschen wohl zuerst, wenn sie von Eitelkeit sprechen hören, und dann vielleicht heute auch an die Oberflächenbemalungen mit Schminke und Stift und Puder. Es wäre aber eine unbillige Einseitigkeit, wollte man den Vorwurf der Eitelkeit in der Kleidung etwa nur an die Adresse des schöneren Geschlechtes richten. Auch das männliche Geschlecht hat seine Modehelden. Dabei ist es nicht etwa allein der Modeheld, der sich gerade in der Kleidung eitel gibt. Es ist, glaube ich, schon Fr. Th. Vischer gewesen, der mit scharfem psychololischem Blick gesehen hat, wie aus der bewußt nachlässigen Kleidung manches Gelehrten früherer Zeit — heute ist das wohl anders geworden — nicht immer nur Gleichgültigkeit gegen Äußerlichkeiten, sondern oft genug auch eine gewisse Gelehrteneitelkeit hervorlugt. Gerade um in der Kleidung nicht aufzufallen, dazu gehört eine gewisse Vornehmheit der Wahl. Wahrhaft vornehm gewählte Kleidung ist also nur

ein Zeichen des Geschmacks, nicht der Eitelkeit. Der größte deutsche Denker, Kant, ist dafür ein historisches Beispiel.

Nicht so in die Augen fallend, wie auf dem Gebiete der offenbaren Äußerlichkeiten in Kleidung, gewissen gesellschaftlichen Konventionen und ähnlichem, ist die Eitelkeit auf innerem, geistigem Gebiete. Aber hier wirkt sie leicht noch peinlicher, gerade weil sie das Innere in die Botmäßigkeit des Äußeren noch nachdrücklicher und ausdrücklicher bringt. Es gibt auch ein geistiges Gesehen-werden-wollen, ein Bestreben, sich geistig von anderen abzuheben und in dieser Abgehobenheit bemerkt zu werden. Das hat nichts zu tun mit jenem edlen Wettstreit der geistigen Kräfte, dem es auf die Leistung als solche, auf die Sache um ihrer selbst willen ankommt. Gewiß auch die geistige Eitelkeit will gern Leistung, aber sie macht sie doch gleichzeitig zum Schau- und Prunkstück ihres Trägers; sie gleitet von der Sache um der Sache willen auf die Person ab. Was Selbstzweck sein sollte, wie die Leistung, wird dann Mittel zum Zwecke persönlichen Glanzes. Um das liebe Ich zu erhöhen, wird die Leistung überdies noch gern unter die Vergrößerungsgläser der Einbildungskraft genommen und das vergrößerte Bild nach außen auf die Umwelt projiziert, damit diese es auch recht bemerke. Ja, schließlich ist die Phantasie der Eitelkeit so geschäftig, daß sie auch da Leistungen sieht und sichtbar machen möchte, wo die Wirklichkeit keine zu zeigen vermag. Immer aber, auch da also, wo wirklich etwas Geistiges sichtbar zu machen ist, deutet der gewollte Versuch solcher Sichtbarmachung auf eine innere Unsicherheit und Unfreiheit, bei aller Selbstbewußtheit, hin, ist er ein Fragen nach dem, was wohl die anderen dazu sagen, ein Sichbemühen darum, daß sie vor allem etwas Gutes dazu sagen; bei aller Unbescheidenheit gerade auch jene Bescheidenheit, die Goethe „lumpig" findet. Darin macht sich wieder der schärfste Gegensatz gegen jenes wahrhaft-stolze Selbstbewußtsein geltend, das, unbekümmert um fremde Meinung, seiner Aufgabe und seiner Sache dient und nur dieser gegenüber, wie Schiller und Schopenhauer übereinstimmend betonen, Bescheidenheit kennt und übt. Der Abstand von echter Größe wird dabei oft noch um so schroffer und tiefer, je klüger unter Umständen die eitlen Toren sind.

In der Hauptsache scheint einstweilen diese geistige Eitelkeit beim männlichen Geschlechte anzutreffen zu sein. Freilich müssen wir mit solchem Urteile vorsichtig sein und sagen: „Scheint" und „in der Hauptsache" und „einstweilen". Diese Vorsicht ist um so mehr geboten, als man wohl nicht mit Unrecht die Hauptbetätigung dieser geistigen Eitelkeit im Felde der Kunst beobachtet. Denn hier haben sich, unter allen Kulturgebieten, heute die Spannungen der Geschlechter wohl schon am meisten ausgeglichen. Charakteristisch aber und gänzlich unabhängig vom Geschlecht ist es gewiß, daß die vielberufene „Künstlereitelkeit" da am stärksten in die Erscheinung tritt, wo die Produktion eigentlich Reproduktion ist.

Sollte also einstweilen wirklich in der Hauptsache diese Art der Eitelkeit männlichen Charakters sein, so sagt man eine andere in der Hauptsache dem Weibe nach und meint, sie käme im weiblichen Liebesleben zur Geltung. Allerdings müssen wir von vornherein die Einschränkung machen, daß es sich dabei nimmermehr um echte Liebe des Weibes handeln kann. Es mag wahr sein, daß manchmal das Weib sehr nach „Stellung" und „Namen" des Mannes, d. h. nach seiner Stellung und Geltung in der Welt fragt. Es mag auch zutreffen, daß es oft auf „Eroberungen" ausgeht und mit diesen die Geschlechtsgefährtinnen „auszustechen", zu „übertrumpfen" sucht. Das ist fraglos Eitelkeit, denn auch darin liegt der gewollte Versuch, sich von den anderen abzuheben, um erst recht von ihnen abhängig zu bleiben, ja sich von denen, über die man sich erheben will, abhängig zu machen. Aber echte Liebe des echten Weibes ist das nicht. Die einzelne Erscheinung überdies als Regel auszugeben, das wäre hier genau so verfehlt, wie es in allen anderen Fällen verfehlt ist. „Name ist Schall und Rauch", und „Gefühl ist alles!" Das gilt doch auch wohl ganz besonders für die Liebe des Weibes. Das wird immer ihr letztes Wort bleiben, selbst wenn sie einmal in dem, was am Manne bloß „interessant" ist, die erste Anziehung erhalten haben sollte. Oft aber wird dieses letzte Wort auch schon das erste gewesen sein. Und daß sich dann echte Liebe immer noch der Erfolge des Mannes freuen kann, hat mit Eitelkeit nichts zu tun. Denn einen Mann „lieben", bloß weil er Erfolg und Bedeutung hat, oder sich seines Erfolges und seiner Bedeutung erfreuen, weil man ihn wirklich liebt, das sind zwei grundsätzlich verschiedene Welten der weiblichen Psyche. Man denke dabei also nicht etwa an jene geistige Eitelkeit, die, wie wir sagten, einstweilen wenigstens in der Hauptsache beim Manne anzutreffen zu sein scheine. Daß das Weib darum nicht einfach von ihr frei ist, wurde damit schon angedeutet. Aber hier handelt es sich um

etwas anderes. Freude am Erfolg braucht nicht Eitelkeit zu sein. Bei oberflächlicher Betrachtung mag man geneigt sein, sie gerade mit der Ruhmsucht gleichzusetzen, die man als die höchste Form der Eitelkeit bezeichnen könnte. Doch darf man sich bei oberflächlicher Betrachtung hier nicht beruhigen, wo wir gerade in die Tiefen seelischer Verwicklung zu blicken haben. Wir haben gewiß selbst schon darauf hingewiesen, daß die Eitelkeit nach dem Ruhme als letztem und höchstem Ziele trachten kann. In dem Suchen nach Ruhm, in der Ruhmsucht wird man darum in der Tat auch ihre höchste Zuspitzung sehen können. Darum wird in der Sucht nach Ruhm auch gerade die Unsicherheit und innere Unfreiheit, die Abhängigkeit von fremder Meinung, die für die Eitelkeit charakteristisch sind, eine besonders scharfe Ausprägung erhalten. Und doch ist die Freude am Erfolg, ja selbst an Anerkennung, ja sogar am Ruhm nicht einfach mit der Eitelkeit gleichzusetzen. Wer würde sich erdreisten, einen Schiller eitel zu nennen, weil er sich der Anerkennung, ja des Lobes eines Kant erfreut hat? Und hat nicht der aller eitlen Ruhmsucht weltenferne, harte und strenge Fichte gerade dem Nachruhm wundervolle Worte gewidmet?

Die Fragen führen uns nun an ebenso tiefe Seelenschichten, wie tiefe Wertschichten heran. Mit einigen wenigen Sätzen wollen wir wenigstens auch noch in sie hineinleuchten. Die Freude an Erfolg, ja selbst an Anerkennung, schließlich sogar an Ruhm braucht nicht an Suchen nach Erfolg, Anerkennung und Ruhm gebunden zu sein. Gerade wenn sie ganz lauter und rein sein soll, wird sie immer das Suchen der Sache um der Sache willen, der Leistung zur Voraussetzung haben müssen. „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm!“ Das ist in Wahrheit entscheidend für echtes Leisten und echtes strebendes Bemühen. Dieses kann sogar dem Ruhme so ängstlich und sorgfältig aus dem Wege gehen, wie wir es etwa bei Descartes beobachten können. Aber die mönchische Stimmung, aller Freude auch an nicht gesuchter Anerkennung zu entsagen, sich am Erfolg einer Leistung, der ja, wie Nietzsche so richtig betont, selbst immer eine Vorstufe zu neuem Leisten ist, nicht zu freuen, kann vom Menschen nicht verlangt werden. Auch hier fließen Quellen von „Lust und Liebe“, die gerade aufs neue „Fittiche zu großen Taten“ werden, denen zwar der „Ruhm nichts ist“, durch die man sich aber „einen Namen“ erwerben muß, um nicht „den Elementen anzugehören“.

Ich habe gerade mit diesen Wendungen Goethes, dieses tiefsten Lebenskünders und Lebensdeuters, die Auflösung der Frage, an die wir hier herangeführt werden, schon angedeutet: Gewiß ist ein eitler Tor, wer Anerkennung, Lob, Ruhm bei anderen als sein Ziel und seinen Zweck sucht. Ziel und Zweck können immer nur in der Leistung oder in der Aufgabe, ja in dem Ganzen der Aufgaben, das wir als „Bestimmung des Menschen“ zusammenfassen, liegen. Im Gegensatz zu solcher Eitelkeit kann man in der Tat Anerkennung, Lob und Ruhm geradezu verachten. Aber der Mensch ist nicht gleich eitel, wenn er sie nicht verachtet, sofern sie sich ungesucht und ungewollt — darin liegt für alle Erziehung des ganzen Menschengeschlechts eine ungemein wichtige Triebkraft — an die Leistung binden, ohne daß sie sich als Ziele und Zwecke an die Stelle unserer eigentlichen Bestimmung setzen. Ja, er wird sich ihrer im Hinblick gerade auf die Bestimmung des Menschen, auf dieses „Reich Gottes“, das „inwendig in uns“ ist, freuen können, freilich auch nur in dem Sinne, in dem das Wort der Schrift gemeint ist, wonach wir zuerst nach dem Reiche Gottes zu trachten haben und uns dann das übrige zugegeben werde.

Ein Wort von dir. Von Max Bittrich

Ein Wort von dir, wie war das gut,
Betauter dunkler Blüte gleich!
Das Wort von dir, das singt im Blut
Und ist so keusch und ist so reich.

Dein Wort soll rote Rose sein,
Zu der sich treue Rebe rankt;
Und wird die Traube süßer Wein,
So ist's dein Wort, dem sie's verdankt.

Zelt- und Kajütengeschichten

Von Otto Protzen

Mit zwölf Aquarellen von H. E. Adametz

Die Insel der Seligen

Von der leichten Ostbrise getrieben, geisterten wir mit gleich Schmetterlingsflügeln rechts und links ausgebaumten Segeln dem sinkenden Sonnenball nach. Beim Haveleck rief ein überholender Vierer fröhliche Pfingstgrüße zu uns herüber. In der Enge bei der Pfaueninsel und dann bei der Sakrower Fähre mußten wir zu den Rudern greifen, um dem Windschutz zu entgehen; dann schwebten wir weiter über den Jungfernsee.



Rechts die kleine buschbewachsene Insel ...

Rechts die kleine buschbewachsene Insel bietet sich rechtzeitig als Asyl für die Nacht. Wenige Ruderschläge treiben das Wanderboot unter die überhängenden Erlen. Schnell ist unsere mannigfache Ausrüstung auf eine kleine Wiese geschafft, das Zelt wird kunstgerecht zwischen einem weißschimmernden Birkenstamm und den mitgebrachten Stangen gespannt, und während ich unser Nest mit den Bootskissen, den Decken und dem Teppich auspolstere, bemüht sich mein Kamerad um das Nachtmahl. Der Teekessel summt über der Spiritusflamme, und beim letzten Scheine des Tageslichts werden einige Schnitten bereitet.

Dann nehmen die Schlafsäcke uns auf. Zu später Nachtzeit, als schon der Vollmond die Gegend mit fahlem Schimmer erleuchtet, legt noch ein zweites Boot in unserer Nähe an, und auch seine Insassen beziehen eilig und möglichst geräuschlos die luftige Behausung, welche sie einige Meter nur entfernt von unserm Schlafzelt erbauen. —

Noch deckt leichter Morgennebel die Wasserfläche und die rauchenden Felder des jenseitigen Ufers, schwach rötet sich der Himmel im Osten, als schon ein ungeduldiger Schlepper die Pfingstsonntagsstille mit seiner Dampfpfeife zerreißt. Wie der wütende Aufschrei eines kampfbegierigen Tieres, so dröhnt des Riesen Weckruf über die schlafenden Schiffer, die sich von seiner Gigantenkraft stromaufwärts nach Berlin schleppen lassen wollen. Hallend prallt der tiefe Orgelton gegen die Weidenufer, dringt in den schlummernden Kiefernwald hinter uns und weckt das zahllose Vogelgetier, das die Insel beherbergt.



... beim letzten Scheine des Tageslichts ...

Sanft und süß ruhen noch die späten Ankömmlinge im benachbarten Zelt, als wir die Ruder in die schweigende Flut tauchen. Wenige Stun-

den danach, im freien Wiesengelände bei Ketzin, hatte uns der wieder erwachte Ostwind eingeholt und trieb uns über den blinkenden Trebelsee; fröhlich blähte er unsere leichten Segel, er raschelte im Schilf und beugte die braunen Binsen, aus denen der eintönige Schrei des Rohrsängers erschallte. „Karre—karre, kri, kri, kri! — Blaugraue Reiher erhoben sich von ihren Fangplätzen aus dem flachen, sonnedurchglühten Wasser, in welchem sich die junge Fischbrut sorglos tummelte. Mit schwerfälligem Flügelschlag strichen sie ab, um an einer neuen Stelle wieder einzufallen. Nach Beute spähend, kreiste eine Schar weißer Möwen in anmutigen Bewegungen über den leicht gekräuselten Wellen, buntschillernde Wildenten surrten, ängstliche Trompetentöne ausstoßend, in blitzschnellem Flügelschlag über unsere Köpfe, wenn sie durch unser lautlos dahingleitendes Fahrzeug aufgeschreckt wurden. Die Kiebitze gaukelten über den moorigen Wiesen, Lerchen trillerten bis hoch ins Himmelsblau.

Zuweilen schon winkte der hohe Wachtturm auf dem Harlunger Berg über das Labyrinth der Weideninseln und Schilfbänke; die Brandenburger Schleusen waren also nicht mehr weit. Die aber waren heut am Pfingstsonntag geschlossen, so daß die übliche Wasserstraße gesperrt war und die Großschiffahrt feiern mußte. Südlich um die Stadt jedoch führt in großem Bogen durch Wiesen und Felder ein schmaler Entwässerungsgraben, der das überschüssige Hochwasser des Frühjahrs, soweit es nicht ausgenutzt werden kann durch die vielen Mühlen und Kraftwerke der Stadt, ableitet und unterhalb der letzten Häuser wieder der Havel zuführt. Auch die Mühlen feierten Pfingsten, und so führte uns der heut wasserreiche Flußarm in raschem Lauf vor eine Sperre, die die Scheitelhaltung der oberen Havel aufstaute.

Das rauschende Pfahlwerk schien vielen Sonntagsanglern günstig für die Ausübung ihres Weidwerks, daher fanden sich hilfreiche Hände, die mit uns das von seiner Ladung befreite Boot um das Hindernis trugen. Bald waren wir wieder flott und schwammen in gewundenem Lauf durch den Jakobsgraben vorbei an den rumpeligen Hinterhäusern Alt-Brandenburgs wieder in das Hauptbett hinein.

Beim Buhnenhaus linkerhand der Einmündung der Havel in den Plauer See war allerlei los. Bis weit über die erst kaum vom Frühjahrshochwasser verlassenen Wiesen saßen Brandenburgs Pfingstausflügler auf Stühlen und Bänken um schwerbeladene Tische. Wo es noch gar zu sumpfig war, hatte man in aller Eile Bretter gelegt und Sand und allerlei Bauschutt gestreut.

Um die gewaltigen Bunzlauer Kaffeekannen scharten sich pfundschwere Tassen, für die Ewigkeit gegossen, damit sie auch einer stürmischen Kaffeeschlacht zu trotzen vermochten. Straußenfedern nickten eifrig über dem Schwarzseidenen, im Takte klapperten Stricknadeln, und unversiegbarer Redestrom plätscherte lieblich dazu.

Die Herren der Schöpfung hielten sich an das Faßbier oder an die Große Weiße mit und ohne Strippe. Die Mopsfalte quoll über den ungewohnten Gummikragen, und trotz aufgestreifter Hemdsärmel perlte der Schweiß auf dem leuchtenden Kahlkopf. Die schwelende Zigarre, verlängert durch eine unendlich lange weiße Papphülse, ragte steil aus den fleischigen Lippen, und donnernd rollte die rumpelnde Kugel zwischen die zerfaserten Kegel. „Schemmel" — „Karree" — „Tanten" — „Alle Neune!" — „Det kost 'ne Lage!" — Im Staub wühlte und bekämpfte sich die hoffnungsvolle Nachkommenschaft, soweit sie schon dem Kinderwagen entwachsen war, und wurde abwechselnd mit Kuchen und



... legt noch ein zweites Boot in unserer Nähe an ...



... als wir die Ruder in die schweigende Flut tauchten ...

Maulschellen traktiert. — Mundharmonika, Trompete und Knarre taten ihr Möglichstes, um die festfreudige Stimmung zu heben. Auf den Stuhllehnen trockneten die Windeln in Frühlingswind und Sonne. Im „Saal" trat die Jugend zum Tanz an und sich gegenseitig auf die Füße. Ein verstimmtes Klavier befand sich in schwerer Meinungsverschiedenheit mit einer quietschenden, kratzenden Geige.

„Zehn Fennje die Herren, wo jeschwitzt haben!" — Als auch wir endlich den bräunlichen Labetrank in der Küche erkämpft und an einer eisernen Pumpe den Frischwasserbehälter der Iduna aufgefüllt, verließen wir eiligst diese gastliche Stätte mannigfaltiger Freuden.

Hinaus auf den mächtigen, von Inseln durchsetzten See, mit dem Kurs auf die Wälder zu Füßen des Hohen Fläming fern im Süden. Aber auch die sonst so stillen, verträumten Seeufer waren heute verwandelt in ein menschenwimmelndes, kreischendes Freibad.

„Kaninchenwerder" heißt auf der Generalstabskarte eine kleine unbewohnte Waldinsel zur Linken. — Brombeeren, Nachtschatten, Brennesseln und allerlei anderes Unkraut wehren dem unkundigen Eindringling den Zutritt. Nur vom südöstlichen Zipfel, der wie ein schmales Riff in den See ausläuft, ist dieses Dornröschenland zu betreten. Hier zogen wir Iduna durch den Schilfkranz bis an die bloßgewachsenen Wurzeln der Erlen.

Schon braute der Fuchs auf dem feuchten Wiesenstreifen zwischen den Bäumen und dem Schilf; regungslos lag die Bucht, auf der weiße Seerosen träumerisch neben ihren grünen Tellerblättern sich im moorigen, schwarzen Wasser spiegelten. Ein Fisch schnalzte auf, um eine blauschillernde kleine Libelle zu haschen, die den Versuch wagte, im gelben Kelch einer Mummel noch einen letzten Abendimbiß zu sich zu nehmen. Ein paar Krähen prasselten aufgeregt klagend in den Kiefernwipfeln umher im Kampf um einen geschützten Platz für die Nacht. Das Geschrei der Menschen, die nicht übers Wasser in unser Reich eindringen können, ist verstummt dort jenseits auf dem Festland; der letzte Bummelzug, der letzte Personendampfer hat sie in die Stadt zurückgetragen. Feierliche Stille senkt sich über die Natur, die jetzt endlich uns ganz allein gehört.

Barfüßig tollen wir über die weiche, smaragdgrüne Wiese und werden wie die Kinder. Da hüpften die Frösche fast unter unsere Füße, und aus Furcht, einen dieser verwunschenen Märchenprinzen zu zertreten, war mein Kamerad nicht weiter von der Stelle zu bringen.

Wir kehrten zurück auf die kleine Waldblöße, wo wir im Schutz eines gewaltigen Eichbaumes das Zelt errichtet hatten. Königskerzen umstanden den Festplatz, während wir das Abendmahl einnahmen. Dazu sang die Nachtigall im Haselbusch ganz dicht neben uns, da wo eine blaßblaue Blüte auf langem Stengel wie ein beseeltes Auge zu uns herübersah. — Ein prachtvoller Abend!



... das rauschende Pfahlwerk erschien vielen Anglern günstig ...

Wunderbar, wie aus dem fernen Jenseits kommend, zart und rein, setzte sie ihren Liebesgesang ein, jubelnd in seligem Glück; dann stürmischer werdend und sprühend vor zorniger Leidenschaft, zuletzt wieder sehnsuchtsvoll lockend und schluchzend in tiefem Weh. — Lange Zeit lauschten wir ihrer rührenden Weise, die aus der kleinen kraftvollen Kehle herausperlte und sieghaft selbst das abendliche Orgelkonzert der Frösche übertönte.

Es war ganz dunkel geworden. Die Sterne funkelten am blaugrünen Himmel in einer Klarheit und Pracht, wie sie der Städter niemals zu sehen bekommt. Eine Sternschnuppe durchjagte den Weltenraum und verlosch tief am Horizont. Glühwürmchen ließen ihre kleine Laterne leuchten im hohen Gras, ein schläfriger Junikäfer taumelte mit Gebrumm um unsere Köpfe, und die Grillen zirpten.

Die elektrische Taschenlampe wollte nicht brennen; aber wir finden auch so zurecht zwischen den Kissen und wollenen Decken, und ich knöpfte den Eingang dicht. Meine Zigarre mußte erst einige Mücken vertreiben, die sich eingeschlichen hatten. Während ihre rote Glut unter der Asche leise zischend weiter fraß, sprachen wir in gedämpftem Ton noch lange über mancherlei, was in andrer Umgebung niemals die Lippen verlassen würde, und die Büsche ringsum neigten sich über das Zelt und hörten uns zu. — Lange wollte mir der Schlaf nicht kommen; neben mir lag mein Kamerad, kaum hörbar atmend wie ein Kind.

Langsam war die volle Scheibe des Mondes über den Rand des waldigen Ostufers gestiegen, das in sammetner Schwärze den Himmel von der leichtbewegten Wasserfläche schied, und baute eine zitternde Goldbrücke bis fast zu unserm Lager. Ein schwacher Mondstrahl hatte sich durch das schützende Blattwerk, durch einen schmalen Spalt der zugeknöpften Zeltwand gestohlen und spielte auf den roten halbgeöffneten Lippen der Schläferin, aus denen die Zähne hervorschimmerten.

Dann weiß ich nichts mehr von mir, und ich wurde erst in die Wirklichkeit zurückgerufen, als der Buntspecht mit seinem gewaltigen Schnabel gegen die morschen Äste der riesigen Eiche über uns pochte.

Die Sonne trocknete schnell die tautriefenden Zeltwände und das Wiesengras vor unserer Behausung; wir schlüpften in die Badeanzüge und fanden an der Südseite unserer Insel der Seligen dicht neben dem Zeltplatz eine steinfreie Sandstelle zwischen zwei Schilfbänken, seicht abfallend zur durchsichtigen Tiefe des Sees. Lange hielt uns das Spiel in den Wellen auf, bis die durchwärmte Wiese zum Sonnenbad einlud.



...mit Frischwasser aus der Pumpe verließen wir eiligst die gastliche Stätte...

Danach kamen das Dreibein, die Staffelei, und der Zeichenblock hervor aus dem Boot; für den Kameraden ein spannendes Buch. So wurde der Vormittag beschaulich genutzt. Eine kunstvolle Kochgrube entstand nebenbei, und dürres Holz, das, in Menge am Ufer angeschwemmt, unter den Büschen umherlag, lieferte ein prasselndes Herdfeuer für das besonders reichhaltige Pfingstsonntags-Festessen. An feldblumengeschmückter Tafel im Grase ließen wir es uns wohl sein.

Während des Nachmittagsschläfchens im kühlenden Schatten der Erlen zogen sich schwere Wolkenmassen am westlichen Himmel zusammen, einige Segeljachten suchten unsere schützende Bucht und falteten vor Anker ihre schneeigen Fittiche zusammen. Drückend stach die Sonne, und bleierne Stille legte sich über die weite Fläche des Sees. Langsam kroch eine blaugraue Wolkenbank am Horizont hoch und verschluckte die Sonne, ein fahler, streifiger Schleier zog

über das Himmelsgewölbe, jäh verstummte die Vogelwelt, und die summenden Insekten verkrochen sich unter dem schützenden Blattwerk.

Als der erste Donnerschlag fernhallend über uns fortrollte, sah ich die Spannleinen nach und schlug die Zeltpflöcke tiefer in den Erdboden; aber das Dickicht hielt den einsetzenden Sturm ab, der den weißen Gischt langzeilig über den See jagte.

Pappeln und Kiefern bogen sich raschelnd und brausend vor den ersten Stößen, und zu unseren Füßen brachen sich die Schaumwellen, welche hoch auf das Ufer herauflecken. Wie goldene Speere sausten zackige Blitze hernieder aus der schweren Wolkenbank, die tief hängend, in rasender Eile über uns sich fortwälzend, sich zu einzelnen Ballen auflöste. Die Inseln, die fernen Ufer des Sees verschwanden hinter dem Regenvorhang, es wurde dunkel und kühl, und gierig sogen die Lungen den feuchten Kiefernduft ein.

Vom schützenden Zelt aus blickten wir dem Regenbogen nach, der seinen vielfarbigen Halbkreis an der Rückseite der östlich enteilenden Wetterwand über den ganzen Himmelsdom schlug, und wir lauschten mit Andacht dem grollend abziehenden Wetter.



... die Badeanzüge ...

Für kurze Zeit blickte nochmal die Sonne durch den grünlich schimmernden Äther und malte die Wolkenränder mit flüssigem Gold; der Wind legte sich, und leise rauschend und murmelnd erstarb die Brandung im wogenden Schilf. Und als sie vollends hinter den Inseln und Wäldern versunken, flammte Wetterleuchten in den Regenbänken ringsum fast die ganze Nacht durch. —

Weiße, schnellsegelnde Windwolken, die aus Westen durch tiefblauen Äther über uns dahinzogen, jagten uns anderntags durch die graugrünen, weißbemützten Wellenkämme des Sees. Langhingestreckt lagen wir auf dem weichen Bootsteppich und bedienten Steuer und Segel. Wie ein Wandelbild zogen Städte und Dörfer, Wiesen und Hügel an uns vorüber; havelaufwärts, durch Seen und Kanäle trug uns das flinke Schiff, zurück zum Heimathafen. Zu Ende war dieser schöne Pfingsttraum. —

Der hohe Herr im Kuhstall

Seit Wochen schon reisten wir im Boot durchs liebe Vaterland und wohnten gemeinsam im Zelt. Sie war weder meine Frau, noch meine Schwester, noch meine Tochter, noch meine Geliebte; die gemeinsame Begeisterung für das Wasser, für das Leben in freier Natur und die Freude an allerlei Abenteuern hatten uns zusammengeführt.

Ein Vertrauen, das mich gleichmäßig ehrte und kränkte; denn wenn auch mir schon mal eine junge Dame in der überfüllten Untergrundbahn zuvorkommend wegen meiner grauen Haare einen Platz angeboten hatte, fühlte ich mich doch keineswegs schon gar so alt.

Die andere Reisegenossin, meine Tochter, war kurz vor unserer Abreise durch Krankheit an der Beteiligung verhindert worden. Sollten wir nun die so lange geplante, sehnsüchtig erwartete Sommerreise ganz aufgeben?

Sie war — überflüssig zu sagen — bildschön; nur, dem Zuge der Zeit folgend, ein wenig angekränkelt von den modernen Gedanken der Freiheit und Gleichheit und unabhängig in jeder Beziehung. Doch was uns vereinte, trennte uns auch, denn ich war eben der Herr Kapitän, der strenge Unterordnung auf dem Gebiet forderte, das ihm zukam.

Durch die Elbe und den Travekanal über Lübeck hatten wir bei Travemünde die Ostsee erreicht und reisten nun mit dem Wanderruderboot weiter an der Küste entlang. Wir hatten in Mölln, in Lübeck, in Wismar und in Arendsee gemeinsame Freunde und Verwandte besucht, planten ein ähnliches Attentat auf Rügen und beabsichtigten, bei Stettin durch die Oder und den Hohenzollernkanal wieder den Ausgangspunkt unserer Fahrt zu erreichen.

Eines Abends hatte uns im Strelasund ein schweres Gewitter mit sehr vielem Regen gründlich durchgewaschen, und wir wußten nicht, wo jetzt unsere Häupter zur Nachtruhe zu betten. Zurück nach Stralsund laufen, wo wir wieder für einige Tage Proviant ge-

kauft hatten, wollten wir nicht gern. Es war unangenehm kalt geworden, und der lehmhaltige Erdboden, die fetten Wiesenweiden wollten nicht so rasch wieder trocknen, wie wir es von unserem heimischen Kiefernsand gewohnt sind. Mit dem Zeltlager war es also heute nichts Rechtes. Eine bewohnte Ortschaft, in der wir vielleicht eine noch so bescheidene Unterkunft in einem Gasthof gefunden hätten, war nicht in der Nähe.

„Ich werde auf irgendeinem Gutshof um Nachtquartier im Heu bitten,“ schlug mein etwas romantisch veranlagter Reisekamerad vor.

Da mich die Erfahrung gelehrt hat, daß ein liebliches Mädchenantlitz viel besser zu diplomatischen Verhandlungen sich eignet als ein wetterzerzauster Graubart, ja zuweilen sogar Wunder wirkt an geeigneter Stelle, so hatte ich nichts dagegen einzuwenden. Triumphierend kam sie schon nach kurzer Zeit wieder und behauptete, ganz in der Nähe ein prachtvolles Nachtquartier in einem neuen Stallgebäude gefunden zu haben; sie habe aber dem Verwalter gesagt, daß sie mit ihrem Vater käme.

„So, dann müssen wir aber vor den Menschen uns ‚Du‘ nennen —“

„Hm — —“

Schon war es stockfinster; ein Zurück gab es nicht mehr, als wir mit der Stallaterne zum Kuhstall geleitet wurden. Ein modernes Kuhhaus hat aber zum Glück heutzutage elektrische Beleuchtung; wir fanden den uns zugedachten Strohhaufen und wickelten uns in die mitgebrachten Schlafdecken.

In einem modernen Kuhstall wohnen aber meistenteils neben den nur sporadisch auftretenden Wasser- und Landstreichern auch Kühe, die mit den Ketten rasseln und immerfort „Muh“ sagen in allen Tonarten; sogar des Nachts, wenn sie träumen. Es wohnte dort auch unweit unseres knisternden Lagers ein gewaltiger Stier, der nicht wenig erbost schien; denn zornwütig brüllte er während der ganzen Nacht in immer kürzeren Pausen. Dazu noch hauste in einem hölzernen Abschlag mit uns unter einem Dach eine wachsame Hündin mit ihrem zahlreichen Wurf, um den sie lebhaft besorgt war. Auch sie nahm Anstoß an den ungewöhnlichen Schlafgästen, während ihre Nachkommenschaft, wie das so üblich, auch des Nachts, wenn sie nicht schlafen kann, auf Atzung erpicht war und dieses Bedürfnis durch andauerndes Winseln und erbarmungswürdiges Jaulen andeutete. Die Mäuse jagten sich in unserem Strohhaufen. Ein benachbarter Koben war mehr als angefüllt von einer stattlichen Schweinefamilie, die nicht nur balsamische Düfte zu verbreiten sich bemühte, sondern auch die allgemeine Tiersinfonie durch melodisches Grunzen und Quieken verstärkte.

Wo Kühe leben, pflegen auch allerlei Fliegen und Mücken ihr Wesen zu treiben. Diese netten kleinen Dingerchen hielten es für überflüssig, die Füße und Rüssel zu reinigen, bevor sie von den nahrhaften Kuhfladen herüberwechselten auf unsere Gesichter, Hände und Arme, auf die weißseidene Bluse oder den verhältnismäßig noch reinen Schlafanzug des



... für den Kameraden ein spannendes Buch ...



... Als der erste Donnerschlag ...

Kapitäns. Fledermäuse, die unter dem fliegenden Volk von den Dachsparren aus Jagd machten, legten ihrer regen Verdauung keinerlei Zwang auf, deren Ergebnis ausgiebig auf uns herniedertröpfelte. Und als es hell wurde, lösten sie die munteren kleinen Schwalben ab, die eifrig jagend sich ähnlich guten Gesundheitszustandes erfreuten und mit schrillem Pfiff durch die offnen Fenster aus- und einsegelten.

Kurzum, wir hatten eine unterhaltsame Nacht, und als wir uns im Morgengrauen ins übernächtige Auge blickten, konnten wir die untrüglichen Spuren dieses regen Tierlebens überall feststellen; wir waren gesprenkelt genau wie unsere Bekleidung und sahen aus, als ob wir die Pocken hätten.

Die Morgenwäsche am Brunnen mitten im Hof war etwas kühl und spärlich, dazu noch etwas verwirrend für uns; denn wir mußten zur beliebigen Benutzung das edle Naß gegenseitig über die Hände und — wenigstens mir — auch über den Kopf pumpen.

Während dieser unserer Betätigung erschienen wieder der Verwalter und auch seine Gattin auf der Bildfläche — der Besitzer mit den Seinen war verreist — und er sah wohl jetzt bei Tageslicht, daß diese Art der Morgenwäsche und die Nächte zu verbringen bei uns bisher nicht grade zu den Alltäglichkeiten gehört hatte. Durch eine Einladung zum Kaffee auf der Terrasse des Herrenhauses suchte er den begangenen Mißgriff wieder gutzumachen.

Während der nun folgenden unausbleiblichen Unterhaltung vermied meine „Tochter“ es ängstlich, ihren „Vater“ anzureden; ich selbst hatte schon bessere Übung darin, junge Damen zu duzen. Einmal jedoch ließ es sich nicht umgehen: „Wollen — —“ nachdrücklich trat ich meiner Reisebegleiterin auf den zierlichen Fuß, „wollen — — der hohe Herr mir 'mal die Sahne herüberreichen?“ ergänzte sie geistesgegenwärtig ihren Satz in möglichst scherzhaftem Ton.

Aufmerksam, erschreckt und verwirrt schauten unsere Gastgeber den hohen Herrn an, dessen kostbare Busennadel mit Rubinen und Brillanten, das Geschenk eines gekrönten Hauptes, das ich täglich zu tragen gewohnt bin, ihnen erst jetzt auffiel und zu den kühnsten Vermutungen Veranlassung gab. — Ein Viererzug brachte uns daraufhin mit tausend Entschuldigungen bis an unser kleines, im Schilf verstecktes Boot. —

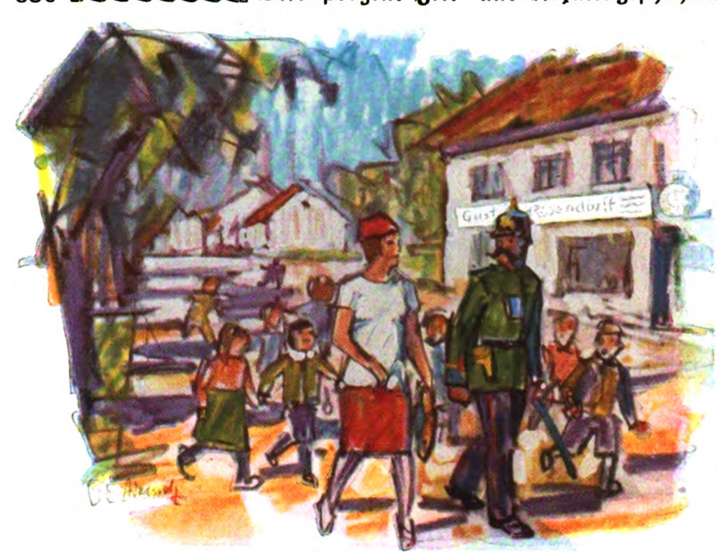
Fischdiebe?

Mehrere Tage hatten wir keinen Gasthof, keinen bewohnten Ort betreten; unsere Vorräte waren zur Neige gegangen. Seit langem hatten wir uns auch nicht darum bekümmert, wie sich der Tag wohl nenne, den wir verlebten.

Jetzt aber wurde es doch höchste Zeit, in



Erwachen im Kuhstall



Der Delinquent ward unter scharfer Bewachung ...

Haupt prasselten die peinlichsten Fragen. Die Stelle, wo wir genächtigt hatten, am Ufer eines verschwiegenen Waldsees fern von aller Kultur, konnte ich auf der Generalstabskarte dem Hüter der Gesetze ganz genau zeigen, und über meine Herkunft hatte ich schriftliche Belege; aber beide Auskünfte erwiesen sich als höchst gravierend für uns. Denn tags vorher hatte ein Berliner mit seiner jungen Frau, der mit seinem Boot längere Zeit in dieser Gegend geweilt, die Aalkästen der Fischer ausgeräumt! Zwei Zentner Aale sollte er nun gestern

dem kleinen Landstädtchen einzukehren, damit mein Kumpan für frisches Brot, Wurst, Eier, Butter und andere Lebensnotwendigkeiten Sorge trug, auf daß wir wieder für einige Tage unabhängig wurden von der sogenannten Zivilisation.

Der erste Mensch, der in der stillen, holperigen Straße dem Fourageur begegnete, war ein Gendarm. Mit einem gewaltigen Kavalleriesäbel, mit einem dicken Notizbuch zwischen den Uniformknöpfen, in dem er über alle Schwerverbrecher der Welt Rechnung zu legen hatte, die ihm in die Quere kamen in seinem Reich.

Gleich die erste zutrauliche Frage seitens meines arglosen Reisegenossen war ungewöhnlich, also verdächtig: „Können Sie mir sagen, was für ein Tag heute ist?“

„Heute ist Sonntag; wo kommen Sie überhaupt her?“

„Ich komme von dem Boot da, vom Wasser.“

„Wo haben Sie gestern gewohnt?“

„An einem schönen See in unserem Zelt; aber den Namen weiß ich nicht mehr.“

Sowas war dem Mann mit der Pickelhaube zeit seiner Amtsdauer nicht vorgekommen. Der Delinquent ward unter scharfer Bewachung zum Wasser zurückgeführt, einen Kometenschweif von Straßenjungen hinter sich herziehend.

Dort saß ich in meinem Boot, im Gemüt so rein wie ein frisch gewaschener Engel, und wartete auf die Herrlichkeiten, die mein Küchenchef einhandeln würde. Auch auf mein schuldloses

entwendet haben. Alle Indizien stimmten: Das Boot, Berlin, und die junge Frau. (Wie schmeichelhaft für mich!)

Aale esse ich leidenschaftlich gern, besonders in geräuchertem Zustande; aber ich fürchte, daß sie mir in solchen Mengen doch nicht gut bekommen wären, auch wenn meine junge Frau mich treu und redlich bei der Vertilgung unterstützt hätte.

Trotz eifrigen Spähens fand sich nicht eine einzige dieser nahrhaften Schlangen im Bauch unserer Iduna. Nach schweren Bedenken der polizeilichen Obrigkeit ließ man uns ziehen und eilends verließen wir diesen Ort. Aber des Sonntags wegen konnten wir die Vorräte nicht ergänzen und bis zum nächsten Tage war Schmalhans Küchenmeister an Bord.

Mannigfach — und bisweilen grotesk — ist doch der Eindruck, den wir Wasserwanderer oft bei der übrigen Menschheit erwecken!



Wir Wasserwanderer

Der Kopf. Von Max Dreyer
Eine Rostocker Studentengeschichte

(Schluß)

Evert hatte schwere Sorgen. Sein Nannchen war zum Liegen gekommen. Eine wohlerfahrene Hebamme half ihm bei der Entbindung. Ein Mädchen wurde geboren, fein und dabei kräftig. „Wie bestellt," meinte die weise Frau. Sehr tapfer hatte die junge Mutter sich gezeigt. Nun lag sie da in müder Glückseligkeit. Evert saß bei ihr und streichelte ihre Hände. Er wußte sie bei der Wirtin in guter Pflege und konnte sich wieder einmal ausschlafen, was ihm bitter nottat. Am andern Morgen fand er sie matt, aber wohl. Das Kind in ihrem Arm war ihr ganzes Glück. Zwischendurch schielte sie wohl nach dem Gesicht des Familienvaters, ob sich hier keine Sorgenschatten zeigten. Aber das Licht war und blieb über allem.

Gegen Abend kam dann eine Unruhe über sie. Erschreckt stellte Evert fest, daß sie Fieber hatte. Er holte gleich einen alten, bewährten Arzt hinzu. Der machte ein ernstes Gesicht.

Die Nacht wurde schlimm. Reißend stieg das Fieber. Teilnahmlos lag sie da, keuchend, mit glühenden Wangen, mit stieren, brennenden Augen. Noch einmal kam der Sanitätsrat. Evert half und linderte nach seinen Anweisungen. Mit aller Macht hielt er seinen Kopf oben. Es gab Augenblicke, wo sie leichter atmete. Wo sie wußte von sich und dem Kind und dem Geliebten. „Mein Jung," hauchte sie, „mein Liebster —"

Dann schwanden die Gedanken wieder, sie stammelte wirres, unverständliches Zeug — phantasierte von Kleidern, die fertig werden müßten — von Maßen, die sie verlegt hatte — von Taft, den sie in der Farbe nicht mehr auftreiben konnte — und fiel dann wieder in starren Schlaf. So ging es auch den folgenden Tag, die nächste Nacht. Und das Fieber wollte nicht sinken.

Dann, gegen Morgen, als die ersten Dämmer aufwachten, bäumte sie sich ein paarmal in die Höhe, wimmerte lang und leise. Danach war es, als hätte sie etwas Linderung, und sie ward ruhiger. Voll schlug sie die Augen auf und erkannte ihren Evert. „Du — du — wie dank ich dir — wie glücklich hast du mich gemacht —"

Nun sinkt sie in fast friedlichen Schlaf und spricht wie aus leisem Traum — Abgerissenes, von ihrer Kindheit, von ihrer Heimat — vom Bonner Hofgarten und von seinen Kastanien, unter denen sie beide zum erstenmal sich gesehen, von Poppelsdorf und vom Rolandsbogen —

Und plötzlich verdüstert sich die Stirn und ein Jammerlaut klagt: „Das geht doch nit — ich hier und du da — so viele Meilen zwischen uns — das halt' ich nit aus —" Jäh fährt sie auf — „wo bist du, Liebster — ich fahr' dir nach — und such' dich in der ganzen Welt — und find' dich nit —" ein erstickter Schrei. Und jetzt heben sich die Wimpern und die Augen weiten sich in dem großen Glück des Erkennens und der Gewißheit: „Mein Jung — ich hab' dich — du bist bei mir — ich hab' dich —"

Ganz still und ruhig sinkt sie zurück, da seine Hand die ihre nicht läßt — und atmet leise und atmet nicht mehr —

Er fühlt erschauernd, wie die Seele zum Sternenflug sich hebt — wie der Leib erkaltet und dem Nichts entgegenfriert.

*

Was noch nicht hart und fest gewesen war in Evert Klarenbeek, von diesem Schlag wurde es wie zusammengeschmiedet. Das Leichte und Jungfrohe seiner Art ging dabei in Stücke. Er hatte nun zwischen der Sorge um das Kind und der Wacht für die Freunde sich zu teilen. An die weitere Zukunft dachte er vorerst nicht.

Sein Kind — es gedieh unter der Pflege der braven Frau Gerdes. Aber wollte an ihn selbst eine Freude rühren, in Wehmut und Trauer starb es gleich dahin. Dabei mußte er sich fragen: Hab' ich zu diesem kleinen Wesen ein Verhältnis ursprünglicher Innigkeit? Bleibt es nicht dabei, daß das Vatergefühl ein sekundäres, erst durch die Mutter vermitteltes ist? Und die Mutter, wenn er an ihre letzten Stunden, ihre letzten Worte dachte — hatte sie nach dem Kind gefragt? Vielleicht wußte sie nicht einmal mehr von ihm. Ist das Große, das Gewaltige, das Elementare nicht doch die Liebe zwischen Weib und Mann? Um so größer sein Schmerz und seine Einsamkeit.

Unruhig machte es ihn jetzt, daß er von Spandau seit Wochen nichts gehört hatte. Sollte Karl Schurz durch Ungeduld sich zu Unvorsichtigkeiten haben verführen lassen?

Da wurde er eines Tages vor den Polizei-Senator zitiert. Doktor Rasmus Havemann nahm ihn mit freundschaftlich ernster Miene auf.

„Ich habe einen Brief für Sie, der ist schon an der Aufgabestelle geöffnet. Etwas, was ich nicht gern tue — vielleicht haben die Herren aus diesem Grunde es gleich an Ort und Stelle besorgt. Ist von der Preußischen Regierung an unsere gegangen und nun an mich weitergegeben. Ein Brief mit Chiffren und Deckworten. Der also etwas zu verbergen hat. Und dazu aus Spandau. Wo eine ganze Anzahl von Hochverrätern eingesperrt sitzen, darunter Gottfried Kinkel, den Sie von Bonn her kennen. Mit dem Sie, wie in Ihren Akten steht, hinreichend verdächtig sind, ‚am Aufruhr in der Pfalz und in Baden tätigen Anteil genommen zu haben'. Sind Sie bereit, mir den Inhalt des Briefes in verständlichem Deutsch mitzuteilen?"

Statt des bündigen ‚nein' entgegnete Evert höflich: „Ich habe kein einseitiges Verfügungsrecht über das Schreiben, Herr Senator."

Havemann nickte kurz. Diese Antwort hatte er erwartet. „Wenn ich Ihnen nach dieser Ihrer ablehnenden Erklärung das Schreiben einhändige, tue ich das auf eigene Verantwortung. Eine Fortsetzung dieser Korrespondenz — darf nicht mehr in meine Hände kommen." Er reichte Evert den Brief und gab ihm die Hand zum Abschied. Die dieser bewegt dankbar drückte.

Draußen las Evert die Zeilen von Karl Schurz: weiterer brieflicher Verkehr würde auf Schwierigkeiten stoßen; er bäte Klarenbeek, für eine mündliche Unterredung sich am 30. Oktober in der Goldenen Kugel zu Neustrelitz einzufinden. Evert atmete auf. So hatte nun der gefährliche Briefwechsel ein Ende. Und etwas Positives war in Aussicht. Allerdings, die Reise ging nun wieder an den Geldbeutel, in dem nächstens Ebbe war. Nun, dann mußte eben Tante Amalies Silberschatz herhalten, von dem er die Zuckerschale ja bereits angebrochen hatte.

Die Silberplatte in Korl Dükers Schädel war ein Lichtblick. Tadellos war sie eingeheilt. Der Mann lief wieder aufs beste getrimmt mit seinen krummen Seemannsbeinen über die Erdoberfläche, seinem Heilbringer auf Leben und Tod ergeben. Nächstens würde er wieder erwerbsfähig sein. Aber er wollte, gelernter Schiffszimmermann, der er war, fortan im Lande bleiben. Auf der Werft von Wilkens Vater war ihm ein Platz zugesichert.

Seine Ersparnisse waren für die Kur draufgegangen. Wenn ihm auch Willem Prüter Kost und Logis aufs billigste berechnet hatte. Jetzt aber durfte auch der Geschäftssinn des Herbergsvaters wieder ein Wort mitsprechen, und — Korl Düker war eine durstige Seele.

„Nu paß mal up, mien Jung. So ins blaue hineingelebt wird nu nich mehr. Kredit will ich dir einräumen, wo du nu nächstens wieder was verdienen tust. Aberst was du hier bei mir so durch die Görgel laufen läßt, das wolln wir nu doch lieber ankreiden." Und plötzlich, bei der blinkenden Silberplatte, ging dem fidelen Wirt ein schalkhaft heller Gedanke auf. „Weetst du wat? Was du mir schuldig bleibst, das kratz' ich mir an da oben an deinem blanken Kapital. 'n Glas Bier 'n Längsstrich, und 'n Schnaps 'n Querstrich. Un wenn du dat nich betahlst, gehüert mi dien Sülwerdeckel."

Die Idee machte den beiden alten Seeteufeln Spaß. „So, nu komm mal her! Was hast du heut morgen gehabt? Einen Kümmel und zwei Glas Bier." Und Willem ritzte sich unverzagt mit dem Taschenmesser zwei Längsstriche und einen Querstrich in die Platte.

*

Die Universitätsferien gingen auf die Neige. Die akademische Bürgerschaft fing an, sich wieder zu versammeln.

Resedanz war bei Hofe gewesen. Er trug die Miene eines von fürstlicher Hand auf die Schulter Geklopften durch Markt und Gassen. Peter Boekholt hatte mit Erfolg seine vergleichenden Studien über die Fauna und Flora der Nord- und Ostsee fortgesetzt. Brigitte, die immer auf dem Wasser gelegen hatte, war braun wie eine wilde Völkerschaft — für Wilken ein Bronzebild der Anbetung.

Sie hörte von ihm, welches Schicksal über Evert hereingebrochen war. Er hatte den Freund ein paarmal flüchtig gesehen, flüchtig war dessen ganze Art gewesen. Er suchte die Einsamkeit. Wilken sah die Bewegung, die durch Brigitte wogte. Und der Gedanke: jetzt ist Evert frei, brannte ihm in die Seele. Dann zog ein Schatten über ihr Gesicht, ihre Brauen furchten sich zusammen.

„Und — das Kind ist am Leben?" fragte sie stockend.

Das Kind, Everts Kind von seiner Geliebten — wird das nicht für immer und ewig zwischen den beiden stehen? Und die Zukunft hob sich vor Wilken, lockend, leuchtend und stark.

Es handelte sich jetzt für ihn darum, möglichst bald in den Sattel zu kommen. Ganz hingegeben saß er über seiner Doktorarbeit. Vorerst hieß es Frieden halten, mit der Behörde, mit der Regierung und auch mit dem Professorentum. Jetzt war es ihm lieb, daß er die Aktion für Kinkel Everts Händen überlassen hatte und auf die Mitwisserschaft sich beschränkte.

Brigitte aber sprach mit dem Vater über Everts Los.

„Der arme Kerl! Ich werd' ihn einmal aufsuchen." Und Peter Boekholt ging zu dem Einsamen.

Am Abend berichtete er: „Ich fand ihn in Studien begraben. Er hat die ganze Literatur über Kindbettfieber sich verschafft. Ein ungarischer Arzt verficht da eine ganz neue, wie es scheint, bahnbrechende Theorie. Zum Glück verhalten sich Everts andere Lehrer nicht so ablehnend gegen ihn wie Soltwisch. So will ihn Professor Link jetzt auch praktisch bei sich arbeiten lassen. Ich fragte ihn auch nach seinem kleinen Mädel. Mir schien es, als müßte er sich erst auf das Kind besinnen. Wohl möglich, daß er es über die Kindbettstudien vergißt."

Ganz eigentümlich senkten diese letzten Worte bei Brigitte sich ein. Aus dem Mitleid, dem Widerstreben und Unbehagen stieg es zuletzt wie eine warme Welle in ihr auf, die sie selbst nicht verstand und die sie mehr störte als beglückte.

Und eines Tages, als sie vom Segeln kam und die Strandstraße entlangschritt, überfiel es sie wie eine Sehnsucht. Erst das Verlangen, Evert den Einsamen zu sehen, ihn zu sprechen, mit ihm zusammenzusein. Und dann, als sie wie zum Schutz all den alten Unmut gegen ihn aufbot, neigte sie sich beinahe heftig dem Kinde zu, das sie auch gewissermaßen gegen ihn, den Rabenvater, in Schutz nehmen mußte.

Es ging auf den Abend. Hinter blaugrauem Dunst zerflatterte die letzte Sonnenglut in violette Schatten. Die Herbstnebel stiegen vom Flußbett auf und wehten ihre Schwermut um die Giebel der Stadt. Wie von weher Einsamkeit fror es durch sie selber hin, dann aber wallte um so heißer in ihr das junge Blut, und alle Zärtlichkeiten reckten die Arme. Lebhafter regten sich ihre Glieder, nichts Geducktes gab es mehr unter schlechtem Gewissen; es wurde wieder ihr langschenkliges Schreiten, auf ein Ziel strebte sie zu. Sie wollte nach dem Kinde sich umsehen. Es war ihr bekannt, wo die Mutter gewohnt hatte. Die Wirtin, wenn sie selbst das Kind nicht bei sich hatte, mußte wissen, wo es sich befand.

Frau Gerdes war beim Bügeln, der Kinderwagen mit dem kleinen Wesen stand in der Plättstube. Blaß und zart lag es in dem tadellos sauberen Kissen. Langsam beugte Brigitte sich zu ihm hin — zwei große verwunderte Augen grüßten sie, dann strahlte es in ihnen auf, ein Lachen leuchtete über das krause Gesichtchen, die kleinen Hände zuckten, die Arme wollten sich ausstrecken — nach ihr hin. In Brigitte jauchzte es auf, eine Flut des Glücks durchschauerte sie.

Behutsam fragte sie nach dem Ergehen des Kindes; leicht hätte der Verdacht aufkommen können, sie wolle hier kontrollieren. Aber Mutter Gerdes in ihrer ehrlichen Liebe zu der Kleinen dachte nichts Arges. „'n büschen piepsig is die Lütt ja man — aberst wir werden sie schon durchkriegen."

Brigitte wollte auch nach Evert sich erkundigen; gern hätte sie über sein Verhalten zu dem Kinde Näheres erfahren. Aber eine Scheu schloß ihr den Mund. Sie nahm Abschied mit der Erklärung, sie werde bald einmal wiederkommen.

Unterwegs regte sich in ihr immer stärker der Zorn gegen Evert. Er war Arzt — war dieser Aufenthalt in der Plättstube nicht geradezu ein Verbrechen an dem Kinde? Ihr selbst hatte die Luft sich auf die Brust gelegt. War dies überhaupt nicht wie der gegebene Anfang eines vorgezeichneten Leidensweges für dieses kleine Geschöpf, das den Makel seiner Geburt trug?

Zerwühlt kam Brigitte zu Hause an. Der Vater saß in seinem Zimmer bei der Arbeit. Sie wagte es, ihn zu stören, sie mußte ihm ihr Herz ausschütten.

Er hörte sie an mit frohem Erstaunen und immer wärmer und inniger. Und spürte, daß sie ein letztes verschwieg. Da sprach er es aus: „Du möchtest das Kind ins Haus nehmen?"

„Vater!" Es war erst noch wie ein Schreck vor dem eigenen sich selbst noch versteckenden Herzenswunsch. „Wenn du es sagst — und so sagst — und selber es für möglich hältst —"

„Warum soll es nicht möglich sein?" Und er streichelte ihr Haar. Was Peter Boekholt aber tat, das tat er gleich. „Ich geh' heut abend noch zu Klarenbeek."

„Und nicht wahr —" ihre Brauen zuckten zusammen — „du natürlich, Vater, du nimmst das Kleine auf. Ich selbst — ich bleib' ganz aus dem Spiel —"

Er lächelte und küßte sie auf die stark gekrauste Stirn.

Boekholt traf Evert bei Reisevorbereitungen. In der Nacht noch sollte es zu dem Stelldichein mit Karl Schurz nach Neustrelitz gehen. Der Professor hörte mit gewisser Besorgnis von der Fahrt, über deren Zweck er nichts Näheres erfuhr und auch nicht wissen wollte. Er brachte gleich seinen Wunsch vor, ohne jede Floskel. Evert fand sich erst langsam, durch weites Erstaunen wie aus einer Abwesenheit zu dem Anerbieten. Noch gruben sich schwere Fragen in seine Stirn. Dann packte er die Hand des väterlichen Freundes. „Herr Professor — Sie wollen — ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Ja, was laden Sie sich damit auf! Und —"

‚Was sagt Brigitte dazu?' wollte er forschen. Aber dann blinkte es durch ihn hin: ‚Ist es nicht auch ihr Wille und was gibt sie dir so — ! —' Verwirrt schwieg er. Und in einer Art Betäubung hörte er von Peters Anordnungen für die Übersiedlung des Kindes.

Ihm lag es ob, noch vor seiner Fahrt mit der braven Frau Gerdes zu sprechen. Das tat er denn noch am selben Abend. Er ging zu ihr durch die neblige Straße, und Nebel war in ihm selbst. Sprach mit ihr das Nötige und spürte, daß es ihr nicht leicht wurde, das Kind wegzugeben. Er dankte ihr, tröstete sie, entschädigte sie. Aber das alles geschah wie hinter Schleiern. Und als er das Haus wieder verlassen hatte und sich fragte, ob er nach dem Kinde gesehen habe, wußte er nicht, ob ja, ob nein.

Nur war es ihm jetzt, als wenn die dumpfe Furcht vor dem kleinen Wesen, das immer aufs neue den großen Schmerz in ihm weckte, sich klären wollte. Und war dem armen Geschöpf nicht jetzt ein glücklicheres Los gewiß? Ja, zeigte sich für ihn selbst nicht jetzt ein lichterer Streif am Horizont? Dann aber versank dies alles wieder für ihn vor der Aufgabe, die ihn rief: das Werk für die Freunde!

*

Evert saß mit Karl Schurz in dem Neustrelitzer Gasthof.

„Ich komme von Frau Kinkel," berichtete der Getreue. Man sah den heißen Augen an, daß sie nicht viel Schlaf gefunden hatten. Um den jungen Mund gruben sich harte Falten. „Mit ihr hab' ich noch einmal genau alles durchgesprochen, sie ist des ganzen Planes Seele. Ein Wärter, rheinischer Landsmann, ist gewonnen. In der Nacht vom 5. auf den 6. soll es geschehen. Relais werden bis Teterow bereitgestellt. Kannst du die letzte Strecke von da übernehmen?"

„Gewiß."

„Dann die Hauptsache. Er muß gleich über See weiter. Kannst du für Fahrgelegenheit sorgen?"

„Das muß sich machen lassen!"

„Noch eins, für alle Fälle. Nicht unmöglich, daß wir in der Nacht gestört werden. Dann wird der Versuch die nächste oder übernächste Nacht wiederholt. Es heißt also unter Umständen warten."

„Selbstverständlich wird gewartet. Es kann ja auch mit den Fuhrwerken was passieren."

Sie besprachen noch genau nach den Meilenzahlen die Zeiten für die einzelnen Stationen. Kaum ein überflüssiges Wort wurde gewechselt. Schurz hatte in der Stadt noch mit andern beteiligten Freunden Unterredungen zu zweien. Ganz unauffällig mußte das alles geschehen. Sie beide trennten sich mit festem Handschlag. Evert reiste gleich wieder heim.

Die Fuhrwerke für die Landstraße waren leicht von zuverlässigen Leuten zu beschaffen. Aber nun das Schiff für die Auslandsfahrt. Hier hätte Wilken durch seinen Vater helfen müssen. Aber der Freund hatte sich ganz zurückgezogen. Da hieß es also auch hier, allein nach allen Kräften sich umtun.

Wilken arbeitete rastlos mit Freude und Erfolg an seiner Untersuchung. Heute wollte er sein Hochgefühl zu Brigitte tragen. Im Treppenhaus traf er Onkel Peter, der zur Universität mußte. „Wir haben einen Hausgenossen," sagte der geheimnisvoll leise und ging seiner Wege.

Brigitte, die Augen voll Leben, die Wangen gerötet, schnell und freudig atmend, gab ihm Aufklärung. „Du findest mich mütterlich beschäftigt," sagte sie frank und froh. „Wir haben Everts Kind zu uns genommen."

Wilken reckte sich und stand steil. In ihm brach etwas zusammen, es klirrte durch ihn hin wie von zerrissenen Saiten. „Das nenn' ich großherzig und hochsinnig," sagte er mit aufrecht gehaltenem Ton.

„Ach was!" wehrte sie ab in glücklich lachendem Unwillen. „Ich hab' das kleine Wesen lieb."

Auch Wilken war ein Boekholt. Alles Halbe, Unsichere und Verschwommene ging ihm gegen den Strich. Er brauchte Klarheit, ob in diesem Land noch Raum sei für seine Wünsche und Träume.

Und er sprach: „Ich muß dich etwas fragen, Brigitte. Etwas, womit ich eigentlich noch zurückhalten wollte. Aber du zeigst plötzlich eine neue Farbe. Und ich muß wissen, woran ich bin."

Sie sah ihm klar und frei ins Gesicht. Sehr ernst und sehr reif waren seine Worte: „Wir sind von Kindheit an Hand in Hand durchs Dasein spaziert wie zwei Geschwister. Dann ist eine große Zärtlichkeit für dich über mich gekommen. Die große Zärtlichkeit, die ganz und gar nicht mehr brüderlich ist. Ich habe gedacht, diese Zärtlichkeit sollte nun leuchten über meinem Leben — über unserm Leben, Brigitte."

„Wilken," antwortete sie ohne Bedenken, und ihre Augen lagen klar und fest in den seinen, „du lieber Junge, das ist mir nun niemals in den Sinn gekommen." Und da er schwieg und mit sich rang, sprach sie leise und innig, dabei ganz unumwunden weiter: „Verlieben kann man sich doch nicht ineinander, wenn man wie wir zwei so dicht beieinander ist und sich von Anbeginn immer so nahe gewesen. Dazu gehört doch eine Ferne, so ein weites Zueinanderhinstreben — ein beinahe Unerreichbares muß doch dabei sein —"

Er nickte heftig mit dem Kopf, wollte lachend zustimmen und konnte es nicht. Dann nahm er ihre Hand, küßte sie und ging wortlos aus dem Zimmer.

Einen Tag stand er sehr hart mit sich um, einen Tag und eine Nacht. Dann hatte er das Schlimmste bezwungen.

Und nun eilte er zu Evert Klarenbeek, als hätte er die ganze Zeit Verrat an der Freundschaft begangen. Der Sturmgeselle stand wieder in hellichten Flammen, mehr als je.

★

Kinkels Befreiung! Mit Leib und Seele war Wilken jetzt dabei. Das Schiff, das den Flüchtling wegbringen sollte — die späte Herbstzeit war sehr ungünstig für die Schiffahrt — Evert wußte hier keinen Rat. Nun mußte Wilkens Onkel Brokelmann, der Schiffsreeder, helfen.

Die beiden Freunde saßen in „Skandinavien" bei Willem Prüter. Auch Korl Düker stellte sich ein. Wilken ihn sehen und sich an die Stirn fassen, als wäre es ein Frevel, daß der ihm aus den Gedanken gekommen war.

„Und jetzt, Evert, wird es doch höchste Zeit, verdammt noch mal, daß wir deiner Sache uns annehmen!"

„Meiner, ach, laß! Wir haben Wichtigeres vor. Und was soll das noch!"

„Was das noch soll! Mit dieser Operation, mit diesem großartigen Fall sollst du von Universität zu Universität reisen. Und vor allem den Soltwisch sollst du an die Wand schmeißen! Diesen aufgeblasenen Schlauch. Wie eine nasse Kuhhaut soll er daliegen!"

Evert wehrte ab mit beiden Händen. Heftiger wurde Wilken, und es kam ihm von Herzen: „Was fällt dir ein! Diese schlappe Vornehmheit lassen wir nicht gelten. Jetzt wird eine andere Revolution gemacht, eine bessere. Der alte Plunder hier soll gründlich in Fetzen gehen. Und gekniffen, mein Junge, wird nicht." Gerade der Schmerz hatte wie sein Wesen gehärtet so seinen Übermut gespitzt, seinen Wagemut geschärft. Er rief Korl Düker heran. „'n Abend, alter Kronensohn! Nun zeig' mal deine Krone!" Er besah sich das silberne Schädeldach. „Herrgott von Toitenwinkel! Was haben sie dir denn da eingekritzelt. Keilschrift ist das ja! Nesedanz — Emanuel — schriftkundigster aller Männer, dies ist was für dich!"

Korl Düker erzählte treuherzig, was Willem mit diesen Strichen sich angemerkt habe. Wilken aber mit jubelnden Flackeraugen schlug sich losgelassen auf den Schenkel. „Das mach' ich, das mach' ich!" Und wieder nahm er die Schreibtafel vor. „Wundervoll! Öfter ist Willem die Hand seitwärts ausgerutscht, da haben wir auch die schrägen Keile. Nun müssen da noch ein paar Winkelhaken hinein — halten Sie mal still, Korl Düker." Und schon hatte Wilken sein Messer zur Hand und machte seine Einzeichnungen.

Kopfschüttelnd sah Evert ihm zu. Auch Willem Prüter trat jetzt neugierig heran. „Die Zechschulden für meinen Freund Korl bezahl' ich," erklärte Wilken. „Auch was er hier in der nächsten Zeit verzehrt — zur Stärkung für unsere gemeinsame wissenschaftliche Tätigkeit. So — die Platte muß natürlich ganz voll sein." Wilken ritzte weiter. „Sagten Sie nicht, Korl Düker, daß Sie in Persien gewesen sind?"

„Das bin ich."

„Mit dem Inglischmän — auf so einer Forschungs- und Ausgrabungsreise?"

„Jawoll."

„Wenn das nicht Vorsehung ist, dann weiß ich's nicht. So, Korl, nun lassen Sie sich erst was Gehöriges einschenken, Freude soll wohnen unter dem leuchtenden Dach. Und morgen kommen Sie zu mir. Dann werden Sie erst mit der nötigen chemikalischen Verwitterung da oben gesalbt. Und danach fordern wir beide Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken."

Wilken war mit Evert allein. „Ich tu's. Ich geh' mit dem Mann zu Nesedanz. Nicht hier, in Persien ist ihm der Schädel eingeschlagen. Ein persischer Arzt hat ihm an

Ort und Stelle mit dem Bruchstück einer alten Opferschale von Ekbatana den Schädel ausgeflickt!"

„Wilken, du bist komplett verrückt."

„Bin ich? Aber du sollst sehen, Meister Nesedanz ist noch verrückter. Den orientalischen Koller hat er, dank der Hofluft, glücklich weg. Jetzt eine eigene, sensationelle Entdeckung — er stiert darauf betäubt wie ein Huhn auf den Kreidestrich. Und damit haben wir auch ihn. Du den Soltwisch — ich seinen Bundesbruder in Unkultur. Zwei gegen Zwei — ist das nicht ehrlicher Männerkampf? O dieser Kopf, Korl Dükers gesegneter Kopf, der ist jetzt unser Sturmbock, unser Widderkopf ist er. Damit rennen wir die Mauer der befestigt ragenden Dummheit in Trümmer. Und wir zwei dann als junge Dozenten —!" Ein mächtiger Schlag auf die Schulter.

In Schwung geriet Evert nun schon mit Lachen, über sein Kopfschütteln hinaus — wer, den Wilken Boekholt nicht aufrüttelte! Er glaubte auch an des Freundes Glück. Doch seine Gedanken flogen wieder zu Gottfried Kinkel. „Dein erster Gang soll dich morgen früh zum Reeder Brokelmann führen!" forderte er.

„Gewiß, mein Junge! Kinkels Befreiung ist das erste. Aber sie geht mit diesem unserm Werke Hand in Hand."

*

Herzlich gern, mein Junge, will ich ja deinem Lehrer und Freund aus dieser schandbaren Sträflingsjacke helfen," sagte am andern Morgen der Reeder Ernst Brokelmann zu Wilken, in den klaren, blauen Augen war Zorn und Hilfsbereitschaft. „Aber leider ruht die Navigation. Mein Schoner ‚Anna' sollte eigentlich noch mit Weizen nach Newcastle, aber das mit der Fracht hat sich zerschlagen. Und Kapitän Ohnsorge hat inzwischen abgemustert."

„Läßt sich das nicht noch machen, Onkel Ernst? Du bist unsere einzige Hoffnung."

„Hm," der feste, gütige Mund preßte sich zusammen, „versuchen will ich's."

Was Ernst Brokelmann aber versuchen wollte, das wurde auch gleich stark in die Hand genommen. Das Schiff bekam Ölkuchen als Fracht, Ohnsorge brachte seine Mannschaft wieder beisammen, in fünf Tagen sollte die ‚Anna' segelfertig sein.

Evert war glücklich. Wilken aber hatte inzwischen Korl Düker sorgsam seine Lektion eingetrichtert und ging nun zu Herrn Professor Emanuel Nesedanz, ihm von seiner Entdeckung zu berichten.

„Unsere Werft, Herr Professor, bringt es mit sich, daß ich mit Seeleuten meine Bekanntschaften mache. Dabei fällt auch manchmal für die Wissenschaft etwas ab. Sie haben von der Welt was gesehen und bringen interessante Reiseerinnerungen mit. Neuerdings habe ich da einen Fund gemacht, der an Abenteuerlichkeit, vielleicht auch an sprachwissenschaftlicher Bedeutung seinesgleichen sucht."

„O, lassen Sie hören."

„Ein älterer Matrose. Macht einen verständigen und zuverlässigen Eindruck. Ist auf englischen Schiffen gefahren, hat sich dann von einer englischen archäologischen Forschungsexpedition nach dem Innern Persiens anwerben lassen. Ist später noch allein in dem Ausgrabungsgebiet bei dem alten Ekbatana herumgestrolcht. Hat hier Silberfunde gemacht, ist niedergeschlagen und beraubt worden. Seines zertrümmerten Schädels hat ein Heilkundiger unter der einheimischen Dorfbevölkerung sich angenommen. Man weiß ja, daß die Orientalen in Trepanation und Schädeloperationen von alters her Meister sind. Da nichts Geeigneteres zur Hand war, hat er ein Stück Silber von einem Fundfragment, das der Verletzte in der Tasche trug, ihm in das Schädelloch eingefügt und einheilen lassen. In dieser Silberplatte nun sind deutlich alte Schriftzeichen erkennbar."

„Das nimmt sich in der Tat sehr abenteuerlich aus," bemerkte Nesedanz, der sich bewußt in der Reserve hielt. Dabei flimmerten doch seine Augen höchlich angeregt, und schnüffelnd witterten die Nüstern.

„Ich bemühe mich, ganz objektiv zu berichten, Herr Professor. Und die Mitteilung glaubte ich Ihnen, der zuständigen wissenschaftlichen Stelle, schuldig zu sein."

„Das erkenn' ich durchaus an, Herr Boekholt. Ich habe zu Ihnen auch das Vertrauen, daß Sie nicht einer plumpen Mystifikation zum Opfer fallen."

„Man wüßte ja auch gar nicht, was der Mann mit einer Mystifikation bezwecken sollte."

„Nun gut, ich darf Sie also bitten, mich das Objekt einmal in Augenschein nehmen zu lassen."

„Das ist mein lebhafter Wunsch, Herr Professor. Ich selbst darf mir ja kein Urteil zutrauen."

Nesedanz warf sich in die Brust. „Allerdings hab' ich auch auf diesem Gebiet gearbeitet — die Forschungen von Grotefend sind mir wohlvertraut. Freilich hat man bisher, soviel ich weiß, die Keilschrift nur auf Steinen gefunden. Doch ist es naheliegend, daß auch Metallgefäße, Tempelschalen und so weiter mit Inschriften ver-

sehen wurden. Polybius weiß von einer ganz besonderen Silberkultur gerade Ekbatanas, der alten Mederhauptstadt, die uns Herodot so farbig geschildert hat." Der gelehrte Herr war ganz in Stimmung.

Wilken warf noch einen besonderen Köder aus. „Es ist selbstverständlich, daß der Fund, den ich blindlings und zufällig gemacht habe, erst durch Sie, Herr Professor, zur Entdeckung werden kann. Und alle geistigen Rechte stehen Ihnen also ausschließlich zu."

„Nun, das ist ja cura posterior." Dabei sah man ihm an, wie wichtig diese Frage für ihn war. „Zunächst bringen Sie mir einmal den Mann. Am besten gleich heut nachmittag, wenn es Ihnen paßt." Er hatte es eilig.

Und Korl Düker wurde also mit seiner Schädelzier am selben Tage noch Herrn Professor Nesedanz vorgeführt.

Emanuel setzte sich zwei Brillen übereinander. „Hm — hm — das ist in der Tat seltsam —"

Korl mußte berichten. Und er benahm sich musterhaft. Mit treuherziger Einfalt erzählte er die Vorgänge, wie es ihm eingeprägt worden. Gab dann Auskunft, und jetzt nach eigener Anschauung, über die Gegend, über Land und Leute, über die Lage Harmadans, des alten Ekbatana, am Berge Elwend. Dabei ließ er verschmitzt ein paar persische Brocken einfließen, die er an Ort und Stelle aufgeschnappt hatte und die den Sprachforscher sehr hellhörig machten.

Nesedanz nahm klopfenden Herzens Wilken beiseite. „Ich habe von dem Mann einen günstigen Eindruck."

„Nicht wahr, Herr Professor?"

„Die Schriftzeichen selbst bedürfen natürlich der sorgfältigsten Prüfung. Jedenfalls nehme ich die Untersuchung in die Hand. Die Angelegenheit wird doch nicht auf den Markt getragen?"

„Der Mann ist alles andere eher als ein Schwätzer. Und von seinem Schädel als Schatzkammer weiß kaum jemand außer mir."

„Vortrefflich. Nun, dann bitte ich Sie, auch weiter Stillschweigen zu bewahren. Ich muß leider nachher zu einer Fakultätssitzung. Morgen will ich dann an die genauere Untersuchung und gegebenenfalls an die Entzifferung gehen."

Es gab eine sehr freundliche Verabschiedung. Das dünne Blut des Herrn Professors war in lebhafter Wallung. Ganz nach einer Sensation war ihm zumute.

Den nicht fernen Geburtstag des Landesherrn galt es in einer Festschrift zu feiern. O hier wäre ein Gegenstand für diese wissenschaftliche Huldigung von beispiellosem Reiz. Und sogar ein Titel stellte sich ein. Köstlich, in prickelnder Laune. „Ein mecklenburgischer Schädelfund." Großartig dies! Bei Hof liebte man die humoristischen Lichter. Emanuel Nesedanz war in einer süßen Trunkenheit.

*

Der Tag für das Befreiungswerk war gekommen. Evert bezog in Laage seinen Posten. Von da sollte es mit frischen Pferden nach der Hafenstadt gehen.

Eine Nacht des Wartens. Sie kamen nicht. Da war also etwas mißlungen. Ein banger Tag. Und wieder eine Nacht voller Angst und Sorgen. Noch dämmerte es kaum, da geht Evert auf die Chaussee, und wieder dieses furchtbare Warten, wieder dies endlose, grausame Minutenzählen.

Jetzt — tönen nicht Hufschläge von weitem — ist das nicht Wagenrollen —? Und deutlicher die Klänge — ein Fuhrwerk, ja! Und in rasender Fahrt. Sie sind's.

„Hier Klarenbeek!" brüllt Evert. Ein keuchendes Hurra antwortet ihm. Langsamer fährt der Wagen. Im Schritt geht es nach der Ausspannung, daß kein Aufsehen erregt wird. Evert folgt ihnen zu Fuß.

Die Pferde werden gewechselt. Kurze Zeit zur Begrüßung. Eine Gestalt im Pelz — das ist Kinkel, der geliebte. Ein stiller Händedruck. Die Linke wird Evert gereicht, die Rechte ist verletzt und verbunden. Ohne Säumen geht es weiter. Evert springt auf den Bock. Der Kutscher fährt, was die Gäule nur hergeben. Mit dem ersten Morgenlicht halten sie beim „Weißen Kreuz", dem ländlichen Gasthof vor den Toren der Stadt, wo Evert Quartier besorgt hat.

Kinkel und Karl Schurz, sein Befreier, steigen aus. Nun erst schließen die Freunde sich in die Arme. Wieder und wieder, stumm, tief bewegt.

Dann: „Was ist mit der Hand?" fragt Evert.

„An den Latten des Dachverschlags hab' ich mich gerissen."

„Ich darf sie mir gleich ansehen."

Inzwischen wird das Frühstück bereitet. Der junge Arzt findet die Verletzung doch ernstlicher. Sie verlangt einen sorgfältigen Verband. Gleich nach dem Kaffee sinken die Flüchtlinge ins Bett, sie haben die Ruhe bitter nötig. Wilken hat fernbleiben müssen, die Gäste dürfen nicht auffällig werden. Lange ist hier ihres Bleibens nicht. Leider hat es mit dem Schiff nicht geklappt. Das Wetter ist zu ungünstig. Ein

Schlepper muß erst wieder in Dienst gestellt werden. Vor übermorgen kann die „Anna" den Seehafen nicht verlassen.

Evert ist mit Wilken in der Stadt zusammengetroffen. Im „Weißen Kreuz" können die Flüchtlinge solange nicht bleiben. Nicht unmöglich, daß man ihnen auf die Spur kommt. Nur in der Stadt können sie sich verborgen halten. Ernst Brokelmann hat sein großes Haus zur Verfügung gestellt. Dorthin müssen die beiden mit der Abenddämmerung übersiedeln. Und es geschieht.

In derselben Straße wohnt Emanuel Nesedanz. Es fügt sich, daß der Professor den vier Männern Kinkel, Schurz, Evert und Wilken begegnet. Es ist dunkel, man grüßt ihn nicht, aber man bemerkt, daß die Gruppe ihm auffällt. Er dreht sich nach ihnen um, als sie in das Brokelmannsche Haus eintreten.

Er hat schlechte Augen. Von Angesicht kennt er Kinkel nicht. Von seiner Flucht kann er nichts wissen. Dessen großer Pelz, in diesen lauen, ersten Novembertagen, ist nun allerdings ungewöhnlich und wird als Kennzeichen im Steckbrief ausgespielt werden. Aber soweit sind wir noch nicht.

Evert und Wilken sprachen darüber, als sie das Haus wieder verließen. „O," sagte Wilken, „Emanuel hab' ich in der Hand. Der darf uns nicht muck sagen." Und er berichtete dem Freunde von den glücklichst in Gang gesetzten Keilschriftstudien.

„Wilken, du bist doch der frechste Hund von der Welt."

„Aber die Frechheit hat mal wieder gesiegt. Weißt du, daß er gestern aus Willem Prüters Bier- und Schnapszeichen den altpersischen Herrschertitel ‚Könige der Könige' hat herauslesen wollen?. Er ist glücklich. Seien wir es auch!"

In der nächstfolgenden Nacht vor Morgengrauen segelten Evert und Wilken Gottfried Kinkel, den teuren Mann, und Karl Schurz, den tapferen Befreier, auf Brigittes Boot nach dem Seehafen hinunter, wo die „Anna" fahrbereit lag.

Der treffliche Kapitän Steffen Ohnsorge nahm die beiden Passagiere treu in seine Obhut. Sofort machte das Schiff vom Bollwerk los. Ein guter Südwest setzte es schnell in Fahrt. Nach ein paar Minuten rauschten die Ostseewellen um seinen Kiel. Gottfried Kinkel war gerettet.

Ernst und wortkarg war er gewesen, sehr müde, sehr traurig. Aber doch war in seinen Augen der feste Schein. Keine Orakelsprüche gab er von sich, keine Albumblätter. Nur einmal, daß er nachdenklich sagte: „Es war eine Volkserhebung ohne Volk." Und ein anderes Mal: „Deutschland liegt noch in den Windeln." Dabei kam dieses schalkhaft zauberische Lächeln um seinen Mund. „Es darf uns nicht stören, daß Windeln schmutzig sind."

Es dauerte einige Zeit, ehe die Behörden auf die Spur seines Fluchtweges kamen. Verschiedene Anzeichen wiesen nach Bremen, der dortige Pastor Dulon verbreitete geflissentlich in seinem Sonntagsblatt die Nachricht, daß Kinkel sich hier eingeschifft habe. So tappte die Polizei im Dunkeln. Als ihr dann ein Licht aufging, war es für die Ergreifung des Entflohenen längst zu spät. Aber seine verruchten Helfershelfer sollten der Strafe nicht entgehen!

★

Everts erster Gang, nachdem er wieder frei atmen konnte, war in Peter Boekholts Haus.

Er saß mit dem Führer und Berater im Studierzimmer und berichtete über die Einzelheiten des Geschehenen.

„Ein prachtvoller Junge, der Karl Schurz," erklärte Peter mit leuchtenden Augen. „Und daß Sie und Wilken mitgeholfen haben — es freut mich ehrlich. Nun aber wird das Nachspiel nicht fehlen. Wieder werden Sie die Polizei an Ihren Fersen haben. Nach einer anderen Universität gehen, bis die Wogen hier geglättet sind — —"

„Das möchte ich nicht, Herr Professor. Ich bin anderswo nicht sicherer. Vielleicht würde mein Verschwinden mich erst recht verdächtig machen, und dann: ich will meine Arbeit über das Kindbettfieber bei Herrn Professor Link zu Ende führen."

„Sie haben in allem recht, Evert. Es ist ja auch sonst noch etwas hier, was Sie festhält."

„Das Kind." Nun wurde er beinahe verlegen wie ein Junge. „Ich könnte es in keinen besseren Händen wissen. Und ich kann keine Worte finden für das, was Sie an mir tun."

Mit einem Tadel wehrte Peter seinem Erguß. „Es wäre übrigens Zeit, daß Sie sich den kleinen Wicht wieder einmal ansähen."

Er war bereit, ein Schuldbewußtsein zu tragen, als er mit Boekholt zu Brigitte und der Kleinen ging. Aber dann stieg wieder der Gram in ihm auf und mit dem Gram ein Groll. Nicht auf das Kind, das unschuldig mörderische, vielmehr auf die ganze Welt und das ganze Leben. In seinem Auge das Düstere wollte sich auch nicht aufhellen, als das leuchtende junge Geschöpf



Am Strande. Bildwerk von Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl

ihm entgegengehalten wurde — von seinem Wesen ein Teil, darin der Odem seiner Zukunft, das Licht seiner Ewigkeit. Was er fühlte, waren nur Gedanken. In einer Überlegung, die etwas Wehrhaftes hatte, stand er vor dem Kind. „Stimme des Blutes" — die, die diese Saite hätte rühren können, war dahingegangen. Die großen Kinderaugen musterten ihn mit einer kühlen Erwartung. „Die Stimme des Blutes" — auch hier klang sie nicht. Er versicherte es sich wie mit einer besonderen Genugtuung.

Brigittes innige Vollnatur aber empfand eine derartige Begegnung zwischen Vater und Kind als peinlich. Frisch und scherzend hob sie sich gleich über die Situation. „Sehen Sie, wie klug und vornehm unser Kleinchen ist? Die erste Freundlichkeit hat von dir zu kommen, du Vater und Papa! Anschmeicheln tun wir uns nicht! Du bist der Ältere und hast das erste Wort. Wir können's abwarten." Mit hell aufblühenden Augen, als bestätigten sie das Gesagte, wandte sich das Kind Brigitte zu. Barg dann den Kopf an ihrer Schulter, und da es den Männern sich wieder zuwandte, gähnte es vernehmlich. „Es weiß dieser Lebenslage weiter keinen sonderlichen Reiz abzugewinnen," meinte Brigitte. „Außerdem ist seine Schlafenszeit." Sie ging mit dem Kinde.

‚Wie ein Stock stehe ich da!' schalt sich Evert. Aber er konnte nicht aus sich heraus. Zu schmerzlich schwer wogte es in ihm auf und nieder.

Erst als er das Haus verlassen hatte, gedieh er zu größerer Klarheit, und sein Unmut über sich selber wuchs. ‚Hab' ich mich nicht geradezu feindselig verhalten? Nicht nur gegen das Kind, auch gegen Brigitte! Diese prachtvolle Brigitte! Welch eine Frauenseele! Hätte ich nicht vor ihr hinknien müssen? Und ich stand wie ein Stock!' In heißen Wellen brauste ihm das Blut durch Kopf und Herz. Er rannte durch die Straßen und lief vor sich selbst davon — und wollte sich suchen und halten und fand sich nicht.

★

Fleißiger wurde Evert von Tag zu Tag. An seiner Arbeit gewann er festen Ankergrund, und sie war seine Freude. Eines Morgens, mehrere Tage nach Kinkels Flucht, als Evert am Schreibtisch saß, kamen schwere Männertritte die Treppe herauf. Es klopfte an seine Tür, sie wurde aufgerissen, ehe er „Herein!" sagen konnte. Kein anderer als Seine Magnifizenz Professor Soltwisch schob sich schnaubend über die Schwelle, ihm folgten der Polizeileutnant und einer der Universitätspedelle.

„Ich komme in eigener Person, die Universitätsgerichtbarkeit wahrzunehmen," erklärte der Gewaltige. „Es ist Haussuchung über Sie verfügt, Herr Kandidat Klarenbeek. Öffnen Sie sämtliche Schubladen und Fächer!" Sprach's und ließ sich in den nächsten Stuhl fallen.

Evert hatte seine Fassung nicht verloren. Über das Verhalten des Rektors war er wütend. Es fehlte nicht viel, so hätte er gesagt: ‚Noch bin ich hier Herr im Hause! Habe ich Sie aufgefordert, Platz zu nehmen?' Aber schon klopfte der Leutnant den Schreibtisch nach Geheimfächern ab. Die Frage kam ihm: ‚Hab' ich etwas zu verbergen? Hat man in seinem Leichtsinn doch nicht alles verbrannt?'

Evert schloß die Schubladen auf. Da in der einen — ein paar Zeilen von Karl Schurz lagen oben auf — ganz unverfänglich, aus früheren Zeiten — aber würde die Tatsache, daß er mit dem in Beziehungen gestanden, ihm nicht schon den Strick drehen? Mit fliegender Hand griff Evert den Brief heraus und steckte ihn in den Mund.

„Herr!" schrie der Polizeileutnant. Soltwisch aber sprang vom Stuhl auf und stürzte auf Evert zu, als wollte er ihn zerreißen.

In einen zornigen Übermut lachte Evert kauend sich hinein. „Ja, Eure Magnifizenz, das Radikalste an mir ist meine Verdauung. Jetzt bleibt nur die Vivisektion."

Alles in Soltwisch tobte und flog. Er hätte dem Burschen glatt den Leib aufschneiden können. Dann besann er sich auf seine Würde, betrachtete den Inkulpaten als Luft und wechselte nur noch ein paar Worte mit dem Polizeileutnant.

Der ließ den Pedellen alle Schriftstücke zusammenpacken, nachdem das ganze Zimmer umgekramt war. Dann wandte er sich an Evert: „Sie haben mir nach der Polizeiwache zu folgen."

Soltwisch, da er den lückenlosen Vollzug überwacht hatte, verabschiedete sich von dem Leutnant und verließ vor ihnen das Haus

Draußen goß es in Strömen. So blieb Evert ein Spießrutenlaufen durch die Straßen an der Seite des Polizeibeamten erspart. Ein paar Stunden mußte er auf der Wache bleiben. Dann verfügte der Polizeisenator, nachdem er den Befund untersucht hatte, bis auf weiteres seine Freilassung.

Kampf! Kampf bis aufs Messer! So sprühte und lohte es in Evert. Gegen den Popanz von Magnifizenz, gegen den großen

Mann, der durch seinen persönlichen Haß höchsteigen zum Büttel sich hatte erniedrigen lassen.

Was hatte seinen Arm bisher vom Kampfe zurückgehalten! Vornehmheit? Lächerlicher Vorwand. Wilken hatte recht und tausendmal recht! Ein Frevler, wer diesen Götzen nicht stürzen hilft.

Zu Wilken eilt er. „Haussuchung war bei mir. Seine Magnifizenz selbst erwiesen mir die Ehre. Auch zu dir werden sie kommen!"

„Sollte Resedanz was gesehen und gesagt haben? Dann müssen ihm heftig die Daumenschrauben angezogen werden."

„Ziehen wir die Schrauben an. Du hier, ich da!"

Wilken begreift. „Also endlich, Junge!" Und seine Faust kracht auf Everts Schulter.

*

Noch am selben Nachmittag begab sich Evert auf den Kriegspfad. Ins Lager des Feindes selbst drang er ein, in die Höhle des Löwen. Er ließ sich bei Soltwisch melden.

Der Mächtige empfing ihn. „Sie sind aus der Haft entlassen — Sie haben mir ein Geständnis zu machen."

„Wenn Eure Magnifizenz so will! Mir sind alle meine Manuskripte genommen, ich kann an meiner letzten Arbeit nicht weiterschaffen. Die Schriftstücke sind eingesiegelt und sollen an die Regierung gehen."

„Nun — und was weiter?"

„So muß ich meine vorletzte Arbeit wieder aufgreifen. Es war an dem Tage, wo Sie, Herr Professor, meine Kenntnisse in der Chirurgie für unzureichend erklärten. Da hab' ich mich eines Mannes mit eingeschlagenem Schädel angenommen, den Sie aufgaben und dessen Behandlung Sie ablehnten. Ich habe ihm in das Loch ein Stück Silber eingesetzt, aus der Zuckerschale meiner Tante Amalie, da ich nichts Geeigneteres zur Verfügung hatte." Evert plauderte mit fröhlichem Behagen. „Die Silberplatte ist großartig eingeheilt. Der Mann läuft gesund herum. Es ist ein alter Matrose. Er heißt Korl Düker. Ich möchte ihn Ihnen vorführen. Da der Fall für Sie, Herr Professor, als Autorität, doch das größte Interesse hat."

Evert weidete sich an dem Farbenzauber, der durch die Gesichtshaut seines Todfeindes flog. „Hm," grunzte Soltwisch, und noch einmal „hm" —

„Würden Eure Magnifizenz es nicht für angemessen halten, daß dieser immerhin seltene Fall in einer Sitzung der medizinischen Fakultät demonstriert würde? Ich würde sehr dankbar sein, wenn Herr Professor selbst —"

„Erst müßte ich doch die Sache mir ansehen. Mir geht jetzt die widerwärtige Erinnerung auf, an eine verräucherte Matrosenkneipe mit blakender Lampe und eine betrunkene Horde von Kerlen! Ich war froh, daß ich den Ort wieder hinter mir hatte!"

‚O, welch törichter Verdunklungsversuch,' dachte Evert. Er mußte dem Gedächtnis des Herrn doch ein wenig auf die Sprünge helfen.

„Herr Professor erklärten den Mann für unrettbar verloren. ‚Mit dem Mann ist es vorbei' — das waren vor allen Zeugen Ihre eigenen Worte."

Das Auge des also Gestellten schwoll, Blut rann in die Äderchen des Glaskörpers. Die Nüstern schnoben. Was wollte dieser Mensch? Sah das nicht ganz nach einem Druck, nach einer Art Erpressung aus? Wollte er so sich die Schlinge lockern, die jetzt aufs neue ihm, dem Revolutionär, sich um den Hals legte?

„Ich habe zunächst wichtigere Dinge zu tun," erklärte Leberecht Soltwisch hoch von oben und wollte hier den Schlußstrich ziehen.

„Aber für mich ist dies das Wichtigste von der Welt. Ich muß mir jetzt eine Existenz schaffen. Und denke nicht mehr daran, mein Licht unter den Scheffel zu stellen." Er sprach ruhig, ohne Stimmaufwand, aber fest.

„Sie schlagen hier einen Ton an — als durchgefallener Examinand sollten Sie bescheidener sein!" Soltwisch kreisten die schwarzen Ringe vor den Augen.

„Gerade dieses Examen ist, meine ich, ein sehr zweischneidiges Schwert."

„Herr Klarenbeek, Sie scheinen nicht zu wissen, wo Sie sich befinden. Ich muß Sie bitten, für derartige Expektorationen sich einen anderen Ort zu suchen!"

Evert richtete sich auf, verbeugte sich kurz und ging.

Soltwisch stapfte durchs Zimmer. Dann schmetterte er beide Fäuste auf den Tisch. Dann trat er ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Und legte die brandheiße Stirn an das kalte Glas.

Hier ging es nun hart auf hart. Trümpfe in der Hand hatte der Mann. Wenn es nicht gelang, ihn einsperren zu lassen, mußte er relegiert werden. Was hatte er nicht alles auf dem Kerbholz! Also jetzt endlich reinen Tisch schaffen!

*

Seine Magnifizenz begab sich zu dem Vizekanzler Freiherrn von Steenbrügg.

Auf Kinkels Flucht kam gleich die Rede. „Es unterliegt keinem Zweifel," erklärte Soltwisch, „daß der p. p. Klarenbeek an der Befreiung beteiligt ist."

„Die positiven Beweise reichen nicht hin," hielt ihm die Exzellenz entgegen.

„Er hat einen Brief verschluckt!" polterte Soltwisch heraus.

„Vielleicht sonst etwas Intimes, was er nicht in fremde Hände fallen lassen wollte — einen Liebesbrief vielleicht —" Der Freiherr war ganz Noblesse. „Und nun möchte ich das eine betonen," fuhr er fort. „Man hat es bei uns satt, neue Märtyrer zu schaffen. Von dem leidigen System Metternich, das man hier nur notgedrungen übte, wird immer mehr abgerückt. Die Revolution gilt als überwunden. Die Gemüter sollen sich jetzt beruhigen. Gerade in dem Fall Kinkel kann es für Sie, Herr Professor Soltwisch, doch nicht schwer werden, Amnestie walten zu lassen, da es sich doch um einen Universitätslehrer, um einen Kollegen handelt. Und die Treue der Schüler gegen diesen Lehrer hat doch immerhin etwas Herzbewegendes."

Damit hatte Herr Soltwisch seinen gehörigen Wischer weg. Mit grimmig brummendem Schädel traf er wieder zu Hause ein. Neue Luft wehte ihm um die Ohren. Wie das Aufdämmern einer anderen Zeit schreckte es seinen lichtscheuen Geist.

Nun fand sich der Freund und Gesinnungsgenosse Emanuel Nesedanz bei ihm ein. „Herr Kollege — eben lese ich in der Zeitung, daß Kinkel im Pelz seine Flucht gemacht hat. Einen großen Herrn im Pelz habe ich vor einigen Tagen abends in das Brokelmannsche Haus eintreten sehen. Er war von drei Herren begleitet — zwei erschienen mir ganz wie die Kandidaten Boekholt und Klarenbeek — der dritte wird Karl Schurz gewesen sein —"

In Soltwisch flackerte es noch einmal auf. „Warum sind Sie nicht gleich damit herausgekommen!" Dann aber sank er wieder in sich zusammen. „Wenn Sie selbst sich die Nase damit verbrennen wollen. Es gilt für inopportun, der Sache weiter nachzuforschen."

„Weisung von höchster Stelle?"

„Ja."

Emanuel knickte — knack — zusammen. Er hatte nichts gesehen. Er wußte von nichts. Er brachte die Rede auf etwas anderes. Auf die Entdeckung, die ihn beschäftigte. Die auch den Kollegen Soltwisch interessieren mußte. Sprach ihm von erstaunlicher persischer Heilkunde. Von dem geflickten Schädel des mecklenburgischen Matrosen Korl Düker. Der eine Berühmtheit werden würde, mit seiner Silberplatte aus dem Königsschatz von Ekbatana.

Bei dem Namen Korl Düker stutzte Soltwisch auf. Jetzt verschlang er den Sprachforscher mit seinen weitgesperrten Augen. Was erzählte er da? War die Fundlüsternheit des lieben Kollegen von der anderen Fakultät einem dicken Seemannslatein auf den Leim gekrochen? Wenn das wäre, dann mußte dieser vermaledeite Kopf ihm viel größere Schmerzen bereiten als ihm selber! Haargenau ließ er sich alles berichten. Dann zweifelte er nicht mehr. Leberecht Soltwisch triumphierte auf seine Art. Wieviel größer die Blamage des andern! Der, ja der hatte es jetzt auszubaden!

Leberecht konnte es nicht lassen, über dessen Qual seine eigenen Sorgen zu vergessen, und er stieß ihm den harten, blanken Stahl der Erkenntnis mitten in die Brust.

Emanuel Nesedenz starrte hilflos vor sich hin. Dann aber fieberte er heftig an gegen solche Erleuchtung. „Das ist nicht wahr — das ist nicht möglich — das ist nicht wahr —!"

Über Leberecht Soltwisch aber kam jetzt die kalte Berechnung. ‚Wir haben gemeinsame Kopfschmerzen, und so müssen wir beide zusammenhalten. Halbpart, Bruder! Dafür aber muß ich mich, soweit nötig, ihm bekennen. Niemals darf er von anderer Seite es erfahren, damit verlör' ich ihn aus der Hand. Meinetwegen also Leidensgefährten. Wobei zu beachten, daß das größere Leid auf der Seite des andern ist!'

Und Soltwisch offenbarte sich: auch ihm wäre bei diesem Kopf ein Irrtum unterlaufen. Aber irren — ist irren nicht menschlich? Ein Ton wie aus höheren Sphären.

Irren ist menschlich. In dieser Menschlichkeit schlossen sie sich gerührt aneinander, zu Schutz und Trutz. Gerührt und verschlagen zugleich.

Die beiden Auguren sahen sich an. Aber der Blick wurde doch kläglich, und lächeln — lächeln taten sie nicht.

★

Für Wilken und Evert war es jetzt höchste Zeit, Professor Peter Boekholt, den führenden Geist, die Hoffnung der Jugend, von ihrem Kampf und ihrem Kampfmittel gegen die Dunkelmänner zu unterrichten.

Wilken tat das nach seiner Art auf die einfachste und anschaulichste Weise. Er servierte seinem Onkel dem Kopf mit allem Zubehör. Wohlweislich in Gegenwart Bri-

gittes. Er brachte den Matrosen Korl Düker mit. Demonstrierte taktvoll, solange der selbst anwesend war, nur das Chirurgische, Everts klares und unanfechtbares Verdienst. Bat dann die beiden, die verwitterten Schriftzeichen einer Besichtigung zu unterziehen, und ließ für das Folgende den Spießgesellen sich entfernen und in Sicherheit bringen.

Nun beichtete er, mit ein wenig gesenktem Haupt, das gleichwohl mehr schalkhaft als schuldbewußt sich hielt.

Ein Donnerwetter aus kollegialem Zorn geboren. Aber in den Blitzen strahlte doch ein nicht zu bändigendes Lachen sich aus. Brigitte aber, in der das Blut tollte, umschlang den Vetter Bösewicht und tanzte mit ihm im Zimmer herum, berauscht von Zukunftssonnenschein. Und es nützte dem Pater Peter nichts, daß er mit einem quos ego dazwischenfuhr.

Das nächste Mal kam Evert mit.

„Nun, ihr Dioskuren!“ hatte der Professor sie begrüßt mit einem Kopfschütteln, das zwischen Zorn und Lachen hin und her ging.

„Dioskuren — accipio nomen et omen!“ erklärte Wilken. „Und gegen die Obscuren kämpfen wir. Und deinen Segen haben wir, Onkel Peter!“

„Ich wünsche keine Klopffechterei!“ Er sprach sehr ernst.

„Nein, nein — wir sind nur Kopffechter!“ konnte Wilken, der Schlingel, sich nicht versagen.

„Aufsehen wird nicht gemacht!“ gebot Peter Boekholt. „Mit den sogenannten Furien des Skandals wollen wir hier verschont bleiben. Die Alma mater soll nicht leiden!“

„Das versteht sich auch für uns von selbst,“ sagte Evert, „die wir hoffen, einmal selber als Dozenten an ihr zu wirken. Aber jetzt sollen andere als die beiden Herren hier das Wort führen. Im übrigen — tun sie uns nichts, tun wir ihnen ganz gewiß auch nichts.“

Evert war, ohne sich zu spreizen, in eine gesunde und sichere Selbsteinschätzung hineingewachsen. Er wußte, daß sein ernstes Schaffen erfolgreich war, er fühlte eine Verantwortung und mit ihr eine neue Lebenskraft. Die zugleich seiner Ungebundenheit ein Halt war. Und an der Lebenskraft wuchs Liebeskraft in ihm empor. Mit wunschwarmen Augen ging er heut zu seinem Kind. Das erstemal, daß er es auf den Arm nahm. Und es wurde ihm gedankt von den Kinderaugen mit aufsprießender Zärtlichkeit. In verlegener Rührung klopften ihm die Pulse. „Ohne Sie, Brigitte, wäre es nichts geworden mit mir und der Kleinen.“ Tief ruhten ihre Augen ineinander aus, ihre Seelen durchstrahlten sich, sie schwiegen.

‚Leicht werden wir es nicht haben miteinander,‘ dachten sie beide. ‚Es wird seine Zeit dauern,‘ sagte sich Evert, ‚ehe mein unsteter Lebensdrang seine Heimseligkeit findet.‘ Und Brigitte wußte, wie bitter und lange sie zu kämpfen haben würde mit dem, was Evert früher war — ohne sie und gegen, ja gegen sie. Und war das Kind, das liebe, nicht selbst aus Everts schmerzlich fremdem und feindseligem Leben? Aber das Schwere und Harte, es trug und hob sie beide, und es freute fast ihre junge Kraft.

Früh regte sich in diesem Winter das Frühlingswerden auch für die Hochschule. Die philosophische Fakultät hatte den neuen Rektor zu stellen. Seit Monaten hatte Resedanz mit allen Mitteln und Mittelchen auf dieses Ziel hingestrebt. Jetzt ließ er die Arme sinken. So oft sein Ehrgeiz ihn wieder aufpeitschen wollte — immer dann, geradezu gespensterhaft, schlich eine ducknackige Gestalt auf seinen Abendgängen an ihm vorüber. Und er hörte dumpf gemurmelte Worte: „König der Könige“, oder „Tante Amalias Zuckerschale“.

Soltwisch aber begegnete es ein paarmal, daß einer im Vorbeigehen ein Geisterhaftes „mit dem Mann ist es vorbei!“ an sein Hirn pochen ließ.

Die beiden hielten es doch für gut, vorläufig wenigstens im verborgenen zu blühen. Ihre Zeit würde schon wiederkommen.

Aber sie kam nicht wieder. Rektor wurde Peter Boekholt.

In seiner Rektoratsrede sprach er vom Staat. Ging vom Staatsleben in der Natur, in der Tierwelt aus. Daß hier das Gesetz der Arbeit, des Beruflichen vorwalte. Daß auch bei uns nicht die Parteien, daß die Berufe das staatliche Leben schaffen müßten. Daß von der alten, wieder aufgelebten Standesverfassung zu einer Berufsverfassung der Weg gar nicht weit sei.

Und er nahm einem vergifteten und vergiftenden Wort seinen Stachel: „Wirkt jeder, der geistig Neues schafft, nicht revolutionär? So wollen wir dem Begriff seine Tiefe geben, seine Größe und seine sittliche, seine versöhnende Macht!“

Das Wellengesetz in der Geschichte

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Ostwald

Schon in ihrer frühesten Jugend hat sich die Menschheit die großen Aufgaben gestellt, welche erst die heutige Kulturtechnik mit so erstaunlichem Erfolge löst. Die Märchen und Sagen, welche sich als älteste Zeugnisse der schaffenden Denkarbeit unserer Urahnen erhalten haben, schildern diese Aufgaben als gelöst, wenn auch nur einzelnen besonders bevorzugten Wesen zugänglich. Ob das Märchen seine Zauberer und Feen durch die Luft fliegen oder auf dem Meeresgrunde lustwandeln läßt, ob sie Botschaft über weiteste Fernen senden oder empfangen, ob kostbare Metalle und Edelsteine aus Sand und Staub erzeugt werden oder Wüsten auf den Wink mit dem Zauberstabe sich mit fruchtbarem Grün bedecken — all diese märchenhaften Dinge hat die Technik unserer Zeit zu Wirklichkeiten werden lassen und sie erweist sich dadurch als eine Künstlerin von so schöpferischer Kraft, wie die Menschheit bisher noch keine erlebt hat.

Noch höher aber als alle Zauberer und Feen stehen in der Wertung der jugendlichen Menschheit die **Propheten**, jene gottbegnadeten Wesen, welche die Zukunft voraussagen können. Diese Kunst wird als so lebenswichtig empfunden, daß neben den spontan erscheinenden Propheten (die schon damals nirgend schwieriger Glauben fanden als in ihrem Vaterlande) regelmäßige Anstalten entstanden, welche dieses Amt übernahmen. Bei den Griechen waren es die von privaten Priestern verwalteten Orakel, bei den Römern waren es staatlich besoldete Opferpriester, welche das Prophezeien übten. Bekanntlich erleichterten sich diese Propheten und Prophetinnen ihr schwieriges Amt dadurch, daß sie ihre Sprüche in so vieldeutige und schwerverständliche Formen kleideten, daß man meist erst dann ihren Sinn herausbrachte, wenn das Ereignis unversehens geschehen war, auf dessen Vorauswissen es dem Fragesteller ankam. Damit verlor das Orakel zwar seinen praktischen Wert, nicht aber die Hochachtung, in der es stand. Denn die Schuld am Mißerfolg traf den Empfänger der Botschaft wegen seiner Unfähigkeit, das Orakel richtig zu deuten.

Gibt es nun in der Kultur unserer Zeit auch eine Erscheinung, welche als eine Verwirklichung jenes Kindheitstraumes der Menschheit angesprochen werden darf, ebenso wie Telephon und Rundfunk, Luftschiff und Unterseeboot, Chemie und Biologie jene alten Märchen zu Wirklichkeiten gemacht haben?

Auch diese Frage kann bejaht werden. Unser ganzes heutiges Leben beruht auf dem Vorauswissen künftiger Dinge. Wenn wir uns am Abend zu Bett legen, tun wir es in der Voraussicht, daß nach sechs bis zwölf Stunden je nach der Jahreszeit die Sonne wieder aufgehen und die Welt erhellen, daß der Bäckerjunge die Semmeln abliefern und später der Postbote unsere Briefe bringen wird usw. Tatsächlich wissen wir den größeren Teil unserer nächsten Zukunft voraus. Wir wundern uns sehr, wenn dies oder jenes vorgewußte Ereignis nicht eintreten will, und fragen erstaunt: warum?

Aber noch viel verwickeltere Dinge wissen wir voraus. Vierzig bis fünfzig Millionen hat das neue riesige Elektrizitätswerk in Rummelsburg gekostet. Diese Millionen sind auf die Voraussage hin angewiesen worden, daß, wenn die von den Rechnern und Zeichnern angegebenen Arbeiten ausgeführt werden, die Stadt Berlin mit rund zweihunderttausend Kilowatt elektrischer Energie wird beliefert werden können. Im Gegensatz zum Orakel war jeder Schritt zu diesem Ziel auf das bestimmteste angegeben worden, und als nach zwanzig Monaten das Werk vollendet war, trat genau der vorausgesagte Erfolg ein. Und so in tausend und abertausend anderen Fällen.

Welches ist nun die Zauberkraft, die den Menschen diese unerhört sichere Prophetengabe verleiht? Und nicht nur einigen wenigen Auserwählten, sondern jedem, der sich darum bemüht?

Es ist die **Wissenschaft**.

Das Wesen der Wissenschaft liegt im Vorauswissen der Zukunft. Denn ihr Inhalt sind die Naturgesetze, und diese haben stets die Gestalt: wenn A gegeben ist, so ist B die Folge. Hier können unter A und B die verschiedenartigsten Dinge, von den Bewegungen der Gestirne bis zu den Gefühlen der Menschen einbegriffen werden: so weit die Wissenschaft reicht, macht sie den Menschen zum Propheten.

Aber es gibt so vieles, was die Wissenschaft nie erreichen wird, lautet ein alltäglicher Einwand. Das ist auch eine Prophezeiung, aber eine unbegründete von der alten Art. Wie viele Dinge hat diese alltägliche Meinung nicht schon für unmöglich erklärt, die uns heute selbstverständlich geworden sind! Man denkt gewöhnlich nicht daran, wie jung die oben gekennzeichnete Wissenschaft noch ist, nämlich einige hundert Jahre. Wie kurz ist diese Zeit gegenüber der, über welcher wir von der Menschheit Kunde haben! Und ihr Fortschritt nimmt an Umfang und Bedeutung täglich zu, so daß heute wenige Jahre soviel bringen wie früher ein Jahrhundert. So erweist sich die Wissenschaft als das höchste Kulturgut, das die Menschheit besitzt.

Allerdings sind die verschiedenen Gebiete menschlicher Interessen in sehr verschiedenem Maße von der Wissenschaft erfaßt und geordnet. Je einfacher die Dinge sind, um so leichter haben wir es gehabt, sie zu verwissenschaftlichen. Nun läßt sich die Gesamtheit des menschlichen Wissens einer Pyramide vergleichen, in der die unteren, einfacheren und daher breiten Schichten die oberen verwickelten und daher schmäleren tragen, die mit zunehmender Höhe immer schwieriger zufolge zunehmender Verwicklung werden, und die folgendermaßen geordnet sind.

Die unterste Schicht wird von den Ordnungswissenschaften (Mathematik, Geometrie) gebildet. Dann folgen die energetischen Wissenschaften (Physik, Chemie) und dann die Lebenswissenschaften (Physiologie, Psychologie). Den Gipfel bilden die Kulturwissenschaften, zu denen alle sogenannten Geisteswissenschaften gehören. Man erkennt auf den ersten Blick, daß die unterste Schicht schon ganz und gar von der Wissenschaft durchdrungen ist, denn die Mathematik ist die entwickeltste von allen. Die Eroberung der zweiten Schicht hat vor nicht viel mehr als hundert Jahren eingesetzt und jeder Tag bringt neue Fortschritte in der Chemie und der Physik. Mit der Physiologie verhält es sich aber schon anders: das Problem des Lebens wird von der Forschung nur eben berührt. Noch ungünstiger sieht es in der folgenden Schicht aus. Eine allgemein anerkannte Wissenschaft der Psychologie gibt es noch nicht, wenn auch schon mancherlei wertvolle Einzelergebnisse erreicht worden sind. Und im obersten Gebiet wogt heute noch der Streit, ob es sich dort überhaupt um Wissenschaft in demselben Sinne handeln kann, wie in den unteren Schichten.

Aus dem lebhaften und herzlichen Verkehr, den ich seinerzeit mit dem berühmten Leipziger Historiker Karl Lamprecht pflegen konnte, sind mir die leidenschaftlichen Kämpfe gegenwärtig, in die er sich dadurch verwickelte, daß er gewisse Gesetze der Psychologie für das Verständnis des geschichtlichen Geschehens anwendete. Es war ein Dogma der älteren Schule seiner Fachgenossen, daß es geschichtliche Gesetze überhaupt nicht geben könne, und dies ergab einen unversöhnlichen Gegensatz.

Diese Frage nach den geschichtlichen Gesetzen wurde auch zwischen uns lebhaft erörtert, wie wir denn über Einzelfragen stets verschiedener Meinung waren. Ich wendete gegen sein Vorgehen ein, daß nach dem allgemeinen Entwicklungsgesetz der Wissenschaften zunächst die untersten Schichten der Pyramide, die Ordnungswissenschaft und die Mathematik sowie die Lehre von Zeit und Raum zu Worte kommen müßten, und nicht die von ihm herangezogene Psychologie. Darauf antwortete er sachgemäß, daß gerade von meinem Standpunkt aus die Psychologie die nächste dazu sei, da sie in der Pyramide unmittelbar unterhalb der Kulturwissenschaften liegt. Dabei blieb damals die Sache stehen. In meinem Kopfe aber wurde die Fangvorrichtung eingestellt, welche zuschnappen sollte, wenn gelegentlich einmal ein aufklärender Gedanke vorbeiflog.

Ein solcher Gedanke ergab sich aus alten Laboratoriumserfahrungen am Thermostaten. Dieser ist ein Gerät, um die Temperatur eines Raumes, z. B. eines Wasserkastens, unverändert zu halten, und beruht auf folgender Grundlage.

In dem Raum ist ein Thermometer angebracht mit einer Einrichtung, daß, wenn das Quecksilber durch Erwärmung steigt, es den Zufluß des Heizgases abschließt, so daß die Flamme sich verkleinert und der Raum sich abkühlt. Dadurch zieht sich das Quecksilber zurück und gibt dem Heizgas den Zufluß wieder frei, so daß die Flamme sich wieder vergrößert und den Raum erwärmt. Dann beginnt dasselbe Spiel. Die Folge ist, daß die Temperatur zwar nicht absolut gleich bleibt, wohl aber innerhalb enger Grenzen um einen bestimmten Wert schwankt, was praktisch fast ebenso gut ist. Zeichnet man die genauen Temperaturen auf, wie sie in der Zeit verlaufen, so erhält man eine Wellenlinie, die um den Mittelwert regelmäßig auf- und absteigt.

Was hat das mit der Geschichte zu tun? Zunächst nichts, bis der verbindende Begriff beigebracht ist. Dieser liegt aber in folgendem.

Ein solches wellenartiges oder periodisches Schwanken zeigt sich nicht nur am Thermostaten, sondern auch an vielen anderen Maschinen, und zwar immer dann, wenn diese mit einer selbsttätigen Regulierung ausgestattet sind, wie der Thermostat. Die Dampfmaschine z. B. hat den wohlbekannten Zentrifugal-Regulator, der den Dampfzutritt verengt, wenn die Maschine zu schnell geht, und ihn erweitert, wenn sie zu langsam geht. Auch hier kommt es nicht zu einer ganz unveränderlichen Geschwindigkeit, sondern zu einem regelmäßigen Wechsel von einer etwas zu großen Geschwindigkeit und einer etwas zu kleinen, also auch zu einem zeitlichen Wellenschlag.

Man erkennt alsbald das Gemeinsame beider Fälle. Es ist die Selbstregulierung. Der Regulator betätigt sich immer erst, wenn schon eine merkliche Abweichung vom normalen Wert eingetreten ist, sowohl nach oben wie nach unten, und bewirkt daher notwendig abwechselnde Schwankungen nach oben und unten. Das gilt offenbar ganz allgemein: jedes mit Selbstregulierung ausgestattete Gebilde muß notwendig in Wellen um den angestrebten Normalzustand schwanken.

Nun sind zunächst alle Lebewesen in diesem Sinne Maschinen, welche mit vielfachen Selbstregulierungen ausgestattet sind. Ich müßte ein halbes Lehrbuch der Physiologie schreiben, um die Einzelfälle aufzu-

zählen; das ganze Leben beruht ja darauf, daß niemals irgendeine Betätigung überhand gewinnt, sondern sich selbsttätig begrenzt, wenn eine solche Gefahr droht. Daher ist auch jedes Lebewesen von periodischen oder wellenartigen Vorgängen erfüllt. Atmung, Herzschlag, Ernährung, Fortpflanzung — um nur die Hauptsachen zu nennen — sind sämtlich periodisch geordnet, denn nur dadurch kann sich das Wesen dauernd erhalten. Und wenn einmal die Selbstregulierung aus irgendeinem Grunde versagt, so muß es sterben.

Hier setzt nun die Anwendung dieser Betrachtungen auf die geschichtlichen Vorgänge ein. Obwohl grundsätzlich jedes zeitliche Geschehen seine Geschichte hat, sei es die des Weltalls, welches über alle erdenkbaren Zeitenfernen reicht, oder die eines elektrischen Funkens, das innerhalb einer Tausendstelsekunde abläuft, so will ich doch den Begriff auf den gebräuchlichen Umfang der sozialen oder kulturellen Geschehnisse einschränken.

Hier hat nun die Erfahrung schon seit langer Zeit ergeben, daß die geschichtlichen Vorgänge vielfach gleichsam in Wellen ablaufen, indem entgegengesetzte Zustände sich wiederholt in zeitlichem Wechsel folgen. Dies gilt für die politische Geschichte ebenso wie für die wirtschaftliche; auch Kunst und Wissenschaft zeigen solche wellenartigen Verläufe.

Es hat nicht fehlen können, daß diese Erscheinung immer wieder von den Geschichtsforschern bemerkt worden ist. Dabei macht sich aber eine eigentümliche Scheu vor nüchterner und klarer Aussprache dieser Beobachtung geltend. Lange Zeit hindurch schien jeder, dem sie aufgestoßen war, sich für den ersten zu halten, dem diese Erkenntnis aufging. Und die Sache selbst erschien so unerwartet, ja unwahrscheinlich, daß sie wie eine geheimnisvolle Beeinflussung unbekannter Mächte, wie ein dämonisches Spiel mit den menschlichen Dingen aussah. So ist, soweit meine Kenntnis reicht, nie von einem Geschichtsforscher der Versuch unternommen worden, die Gesetzmäßigkeit, welche dieser Erscheinung offenbar zugrunde liegt, aus der Fülle der Nebenumstände reinlich herauszuarbeiten und auf ihre Voraussetzungen und Bedingungen zu untersuchen. Vielmehr finde ich, daß in jüngster Zeit die Tatsache von den Angehörigen der konservativen Geschichtsauffassung zwar anerkannt, aber in ihrer Bedeutung möglichst niedrig eingeschätzt wird.

Wie man sich auch in letzter Hinsicht einstellen mag, für die Frage, ob es Gesetze der Geschichte gibt, ist jene Tatsache der Wellenbewegung grundlegend. Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich einer Geschichte, wie einer der griechischen Sophisten es übernommen hatte, dem Diogenes die Unmöglichkeit jeder Bewegung logisch zu beweisen. Diogenes spazierte vor seiner Tonne hin und her und brachte dadurch die Logik des anderen zu Fall. Ebenso kann man auf das allseitig vorhandene Zugeständnis hinweisen, daß die geschichtlichen Vorgänge in Wellenbewegungen ablaufen, um jeden Gegner der Existenz geschichtlicher Gesetze zu widerlegen, wenn auch vielleicht nicht zu überzeugen, daß er sich geirrt hat.

Denn jenes Wellengesetz ist ein wirkliches Gesetz von der Art derjenigen, welche wir in der Physik, Chemie und Biologie besitzen. Es sagt die Zukunft voraus. Es sagt beispielsweise voraus, daß auf die radikale Demokratie, welche die gegenwärtige Staatsform des deutschen Volkes ist, eine andere Staatsform folgen wird, in welcher die tatsächlich vorhandenen Verschiedenheiten der Menschen (die man zurzeit politisch als nicht vorhanden betrachtet) besser Berücksichtigung finden werden.

Diese naturgesetzliche Voraussicht kann zweierlei Wirkungen hervorrufen: politische oder wissenschaftliche. Die politische Gegenwirkung besteht in Maßnahmen, die der vorauszusehenden Wirkung entgegengerichtet sind, um sie womöglich zu verhindern. Die wissenschaftliche Betätigung nach jener Feststellung besteht umgekehrt darin, den bevorstehenden Übergang so sanft und stetig wie möglich zu machen, da nur so sich unzweckmäßige Energievergeudungen vermeiden lassen. Die unleugbar großen politischen Erfolge des englischen Volkes beruhen auf der (vielleicht unterbewußten) Anwendung dieser zweiten Methode der Stetigkeit. Und bei der ausgezeichneten Begabung des deutschen Volkes für wissenschaftliche Arbeit ist zu hoffen, daß es künftig auf politischem Boden ebenso große Erfolge erzielen wird, wie dies in den Wissenschaften schon so reichlich geschehen ist, die den unteren Stufen der Pyramide angehören: der Physik, Chemie, Physiologie. Entsprechend unserer systematischen Veranlagung erklimmt die Verwissenschaftlichung unseres Denkens und Handelns ganz regelmäßig eine Stufe der Pyramide nach der anderen. Zurzeit sind wir bei der Psychologie angelangt, deren Eroberung noch harte Arbeit kosten wird. Die darauf folgenden soziologischen Wissenschaften (zu denen auch die Politik als angewandte Soziologie gehört) harren noch der grundsätzlichen Verwissenschaftlichung, durch welche die dort noch vorherrschende Scholastik verdrängt werden wird.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß in den vorstehenden Betrachtungen absichtlich nur die einfachen großen Linien hervorgehoben wurden, um den Hauptgedanken anschaulich zu machen. Die wirklichen Verhältnisse sind natürlich viel verwickelter. Aber sie lassen sich doch viel leichter verstehen, nachdem jene grundlegenden Gesichtspunkte klar angeschaut sind.

Denn auch die Einzelheiten sind gesetzlich erfaßbar. Als Ursache der geschichtlichen

Wellenbewegung wie jeder anderen haben wir das Vorhandensein einer Selbstregulierung erkannt. Der Vergleich mit dem Thermostaten und der Dampfmaschine ist keineswegs nur ein Bild. Sondern es handelt sich um verschiedene Einzelfälle desselben Gesetzes, das seinerseits der Zeitwissenschaft (Phoronomie) angehört, also eine höchst allgemeine Geltung und Anwendbarkeit hat. Es ist also nicht nur erlaubt, sondern notwendig, alsbald zu fragen, ob nicht noch mehr Auskunft aus dem Gesetz gewonnen werden kann.

Bei jeder Wellenbewegung unterscheidet man wissenschaftlich die Höhe (Amplitude) und die Länge der Welle, und es entsteht alsbald die Frage, wie diese mit der Selbstregulierung zusammenhängen.

Offenbar wird die Wellenhöhe von der Empfindlichkeit des Regulators bestimmt. Je nach seiner Beschaffenheit wird er schon auf kleine oder erst auf große Abweichungen vom Mittelwert mit der Gegenwirkung antworten. Demgemäß wird der Zustand, den er zu regeln berufen ist, große Schwankungen erfahren, oder auch geringe. Kommt es auf die Erzielung hoher Wellen an (wie z. B. bei den tonerzeugenden Instrumenten), so wird man den Regulator möglichst unempfindlich machen (z. B. indem man den Geigenbogen durch Kolophonium klebrig macht); im anderen Falle, z. B. bei der Dampfmaschine, wird man umgekehrt möglichst große Empfindlichkeit anstreben.

Bei den politischen Verhältnissen ist es aus Gründen des energetischen Imperativs durchaus erwünscht, die Wellen so niedrig wie möglich zu halten. Dazu braucht es einen recht empfindlichen Regulator. Dies ist ein Organ, welches auf eine unerwünschte Abweichung vom Mittelwerte mit einer Gegenwirkung antwortet, durch welche diese Abweichung aufgehoben (und umgekehrt) wird. In den gegenwärtigen Staatsverfassungen stellt die Volksvertretung dieses Organ dar. Es gewährt eine unerwartet große Summe von Aufklärungen, wenn man die eben angedeuteten Gedanken weiter und tiefer entwickelt. Doch ist hier nicht der Ort dazu, da es zunächst nur auf das Grundsätzliche ankommt, über das noch einiges zu sagen ist.

Da das gesamte Leben der Kulturvölker noch weit davon entfernt ist, eine geschlossene Einheit zu bilden, so ist der tatsächliche geschichtliche Ablauf ihres Daseins eine höchst verwickelte Gesamterscheinung. In der Mathematik wird aber bewiesen, daß man jeden noch so verwickelten Linienverlauf als die Summe einer entsprechenden Anzahl einfachster Schwingungen (Sinneswellen) darstellen oder ihn in solche auflösen kann. Ähnlich (wenn auch mit gewissen bedeutenden Unterschieden) stellt sich der geschichtliche Daseinsverlauf der Völker als die Summe zahlloser einzelner Schwingungen wirtschaftlicher, politischer, künstlerischer, wissenschaftlicher, ethischer und anderer Wellen heraus, die auf das mannigfaltigste einander beeinflussen. Überall betätigt sich das Prinzip der Selbstregulierung, ohne welche ja ein dauerndes Dasein nicht möglich wäre, als Ursache dieser Wellenerscheinungen und das davon abhängige Gesetz der Schwingungsweite als Folge der Empfindlichkeit des Regulators.

Die andere Grundeigenschaft der Wellen, die Dauer der Schwingung, wird durch eine Eigenschaft des Gebildes selbst (nicht des Regulators) geregelt, welche man in allgemeinster Auffassung seine Masse oder Trägheit nennen kann. Diese wächst im allgemeinen mit der Größe des Gebildes, ist aber auch von seiner Natur abhängig. So mußten und müssen die politisch-kulturellen Vorgänge im russischen Reich wegen seiner Größe und der geringen Reaktionsgeschwindigkeit seiner Bewohner mit besonders großer Langsamkeit sich vollziehen, wobei sich der Mangel eines empfindlichen Regulators in den ungeheuren Gegensätzen geltend macht, zwischen denen die Schwingungen erfolgen. Sehr schnelle Schwingungen zeigt im Gegensatz dazu die Geschichte des französischen Volkes, entsprechend der großen Reaktionsgeschwindigkeit der Bevölkerung seiner Hauptstadt.

Daß, um ein ganz anderes Gebiet zu berühren, die Geschichte der europäischen Malerei nach den langen und niedrigen Wellen der früheren Jahrhunderte in den letzten Menschenaltern immer kürzere Perioden erkennen läßt, deutet darauf hin, daß die in Betracht kommende Trägheit oder Masse zunehmend kleiner geworden ist. Als Masse ist hier der gedankliche oder kulturelle Inhalt anzusehen, den die Kunst auszudrücken bemüht ist. Früher war diese geistige Masse sehr groß; es war zunächst die Kirche, später das antike Ideal. Zurzeit bildet die religiöse Malerei nur einen kleinen Bruchteil der gesamten Kunst und das antike Ideal hat seine Kraft verloren; neue Inhalte von ähnlicher Masse aber haben sich nicht gefunden und die neuen Formen, in denen sich die Zukunft dieser Kunst betätigen wird, sind erst im Entstehen begriffen. So zuckt ihre Linie heftig auf und ab; die Dauer der Schwingungen wird zurzeit fast nur noch dadurch bestimmt, wie schnell sich der einzelne Künstler auf die jeweils neueste Richtung einzustellen vermag.

Wie man sieht, drängt sich von allen Seiten eine Fülle fruchtbarster Betrachtungen auf, sobald man mit der Zauberrute des Wellengesetzes die bisher leblosen Einzeltatsachen berührt und zum Leben und Reden erweckt. Und ich weiß zum Schluß nichts Besseres zu tun, als den Leser zu bitten, auch seinerseits solche Versuche anzustellen, und zwar in Gebieten, die er am besten kennt, und die ihm am meisten am Herzen liegen.

Beim Lohgerber



Von E. Schünemann-Hofer

Mit sieben Gemälden von Gottfried Hofer

Immer rascher, schonungsloser wird Altes — vom Gesichtspunkt reiner Zweckmäßigkeit „Veraltetes" — verdrängt vom „Modernen".

In allen Fabrikationsverfahren haben die Maschinen die Leistung des einzelnen Menschen mit seinem handwerklichen Können verdrängt. Wer weiß noch von der malerischen Romantik alter Töpfer- und Schmiedewerkstätten, den verrußten Ecken und Feuerstellen mit Rembrandtschen Farbtönen und flimmerndem, opalisierendem Licht blinder Scheiben? — Es würde dies alles vollkommen aus dem Empfindungsbereich der Menschheit schwinden, wäre nicht das intensive Erleben und das Auge des Künstlers, das noch bestehende letzte Reste vergangener Arbeitsromantik festhält.

Die vorliegenden Bilder sind Wiedergaben einer Folge von Werken, die der Maler Gottfried Hofer aus Berlin in der Lederfabrik der Firma Karl Freudenberg in Weinheim an der Bergstraße gemalt hat. Sie entstanden auf die Anregung der Inhaber hin und wurden aus dem Wunsch geboren, Szenen aus der Fabrikation festzuhalten, ehe diese aus dem ältesten Teil der Fabrikbauten verlegt wurden in Neuanlagen, mit welchem Wechsel gleichzeitig vielfältige technische Vervollkommnungen verbunden werden sollten, die der Szenerie im Gegensatz zum malerischen „Altmodischen" den Stempel modernsten Fortschritts geben und sie hiermit zur Trägerin einer ganz anderen Romantik machen, der der Maschinen.

Es war mir vergönnt, das pulsierende Schaffen in den weiten Anlagen selbst zu erleben. Welche Welt für sich! Welche Fülle von Eindrücken! Da liegen in großen Stapeln die Massen von Häuten, aus aller Herren Ländern. Die Luft des Raumes hemmt den Atem, viele Gerüche bergend. Die der Verwesung, vermengt mit Desinfektionsmitteln, springen einen förmlich an, denn die Häute — beklemmende Vorstellung getöteten Lebens — werden drüben in Amerika, diesem Riesenreservoir für Schlachttiere, oder den sonstigen Ländern ihres Ursprungs vor dem Versand durch Einsalzen, Trocknen oder Desinfizieren konserviert.

In den anliegenden Räumen, in denen die Felle gespült und gewaschen werden, gesellt sich zu dem vorherrschenden Eindruck starken Geruches noch der der Nässe überall.



Die Weißhaarer



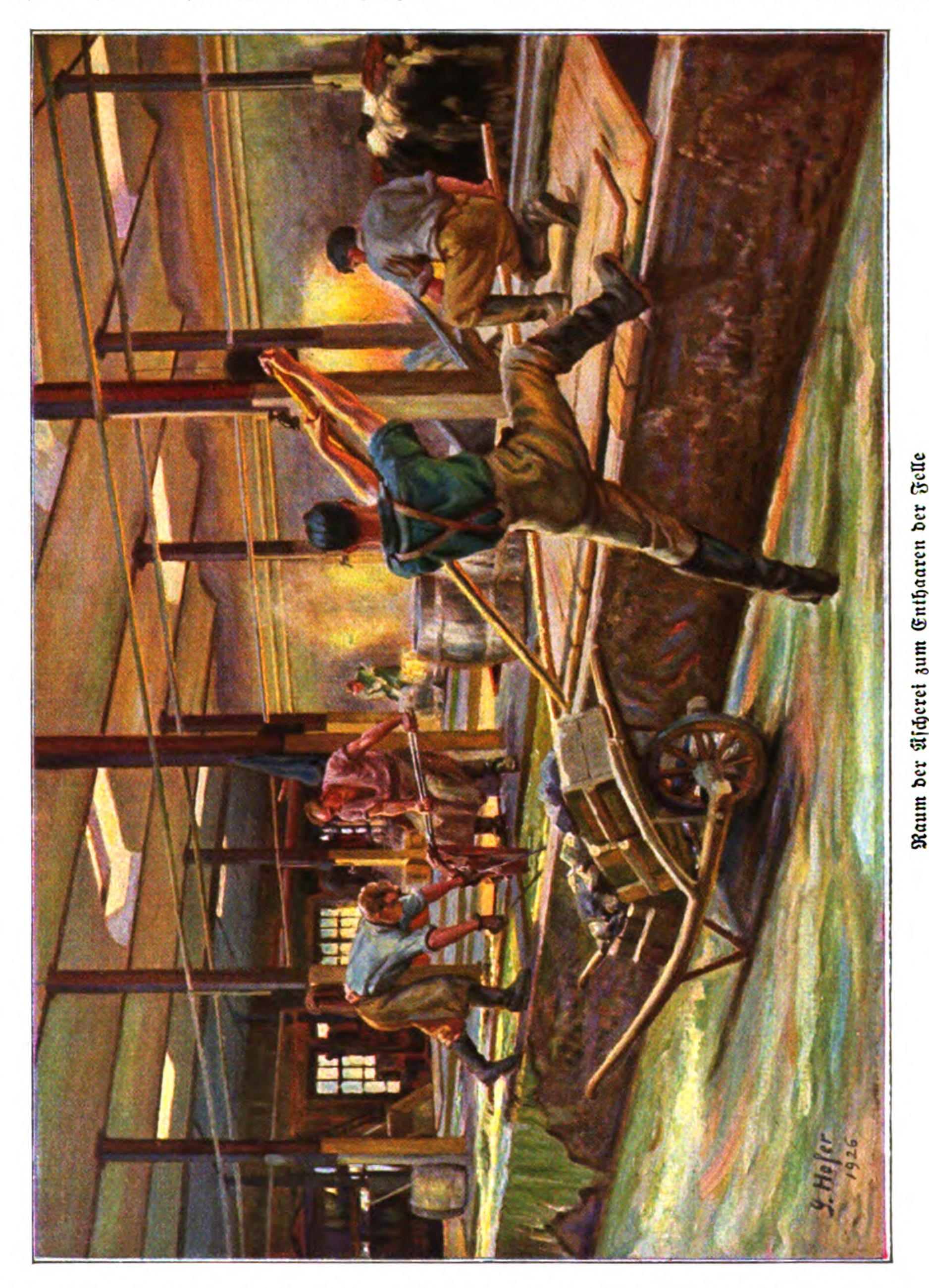
Stempler

Damit der spätere eigentliche Gerbprozeß möglichst wirksam verlaufen kann, ist eben gründlichste Reinigung und Durchweichung des Hautgewebes notwendig. Je näher die Haut wieder ihrem ursprünglichen Zustand gleichkommt, um so besser, denn nur in völlig aufgelockertes Gewebe kann der Gerbstoff eindringen. In „alten Zeiten" hängten die Gerber die Häute einfach in den Bach. Jedoch ist man davon abgekommen, da durch längeres Verweilen im Flußwasser die Fäulniserreger besten Boden finden und viel Hautsubstanz durch dieses Verfahren eingebüßt wurde. Um Fäulnis während des Weichens zu verhindern, werden heute Desinfektionsmittel zugesetzt, die gleichzeitig die so gefürchtete Milzbrandinfektion vermeiden. Außerdem kürzt man den Weichprozeß durch Zusetzen von gewissen die Quellung fördernden Substanzen ab (Alkali oder Säure).

Im Weiterschreiten wird mein Blick gefangen durch eine herrliche Szene, dieselbe, die der Künstler sich zu dem Bild auf S. 655 gewählt hat. Es ist der Äscheraum, in dem die Felle enthaart werden. Hier erkennt das für heutige technische Möglichkeiten empfängliche Auge bald, daß in dem neuen Äscheraum die muskulösen Menschenarme, die mit langen Stangen und Zangen mühsam die in Kalk und Arsen geschwellten Felle (zur Zerstörung der Haarwurzeln) aus den Äschern herausziehen, ersetzt sein werden durch mechanisch arbeitende Fangarme. Gewiß ein großer technischer Gewinn, vom Standpunkt des Künstlers jedoch welch Verlust! Denn was könnte herrlicher sein als kraftvolle menschliche Glieder im Rhythmus der Arbeit, beleuchtet von warmem, einfallendem Licht, in heller Farbigkeit blaugrüner Äscherbrühe und naßglänzender Felle. Lange möchte man verweilen in dieser Fülle malerischer Schönheit. Jedoch ein neuer Eindruck, die Weißhaarer (S. 653) zieht unwiderstehlich an. Wieder jene grünschillernde Brühe, die mit dem Blau der Jacken, den rötlichen Backsteintönen und dem opalen Mattlicht der Scheiben eine Helligkeit und Farbigkeit ergibt von seltener Eindringlichkeit. Hier wäre wohl längst ausschließlich die Maschine an Stelle des Handmessers getreten, gälte es nicht, bei den bunten Fellen die weißen Haare gesondert zu entfernen, da diese innerhalb der Filzfabrikation wertvoller sind als die farbigen und diese Sonderung der menschlichen Hand bedarf. Alle einfarbenen Felle werden maschinell enthaart.

Auf dem gleichen Wege folgt darauf bei neuzeitlichen Methoden das Entfleischen,

Egalisieren, Spalten und Glätten. Wunderbar zu beobachten, mit welcher Präzision diese Maschinen ihre Arbeit tun, ganz be-



Raum der Äscherei zum Enthaaren der Felle

sonders die Bandmesserspaltmaschine. Eine äußerst präzise Einstellung ermöglicht es hier, die gewünschte durchgehende Dicke der Haut haarscharf festzulegen. Auf dem Wege der Handarbeit ließ sich früher nur falzend egalisieren, wobei alle zu dicken Teile zu Abfall wurden. Heute ist Spaltleder eine vielseitig begehrte Sonderware.

An den Handglättern und Stemplern vorbei kreuzen wir wieder Stätten, in deren Leben sich der Künstler mit großer Liebe versenkt hat. Sind sie doch Reste der sterbenden Welt des Handwerks, voll der Stimmung früherer Jahrhunderte, und wie sollte den Künstler diese nicht in ihrem Ge-



Glättmaschine

mahnen an alte Meister bei der Wahl seiner Motive mehr gefesselt haben als der Gesichtspunkt technischer Sehenswürdigkeit. Er malte dort, wo das Auge die wärmsten Farbtöne traf, Licht und Schatten am kräftigsten ihre Wechselwirkung trieben, der Hintergrund die lebendigste Sprache führte vom Schaffen und Wirken der Arbeiter und Meister, denen man auf den Bildern ansieht, wie langjährig und innerlich verwachsen sie mit der Welt ihrer Tätigkeit sind. Und so floß der Pinsel und übertrug, nicht etwa wie die photographische Linse nur Momenteindrücke, sondern es ist hier auf immer die lebendige Atmosphäre inzwischen verlassener Fabrikräume auf die Leinwand gebannt, eine Atmosphäre, die das Handwerkliche von Jahrtausenden atmet, die den Beschauer nicht nur das Farbige sehen macht, sondern auch das Nasse, Schlüpfrige der Felle und des Bodens fühlen, ja, wer ihn kennt, den Geruch atmen, den Lärm der Arbeitsräume hören und nicht zuletzt das innige Verbundensein empfinden, das zwischen Mensch und Material besteht. Von dem Fellsortierer (S. 659) konnte ich mich am allerschwersten trennen. Sieht man ihm nicht seine Gewichtigkeit an? Er ist dafür verantwortlich, daß keine Felle mit Grundhaaren oder ungenügender Äscherung die Wasserwerkstatt verlassen. Seit mehreren Jahrzehnten steht er, wie er mir sagte, an diesem seinem Platz.

Von ihm aus wandern die „Blößen“, wie es technisch heißt, nun der eigentlichen Gerbung zu.

Die verschiedenen Gerbmethoden lassen sich am übersichtlichsten in drei Gruppen einteilen: da ist die Lohgerbung, deren Anwendung ebenso alt ist, wie der Gebrauch von Leder in der Kulturgeschichte der Völker zurückgeht, also Jahrtausende. Da ist die Mineralgerbung, die ebenso jung, als die Lohgerbung alt auf chemischer Basis aufgebaut ist, und endlich die Sämischgerbung, die durch Behandlung der Blößen mit besonderen Fetten erzielt wird, und zwar kommen nur solche Fette in Betracht, die gerbende Eigenschaften besitzen.

Während das wirksame Prinzip bei Lohgerbung vegetabilische Gerbstoffe sind, Extrakte aus Baumrinden, Holz, Wurzeln, Blättern, Früchten und Gallen, die das Hautgewebe durchdringen und kraft ihrer Einwirkung die Haut verwandeln in „Leder“, wirken bei Mineralgerbung ausschließlich Chemikalien ein, und zwar Chrom, Alaun oder Eisenverbindungen. Bei weitem den wichtigsten Platz unter den modernen Methoden hat sich die Chrom-

gerbung errungen. Durch sie ist seit der Jahrhundertwende die Lohgerbung zum großen Teil verdrängt, wobei die kürzere Dauer des Chromprozesses und die damit



Mittagsruhe

verbundene schnellere Umsatzmöglichkeit des investierten Kapitals eine ausschlaggebende Rolle spielten. So sehr jedoch die Entwicklung der Mineralgerbung sich erfolgreich gestaltet, hat sich die Lohgerbung — vor allem Eichenlohgerbung — überall dort behauptet, wo große Anforderungen an Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit gestellt werden, wie bei Sohl- und Strapazierschuhleder, Kofferleder, Treibriemen usw.

Der Lohgerbereibetrieb empfängt uns mit dem für ihn so typischen Geruch. Trifft man ihn doch überall dort, wo in der Umgegend Lohgerberei zu Hause ist. Schon oft stieß ich beim Durchwandern kleiner Orte auf ihn, in winkeligen Gäßchen, meist nahe einem



Chromgerberei

Fluß oder Bach. Wie oft las ich ein Straßenschild in alten Stadtteilen mit dem Aufdruck „Gerbergasse". Dort wird bis heute, soweit die alten Gerber sich noch halten können (die Jugend lernt schwerlich dies Handwerk mehr), nach primitivstem Verfahren gegerbt. Eng und hoch sind die Stiegen, winkelig die Arbeitsstätten, und wie eine verklungene Welt mutet es an, dort hineinzuschauen.

Bei der Weiterwanderung in die Chromgerberei leuchten die Häute gelb und grün entgegen. Sie sind gelb in der ersten Gerbphase, während der das Bad aus einer Kaliumbichromatlösung besteht, grünlich nach der zweiten, der Reduktionsphase, in der durch leicht oxydierbare Substanzen die Chromsäure in Chromoxydsalz verwandelt wird, das als solches in der Haut die Lederbeschaffenheit herbeiführt. Unser Bild auf dieser Seite schildert das Ausräumen eines Fasses nach erfolgter Behandlung der Häute mit Kaliumbichromat. Außer obiger Gerbungsart, dem sogenannten Zweibadverfahren, gibt es innerhalb der Chromgerbung noch das Einbadverfahren, das besonders von kleineren Betrieben angewandt wird, wo keine erfahrene chemische Kontrolle durchführbar ist.

Mit dem Betreten der Trocknungsanlagen, in denen die gegerbten Felle getrocknet werden, entfernen wir uns aus dem Bereich des Nassen. Wir kommen in ganz neue Sphären, die des Durchfettens und Nachbearbeitens, „Zurichtens", wie es technisch heißt. In großen Sälen werden die Leder gefettet, gefärbt, gestreckt, geglättet und geplättet, kurz, es wird die modernste Schönheitspflege an sie gewandt. Da liegen Stapel der zartesten und leuchtendsten farbigen Stoffe, matteste Oberfläche wechselt mit hochglänzender und sämisch-samtener. Hier sammelt sich das Schönste und Zarteste, das die kommende Saison verlangt für neumodische Schuhe, Taschen, Handschuhe und andere Luxusgegenstände. Die Fortschritte der Chemie gemeinsam mit denen der Maschinen haben nicht nur die Gerbmethoden erweitert, sondern auch der farbigen und Oberflächen-Lederzurichtung ganz neue Möglichkeiten eröffnet mit den oft erstaunlichsten Wirkungen.

Der Künstler Gottfried Hofer hatte sich während der Wochen seines Schaffens in einem kleinen Oberlichtraum innerhalb der Fabrik seine Arbeitswerkstatt häuslich eingerichtet. Da steht er, frisch und voller Spannkraft neben seinen Bildern, umgeben von all dem Handwerkszeug, ohne das ein Maler nur ein halber Mensch ist, den Öl-



Die Sortierer der Felle

farbentuben, Fläschchen, Pinseln, Skizzenbuch, dem Malschemel, der Staffelei. Während ich die Bilder nach den lebendigen Eindrücken nun doppelt genieße, tritt ein Werkführer herein, dessen Studie ich schon an der Wand bemerkt hatte. Ganz betrübt schaut er drein, denn er hatte Freundschaft geschlossen mit dem Künstler, und nun will der wieder fort! Wie wir uns unterhalten und ich erwähne, daß der Maler schon nah an die Siebzig ist, will er das nicht glauben. „Der schaut doch aus wie kaum sechzig," meint er, „und bei der Arbeitskraft!" Da erzählte ich ihm, daß Tirol die Heimat des Künstlers ist, jenes Land, das seinen Kindern so stolzes, lebensstarkes Blut mitgibt, und in dem noch soviel handwerkliche und bäuerliche Tradition lebendig ist. Nimmt es wunder bei der Meisterlichkeit der Bilder, in denen über das Künstlerische hinaus so starke Einfühlung in die Atmosphäre der Arbeit lebt, daß der Künstler selbst ein Kind handwerklichen Lebens ist? Muß er nicht aufgewachsen sein zwischen Menschen, die auf das innigste lebten in der Welt ihrer handwerklichen Meisterschaft? Ich weiß von ihm, wie er in Bozen, seiner Heimat, als Kind nicht genug erhaschen konnte von den Künsten der Goldschmiede, der Uhrmacher und Holzschnitzer, wie er sich die lebendige Beziehung zur Welt des Handwerklichen auch später erhalten hat, trotzdem ihn seine Künstlerschaft darüber hinauswies und er als Maler vielseitigen Ausdruck suchte und fand, sowohl im Figürlichen als auch im Landschaftlichen und im Porträt. Niemals jedoch sind ihm Motive näher zu Herzen gegangen als die obigen.

Wir leben in einer Zeit, in der schonungsloser als je das Neue Altes, durch Jahrhunderte Gewordenes, verdrängt. Früheres wird dem Blickfeld und mehr noch dem Gefühlsfeld späterer Generationen immer radikaler entrückt. Die einzigen Mittel, Vergehendes lebendig zu erhalten, sind die Ausdrucksmöglichkeiten, die aus künstlerischer Quelle fließen, sei es durch das Wort, die Farbe oder die Form. Allein Künstlern verdanken wir es, wenn wir uns verflossene Jahrhunderte lebendig zurückgestalten können. Das Heute hat kaum Zeit und wenig Sinn, dem Künstler Gelegenheit zu geben, seine Sprache zu sprechen, und so ist es jedesmal ein Lichtblick im Trüben, vom Standpunkt des Künstlerischen aus, wenn sich trotzdem noch Menschen finden, deren Sinn und Liebe danach geht, Vergehendes durch den Künstler lebendig erhalten zu lassen.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Leutnantsliebe. Von Georg Frhr. v. Ompteda

Erinnerungen an meine Dresdner Reitschulzeit

Nun war ich endlich Offizier: Secondelieutenant im 1. Königlich Sächsischen Husarenregiment Nr. 18. Damit bezog ich die Reitschule in Dresden. Ich kannte sie vom Kadettenkorps her, als dort der Premierlieutenant Freiherr Speck von Sternburg, später Deutscher Botschafter in Washington, mein Reitlehrer gewesen war.

Der offene Reitplatz wurde begrenzt durch die Heerstraße, an der fast alle Kasernen der Albertstadt lagen, und durch die Gleise der Schlesischen Bahn, auf der die Züge, bei stadtwärts starkem Gefälle, bergab rasselten und rasaunten, bergauf keuchend Dampfwolken ausstießen, immer aber gellend zu pfeifen pflegten.

Jedesmal nun, wenn ein Zug kam mit Piff, Paff, Puff, verlor ein Teil der Pferde den Verstand (manche Reiter aber mit ihnen) und tobte auf dem Platze umher. Dort ragte der Direktor der Reitschule, Major K., einsam aus dem Sande, sehr groß, mit langem und blondem Schnurrbart, unter seiner weißen, schief wie die Tschapka sitzenden Ulanenmütze und machte sein berühmtes pfiffiges Gesicht, wie immer, wenn er einen Witz auf der Pfanne hatte.

Und das hatte er meist. Seine Geschichten waren denn auch in der ganzen sächsischen Armee bekannt. Die meisten setzten zwar ein gewisses Verständnis militärischer Dinge voraus, auch gehörte eigentlich sein breites Sächsisch dazu, wenn ich aber vorausschicke, daß sogenannte „Secretaorders" aus dienstlichen Gründen eben durchaus geheim bleiben mußten, und Generaladjutant von M. wie General X. recht schwerhörig waren, so versteht man das allgemeine Schmunzeln, als K. einmal im Kasino erzählte: „E'm reit' ich ahnungslos im Prießnitzgrund, wo's doch sonst so scheen friedlich und stille is, als pletzlich e ferchterliches Gebrille losgeht. Schon denke ich, 's wird eener ums Läben gebracht, als ich die beeden Generäle M. und X. erblicke, die so brillen: sie teilten sich nämlich 'ne Secretaorder mit!"

Major K. war ein berühmter Reiter. Als nun ein verzweifelt auf seinem Schinder hängender Infanterieleutnant, der seinen Gaul nicht mehr halten kann, an ihm vorbeipreschend bittet: „Gestatten Herr Major vorbeizureiten?" ruft K. ihm grinsend nach: „Bitte sähr, wenn Sie das reiten nennen!"

Unser Leben war anstrengend. Jeden Morgen galt es das Chargenpferd auf Sattel ohne Bügel, ein Dienstpferd auf Decke, und ein eigenes zu reiten. Dieses war bei mir die Eidechse, eine langbeinige Fuchsstute, deren schlängelnder Name schon verriet, daß sie einem jungen Reiter gerne sich entzog. Sie duldete keinen anderen Gaul vor sich, so daß es öfters Ermahnungen unseres Reitlehrers gab, eines vornehm denkenden, gerechten Mannes von eiserner Selbstzucht und Bedürfnislosigkeit. Als ihm einmal ein widerspenstiger Gaul über die gut dreiviertelmannshohe Einzäunung des Reitplatzes ausbrach, zwang er das Tier, obwohl der Absprung schlüpfriges Pflaster war, zur Strafe den gleichen Weg zurück. Nach seinem Vornamen wurde er von uns der „eiserne Max" genannt, ein Ehrenname.

Nach dem Dienst legte man sich meist todmüde schlafen. Ich wohnte in der Reitschule, mit staatlichen Möbeln mehr als bescheiden ausgestattet. Diese Wohnung hatte ihre Schattenseiten, denn eigentlich war Zivil tragen nur zu Reise und Jagd erlaubt; wenn man nun abends im Gewande des Bürgers sich entfernte, drohte stets die Gefahr, dem Major zu begegnen. Er war zwanzig Jahre älter und verheiratet. Wir jedoch wollten unsere Jugend genießen.

So hieß damals eine unserer ersten außerdienstlichen Sorgen, uns Zivil anfertigen zu lassen Unser Bestreben ging natürlich dahin, durch einen „todschicken" Anzug nicht für einen Leutnant gehalten zu werden. In Wirklichkeit erkannte einen aber jeder an dem von Luft und Sonne gebräunten Gesicht. Man denke sich z. B. im Viktoriasalon, dem einzigen guten Varieté Dresdens, die Proszeniumslogen besetzt von schlanken und sehnigen jungen Herren, mit hellen Stirnen und braungebranntem Gesicht, die Kragen so hoch, daß sie den Hals nicht bewegen konnten, die Meerschaumspitze im Mundwinkel, und von einer durch nichts zu verblüffenden lässigen Sicherheit oder in von Weingeist beflügelter und gesichtsroter Laune!

Die ruhigen Bürger im Saal, an den Biertischen, wußten genau, daß die jungen Herren da oben Offiziere waren, und brachten ihnen ein lächelndes Wohlwollen entgegen. Der teuerste Platz, eben die Proszeniumslogen, wo die „feinen Hunde" mit den verbrannten Gesichtern saßen, kostete zwei Mark. Ein Saalsitz aber, mit Kind und Kegel am Biertische, nur eine oder gar nur fünfzig Pfennige. Dabei galt im damaligen Deutschland der Viktoriasalon für eine der besten bunten Bühnen. Ständiger Gast war Karl Maxstadt, der keine Stimme besaß, aber schon beklatscht wurde, wenn er nur schräg aus der Kulisse geschoben kam, um die meist selbstverfaßten Bänkelsänge vorzutragen. Da man noch keine Girlsbeine und Nacktrevuen kannte, war das Couplet Trumpf. An dem gemessen, was heute gestattet ist, darf man die Verse rührend zahm nennen.

Durfte man solche Unternehmungen nur in Zivil besuchen, so war es anderseits geraten, im Theater Uniform zu tragen, wiewohl wir es auch wagten, im Gewande des Bürgers ins Residenztheater zu gehen. In diesem Theater, unter Leitung des Direktors Karl, wurden damals hauptsächlich Operetten gegeben. Aber auch Lustspiele. Ich erinnere mich eines jungen Darstellers, der dort seine ersten Schritte auf die Bretter tat: Georg Reimers, der wundervolle Held des Burgtheaters, der mir durch Erscheinung, Stimme wie Spiel derart auffiel, daß ich mich über seine baldige Berufung nach Wien nicht gewundert habe.

Die Operette konnte sich sehen lassen. Felix Schweighofer war alljährlicher Gast. Eine Zeitlang Alexander Girardis ernstlicher Nebenbuhler in der Gunst der Wiener, hatte er, da für beide kein Platz schien, sich nach Dresden gewendet. Dort besaß er eine Villa auf der Leubnitzer Straße, unweit des Hauses meiner Eltern. Jeder beschmunzelte ihn, wenn er mit auffallend ausgeschnittenem Kragen und wehendem Schlips, Samtjacke wie Riesenkünstlerhut trällernd daherkam.

Bei meinen Eltern entstand einmal große Aufregung, als die Zofe, mit sichtlichen Zeichen schweren Schreckens, meiner Mutter erzählte, in einer der Nachbarvillen sei ein Herr wahnsinnig geworden. Sie hatte nämlich durch das offenstehende Fenster des Erdgeschosses einen toben und die fürchterlichsten Fratzen schneiden sehen. Wir stürzten erschrocken hin und fanden Felix Schweighofer, wie er in seinem Ankleidezimmer vor dem Spiegel eine neue Rolle einübte.

Neben Schweighofer, dem ständigen Gast, gab es aber noch manch gute, dauernde Kräfte am Residenztheater. So die Soubrette Stubel, die, so wurde wenigstens behauptet, mit Johann Orth, dem abgedankten Erzherzoge, am Kap Horn im Seesturm der Antarktis verschollen ist.

Während meiner Offizierszeit genossen die Dresdner Hofbühnen, vor allem die Oper, einen großen Ruf unter dem Generalintendanten Grafen Platen, der früher die gleiche Stellung in Hannover bekleidet hatte. Groß und gebeugt sich tragend, hing ihm ein langer, etwas dünner Ziegenbart am Kinn. Natürlich wurde behauptet, er verstünde nichts; das Schicksal fast aller Generalintendanten. Wie kam es aber dann, daß er gerade den jungen Ernst Schuch als Kapellmeister verpflichtet hatte? Wie kam es wohl, daß auch das Schauspiel mit der Bayer, der Ulrich, mit Dettmer und dem jungen Matkowsky so hervorragend war?

Ich saß eines Abends im Opernhause. Ein Schauspiel wurde gegeben: Calderons „Richter von Zalamea". Im Stile jener Zeit sang Matkowsky Arien, nicht anders, vielleicht nur gewaltiger als heutzutage etwa Moissi. Hoch über uns im zweiten Rang fiel einem Kameraden und mir ein hübsches junges Mädchen auf, das eine rote Trikottaille trug, eng anliegend, wie üblich zu jener Zeit. Sie hatte die auf ihr brennenden Augen unserer Operngläser bemerkt und erwiderte aus Ulk oder Keckheit das Feuer, so daß wir darauf verfielen, andern Tags durch eine Anzeige auf der Eselswiese, wie eine gewisse Spalte der Dresdner Nachrichten hieß, jenen, die im Theater gewesen waren, eine Freude zu bereiten: „Junge Dame, Hoftheater 2. Rang links, wird von sie bewundernden Herren um Lebenszeichen gebeten unter ‚Richter von Zalamea', Expedition des Blattes."

Die Antwort kam. Etwas zaghaft — doch sie kam. Da wir aber nun unmöglich zu zweit den Briefwechsel fortsetzen konnten, so losten wir, wer der Glückliche oder Unglückliche sein sollte. Das Los fiel auf mich. Und auf solch leichtfertige Weise habe ich mich in ein Herz geschlichen, das mir bald, wenn man Worten und Briefen glauben darf, völlig gehörte.

Isabel, so will ich sie nennen nach jener Mädchengestalt im „Richter von Zalamea", hat damals meine Seele zu tiefst erfüllt. Sie bereitete sich zur Bühne vor. Daraus entsprang bei der Frühreifen — sie zählte kaum sechzehn Jahre — eine gewisse, wenn auch harmlose Lust am Abenteuer. In jenen Zeiten war den Mädchen ein Husarenleutnant etwa das, was ihnen heute der

„schöne Filmdarsteller" bedeutet. Ebenso wiederum schien mir alles, was auf den Brettern stand, von Flitterglanz umstrahlt.

Isabel fiel nicht allein auf durch ihre große und schöne Gestalt, sondern in ihrem ganzen Auftreten lag etwas leise Theatralisches, trugen doch Mime und Mimin jener Zeit ihren Beruf gern zur Schau. So fühlte ich dunkel, es sei besser, mich mit ihr nicht allzuoft zu zeigen in einer Husarenuniform, die gewiß ebenso die Blicke auf sich lenkte. Als daher die Reitschule hinter mir lag und ich wieder in Großenhain stand, zog ich möglichst Zivil an, wenn ich mit ihr zusammentraf. Das ging, solange sie noch lernte, bald jedoch wurde sie dem Hoftheater verpflichtet, und ich wollte anwesend sein, wenn sie spielte. Dort aber durfte ich nur Uniform tragen.

Darum trafen wir uns nach der Vorstellung an entfernter Ecke, und ich begleitete sie nach Hause: fast die einzige Möglichkeit, sie zu sehen, denn, um ihren Ruf ängstlich besorgt, mochte sie keine Gaststätte mit mir besuchen.

Das war der erste Wermutstropfen in den Becher der Liebe, denn solche Weigerung enttäuschte mich. Aber noch anderes nährte eine Mißstimmung gegen sie. Ich erblickte in einer leisen Nachhilfe der Natur Gewohnheit des Berufes, etwas, was eine Dame nicht tat, während derlei heute ja immer allgemeiner üblich wird. Ermahnungen fruchteten aber nichts, im Gegenteil, Isabel wurde nur gereizt und suchte es mir zu vergelten. Dann äffte sie einen schnarrenden Leutnantston nach, den ich übrigens niemals gehabt habe, und war dabei doch eigentlich ganz stolz auf ihren Husarenleutnant.

Nun könnte es nach solchen Worten aussehen, als sei die Leidenschaft nicht gar so groß gewesen. In Wirklichkeit hat mich Isabels liebe Gestalt durch meine ganzen ersten Leutnantsjahre begleitet wie mein guter Geist. Oft nach anstrengendem Dienst vom frühen Morgen bis zum Abend schrieb ich die halbe Nacht noch an Isabel. Von selbst wurden Verse daraus.

Sobald der Dienst beendet war, fuhr ich nach Dresden. Aber einmal, gerade an einem Tage, als Isabel zum erstenmal eine tragende Rolle spielte, hielt mich mein Rittmeister noch so lange auf, daß ich den Zug verpaßte, der mich rechtzeitig zum Theater nach Dresden hätte bringen sollen. Kurz entschlossen habe ich einen Gaul gesattelt und bin die über 30 Kilometer lange Strecke der Dresdner Straße, an Moritzburg vorbei, über den Auer geritten, daß die Funken stoben und die Erdpatzen flogen. Geritten, meist Galopp, daß der edle Gaul vor dem Gasthause in der Neustadt stand mit fliegenden Flanken, mit geröteten Augen, mit blasenden Nüstern. Ein anderer Schinder wäre vielleicht zusammengebrochen, das Blutpferd gab den letzten Tropfen her.

Dann saß ich ruhesam im Theater, als wäre ich auf weichen Kissen der Eisenbahn gefahren. Aber das Kreuz tat mir weh. Die Nacht bin ich zurückgeritten. Lange Strecken habe ich den noch immer nassen Gaul geführt, der prustend den Schaum an mir abrieb. Kein Mond, kein Stern warf Licht auf die todeinsame Straße. Herrlich war der Ritt, allein in tiefer Mitternacht, durch den schwarzen, schweigenden Tann. Und den ganzen endlosen und verlassenen Weg entlang sehnte ich mich nach Isabel.

Aber auch wenn ich mit dem Nachtzuge heimgebraust, blieb ich noch lange auf in selig gehöhter Stimmung und konnte vor Erregung und Erinnerung keine Ruhe finden, bis ich endlich wie tot auf das Sofa sank. Wenn mich dann am Morgen der Bursche weckte, war ich immer wie gerädert. Ohne Frühstück ging es im Winter in die eiskalte Reitbahn, im Sommer schon früh um fünf, hui, aufs Pferd. Dann Schwadronsexerzieren und zweiter Dienst bis mittags. Essen im Kasino. Nachmittags Fußdienst, Fechten, Turnen bis fünf. Dann Instruktionsstunde oder Regimentsabend, vielleicht auch eine Einladung, der man nicht ausweichen konnte. War ich aber frei, fuhr ich sofort wieder nach Dresden. Und so Tag um Tag. Und meine jungen Nerven hielten stand.

Aber dieses Doppelleben goß auch bisweilen einen kalten Strahl auf das glühende Feuer der Liebe, denn wenn der Dienst mich festhielt, zeigte sich bei der Geliebten ein neuer Wesenszug: maulende Verstimmung. In ihren kleinen Mädchenkopf ging es nicht hinein, daß ich mich nicht Arrest oder Abschied gar aussetzen wollte, nur um einer Laune willen.

Dazu hatte ich, nach langem Widerstreben, mich bereden lassen, heimlich Isabels Haus zu betreten. Wohl war mir nie dabei. Immer dachte ich: ‚Wenn nun ihr Vater heimkehrt?' Isabel lachte: dann würde ich eben versteckt! Unwürdige Lage, die sie aber nicht begriff.

Hinzu kam auch, daß nun, wo wir in Stunden ungestörten Beisammenseins vertrauter wurden, manche Kluft sich auftat in Anschauungen und Erziehung. Das gab meiner schon leise ernüchterten Seele einen Stoß. Ich fand einmal im Unmute, es

sei Komödiantisches an ihr. Und sie hat gemeint, ich sei doch „der richtige Leutnant“.

Der war ich. Konnte ich denn anderes sein? Ich hatte mich immer nur im Kreise jener bewegt, die meine Wiege schon umstanden; ich war im Kadettenkorps erzogen; dann im Regiment. Wie sollte ich also etwas anderes sein als „der richtige Leutnant“? Und Isabel? Nie streifte sie ab, was sie war: das zum Theater verschlagene Bürgermädel, und wenn sie zehnmal abends von sieben bis zehn sich verkleidete als Königin von Samarkand . . .

Blieb, was sie war, wie ich blieb, was ich war! Und das hätten wir einander zugute halten sollen und uns freuen, eigene Menschen zu sein, nicht aber weiche Quallen. Doch wir verstanden uns immer weniger.

Dennoch ging es mir im Kopfe herum, sie ganz an mich zu ketten. Da ich innigstes Vertrauen zu meinen Eltern hatte, deckte ich ihnen eines Sonntags mein Herz auf.

Mein Vater, bei dem alle Familienangelegenheiten mit einer gewissen Feierlichkeit besprochen wurden, nahm wichtig und behäbig in seinem großen Lehnstuhle Platz, in dem schon mein Urgroßvater, der Minister in London, am englischen Kaminfeuer sich gewärmt. Wie immer hatte ihm unsere treusorgende Mimli, die Gute, die Decke über die Knie gebreitet. Sie selbst mußte sich zu meiner anderen Seite niederlassen, und erst als auch ich dicht neben ihr auf einem jener eingelegten Hockerln saß, die einst die Eltern aus Wien mitgebracht, konnte die Beichte beginnen. Als wollte sie ihrem Sohne beistehen auf dem schweren Gang, denn alle ahnten, was da kam, hielt sie meinen Arm. Wenn dann bei meinen Worten mein Vater die Stirn runzelte oder mir die Stimme schwoll, dann fühlte ich, wie Mimlis zärtliche Hand zu Vernunft und Mäßigung ängstlich mahnte.

Aber mein Vater sprach ganz ruhig, denn nur ärgerlicher Kleinkram brachte ihn in Wallung, während er bei lebenswichtigen Dingen entwaffnend sachlich blieb. Dann bot er alle Überredungskunst auf, die ihm gewinnend reich zu Gebote stand, dann wurde er überzeugend, ja bezaubernd, wie er sein konnte, wenn die alte Kraft und Gesundheit in ihm wiederkehrte. Er wog alles ab: daß ich, da man nach damaliger Offiziersansicht eine öffentlich berufsmäßig Auftretende nicht heiraten durfte, meinen Abschied zu nehmen hätte. Er machte Freunde und Kameraden lebendig, die ich verlöre. Er fragte, wovon wir denn leben wollten, wenn diese Dame ihren Beruf verließe. Denn meine Zulage allein hätte nicht für zwei gereicht. Bliebe sie aber Schauspielerin, ob ich dann wohl gesonnen sei, mich von ihr ernähren zu lassen?

Hiervon konnte nun zwar schon deshalb nicht die Rede sein, weil sie, die nach damaligem Bühnenbrauch die „moderne Toilette“ selbst stellen mußte, knapp für sich allein auskam. Dennoch empörte mich dieser Gedanke auch nur. Lieber hätte ich mich totgeschossen.

Als mein Vater meine Entrüstung nützte und von Gegensätzen der Erziehung wie der Anschauungen sprach, stand alles in mir auf, was zwischen uns jungen Menschen schmerzlich sich getürmt, und wie in einem Gesicht erblickte ich mich in einer Welt, die jener widersprach, in der ich groß geworden.

Ich sah meinen Vater sitzen, betrübt und ernst. Mimli „knickte ein Tränchen“. Die Familienbilder an den Wänden machten ernste Gesichter. Ich dachte an den alten Reiter, Ritter und Landstallmeister Großpapa Mangold. Ich sah sich abwendende Verwandte und Freunde. Zugleich erschien mir Isabel, die zu dünnen Augenbrauen künstlich nachgezogen: ein Schuß Theater, wie ich gewiß ein Schuß Leutnant war, dem bloß das Einglas fehlte.

Hätte die gleiche Unterhaltung mit den Eltern ein halbes Jahr früher stattgefunden, ich würde mich auf Isabels Seite geschlagen haben. Oder wäre mein Vater ausfallend und heftig gewesen, das Gespräch am Kamin der Kaitzer Straße würde der Schlußauftritt eines Trauerspiels „Vater und Sohn“ geworden sein. So aber war er so milde, so bekümmert, daß meine Zukunftspläne alles leuchtende Licht verloren und ich mich trübe aufmachte, zurückzufahren in meine kleine Garnison.

Mimli aber nahm mich beiseite. Mimli weinte für mich. Und ich mochte ihr nicht zeigen, daß ich durchaus nicht so tief getroffen war, wie das Mutterherz es vermutete.

War ich nun so schon ein wenig abgewendet von schweifenden und unwirklichen Zukunftsplänen, so geschah bald darauf etwas, das mich vollends heilte. Isabels bisheriger dramatischer Lehrer meinte nämlich, meine einstige Schülerin meinen Klauen entwinden zu sollen. Es war der damalige Oberregisseur des Schauspiels, ein mäßiger Darsteller, der sich jedoch das Verdienst um die Kunst erwarb, selten aufzutreten. Dieser Herr nun hetzte irgendwie und verhalf mir damit zu zwei Besuchen.

Durch den ersten lernte ich den wohl besten Bonvivant der damaligen deutschen Bühne, den ich als „Doktor Wespe“

von weitem bewundert hatte, in der Nähe kennen. Carl Sontag, ein um fünfundzwanzig Jahre jüngerer Bruder der berühmten Koloratursängerin Henriette Sontag, hatte jene seinerzeit vielgelesene eigene Lebensgeschichte verfaßt: „Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser". Sie hatte ihm seine Entlassung vom Hannoverschen Hoftheater eingetragen. Er lebte in Dresden, gab nur noch Gastrollen und ging mit der wundervollen Heldin und Salondame des Hoftheaters, Pauline Ulrich, öfters zu Gastspielen „auf die Dörfer", wobei sie Isabel ein paarmal mitgenommen hatten. Die berühmte Pauline liebte es nämlich, die kleinsten Orte abzugrasen, behauptete sie doch, das brächte viel mehr ein, als das „Mauernweilen" in großen Städten.

Ich habe einmal, was sie sehr beglückte, ihr herrliches rötliches Haar bewundert, das noch keinen grauen Faden zeigte, obwohl sie sich gewiß schon der Fünfzig näherte. Sie sagte nur mit erstaunlicher Offenheit und unnachahmlicher Betonung, indem sie sich an die Schläfe griff: „Geforben!"

Also Carl Sontag gab zu meinem größten Staunen bei meinen Eltern eine Karte ab. Mein Vater, der den ausgezeichneten Schauspieler von Hannover her kannte, hatte zuerst gemeint, der Besuch gelte ihm, doch war ich das Ziel. Es unterhielt mich, den Mann kennenzulernen, den ich auch als Bolingbroke und Königsleutnant gesehen, obwohl mir da Friedrich Haase besser gefiel. Ich machte also dem großen Mimen einen Gegenbesuch, wenn ich mich recht erinnere, auf der Prager Straße. Bei gefärbtem Schnurrbart und Haar enttäuschte er zuerst etwas, sprach aber genau wie auf der Bühne des Hoftheaters als Doktor Wespe, mit einer Art zurechtgelegter Bühnen-Lebens-Natürlichkeit.

Und was sprach er? Nun eigentlich etwa das, was er als „Kean" der jungen Schauspielerin rät, nur gewissermaßen umgekehrt, indem er spaßigerweise mich besorgt auf Gefahren aufmerksam machte, die mir drohen sollten, und mir riet, von Isabel zu lassen. Ich dankte ihm, ein wenig spöttisch, für seinen selbstlosen Rat, erklärte aber, ich sei gewöhnt, meine Entscheidungen stets ohne — — — Oberregisseur zu treffen. Der sonst gewiß schlagfertige alte Herr war dermaßen verdutzt, daß er kaum mehr etwas sagte.

War nun dieses mehr ein Lustspiel, so folgte Ernsteres darauf: Isabels Vater meldete sich an.

Ich sehe uns noch am Kamin sitzen und warten, warten, dieses Schrecklichste, das es für mich gibt. Mimli hielt meine Hand und sagte erschrocken: „Sie ist ja ganz kalt!" Als aber der Besuch gemeldet wurde, war sie jäh warm geworden. Mein Vater empfing ihn in seinem Zimmer. Es dauerte eine Weile, und Mimli ermahnte mich voller Sorge: „Werde nur nicht heftig! Du bist nicht im Recht, Kindli!" Nein, ich war nicht im Recht. Als mein Vater zurückkehrte mit den Worten: „Er erwartet dich!" trat ich den Gang an, wie zu einem Zweikampfe, bei dem ich der unwürdige Beleidiger gewesen wäre.

Ich wollte kämpfen, fühlte mich jedoch entwaffnet vom ersten Augenblick an: der da vor mir stand, war ein einfacher alter Mann mit Maschinenschlips, etwa wie ihn jene braven Bürger trugen, die im Parkett des Viktoriasalons saßen. Wäre er hochfahrend aufgetreten, ich hätte im gleichen Ton geantwortet. So aber sah ich nichts in ihm als den liebevoll besorgten Vater, vor dem mich Isabel hatte verstecken wollen. Unser Gespräch verlief daher leise und ruhig, während die Eltern im Nebenzimmer vielleicht ängstlich lauschten, ob die Stimmen sich auch nicht erhöben.

Nur ein einziges Mal bestand Gefahr, die Unterhaltung möchte erregt werden, als der alte Herr erklärte, wenn ich von seiner Tochter nicht ließe, würde er sich beschwerdeführend an den kommandierenden General, den Prinzen Georg wenden, bei dessen strenger Rechtlichkeit er meinte, ein Einschreiten gegen mich erzielen zu können. Wie das drohende Unwetter vorübergegangen ist, vermag ich nicht mehr zu sagen. Wir schieden jedenfalls im besten Einvernehmen. Zwar habe ich mir kein Versprechen abnötigen lassen, doch innerlich war ich entschlossen, ein Ende zu machen.

So sind Isabel und ich allmählich auseinandergeglitten. Ich kehrte aus verstiegener Herzens- und Theaterwelt zurück in den Kreis der Kameraden, zurück zu meinem Dienst und Beruf.

Mir ist es aber, nun ich zum zweiten Male, jetzt mit Worten, von Isabel Abschied nehme, als habe ich, im Bestreben, mich zu rechtfertigen dafür, daß ich von ihr gegangen, zu scharf betont, was uns schied. So will ich denn sagen, daß dieses Mädchen mein Glück nicht allein, sondern auch der Segen meiner jungen Jahre gewesen ist. Sie hat mich vor Niedrigem bewahrt, sie hat mir für die Kunst die Sinne geschärft. Ihrem Andenken ist Dank in meinem Herzen gewiß. Dank für Stunden, die niemals so wiederkehren können in ihrer Glut und Reinheit zugleich, denn sie bedeuten die Jugend.

Der silberne Wagen

Erzählung von Ernst Wiechert

Hermann Giesefing, mit fünfundvierzig Jahren Staatssekretär in einem preußischen Ministerium und damit durchaus nicht am Ende einer beispiellosen Laufbahn stehend, pflegte, nach seiner Herkunft und Jugend befragt, zu erwidern, daß er Kühe gehütet habe und hinter dem Pfluge hergegangen sei, wobei er der letzteren Beschäftigung immer den Vorzug gegeben habe, weil am Abend immer zahlenmäßig festzustellen gewesen sei, was man im Laufe des Tages geleistet, während beim Milchertrag der Kühe immer „Imponderabilien" eine Rolle gespielt hätten. Er erzählte es weder mit der Bescheidenheit eines Menschen, den das Glück gesegnet, noch mit dem prahlenden Stolz eines Emporkömmlings, sondern mit dem leise verhüllten Spott, der die Sache selbst wie die Frage und Antwort gleichermaßen umfing, so daß der Auskunftbegehrende nicht ganz sicher war, ob er Wahrheit oder Scherz empfangen habe, und das Gespräch wechselte, das der Betroffene so zu führen beliebte, als handle es sich um eine Wetteraussicht oder irgendeine Modetorheit des Tages.

Es war nichtsdestoweniger Wahrheit, was der Staatssekretär zu sagen beliebt hatte, und ihre Äußerung hatte aufgehört, ihm irgendwie beschwerlich zu fallen. Während er bis zum großen Kriege bei allen amtlichen Beurkundungen seinen Vater als Landwirt bezeichnet hatte, wobei seine sehr allgemein gehaltenen Angaben im vertrauteren Kreise auf einen Besitz von hundert bis etwa sechshundert Morgen schließen lassen konnten, nannte er sich nach der Neuordnung der Verhältnisse einen Bauernsohn. Er tat es nicht, ohne danach gefragt worden zu sein, aber er pflegte in solchen Fällen seine grauen und etwas kühlen Augen an dem Fragenden vorbei ins Weite zu richten, als sähe er hinter ihm den langen Zug einer unendlichen Geschlechterfolge, die als ein aufrechtes Herrenvolk von der Saat zur Ernte und von der Arbeit zum letzten Frieden geschritten sei.

Es war ihm an der Wiege nicht bestimmt gewesen, am Steuer des Staates zu stehen, und seine kurzen und etwas breiten Hände ließen noch jetzt den Weg erkennen, den ein karges Schicksal ihm verdrießlich zugewiesen hatte. Doch war in seiner weltverlorenen Umgebung früh erkannt worden, daß die Gaben seines Geistes alle Kräfte leuchtend in sich sammelten, die sein Geschlecht als einen Ballast jahrhundertelang zur Seite gelegt hatte, so daß in ihm sich gewissermaßen das ungenutzte geistige Erbgut gar vieler Generationen zusammenfließend wiedergebar, die Decke des rein Körperlichen zerreißend und wie ein junger Baum nach der Fülle des Lichtes strebend.

Lehrer und Pfarrer, in ihrer Einöde eines Jüngers und Propheten überfroh, nahmen sich mit der opferbereiten Liebe der Alternden und leise Ausgestoßenen des Kindes an, überwanden den Widerstand der Eltern wie des vielfachen Herkommens und hatten am Ende ihres Lebens die Gewißheit, ihre Mühe nicht vergeudet zu haben, wiewohl der Pfarrer bei manchem ihrer Gespräche über den Abwesenden nicht umhin konnte, mit leiser Sorge von den Schätzen zu sprechen, die die Motten und der Rost fressen.

Denn bei dem Wege, den der junge Giesefing eher vorwärtsstürzte als ging, bei der Aufgabe, in unerbittlicher Arbeit Bildungsgüter zu erwerben, die seit Geschlechtern verloren gegangen waren, statt daß sie wie bei anderen Mitstrebenden als ein stiller und nur zu hebender Schatz gleichsam an der Wiege lagen, stand das Menschliche der Güte, des Leidens und der Freude nur wie ein verkümmertes und mißachtetes Blumenbeet in dem Garten der Nützlichkeit. Das Kind kannte keine Ferien, wie der Mann keinen Urlaub kannte. Sie kannten keine Musik und keine Stunde des zwecklosen Spiels mit einem Tier oder einem Kinde. Sie kannten Landschaften, aber keine Natur. Sie pflegten Geselligkeit und Kunstgenuß, sie pflegten Gespräche und Vergnügungen, aber sie vernahmen jeden Stundenschlag und jeden Wechsel der Figuren, und sie holten unerbittlich ein, was sie dem Spiel des Menschlichen geopfert hatten.

Er verlor seine Eltern, bevor er sie begrub, hatte Gönner, ohne jemand seinen Freund nennen zu können, fühlte Erfolg und Rausch des Erfolges, ohne das Glück zu kennen, und stieg so in immer weiter sich spannendem Streben von Stufe zu Stufe, niemals den Blick zurückwendend, niemals das Seiende am Vergangenen messend, und so, ohne eigentlich leer zu sein, doch jeder Erfülltheit entbehrend, einem leeren Zuge gleichend, der schnell und sanft durch schöne Landschaften gleitet, mit geschlossenen Fen-

stern, an keiner Haltestelle verharrend, auf die Sekunde einem klaren Fahrplan folgend, aber ziellos und ohne einen beglückenden Sinn in eine ewige Ferne jagend.

Seine Eltern starben zur gleichen Stunde, durch einen schadhaften Ofen in ihrem Schlafraum, und die Art ihres Todes beleidigte ihn als etwas Unziemliches, in jeder Hinsicht Subalternes, was einem Dienstboten wohl anstehen könnte, aber nicht jemandem, mit dem die Natur ihn durch ein seltsames Spiel verbunden habe.

Er war zum letztenmal, für einige Wochen, in der Heimat, verpachtete den kleinen Hof, da ein überhasteter Verkauf ihm Verlust gebracht hätte, und ging mit bitteren Gefühlen wieder in sein Amt, da dieser Aufenthalt ihn in ein Erlebnis gestürzt hatte, auf das er nicht ohne Peinlichkeit zurückzublicken vermochte. Doch blieb nach einem kurzen Briefwechsel alles still, und er vergaß das Mädchen, seine Jugendgespielin, wie er Eltern und Heimat und empfindsame Kindheitserinnerungen vergaß.

*

Wie von einem Gewichte befreit, schnellte er nach diesen Ereignissen aufwärts, aller Rücksichten und Hemmungen entledigt, war der beste Taktiker, den der Krieg in seinem Lande erzeugte, ohne ein unedler Nutznießer der Verhältnisse zu sein, und wurde dann von der Woge des Umsturzes als ein kühner und nicht unwürdiger Schwimmer zu einer Küste getragen, die das letzte verhieß. Zu dem Nüchternen, Zähen und Unbestechlichen seines Erbgutes waren ihm Kräfte verliehen, die sonst wohl den Endpunkt edler Bildungsreihen bezeichnen: die Abstraktionsfähigkeit eines philosophischen Geistes, die Kunst der Menschenbehandlung, die das Gewährte als eine Pflicht, das Versagte als eine Güte erscheinen läßt, so daß er in lange verflossenen Zeiten wohl als der König eines Bauernvolkes hätte bestehen können, der beste Pflüger und der tapferste Held, der schlaueste Händler und der freigebigste Gastgeber.

Nachdem er sich in seinem neuen Amte wie in einem neuen Landbesitz umgesehen und die Pläne zu einem neuen Wirtschaftsbetrieb sorgfältig in seinem Geiste aufgestellt hatte, vergrößerte er als ein kühl rechnender Staatsmann die Quelle seiner Kraft, indem er sich ohne verwirrende Leidenschaft mit der älteren Tochter eines Politikers verlobte, der durch Namen und Besitz eine der leitenden Parteien des Reiches fast beherrschte. Und als im Beginn des darauffolgenden Herbstes nach dem siegreichen Abschluß einer verwickelten amtlichen Feldzugsreihe der Minister ihm vertraulich eröffnete, daß er nach Jahresfrist — seine Gesundheit sei erschüttert — den fähigsten Mann seines Ressorts auf seinem Sessel zu sehen hoffe und ihn zugleich dringend bat, einen Erholungsurlaub zu nehmen, dankte Gieseking nach einem tiefen und fast unbeherrschten Aufatmen, nahm an und verließ gleich darauf das Ministerium, um nur eine Stunde lang allein und ohne Arbeit den Rausch auszukosten, der ihn erfüllte.

Aber es gelang ihm nicht, erhobenen Hauptes und wie ein Sieger nach der Schlacht durch die Menge zu gehen. Es war eher ein leiser Schwindel, der ihn in der warmen Herbstsonne befiel, und er blieb auf einer der nächsten Bänke des Tiergartens, an einem stillen Seitenweg, wo die Wipfel der Bäume über ihm rauschten und seine Augen auf den braunen und goldenen Flächen des Parkes ruhen konnten.

„Staatsminister," sagte er mehrmals leise vor sich hin. Aber seine Stimme zitterte, und er schloß die Augen, weil selbst die matten Töne des Herbstes ihn blendeten. Doch auch durch das verdunkelte Feld seines Blickes zog eine unendliche Reihe wirrer Bilder: das gütige und müde Antlitz seines Vorgesetzten, das Bild seiner Verlobten, das künftige Heim, die letzte Parlamentsschlacht, die Eltern in ihren Särgen, dazwischen Farben und Formen, gestaltlos durcheinanderzuckend, und das Rauschen des Blutes in seinen Adern. Alles trieb vorüber, ohne daß er ihm wehren konnte, und eine grenzenlose Müdigkeit strömte wie in einen Abgrund in ihn hinein, ihn erfüllend und immer höher steigend, nun über das Herz, nun über die Augen, nun bis an die Baumwipfel des Parkes ...

Als er erwachte, lächelte er, ein wenig erschreckt zuerst und dann mit dem leisen Spott, den er für solche Lagen in Bereitschaft hielt. ‚Wir werden in ein Sanatorium gehen,' dachte er fröhlich. ‚Die Maschine muß ein wenig nachgesehen werden.' Und während er langsam zum Ministerium zurückkehrte, mit dem milden Rauch seiner Zigarette und den Plänen für seinen Urlaub beschäftigt, nahm das Ereignis der letzten Stunden jetzt erst die gebührende Form und Ordnung ein, verlor alles Überwältigende und Berauschende und fügte sich gehorsam als eine selbstverständliche Stufe in das Bild des Weges, den er zu gehen hatte und der ihm gemäß war.

Er unterbrach seinen Weg, um flüchtig durch die Räume einer Ausstellung zu gehen, die das malerische Schaffen seiner Grenzmark darstellte und an der auch das

Ministerium lose beteiligt war. Er hielt den Besuch für die Erledigung einer dienstlichen Pflicht, ging aufmerksam, aber schnell und ohne innerliche Teilnahme von Raum zu Raum, wobei er Namen und Motive mit gewohnter Sorgfalt sich einprägte, und wollte die letzte Wand schon verlassen, als ein kleines Bild ihn noch einmal stehen bleiben ließ. Es war das Bild eines Moores, von den niedrigen Kiefern des Randes aus gesehen, eine braune und graue Fläche, vom Leben entblößt und von einem schmalen Waldstreifen im Hintergrunde abgeschlossen, sonnenlos, mit stumpfen Farben, von drohendem Gewölk dunkel überlastet. Etwas Kaltes und Finsteres ging von der kleinen Leinwand aus, eine menschenausschließende Unerbittlichkeit, die Größe einer Erde, von deren Rand der Mensch in das Gesicht des Ewigen blickt.

Gieseking ließ sich den Katalog geben, verglich die Nummer und kehrte noch einmal zu dem Bilde zurück. Ja, es war seine Heimat, in der er Moosbeeren als Kind gesammelt hatte. So sah sie also aus, wenn ein Künstler sie sah! ‚Mein Gott,' dachte er, ‚wenn ich dort Gräben auswerfen müßte . . . Die Kraniche werden sich jetzt sammeln dort . . . und die Hirsche werden schreien ... komisch, wie das Leben läuft ... sehr komisch ...'

Auf der Straße stand er noch eine Weile in sich gekehrt, die Stirn gefaltet. Dann ging er mit einem schnellen Entschluß zum Postamt, gab ein Telegramm auf und kehrte dann endlich zum Ministerium zurück. Er arbeitete bis zum Abend, regelte seine Vertretung, gab die notwendigsten Richtlinien und ließ die Last seiner Geschäfte zwar nicht vermindert, aber mit peinlich geordneten Marschbefehlen zurück.

Zu Hause fand er die Antwort des Forstmeisters vor, mit dem ihn eine seiner zahllosen freundlichen Bekanntschaften verband und der ihn, wie er gebeten hatte, einlud, einen Hirsch bei ihm zu schießen.

Am Morgen des übernächsten Tages fuhr er ab. Seine Verlobte war auf dem Bahnhof, und in den letzten Minuten kam noch der Minister. Gieseking machte ihm Vorwürfe, daß er ihn verwöhne, aber sie wurden abgelehnt. „Ich sehe immer gerne, wenn jemand auf Urlaub fährt," sagte der Minister mit seinem leisen und etwas traurigen Lächeln. „Sie fahren immer wie die Kinder in die Ferien . . . und bei Ihnen besonders, Sie sehen doch Ihre Heimat wieder, nicht wahr?"

Gieseking lehnte sich aus dem Fenster. „Ich werde in der Oberförsterei wohnen," erwiderte er lächelnd, „wo ich als Kind im Flur stehen mußte, wenn ich etwas zu bestellen hatte."

Seine Verlobte sah peinlich berührt zur Seite, aber der Minister nickte ihm zu. „Ich gönne es Ihnen schon, Gieseking. Aber fahren Sie diesmal nur in einer silbernen Kutsche vor, damit Sie in zwei Jahren eine Steigerung vornehmen können. Alle großen Leute kehren einmal so zurück."

„Ich finde doch," sagte Fräulein Hortensie, „daß die Pietät auch ihre Schattenseiten hat ..."

Und dann lachten sie alle drei, bis der Zug aus der Halle rollte.

★

Während der Fahrt wandte der Staatssekretär seine Blicke langsam in das Kommende. Er brauchte nun niemand mehr zu begraben, wenn er in die Heimat kam. Er erschien gewissermaßen auf einer neuen Ebene, die über dem Vergangenen lag, jenseits der Erinnerungen und lächerlichen Bindungen aus einer versunkenen Zeit. Und was noch lebendig war von Gewesenem, das würde er nicht fliehen oder sorgsam vermeiden, sondern er würde es aufsuchen, nicht unfreundlich betrachten und dann in den Schatten legen, der dem Gewesenen zukam. Sie sollten sehen, was er geworden war, und vielleicht schon erraten können, was er noch werden würde. Nicht Hermann Gieseking sollte wieder in der Heimat weilen, sondern der Staatssekretär Gieseking würde zu kurzem Aufenthalt in der Oberförsterei eintreffen, um einen Hirsch zu schießen. Er würde in der Jagdhütte wohnen und sich vielleicht einen Beamten zur Führung erbitten. Möglich, daß er an einer festlichen Veranstaltung in der Kreisstadt teilnehmen und bei dieser Gelegenheit ein paar Worte sprechen würde, vom Wohlwollen der Staatsregierung für die abgeschnittene Grenzmark und so weiter. Aber nichts mehr, keine rührsamen Wiedererkennungen, großer Sohn der Ostmark und dergleichen. Er wollte den letzten Abstand legen zwischen sich und das Vergangene, sich nicht an das Ende eines Geschlechtes betonend stellen, sondern an den Anfang einer neuen Reihe, die ohne Beispiel war in der Geschichte jener Landschaft.

Je weiter er hineinglitt in die großen Ebenen des Ostens, desto überzeugender wuchs in ihm das Bild eigener Größe und Bedeutung. Da war nirgends eine großartige Formung unbeseelter Natur, die geeignet gewesen wäre zu bedrücken oder zu verstimmen. Ein armes Land, auf dem arme Menschen mit karger Ernte beschäftigt waren, und deren Blicke dem donnern-

den Zuge mit Sehnsucht und Unterwürfigkeit folgten. Bequem und ungestört lag er in seinem Sitz, mitunter eine Seite in dem Buch über die hohe Jagd lesend, und das nie genossene Glück des Urlaubs stand wie ein leuchtendes Tor im Osten, dessen Horizont allmählich dunkelte.

Und als er am späten Abend zwischen dem Forstmeister und dessen schon älterer Gattin vor dem Kaminfeuer des Herrenzimmers saß, mit der Sicherheit des Fürsten, der ein paar Stunden in einem bürgerlichen Hause verplaudert, blieb die Unterhaltung, von ihm geleitet, in dem Reiche des Glanzes, aus dem er gekommen war. Sie flog von den Menschen zu den Dingen, geistvoll, spöttisch und anschaulich. Sie zog lächelnd den Schleier von den großen Geheimnissen, aber sie ließ trotz Spott und Lächeln keinen Zweifel daran, daß es die Großen der Erde seien, um die es sich handle, und daß kein anderer als eben er, der Staatssekretär und künftige Minister Hermann Gieseking, das Recht habe, so von ihnen zu sprechen und in vertraulicher Stunde über sie zu scherzen, wie ein fröhliches Kind über seine Geschwister scherze.

So daß die beiden alten, stillen Menschen nicht ohne Genuß ihn betrachteten und hörten, aber ohne weiteres die bescheidenen und unscheinbaren Dinge ihres eigenen, waldverborgenen Daseins leise zur Seite stellten, weil man nicht daran denken konnte, bei einem Manne Teilnahme oder auch nur Beachtung zu finden, der das Schicksal von Tausenden in seinen ruhigen Händen trug.

Am nächsten Nachmittag fuhren sie dann zur Jagdhütte. Das Wetter war kühler geworden, und überall aus der leise verschleierten Tiefe der Wälder war der drohende Schrei der Brunft zu hören, der von seltsamer Eindringlichkeit war in dem lautlosen Schweigen des schon verlassenen Waldes. Der Forstmeister, der wegen einer plötzlichen und unaufschiebbaren Reise sein Revier für wenige Tage verlassen mußte, nannte noch einmal die Jagen, in denen der starke Hirsch zu stehen pflegte, und wiederholte, was sonst verabredet worden war: daß einer seiner Beamten den Herrn Staatssekretär um vier Uhr in der Frühe abholen werde, daß die Magd aus der benachbarten Försterei ihm das Mittagessen bringen und für den Ofen sorgen werde und daß er jederzeit durch Fernsprecher veranlassen könne, was ihm sonst noch wünschenswert sei.

Gieseking, in die Revierkarte blickend, die über seinen Knien lag, nickte aufmerksam, ließ aber mit wenigen höflichen Worten erkennen, daß er andere so wenig wie möglich bemühen möchte, um so mehr als er den Wald sehr gut kenne und die völlige Einsamkeit auch dazu benutzen wolle, seine Nerven etwas auszuruhen und an einigen Plänen weiterzuarbeiten, die sein kommendes Amt erforderlich mache. Doch bitte er, diese wie ähnliche Äußerungen durchaus vertraulich zu behandeln.

In der Jagdhütte zeigte sich alles vorbereitet. Gieseking versäumte nicht, der Gattin des Forstmeisters seinen Dank für die Blumen zu bestellen, die den Holztisch schmückten, und nachdem der Kutscher das geringe Gepäck abgesetzt hatte, stieg der Forstmeister wieder in den Wagen. Gieseking, im offenen Jagdmantel und den Hut aus der Stirn geschoben, reichte ihm die Hand hinauf. Sie wechselten ein letztes „Weidmannsheil", dann rollte der Wagen die gerade Straße zurück, und am nächsten Quergestell winkte der Forstmeister noch einmal mit der Hand.

★

Dann war alles still. Die Sonne stand bleich, fast glanzlos über den schon durchscheinenden Buchenwipfeln, und in dem lichten Bestand um die Jagdhütte herum fielen unaufhörlich die welken Blätter von unbeweglichen Zweigen in das hohe Gras. Von allen Seiten aber, in der Nähe und Ferne, klangen die dumpfen und röchelnden Schreie der Hirsche über den Wald, aufsteigend und emporbrechend wie heiße Quellen aus mooriger Erde und wieder in sich zusammensinkend, ohne eine Spur zu hinterlassen. Etwas Heimliches und Böses stieg mit jedem Schrei aus den dunklen Dickungen empor, erfüllte langsam den Wald und rückte wie eine unsichtbare Wand von allen Seiten näher an den Lauschenden heran.

Gieseking wußte später, wenn er an diese Zeit zurückdachte, nicht zu sagen, wann es eigentlich begonnen hatte. War es schon, als der Wagen hinter den Fichten verschwand und er allein auf der waldgesäumten Straße gestanden hatte? War es, als das Schreien der Hirsche allein nach der Jagdhütte gerichtet schien? Oder geschah es erst, als ein Windhauch über die Wipfel ging und die Blätter ihn achtlos wie einen Baumstumpf überschütteten?

Er fröstelte und schloß die Knöpfe seines Mantels, bevor er die Jagdhütte wieder betrat. Aber vor dem Eingang blieb er noch einmal stehen und sah in den Wald hinein, der hier schon von dem Atem des Moores erfüllt schien, das erst hinter einer

Spaziergang. Fresko von Josef Eberz

Reihe von Jagenbreiten begann. Und hinter dem feierlichen Dunkel der Fichten und der goldenen Wirrheit des Laubholzes erblickte er wider seinen Willen das kleine Bild, vor dem er vor wenigen Tagen gestanden, und die düstere Drohung, die die kleine Leinwand so feindselig ausgestrahlt hatte.

Aber dann lächelte er spöttisch, nahm drinnen Büchse, Fernglas und Karte zu sich, verschloß die Türe und ging nun wieder froh und selbstbewußt dem Erlebnis der nächsten Stunden entgegen, wobei die Büchse, die er über der Schulter trug, und das Recht zu töten ihn von neuem mit der Kraft erfüllten, an die die Unermessenheit der Wälder und der Atem echoloser Einsamkeit soeben leise schauernd gerührt.

Das Schreiten auf weicher und klangloser Erde beglückte ihn, der aus der betäubenden Härte der Städte kam, und der Geruch des sterbenden Waldes erfüllte seinen Atem mit der Seligkeit des Unbegrenzten, so daß er das Meer zu spüren glaubte und eine trunkene Herrschaft über das Uferlose, die dem Gefühl der Allmacht gleichkam. Dazu gesellte sich lose Erinnerung an Sonntagsstunden der Kindheit, in denen er die Forst durchstreift hatte, der Losgebundenheit mehr als dem träumerischen Genuß hingegeben, und an Wintertage, wo der Vater das Brennholz abgefahren, wenn der Frost die Erde gehärtet hatte.

Im leise dämmernden Fichtenholz saß er dann auf einem gestürzten Stamm, während vor ihm ein Zehn-Ender sein Rudel trieb. Der Schrei des Hirsches, aus der Nähe vernommen und vor seinen Augen gleichsam aufsteigend mit dem dampfenden Atem aus gesträubter Kehle, verlor das Bedrückende der vergangenen Stunden, und als Gieseking sich leise wegstahl und unter langsam sich bestirnendem Himmel zur Jagdhütte zurückkehrte, fühlte er die Leidenschaft der Jagd als einen leisen Rausch im Blute und sah nichts als das Bild des niederbrechenden Hirsches, den seine Kugel fällen würde. Aber er würde sich Zeit gönnen und wie in seinem Leben die Hand erst nach dem höchsten Preise heben.

Doch in der Jagdhütte, als die Lampe brannte und das Essen vorüber war, kam es wieder. Er hatte eine Zeitschrift aufgeschlagen, und der Rauch der Zigarre stand blau und behaglich im warmen Raum. Aber er las nicht. Er blickte auf das Fenster, hinter dem der schwere Holzladen geschlossen war, und lauschte. Ja, er lauschte so angestrengt, daß er plötzlich seinen Herzschlag vernahm und darüber erschrak wie über etwas Unpassendem und zumindest Unbescheidenem, das die große Stille aufdringlich durchbrach. Und wiewohl er gleich darauf lächelte wie wenige Tage zuvor im Tiergarten, nur etwas härter vielleicht, hob die Erscheinung sich doch als etwas Seltsames mit leiser Drohung vor sein inneres Gesicht, und er fühlte, ohne daß sein Verstand es schon erfaßte, das leise Erzittern des Gleichgewichtes, das nie zuvor in seinem Leben gewesen war, nicht einmal in den ungleichen Kämpfen, die auch seiner Laufbahn nicht erspart geblieben waren, und das um so rätselvoller war, als der Gegner sich sorgsam verbarg und jede Vermutung in leeren Räumen sich spurlos verlor.

„Unsinn!“ sagte er laut und bemerkte sofort, daß er es lauter gesagt hatte, als es nötig gewesen wäre. „Die Nerven sind es . . . ich muß die Schwingungen umstellen auf diese Stille und Abgeschiedenheit.“ Er füllte ein Glas mit dem roten Wein, den er mitgebracht hatte, und trank es aus, wobei ihn die Lust anwandelte, es gegen den Holzladen zu werfen, der das Fenster verschloß, damit der Ton der klirrenden Scherben ihn erfreue.

Aber dann stand er lange, unbeweglich, das Glas in der Hand, und horchte, wie der Schrei der Hirsche von draußen gegen die Holzwände stieß, in regelmäßigen Pausen, wie der Ton eines Hornes aus einem tiefen Wald, über die Schläfer hin und die Träumenden, mit einer ehernen Strenge, die gnadenlos über die Stunden schritt.

‚Weshalb hasse ich sie denn?‘ dachte Gieseking. ‚Als Kind hörte ich sie doch gerne... als Kind . . .‘ Er lächelte, und eine noch unklare Trauer stieg ohne Vorbereitung aus den verschütteten Kammern seiner Seele, erfüllte und überflutete ihn, leidenschaftlich und überwältigend, so daß die Arme ihm herabsanken und der Rest des Weines vernehmlich auf die Dielen tropfte.

Als er am späten Abend noch einmal vor die Türe trat, geschah es schon mit der Gebärde des Leidenden, und in den Augen, die er zu den Sternen aufhob, waren Spott und kühle Meisterung verlöscht. Unbeweglich über ihm ragte der Wald, zu steinernen Massen schwarz erstarrt, Gebirge der Unendlichkeit, das seine Unnahbarkeit mit eisigem Schweigen unter den Nachthimmel hob. Darüber standen in betäubendem Glanze die herbstlichen Sterne, und als Giesekings suchender Blick das helle Bild des Großen Bären fand, fiel ihm das Abschiedswort des Ministers ein, vom silbernen Wagen, der

ihn vor das Tor der Heimat tragen sollte. Und obwohl alle symbolische Verknüpfung der Kühlheit seines Sinnes ferne stand, fühlte er die gleiche Erbitterung gegen diese glänzenden Gebilde der Nacht in sich aufsteigen wie gegen den Schrei der Hirsche, der immer noch, nur mit gesteigerter Wildheit, an das gestirnte Gewölbe stieß, das ihn dröhnend zurückwarf.

Träume stürzten sich über ihn, als er in dem harten Holzbett lag, aus fremden Ländern aufsteigend, unbekannte Gesichte mit erstickendem Atem, aber mit leeren Augen, und der Ton einer Posaune, der eiskalt von Gletscherströmen niederfiel.

*

Als der Wecker klirrte, lag er zunächst wie ein Betäubter, dem Grauen des dunklen und fremden Raumes hingegeben, bis die Umrisse seiner Welt erschienen und er taumelnd zu seinem Leben zurückfand. Dann, als die Kerze brannte, empfand er langsam das Behagen warmer Geborgenheit, strich lächelnd mit der Hand über das Gewesene, von tausend Erklärungen getröstet, und als der Beamte erschien, respektvoll seine Bereitschaft meldend, empfing der Staatssekretär Gieseking ihn mit auszeichnender Freundlichkeit, und nach einem gemeinsamen Kaffeetrunk schritten sie in leisem Gespräch den Brunftplätzen zu, die der Gast zu sehen wünschte.

Aber obwohl die Tage sich klar und von herben Bildern gefüllt aneinanderschlossen und die Stille eines reinen Lebens aus jeder Stunde gleichmäßig wuchs, erkannte Gieseking, sobald er allein war — und er hatte seit dem ersten Morgengang allein zu bleiben gewünscht —, daß er unterlag. Er fühlte es mit dem leidenschaftlichen, fast betäubenden Schmerz des Mannes, der zu siegen gewohnt war, und er hatte aufgehört, am Morgen mit einer Handbewegung wegzuräumen, was die Nacht an Gestalten um ihn gestellt. Doch war seiner sachlichen Art verhaßt, die Gründe im Unbewußten oder im Rätsel des Seelischen zu suchen, und von den Erscheinungsformen der Kreise ging er in bewußtem Grübeln Schritt für Schritt zu den Anlässen zurück, sorgfältig bemüht, alles rein Stimmungsmäßige und im wahren Sinn Problematische in der Rechnung zu vermeiden.

Wozu er gelangte, war dieses. Ein Leben, gefüllt mit Kampf um Dinge und Tatsachen, verknüpft mit der Unterstützung oder dem Widerstand von Menschen, entfremde sich unaufhaltsam dem Leblosen oder unbewußt Lebenden, der Natur, dem Tiere, und sei in immer wachsendem Maße gebunden an menschlichen Widerhall, Ergebenheit, Anerkennung, Förderung, ja selbst an Lebensweise und äußere Form der menschlichen Welt, die Großstadt zum Beispiel, die wechselnde Erfülltheit der Stunde, den Gehorsam der Dinge gegen eigenes Willensgebot. Abbruch dieser Beziehungen und Verpflanzung des Menschen in eine andere, leblose Welt erzeuge einen Zustand, den man als echolos bezeichnen könne, Gefühle des Unterliegens gegen etwas Ungeheures, aber nur ungeheuer an Masse, an Unbeseeltheit. Der verbannte Herrscher auf unbewohnter Insel, eine Schlacht gegen Nebel. Man kehre nicht ungestraft zum Kinde zurück, und man tue gut, aus dem silbernen Wagen nicht auszusteigen, sondern mit einer Handbewegung aus seinen Fenstern zu grüßen.

Sobald Gieseking diese Dinge erkannt und fast vortragsmäßig sich dargestellt hatte, beschloß er logischerweise, den Besuch zu machen, den er vor seiner Heirat für notwendig befand, sodann den stärksten Hirsch des Reviers zu schießen und abzufahren, um an der Riviera oder auf einer anderen ihm angemessenen Ebene des Lebens den Rest seines Urlaubs zweckmäßig zu verbringen. Und obwohl er fühlte, daß irgendwo zwischen den klaren Zahlen seiner Rechnung ein ganz kleiner, ja ein verschwindender Rest eines Fehlers blieb, etwas in Ziffern gar nicht Auszudrückendes, gewann er doch aus seinen Überlegungen die Sicherheit zurück, die seinem Besuch den Anschein einer Handlung der Gnade gab und nicht eines Ganges der Buße.

Er richtete es ein, daß er nach zweistündiger Wanderung den kleinen Gutshof hinter dem Moor um die Zeit der Dämmerung betrat und fand, nach mehrfachem vergeblichem Klopfen, Frau Lisa im Wohnzimmer, damit beschäftigt, einem vielleicht fünfjährigen Mädchen einen Verband um den Unterarm zu befestigen, während ein etwas älteres auf der Erde mit einem Hühnerhund spielte und ein schmächtiger Junge auf dem Eßtisch Bleisoldaten in Reih' und Glied stellte. Eine niedrige Lampe warf ein mattes Licht auf den unteren Teil der Wände, so daß die Gesichter der Kinder noch beschienen waren, der Kopf der Frau aber bis auf die Linie ihres Mundes im Schatten blieb.

Es war das erste, worauf Gieseking blickte, und er hätte gewünscht, daß das Lampenlicht ihm diese Betonung erspart hätte, aus der die Schwere der Erinnerung fordernd emporstieg. „Ich bin noch einmal gekommen," sagte er, erbittert über das

Knabenhafte dieser Wendung und bemüht, den Hund von sich abzuwehren.

Nichts an ihr verriet die Erschütterung der Stunde. „Du mußt einen Augenblick warten," erwiderte sie, „ich muß den Verband erst fertigmachen ... ich habe dich schon gestern erwartet."

Sie beugte sich wieder über das Kind, und das Licht lag nun auf ihrem Scheitel, die dunkle Ecke mit Glanz erfüllend. Gieseking nahm die Büchse von der Schulter und sah auf den Knaben, dessen Blick ihn fremd und ablehnend traf. Er erschrak über das Spiel der Natur, das dort wie aus einem Spiegel ihm entgegensah: derselbe steile Anstieg der Stirn, der Schwung der Augenbrauen, selbst der Fall des losen Haares über die hohen Schläfen, eine Sinnlosigkeit der Form, die ohne Gnade wiederholte, was Geheimnis bleiben sollte, und ein beleidigender Abdruck des Urbildes, das den Stolz des Einmaligen beanspruchte. Er hätte doch nicht kommen sollen. Dieses Zimmer war wie der Wald, sichtbar und hörbar, aber tausend Riegel standen vor seinem Grunde.

Dann fragte die Frau, das Kind zur Seite schiebend und in den Lichtkreis der Lampe tretend, weshalb er immer noch stehe. Ihre Stimme zitterte nun doch ein wenig, und ihr Gesicht war blaß, als sie die klaren Augen auf Gieseking richtete.

Dieser dachte mit seltsamer Erleichterung und indem er auf ihr gestreiftes, schönfarbiges Kleid sah, daß sie etwas stark geworden sei, halb wie eine Bäuerin und halb wie eine Malerfrau aussehe, aber daß alles so merkwürdig klar an ihr sei, die Augen, die Hände, die Haltung, nichts von Verlegenheit oder Demut. Ungebrochen, ja, das sei es wohl.

„Ich wollte dich noch einmal sehen," sagte er leise.

Sie sah ihn an, wie man ein Kind ansieht, mit sanftem Ernst und unbeweglich, und das fast Allwissende des Blickes zerstörte in dem Zeitraum zwischen zwei Herzschlägen alle angemaßte Gnade seines Besuches, so daß eine schwere Scham ihn zu erfüllen begann.

Mit einer Milde, die er gleich einem Schlage empfand, bat sie ihn endlich, ihr die Hand zu geben und sich ans Feuer zu setzen, und befahl dann dem Knaben, das Gewehr in die Ecke zu stellen und das Mädchen zu rufen.

Er saß in dem Lehnstuhl am kleinen Kamin, in dem das Feuer erstarb, und sah dem Kinde nach, das schweigend gehorchte. Als das Mädchen kam, trug sie ihm auf, Holz nachzulegen und den Tisch zu decken, auch ein Besteck für den Herrn Staatssekretär zu bringen. Die Kinder standen im Hintergrund und blickten bewegungslos auf den Gast. Frau Lisa lehnte am Tisch, die Arme über die Brust gefaltet, wie es ihre Gewohnheit war, und sah schweigend auf ihn nieder.

„Ich wußte nicht," begann er befangen, „daß du ... daß du noch mehr Kinder hast ..."

Sie nickte. „Mein Mann ist gestorben."

„Ich habe es gelesen, zufällig."

„Nun ja ... erzähle jetzt, von dir ... ich weiß nur, daß du Staatssekretär bist und noch einmal Minister wirst und hier einen Hirsch schießen willst. Es ist schon ein Ereignis für diese Gegend."

Er erzählte, stockend, ohne Glanz, aber von Zeit zu Zeit glitt sein Blick nach der dunklen Ecke, wo das blasse Gesicht des Knaben ihm regungslos zugewendet war. ‚Sollte es das gewesen sein?' dachte er. ‚Dies Verborgene, das ich aufgedeckt habe?'

Das Essen war von einer Einfachheit, die ihm Absicht schien, und er aß hastiger als sonst, um sie nicht zu verletzen. Dann brachte Frau Lisa die Kinder zu Bett, ohne sie zu veranlassen, ihm die Hand zu reichen, und er saß rauchend am Kamin, bis sie wiederkam und sich ihm gegenübersetzte. Das Haus war nun still, und auch der Schrei der Hirsche, nach dem er lauschte, war hier nicht zu vernehmen.

Sie hatte die Wange in die Hand gestützt und sah in das Feuer. Ihr Gesicht unter dem tiefen Scheitel hatte sich nun verfinstert, und eine Falte stand zwischen ihren Brauen.

Endlich lehnte sie sich zurück und sah ihm gerade in die Augen. „Weshalb bist du gekommen?"

Ihre Herbheit gab ihm einen Teil des Verlorenen wieder, und bevor er antwortete, stäubte er sorgfältig die Asche seiner Zigarre über dem Kamin ab. Dann berichtete er behutsam, daß er begründete Aussicht habe, in Jahresfrist Minister zu sein und daß er zu heiraten gedenke.

Sie beugte sich vor, die Arme auf den Knien, und blieb so, in eindringliche Betrachtung seines Gesichtes versunken. „Wir kennen uns von Kind an," sagte sie dann im Ton einer ruhigen, nachdenklichen Erzählung, „und von Kind an habe ich dich geliebt. Das wußtest du, leider. Du hast es immer ein bißchen ausgenutzt. Zuerst um unsere Äpfel zu essen und dann ... zu dem andern. Du warst immer ein Diplomat, Hermann. Ich habe natürlich ge-

dacht, daß du mich heiraten wirst, noch damals, beim Tode deiner Eltern. Ich war ja so grenzenlos dumm. Und deshalb habe ich es wohl auch getan. Du warst um Worte nicht verlegen, aber es waren Worte wie ein Nebel über einem Fluß . . ."

Erbittert über die Art, wie sie das Licht auf seine Seele fallen ließ, warf er ein, daß er nichts versprochen habe.

Sie sah ihn traurig an. „Du mußt so etwas nicht sagen," erwiderte sie. „Du siehst, ich fand einen edlen Menschen, der sich über mich erbarmte, ein . . . Untertan bloß, Hermann, aber gegen euch war er ein König."

„Du mußt bedenken," sagte er ungeduldig, „daß für mich alles auf dem Spiel stand, meine Laufbahn, mein ganzes Leben. Ich war schon Landrat damals."

„Ich habe es bedacht. Nur was für mich auf dem Spiele stand, das habe ich nicht bedacht. Es ist meistens so . . . Und jetzt kannst du ruhig heiraten. Ich lebe hinter dem Moor. Nur wenn du das Kind wegnehmen willst, dann werde ich es dir nicht geben."

„Ich will es nicht."

Er hatte die Zigarre ins Feuer geworfen und saß finster da, ein wenig gebeugter als zuvor, die Stirn in die Hände gestützt, während sein Gesicht langsam durchsichtiger wurde wie ein herbstlicher Wald. Frau Lisa legte neues Holz in den Kamin und blieb dann wieder in ihrer vorigen Haltung, und die Klarheit ihres Blickes legte sich wie eine wachsende Flamme auf seine Stirn.

„Nun bist du hierher gekommen, um dich etwas zu wärmen," fuhr sie ruhig fort, „weil dich so sehr friert."

Gieseking ertrug ihren Blick nicht mehr, und er bedeckte seine Augen mit der Hand. Aber dann erzählte er alles, vom Wald und von den Hirschen und von dem furchtbaren Schweigen dieser Erde. Vielleicht erzählte er es nur, weil diese mütterlichen Augen über ihm waren, oder weil er ahnte, daß diese Stunde ihn ausstieß von den Lebendigen und ihn zu den Toten warf. Er sprach auch davon, wie er sich das alles erkläre und daß er wohl etwas überarbeitet sei.

Aber sie lächelte nur. „Du mußt diese Phrasen hier lassen," sagte sie sanft. „Wir säen hier Korn und ernten es, und da darf man nicht so mit den schlichten Worten spielen. Aber ich will dir sagen, was es ist. Denn du weißt ja selbst, daß deine Rechnung nicht stimmt. Es liegt einfach daran, daß du als ein Toter aus deinen Gräbern zu den Lebendigen gekommen bist. Solange du unter der Erde lebtest, in deiner Stadt, mit deinen Menschen und deinem Beruf, wo alle andern ebenso tot waren, hast du es nicht gemerkt. Nun aber sollst du in einem Wald stehen, sollst ein Tier anblicken oder die Sterne. Du weißt gar nicht, daß du auf eine Wage getreten bist und daß du fällst wie ein Stein. Als du zum erstenmal aus der Stadtschule nach Hause kamst, zu den Ferien, und vor mir prahltest, hattest du schon deine Seele verkauft. Und du hast nicht nur das verkauft. Du würdest deine Mutter verkauft haben, wenn es um deine Karriere gegangen wäre. Wenn du heute in einen Kreis von Kindern trittst, werden sie verstummen und fliehen wie vor einem Toten . . . Dein Gericht hat angefangen, und ich werde meine Hand nicht aufheben zu deiner Gnade."

„Du wunderst dich vielleicht, daß ich so spreche," fuhr sie fort. „Aber mein Leben geht um einfache Dinge, um ein Roggenfeld, um eine Fohlenkoppel, ein Blumenbeet oder eine Handvoll Mehl. Sie lügen nicht, und ich habe nur zu sagen, ob sie gut sind oder schlecht. Sie können nicht sprechen, verstehst du? Ich sehe auf dich wie auf eine Roggenähre, und die Ähre ist taub. Wir sammeln hier keine tauben Ähren."

Seine Schultern zuckten wie die Schultern eines Kindes unter Schlägen, aber er wehrte sich nicht. Er stand nur auf und trat ans Fenster.

Sie schwiegen, bis das Feuer im Kamin erloschen war. Dann bat er sie, ihn noch einmal zu dem Kinde zu führen, bevor er gehe.

Sie zündete eine Kerze an, und er folgte ihr, als sie schweigend voranging. Die beiden Mädchen erwachten nicht, als Frau Lisa für einen Augenblick das Licht über sie fallen ließ. Gieseking aber achtete ihrer nicht, sondern trat an den beiden Betten vorbei hinter den offenen Vorhang, der einen Teil des Raumes abschloß. Er beugte sich über das Lager des Knaben, als wollte er keinen Zeugen für diese Handlung haben, aber er griff mit der Hand zurück, als suche er Halt an Frau Lisa und blieb so in der Gebärde der Ohnmacht, auch als sie die Kerze, mit der Hand die Flamme deckend, neben ihm erhob.

Der Knabe lag auf dem Rücken, die Hände auf der Brust gefaltet, mit dem stillen Gesicht eines Schlafenden. Aber seine Augen, die klaren und unerbittlichen Augen seiner Mutter, waren groß und bewegungslos auf Gieseking gerichtet. Ihr Blick war so mit kaltem Ernst erfüllt, daß sie schon

für Stunden so gewesen sein mußten, ins Dunkel aufgeschlagen, aus dem die Kälte und das Schweigen sich langsam in ihnen gesammelt hatten. Aus der unverletzten Kindlichkeit dieses Gesichtes öffneten sich diese Augen als ein unerträgliches Grauen, und Gieseking, die Lippen zusammenpressend, starrte in sie hernieder wie in eine Schale, in der sein Blut emporstieg.

Auf die Frage der Mutter, ob er nicht schlafe, schüttelte er nur schweigend den Kopf, ohne die Augen von seinem Vater zu wenden. Frau Lisa versprach, gleich wieder bei ihm zu sein, und ging mit Gieseking hinaus.

Auf der Vortreppe erlosch das Licht im Zugwind, und nur der Schein des steigenden Mondes erhellte den Hof. „Er sieht mich," flüsterte Gieseking. „Durch die Wände sieht er mich ... Was will er denn von mir ... weshalb spricht er nicht?"

Sie schwieg und blickte finster über den Hofplatz hinaus. In der Ferne war der Schrei der Hirsche wieder zu vernehmen. Er ergriff ihren Arm. „Weshalb bist du so fern wie alles das?" fragte er beschwörend. „Wie das Kind und der Wald und jenes Tier?"

Sie trat zur Seite, um sich zu befreien, und sah ihn noch einmal an. „Weil wir leben," sagte sie langsam.

Da ging er, zurückweichend vor dem Blick ihrer Augen. Als er sich am Tor wendete, war sie nicht mehr da, und nur die beglänzte Wand des Hauses stand am Rande der vergangenen Stunde.

*

Gieseking, nachdem er zunächst den Weg verfehlt und erst nach gewaltsamer Beherrschung seines Gemütszustandes die richtige Straße gefunden hatte, kehrte nicht sofort zur Jagdhütte zurück, obwohl ihn schmerzlich nach Wänden verlangte, die die Welt von ihm ausschlossen, sondern machte einen Umweg nach dem Rande des Moores, weil er, auch nach der Niederlage, mit einer stumpfen Erbitterung sich an den Plan gebunden glaubte, den er vor Antritt der Reise mit fast amtlicher Sorgfalt aufgestellt hatte.

Er saß dort auf einem Hügel, die Büchse über den Knien, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte auf die unendlich erscheinende Fläche, auf der in der Ferne ein Wasserspiegel erglänzte oder eine Gruppe gedrungener Kiefern aus der Unbewegtheit der Öde sich aufwärts hob. Aber er sah alle diese Dinge nicht, so wenig er etwa noch die Augen seines Kindes sah oder die unbestechliche Klarheit auf der Stirn der Mutter. Alles dies waren gleichsam Tropfen aus einem Gefäß, unerbittlich fallend. aber er sah das einzelne nicht mehr, er sah nur das Zusammengeflossene, das wuchs und wuchs und über das er sich beugte.

Nur eines war ihm in aller Deutlichkeit bewußt wie vor dem kleinen Bild jener Ausstellung: die feindselige Kälte, die aus dem Ring der Stunden ausstrahlte, seit er vor der Jagdhütte gestanden hatte. Sie lebte in dem Grase, das er mit seiner Hand berührte, wie in dem Blick des Kindes, in dem Schrei der Hirsche, wie in dem Hauch des Windes, der von den Blänken her über seine Stirne glitt. Und sie würde bleiben, unabänderlich.

Er hatte einen Fehler begangen mit dieser Reise. Gut, man würde ihn nicht wiederholen, und er war ausgelöscht. Man würde nach anderen Kränzen greifen und die leere Stelle damit bedecken. Denn das blieb: die leere Stelle war da. Ein Feld, wo der Boden schwankte, eine Leiter, die nicht hielt. Aber es war eine Stelle ohne Belang. Man konnte nicht Klavier spielen, und man konnte nicht in die Augen der Heimat blicken. Beides war vielleicht leise zu bedauern, aber nur von einem einzigen Punkte seines Lebens aus. Und man würde diesen Punkt nicht mehr berühren. —

Er blieb noch eine Weile sitzen, mit kalten Augen vor sich hinsehend, und stand dann fröstelnd auf, um zur Hütte zurückzukehren. Er ging sehr gerade und seiner Haltung bewußt, aber lange darauf, vielleicht eine Stunde später, blieb er mitten auf dem Wege stehen, mit zitternden Gliedern, und erkannte, daß er wie ein Soldat ging, mit der Kugel in der Brust, unter unsichtbaren Augen, die mit der Strenge einer Wage prüften, ob er die Haltung eines Helden bewahre.

*

An dem gleichen Morgen kam der Beamte, entgegen der Vereinbarung, meldete das Auftreten eines Kapitalhirsches und fragte, ob der Herr Staatssekretär nicht versuchen wolle, ihm die Kugel anzutragen. Gieseking, schweigend und ohne ein Anzeichen der Freude oder Mißbilligung, folgte dem enttäuschten Führer zu einem entfernteren Jagen, sah, wie der Hirsch einen geringeren Nebenbuhler abschlug, und hob die Büchse, als der Sieger, das leuchtende Geweih zurückwerfend, seinen dröhnenden Schrei hinter dem Geschlagenen herwarf.

Doch hätte niemand mit einiger Sicherheit zu sagen vermocht, was in der Seele

Giesekings vor sich gegangen sei, als er die Waffe in das Antlitz der Heimat erhob, die sich in der makellosen Form des Tieres vor ihm enthüllte. Aber in dem Augenblick, als der Beamte schon das Feuer vor der Mündung zu sehen vermeinte, warf Gieseking die Büchse herum, und durch Äste und splitternde Rinde hindurch schlug die Kugel in die Tiefe des Waldes hinein, als sei hinten, im Dunkel des Gehölzes, ein Bild erschienen, das des Schusses bedürftiger sei als das edelste Wild.

In wilder Flucht war das Rudel zerstoben, als Gieseking, vorgebeugt, noch immer die Bahn entlangstarrte, auf die er den Tod geschickt. Dann hängte er die Büchse über die Schulter und ging wortlos in den Wald hinein, und alles, was der Beamte später zu sagen vermochte, war, daß sein Gesicht entstellt gewesen sei wie von einem furchtbaren Schmerz und daß er Mühe gehabt haben müsse, den Bäumen auszuweichen.

Abends, nach einem wortkargen aber beherrschten Abschied im Hause des Forstmeisters, wobei er sogar zu lächeln vermochte, fuhr Gieseking ab. Im Abteil, als er dem Beamten die Fahrkarte reichte, zog er mit ihr eine Ecke des Bildes heraus, das seine Verlobte darstellte. Als er wieder allein war, betrachtete er das Bild lange und mit kaltem Ernst, zerriß es dann sorgfältig und ließ die kleinen Stücke durch das offene Fenster in die Nacht hinausfallen.

Er behielt die Hand auf dem heruntergezogenen Fensterrahmen, sie von Zeit zu Zeit öffnend, damit der Wind kühlend zwischen seinen Fingern hindurchgleite. Die Telegraphenstangen schossen vorüber und schleuderten Raum auf Raum zwischen ihn und das Vergangene. Aber er dachte weder an die Heimat noch an das Amt, das ihn erwartete. Er sah das Sternbild des Wagens in dem Viereck, das das Fenster in den Himmel schnitt, aber der in die Ferne reichende Blick seiner Augen zeigte keine Veränderung. Er blieb ernst und ein wenig beschattet, wie der Blick eines Menschen, der an seinen Tod denkt.

Doch dachte Gieseking nicht an diese oder eine ähnliche schwere Frage. Er öffnete und schloß immer wieder seine Hand, weil der Wind ihm wohltat, und seine etwas müden Gedanken gingen mit einer leise gefühlten Zwecklosigkeit suchend um die lange vergessene Bibelstelle, die von dem Wind erzählt, von dem wir nicht wüßten, von wannen er komme und wohin er gehe.

Dorfidyll. Von Hans Deißinger

Sprühregen von Südwesten her,
Getreideduft auf seinen Schwingen,
Alle Büsche hängen von Wasser schwer,
Am Dorfteich Blasen springen.

Hühner kauern verstimmt, in Not,
Die Schwänze zur Erde gebogen,
Frischwatschelnd durch den klatschenden Kot
Kommt ein Volk Enten gezogen.

Jungschwalben hocken wetterscheu
Am Stallsims, eng in Reihen,
Am Straßenrand stampfen im schmutzigen Brei
Drei Jungen und lachen und schreien.

Und mißmutig knarrt eine Weizenfuhr',
Halb aufgeladen, vorüber,
Das Wasser spritzt in der Räderspur,
Der Knecht stülpt die Sackschürze über — —

Jetzt platzt der Guß! — Eine Stalldirn' springt
Mit nassen, klebenden Röcken,
Glührot die Wangen, und hinter ihr klingt
Schallendes Spotten und Necken!

Doch die Bäuerin kocht vergnüglich Kaffee,
Tut heimlich das Wetter segnen:
Die Gerste ist trocken daheim! — Auf den Klee
Und auf die Kartoffeln mag's regnen!

Hilligenlei

Trümmer eines versunkenen Reiches: die friesischen Uthlande

Von Willy Norbert

Da ist die Frieseninsel Sylt, der größte der Trümmerbrocken, die verblieben sind aus dem jahrtausendealten Ringen zwischen Land und Meer. — „Im Anfang war Himmel und Wasser...“ heißt es. Und der Edda altes Lied singt:

„Nicht Sand war noch See,
Noch Salzwogen...
Gähnung grundlos,
Doch Gras nirgend —“

Himmel und Meer — das wird einst auch wieder das Ende sein — — der Kampf tobt weiter...

Der bebende Leib des Nordmeers wälzt sich gegen die Strandmauer Westerlands und sprüht seinen weißen Gischt hoch in den Abendhimmel, über den dunkle Wolken davonstürzen in jagender Hast. Die Luft erzittert unter den Schlägen der Brandung, das Nordmeer ächzt unter dem zähen Widerstand des felsenharten Bollwerks, das hier die kleine Menschenfaust in seinen großen Weg gestellt. Die vielen Gestalten auf der Terrasse der Strandmauer sehen lächelnd dem Kampf zu, blicken von sicherer Höhe hinab auf den rasenden Leib des Meeres wie auf den eines tollwütenden Tigers, der in ohnmächtigem Haß sich gegen die festen Gitterstäbe seines Käfigs wirft. Unbekümmert um die entfesselte Wut der Nordsee um sie her spielen die gewissenhaften Musikanten der Kurkapelle Stück für Stück ihres Programms herunter, verborgen in der gigantischen Muschelhöhle ihres Pavillons. Aber niemand achtet auf sie. Die Klänge der Geigen, Celli und Flöten verwehen. Nur den Nächststehenden vernehmbar, packen sie des Meeres und des Windes Fäuste, sobald sie die große Muschel verlassen, reißen sie in Fetzen; und eine Melodie, stärker als die der sanften Instrumente der Menschen, erfüllt den weiten Raum über den schäumenden Wassern.

Hier oben in den deutschen Uthlanden, auf den Inseln der Nordfriesen stand die Wiege unserer nordgermanischen Stämme. Kimbern und Teutonen, später Angeln lebten hier und hatten alles, was sie von ihren Göttern erflehen konnten: dichte, wildreiche Hochwälder von Eichen und Buchen, sanfte, grüne Matten für ihr Vieh. Und das Weltmeer bespülte ihre hohe Küste; große Flüsse mit lieblichen Ufern durchrauschten das glückliche Land. Starke Burgen und reiche Dörfer gab es mit Altären, an denen die zufriedenen Menschen jenes goldenen Zeitalters ihren Göttern dankten.

Wie viele solcher glücklichen Jahrtausende vertropften wohl so in das Meer von Zeit und Ewigkeit. Wir wissen es nicht. Die Kenntnis unserer eigenen Geschichte ist ja so jung! Und so wenig wie wir wissen, wohin der Weg unseres Geschlechtes geht, kennen wir den, woher es kam. Aber wir wissen, daß jenes glückliche Zeitalter plötzlich ein Ende nahm, und daß unsrer Vorfahren seliges Reich zugrunde ging — über Nacht. Wieder erklingt der Sang der Edda:

„Die Sonne verlosch,
Das Land sank ins Meer.
Vom Himmel stürzten
Die heiteren Sterne...“

Und es müssen Schreckensnächte ohnegleichen gewesen sein, als das Weltmeer sich erhob und jenen mächtigen Einbruch in unser nordisches Land erzwang, dessen gewaltsame Spuren wir noch heute sehen: am Englischen Kanal, der Haupteinbruchstelle des Meeres. Das Land senkte sich, die Wasser stiegen. Damals entstand unser Deutsches Meer. Damals ging aber auch das Land unserer deutschen Urväter verloren. Ein weites, verschwiegenes Grab nahm sie und ihre Werke auf — das Meer.

Langsam aber entsteigen heute schon den Wassern und ihren Küsten Zeugen, die des Dichters Träume bestätigen. Schalen von Süßwasserschnecken mitten aus dem Salzgrunde der Deutschen Bucht, Ahornstümpfe und Moorfetzen aus dem Schlick der Nordsee. In allerjüngster Zeit stieß man in einem Moor Nordfrieslands auf einen seltsamen Fund — das Skelett eines riesigen Walfisches, dessen Art unbekannt ist und der Vorgeschichte angehört. Man entdeckte auf Helgolands Oberland Kieferreste eines Auerochsen, — ein Beweis von der Größe des verlorenen Reiches, das einst von den Uthlanden im Norden bis an die Mündurg der Elbe die ganze Deutsche Bucht ausfüllte. Und rosige und opalfarbene, phantastisch geformte Muscheln fand man in der Tiefe des alten Morsum-Kliffs auf Sylt, die denen des Mittelmeers gleichen und die nur in warmen Fluten gedeihen können. Welch ein glückliches Klima jenes sagenhafte Land besessen, davon sprechen auch die mächtigen, versteinerten und verwitterten Reste von Eichen und Buchen, die tief im Watt bei der Insel Föhr gefunden wurden; oder die Versteinerungen tropischer Pflanzen, die das Meer anspülte oder der Pflug aus dem Inselland grub. Ja, noch ein kleiner lebender Zeuge ist auf den Inseltrümmern verblieben, der sich irgendwie hinübergerettete in unseren jungen Tag: der Gebirgsenzian und andere, kleine, alpine Pflanzen, die im Schutz der hohen Dünen ein hart bedrängtes Dasein führen.

Aber mit jener Menschheitskatastrophe, die im Nebel der Zeit verdämmert ist, schien das Leid noch nicht erschöpft, was diesem Teile des germanischen Nordens vom Schicksal beschieden war. Nach dem Einbruch der Fluten und der Bildung eines Binnenmeeres bauten die überlebenden Geschlechter neue Burgen, neue Hütten und neue Altäre den alten Göttern. Und erst, als auch das neuerbaute Reich auf der „kimbrischen Halbinsel", wie das gespaltene Land nun heißen mußte, den stürmenden Fluten zum Opfer fiel, gaben die Menschen den langen Kampf endlich auf. Die verwüsteten Reste des Landes, die ihnen verblieben, konnten sie nicht mehr ernähren. Was rüstig war, zog in die Ferne, dem Süden zu. Was in der Heimat verblieben — Greise, Kranke, Kinder — wurde die Wurzel eines neuen, weniger starken Geschlechtes das sich aber langsam mischte mit einwandernden Sachsen, Angeln und Jüten and an ihnen sich erkräftigte. Und während die alten Herren des Landes siegreich gegen die Römer durch Gallien zogen, weiter und weiter bis Vercellae, wo Marius sie schlug und das Kimbernvolk ausgelöscht wurde in der Geschichte, wuchs ein neues Reich auf den Resten des alten — das der Angeln und Sachsen. Und auch sie vertrieb das Meer, die Sturmflut. Da spannten sie die roten Segel auf ihren schlanken Schiffen und segelten nach England.

Es war ein von tausend Gräben und Flüssen durchzogenes Land, von dem die Friesen — die Ahnen der heutigen Insulaner — Besitz nahmen.

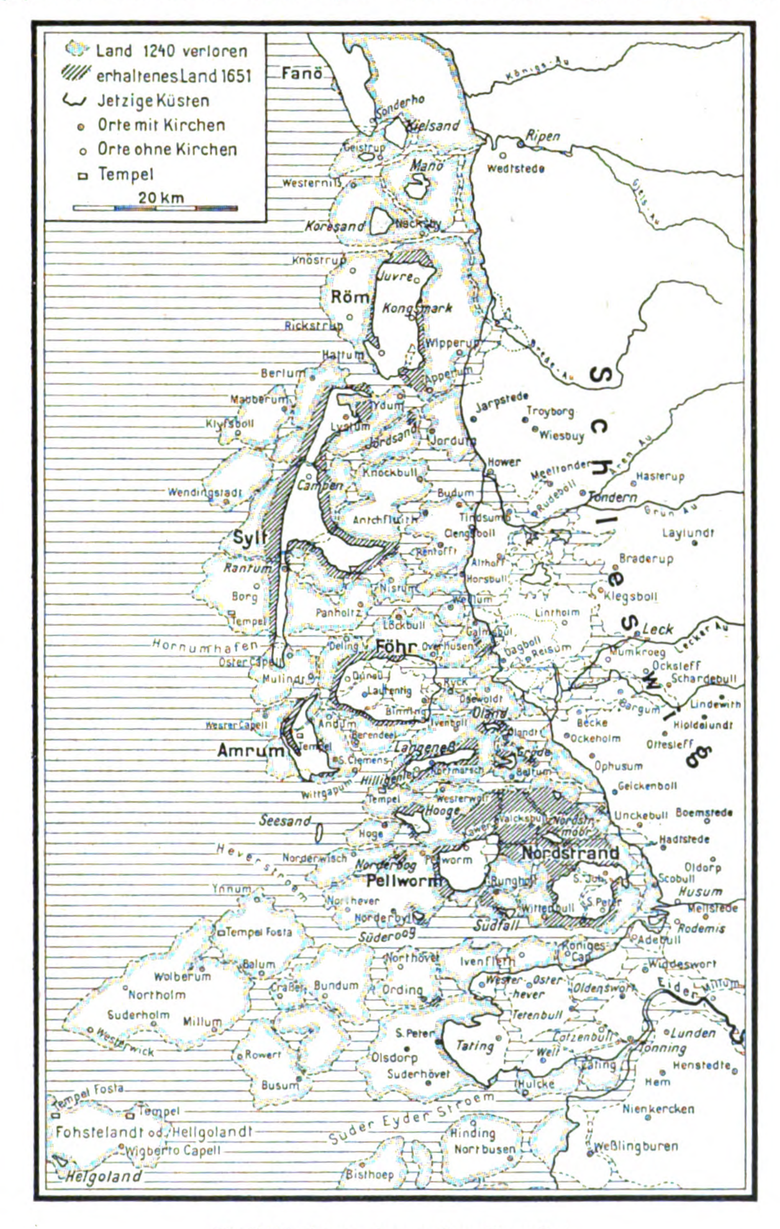
Mächtig blühte Alt-Friesland empor. Das Meer selbst ward jetzt der große Helfer — es ließ die Friesen zu Seefahrern werden. In den großen Hafenstädten Rungholt und Wendingstadt lag Kiel an Kiel. Spitzgiebelige, mittelalterliche Häuser und hohe Kathedralen standen an der deichgeschützten Küste. In den Gewölben der Gassen breiteten sich die Waren des Morgenlandes, die Bürger trugen goldene Ketten über den pelzverbrämten Wämsern, die Frauen schmückten sich mit der Seide und dem Samt Genuas und Venedigs, den Perlen und den Edelsteinen Indiens. Die grünen Marschen im Innern des Landes zeigten den reichen Viehstand des bäuerlichen Teiles der alten Friesen.

Da brach eine neue Katastrophe herein: die Nordsee bezwang in einer einzigen Nacht die schützenden Dämme der Uthlande und verschlang auch das neue Reich, verschlang es mit Städten und Dörfern, Menschen und Vieh. Viele, viele Tausende von Menschen fanden in jener Nacht vor sechshundert Jahren den Tod in den Wellen. Wo auf der Welt, wo in der Geschichte der Menschheit hörte man ähnliches? Was sind Pompeji und Herculanum, was Lissabon oder Messina gegen diese gewaltige Vernichtung?

Was ist geblieben von den drei Reichen, die hier in einem einzigen, mächtigen Grabe ruhen, über das nun die gleichmütigen und verschwiegenen Wasser der Nordsee rauschen? — Nichts als die Erinnerung, nichts als ein paar Brocken sandigen Landes — Trümmer, Trümmer und rollende Fluten, soweit die Blicke reichen. Der Kiel des Fischkutters oder des eleganten Bäderdampfers gleitet über dieses Atlantis, über das Vineta von Rungholt und Wendingstadt. Rote Seezeichen oder solche, die dumpf und schwermütig heulen oder des Nachts gespenstisch wie Irrlichter leuchten, schaukeln wie phantastische Grabsteine über den Wellengräbern Tausender von Städten und Dörfern und Hunderttausender von Menschen. Auf den kleinen Frieseninseln wölben sich goldene Dünenberge, die wie mächtige Grabhügel Nordmeer und Sturmwind türmten über den Stätten des Vergessens. Heiliges Land, wo immer die Wasser hier an die Küsten schlagen, heiliges Land, was sie verschonten bisher, heiliges Land die dunklen Gründe, über die sie fluten — Hilligenlei . . .

Da ist Sylt, die größte der vier Inseln, der größte der Trümmerbrocken. Da ist Westerland, das frohe, lachende Westerland und seine strahlende Terrasse, dieser Trutzbau der Neuzeit aus dem stählernen Felsen, Felsen — Beton — den nicht Gott schuf, sondern der Mensch — ein harter Bissen für die Nordsee! Einmal, vor kurzem, gleich nachdem er fertig war, biß sie doch ein klaffendes Loch hinein; wie zum Versuch. Es ging. Nun ist sie sich ihrer Macht auch über den Menschenfelsen bewußt. Das genügt ihr — vorläufig. Der Mensch aber schloß mühsam die Bresche und vertraut weiter auf seinen Trutzbau. Aber die Landsenkung dieses schicksalschweren Landes, die seit Jahrtausenden immer wieder die Sturmfluten heraufbeschwor, geht weiter, wenn auch unmerklich. Wie ein Stillstand in ihrer Bewegung, so leise. Aber sie ist da. Wenn der fremde Gast, der von der blanken Meerfeste Sylts hinausblickend weit draußen im stillen Meer ein hart ummrissenes Stück weiß gischtender Wellen sieht und den Insulaner nach der Ursache solch seltsamen Geschehens fragt, so erhält er nicht zur Antwort: „Herr, das ist eine versunkene Stadt, das ist Alt-Wendingstadt, die große Friesenstadt, und das Meer schäumt und brandet an seinen Türmen und Zinnen!" — sondern der Nachkomme des großen, untergegangenen Alt-Friesland sagt nur: „Eine Untiefe, Herr — eine Sandbank." Er weiß es nicht besser. Die Kunde ist längst verschollen, der alte Sang längst verhallt, den noch seine Ahnen im 17. und 18. Jahrhundert ihren Kindern gelehrt und der im Herzen der Inselfriesen fortlebte bis — nun, bis die Welt und das Leben und die Menschheit anders wurden. Bis eine andere Zeit kam, die nur sich selbst lebte und nichts hielt von alten Tagen. Da

erlosch die Erinnerung. Fremde Menschen wanderten ein und mischten ihr fremdes Blut mit dem alten Inselblut. Sie kümmerten sich nicht viel um die alten Spukgeschichten und sprachen nur von ihrer neuen und so viel besseren Zeit. Und redeten in ihrer Sprache — der Sprache des Festlands. Da begann auch das letzte zu schwinden, was geblieben aus der großen, nun vergessenen Vergangenheit: da starb die Sprache, die alte, kernige Friesensprache.



Die Uthlande vor der großen Sturmflut

Das altgermanische Friesisch, das nicht sterben wollte, das unmerklich aber dahinsiechte, immer mehr die fremden Worte aufnahm und bald nur noch ein halbes Platt war. Nun ist es fast ganz dahin, das letzte, das einzige Gut des Geistes, das Tod und Vernichtung getrotzt in schwerster Zeit. Nur wenige Nordfriesen sprechen noch eine Art Alt-Friesisch auf den Inseln Föhr, Amrum und Sylt. Auf allen Halligen, auf den Inseln Pellworm und auf Nordstrand kennt es

längst kein Mensch mehr. Sterbendes Volksgut... Nur in irgendeiner der ältesten Hütten, diesen niederen, strohgedeckten Katen Amrums, singt heute vielleicht noch eine junge Mutter in stiller Kammer ihrem Kinde das alte Wiegenlied:

„Are, bare, lunge Snare,
Wan skael wi to Ripan fahre?
Wan a Berre ripat,
Wan a Raag pipat,
Wan a Haevar skaeren ward,
Wan at Dotje baeren ward,
Wan a Stian draft,
Wan a Fedar sankt.“

„Storch, Storch, Langschnabel,
Wann werden wir nach Ripen fahren?
Wenn die Gerste reift,
Wenn der Roggen blüht,
Wenn der Hafer geschnitten wird,
Wenn das Töchterchen geboren wird,
Wenn der Stein schwimmt,
Wenn die Feder sinkt.“

Denn die Neuzeit zog überall auf den Nordseeinseln bald mächtig ein. Dämme und Deiche wuchsen und machten die Halligen fest. Scharen fremder Arbeiter kamen auf die stillen Warften der Halligen, in die Weltabgeschiedenheit der alten Inseldörfer. Überall vertrieben sie den Geist der alten Zeit, der hinter den einsamen Dünen, in den kleinen Hütten und im Schatten der mächtigen, altersgrauen Kirchen Föhrs, Sylts und Amrums traumhaft ein vergessenes Dasein führte bis tief in unsere Tage hinein. Und dann entdeckten die Menschen des Festlandes eines Tages die wundersame Heilkraft, die den alten Inseln zu eigen ist wie ein Vermächtnis jener vergangenen Zeiten, da noch Eichen die nun kahlen Hünengräber umrauschten und wundersame Blumen auf ihren hohen Rücken blühten, die heute zähe Heide bedeckt. Nun erbaute der geschäftige, moderne Geist große Gasthäuser und Heilstätten auf den kleinen Inseln. Vielstöckige Bauten stellten sich selbstbewußt neben Hütten, deren Türen der Insulaner nur gebückt durchschreitet wie seine schlichten Vorfahren. Mit Musik und Tanz zog die Neuzeit auf die Inseln. Mächtige Dampfer wurden erbaut, um immer größere Scharen fremder Besucher zu den Inseln zu schaffen. Da war es vorbei mit der alten Zeit, mit der Inselromantik, mit dem alten Friesentum. Die jungen Männer wurden froh der goldenen Zeit, die nun hereinbrach, und freuten sich des guten und leichten Verdienstes. Die jungen Mädchen aber schämten sich bald der alten Heimatstracht und legten sie ab; sie vertauschten auch den Schmuck der Mütter gegen modernen Staat. Sie mochten nicht zurückstehen hinter den feinen jungen Damen des Festlandes. Und dann — ein Charleston oder Tango in Urahnens Schlepprock? . . . Und mit dem großen, klirrenden, silbernen Symbol von „Glaube-Liebe-Hoffnung“ auf der Brust?... Und wie auf Helgoland durch den Einfluß des Badeorts heute die schöne Heimattracht schon lange ins Museum wandern mußte und nur noch bei einem historischen Fest aus den Truhen hervorgeholt wird, so sind auch auf den Frieseninseln die Tage der kleidsamen und geschmackvollen Tracht der Heimat gezählt. Bald wird das letzte Sylter Kleid ins Friesenmuseum ziehen und aufgestellt werden neben den Steinäxten und Bronzeringen der Ahnen und den Spinnrädern der Großmütter.

Viel Gutes brachte aber auch die Neuzeit den Inseln. Den Insulanern floß reicher Gewinn aus der Fremdenindustrie, von der allein sie fortan lebten. Sie gründeten schließlich Banken. Die Halligen verloren wohl ihr liebliches Landschaftsbild mehr und mehr, und statt der in tausend bunten Farben prangenden Wiesen und Fennen bedeckt sie jetzt schon ein wogendes Kornfeld, wo früher die Wasser des Meeres bei Springflut wogten. Aber die Schrecken der Sturmfluten wurden ihnen durch die sicheren Deichbauten genommen. Es gibt heute kein „sinkendes Halligland“ mehr. Hooge, Langenes, Oland, Nordstrand sind festes Land geworden. Ihre Poesie ist verschwunden — sie sind entzaubert! Aber das ist heute wohl das Los vieles Alten und Schönen auf der Welt. Nur der Abschied von ihm ist schmerzlich... Wo sind die Tage, da ein Jakob Alberts, ein Ludwig Jessen die berauschende Farbenpracht der vom Strandflieder mit einer lila-bläulichen Flut überschütteten Halligen malte? Wo sind die im alten Heimatskleide so ehrwürdigen Gestalten ihrer Bilder? Wo die schweren, geschnitzten Tische, Schränke und Truhen in den alten Häusern auf Hallig und Insel? Die kostbaren Standuhren, die malerischen, gemütlichen Kamine mit den blauen Delfter Kacheln, auf denen ferne Landschaften und lustige Schiffe die Kinder der Alten beizeiten auf die See lockten, wo sie zu tüchtigen Schiffern wurden? Wo ist dies alles geblieben? — Zerflattert in alle Winde, verkauft an fremde Sammler und Händler. Die „weltvergessene Hallig“ ist nicht mehr. Geschäftstüchtige Unternehmer führen ihr im Sommer täglich Hunderte von Fremden zu, die sich über das kleine Eiland stürzen, in alle Winkel schauen und — enttäuscht wieder von dannen ziehen. Es gibt ja nichts mehr zu sehen auf den Halligen; auch sie sind nur noch Trümmer dessen, was sie gewesen. Moderne Möbel, deren Art und Dimensionen das Antlitz der alten Zimmer auf den Warften zur Fratze verzerren, stehen heute da, wo das kostbare Gut der Alten das kleine Heim einst so lieblich geschmückt und so behaglich gemacht. Höchstens die alte Halligkirche lächelt noch mit den reinen und gütigen Zügen der alten Tage, und der naiv und köstlich geschnitzte Altar ist noch ein Winkel, in dem die Vergangenheit ungestört träumen darf. Oder der „Kö-

nigs-Pesel“ auf der Hallig Hooge zeigt noch, mit welch sicherem Geschmack die Halligmenschen früher ihr kleines Zuhause zu bauen verstanden. Aber der „Königs-Pesel“ ist Museum geworden und eine alte Frau in Heimattracht zeigt ihn gegen Entgelt! — „Hier, meine Herrschaften, schlief König Friedrich von Dänemark . . .“ Ja, hier schlief der von seinem Volke wenig geliebte Fürst — in solcher Untertanen Schoß durfte er sein Haupt ruhig betten. Das einst schlichte Zimmer, der alte „Pesel“, ist aber heute vollgepfropft mit allem möglichen „alten Kram“. Die Leute wollen doch was sehen für ihr Geld! Der arme König Friedrich — in diesem Allerweltsmuseum hätte er gewiß keine Ruhe gefunden, da konnte er sich kaum rühren. Das früher bescheiden-wohnliche Stübchen aber mußte doch „königlich“ hergerichtet werden — für das schöne Eintrittsgeld . . .

Ja, — das war eben alles unvermeidlich — die neue Zeit, die vielen Fremden... Man mußte ihnen etwas bieten, man gehörte doch jetzt zur „Welt“! Aber, wie gesagt, auch viel Gutes brachte die Neuzeit. Nur auf ihre Art. Was hilft da das Klagen um Verlorenes, um entschwundene Poesie! Das Alte stürzt, wankt kopfüber in den Abgrund der Zeiten. Und nichts bleibt als die Erinnerung. So ist es überall. Das Beste, was der junge, regsame Tag dem alten Lande gebracht, ist aber sicher der gewaltige Dammbau, der die Insel Sylt nun landfest gemacht wie einige Halligen. Schon fährt die Eisenbahn hinüber zur Insel, und die Berliner oder Hamburger fahren, ohne umzusteigen, von ihrer rauschenden Stadt an den brandenden Strand des Weltbades Westerland, zu dem das Friesendörfchen nun längst emporgeblüht. Schon schlickt das bezwungene Wattenmeer Neuland an zu seiten des mächtigen Dammes. Und der Gedanke, daß hier weite Strecken des verlorenen Landes von der Nordsee zurückerobert werden durch geistreiche Ausnützung ihrer eigenen vernichtenden Kräfte, hat etwas Bezwingendes, etwas von der bestechenden Neuromantik der technischen Träume unserer Tage. Atlantis entsteigt den dunklen Gründen! Vineta wird emporgehoben durch die Zauberkraft menschlichen Geistes! — Da mag sich auch der Dichter aussöhnen mit der Neuzeit.

Nun wird bald Föhr folgen wollen. Auch diese Insel hat geheime Sehnsucht, „landfest“ zu werden. Es wäre so sehr viel bequemer! Auch die Tausende von Kurgästen, die auf schwankendem Kiel alljährlich aus allen Teilen des Deutschen Reiches das kleine Wyk aufsuchen, um in diesem mildesten Nordseebad Erholung und Heilung zu finden, würden gern auf die kleine Seefahrt verzichten. Und die alte Eifersucht zwischen den großen Bädern der kleinen Inseln zwischen Westerland und Wyk ruht auch nicht, und das liebliche Wyk fühlt sich vernachlässigt. Vielleicht mit Recht. Und so wird eines Tages die Zukunft auch die grüne Insel der Nordsee ans Festland schmieden. Und dann wird Amrum dazukommen, das Stiefkind unter den Inseln. Und viel Land ringsum wird gewonnen werden, viel neues deutsches Land aus den Trümmern des alten Sagenreiches. Das wird gut sein, denn das Schicksal nahm Deutschland viel altes Land, und die Heimat hat viele tatenlose Hände, die gern hülfen an den neuen Werken, gern pflügten und ernteten auf dem künftigen Neuland, das die Nordsee hergeben soll.

Dann wird der Tag kommen, da die Küsten der Uthlande wieder denen ähnlich sein werden, die von der großen Sturmflut von 1240 zerstört wurden. All das damals verlorene Land mit seinen unzähligen Städten, Kirchen, Dörfern und den vielen Tempeln aus heidnischer Zeit, die sich hier oben noch lange zäh erhielten, als längst die Glocken der Klöster und Kirchen über die Uthlande riefen, wird wieder gewonnen werden. Noch einmal klingt hier der Edda Lied aus der Gruft der Zeit — diesmal seherisch diese neue Zeit kündend:

Seh' aufsteigen
Zum anderen Male
Land aus den Fluten,
Frisch ergrünend...

Der Geist des Fortschritts ruht nicht; und nach der glänzenden Probe seiner Macht durch das Gelingen des Sylter Dammbaus zweifelt niemand mehr an der glücklichen Ausführung des gewaltigen neuen Planes zur Rückeroberung des alten, heiligen Landes der Ahnen, — des weiten Hilligenlei! Aber wenn auch die überlistete Nordsee wieder hergeben muß, was ihre Fluten genommen — die Opfersteine der Asen, die Säulentempel der fremden Götter, der Fosta und Venus, des Mars und Saturns, die noch fast ein Jahrtausend nach der Geburt des Heilandes hier oben der Lehre von der Allgewalt der Liebe getrotzt, die alten Kathedralen Wendingstadts und Rungholts, die Burgen Ripens, Witgapums, Hattums und Ordings und all die vielen verschlungenen Städte und Dörfer wird sie behalten. Längst haben ihre ruhelosen Wogen sie verschüttet unter Bergen wandernden Schlicks und Sandes. Und wenn einst über das zukünftige Neuland der Pflug des Bauern gehen wird, so sind es Furchen über Gräbern, in denen die junge Saat emporsprießen wird. Doch wo ist Leben nicht aus dem Tode entstanden?... „Hilligenlei“ aber wird tief unter dem neuen Leben weiter schlummern im gleichen stillen Frieden wie heute, da noch die Wasser der Nordsee darüber hinrauschen und die Lianenzweige phantastischer Pflanzen der Tiefe leise sich über ihm wiegen. Der Schoß der Erde wird dann ebenso verschlossen und verschwiegen bleiben, wie es heute der Nordsee Tiefen sind.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Josef Ponten: Die Studenten von Lyon (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Ottomar Enking: Röne und Syrithe** (Bremen 1928, Carl Schünemann) — **Walther von Hollander: Jetzt oder nie** (Berlin 1928, Ullstein) — **Georg Engel: Uhlenspeigel** (Berlin, Otto Stollberg) — **Arthur Rehbein: Tetrapodistiphagen** (Berlin, B. Behr) — **Rudolf Jeremias Kreutz: Die Passion des Grafen Klingenperg** (Leipzig 1928, Phil. Reclam)

In Josef Pontens neuem Roman: Die Studenten von Lyon haben wir ein Werk, das nicht nur rein episch hohen Ansprüchen genügt, und mit dem Filigran vollendeter Erzählungskunst fesselt, das auch einen ungewöhnlich bedeutenden Stoff wie eine Gebirgskette in klarem Licht vor uns aufleuchten läßt. Einen silbernen Höhenzug, von dem kein Gipfel im Dunkel bleibt, vielmehr der höchste gerade zum Schluß wie von einem Alpenglühen erhabener Ethik verklärt wird.

Schon auf den ersten Seiten ist man ein Freund dieser fünf Studenten, und bleibt es bis zum Schluß. Sie haben in Lausanne studiert, sind zum evangelischen Glauben übergetreten und wandern nun nach Frankreich, um dort in den Ferien als Missionare für den neuen Glauben zu wirken. Diese Wanderung hat Ponten mit besonderer Liebe geschildert. Ist er doch auf Bergwanderungen daheim. Wir lernen in Peter Escrivain den geistigen Führer der Fünf und in einem anderen Peter, mit Vatersnamen Navières, den Jüngsten kennen, das „Wunderkind", dem schon im Alter von fünfzehn Jahren wegen seiner Kenntnis des Griechischen eine Professur angeboten war. Ihr erstes Reiseziel ist Genf, wo sie Calvin besuchen. Der Reformator warnt sie vor den Gefahren, die ihnen in Frankreich drohen. Schon an der Grenze erfahren sie die Berechtigung dieser Warnung, sie werden nach ihrem Glauben ausgefragt, bald darauf fallen sie in die Hände eines Spitzels, der sie dem geistlichen Gericht übergibt. Hier zeigt sich Peter Escrivain überzeugungsstark seinen Richtern überlegen. Die Kirche erkennt in dem Aufsehen, das die mutigen und jeder Dialektik gewachsenen Jünglinge erregen, die Kraft des neuen Glaubens und sucht den „Ketzern" mit allen Mitteln den Widerruf abzuringen. Aber weder Kerker noch Hunger, noch schließlich die klugen Überzeugungsgründe eines bedeutenden Inquisitors vermögen sie von ihrem Wege zu locken. Sogar die Mutterliebe spielen die um kein Mittel verlegenen Priester als letzten Trumpf aus, die Kindheitserinnerungen, endlich die Liebe des Führers zu der jungen Mutter des „Wunderkindes". Aber die Kraft der Überzeugung in dieser Jugend ist so stark, daß der Dominikaner das Gegenteil erreicht: die junge Frau will den neuen Glauben kennenlernen, für den man so stirbt. Denn das bleibt den fünf Tapferen nicht erspart, sie enden auf dem Scheiterhaufen. Aber nur diese rohe Gewalt vermag sie auszulöschen — die Kirche ist unterlegen. Wer sich an den rein epischen Köstlichkeiten des Buchs delektieren will, der lese den Marsch der jungen Gesellschaft von Lausanne nach Genf und achte dabei auf die Landschafts- und Seelenstimmung in innigstem Verein — wie fein ist das bescheidene, liebenswürdige „Wunderkind" und sein Verhältnis zu den älteren Kameraden gezeichnet —, er lese die Gasthausszene und das Markttreiben in Lyon, die Schilderung Calvins und endlich die Nacht der jungen Mutter bei Peter. Der Stoff behandelt die großen Welt- und Menschheitsfragen des Glaubens, der Stellung zu Gott und Leben, er bietet einen farbenreichen Ausschnitt aus der europäischen Kulturgeschichte und gibt dem Dichter Gelegenheit, den bedeutendsten Problemen auf den Grund zu gehen. Wie groß ist die Verteidigungsrede Peters vor dem Gericht, wie stark sind die Gründe, die des Dominikaners geistige Stoßkraft gegen den neuen Glauben der Studenten richtet! Er sucht ihnen klarzumachen, daß der Katholizismus freilich nur eine Form sei, aber eine notwendige, der Protestantismus hingegen sei der Anfang der Religionslosigkeit. „Es gibt kein Aufhalten, wenn die Bewegung einmal angefangen hat." Der Protestantismus sei etwas Halbes, in wenigen Jahrhunderten werde er von einer freien Philosophie abgelöst werden, er sei also auch etwas Überflüssiges, und dafür zu sterben, wie die Studenten wollten, sei lächerlich... Schwer sind die Überzeugungskämpfe der Jünglinge gegenüber diesen Vernunftsschlüssen. Aber alle ihre Zweifel werden gescheucht durch ein Wort, das ihnen Calvin schreibt: „Ein gerades Herz, einmal gegeben, nimmt sich nicht zurück." So gerüstet treten sie dem Dominikaner mit der Frage entgegen: „Darf man die Zukunft im Geist vorwegnehmen? Darf man heute den Kriegsdienst verweigern, weil vielleicht in fernen Jahrhunderten einmal die Staaten sich zu internationalen Gebilden zusammenschließen? Nimmermehr!" Und sie sterben.

Mit künstlerischer Delikatesse verzichtet Ponten darauf, die Scheiterhaufen lodern zu lassen, was jedem Dutzenderzähler eine willkommene Gelegenheit zu dramatischer Schilderung und schwungvoller Apotheose seiner Helden gewesen wäre.

Zu Erzählern von dieser Zurückhaltung gegenüber dem roh Stofflichen, von dieser Verinnerlichung des Themas gehört auch Ottomar Enking. Sein neuer Roman Röne und Syrithe behandelt ein Thema, das besondere Zartheit in der Darstellung verlangt. Axel von Paale, der Sproß eines alten schleswig-holsteinischen Adelsgeschlechtes, ist ein bedeutender Arzt. Einer Jugendliebe hat er auf den Rat seines Vaters entsagt, hat sich so ganz seinem Beruf hingegeben, daß für das Herz nichts mehr übriggeblieben ist. Um so größer sind seine Erfolge im Beruf. Seine in Kiel gegründete Klinik ist weit über die Heimatgrenze hinaus berühmt. Da lernt er, schon im „besten Mannesalter", ein Fräulein Röne Mommsen kennen, das ihren in die Klinik eingebrachten Vater, einen Hardesvogt und Gutsbesitzer, pflegt. „Sie war mit ihrem starken, rotblonden Haar eine der geborenen Königinnen, wie sie nur der Friesenstamm hervorbringt." Axel wird von ihrem Anblick sogleich im Innersten bewegt und bald finden sich die beiden; sie haben viel Gemeinsames: das Friesenblut, die Freude an Meer und Heimat, die feste, bestimmte Art dem Lebenswerk gegenüber. Er bittet sie um ihre Hand, macht aber zur Bedingung, daß ihre Ehe kinderlos bleibe. In seinem ärztlichen Beruf hat er die Überzeugung gewonnen, daß es „unverantwortlich ist, Kinder in die Welt zu setzen". Auch ist sein Organismus nicht mehr unberührt, sonst hätte er das nicht erreicht, was er ist, er „kann weder für das seelische noch für das körperliche Wohl neuer Wesen die geringste Gewähr übernehmen". Röne willigt ein. Sie liebt ihn so stark, daß sie glaubt, ihre Muttergefühle auf ihn übertragen zu können, denn dieser an sich starke Mensch sehnt sich offenbar nach Mütterlichkeit nur nennt er sie anders: Kameradschaft, Bündnis.

Anfangs ist das junge Ehepaar sehr glücklich. Aber Röne muß mehr entbehren, als sie erwartet hat: der Beruf läßt ihrem Mann sehr wenig Zeit. Inzwischen ist seine Jugendgeliebte Syrithe als eine berühmte Zeichnerin nach Kiel gekommen und hat mit Röne innige Freundschaft geschlossen. Syrithe ist das Weibliche immer gefährlicher als das Männliche, und als nun ein dekadenter, lebensmüder Jurist in die Stadt kommt, erliegt sie seinen seltsamen Werbungen. Beide wollen eine Todeshochzeit feiern und dann zusammen sterben. Aber Syrithes Schutzgeist bewahrt sie vor dem frühzeitigen Ende. Sie wird Mutter. Röne nimmt sie zu sich und die Freundin verspricht ihr das Kind. Aber sobald sie es zum erstenmal genährt hat, will sie es nicht lassen. (Vgl. Hebbel: „Mutter und Kind".) Röne ist jetzt völlig gebrochen. Axel sieht ein, daß er ihre Liebe ganz verlieren wird. Er macht mit ihr eine Urlaubsreise nach Skagen. „Als das Ehepaar zurückkehrte, war Rönes Antlitz und ganze Gestalt von Verklärung umwoben."

Ein vollendeter Erzähler hat diese Seelenkämpfe in einer künstlerischen Verkürzung geschrieben, die zu den Seltenheiten gehört: bei aller Knappheit bleibt keine Tiefe eines Problems unausgeschöpft, das zu den gewagtesten gehört, aber durchweg mit vornehmem Takt behandelt ist.

Leider kann man dies Urteil nicht auf einen anderen Roman ausdehnen, der zwar auch Kürze anstrebt, aber nur im Satzbilde, nicht im Bau des Ganzen. Das neue Werk von Walther von Hollander: Jetzt oder nie bewegt sich inhaltlich auf der gleichen Linie wie seine beiden früheren: Das fiebernde Haus und Auf der Suche; Hollander gibt einen Ausschnitt aus der Gesellschaft des neuen Berlin, in dem Bestreben, das Empfinden und die durchgesiebte Lebenspraxis eines jungen Zeitgeschlechtes zu skizzieren. Der Roman weist nicht die Vorzüge der beiden vorhergehenden auf, zumal in der Form. Es scheint, als fühle sich Hollander in seinem Ruf und Erfolg schon so sicher, daß er es sich ein wenig leicht machen darf. Ein großer Irrtum, wenn man mehr will, als noch ein- oder zweimal in den Schaufenstern ausgelegt zu werden; Kunst will von dem, der zur Ausnahme strebt, täglich neu erobert werden. Vielleicht haben den Verfasser auch seine besonderen Fähigkeiten verführt — ich befürchtete das schon am Schluß meiner Betrachtung im letzten Septemberheft — die Kunst: mit wenigen Strichen und Punkten eine Atmosphäre zu schaffen, oder eine Seelenregung zu bestimmen. So glaubt er nun ganz mit Punkten und Strichelchen auszukommen und was er schreibt, ist weniger ein Roman als eine große Regieanweisung.

Tatsächlich scheint er auch an das Bühnenbild oder an den Film gedacht zu haben, wenn er statt der Kapitel kurze „Bilder" gibt, manchmal einen „Zwischentext" einschiebt und, statt zu erzählen, Feststellungen macht. Da beginnt gleich das „erste Bild": „1910. Alfred Sommerfeld, Geheimrat im Finanzministerium, 49 Jahre alt, ein Beamter an der Schwelle zu den höchsten Ehren, mietet eine Wohnung in der Wilhelmstraße." Oder um die Mitte des Romans: „An Ereignissen ist anzumerken die Verheiratung Helenes mit dem Baron T. Helene nützt die allmählich gezüchtete Verliebtheit des Barons aus, um sich einen Namen zu erwerben, den sie für brauchbar hält. Im übrigen bleibt sie bei Sommerfelds wohnen . . . Inmitten aller dieser Dinge gibt es für Lili: Bootsfahrten mit Paul Dirk, die ersten Charlestonstunden bei

ihm, der ein ausgezeichneter, etwas alberner Tänzer bleibt, drei Tage Nauheim, um die Mutter wieder für den ganzen Sommer einzumieten, täglich einen telegraphischen Brief von Axner, einen Strauß rosa Rosen aus der Gärtnerei in Cladow und alle paar Tage einen Anruf aus Neapel . . . Schwierigkeiten mit Kreuth, der versucht, Lili nach der Lohnzahlung zu küssen. Prügeleien zwischen Vogt und Hügelow" usw.

Das ist wohl die „neue Sachlichkeit"? Wir danken. Es kommt nicht so sehr auf das Was, als auf das Wie an, und wenn man einem Gast, der epische Bewirtung erwartet, nur die Speisekarte vorliest, so genügt ihm das nicht ganz. Das Merkwürdige dabei ist, daß trotz diesem Zusammendrängen anscheinender Handlung eigentlich in dem ganzen Roman nichts geschieht, die wirklichen Ereignisse aber sind in den kurzen Zitaten schon gegeben. Lili, die Tochter eines Geheimen Finanzrats, steht im Mittelpunkt der Erzählung, sie reicht einer ganzen Reihe von Männern allerart die Fingerspitzen, aber keinem die Hand, bis schließlich der obengenannte Dirk sie heimführt, ohne Illusionen beiderseits und ohne Anteilnahme des Lesers, dem alle diese Figuren, besonders Lili selbst, höchst gleichgültig bleiben. In dem Versagen seiner schöpferischen Kraft gibt der Verfasser mitunter statt psychologischer Entwicklung direkte Charakteristik: „So bin ich auch, denkt sie, wenn sie ihn ansieht, mit scharfen Sinnen, ohne Herz, genau im Denken und verläßlich im äußeren Leben. Unentschlossen, ungenau, unverläßlich in allen Gefühlen."

Sonderbar: diese Charakteristik trifft auch auf den Roman zu, sie erstreckt sich sogar auf die Unentschlossenheit der Handlung und die Ungenauigkeit der Charaktere. Hoffen wir, daß der begabte Verfasser sich bald wieder auf eine erprobte epische Form besinnt, die er früher so gut beherrschte, vielleicht findet sich dann auch ein wesentlicherer Inhalt.

Wenn ein zweiundsechzigjähriger Erzähler mehr als drei Jahre auf einen Till Eulenspiegel verwendet, so ist das schon der Beachtung und Betrachtung wert. Georg Engel hat dies große Werk in einem fast fünfhundert Seiten starken Bande vollbracht, dem er den plattdeutschen Titel Uhlenspiegel gibt. Engel weiß, worauf es bei diesem Stoff ankommt, er hat sein Werk demgemäß richtig angelegt und sicher durchgeführt. Wie de Coster beginnt auch er mit der Geburt seines sinnigen Schalks, die sich im Hause seines Vaters, des hanseatischen Senators, unter geheimnisvollen Umständen vollzieht: um Mitternacht stößt eine große Eule durch die offenstehende Luke auf den Boden, wo eine Magd bei einer Stallaterne hantiert, flattert auf einen zerbrochenen Ständer vor die Scheibe eines zerbrochenen Goldspiegels und sobald sie ihre Mißgestalt erblickt, bricht sie in ein schallendes Gelächter aus.

Eine Mißgestalt scheint auch der kleine Till, er hat rote Haare und ungelenke Glieder, noch ungewöhnlicher aber ist seine geistige Veranlagung. Ein scharfer, immer wacher Verstand bohrt an allen Dingen, sucht immer das Wesentliche in ihnen zu ergründen und wird so bald zu einer Qual für die Umgebung. Ein allgemein kindlicher Zug (wer hat nicht als Knabe seine Holzpferdchen und Brummkreisel geöffnet, um zu sehen, was darin steckt?) ist hier sehr hübsch erweitert und zu einem kennzeichnenden Merkmal gerade des Eulenspiegel-Charakters erhoben. Natürlich wird Till mit dieser Eigenschaft in dem alten Patrizierhause der Seestadt, wo alles nach Brauch und Herkommen geregelt ist, bald unmöglich. Hiermit ist sein Übergang in die Landstreicherlaufbahn logisch begründet, es leuchtet ein, daß er es weder zwischen den Mauern heimatlicher Konvention noch unter der Fuchtel des Schulmeisters und des väterlichen Erziehers aushält. So durchstreift Till Deutschland und die Welt, zugleich die verschiedenen Schichten menschlicher Kultur. Immer mit dem Drang, das Wahre und Wesentliche, den Kern hinter der täuschenden Schale zu suchen. Seine bunte Mannigfaltigkeit drückt die weibliche Hauptfigur des Romans, Franziska, ein gleichfalls etwas kompliziertes Wesen, einmal so aus: „Spitzbube und Reformator, Clown und Menschensezierer, Dieb, Heiland und Held, deine Zeit will sich mit dir paaren!"

Übrigens gerät der niedersächsische Schalk nicht in die Netze weiblicher Verführung, er erkennt ihre Maschen ebenso wie die sonstigen Fallstricke des Lebens, er sieht die Mängel der Ideale von Familie, Staat, Religion, Freiheit und Gerechtigkeit, von Geld und Macht.

Nach zehn Vagabundenjahren taucht Till als Mynheer van Hagemeester im Berlin der Nachkriegszeit auf. Erfahren und abgeklärt wird er mehr und mehr die Verkörperung einer Idee, der Wahrheitssehnsucht des Deutschen. Trotz kritischer Verstandesschärfe verliert er nicht den Glauben an das Gute, wenn ihm auch schließlich alles, selbst die Illusion fragwürdig wird. Er sagt: „Auf den Jahrmärkten des Lebens erkennen wir Straßenläufer wenigstens das eine, daß Wahrheit und Lüge . . . wahrscheinlich dazu bestimmt sind, sich gegenseitig zu ergänzen und erträglich zu gestalten." Und am Schluß stellt Till, wie es seinem Wesen entspricht, mit heiterer Resignation ein großes Fragezeichen auf.

Die große deutsche Eulenspiegeldichtung, die wir ersehnen, ist weder in Engels noch in Gerhart Hauptmanns Versuch gegeben. Beide sollen im übrigen nicht miteinander verglichen werden. Engel ist im Ton wie in der Anlage auf dem rechten Wege, wenn auch der Spiegel jener Eule auf dem Boden

schließlich in gar zu viele Splitter zerfallen ist. Aber Phantasie und Wirklichkeit tanzen einen sehenswerten Reigen, von Eulenspiegels Gelächter begleitet. Die einzelnen Szenen sind mit Sorgfalt gearbeitet. Man merkt mitunter die großen Vorbilder; so wäre die Todesszene der Mutter ohne jenes Meisterstück im Peer Gynt wohl nicht so entstanden. Aber alles in allem haben wir in diesem „deutschen Gegenwarts-Roman" eine eigenartige Prosadichtung, die Engels bestes Können zeigt und wohl sein Haupt- und Lebenswerk bedeutet.

Ein munteres Büchlein, das den Koffer nicht beschwert, legt Arthur Rehbein mit der Unterbenennung „Fröhliches und Ernstes" vor. Verzwickter und vielleicht darum gerade von einem Poeten, der den Schalk im Nacken hat, gewählt, ist der Haupttitel: Tetrapodistiphagen. Ein stud. med. Rudolf Westheim, der wegen einer dummen Heiratsgeschichte über das große Wasser ziehen muß, weiß die Amerikaner auf echt amerikanische Art zu bluffen. Er verkündet die neue Heilslehre, daß der Mensch zur Heilung aller Gebresten den Körper wieder in die ursprüngliche und also natürliche Lage des Vierfüßlers bringen müsse; er gründet ein „tetrapodistiphagisches Sanatorium", mit Kriechkuren. Die Sache, die er sich ursprünglich nur als Bierulk gedacht hat, wird von einem reichen Amerikaner finanziert und geht glänzend. Westheim heilt die Menschen — vom Spleen, eine echt amerikanische Kur, die nur durch den Krieg unterbrochen wird. Das ist sehr hübsch und launig erzählt, aber doch wieder ein Beleg dafür, daß die Titelnovellen gewöhnlich nicht die wertvollsten in solchen Sammlungen sind.

Denn höher stehen die Bergischen Donnerkiels, eine Erzählung, deren Held sozusagen der bergische Dickschädel ist. Zu beiden Seiten der Wupper wohnen sie, diese trotzigen, spröden „Donnerkiels" und schon die vielen Seitenpfade und Fußsteige, die hier von der Hauptstraße ablaufen, deuten darauf hin, daß jeder Landsmann gern seinen eigenen Weg geht. Diese Eigenschaft wird an den Montechi und Capuletti eines bergischen Dörfchens, einer Schlosser- und einer Schmiedfamilie, sinnvoll veranschaulicht, die so böse Feinde sind, daß der junge Hammerschmied, als er schwerverwundet auf dem Schlachtfelde bei Sedan liegt und den Tod schon vor Augen sieht, sich von einem Sproß der anderen Familie, der Lazarettgehilfe ist, nicht helfen lassen will. Und der hätte ihn auch schwerlich verbunden, wenn sein Pflichtgefühl und seine Nächstenliebe nicht im entscheidenden Augenblick doch stärker gewesen wären, als der bergische Eigensinn. So gibt es denn auch daheim eine Versöhnung und sogar eine Hochzeit, die Feindschaft in Freundschaft wandelt. Hübsch und mit heimlicher Melodie ist das gestaltet, Würze der Heimat durchströmt die herzhafte Erzählung. Rehbeins ursprünglicher Humor kommt in „Immerhin" und der Stammtischgeschichte „Penelope" am lustigsten zum Ausdruck; das Kleinod des Büchleins aber ist die Novelle „Weihnächtlicher Frühling", in der ein alter (aber noch nicht gar zu alter) Junggeselle am Weihnachtsabend zu seiner Jugendgeliebten zurückfindet. Die Wanderung der beiden durch den weihnachtlichen Schneewald zur Löwenburg hinauf ist eine Köstlichkeit, die den Dichter der „Wunder im Sande" wieder in seiner ganzen poetischen Liebenswürdigkeit zeigt.

★

Unter den 8200 Schriftstellern, die der neue Kürschner aufzählt, ist gewiß mancher, der nähere Betrachtung verdient, aber „der Gläubiger sind zu viele", wie Mephisto sagt. Heute fällt mir ein Büchlein in die Hand von Rudolf Jeremias Kreutz, den ich noch nicht kannte. Es ist nur eine Novelle: Die Passion des Grafen Klingenperg benannt, aber sie ist so farbig und mit humoriger Frische erzählt, daß sie manchen Wälzer aufwiegt. Der alte fünfzigjährige Graf Klingenperg, der Seniorchef einer begüterten Familie, verliebt sich zum Schrecken seiner Erben bis über die Ohren in ein einfaches Almdiarndl. Der Johannestrieb ist so stark, daß er sie heiraten will und sich tatsächlich mit ihr verlobt. Wie der alte Hahn nun balzt und schleift und wetzt, um sich den jungen Burschen gegenüber in jugendlicher Vollkraft zu zeigen, ist sehr lustig erzählt. Aber schließlich wird er doch durch den bildhübschen Jagdgehilfen Hies, der nicht ohne Zutun der gräflichen Erben um die Betti wirbt, ausgestochen und tut das Klügste in solchem Fall, er spielt den Großmütigen, gibt dem Paar außer seinem Segen auch noch eine gräfliche Aussteuer. Bei dem Mangel an kernigem Humor in unserem Schrifttum verdient Kreutz Aufmerksamkeit und — Erwartung auf größere Talentproben.

Rechtswissenschaftliche Werke. Von Oberlandesgerichtsrat Dr. Bovensiepen

Deutsches Rechtsleben in alter und neuer Zeit. Lehrreiche Rechtsfälle. Gesammelt und bearbeitet von Rudolf Stammler. Erster Band. Im alten Reich. (Charlottenburg 1928, Pan-Verlag Rolf Heise.) XII u. 515 S.

Als „trocken" und „langweilig" ist nun einmal seit Menschengedenken in den weitesten Schichten unseres deutschen Volkes, auch bei unseren akademisch Gebildeten, die Rechtsordnung und Rechtswissenschaft abgestempelt, und gar eine Beschäftigung

mit der deutschen Rechtsgeschichte erachtet man gemeinhin mit einem gewissen mitleidig überlegenen Lächeln als eine seltsame Schrulle gelehrter Käuze. Fremd, ja mißtrauisch steht unser Volk der Rechtsordnung gegenüber, eine tiefe Kluft trennt heute noch und vielleicht gerade heute mehr denn je Volk und Recht. Rechtswissenschaftliche Werke, sie mögen von noch so hervorragenden Gelehrten verfaßt sein und Rechtsgebiete welcher Art auch immer behandeln, pflegen — abgesehen allenfalls von Darstellungen des Staats- und Völkerrechts — über die zünftigen Gelehrtenkreise nicht hinauszudringen. Und doch sind Rechtsordnung und Rechtswissenschaft eng mit dem Leben verbunden, die Rechtsordnung ist die logische Bedingung, die Form, unter der sich alles gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen abspielt, und die Rechtswissenschaft hat die Regeln und Vorschriften, unter denen sich jeweilen in der Geschichte dieses Zusammenleben im einzelnen zuträgt und abwickelt, darzulegen. Das Recht kennt keinen rechtsleeren Raum, alle, aber auch alle menschlichen Betätigungen ergreift es, sein Anwendungsgebiet ist unbegrenzt, auch von ihm gilt „nihil humani a me alienum esse puto", „nichts Menschliches ist mir fremd". Unsere heutige deutsche Rechts-, das heißt Staats- und Gesellschaftsordnung aber verstehen wir einfach nicht, ohne ihre geschichtliche Grundlage zutreffend erkannt zu haben.

Die schlechthinnige Unentbehrlichkeit des Rechtsgedankens für unser ganzes Kulturleben und den lebensfördernden Nutzen der Rechtshistorie führt mit überzeugender Kraft und edler Wärme der Darstellung Rudolf Stammler, der Wiedererwecker und Vollender der Kantschen Gedankenwelt auf dem Gebiete der Rechtsphilosophie, im vorliegenden Werke aus. In 34 einzelnen Abhandlungen, die sich zeitlich vom Beginn der Neuzeit bis zum ruhmlosen Ende des alten Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation (1806) erstrecken, ersteht das vielgestaltige, bunte Treiben des Verkehrs unserer Vorfahren, ihre geistigen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schicksale aus fernerer und näherer Zeit ziehen plastisch greifbar an unserem geistigen Auge vorüber. Mit Spannung und Teilnahme erfahren wir u. a. — um nur einige wenige der mit farbenfroher Palette gemalten Bilder herauszugreifen — von den Rechtshändeln des Johannes Gutenberg, begleiten wir den wackeren Ritter Götz von Berlichingen in seine Fehden und vor Gericht, folgen wir den Welsern auf ihren Fahrten in Venezuela, lesen wir staunend von der in ihren tollen Auswüchsen so auffallend an die Ausartungen unserer heutigen Börsenspekulation erinnernden Harlemer Tulpenmanie. Große Deutsche und zugleich Lichtbringer der Menschheit wie Luther, Goethe und Fridericus Rex führen uns in bisher wenig bekannten Seiten ihrer reichen Vielgestaltigkeit die Beiträge „Luther im Schiedsgerichte der Grafen von Mansfeld", „von Goethe bearbeitete Rechtsangelegenheiten" sowie die beiden Aufsätze „Voltaire gegen Hirschel" und „Der Prozeß des Müllers Arnold", in deren Mittelpunkt der große preußische König steht, vor Augen. Aufrichtig betrübt es uns, daß in diesem Rechtsstreite, der wie kaum jemals ein anderer Preußen, Deutschland, ja ganz Europa in gleich starke Aufregung versetzte, der große König aus einem an sich edlen Streben nach Gerechtigkeit geleitet, „das geltende Recht brach, einen Akt der Willkür übte und selber schwer darunter litt" (S. 427). Der die Lebensschicksale des „Schinderhannes" und seines „Julchen" schildernde Aufsatz (32) „Johann Bückler und seine Bande" wird ebenso wie der Beitrag 24 „Die Verfehlungen des Finanzdirektors Süß Oppenheimer" schon wegen der vielfachen literarischen Bearbeitungen des Stoffs (Zuckmayer, Hauff, Feuchtwanger) aufmerksame Beachtung finden. Die Leserinnen des Werkes — daß es auch solche finden möge, hoffen wir angesichts des Bildungshungers und des immer mehr zunehmenden weiblichen Universitätsstudiums zuversichtlich — werden mit besonderem Eifer nach den Aufsätzen „Thurneysers Eheprozesse" (9), „Ehesache des Jobst von dem Werder und der Magdalene von Wustrow" sowie „Rechtliche Fragen im Leben der Gräfin Aurora von Königsmark" greifen und daraus die tröstliche Gewißheit entnehmen, daß in den seitdem vergangenen Jahrhunderten die rechtliche und gesellschaftliche Lage ihres Geschlechts sich ganz wesentlich gebessert hat. Doch genug der — notgedrungen nur ganz wenigen — Andeutungen über den Inhalt der 34 Abhandlungen. Aus ihnen allein ergibt sich das heiße Streben unserer Vorfahren um die Erringung und Ausbildung des Rechtsstaates und zugleich ihr Sehnen nach Gerechtigkeit. Die Verwirklichung in den Geschicken des alten Reiches war ihnen nicht vergönnt, erst dem 19. Jahrhundert gelang es. Der Darstellung seines Rechtslebens soll der zweite, hoffentlich recht bald erscheinende Band gewidmet sein.

Das ungemein anschaulich und mit geradezu packender Sprachgewalt verfaßte Werk gibt uns gewissermaßen einen Querschnitt durch die deutsche Wirtschafts- und Kulturgeschichte der drei Jahrhunderte von 1500 bis 1800, es bildet eine würdige Ergänzung zu Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit und verdient so seinen Ehrenplatz in jeder größeren deutschen Hausbibliothek. Es ist eines der wenigen juristischen Werke, die nicht nur und überhaupt nicht in erster Linie zum Fachgelehrten, sondern zum gebildeten deutschen Staatsbürger, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts sprechen.



Ostseeküste. Gemälde von Otto Roloff

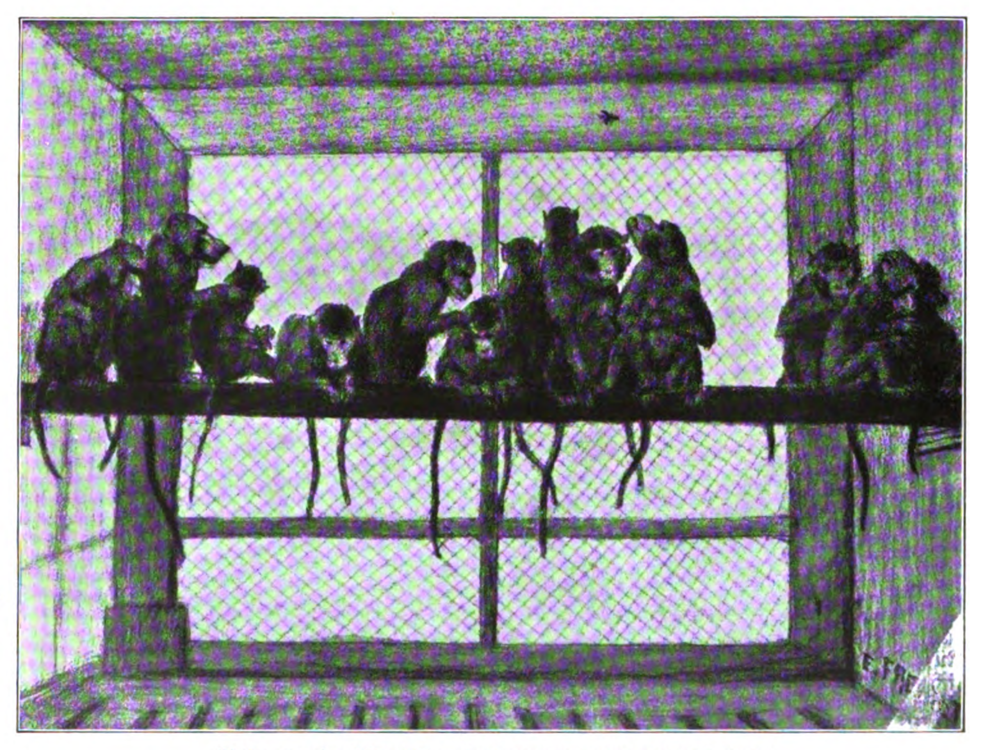
Illustrierte Rundschau

Emmanuel Frémiet — Süßmuths Glasschliff-Arbeiten — Die Medusa und ihre Verwandten — Magdeburg, eine moderne Stadt — Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl — Ein Buddhagefäß — Metallplastiken von Prof. Hans Wissel — Das Damenbildnis von Boulet — Die Sammlung Huldschinsky — „Homunculus" von Wolfgang Born — Zu unsern Bildern — Schluß des Jahrgangs — Das Septemberheft 1928

Viele unserer Leser wird der Krieg nach Lille geführt haben, und mancher hat dort gewiß vor dem goldschimmernden Denkmal der Jungfrau von Orleans gestanden, einem der schönsten Reiterstandbilder moderner Kunst. Sein Schöpfer ist Emmanuel Frémiet (1824—1910), und von demselben Meister stammt die ungemein lebendige Zeichnung, welche diese Rundschau eröffnet. Frémiets Akademie war der zoologische Garten. Er hat nie aufgehört, das Tier in der Natur zu studieren, und dieser Eifer hat ihn zu dem bedeutendsten Tierbildhauer Frankreichs gemacht. Gazellen und Pferde, Hunde und Katzen, Bären und Füchse, Hirsche und Elefanten hat er gezeichnet und geformt. Manche seiner einst berühmtesten Werke sind uns heut entfremdet. Wir können uns nicht mehr wie unsere Väter begeistern, wenn Frémiet darstellt, wie ein Gorilla ein Weib raubt oder ein Orang-Utan mit einem Borneoneger kämpft. Uns sind die einfachsten Schöpfungen des Meisters die liebsten, sei es die formal prachtvoll geschlossene Jeanne d'Arc in Lille oder das hier wiedergegebene humorgesegnete Blatt, aus dem die Drolligkeit und die Schwermut unserer „Verwandten" so überzeugend zu uns sprechen.

*

Eine selten gewordene schwierige Kunst pflegt Richard Süßmuth in seinen Werkstätten zu Penzig in Schlesien, nämlich den Glasschliff. Wundersame Schöpfungen schickt er in die Welt, und es ist sehr verständlich, daß sie von Museen und Sammlern mit Eifer und Liebe aufgenommen werden. Süßmuth versteht die alte Kunst mit modernem Formgefühl zu vereinen. Er hält sich nicht an bewährte Vor-



Aufregung im Affenkäfig. Zeichnung von Emmanuel Frémiet


Madonna. Aus einem Glasblock geschliffen von Richard Süßmuth, Penzig in Schlesien. (26 cm hoch)

bilder, sondern hat etwas Eigenes zu sagen. Dabei ist er in der Technik von altmeisterlicher Geschicklichkeit. Die 26 Zentimeter hohe Madonna z. B. ist aus einem Kristallblock geschliffen. Übrigens sind aus Süßmuths Werkstatt auch schöne Buntglasfenster hervorgegangen.

★

Einen sehr unterhaltenden künstlerischen Stammbaum weisen die drei Frauenköpfe auf S. 686/7 auf. Der eine stellt ein M e d u s e n h a u p t dar, das auf Grund einer Bemerkung Vasaris über hundert Jahre lang für ein Jugendwerk Leonardos galt, bis 1905 der italienische Gelehrte Ricci nachwies, daß es um 1600 von einem flämischen Künstler gemalt worden ist, wahrscheinlich zu betrügerischem Zweck. Als C o u r b e t 1866 seine drei Jahre später in München ungeheures Aufsehen erregende nackte „Dame mit dem Papagei" malte, schwebte ihm das damals unbestritten Leonardo zugeschriebene Medusenhaupt vor, nur daß er das Grauen ein wenig milderte. Jetzt hat ein Künstler des Lichtbilds, der Pariser M a n R a y, eine Photographie geschaffen, die sich, diesmal liebenswürdig und doch gefährlich, an die beiden großen Kunstwerke anschließt.

★


Gläser von Richard Süßmuth, Penzig, aus dem Museum zu Bunzlau

Die große Theaterausstellung des vorigen Jahres hat die Augen ganz Deutschlands auf M a g d e b u r g (S. 688) gerichtet. Man sah zu allgemeiner Überraschung, wie hier eine Stadt, die abseits vom künstlerischen Leben zu stehen schien und von der Natur stiefmütterlich behandelt ist, sich mit Mut und Glück aufwärts arbeitete. Im Anschluß an einen Besuch hat uns W a l t e r v o n M o l o, unser Mitarbeiter, den Eindruck geschildert, den Magdeburg auf ihn gemacht hat. Er kam von einer Reise, die ihn namentlich in Augsburg und seiner Fuggerei mit Bewunderung für die Größe altdeutscher Städtekultur erfüllt hatte, und fragte sich zweifelnd, ob wohl auch heute eine Stadt so bewußt, so zukunftssicher zu arbeiten verstehe. Da sah er Magdeburg und fand, was er suchte: „Großzügige, in sich abgeschlossene Siedlungen, eine Fuggerei von 1927, prachtvolle, zeitgemäße Neubauten allerart, eine Stadthalle, wie wir sie in ganz


Frauenkopf. Photographie von Man Ray



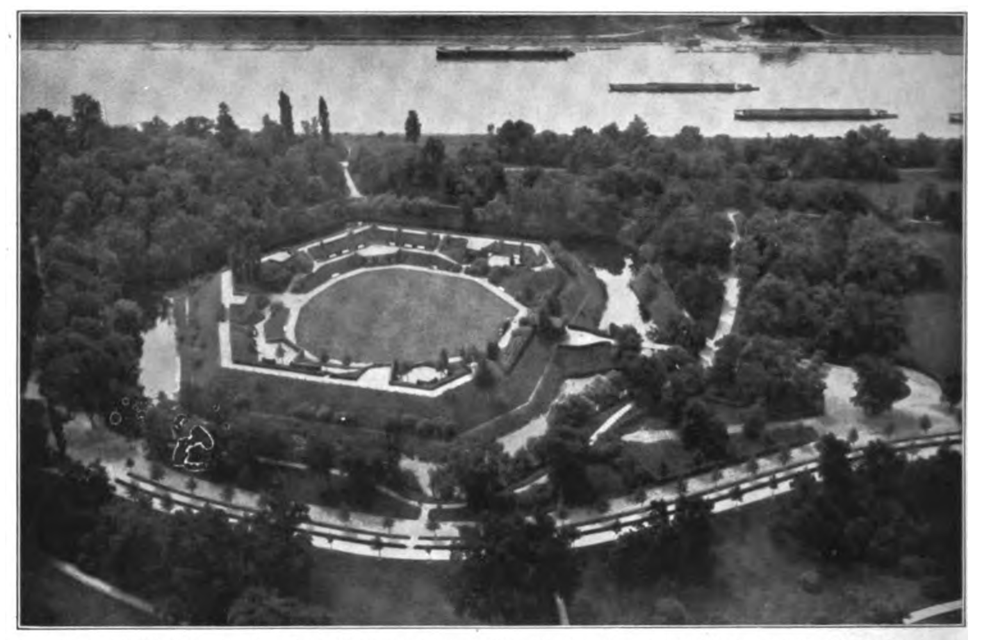
Kopf der Medusa. Ausschnitt aus einem Gemälde von Leonardo da Vinci. Photo Anderson
Unten: Die Dame mit dem Papagei
Ausschnitt aus dem Gemälde von Gustave Courbet im Metropolitan-Museum zu Neuyork

Deutschland nicht besitzen, sachliches Arbeiten in sozialer, ästhetischer und kultureller Beziehung. Aus alten Festungswerken gehen Parkanlagen hervor, kurz, alles weist in die Zukunft und wird der Gegenwart vollkommen gerecht. Die im besten Sinne moderne Stadt, die pietätvoll ihre historischen Stätten bewahrt, ohne kleinlich zu sein, hat mir Mut und Freude gegeben und den Glauben, daß es mit Deutschland aufwärts geht."

★



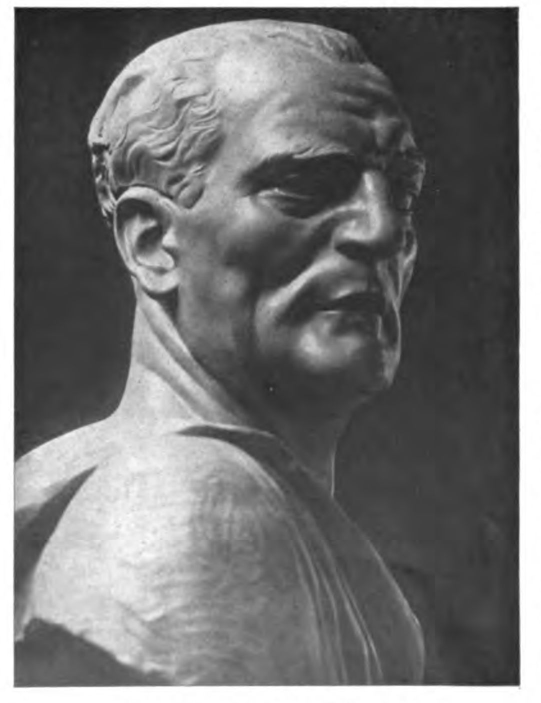
Unter den Kunstbeilagen des Heftes (zw. S. 644 u. 645) finden die Leser ein Bildwerk, „Am Strande", von Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl, einen prachtvollen Frauenkörper, der sich dem frischen Anhauch von Wind und Wasser begierig darbietet. Daß der Künstler auch ein starker Charakteristiker ist, zeigt die Büste des Opernsängers Venczel. Kisfaludi-Strobl ist seit 1923 Professor an der ungarischen Akademie der bildenden Künste zu Bu-



Das Freilichttheater im ehemaligen Fort der Stadt Magdeburg. Luftbild der Hansa G. m. b. H.

dapest. Zahlreiche Werke von ihm schmücken die Galerien auch in London, Paris, Stockholm und anderwärts. Der Meister hat zunächst an der Budapester Gewerbeschule studiert. Dann ging er nach Wien und Paris. Als der Krieg ausbrach, war er dreißig Jahre alt. Er stand als Artillerist im Felde und wurde dann als Kriegsbildhauer ins Kriegspressequartier berufen. Nach dem Kriege wuchs sein Ruf durch Ausstellungen in München, Rom, Mailand, Monza, London und Amsterdam. Zu seinen berühmtesten Werken zählen seine Denkmäler zur Erinnerung an die Schlacht von Limanowa und an die Zerstückelung Ungarns auf dem Freiheitsplatz in Budapest. —

★



Büste des Opernsängers Venczel
Bildwerk von Prof. Sigmund Kisfaludi-Strobl

Fast jede dieser Rundschauen zeigt Werke moderner Goldschmiedekunst. Zur Abwechslung bewundere man einmal das wunderschöne **Buddhagefäß**, ein indisches Meisterwerk. Es zeigt sich geöffnet und läßt den Buddha in einer Gesellschaft von Heiligen sehen. Ein märchenhaftes Prunkstück, wie auf abendländischem Boden die Zeit des Barocks ähnliche geschaffen hat.

★

Einen lehrreichen Einblick in die Entstehung moderner Monumentalplastiken gewährt die Abbildung S. 690. Früher wurde derlei getrieben; z. B. ist E. v. Bandels Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde so entstanden. Neue Wege zeigen künstlerisch und technisch die **Metallplastiken**



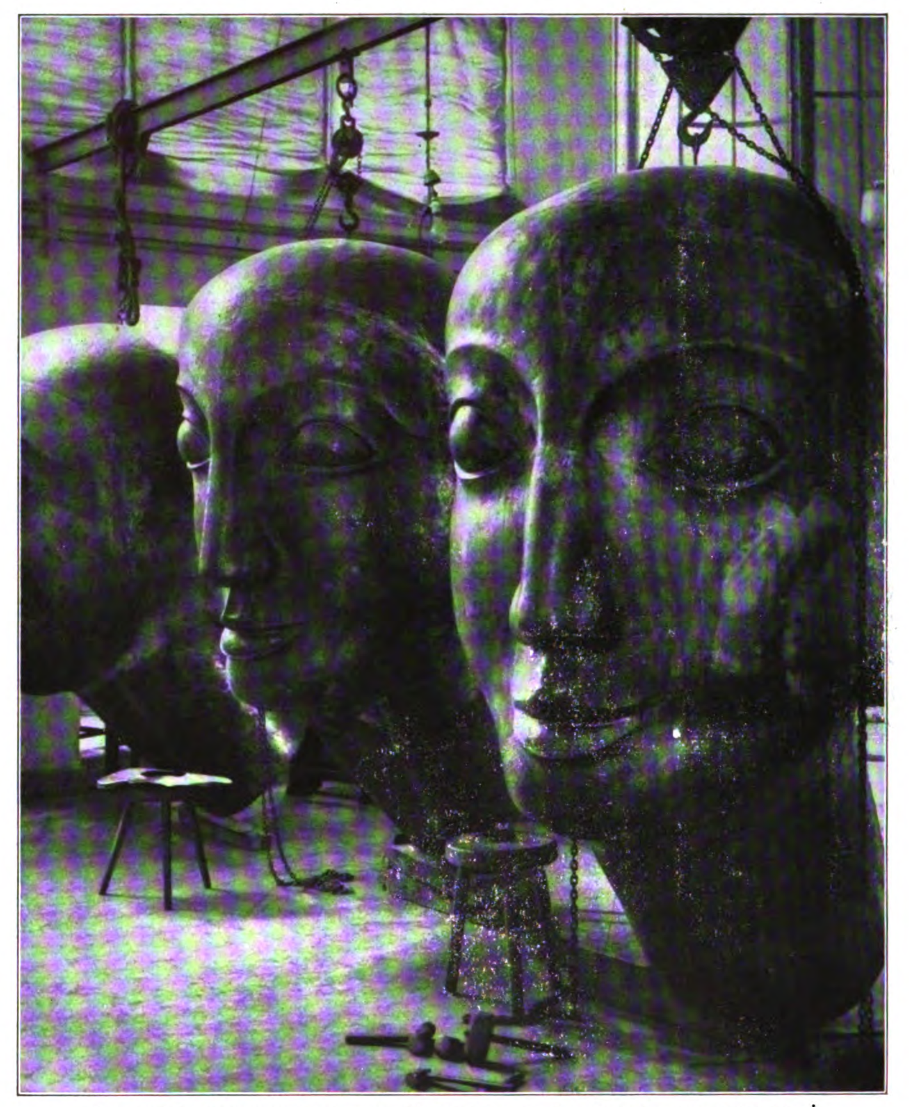
Indische Goldschmiedekunst: Buddhagefäß mit Heiligen (geöffnet)

von Prof. Hans Wissel in Köln. Nach einer von ihm gefundenen Technik werden die plastischen Formen nicht wie sonst üblich aus Metallplatten herausgetrieben, sondern nach einer gefühlsmäßigen Abwicklung der künstlerischen Form zugeschnitten, zusammengelötet und dann erst gehämmert. Seit Jahren pflegt Wissel diese neue Kunst, die dem Werk eine stärkere Ursprünglichkeit sichert. Werke seiner Hand schmücken viele bedeutende Bauten unserer besten Architekten. Um welche gewaltigen, vom Laien stets unterschätzten Maße es sich handelt, kann man daraus ersehen, daß die hier abgebildeten Köpfe ohne Hals 1,70 Meter messen. Wissel stammt aus Magdeburg und hat seit 1925, wo er nach Köln berufen wurde, dort eine vielseitige und höchst anregende Tätigkeit entfaltet. —

Das reizende Damenbildnis von C. Boulet (S. 691) hat auf der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung in Brüssel viele Herzen bezaubert. Die klare Rhythmik der Linien, die einschmeichelnde Eleganz der Malerei, der gewiß nicht tiefe, aber liebenswürdige seelische Gehalt zeigen den Künstler im Besitz der besten Eigenschaften seines Volkes, Eigenschaften, die der französischen Malerei ihre Weltgeltung geschaffen haben.

★

Ein großes, internationales Ereignis auf dem Kunstmarkt hat Berlin gehabt. Durch Paul Cassirer und Hugo Helbing wurde die Sammlung Oskar Huldschinsky versteigert, eine Galerie von außerordentlich hohem Rang. Die erzielten



In der Werkstatt von Prof. Hans Wissel-Köln: Dekorative Monumentalplastiken

Preise brachten einige Enttäuschungen. Man hatte den Schlager der Versteigerung, Rembrandts „Hendrikje", auf 800 000 RM. geschätzt und eine Million erwartet; er erzielte „nur" 570 000 RM. Auch ein höchst stattliches Damenbildnis Sebastianos del Piombo blieb mit 185 000 RM. hinter den darauf gesetzten Hoffnungen zurück. Vielleicht interessieren noch einige Zahlen: ein kleiner Botticelli („Verkündigung") — 200 000 RM., ein Jan Steen („Samson und Dalila") — 76 000 RM., Metsus „Krankes Kind" — 200 000 RM., Holbeins Frauenbildnis — 155 000 RM.

Die Versteigerung hat ein bemerkenswertes Nachspiel. Der amerikanische Kunsthändler Joseph Duveen hat für 79 000 RM. ein Frauenbildnis des Florentiners Giuliano Bugiardini (1475—1554) angekauft. Das Gemälde war auf der Akademie-Ausstellung 1909 einer größeren Öffentlichkeit gezeigt worden. Damals schon fühlte sich mancher an Raffael erinnert. Bode, der bedeutendste Kenner, bestritt diese Zuweisung, und so blieb das Bild dem Bugiardini, einem gewandten, aber unselbständigen Maler, der viele Manieren versucht hat; er ist nicht nur Raffaels, sondern auch Michelangelos, Leonardos, Fra Bartolommeos Nachahmer gewesen. Nun soll der amerikanische Kunstkenner Bernhard Berenson, ehemals mit Bode in dieser Frage einig,



Bildnis Gemälde von C. Boulet

den Bugiardini für einen Raffael erklärt haben, was den Geldwert des Bildes selbstverständlich in die Millionen steigern würde. — Man darf gespannt sein, wie sich die Wissenschaft endgültig entscheidet. Der beste Raffaelkenner, Prof. Dr. Oskar Fischel, warnt, fremden Urteilen mehr als deutschen zu glauben und vor finanziellen Sensationen in Verzückung zu geraten.

★

Den Beschluß der Rundschau macht ein seltsam **eindringliches Bild, „Homunculus"** von dem Wiener **Wolfgang Born**. Es zeigt Wagner und Mephisto über die Phiole gebeugt. Entzückt spricht Fausts ehemaliger Famulus: „Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt; Es trübt, es klärt sich: also muß es werden! Ich seh' in zierlicher Gestalt Ein artig Männlein sich gebärden."



Bildnis einer jungen Frau. Gemälde von Giuliano Bugiardini (1475—1554) — oder Raffael? Sammlung Huldschinsky

★

Das Titelbild des Heftes gehört zu Eislers inhaltreichem Aufsatz über die englische Dame. Des Tirolers **Oskar Mulley „Bergdorf"**



Homunculus. Ölgemälde von Wolfgang Born

(zw. S. 596 u. 597) ist eine wuchtige und ernsthafte Schöpfung. — Die Aufnahme des Mantelpavians von Renger-Patzsch (zw. S. 604 u. 605) stellt ein neues Zeugnis der außerordentlichen Kunst dieses Photographen dar, im Vergleich mit Frémiets Blatt doppelt interessant. — Voll von Poesie und Naturgefühl sind die „Zugvögel" Rudolf Treumanns (zw. S. 620 u. 621) und Karl von Marrs „Sinkender Tag" (zw. S. 612 u. 613). — Der „Spaziergang" von Josef Eberz (zw. S. 668 u. 669) zeigt, wie ein moderner Künstler das Fresko auffaßt: er versucht, mit wenigen, starken Farben und bestimmten, einfachen Umrissen auf weite Entfernungen hin zu wirken. — Eine Landschaft in gutem, altem Sinne ist Otto Roloffs „Ostseeküste" (zw. S. 684 u. 685).

★

Zum Schluß des Jahrgangs drei Bitten an unsre Leser: Man bestelle rechtzeitig Einbanddecken, denn sie sind schnell vergriffen; man erneuere beim Buchhändler oder Postamt das Abonnement; man werbe neue Leser, um sich die Werbegaben zu verdienen. Der neue Jahrgang bietet unerschöpflich viel Schönes. Es ist das heiße Bemühen der Schriftleitung, mit der Zeit mitzugehen, den starken jungen Begabungen in Kunst und Literatur ein Rhodus zu schaffen, dabei aber dem alten Stamm unserer Freunde soviel Stetsbewährtes zu geben, daß sie uns wegen der Bemühung um einen gerechten Ausgleich ganz gewiß nicht böse sein können. Das erste Heft bringt in einem Fünfzehntausend-Mark-Preisausschreiben eine große Überraschung, die jeden angeht, jeden beschäftigt, jeden zur Stellungnahme zwingt. **P. W.**

